Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:
Engelbert Humperdinck, Georg Engel, Maurice Maeterlinck.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 87. Bandes.

October — November — December.

1898.

Inhalt des 87. Bandes.

Mit den Portraits von:

Engelbert Humperdinck, radirt von Andreas Pickel in Nürnberg.

Georg Engel, Maurice Maeterlinck, radirt von Johann Lindner in München.

Band 87. — Heft 259.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1898.

22. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

October 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Engelbert Humperdinck.
Radirung von Andreas Pickel in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

E. Humperdinck

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVII. Band. — October 1898. — Heft 259.

(Mit einem Portrait in Radirung: Engelbert Humperdinck.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Miß Anna-Belle.

Roman

von

Alfred von Hellmann.

— Dresden. —

Erstes Capitel.

Langsam, gleichsam zögernd, fielen die breiten Schneeflocken vom grauen Winterhimmel hernieder. Das Tageslicht schwand ganz allmählich, elektrische Lampen blitzten schon hie und da durch den winterlichen Dunst und verhalfen der ganzen Stimmung zu einem eigenthümlichen Reiz. Es gab keine scharfen Umgrenzungen mehr, sondern weich und dämmernd flossen die eckigen Massen der großen Paläste in einander, wenn man die lange, vornehme Fünfte Avenue hinunterblickte. Nur wenn die eleganten Equipagen an den hohen Bogenlampen vorüberjagten, dann spiegelte und flimmerte der Wagen oder die reich beschlagenen Geschirre momentan im grellen bläulichen Blitzlicht. —

Auf dem breiten Trottoir kam eilenden Schrittes eine schlanke, junge Dame daher, gefolgt von einem schneeweißen Terrier. Es war eine selten anmuthige Erscheinung, von jener graziösen Sicherheit und der unnachahmlichen lässigen Eleganz, welche bei den amerikanischen Damen der upper ten gleichsam typisch ist. Durch den getupften Schleier, welcher das edel geschnittene, feine Profil umgab, blickten ein Paar große, sinnige Augen von unbestimmter Farbe; das überreiche nußbraune Haar wurde eben von einem hellen Schaufenster beleuchtet, es war leicht gewellt und reflectirte in einem ganz schwachen, röthlichen Schimmer. Miß Anna-Belle Andrew schien ihr Ziel erreicht zu haben; der junge Hund stürmte freudig bellend die steinerne Freitreppe eines hell erleuchteten Gebäudes hinauf, während seine Herrin, das laute Gebell beschwichtigend, langsam folgte. Auf ein kurzes Glockenzeichen öffnete sich die hohe, reich vergitterte Glasthür, hinter welcher ein

alter, weißhaariger Neger in dunkler Kleidung sichtbar wurde; dieser öffnete, ließ seine junge Gebieterin ein und verschwand mit dem lustig springenden Terrier.

Miß Anna — wir gebrauchen ebenfalls die in der Familie übliche Abkürzung — verweilte einige Augenblicke am Fuße der breiten Mahagonitreppe, auf deren Absatz zwei kostbare Bronzen standen. Diese waren als Beleuchtungskörper eingerichtet und verbreiteten ein angenehmes mildes Licht. Wohlige Wärme herrschte in dem weiten Treppenhaus. Auf der linken Seite lagen die Wohnzimmer der Familie, rechts führten hohe Glasthüren zu den Gesellschaftsräumen, durch welche man direct in den Wintergarten gelangen konnte, der eine Sehenswürdigkeit New-Yorks bildete. Mrs. Sarah Andrew, Annies Mutter, war heut at home.

Fröhliches Stimmengewirr klang an das Ohr des jungen Mädchens, welches noch einen Augenblick mit vorgebeugtem Oberkörper lauschte und dann den weichen rothen Läufer hinaufhuschte. Oben wartete bereits ihre Kammerjungfer, öffnete die Thür zum Wohnzimmer, drehte mit flinkem Griff an einer kleinen Messingkurbel, und Miß Annie betrat den eleganten Raum. Juliette, eine in Paris gemachte pikante Acquisition, warf eilig einige Hickory-Scheite in das knisternde Kaminfeuer, nahm Hut, Muff, sowie die weiche Boa ab und glitt hinaus.

Als sich die Thür leise schloß, trat Annie vor den hohen Spiegel — welche junge Dame thäte das übrigens gelegentlich nicht —, der die selten ebenmäßige Figur im tadellos sitzenden tailor made getreulich zurückgab. Sodann streifte sie die Handschuhe von den kräftigen, schmalen Händen, setzte sich an den geräumigen Schreibtisch, der quer vor einem Fenster postirt war, und schrieb.

Das mittelgroße, dreifenstrige Zimmer war keineswegs das übliche Damenboudoir, dazu fehlten Spitzen, Schleifen, Nippes und andere sonst obligate Sachen.

Miß Annie liebte das nicht.

Die Wände, sowie der Plafond, von welchem ein achtarmiger Messingleuchter herabhing, waren mit mattrothem Stoff bespannt, in welchen große Lilien eingewebt waren. In unregelmäßiger Reihenfolge hingen werthvolle alte Bilder an Schnüren herab. In der Mitte des Zimmers befand sich ein Etablissement, bestehend aus einem großblumigen Canapé, auf dem ein halbes Dutzend Kissen umherlagen. Vor demselben stand ein sehr großer Tisch, völlig bedeckt von englischer, französischer und deutscher Lectüre. Den Platz von einer Ecke bis mitten in das Zimmer nahm ein Steinway-Stutzflügel ein. An einer schmalen Wand hing das von O. Kannon — dem damaligen Modemaler — gefertigte Aquarell, Miß Annie mit ihrem Ponygespann darstellend, darüber ein Gestell mit Reitpeitschen, Rackets und anderen Sportutensilien.

Ein feiner Duft von frischen Blumen und Pflanzen erfüllte das Zimmer. Das Licht der bauchigen elektrischen Lampe glitzerte in den prächtigen bläulich-rothen Edelsteinen, welche die abnorm weißen Hände der emsig Schreibenden schmückten.

Der kurze Brief schien beendet, und Miß Annie las halblaut:

Geehrter Herr!

Ich werde Dienstag Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr in Ihrer Privatwohnung sein, um das in Frage stehende Geschäft zu erledigen.

Achtungsvoll

Miß Anna-Belle Andrew.

Das „Geschäftliche" schien, nach dem leichten Seufzer zu urtheilen, mit welchem die Verfasserin obiger Mittheilung das schmale Couvert schloß, nicht gerade angenehmer Natur zu sein. Der Brief wurde an Mr. Whitestone, 11 Market-Street, N. Y., City adressirt.

Die junge Dame legte das Schreiben auf die juchtene Schreibmappe, ging mit elastischem Schritt in das anstoßende Schlafzimmer, kehrte nach kurzer Zeit im bequemen Négligé zurück und nahm vor dem hellodernden Kaminfeuer Platz.

Es lag jetzt etwas eigenthümlich Weiches, ein seltsamer Contrast zu dem vorherigen prononcirten Selbstbewußtsein, über der schlanken Gestalt, welche mit aufgestützten Händen in den rothen Glast hineinträumte.

Nach einer Weile schreckte Anna-Belle empor.

Ein Funken war laut prasselnd aus dem Kamin herausgesprungen.

Langsam erhob sie sich und warf einen schnellen Blick auf die Wanduhr.

Annie klingelte . . . .

Juliette erschien, richtete ihre Schwarzkirschen-Augen fragend auf die junge Gebieterin und erhielt den Auftrag, das Bad zu bereiten. Die Zofe betrat den angrenzenden Baderaum, in welchem es gleich darauf zu plätschern und rauschen anfing.

Darauf hatte sich die Zofe wieder an den großen Corridorschränken zu schaffen gemacht; ihre kleine, zierliche Figur verschwand beinahe in der Masse behutsam über beide Arme gelegter Garderobenstücke.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine auf denselben Gang führende Thür, und ein junger überschlanker Mann im Smoking, weißer Weste und riesigem Nelkenstrauß im Knopfloch trat heraus.

Es war ein echt amerikanisches, etwas hartgeschnittenes Gesicht; die geschwungenen Mundlinien schlossen sich meistens nicht völlig, sondern ließen eine Reihe würfeliger Zähne sehen. Nur dann und wann verloren die hübschen Züge, welche an die schöne Schwester erinnerten, durch einen kalten hochmüthigen Zug, den ein unnöthig großes Monocle noch vermehrte.

Kaum hatte Harry das hochbepackte Mädchen erblickt, so näherte er sich schattengleich der emsig Beschäftigten, kniff dieselbe plötzlich herzhaft in die

frischen Backen, was das junge Ding mit einem leichten Aufschrei quittirte, der eigentlich mehr Aufforderung als Abwehr deutete. Der stürmische Elegant mußte eine ähnliche Auffassung der Situation haben, denn er versuchte die sich geschmeidig Sträubende mit einer schnellen Bewegung um die fabelhaft schlanke Taille zu fassen, was ihm auch gelang. Eben wollte er dem glühenden Mädchen einen Kuß auf die vollen Lippen drücken, als Juliette mit einem drehenden Ruck dem Bedränger entschlüpfte und zornig kichernd durch eine Seitenthür verschwand.

Mr. Harry setzte sein Einglas fester in das Auge hinein, schnippte ärgerlich mit den Fingern und schritt, leise pfeifend, langsam und würdevoll die breite Treppe herab. — —

Eine halbe Stunde später folgte die berückend aussehende Anna-Belle in hellvioletter Abendtoilette, große dunkle Veilchen an der Corsage, ihrem Bruder.

Als die Haustocher den Wintergarten betrat, grüßte sie die distinguirte Gesellschaft mit allgemeinem „Ah".

Die berühmten „Vierhundert" mochten ungefähr dreißig weibliche und männliche Vertreter entsendet haben. Die Familien Vanderwell, Barker, Harrisson, Depew, Mordle — mit den pikanten Zwillingsschwestern Jane und Alice — waren mit Anderen erschienen. Man bemerkte auch Mr. P. O. Talbert, den Krösus der Wall-Street, in Begleitung seiner fascinirenden Gattin, deren Alabasterschultern einem anwesenden Künstler die Ruhe raubten. Mrs. Carmen Talbert, welche ihre Vorzüge kennen mußte, erschien zum Entzücken der Herrenwelt stets außerordentlich geschmackvoll „ausgezogen". Nicht zu vergessen den braven General Rifle, der zwar ungeheuer martial aussah, von dem jedoch kein lebendes Wesen wußte, wie er eigentlich General geworden war.

Man hütete sich übrigens, darüber nachzuforschen.

Als ihn nämlich einmal ein muthiger junger Mann, durch eine hohe Wette verleitet, darüber befragte, erzählte ihm der alte Haudegen mit Donnerstimme die Geschichte des Nordamerikanischen Bürgerkrieges und entließ den vorwitzigen Frager in erbarmungswürdigem Zustande.

Während Annie bei den Versammelten ihre Begrüßungsrunde machte, kam ihr Vater Arm in Arm mit einem kleineren, gutmüthig dreinblickenden Herrn heran und stellte diesen als Lord Welton vor.

Es war zur damaligen Zeit große Mode in den amerikanischen Salons, Engländer mit klangvollem Familiennamen bei sich zu sehen. Daher fanden sich in New-York auch stets eine Anzahl Baronets, Honorables und Viscounts, welche gewöhnlich das Entzücken der jungen Republikanerinnen, wie deren gesammter weiblicher Verwandtschaft bildeten und gleichzeitig den „swells", die Mode machten.

Etwas reservirter verhielten sich meistentheils die Väter oder Vormünder — wenigstens anfänglich.

Ein veritabler Lord natürlich war schon eine great attraction, zumal die geschäftige Fama bereits Näheres von dem sehr bedeutenden Grundbesitz und mehreren historischen, vielthürmigen Schlössern zu berichten wußte.

Trotz der bei jeder Gelegenheit hervortretenden Animosität zwischen Alt-England und dem Sternenbanner war es dennoch das heiß ersehnte Ziel vieler jungen Mädchenherzen im Lande der Freiheit, sich den obligaten Empfangsschnupfen im Mansion House und bei dieser Gelegenheit Jemanden vom Hochadel zu holen. —

Lord Welton, jener weitverzweigten Klasse der globe trotter angehörend, war auf einer partiellen Weltreise begriffen und bereits zum zweiten Male in New-York. Der englische Standesherr hatte mit mehreren internationalen Freunden in Nubien und am Senegal überaus erfolgreich auf Löwen gejagt, war dann nach Rio gegangen, wo seine verheirathete Schwester lebte, und beabsichtigte, einen Theil des Winters wiederum in New-York und Washington zu verbringen.

Soeben hatte Jemand neben dem summenden Samovar, hinter welchem Anna-Belle die Haustochter-Pflicht erfüllte, einen Platz freigelassen. Welton steuerte mit langgeübter Geschicklichkeit über raschelnde Schleppen und zwischen lebhaft conversirenden Menschen hindurch rasch an die Seite der eifrigen Beschäftigten und bat um eine Tasse Thee.

Es entspann sich bald ein trauliches Gespräch, wie zwischen alten Bekannten.

Anna-Belle war, wie wohl jede Amerikanerin, eine enragirte Freundin von jeglichem Sport; sie erkundigte sich daher lebhaft interessirt nach Jagd und Abenteuer. Ihr Nachbar gab bereitwilligst Auskunft und erzählte dem gespannt lauschenden jungen Mädchen in anspruchsloser Weise, er sei von Haus aus ein wenig Naturforscher und Mineraloge, dabei allerdings auch leidenschaftlicher Jäger.

„Meine Sammlungen," erklärte der Standesherr, sich vergnügt die Hände reibend, „sind nunmehr ziemlich vollendet, wenigstens soweit das für meine momentanen Zwecke nöthig ist. Die Jagdpassion wird allerdings so bald nicht befriedigt sein, zumal ich nur Thiere jage, welche wir Europäer gewöhnlich nur in minderwerthigen Exemplaren in den Zoologischen Gärten zu Gesicht bekommen."

„Also vor allen Dingen Löwen und Tiger," warf seine Nachbarin erregt ein. „O, ich begreife das! Es muß ja für einen Mann ein herrliches, erhabenes Gefühl sein, zum ersten Mal dem Könige der Thiere Aug' in Auge gegenüber zu stehen, seine gewaltige Stimme zu vernehmen und ihn endlich, der Gefahr trotzend, zu erlegen!"

Das Thema interessirte.

Die Gesellschaft war aufmerksam geworden, man wollte wissen, was Annie so begeisterte, und ihr Theekessel war bald belagert.

Der Lord blinzelte mit pfiffigem Gesicht zu der schönen Sprecherin hin, nahm einen großen Schluck aus der Theetasse und replicirte mit einer kleinen ironischen Beimischung:

„Verzeihen Sie mir, Miß Andrew, wenn ich diese — diese Illusionen etwas zerstören muß; als ich aber zum ersten Male in meinem Leben in Nubien dem ‚Herrn mit dem dicken Kopfe‘, wie ihn die Araber taufen, gegenüberstand — oder vielmehr lag . . . .“

Lord Welton machte eine kleine Pause, die er zum Theetrinken ausnützte.

„Nun?“ riefen mehrere Damen mit gleichmäßiger Ungeduld.

„Offen gestanden, meine Damen und Herren, da hatte ich zunächst weder ein besonders herrlich, noch besonders erhabenes Gefühl.“

„Unmöglich, Lord Welton,“ rief Annie aufspringend, stimmte aber dann vergnügt in das allgemeine Lachen ein.

„Nun gut! — Aufgeregt war ich aber sicher, und zwar in ziemlich hohem Grade, das lasse ich mir absolut nicht nehmen. Uebrigens kann mein Freund und Jagdgenosse Sir Howard, der unter dem Spitznamen ‚Löwenkapitän‘ in diesem Lande, in Afrika und Australien so bekannt ist, wie die Damen bei ihren Modistinnen, meine erste Empfindung bestätigen.“

Verschiedene Herren erinnerten sich, die Bekanntschaft des berühmten Capitäns irgendwo gemacht zu haben.

Die Herrenwelt, unter der sich namhafte internationale Jäger befanden, kam bald auf das unerschöpfliche Thema der Jagderlebnisse.

Die Damen aber schienen das Stichwort „Modistin“ aufgefangen zu haben und erörterten mit fachlicher Lebendigkeit die Vorzüge der beiden New-Yorker Capacitäten Madame Blanche und Mademoiselle Dufour. Endlich erzielte der Einwurf, daß die Preise beider Magazine exorbitant wären, eine leidliche Einigung der erregten Debatte.

Die Unterhaltung begann wieder allgemeiner zu werden.

Da erschien Josua, der farbige Haushofmeister, vor der großen Sammetportière, meldend, daß mehrere Wagen der Herrschaften vorgefahren.

Man erhob sich geräuschvoll.

Die Damen verabschiedeten sich wie bei einer jahrelangen Trennung, die Herren reichten einander die Hände, sahen sich treuherzig in die Augen, und bald hörte man die Wagen zur Rampe herabrollen.

Der Letzte, welcher sich empfahl, war Lord Welton.

Mutter und Tochter saßen allein in dem prächtigen Wintergarten, welcher unter der Leitung eines Obergärtners sich zur botanischen Sehenswürdigkeit der Stadt entwickelt hatte. — — — —

Die Familie Andrew besaß in Louisiana und Florida große Zucker-, Reis- und Baumwolle-Plantagen. Von diesen ausgedehnten pflanzenreichen Besitzungen wurden besonders schöne Exemplare von Cedern, Cypressen, seltenen Föhren und Magnolien herbeigesandt. Diese Pflanzen kamen

ziemlich jung an, reichten aber, wenn sie das Klima ertrugen, im Laufe der Jahre oftmals bis zu dem hohen Glasdach hinauf, dessen Mitte eine von zierlichen Eisenstäben gebildete Kuppel war.

Momentan hatte der weite Raum einen völligen Schatz an hochstämmigen Tropenpflanzen. Der Wintergarten mit seinen Treibhäusern war das besondere Departement von Miß Annie, welche den Blumen und Gewächsen regste Fürsorge angedeihen ließ; namentlich interessirten sie die frisch aus dem Süden eingetroffenen Pflanzen. Den Ort, wo ihre Pfleglinge noch längere Zeit im Baumwollen- oder Bastkleide verbleiben mußten, nannte sie ihren Kindergarten.

Mrs. Sarah Andrew strich mit zufriedener Miene über das schwere Seidenkleid und wollte eben feststellen, welchen Eindruck wohl Lord Welton auf ihre Tochter gemacht habe, als dieser wohldurchdachte Plan eine unwillkommene Verzögerung erlitt.

Ein Diener erschien mit der Meldung, daß servirt sei, und gleich darauf betrat der Hausherr in Begleitung eines hochgewachsenen, jugendlich aussehenden Herrn, der den Damen als Mr. Wartenfels vorgestellt wurde, den Wintergarten.

„Ich muß," sagte der Fremde, den blonden, kurzgeschorenen Kopf leicht neigend, „die Verzeihung der Damen erbitten, daß ich nicht in Abendtoilette erscheine, glaubte indessen nicht, daß die geschäftliche Unterredung einen so angenehmen Abschluß finden würde."

„Keine Ceremonie," entgegnete der Hausherr, während die Damen freundlich lächelten, „ich habe Ihre Person, nicht Ihren Frack zu Tisch geladen. Bitte, führen Sie Mrs. Andrew."

Man begab sich in den hohen Eßsaal, wo sich bereits eine Dame von origineller Unschönheit mit prononcirt slavischen Gesichtszügen befand. Es war Mademoiselle Dostojewska, eine Art Gesellschafterin der Tochter des Hauses.

„Ist der Verfasser von ‚Raskolnikow' ein Verwandter von Ihnen, Fräulein?"

Die Russin blickte verwundert zu dem Riesen auf. Es war so selten, daß Jemand in diesem Lande sich ihren Namen merken konnte.

Bald darauf huschte ein Schatten über das männliche Gesicht, und ein ziemlich lakonisches „Leider nein!" wurde dem Fragenden als Antwort.

Ein Platz blieb noch unbesetzt.

Mr. Andrew wandte sich an den alten Josua, da erschien mit der Würde eines spanischen Granden, in sorgfältigster Toilette der Sohn des Hauses, welcher den smoking mit dem Frack vertauscht hatte, und reichte nach sehr kurzer Vorstellung durch seinen Vater dem Gast die schöngepflegte Rechte.

Mr. Harry William George Arthur Andrew wechselte, um doch nicht gänzlich unthätig zu sein, täglich drei- bis viermal seinen äußeren Menschen,

und würde sich höchst wahrscheinlich eher in einen Löwenkäfig begeben, als sein Diner anders als im Frack eingenommen haben. Uebrigens besaß dieser hervorragende Bürger der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika noch andere Talente, welche später nicht unerwähnt bleiben sollen. —

Mr. Wartenfels hatte sich mittlerweile mit überraschten Blicken in der weiten Halle umgesehen. Das riesenlange Büffet, auf welchem schweres Familiensilber umherstand, war gleich dem Plafond und den hohen Lederstühlen aus dunkelstem Eichenholz. An den Wänden entlang liefen lange Stellagen mit unzähligen Fächern, in welchen ebenso wie auf den hohen Thürgesimsen seltene Poterie und altvenezianisches Glas in wunderlichen Formen und Arten umherstand.

Der Hausherr ließ übrigens nicht lange Zeit zu diesen Betrachtungen, sondern verwickelte seinen Gast in geschäftliche Themen, wobei sich Letzterer auf den verschiedensten Gebieten außerordentlich unterrichtet erwies.

„Wo haben Sie denn bis jetzt gelebt, Mr. Wartenfels?“ fragte die Dame des Hauses ihren Nachbar.

„In Mato-Grosso, Süd-Amerika, Madame. Ich war Chef-Ingenieur in einem Bergwerk und bin fortgegangen, weil das Unternehmen in eine Actiengesellschaft umgewandelt wurde, welche ihre Beamten selbst anstellen will.“

„Sind Sie direct von dort hierher gekommen, Mr. Wartenfels?“ fragte Annie herüber.

„Nicht ganz direct; ich hatte Empfehlungen nach New-Orleans, fand aber die dortige Stelle leider bereits besetzt.“

„Wie hieß denn dieses Unternehmen?“ forschte der Hausherr, dessen Interesse wieder erwachte.

„The Southern National Sugar Compagnie!“

„Das thut mir in der That leid, — Mr. Andrew zog sein Notizbuch aus der Tasche des langen Ueberrockes — diese Stelle ist allerdings vor drei Wochen besetzt. — Das Unternehmen gehört mir.“

Lebhaft überrascht setzte der junge Ingenieur das eben ergriffene Glas wieder auf den Tisch, und als er aufblickte, begegnete er einem dunklen Augenpaar, welches theilnehmend zu ihm herübergeschaut hatte.

Zufällig hatte Annies Mutter die jungen Leute beobachtet.

Mrs. Andrew war erstaunt.

Es war so gar nicht die Art ihrer Tochter, bei ersten Begegnungen mit Gästen des Hauses ein besonderes Interesse zu zeigen. Das junge Mädchen kam den im Elternhause verkehrenden Herren nach amerikanischer Mädchenart völlig unbefangen und harmlos entgegen.

Mrs. Andrew beobachtete weiter. Mit dem feinfühligen Instinct der erfahrenen Frau und jener gewissen ahnungsvollen Unruhe einer Mutter, erblickte sie in dem blonden Recken eine unbestimmte Gefahr.

Es fand sich übrigens im Verlaufe der Mahlzeit keine Gelegenheit zu weiteren Befürchtungen. Wartenfels, welcher eine feine Küche verständniß-

voll schätzte, aß und trank mit dem besten Appetit und setzte dabei dem alten Herrn seine Zukunftspläne kurz und klar auseinander, woran dieser außerordentlichen Gefallen zu finden schien.

Das nach französischer Manier bereitete Mahl näherte sich dem Ende; man war beim Dessert angelangt.

Mr. Andrew nahm seinen Gast nunmehr vollständig in Beschlag.

Die geschäftlichen Verhältnisse, der Grubenbetrieb in Mato-Grosso, mußten den Hausherrn ganz speciell interessiren; er schien über die etwas reservirte Auskunft des jungen Mannes nicht sonderlich befriedigt. Immer wieder stellte er seine orientirenden Fragen, die sein Gegenüber zu längeren Auseinandersetzungen verpflichteten.

Auf diese Weise war es dem Gast unmöglich gewesen, sich mit den Damen zu unterhalten.

Nur ab und zu streifte sein scharfer Blick das feine Profil der jugendschönen Tochter, oder er fing ein blitzartiges Leuchten aus den kleinen Augen der Russin auf, die ihn gelegentlich musterten. Harry schwieg zumeist.

Mrs. Andrew gab nach einem sondirenden Blick auf die Tafel das Zeichen zum Aufbruch und benachrichtigte ihren Gatten, daß man heute mit Mordles eine Loge im Casino-Theater habe, um Lilian Russell in den Brigands zu sehen. Man verabschiedete sich, die Damen machten Toilette zum Theater, Harry begab sich in seinen Club.

„Haben Sie heute noch Etwas vor, Mr. Wartenfels?“ fragte der Hausherr, als sich sein Gast zu verabschieden gedachte.

„Nein, mein Herr, außer mich tüchtig auszuschlafen, erwartet mich heute keine Beschäftigung mehr.“

„Dann nehmen Sie mit mir den Kaffee und rauchen eine Cigarre?“

Der Ingenieur bejahte; die Herren gingen durch eine kleine Tapetenthür über einen schmalen Corridor und gelangten in einen kleinen Raum, welcher mit gepreßter Ledertapete versehen war. Um einen schweren Tisch standen mehrere tiefe Ledersessel, auf welchen man sich's bequem machte.

Ein Diener brachte Kaffee, eine kleine Spirituosen-Batterie und Cigarren. Als Beide allein waren, begann der Aeltere:

„Mein lieber Mr. Wartenfels, ich bin meinem alten Freunde Talbert dankbar, daß er Sie schickte. Sie scheinen ein vernünftiger Mann, und Ihre geschäftlichen Principien gefallen mir ausnehmend gut.“ Darauf sah der Sprecher dem Anderen scharf in's Gesicht und fuhr ohne jeden Uebergang fort: „Was halten Sie von der neuen Bergwerk-Actien-Gesellschaft in Mato-Grasso?“ — —

Der Gefragte blies, ohne sein Erstaunen merken zu lassen, gemächlich den bläulichen Rauch der kostbaren Cigarre nach der Decke und erwiderte trocken:

„Nichts . . .!“

„Was will das sagen?“

„Das will sagen, daß ich die neue Compagnie für ein recht bedenkliches Unternehmen erachte, was ich übrigens vorläufig nur als eine zu Ihnen geäußerte Privatansicht zu betrachten bitte. Wie gesagt, — vorläufig. Auf längere Zeit wird sich das Unternehmen kaum halten können."

Mr. Andrew furchte die Stirn.

„Können oder wollen Sie mir hierfür eine ausreichende Erklärung geben?"

Der Ingenieur strich mit peinlicher Sorgfalt die Asche seiner Havannah in eine Bronzeschale und entgegnete nachdrücklich:

„Unter gewissen Bedingungen — — Ja! . . ."

Mr. Andrew rückte ungeduldig seinen schweren Sessel näher und sagte alsdann leise und eindringlich:

„Ich bin auf der Stelle bereit, Ihnen für eine fachmännische Auskunft jede Entschädigung, welche Sie von mir verlangen, zu garantiren!" — Bei diesen Worten griff seine Hand mechanisch nach dem Checkbuch.

Sein Gegenüber setzte die leere Kaffeetasse wieder auf den Tisch und machte eine abwehrende Handbewegung.

Sodann sagte er, jedes Wort scharf betonend:

„Sie haben mich mißverstanden, Mr. Andrew. Es handelt sich für mich lediglich darum, welcher Art Ihr Interesse an der erwähnten Gesellschaft ist. Nur unter der Bedingung, daß dieses ein wichtiges — persönliches oder geschäftliches — wäre, kann ich Veranlassung haben, mich weiter über das neue Unternehmen zu äußern . . ."

Der alte Herr erhob sich rasch, sah nach der Uhr und sprach:

„Vertrauen gegen Vertrauen, — ich soll morgen Vormittag Besitzer von Mato-Grasso-Actien im ungefähren Werthe einer Viertel-Million Dollar sein."

„Das darf aber unter keinerlei Umständen geschehen!" rief Wartenfels aus. „Vergeben Sie mir meine durch bittere Erfahrungen erkaufte Zurückhaltung und hören Sie:

Als ich vor ungefähr zwölf Jahren nach Mato-Grasso gelangte, war dieser Ort noch Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Brasiliens. Das Bergwerk lag halbwegs zwischen der Hauptstadt und Diamantino, welches damals seinen stolzen Namen noch verdiente.

Die Gold- und Diamantenausfuhr wurde von dem damaligen Eigner, Patrick O' Kannon, einem Irländer, in zwei, mir später unterstellten Gruben, acht Jahre lang betrieben. Dieser Mann lebt übrigens jetzt als vielfacher Millionär in seiner Heimat. Einschalten will ich noch, daß der Grubenertrag bereits unter dem Genannten nachzulassen anfing. Der schlaue Ire verkaufte, und sein Nachfolger wurde Mr. Cook — E. F. Cook — der mich in meiner bisherigen Stellung beließ." —

„Einen Augenblick, Mr. Wartenfels," unterbrach ihn der Andere. „In Ihren Papieren wird nämlich auch von chemischen Erfolgen gesprochen, — sind Sie denn gleichzeitig Chemiker? . . ."

„Gewiß. Ich habe Chemie studirt und auch während der Erkrankung des ersten Bergwerk-Chemikers dessen Geschäfte übernommen. Bei dieser Gelegenheit gelangen mir nun mehrere ziemlich wichtige Quecksilber-Analysen . ."

„Zum Patent brauchbar?"

„Ach Gott!" lachte der Blonde, „da unten noch Patent-Scherereien!"

Der Frager nickte zustimmend, während der junge Ingenieur fortfuhr:

„Der neue Besitzer bemerkte bald zu seinem Schrecken, daß er das Werk zu theuer erworben hatte. Durch Sparsamkeit am unrechten Ort, beispielsweise am Förderungsmaterial, durch Entlassen von besser dotirten, intelligenten Arbeitern, suchte er nun die Betriebskosten zu verkleinern. Er verringerte naturgemäß auch die Ausfuhr. Wichtige fachliche californische Erfindungen wurden unbeachtet gelassen, jede Neuerung als zu kostspielig verworfen. Die alten, primitiven Maschinen waren ja zum Theil garnicht mehr zeitgemäß, — die Gruben arbeiteten eigentlich nur noch mit Verlust.

Dazu kam als Hauptsache, daß sich die Gruben entwertheten, die Goldadern sich in erschreckender Weise verminderten; an Stelle der reichgehaltigen Goldquarze traten immer häufiger geschwefelte Erze mit minimalem Edelmetall. Edelsteine fand man — sehr vereinzelte Fälle ausgenommen — überhaupt nicht mehr.

Unsere letzte Jahresbilanz bedeutete den Anfang des Ruins . . ."

„Wurde der Betrieb aufrecht erhalten?" forschte der Zuhörer.

„Es wurde weitergearbeitet."

„Mit reducirten Arbeitskräften?"

„Im Gegentheil; im Vorjahre stellte man plötzlich neue Arbeiter an, die ganz unnöthige, aussichtslose Förderungsarbeiten machen mußten, — so eine Art Scheinarbeit.

„Und was geschah denn nun weiter?"

Eines Tages, — vor vielleicht einem halben Jahre, — brachte mein Chef, außerordentlich gut gelaunt, einen Mann in meine Office, der sich Whitestone nannte und ein höllisch geriebener Geschäftsmann zu sein schien.

Ich erhielt den Auftrag, ihm die Gruben und den Betrieb zu zeigen, und Mr. Whitestone orientirte sich überall, — auch in dem ihm auf specielle Ordre vorgelegten Hauptbuch — bis in das Detail. Er reiste wieder ab; kurze Zeit darauf erschien ein zweiter Besuch bei uns, dessen Namen ich vergessen habe, der mir jedoch als Ingenieur vorgestellt wurde.

„Baker? . . ." rief der Hausherr in seinem Notizbuch lesend.

„Ich kann mich wirklich nicht erinnern," entgegnete der Gefragte. „Der angebliche College fuhr mit ein, machte Steinproben und Analysen, die übrigens zumeist mißlangen, und sprach sich mir gegenüber über Alles hoch befriedigt aus. Zum Schluß prophezeite er den Gruben die größte Zukunft. Ich nahm den Mann natürlich nicht ernst und ging wieder in mein Bureau. Am andern Tag rief mich Mr. Cook in die Office, wobei

er mir ein großes Schriftstück übergab, in welchem die Ansichten des fremden Collegen womöglich noch drastischer zu Papier gebracht waren.

Dieses Pamphlet erinnerte mich unwillkürlich an die bekannten Seifenreclamen . . ."

Mr. Andrew lächelte.

„Aber dies Alles war nur Vorspiel. Jetzt kommt der Schlußeffect, Mr. Andrew! Mein Chef stellte in brüsken Worten das Ansinnen an mich, das eben gelesene Schreiben, welches die Unterschrift des Verfassers trug, auch mit meinem Namen gegenzuzeichnen. Ich protestirte energisch, bewies klipp und klar das Gegentheil sämmtlicher aufgestellten Behauptungen und erhielt . . ."

„Natürlich Unrecht!" rief der alte Herr dazwischen.

„Meine Entlassung!" ergänzte der Jüngere.

„Sie nahmen sofort an?"

„Natürlich! — Eigenthümlicher Weise sogar mit schwerem Herzen. Ich hätte vielleicht nach meiner langen Thätigkeit eine andere Form der Entlassung verdient, auch hatte ja der Ort, wo alljährlich das Sumpffieber bedeutende Opfer forderte, nichts Verlockendes. — Gleichviel, der Abschied wurde mir schwerer, weit schwerer, als ich glaubte, — die liebe Gewohnheit und dann, . . . was habe ich in den zwölf Jahren da unten Alles erlebt! — — Doch das gehört wohl nicht hierher, — meine Meinung über die neue Actiengesellschaft ist Ihnen jetzt bekannt, Mr. Andrew."

Beide Männer hatten sich erhoben.

Der Aeltere reichte dem Ingenieur seine Hand und sprach in warmem Tone:

„Ich danke Ihnen vorläufig, Mr. Wartenfels. Sie haben mir heute einen großen Dienst erwiesen. Es wäre für mich, anderer Unternehmungen wegen, von größter Wichtigkeit gewesen, in Brasilien Fuß zu fassen, — selbst mit noch bedeutenderen Opfern. Ihre klare, fachmännische Darlegung, die Art und Weise des dortigen Geschäftsbetriebes, hat jedoch meine Abneigung gegen das mir vorgeschlagene Geschäft bestärkt; ich werde meine Maßnahmen treffen . . .

Doch nun zu Ihnen. Da Sie doch wohl jetzt zunächst in New-York bleiben werden, erbitte ich baldigst Ihre Adresse. Sie wohnen noch im Hôtel? —"

„Im Hoffmann-Haus."

„Uebrigens hoffe ich, Sie mit Bestimmtheit öfters bei mir zu sehen."

Wartenfels versprach das, indem er sich für die ihm erwiesene Gastfreundschaft bedankte. Noch ein kräftiger Handdruck, und bald ging der blonde Hüne mit langen Schritten die stille Avenue herunter seinem Hôtel zu.

Trotz der strapaziösen Reise vermochte er noch lange keinen Schlaf zu finden. Verschiedene Bilder zogen wie im Nebel an seinem Lager vorüber, bis endlich die immer wieder zerrinnenden feste Form gewannen, um sich wiederum aufzulösen. Wohlthuender Schlummer befreite ihn von diesem Gaukelspiel.

Zweites Capitel.

Die Familie Andrew stammte aus Virginia und gehörte sowohl zu den ältesten als reichsten der City. Durch rastlose Thätigkeit, durch Verbindung mit Familien der besitzenden Klasse hatte sich im Laufe der Zeit das Vermögen derartig vergrößert, daß die einheitliche Verwaltung desselben schwierig geworden war.

Ein Theil des Capitals steckte in den bereits erwähnten Besitzungen in der Nähe von New-Orleans, woselbst sich ein mit General-Vollmacht versehener Vertreter befand, dem auch die Controle der Zuckerfabrik und der Plantagen-Beamten oblag. Es war dies naturgemäß ein außerordentlich verantwortlicher, anstrengender Posten, und Mr. Peddleton, welcher schon lange Jahre für die Familie thätig war, hatte bereits mehrfach gebeten, ihn von dieser Stelle, welche eine jüngere Kraft erheische, zu entheben. Mr. Andrew war bei seinem letzten Besuch in den Südstaaten von seinem Vertreter persönlich dringend ersucht worden, ihm einen Nachfolger zu geben.

Es war in der That Noth am Mann. Man bedurfte nicht allein einer kaufmännischen Kraft mit bedeutenden Fachkenntnissen, der Generalvertreter mußte auch stundenlang zu Pferde sitzen können, um besonders während der Erntezeit einen genauen Einblick in die verschiedenartige landwirthschaftliche Thätigkeit zu gewinnen.

Bekümmert kam Mr. Andrew nach New-York zurück. Sein Sohn und Erbe war zwar bereits 28 Jahr alt, hatte aber — gänzlich aus der Andrew'schen Art schlagend — nicht das geringste Talent und noch weniger Lust zu irgend einer ernsten Thätigkeit. Er hatte mit Mühe und Noth auf dem fashionablen Columbia-College die vorgeschriebenen Examina absolvirt, wobei er ein leidenschaftlicher foot-ball-Spieler geworden war, den sein team hoch schätzte. In der allerjüngsten Zeit aber hatte seine Vorliebe für das Ewig Weibliche derart zugenommen, daß der Vater mehrere Male seinen ganzen Einfluß und bedeutende Geldopfer in die Waagschale werfen mußte. Man hätte sonst Andrew jun. durch Nachtpolizisten aufheben lassen, eingesperrt und am nächsten Morgen mit allerlei fragwürdigem Gesindel dem Richter vorgeführt.

Es war allerdings zweimal der Versuch gemacht worden, den jungen Mann wenigstens formell zu beschäftigen, zu welchem Zwecke man ihm einen Theil der einfachen französischen Correspondenz im väterlichen Bureau übergeben hatte. Das Resultat jedoch überaf alle Erwartungen. Der neue Correspondent, der vielleicht eher zum Diplomaten geboren war, verstand es, ganz harmlose Aufträge derartig zu compliciren, daß zahlreiche Kabel einliefen, welche um bescheunigte Aufklärung baten. Der alte Andrew, welcher in Geschäften wenig Spaß verstand, rief seinen Sprößling zu sich und sagte ihm in seiner trockenen Manier, er möge sich zum Teufel scheeren.

Jung Harry ging, aber nicht zum Teufel, sondern zu Mrs. Andrew, welche ihn abgöttisch liebte, und beklagte sich, daß ihn „Pa" derartig vor

dem Buchhalter bloßgestellt habe. Die Mutter beruhigte den erregten Jüngling, bei welcher Gelegenheit übrigens ganz unmotivirt eine ellenlange Harry'sche Schneiderrechnung zum Vorschein kam, und versprach, mit „Pa" zu reden.

Das Resultat dieser Besprechung, welche am folgenden Tage stattfand, war, daß Harry als Assistent-Clerk in das Comptoir von Mr. Jalbert wanderte. Hier erhielt er seinen Platz neben einem uralten gutmüthigen Buchhalter, bei dem er unwichtige Briefe copiren mußte, um sich den nöthigen Geschäftsstil anzueignen. Der alte, ehrliche Hopkins, Harrys Mentor, besaß nur eine einzige Leidenschaft in seiner streng soliden Zahlenseele, und diese bestand in einer unbezähmbaren Vorliebe für feine Cigarren. Sein Schüler, in solchen Sachen überaus findig, erkannte bald die taktische Schwäche des würdigen Herrn und eröffnete ihm freigebig einen unbeschränkten Credit auf die unübertrefflichen Havannahs seines Vaters; legte ihm am frühen Morgen der Buchhalter eine größere Anzahl Copien auf das Pult, so fand der gute Hopkins dafür beim Geschäftsschluß keine jener köstlichen dicken Cigarren neben dem großen Tintenfaß. Auf diese Weise kam bald ein stillschweigender Pact zu Stande, und als sich Andrew sen. einstmals kurz vor Geschäftsschluß nach dem jungen Geschäftsmann erkundigen wollte, fand er den alten Hopkins in andächtiger Betrachtung einer ihm nicht unbekannten Cigarren-Sorte, — den Platz seines Sohnes aber leer.

Der schwer geprüfte Vater hätte seinem Sohne am liebsten sogleich ein Schiffs-Billet nach dem Nordpol gelöst, beschloß jedoch, nachdem er ruhiger geworden, die mehr befahrene Route nach Bremen zu wählen, woselbst er auch gleichzeitig bessere Beziehungen hatte.

„Ein junger Kaufmann muß sobald wie möglich aus dem Hause fort," versuchte er seiner entsetzt zuhörenden Gattin in Gegenwart Harrys auseinanderzusetzen.

„Nicht um die Welt!" rief die überaus phlegmatische Dame erregt aus, schloß den Sohn so fest in die Arme, als ginge der Lloyd-Steamer in der nächsten Minute von der Andrew'schen Freitreppe ab — und Harry blieb. — — — —

* * *

Als Wartenfels am nächsten Morgen beim Frühstück saß, wurde ihm ein Stadtbrief überbracht, dessen Handschrift ihm unbekannt war. Ein gewisser A. Whitestone, 11 Market Street, bat den hochgeschätzten Empfänger dieser Zeilen Nachmittags um 3 Uhr zu einer wichtigen Privat-Unterredung in die unterzeichnete Wohnung. Der Ingenieur erinnerte sich bald, den Namen des Absenders in Mato-Grasso gehört zu haben, und beschloß, der Einladung zu folgen.

Wartenfels hatte in den vergangenen Jahren nach Landesausdruck „Geld gemacht". Der Gehalt in Brasilien war hoch gewesen, da schon das

Klima die meisten seiner Fachgenossen auf eine Stelle daselbst verzichten ließ; außerdem war er von Hause aus nicht unvermögend. Es gab allerdings in New-York eine große Anzahl beschäftigungsloser Ingenieure aller Nationen, jedoch hatte Wartenfels während seiner langjährigen, verschiedenartigen Thätigkeit bedeutende Fachkenntnisse erworben und verfügte außerdem über eine nicht gewöhnliche Sprachkenntniß.

Nach einem kräftigen Lunch, den er mit einem spanischen Kaufmann, welcher mit ihm die Fahrt von Valparaiso gemacht hatte, eingenommen, verabschiedete er sich von seinem Reisegefährten und ging langsam nach der Market-Street. Bald befand er sich auf dem unteren Broadway, der belebtesten und verkehrsreichsten Straße der Welt, und stand nach längerer Wanderung vor dem bezeichneten Hause. Er stieg die ausgetretene Treppe eines alten düsteren Gebäudes empor und erblickte nach längerem Suchen ein unsauberes, kleines Messingschild, welches den Namen „A. Whitestone“ trug. Unmittelbar nach dem Ton einer dünnen Klingel öffnete sich die Thür, und eine unangenehme Stimme rief überlaut:

„Ich habe Sie schon erwartet, Herr Ingenieur! — Sie werden sich gewiß wundern, einen alten Bekannten hier zu finden. — Wollen Sie nur gefälligst da hereinspazieren, Herr Ingenieur!“ —

Wartenfels betrat ein großes, mit den mannigfachsten Möbeln ausgestattetes Gemach, welches eine Art Antiquitäten-Cabinet zu sein schien. Kostbare alte, zum Theil reichgestickte Stoffe waren über die hohen geschnitzten oder eingelegten Stühle geworfen. Auf großen und kleinen Staffeleien standen alte, anscheinend werthvolle Bilder.

Waffen aus verschiedenen Zeiten lehnten an den mit seltenen Geweihen geschmückten Wänden umher, und von der Decke herab hingen wunderbar geformte Metall-Kronleuchter und Glaslustre.

Whitestone öffnete die Thür zu einem Nebenraum und bat seinen Besuch, zu folgen. Man befand sich in einem behaglich möblirten Zimmer, dessen einziger Zugang von dem Besitzer sogleich verschlossen wurde.

„Hier sind wir ganz ungestört, mein verehrter Mr. Wartenfels,“ begann die unangenehme Stimme von Neuem; „hier können wir uns auch ganz ungenirt aussprechen. Darf ich Ihnen eine Cigarre, eine gute Cigarre geben? — Sie werden die Cigarre vielleicht kennen aus Mato-Grosso, es ist eine Panatelas Maduros; nun, Sie werden ja Kenner sein! — Hier ist der Cigarren-Abschneider!“ — —

Wartenfels hatte sich inzwischen den Mann genauer angesehen, es war derselbe, den er vor mehreren Monaten in Mato Grosso kennen gelernt hatte.

Whitestone reichte dem Ingenieur ein brennendes Zündholz herüber.

„Ich möchte Sie bitten, Mr. Whitestone,“ sagte der blonde Hüne mit ablehnender Handbewegung, „möglichst schnell zum Zweck Ihrer Einladung zu kommen.“

„Zum Zwecke meiner Einladung zu kommen," wiederholte die laute Stimme mechanisch. „Gleich, gleich, mein lieber Herr, komme ich zum Zwecke," — dann plötzlich ohne Uebergang:

„Es war ein Fehler von Mr. Coock, Sie aus Mato-Grosso fortreisen zu lassen, ein großer Fehler. Ich hab's gesagt, aber die Leute wollten mir Nichts glauben und fangen jetzt schon an, zu bereuen, jetzt, wo es zu spät ist!"

„Was wissen Sie denn von meiner Abreise aus Mato-Grosso?"

„Was ich davon weiß," lachte der Gefragte. „Nun, ich denke, wenn Sie nicht wären abgereist aus Mato-Grosso, säßen wir Beide doch nicht jetzt zusammen hier in New-York an diesem Tische! — Aber auch von Ihnen, mein lieber Herr, war es nicht klug, so plötzlich davonzulaufen. — Wozu? — Sie hätten ruhig Ihren Profit mitnehmen sollen, wie alle Leute ihn werden mitnehmen, die was zu thun bekommen mit der neuen Actien-Gesellschaft da unten. — Sie hätten es doch auch am meisten verdient, schon allein dafür, daß Sie Ihr junges Leben verbracht haben in dem verdammten Sumpfloch da unten! — Jetzt wird es aber besser werden mit den Sümpfen," fuhr der Sprecher, immer lauter werdend, fort. Es wird entwässert und nivellirt, neue Maschinen werden kommen, und in Diamantino wird es auch wieder Diamanten geben, so große und so reine, wie an Ihrem kleinen Finger, verehrter Herr Ingenieur. — — —

Ist der schöne Stein auch aus den Gruben? — Natürlich, wo soll er denn sonst her sein!"

„Wir wollen den Gruben bessere Zeiten wünschen," entgegnete der Ingenieur mit ernster Stimme. „Wollen Sie mir nun aber endlich mittheilen —"

„Gewiß werde ich Ihnen mittheilen," unterbrach der Erregte seinen Gast. — „Alles werde ich Ihnen mittheilen, wenn Sie mich fünf Minuten ruhig anhören wollen!"

Mit diesen Worten schlurfte er an den mächtigen, bis zur Decke reichenden alten Wandschrank, entnahm der weiten Tasche seines carrirten Beinkleides einen großen Schlüsselbund, und bald darauf ertönte ein federndes Schnurren wie von einem Uhrwerk. Ein kleines Seitenfach sprang auf. Der kleine Mann sah sich einen Augenblick mit triumphirendem Lächeln um. Dann entnahm er dem Fach vier oder fünf Mineralien und stellte dieselben behutsam vor den Ingenieur.

Gewohnheitsmäßig griff Wartenfels nach den Stücken und sah darauf seinem Gegenüber prüfend in's Gesicht. Es waren Goldquarze und Golderze von seltenem Massivgehalt, fast durchweg sogenannte „Geschicke". —

Whitestone schmunzelte, kniff die kleinen, klugen Augen zusammen und fragte mit leiser Stimme:

„Was halten Sie von diesen Proben, verehrter Herr Ingenieur?"

„Soweit ich dieselben oberflächlich beurtheilen kann, sind dieselben außerordentlich gehaltig," war die Antwort.

„Ist das Ihre Ansicht?"

„Natürlich!"

Der Mann schlurfte leise an den Ingenieur heran und fragte mit vertraulicher Stimme:

„Würden Sie mir Ihre Ansicht auch schriftlich geben, Herr Ingenieur?"

„Und wozu, Mr. Whitestone?" — — —

„Guter Gott, Mr. Wartenfels! Sie sind zwölf Jahre in diesem Lande und fragen einen Geschäftsmann, wozu er Etwas haben will. Nun, ich bin, wie Jedermann weiß, ein ehrlicher Geschäftsmann und werde Ihnen deshalb sogar sagen, wozu ich das will.

Sie sind ein Fachmann, ein tüchtiger Fachmann, Ihre Ansicht ist mir darum werthvoll. Das letzte Mal waren wir zusammen in Mato-Grosso, heute sind wir Beide in New-York, Gott soll wissen, wo wir uns das nächste Mal sehen werden. Heute sind wir doch noch zusammen an diesem Tisch, deshalb sage ich heute: Geben Sie mir Ihre Ansicht über diese Probe schriftlich!"

„Die Proben sind nicht aus dem Bergwerk von Mato-Grosso!"

„Das wissen Sie nicht und ich nicht, Herr Ingenieur! Sie sollen ja auch nicht schreiben," Whitestone malte dabei mit dem dicken, kurzen Zeigefinger auf der Tischplatte, „die Proben sind aus Mato-Grosso, sondern," wieder malte der Finger, „die Proben sind gut! Sie haben mir doch eben selber gesagt mit Ihren eigenen Worten, daß die Proben außerordentlich gehaltig sind."

„Well," entgegnete Wartenfels, indem er sich, Hut und Stock ergreifend, erhob, „es giebt genügend Sachverständige in der City, deren Name bekannter sein dürfte als der meinige. Unsere geschäftlichen Ansichten scheinen übrigens doch weiter auseinander zu gehen, wie Sie glauben, Mr. Whitestone, daher hat eine weitere Unterredung für mich keinen Zweck. Meine Zeit ist knapp, bitte, öffnen Sie die Thür."

Dem Besitzer der großcarrirten Hose schien dieses Resultat höchst unerwünscht, er bat noch um einen kleinen Moment Geduld und schwor fortwährend hoch und theuer auf die Reellität des neuen südamerikanischen Unternehmens. Während dieses Redeschwalls schloß er vorsichtig seine Mineralien wieder in das schnurrende Seitenfach, öffnete endlich die doppelt verriegelte Thür, indem er die Hoffnung aussprach, den verehrten Herrn Ingenieur recht bald wiederzusehen.

Wartenfels lächelte unwillkürlich, zündete sich beim Fortgehen eine Cigarre an und beschloß, einen Spaziergang in der frischen Winterluft zu machen. Es hatte inzwischen stärker geschneit, und lautlos glitten die zahlreichen Fuhrwerke an einander vorüber. Der Verkehr schien noch in der Zunahme begriffen, das Gewühl wurde stärker, die Wagenreihen immer

länger, und plötzlich befand sich Wartenfels, welcher die Straße überschreiten wollte, dem schnaubenden Pferdekopf eines wie rasend heranfahrenden Cabs gegenüber. Der Kutscher parirte geschickt, schrie schnell ein paar jener liebenswürdigen Worte von seinem hohen Sitze herunter und jagte weiter. Im Vorbeifahren aber hatte Wartenfels eine junge elegante Dame erblickt und einen Augenblick in zwei dunkle Augen gesehen, welche ihn, gleichsam Hilfe suchend, anblickten. Wartenfels kannte diesen eigenthümlichen Glanz und hätte ihn nie vergessen; er stand noch immer, die Püffe und Stöße des hin und her wogenden Menschenstromes geduldig aushaltend, wie gebannt auf dem Trottoir. Selten war er von seinen scharfen Augen getäuscht worden, und auch in diesem Falle stand es bei ihm fest, in dem mittlerweile längst verschwundenen Cab befand sich Miß Anna-Belle.

* * *

Wer einmal längere Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt hat, wird unzweifelhaft beobachtet haben, daß die amerikanischen Damen besonders für drei Dinge eine ganz außerordentliche Vorliebe hegen.

Die Schönen der neuen Welt tragen das kostbarste Pelzwerk, besitzen die herrlichsten Edelsteine und — essen die meisten Süßigkeiten. Man besuche mit einer Dame während der Hochsaison das Grand-Opera-House zu New-York und wird die Beweise für obige Behauptung finden. Angenommen natürlich, daß der betreffende Cavalier die obligate Bonbonnière nicht vergessen hat, wozu übrigens dem Fremdling nicht gerathen werden kann.

Miß Annie machte zwar beim ‚shopping‘ mit ihren Freundinnen gleichfalls häufige Besuche bei dem berühmten „Huylers“ jedoch weit gefährlicher wurden für ihre Geldbörse naturgemäß die famosen Juwelengeschäfte des Madison Square. Die Leidenschaft für Diamanten wurde übrigens selbstverständlich von Annies Jugendfreundin Miß May Rehan getheilt, welche zu öfteren Malen erklärt hatte, für den Besitz irgend eines reinen, großen Diamanten ihr Leben zu lassen.

Allzu ängstlichen Lesern gegenüber muß übrigens der Wahrheit gemäß constatirt werden, daß Miß Rehan wöchentlich mehrere Male für den Besitz der verschiedensten Dinge ihr Leben ließ. Diese Manipulation schien der stets heiteren, bildhübschen jungen Dame auch ganz vorzüglich zu bekommen.

Eines Tages nun war besagte Busen-Freundin zu ungewohnter Morgenstunde bei Annie erschienen, welche gerade beschäftigt war, ihre Chocolade einzunehmen.

Es fand die bei jungen Damen übliche stürmische Begrüßung statt, nach welcher Miß Rehan erklärte, die Ueberbringerin einer sensationellen Neuigkeit zu sein.

„Also doch Mr. Milfort!“ rief Annie vergnügt aus. „Tausend herzlichste Glückwünsche, darling!“

„Welcher Mr. Milfort?“ fragte die Freundin in so auffallend gleichgültigem Tone, daß Annie laut lachend die kleine Schauspielerin umarmte, welche daraufhin herzlich einstimmte.

„Nein, Annie, laß Mr. Milfort in Ruhe und höre:

Als ich das letzte Mal beim Vater war, um mir Taschengeld im Voraus zu holen, traf ich zufällig einen Juwelenhändler“ — Annie und May saßen auf einmal dicht beisammen — „in seiner Office.“

„Verzeihe mir, liebe May, ich klingele blos nach einer Tasse für Dich.“

„Danke, Annie, ich trinke nicht! — Also denke, dieser Mann hatte auf kleinen weißen Papier-Enveloppen die wundervollsten Diamanten, Brillanten, Opale und — ach Gott! die Namen sind mir jetzt alle entfallen, kurz die prachtvollsten Edelsteine!

Du kennst doch die Brillanten von Mrs. Tallert? — Natürlich! Gar Nichts dagegen, Annie!“ — —

Annie goß der Freundin Chocolade in die von Juliette gebrachte Tasse.

„Danke, darling! — — Und dann denke doch, die Ersparnisse!“ —

„Welche Ersparnisse?“ fragte Annie hastig, auch zu den zahllosen Damen gehörend, welche nur um „Ersparnisse“ zu machen, einkaufen.

„Aber überleg' doch mal!“ — Miß May schlürfte ihre Chocolade — „In den Juwelier-Geschäften ist doch natürlich Alles viel theurer, denke doch an die hohen Miethen und das große Personal. Außerdem müssen die Juweliere doch selbst ihre Steine von den Händlern einkaufen, welche natürlich doch auch Etwas dabei verdienen müssen!“

„Natürlich!“ bestätigte Annie mechanisch.

„Waren große Steine dabei?“

„Solche!“ — — — Miß May bildete mit dem zierlichen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand einen Kreis. „Zum Theil direct aus den Minen, denn beim Schleifen verlieren doch die Steine gewöhnlich beträchtlich.“

„Aber May, — woher weißt Du denn auf einmal das Alles?“

„Nun, von Mr. Whitestone,“ entgegnete die Gefragte, ihre Chocolade austrinkend.

„Von Mr. Whitestone,“ repetirte Annie und füllte die Tasse von Neuem — „wer ist denn das eigentlich?“

„Aber so heißt doch der Mann, von dem ich den Ring kaufte!“

„Welchen Ring denn?“

„Ach so!“ lachten die hübschen Lippen, — „sieh her!“

Mit diesen Worten streifte die junge Dame den weißen, schwarzbenähten Handschuh von der Hand und hielt ihrer Freundin den Goldfinger hin.

Wie das blitzte und funkelte!

Es war ein schöner Diamant, sehr rein, von jenem eigenthümlichen ausgezeichneten Farbenspiel und feinem Schliff.

Miß Annie nahm schnell ihre Ringe ab und verglich.

„Oh May! — Ist der schön, darling! — Was kostet denn dieser Stein?“

„Rathe!“

„Zeig' noch mal, bitte!“

May ließ den Diamanten in der Sonne spielen.

„Zweihundert Dollar?“

„Hundertundfünfzig!“

„Sehr billig!“

„Nicht wahr?“ — Miß May trank ihre Chokolade aus und wollte den Handschuh wieder anziehen.

„Zeig' doch noch mal, bitte!“

Der Stein gleißte und brach seine Strahlen, regenbogenartig reflectirend, verführerisch im Sonnenlichte.

„Das war aber Glück, darling,“ seufzte Annie, „daß grade der Juwelenhändler bei Deinem guten Vater war!“

„Gewiß,“ bestätigte May, „sonst hätte ich diesen Ring ja nie gesehen. Oh, ich habe mich in den wenigen Tagen schon so an den Ring gewöhnt, daß ich mich nie von ihm trennen werde; eher lasse ich mein Leben!“

„Hat Dein Vater noch mehrere Einkäufe gemacht?“

„Mein Vater?“ lachte Miß May belustigt, „ach, darling, Du denkst wohl, er hat mir diesen Ring gekauft?“

„Nun, wer denn sonst?“ fragte Annie ganz erstaunt.

„Ich selbst!“

„Du selbst? — Hattest Du denn soviel überflüssiges Geld? — Hast Du denn schon Deine Modistin bezahlt?“

„Leider nicht,“ gestand die junge Dame, „ich bin ihr im Gegentheil noch furchtbar viel Geld schuldig!“

„Aber“, — — — —

„Höre nur, dear: Ich blieb bei meinem Vater länger als der vorgenannte Händler, und als ich dann die Treppe hinunterkam, erwartete mich der kleine Mann unten und fragte — er ist übrigens zu komisch — ob mir denn seine Steine gefallen hätten. Ich bejahte natürlich, worauf er mir dieselben zum Kauf anbot; zugleich gab er mir seine Visitenkarte und bat mich um seinen Besuch.“

„Und Du warst bei ihm?“

„Gewiß, dear, und gab ihm einfach ein „I. O. U.“*) auf drei Monate.

„Ah!“ applaudirte Annie und griff nach der Chocoladenkanne, welche aber leer war.

„Nicht für mich, Annie! Ich trinke nicht!“

---

*) Ich schulde Ihnen.

Annie sann nach, die bequeme Umgehung der väterlichen Autorität hatte ihr Schwanken beseitigt.

„Denkst Du, liebe May, daß mir Mr. — —"

Whitestone half die Freundin.

„Daß mir Mr. Whitestone auch einen derartigen Stein verschaffen kann?"

„Aber natürlich kann er das! — Er hat mich sogar immerfort gebeten, ihn bei meinen Freundinnen zu empfehlen."

„Hast Du schon Jemandem Etwas gesagt?"

„Nein, dear!"

„Auch nicht Jane Mordle?"

„Kein Mensch ahnt Etwas davon!"

Annie klingelte und bestellte bei Juliette neue Chocolade.

„Nicht für mich, dear, ich trinke nicht mehr," sagte May.

„Aber ich!" erwiderte Annie und lachte über das verdutzte Gesicht der Anderen.

„Du mußt Dich mit dieser Angelegenheit beeilen," sprach May eifrig, da Mr. Whitestone in nächster Zeit verreisen will."

Damit empfahl sich Miß Rehan unter obligater stürmischer Umarmung.

Annies Entschluß stand fest. Einen ähnlichen Stein, wie der, welcher Mays Hand schmückte, mußte sie auch besitzen, und so kam es, daß jener schon erwähnte Brief entstand. So kam es aber auch, daß die scharfen Wartenfels'schen Augen Recht behielten, denn die junge Dame in Cab war thatsächlich Miß Anna-Belle gewesen.

Das „Geschäft" in der Marketstreet war bald perfect geworden, nur in der Art des Vertrages wich Annie von der Freundin ab. Das Ausstellen eines Scheines war der jungen Dame unangenehm, dafür hatte Annie ein kostbares Perlencollier mit auf den Weg genommen, um diesen Schmuck als eventuelles Pfandobject zu benützen.

Ihre Mutter hatte zwar öfter von dem großen Werth dieses Erbstückes gesprochen, aber erstens bedeuten Perlen Thränen, zweitens tragen junge Mädchen keine Perlen, und schließlich waren dieselben ja bald wieder in dem kleinen Schränkchen, worin Annie ihre Schmucksachen aufzubewahren pflegte.

Als sie nach Beendigung ihres Geschäftes wieder zurückfuhr, befand sich in der kleinen rothen Geldtasche, sorgfältig eingewickelt, ein großer Diamant, nebst einer Quittung über ein deponirtes Perlencollier, welches gegen Zahlung von dreihundert Dollar zurückgegeben werden sollte. —

Wie es nun so oft geschieht, erregte aber die ersehnte Erfüllung des Wunsches durchaus nicht die gehoffte Befriedigung. Annie konnte sich sogar nicht entschließen, den Stein fassen zu lassen, trotzdem das junge Mädchen während der in der Hochsaison entwickelten Diamantenpracht täglich daran erinnert wurde.

Miß May dagegen hatte schon lange die ungetheilte Bewunderung der jungen Damen der first class erregt und benutzte jede nur denkbare Gelegenheit, um sich ihres rechten Handschuhs zu entledigen.

Ein Monat war vergangen; ganz New-York befand sich in lebhaftester Aufregung. In ungefähr acht Tagen sollte das große diesjährige Fest im Andrew'schen Hause stattfinden, welches gewöhnlich schon lange vorher das Tagesgespräch bildete. Auch die Presse hatte sich wieder in sehr detaillirter Weise mit dieser wichtigen Affaire beschäftigt. Der Reporter-Findigkeit war es gelungen, die Liste der Eingeladenen einzusehen, und man beschrieb, ohne „indiscret" zu sein, bereits verschiedene neue Toilettenschöpfungen. Im Unionclub wurde Harry von einem seiner Freunde ganz ernsthaft gefragt, ob es denn wahr wäre, daß bei der Damentour der Schleifenwagen von wirklichen Leoparden gezogen würde, denen man die Zähne ausgebrochen habe.

„In der That, my boy," antwortete Harry kaltblütig, „da sich aber ganz merkwürdiger Weise kein Zahnarzt für diese Thiere finden wollte, hat man ihnen einfach die Zähne gelassen!"

„Aber, Harry, wer kann denn — — —"

„Mein lieber Theophil," unterbrach Harry, indem er, anscheinend verletzt, die Augenbrauen zusammenzog, „ich constatire zu meiner aufrichtigen Betrübniß, daß Du meinen Worten keinen Glauben schenkst!"

Der weißblonde Theophil Gougan, welcher zwar fünfzehn bis zwanzig Millionen Dollar erben sollte, jedoch von jener bekannten Gottesgabe einen ziemlichen bescheidenen Gebrauch machte, zog den Beleidigten erschrocken an die elegante Bar. Hier gossen die jungen Herren mehrere Versöhnungs-Cocktails hinter die weiße Binde. —

Miß Annie saß am Vorabend des erwähnten Festes mit ihrer Mutter in der Bibliothek, emsig in das Studium der langen Einladungsliste vertieft. Es waren da, alphabetisch geordnet, ungefähr dreihundert Personen, welche man gebeten hatte, den Andrew'schen Ball zu verherrlichen. Plötzlich fühlte Annie ihr Herz schlagen, und wie um Gewißheit zu haben, las das schöne Mädchen halblaut den Namen Mr. F. Wartenfels. Der Ingenieur war im Laufe des Winters nur selten in das väterliche Haus gekommen, und als ihn Annie gelegentlich darüber befragte, hatte er sich mit anstrengender Thätigkeit entschuldigt. Nur an jenem Abend, als sie Schumann'sche Lieder gesungen hatte, war er länger geblieben und hatte ihr beim Abschied herzliche Worte über ihren Gesang gesagt. Jedes Wort war in ihrem Gedächtniß geblieben. Seit jener Zeit fühlte Annie, daß sich ihr bisheriges Interesse für Mr. Wartenfels allmählich in eine andere Empfindung verwandelt habe, über die sich Annie jedoch selbst keine Rechenschaft geben wollte.

Der große Tag war endlich gekommen! — In den glänzend erleuchteten Räumen des großen Hauses war wieder einmal die crême de la crême versammelt, und immer noch rauschten neue Schönheiten am Arm ihrer Cavaliere in die Säle herein. Im ersten Saal empfing Mr. und

Mrs. Andrew, umgeben von einem Schwarm junger Marineoffiziere, welche das Amt der Arrangeure übernommen hatten. Die Honneurs im anstoßenden Raume machte die entzückend aussehende Tochter des Hauses, chaperonirt von dem braven General Rifle, welcher bereits hochroth vor Aufregung war. Harry hatte den Auftrag erhalten, die Gäste zu lanciren, damit eine Stauung vermieden wurde. Dieser hielt es bedauerlicher Weise für bedeutend amüsanter, sich mit der äußerst gewagt costümirten Mrs. Talbert zu unterhalten und derselben die neuesten Clubanekdoten mitzutheilen.

Da ertönten die Klänge einer Schubert'schen Polonaise; es kam eine gewisse Ordnung in die hin- und herwogende, plaudernde und lachende Menge. Bald schritten die Paare nach den Tacte der rauschenden Musik in zwangloser Reihenfolge daher. An der Spitze ging Lord Welton, die Dame des Hauses, welche eine silbergraue, mit Zobel verbrämte Schleppenrobe gewählt hatte, führend. Es war ein prächtiges Bild! Wie eine farbige, glitzernde Riesenschlange wand sich der lange Zug durch die schönen Räume in den großen Wintergarten, der, völlig ausgeräumt, den herrlichsten Tanzsaal repräsentirte.

Wartenfels, welcher etwas spät gekommen war, führte Miß Blackburne, eine Nichte der Hausfrau, und kam bei einer Windung der Polonaise dicht an Annie vorüber, welche in ihrer duftigen Toilette aus Tüll d'Jllusion wie ein verkörpertes Märchen aussah. Jhre Blicke trafen sich, Annie grüßte mit den glänzenden, ausdrucksvollen Augen, und Wartenfels verbeugte sich.

Die Musik ging in den Donauwalzer über, und bald wiegten sich die Paare nach der jubilirenden Weise. Wartenfels führte seine Tänzerin in einen Nebenraum, wo dieselbe sofort von Neuem engagirt wurde.

Die Tanzlust befand sich bald im allerbesten Stadium.

„Halloh, Wartenfels!“ rief Mr. Branch, ein talentirter Maler, den der Jngenieur seit längerer Zeit kannte.

„Was sagen Sie zu dieser Fülle schöner Frauen? — Giebt es das noch irgendwo in solcher Auswahl auf der ganzen, weiten Gotteswelt?“ —

Wartenfels verneinte lächelnd.

„Sehen Sie 'mal die bildschöne Miß Andrew da drüben mit Lord Welton zusammen. — Diese Schultern, dieser feine Halsansatz! — Wie aus dem Rahmen herausgeschnitten. Ach, ich vergaß, Jhr armen Fachmenschen habt ja für etwas außergewöhnlich Schönes keinen Sinn, keine Augen!“ —

Wartenfels ließ den Schwärmer allein und beobachtete von einer Ecke her das in Rede stehende Paar.

Der Lord sprach eifrig auf Annie ein, welche den Kopf leicht nach dem frischen Fliederstrauß gesenkt hielt, den sie am Busen trug.

Ein Gefühl der Eifersucht beschlich ihn langsam.

Er blickte wieder hinüber; die Stelle war leer.

Der Hausherr kam auf ihn zu.

„Gut, daß ich Sie finde, Mr. Wartenfels, Professor Knox wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Der Gelehrte reichte dem Ingenieur die Hand, Wartenfels verbeugte sich.

„Ich las heute früh in der ‚Geologischen Rundschrift‘ einen Vergleich über den Betrieb der Bergwerke und Gruben in Brasilien und Californien. Haben Sie denselben geschrieben?“

Wartenfels bejahte.

„Vor ungefähr zwanzig Jahren war ich auch als Chemiker in californischen Gruben thätig, welche dem Staate gehörten, deshalb hat mich dieser Aufsatz ungemein interessirt. Sie berühren da hauptsächlich zwei Punkte; den naiven Betrieb der brasilianischen Gruben und die dortigen Arbeiterverhältnisse. Könnte denn die dortige Regierung nicht auf leichte Weise eine Aenderung eintreten lassen?“

„Meiner Meinung nach entschieden, Herr Professor. Das Waschverfahren in den Mato-Grosso-Gruben, welche ich in besagtem Artikel besonders im Auge hatte, war eben bisher sehr roh. Wir arbeiteten bis vor nicht zu langer Zeit beispielsweise lediglich mit dem sogenannten Longtom und führten viel zu spät die Schneuse, also die Quecksilberlösung ein. Zur Anlegung großer Reservoirs für den hydraulischen Abbau wollte sich in Brasilien überhaupt keine Gesellschaft verstehen. In Californien kommt ja doch der Betrieb ohne Abbau überhaupt kaum noch vor.“

„Und die Arbeiterverhältnisse in Südamerika?“

„Schrecklich. — Es herrschen wirklich traurige Zustände. Der Unternehmer wirbt in den verschiedenen Hafenplätzen Arbeiter aller Nationen an und führt die armen Teufel, welche größtentheils nur ihre Muttersprache reden, sofort nach den Gruben. Der Lohn, welcher laut Contract vereinbart ist, wäre ja gar nicht so niedrig, die Leute sind aber immer noch lange Zeit von dem gewöhnlich gewissenlosen Unternehmer abhängig, welcher ihnen Vorschüsse verschiedenster Art gemacht hat.

Die Sclaverei hat man zwar officiell aufgehoben, aber durch das Abhängigkeitsverhältniß der Bergwerkarbeiter und der Goldwäscher thatsächlich wieder eingeführt.“

Wartenfels machte eine kleine Pause.

„Vom Sumpffieber, dem verhältnißmäßig wenige Leute entgehen, will ich gar nicht reden.“

Professor Knox hatte aufmerksam zugehört.

„Wir sprechen über das Thema wohl noch bei besserer Gelegenheit. Es kommt schließlich wieder auf die sociale Frage hinaus, an welcher Nuß wir uns ja jüngst hier wieder die Zähne ausgebissen haben. Oder haben Sie vielleicht,“ fragte der Gelehrte mit feinem Lächeln, „dafür einen Nußknacker in der Tasche?“

„Nein, Herr Professor, in meiner Tasche leider nicht, aber gerade hier im Saale giebt es genug große und genügend übervolle Taschen. Leeren wir zunächst einmal alle diejenigen, welche in der bewußten Tasche über zehn Millionen — —"

„Also mehr als progressive Steuer? — Junger Freund, dieses Experiment wäre in diesem Lande gefährlich. Ueberdies liegt die Wurzel des Uebels vielleicht noch wo anders . . ."

„Gewiß," fuhr Wartenfels erregter fort, „in der schamlosen Corruption der städtischen Beamten, in den politischen —"

„Still, still, Mr. Wartenfels, Nichts von der Politik. Danken wir doch Beide dem Schöpfer, daß wir damit Nichts zu thun haben. — Ich sehe Sie noch wieder."

Er reichte dem Jüngeren die Hand und entfernte sich. Bald jedoch kehrte der Gelehrte wieder um, trat ganz nahe an den Ingenieur heran und fragte:

„Würden Sie in allernächster Zeit im Auftrage der Regierung nach Californien gehen wollen?"

Wartenfels blickte unschlüssig in die tanzenden Paare hinein; da löste sich aus dem Gewühl eine weiße Mädchengestalt, kam eiligen Schrittes auf ihn zu und hielt ihm schon von Weitem einen großen, goldigen Orden entgegen.

„Ueberlegen Sie die Sache!" hörte er die weiche Stimme den Gelehrten sagen.

„Ich bin vorläufig hier gebunden, sage aber meinen wärmsten Dank für das gütige Wohlwollen, welches Sie meiner Person mit dem Vorschlag bezeigen, Herr Professor."

Mr. Knox grüßte und ging auf eine Gruppe Staatsmänner zu.

Annie war unterdessen herangekommen und heftete die schimmernde Decoration an den Frack des Beglückten.

„Oh, Mr. Wartenfels, ich suche schon so lange nach Ihnen, und komme sicherlich gerade jetzt im ungünstigsten Moment!" —

„Aber warum denn, Miß Andrew?"

„Nun, nach einer Unterredung mit Mr. Knox werden Sie sich doch mit mir voraussichtlich doppelt langweilen!"

Statt aller Antwort schlang Wartenfels seinen Arm um die feine Taille, und schnell mischte sich das junge Paar in die Reihen der Tanzenden. Wartenfels tanzte elegant und sicher; geschickt führte er seine Dame durch das Gewirr über das spiegelglatte Parket des großen Wintergartens.

Annie schloß einen Augenblick die Augen; die rauschende Musik erschien ihr leiser, und ein nie gekanntes, wonniges Empfinden durchbebte die schlanke Gestalt, welche den Kopf leicht nach der Schulter ihres Tänzers geneigt, auf den Fußspitzen dahinschwebte.

„Wer ist der blonde Herr, der mit Annie tanzt?" fragte Miß Mordle.

„Das weiß ich nicht, liebe Jane,“ antwortete Miß Rehan, an welche die Frage gerichtet war, „jedenfalls sieht er sehr gut aus und tanzt seinen Walzer tadellos!“ —

Ein Marine-Offizier, die Uhr in der Hand, winkte mit dem Taschentuch zur Musik herauf, worauf der Dirigent plötzlich abklopfte.

Es war Büffet-Pause.

In den Nebensälen befanden sich lange Tafeln, mit den erdenklichsten Speisen beladen.

„Was darf ich Ihnen geben, Miß Andrew?“ fragte Wartenfels seine Tänzerin.

„Nur schnell irgend Etwas zum Trinken — was Sie wollen!“

„Möchten Sie nicht erst Etwas essen?“ fragte der blonde Hüne besorgt.

Annie lachte. „Sie sind ja wie meine Mutter. Gut denn, bitte ein Stück Perlhuhn und Etwas von dieser Crême. Dann bitte aber zur Belohnung ein Glas Limonade. — Sagen Sie, Mr. Wartenstein, werden Sie nicht den großen Ball im Opern-Hause besuchen?“

„Nein, Miß Andrew, ich bin in der nächsten Zeit sehr beschäftigt!“

„Das sind Sie eigentlich immer; haben Sie denn nicht endlich genug gelernt? Papa äußerte neulich, Sie wären so sehr gescheidt — —“

„Ein Mann in meinem Alter hat doch noch kein Recht, sich zur Ruhe zu setzen, Miß Andrew,“ bemerkte der Ingenieur lächelnd.

„Schreiben Sie momentan für die hiesigen Zeitungen?“

„Nur für Fachblätter, wie z. B. die ‚Geologische Rundschau‘.“

„Jedenfalls über Gold und Diamanten?“ fragte Annie lächelnd.

„Nun, nicht gerade ausschließlich,“ war die Antwort.

Plötzlich fiel Annie zu ihrem größten Schrecken der im Juwelenkästchen befindliche Stein ein.

„Sie sind doch natürlich großer Kenner von Diamanten?“ fragte sie mit etwas unsicherer Stimme.

„Ich habe wenigstens so manchen Stein während meiner Thätigkeit gesehen.“

Eine glühende Röthe überzog das Antlitz des jungen Mädchens. Mit einem Male erschien ihr die Whitestone'sche Angelegenheit in einem ganz entsetzlichen Lichte, sie schämte sich, ihre Handlungsweise Wartenfels gegenüber zu gestehen.

„Wollen Sie mir vielleicht einen Diamanten zeigen, Miß Andrew?“ half der Ingenieur.

Annie bezwang ihre Verlegenheit.

„Ja, Mr. Wartenfels,“ sagte sie nach einer kleinen Weile, offen die Augen aufschlagend. — „Aber nicht heute und nicht hier. — Werden Sie denn jetzt nicht öfter in unser Haus kommen?“

„Ich werde mich schon morgen erkundigen, wie Mrs. Andrew und Ihnen die Ball-Strapazen bekommen sind.“

„Dann werde ich Ihnen Etwas sagen, denn ich vertraue Ihnen!“ fügte Annie hastig hinzu.

„Und ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, Miß Andrew,“ sagte Wartenfels einfach.

Annie zog ihre eng bekritzelte Tanzkarte hervor.

„Jetzt kommt wieder eine Quadrille!“

„Wer darf diesmal mit Ihnen tanzen?“

„Lord Welton —“

„Der auch eben seine Rechte geltend machen will,“ fiel eine freundliche Stimme hinter Beiden ein.

Der Lord war unbemerkt herangetreten, begrüßte Wartenfels freundlich und führte Annie hinweg, welche im Fortgehen dem Zurückbleibenden herzlich die Hand gab.

Wartenfels sah ihnen nach; der Lord schlug die Sammetportière zurück, eine breite Lichtwelle fluthete über Beide hin, von dem Wintergarten herüber lockten die Auftacte zur Angot-Quadrille, dann fiel der Vorhang wieder zu.

Einige verspätete Tänzer eilten vorüber.

Mehrere würdig aussehende Herren schritten langsam durch den Raum.

„Wer sind die?“ fragte Wartenfels den Maler Brench, welcher sich in seiner Nähe mit einer Flasche Pommery extra dry beschäftigte.

Jener drehte den Kopf.

„Das sind Privat-Detectivs, lieber Freund!“

„Für uns?“

„Well, je nachdem,“ lachte der Maler, „zunächst wohl für das schwere Familiensilber, welches heute in Gebrauch genommen ist.

Ein junger Offizier lief suchend durch die Zimmer.

„Bitte! — es fehlt noch ein Herr zum Carré! — Ah, Mr. Brench! — Bitte, kommen Sie schnell! — —

Der junge Maler leerte mit langem Zuge sein Glas, warf traurige Blicke auf den angebrochenen Sect und wurde dann fortgezogen.

Wartenfels blieb allein.

Mitternacht war lange vorüber; was sollte er eigentlich noch hier?

Er stand auf, ging durch die lange Reihe der Gemächer nach dem Treppenhaus, wo sich die Herren-Garderobe befand. Einer der herumstehenden Diener reichte ihm Hut und Pelz, fragend, ob sein Wagen vorfahren solle.

„Nein, mein Freund, denn ich habe keinen Wagen!“

Der Diener machte ein verwundertes Gesicht, steckte das eben erhaltene Geldstück in die Westentasche, öffnete die schwere Glasthür, und Wartenfels schritt in die schweigende Winternacht hinaus.

Drittes Capitel.

Am folgenden Tage des großen gesellschaftlichen Ereignisses begab sich Wartenfels in das Andrew'sche Haus. Der alte Haushofmeister Josua bewillkommnete ihn mit gutmüthigem Lachen, welches seine weißen Zähne bewundern ließ, und erklärte dem Fragenden, daß Mrs. Andrew noch nicht sichtbar wäre. Miß Andrew dagegen sei bereits vor mehreren Stunden einmal im Wintergarten gewesen, woselbst man die Pflanzen wieder an ihren Bestimmungsort gebracht hätte.

Er würde übrigens Miß Andrew sofort benachrichtigen.

Der Alte stieg eilends die Treppe empor.

Wartenfels wollte sich eben in den parlor begeben, da wurden oben ein paar volle Accorde angeschlagen. Gleich darauf sang eine Altstimme mit einem etwas fremden Accent:

> . . . Es war, als hätt' der Himmel
> Die Erde still geküßt,
> Daß sie im Blüthenschimmer
> Von ihr nur träumen müßt . . .

Wartenfels stützte sich lauschend auf das Treppengeländer.

Wann hatte er wohl zum letzten Male dieses Lied von Schubert singen hören?

Was waren all' die großen Bravour-Arien der berühmtesten „Sterne", welche er auf seinen Reisen gehört hatte, gegen solche innige Weise.

Wieder einige leichte Accorde und dann mit bewegter Stimme:

> Die Luft ging durch die Felder,
> Die Aehren wogten sacht,
> Es rauschten leis die Wälder;
> So sternklar war die Nacht . .

Und jetzt wie jubelnd:

> Und meine Seele spannte
> Weit ihre Flügel aus,
> Flog durch die stillen Lande,
> Als flöge sie nach Haus . . . .

Das Spiel brach kurz ab; Wartenfels betrat hastig den Salon.

Da hörte er auch schon das Rauschen eines Kleides, und Anna-Belle stand vor ihm.

Als das junge Mädchen die langen Wimpern hob, lag ein feiner, geheimnißvoller Schimmer auf den dunklen Augen.

Wartenfels, dies mit raschem Blick gewahrend, fragte deshalb heiter:

„Nun, Miß Andrew, haben Sie sich bereits von den Strapazen des Zauberfestes erholt?"

„Ach nein, Mr. Wartenfels, im Gegentheil, ich habe herzlich schlecht geschlafen."

„Bitte," fügte sie halblaut mit einer gewissen Entschlossenheit hinzu, lassen Sie uns in den Wintergarten gehen, dort sind wir ungestört."

Bald saßen Beide unter einer riesigen Fächerpalme.

Annie zog sofort den vielfach eingewickelten Diamanten aus ihrer kleinen Geldtasche und reichte ihn dem Ingenieur.

„Was halten Sie von diesem Stein, Mr. Wartenfels?"

Der Gefragte besah den Stein genau, griff nach einer kleinen Taschenlupe, welche er gewohnheitsmäßig mit sich trug, und untersuchte noch sorgfältiger.

„Wollen Sie den Stein tragen, Miß Andrew?" fragte er aufblickend.

„Ist er nicht gut?" entgegnete diese ängstlich.

„Es ist jedenfalls kein Stein, um von Ihnen getragen zu werden. Er hat einen Fehler."

„Oh!" kam es von Annies Lippen.

„Bitte, sehen Sie selbst. Näher — das Auge dicht an die Lupe. — So. — Jetzt müssen Sie den Fehler ziemlich deutlich bemerken. — Ungefähr in der Mitte!"

Das junge Mädchen erblickte bald einen winzigen grauen Fleck.

Der Stein ist doch kein Geschenk oder Andenken? — Es wäre mir leid, Ihnen eine Freude verdorben zu haben."

„Nein, es ist kein Geschenk."

Annie erröthete vor Aerger. Es schien ihr jetzt wieder unfaßlich, wie weit die Leidenschaft für Edelsteine sie geführt hatte.

„Wie kommen Sie denn zu diesem Stein?" hörte Anna-Belle neben sich fragen, „wenn ich so neugierig sein darf."

Annie schwieg.

„Aha! — Jetzt kommt sicherlich das große Geheimniß, welches mir gestern versprochen wurde," scherzte der junge Mann helfend.

„Entschuldigen Sie mein Zögern, Mr. Wartenfels," sprach Annie und schlang die Hände ineinander, „Sie sollen jetzt Alles hören!"

Mit kurzen Worten gab sie in eiliger Sprache ihrem verwundert zuhörenden Gegenüber eine einfache Schilderung der Sachlage.

„Darf ich diese Quittung sehen, Miß Andrew?"

Diese griff nach der kleinen Geldbörse.

„Hier! . ."

Wartenfels las.

„Auch Beides behalten?"

„Was wollen Sie thun?" fragte Annie schnell.

„Das Geschäft" — der Blonde betonte das Wort mit ironischem Anflug — „rückgängig machen und zwar sofort!"

„Sie kennen Mr. Whitestone?"

. . „Zufällig ja, und ich gestehe, daß ich mich heute zum ersten Male darüber freue."

Annies Gesicht überzog eine Blutwelle.

„Was werden Sie eigentlich von mir jetzt denken, Mr. Wartenfels!"

„Daß ich Ihr Vertrauen wohl zu würdigen weiß, Miß Andrew. — Besitzt der Mann etwa Schriftliches von Ihrer Hand?"

„Nein,“ versetzte Annie schnell.

„Ich hoffe bestimmt, noch heute diese Angelegenheit erledigen zu können,“ erklärte Wartenfels, sich langsam erhebend. „Verzeihen Sie mir daher, wenn ich mich jetzt empfehlen muß, Miß Andrew.“ —

Eine schmale Hand legte sich einen Moment mit festem Druck in seine Rechte.

„Ich danke Ihnen, Mr. Wartenfels.“ — —

Als sich Annie nach ihrem Zimmer begeben wollte, kam ihre Mutter die Treppe herab.

„Sieh' da, darling! — Ich höre soeben, Du seiest schon so lange munter? Hast Du denn nicht gut geschlafen? —

„Nein, Mutter, ich schlief wenig diese Nacht.“

Du hast entschieden zu viel getanzt, Annie! Die große Aufregung macht sich natürlich heute bei Deinen Nerven geltend. Komm, mein Kind! Ich bringe Dich wieder zu Bett, Du mußt zunächst einmal ordentlich ausschlafen!

* * *

Als Wartenfels das Haus verließ, überlegte er zunächst einen Augenblick, sodann sprang er kurz entschlossen in einen vorüberrollenden Cab und fuhr zu einem ihm bekannten höheren Polizeibeamten, den er auch zufällig in seinem Bureau antraf.

„Was kann ich für Sie thun, Mr. Wartenfels?“ rief der joviale Herr, ihm kräftig die Hand schüttelnd.

Der Ingenieur erzählte.

„Ich werde Ihnen für diesen Braven einen Verhaft-Befehl ausstellen, von dem Sie im Nothfalle — aber, bitte, nur dann — Gebrauch machen können. Der Mann ist uns bekannt. Sie können sich übrigens selbst orientiren.“

Wartenfels las: Abraham Whitestone alias Weißstein, aus Galizien gebürtig, wohnhaft 11, E, Market Street, City. — Dahinter die Buchstaben P. A.

„Was bedeutet denn das Schlußzeichen?“

„Polizei-Aufsicht,“ erwiderte der Beamte, den Verhaft-Befehl mit einer Wolke Streusand überschüttend. „Wir hatten bisher keine Gelegenheit, gegen ihn vorzugehen. Ich will Ihnen aber Jemanden mitgeben.“ Der Sprecher drückte auf einen weißen Knopf neben seinem Pult.

„Entschuldigen Sie mich jetzt, Mr. Wartenfels,“ fügte er, die Uhr ziehend, hinzu; „ich muß hier schließen. Es war mir eine Freude, Etwas für Sie thun zu können. — Guten Tag!“

Wartenfels ging die Treppe hinab.

Als er unten angekommen, trat höflich grüßend ein Detectiv an ihn heran, welcher sich ihm anschloß.

Beide begaben sich nach der Market Street.

Sein Begleiter wartete vor der Hausthür.

Vor dem bekannten Messingschild stehend, hörte Wartenfels innen überlaute Stimmen, vermischt mit dem Klappern von Tellern und Schüsseln.

Es war Mittagszeit.

Der Ingenieur läutete.

Das Geschrei verstummte augenblicklich.

Daurauf hörte der Wartende leises Geflüster.

Niemand öffnete.

Er zog noch einmal kräftiger die dünne Glocke.

Nunmehr hörte er Tritte.

„Wer ist denn da?“ fragte die Stimme Whitestones mürrisch.

Wartenfels rief seinen Namen durch das kleine, viereckige Gitter. Sofort öffnete sich die Thür, und die bekannte, unangenehme Stimme lud ihn ein, hereinzutreten.

„Ich wußte ja, daß Sie würden wiederkommen, Herr Ingenieur! Haben Sie schon gelesen? 182½ stehen sie heute, und sie werden steigen noch viel höher. Ob ich jetzt noch Actien habe? Well! Für einen guten Freund sind vielleicht noch welche da!“

Unter diesem Wortschwall führte er seinen Besucher in die rückwärts gelegene Stube.

„Setzen Sie sich, Herr Ingenieur, ich hole gleich den neuen Curszettel!“

„Bitte, Mr. Whitestone,“ unterbrach ihn Wartenfels, stehen bleibend, „ich wünsche keine Mato-Grosso-Actien, sondern das Perlen-Collier von Miß Andrew, welches sich in Ihrem Besitz befindet!“

Whitestone hielt sich krampfhaft an einer Stuhllehne fest und starrte den blonden Riesen an, als ob er einen Geist vor sich sähe.

„Perlen? — Was habe ich mit Perlen zu schaffen?“ stammelte endlich der kleine Mann mit unsicherer Stimme.

„Ist das Ihre Handschrift oder nicht?“

Der Gefragte kam langsam näher und sah mit weitgeöffneten Augen auf das vorgehaltene Papier. Trotz sichtlicher Anstrengung vermochte er nicht sofort zu antworten.

„Hier ist der Stein zurück!“ fuhr der Ingenieur gelassen fort, „derselbe hat einen Fehler und ist nicht fünfzig Dollar werth, wie Ihnen ja selbst bekannt ist.“

„Nichts ist mir bekannt!“ kam es endlich von den dünnen Lippen.

„Die Perlen zurück!“ rief Wartenfels, „oder —

„Nichts gebe ich zurück,“ fiel die wuthschnaubende Stimme Whitestones, der sich endlich gefaßt hatte, ein. Mein Geld will ich! Sonst gebe ich Nichts zurück!“

„Die Perlen!“ rief Wartenfels, „freiwillig, oder ich werde Sie dazu zwingen!“

„Zwingen wollen Sie mich?“ zischte Whitestone und suchte die Thür zu gewinnen.

Da riß der Ingenieur seinen Rock auf, ergriff den Verhaft-Befehl und hielt das gestempelte Papier dem Andern vor die Augen.

„In der nächsten Minute sind Sie verhaftet!" sagte Wartenfels kaltblütig.

Whitestone knickte zusammen.

Seine Hand erhob sich wie abwehrend nach dem Papier.

Mit tonloser Stimme murmelte er:

„Wie kommen Sie zu dem Papier? — Was wollen Sie? — Was wissen Sie von dem Geschäft mit der jungen Dame? — Ich bin ein ehrlicher Mann! — Ich will Nichts zu schaffen haben mit der Polizei; stecken Sie das Papier ein, Mr. Wartenfels!"

Darauf ging er mit kleinen, unsicheren Schritten nach dem hohen Wandschrank, entnahm demselben das Schmuckstück und erhielt dafür Stein und Quittung zurück.

Wartenfels barg den Schmuck sorgfältig in seine Brusttasche und schritt wortlos zur Thür hinaus.

Der alte Fuchs war glücklich geprellt.

Unten angelangt, gab er dem Beamten das Papier zurück und dankte ihm für seine Bemühung.

Jener lüftete den Hut und verschwand im Gedränge, während Wartenfels aufathmend seine Wohnung aufsuchte.

* * *

Die Saison schien im Abnehmen begriffen. Die Zeit der rauschenden Feste, sowie der magenverderbenden opulenten Diners war vorüber.

Die Damen hatten genug getanzt. Neue Erfindungen auf dem Toilettengebiete standen ebenfalls für diesen Winter nicht mehr in Aussicht. Der übliche Procentsatz Verlobungen hatte auch stattgefunden, darunter Miß May Rehan mit Mr. B. O. Milfort.

Die Saison hatte ihre Schuldigkeit gethan und konnte getrost gehen.

In den eleganten Schaufenstern der Modistinnen erschienen bereits einige schüchterne Frühjahrs-Versuche aus Paris oder London, und in den Clubs studirte man eifrig die Propositionen für die großen Frühjahrs-Rennen.

Lord Welton saß mit seinem Freunde Kapitän Howard vor dem riesigen Kamin, welcher sich im Rauchzimmer des Palast-Hotel befand.

Die Herren waren allein.

Sir Francis Howard, früher in indischen Diensten, war der Verabredung gemäß vor einigen Tagen eingetroffen, um mit dem Lord die Jagd-Expedition fortzusetzen.

„Wie sehe ich aus, Willy?" hatte soeben Lord Welton seinen alten Freund inquirirt.

Dieser schlug mit der rechten Hand nach den dicken Rauchwolken, welche ihn einhüllten, blinzelte dann prüfend nach dem Fragesteller und äußerte lakonisch:

„Wie immer!“ —

Lord Welton schien von der Antwort wenig befriedigt. Er hieb mit der blanken Feuerzange in die riesigen, lodernden Scheite, daß die Funken knisternd in den Kamin hinaufstoben.

„Was meinst Du damit?“ fragte Seine Lordschaft gereizt.

Erstaunt richtete sich der kleine Kapitän in die Höhe und begann:

„Mein alter Junge! — Du hast ohne Zweifel hier in New-York Unannehmlichkeiten gehabt; ich finde Dich wenigstens ganz verändert vor. — Du bist sogar anscheinend nervös geworden, ein Zustand, den ich bisher für eines der vielen Vorrechte des schöneren Geschlechtes gehalten habe. Ich denke, wir brechen morgen wieder auf! — Wie?“ —

Der Freund schüttelte langsam den Kopf.

„Well, — wie lange willst Du denn eigentlich noch hierbleiben?“

„Was würdest Du dazu sagen, wenn ich mich hier verheirathete?“ war die unvermuthete Gegenfrage.

Sir Howard hieb wieder nach den Rauchwolken.

„Hör' mal, John! — Diese Idee müßten wir dem hiesigen Klima verdanken; in England wenigstens konnte man Dich doch um keinen Preis bewegen, unter den Töchtern des Landes Brautschau zu halten. — Goddam! — Ich verstehe. — — Du siehst vorzüglich aus, lieber John, wirklich ganz vorzüglich! . . .“

Der Kapitän lachte dabei, daß die weite Halle dröhnte.

Welton machte ein gekränktes Gesicht.

„Kann man einmal ernsthaft mit Dir reden, Willy?“

Der Freund wischte mit dem großen Foulard die gelachten Thränen von den Backen und entgegnete:

„Natürlich, John, ganz ernsthaft. Das wäre doch wohl auch nicht das erste Mal?“

Eine große Gruppe Politiker betrat lebhaft disputirend den Raum und verhinderte die ungestörte Fortsetzung der begonnenen Unterredung.

Der Lord schob seinen Arm in den des Freundes, und Beide begaben sich in eifrigstem Gespräche in die höher gelegenen Gemächer Weltons.

* * *

Ungefähr zur gleichen Zeit, als diese Unterredung stattfand, schritten die Geschwister Andrew an dem Palast-Hotel vorüber, um, das milde Wetter benützend, einen Spaziergang in den nahe gelegenen Central-Park zu machen.

Es herrschte im Allgemeinen zwischen Bruder und Schwester ein leidliches Einvernehmen, welches nur dann eine Einbuße erlitt, wenn Harry, der sich viel in den Boudoirs der Demimonde herumtrieb, in jenen gewissen Ton verfiel, den eine wirkliche Dame eben nicht duldet.

In solchen Fällen zeigte aber die sonst sehr nachgiebige Annie den ganzen unnahbaren Stolz der freien Amerikanerin, welche sich selbst zu schützen versteht.

„Lieber Harry," hatte noch jüngst die Schwester im Theater geäußert, vergiß gefälligst niemals, daß ich nicht allein Deine Schwester, sondern auch eine Dame bin!"

Der junge Herr der Schöpfung hatte betroffen geschwiegen und sich vorgenommen, seine stark pointirten Anekdoten für verständnißvollere Zuhörerinnen zu reserviren.

„Giebt es überhaupt noch etwas Langweiligeres für einen jungen Mann, als Euch junge Dinger!" hatte der erfahrene Menschenkenner blasirt ausgerufen.

„Mag sein, Harry, jedenfalls dürfte es für eine junge Dame das beste Zeugniß sein, von Dir langweilig gefunden zu werden!" — —

Heute herrschte übrigens tiefer Friede. Die jungen Leute genossen mit gemeinsamem Vergnügen den herrlichen Tag.

Eine ungewöhnlich warme Sonne lachte vom lichtblauen Himmel hernieder.

Bäume und Sträucher setzten schon hie und da winzige Knospen und Triebe an, und langsam bereitete die niemals rastende Natur ihren Werde-Proceß vor.

Ueberall im weiten Park ertönte ein Zwitschern und Jubiliren, als müßten die so lange ausgeruhten, verschiedenen kleinen Sänger ihre Kehlen von Neuem ausprobiren.

Annie war brillant zu Fuß, und in einer knappen Stunde gelangten die Geschwister in die Nähe der Polo grounds.

Harry wies mit seinem Spazierstock nach der bereits grünschimmernden Fläche hinüber.

„Sieh', Annie, dort drüben soll das nächste meeting sein. Lord Welton und Kapitän Howard wollen, höre ich, das Spiel noch mitmachen. Wie stehst Du denn beiläufig mit Welton?"

Annie blieb stehen und warf den Kopf unwillkürlich leicht zurück.

„Wie meinst Du das, Harry?"

„Wie soll ich denn das meinen? — Du hast doch neulich den ganzen Abend mit ihm getanzt!" . .

Anna-Belle ging langsam weiter.

„Du hast Dich getäuscht, mein Lieber," sagte sie dann ruhig und vergrub die feingeschnittene Nase in dem Veilchenstrauß, welcher am hellen Jaquet steckte.

„Ich habe mich nicht getäuscht!" behauptete der Bruder hartnäckig. „Du hattest zwei Hauptttänzer, Welton und — wie heißt er doch gleich — richtig, Mr. Wartenfels. — Nicht wahr? — Dieser Mr. Wartenfels scheint übrigens

ein ganz netter Junge zu sein und sieht verteufelt gut aus. Man könnte ihn vielleicht in unseren Club ballotiren lassen."

Annie lächelte ein wenig.

„Meines Wissens ist Mr. Wartenfels zu beschäftigt, um Mitglied Deines Clubs werden zu können, bester Harry."

Die Sprecherin dachte dabei an den unvermeidlichen Theophil Gougan, dessen weißblonder Scheitel zu jeder Zeit am Eckfenster des Irving-Clubs sichtbar war.

„Wir haben eine ganze Menge außerordentlich beschäftigter Mitglieder," fing Harry etwas mißmuthig wieder an.

„Befindet sich vielleicht unter diesen vielen" — dieses Wort wurde stark betont — „außerordentlich beschäftigten Herren ein gewisser . . ."

Harry blieb mißtrauisch stehen.

„Ein gewisser Harry Andrew?"

Harry runzelte die Stirn.

„Das verstehst Du nicht, Anny!" . . .

„Nein, Harry," entgegnete die Schwester, „offen gestanden, ich verstehe auch wirklich nicht, wie ein junger, intelligenter, kräftiger Mensch, wie Du einer bist, den ganzen langen, langen Tag ohne die geringste ernste Thätigkeit verbringen kann! . . . Wenn ich ein Mann wäre, Harry," fuhr die junge Dame in überzeugendem Tone fort und veranlaßte den Bruder weiterzugehen, würde ich entschieden so lange arbeiten, bis ich irgend Etwas erreicht hätte."

„Und dann?" fragte der Bruder mit langen Schritten an ihrer Seite bleibend.

„Und dann? . . ." wiederholte Annie etwas außer Fassung. — „Himmel, Du kannst Dich doch jetzt unmöglich schon zur Ruhe setzen wollen, Harry. Wieviel junge Leute giebt es denn überhaupt in New-York, die Nichts arbeiten?"

„Meine Zeit wird schon kommen!" sprach nach einer kleinen Pause der junge Mann in orakelhaftem Tone.

„Hoffentlich!" entgegnete Anna-Belle, stützte sich leicht auf den brüderlichen Arm und bestieg mit ihm einen jener großen, offenen Park-Omnibusse, welcher die jungen Leute wieder nach dem Eingang des Parkes zurückbrachte.

* * *

Als Anna-Belle ihre Wohnräume betrat, fiel ihr Miß May Rehan, welche die Rückkehr der Freundin abgewartet hatte, jubelnd um den Hals.

„Endlich, Annie!" . . . Stürmische Umarmung . . .

„Ach, darling! — Du siehst mich überglücklich! — Denke nur, Bob ist der liebenswürdigste, beste Bräutigam der ganzen Welt! — — Jeden Abend bringt er mir irgend eine Aufmerksamkeit. — Heute Blumen, —

Du weißt ja, La France-Rosen, meine Lieblinge, — morgen Haselnuß-Pralinés oder Vanille-Bonbons. — Oh, Annie, wie glücklich bin ich durch Bob! — Mein Leben könnte ich für ihn lassen!" . . .

„Nun, May," beschwichtigte die Freundin, „hoffentlich kommt es dazu nicht." —

„Aber Annie," schwabbelte es weiter, „jetzt ist es wirklich die höchste Zeit für Dich! — Denke doch nur, wie herrlich das wäre: Eine große Doppel-Hochzeit, wir Beide natürlich in ganz gleichen Brautkleidern! — Du! — Die Césarine macht also doch mein Kleid! — Weißer Moiré-Antique, ganz glatt gemacht, mit langer Schleppe . . ."

Eine breite Pantomime deutete die außergewöhnliche Länge dieses Attributes an.

„Wundervoll, May!" bemerkte Anna-Belle etwas zerstreut und legte ihren Hut vor dem Spiegel ab.

„Du hast ja ausschließlich französische Romane, dear," fragte Miß May, am Tisch lehnend, und las halblaut die Titel: Daudet, Bourget, Guy — Guy ist drollig, nicht, Anny? — Maupassant, Pierre Loti . . ."

„Hast Du Etwas von Loti gelesen, May? . . . Dann mußt Du den Islandfischer lesen, Mädchen. — Du bist ja auch so gern auf dem Meere . . ."

„Riesig gern, natürlich. — Giebt es Loti auch englisch?"

Das Buch mußt Du im Original lesen!"

. . . „Hör' mal, Annie dear, eh' ich vergesse — Gott, mein Kopf — hier habe ich wieder einen Knoten im Taschentuch. — Was war das nun wieder gleich? . . . Warte einmal! — Richtig! — Wer war denn jener große blonde Herr, mit dem Du bei Euerem Hausball die vielen Extra-touren tanztest? — Er hatte einen starken, aufgedrehten blonden Schnurr-bart und tanzte famos Walzer! — Weißt Du denn das gar nicht mehr? . . Den mußt Du mir nächstens einmal vorstellen; Bob ist nämlich nicht im Mindesten eifersüchtig, mußt Du wissen. — Ich übrigens auch nicht — absolut nicht! — Uebrigens Dich mag Bob sehr gern, hat er mir gestern gesagt, die Farbe Deiner Haare wäre wie alter englischer Mahagoni. — Das hat auch etwas Richtiges, finde ich. — Ach Gott, es ist ja schon vier Uhr! — Bob wollte mich nämlich hier abholen. — Deine Eltern werden es doch erlauben? — Da kommt ein Cab! — Leb' wohl, Annie, oder besser, leben Sie wohl, Lady Welton!" . . .

Dabei machte May, deren hellbraune Augen vor Ausgelassenheit sprühten, eine tiefe, ceremonielle Verneigung und sprach in feierlichem Tone:

„Geruhen Ew. Herrlichkeit morgen den Thee bei uns zu nehmen, oder haben Ew. Herrlichkeit um diese Zeit Dienst bei der Königin?"

Ehe die Freundin antworten konnte, war der bräutliche Wildfang schon zur Thür hinausgewirbelt und rief von außen mit jubelnder Stimme durch die Thür:

„Auf Wiedersehen morgen um 5 Uhr!"

Dann klapperte es die Treppe hinab.

Annie war allein.

Sie warf einen Blick auf die große französische Pendule.

Es blieb noch eine Stunde bis zum Thee, bei welchem sich die Familie zu versammeln pflegte.

Annie begab sich auf die Couchette.

Nachdenklich glitten ihre Augen über das rothe Liliennmuster.

„Lady Welton! . . . . . ."

Wie kam man auf diese Vermuthung?

Weil Beide den Cotillon zusammen getanzt hatten?

Weil er sie beim letzten Schlitten-Corso gefahren hatte?

Annie überlegte.

Die Besuche Weltons waren in jüngster Zeit häufiger geworden; er hatte seine baldige Abreise erwähnt, sie hatte das conventionell bedauert und die Hoffnung ausgesprochen, ihn wiederzusehen.

Konnte er am Ende aus dieser harmlosen Aeußerung Schlüsse gezogen haben?

Annie prüfte sich ehrlich.

Ihre Mutter hatte gelegentlich geäußert:

„Ein junges Mädchen, welches nicht kokett erscheinen will, macht keine Avancen, welche zu Irrthümern führen können!"

Hat sie den Lord ermuthigt?

Vielleicht unbewußt?

Warum aber hat ihre Mutter dann Nichts darüber geäußert?

Vielleicht, weil dieselbe einer eventuellen Verbindung geneigt war.

Das junge Mädchen stand auf.

Sie wurde unruhig.

Es war ihr nie der Gedanke gekommen, Lord Welton könne um ihre Hand anhalten.

Uebrigens: Waren denn die kleinen Neckereien und Anspielungen überhaupt ernsthaft zu nehmen? —Wollte man sie denn zur Lady machen? Es war Annie nicht unbekannt, daß Lord Welton selbst nach amerikanischen Begriffen sehr reich sei und daß er außerdem am englischen Hofe eine hohe Stellung bekleide. Annie besaß, wie alle Töchter des Landes, ziemlich viel praktische Anlagen und sagte sich, daß es dem in Frage Kommenden doch leicht gewesen wäre, unter den Damen der englischen Aristokratie zu wählen.

Etwas beruhigter begann das junge Mädchen Toilette zu machen. — Da klopfte es leise an der Thür.

Annie horchte.

Es wurde ihr auf einmal so seltsam zu Muthe.

Es klopfte wieder; etwas stärker.

„Bist Du allein, Annie?" — Es war die Stimme ihrer Mutter.

Mrs. Andrew trat ein, schritt schnell auf die Tochter zu und küßte dieselbe zärtlich auf beide Wangen.

Annie rang nach Fassung.

Beklommen blickte sie die Mutter an; es war so selten, daß dieselbe zu ihr hinauf kam, es mußte etwas Außergewöhnliches passirt sein.

„Lord Welton ist im parlor, Annie," begann Mrs. Andrew und blickte forschend dem jungen Mädchen in die Augen.

Annie preßte die Lippen fest zusammen.

Eine unnatürliche Ruhe, über welche sie selbst am meisten erstaunt war, kam plötzlich über sie.

„Wünscht er mich zu sprechen, Mutter?"

„Ja, mein Kind! Da es sich aber um eine sehr wichtige Angelegenheit handelt, kam ich selbst herauf, um Dich vorzubereiten."

„Also doch!" dachte Annie.

„Was kann mir Lord Welton Wichtiges zu sagen haben, Mutter?"

„Lord Welton wird um Deine Hand anhalten, mein geliebtes Kind!"

So hatten die Anderen Recht behalten!

Und schon in der nächsten halben Stunde zwang man sie zur Entscheidung! Ein Gefühl des Trotzes, welches ihr bis zu diesem Augenblicke fremd geblieben war, stieg in Annie auf.

„Ich verstehe, mein Liebling, daß Dich dieser Antrag überrascht," hörte sie die Stimme ihrer Mutter neben sich sprechen. „Ich brauche Dir wohl nicht auseinanderzusetzen, meine Tochter, daß es heute in Deinen Händen liegt, die glänzendste Partie zu machen, welche jemals einem jungen Mädchen geboten worden ist. Lord Welton liebt Dich."

„Was sagst Du dazu, Mutter, was sagt der Vater?" unterbrach Annie hastig.

„Die Möglichkeit einer Trennung von der einzigen Tochter ist naturgemäß ein schwerer Gedanke für die Eltern," erwiderte Mrs. Andrew ausweichend, „auf der anderen Seite jedoch ist es wiederum unsere heilige Pflicht, dem Glück des Kindes nicht im Wege zu stehen. Die Verbindung mit Lord Welton wäre ein Glück," fügte ihre Mutter mit Nachdruck hinzu. „Darum überlege! Von irgend welcher Beeinflussung kann selbstverständlich keine Rede sein! Dein Herz ist frei, — also wähle!"

Mrs. Andrew umarmte mit einer etwas gemachten Feierlichkeit nochmals ihre Tochter und verließ dieselbe.

Annie hörte die schwere Seidenrobe die Treppe hinunterrauschen.

Mechanisch beendete sie ihre Toilette und betrat wenige Minuten später den Salon.

Auf einem niederen Tabouret saß der Lord, nervös in einem Album mit Familienphotographien blätternd.

Bei ihrem Eintritt erhob er sich schnell, griff nach den mitgebrachten

Veilchen, welche Annie bevorzugte, und reichte dieselben der jungen Dame, die mit leisem Dank den duftenden Strauß in ihren Händen behielt.

Lord Welton streifte mit bewunderndem Blick die liebreizende Erscheinung.

„Miß Andrew, ehe diese Veilchen verwelkt sein werden, habe ich New-York wieder verlassen . . . Ich wollte Ihnen jedoch noch persönlich Lebewohl sagen und muß Ihnen gleichzeitig gestehen, daß mir der Abschied diesmal recht schwer wird . . .“

Annies Beklemmung wich langsam.

Die offene, einfache Art, mit welcher Welton auch bei dieser Gelegenheit zu ihr sprach, gab ihr mit einem Male jene Sicherheit zurück, welche man so viel bei jungen amerikanischen Damen bewundern kann.

„Ew. Lordschaft wird New-York doch jedenfalls bald wieder besuchen?“ fragte Annie, mit weiblichem Tact jede mißzuverstehende Aeußerung meidend.

„Das ist allerdings sehr wahrscheinlich — besonders wenn Sie es wünschen, Miß Andrew . . .“

Annie erröthete gegen ihren Willen leicht.

So ließ es sich also doch nicht abwenden; die Entscheidung nahte.

„Oder ist Ihnen meine Anwesenheit im Hause Ihrer Eltern gänzlich gleichgiltig, Miß Anna-Belle?“ sprach Welton nähertretend mit gedämpfter Stimme.

Annie erschrak.

Zum ersten Male hatte er sie mit ihrem Vornamen angeredet. — Nur jetzt das richtige Wort finden! Nur in diesem Augenblicke keine Unklarheit! —

Die schöne Amerikanerin schlug langsam die stolzen, großen Augen auf und begegnete ruhig den Blicken des Fragenden.

Dann versetzte sie mit einem kleinen hilfesuchenden Lächeln:

„Oh — es wird mir immer eine Freude sein, Sie im Hause meines Vaters sehen zu können. — In der That, Lord Welton, es wäre für mich völlig deprimirend, zu wissen — — meine Person könnte vielleicht die Ursache sein, daß Sie unser Haus . . .“

Ihr Gegenüber unterbrach hastig mit abwehrender Handbewegung.

Zu viel Weltmann, um das heikle Gespräch fortzusetzen, und zu sehr Diplomat, um seine Ueberraschung zu zeigen, ließ er die gutmüthigen kleinen Augen auch nicht einen Moment ihren herzlichen Ausdruck verlieren. Lord Welton ergriff Annies herabhängende Rechte und hielt dieselbe mit beiden Händen fest.

„Nein, Miß Andrew, das soll uns gewiß nicht trennen, leben Sie wohl, auf ein nicht zu fernes Wiedersehen, die Tage, welche ich im Hause Ihrer Eltern verlebt habe, behalte ich dankbar im Gedächtniß.

Anna-Belle fühlte einen Kuß auf ihrer Hand.

Sie stand immer noch regungslos auf demselben Platz.

Das dumpfe Rollen eines abfahrenden Wagens ließ Anna emporschrecken.

Sie blickte umher — — —

Das war vorüber!

Wie das doch Alles so schnell gegangen war.

Dort lag das aufgeschlagene Album, in dem Welton geblättert hatte.

Annie nahm es auf und erblickte ihr Bild.

Ob er sie wohl sehr geliebt haben mochte? . . .

Eine mitleidige Regung kam über sie; er war zartfühlend gewesen.

Das wollte Annie nie vergessen — niemals.

Sie trat an das Fenster und blickte lange sinnend nach dem dunklen Park hinüber.

Die Sonne stand schon tief.

Nur ein feuriger, langsam sinkender, runder Streifen blieb noch zwischen den hohen Bäumen sichtbar.

Schleierartig heranziehende Dämmerung kämpfte bereits mit dem Tageslicht.

Annie athmete auf.

Etwas unsagbar Ruhiges, Friedliches zog wieder in das Herz des jungen Mädchens ein.

* * *

„Veni — vidi — vici?“ — rief Sir Howard mit breitem, behaglichen Lachen dem Freunde entgegen, als derselbe an den Ecktisch herantrat, den man in einer Nische für die Herren bereit hatte. „Sieh', John, daß Du mir jetzt auf einmal fahnenflüchtig werden willst, hätte ich schwerlich erwartet! Nun soll ich also mit Colonel North die Reise allein fortsetzen — he? — Na, so setz' Dich doch aber endlich 'mal und erzähle!“

Der Lord nahm langsam Platz, schnellte ein nicht vorhandenes Stäubchen von seinem Frack und murmelte einige unverständliche Worte.

„Das gab wohl eine höllische Ueberraschung?“ fuhr der kleine Herr ungeduldig fort. „Aber in Teufels Namen, so sprich doch endlich, John!“ knurrte er weiter, wüthend an dem borstigen Schnauzbart reißend.

„Mein alter Junge,“ entgegnete nunmehr Welton gelassen, „eine Ueberraschung gab es freilich, jedoch war dieselbe schließlich wohl mehr auf meiner Seite.“

„Wa—a—a—s . . .?“

Eine Pause entstand.

Endlich räusperte sich Sir Howard und fragte leise:

„Sie wollte nicht?“

„Wenigstens gab mir die junge Dame das sofort zu verstehen.“

„Somit hast Du also gar nicht um ihre Hand gebeten?“

„Nein, Willy!“

„Bravo, John! — Correct wie immer. —"

Wieder wurde es still zwischen den Beiden.

Endlich erhob der Kapitän sein Glas ein wenig, sah sich vorsichtig um und sprach:

„Lieber John! . . . Ich bedauere diese Enttäuschung, welche Du eben erlitten hast, aufrichtig — herzlich, wenngleich — verzeih', John, dem Egoisten — mir dadurch mein bester Freund belassen wurde. —

Gleichzeitig aber trinke ich mein Glas auf die Gesundheit von Miß Anna-Belle Andrew, denn diese junge Dame muß das Herz auf dem richtigen Flecke haben!"

Die hohen, geschliffenen Kelche klangen feintönend aneinander.

„Halloh, Gentlemen, rief der eben eintretende Colonel, „da komme ich ja gerade zu rechter Zeit! — Worauf trinken denn die Herren?" —

Der kleine Kapitän zwinkerte zu Welton hinüber und erwiderte:

„Auf eine gute Jagd! — Stoßen Sie mit mir an, Oberst, morgen brechen wir auf!" —

* * *

Es ist wohl keine seltene Familien-Erscheinung, daß einem innigen Verhältnisse zwischen Vater und Tochter die gleiche Liebe der Mutter zum Sohne gegenübersteht, und daß diese kleine, politische Gruppirung auch gelegentlich scharf zu Tage tritt.

So geschah es auch heute wieder in der Andrew'schen Familie.

Während Mrs. Sarah Andrew leider nur zu leicht geneigt war, die Fehler Harrys zu übersehen, erschien ihr das Verhalten Annies auch jetzt wieder unerklärlich und nicht zu entschuldigen.

„Wie war es überhaupt möglich," fragte sich die würdige Dame, „daß Annie die Werbung eines Lord Welton refüsiren konnte?"

Umsonst hatte ihr die Tochter unzählige Male versichert, daß man — ganz abgesehen von einer eventuellen Neigung — ihre Hand gar nicht begehrt habe, von einer Abweisung folgerichtig also gar keine Rede sein könne.

Man hatte dem jungen Mädchen wohl nicht umsonst erzählt, daß die begeisterten Vorkämpferinnen der amerikanischen Frauenbewegung oftmals bei der Logik strauchelten. Nun, ihr Fall lag doch einfach und klar genug! Mit der ganzen, ihr zu Gebote stehenden weiblichen Schlauheit klammerte sich daher Annie an diese Nicht-Abweisungs-Thatsache und entschlüpfte immer wieder geschmeidig der nach „wie" und „warum" forschenden Mutter. Die kräftigste Unterstützung fand Anna-Belle allerdings in der Person ihres Vaters. Mr. Andrew hatte sich zwar offen geäußert, daß ihm die Persönlichkeit Weltons nur sympathisch gewesen wäre. Aber, hatte er dann hinzugesetzt, die Trennung von seiner Annie, welche er dann so weit vom

Elternhause gewußt hätte, würde ihm dennoch einen nicht zu stillenden Kummer bereitet haben. —

Außerdem sei ja Annie noch so jung!

Man solle doch dankbar sein, den „Sonnenschein" noch im Hause zu haben; bald genug würden die Eltern allein sein! —

Was übrigens die angeblich durch sein Kind gehinderte Verbindung mit dem englischen Hochadel beträfe, — welche er durchaus nicht unterschätzen wolle, — so wäre er noch im Zweifel, welche Familie älter wäre, die Weltons oder die Andrews.

„Und jetzt," hatte der alte Herr, welcher überdies Thränen in den Augen seiner Tochter zu bemerken glaubte, ärgerlich geendet, „hätten wir diese Affaire wohl genügend beleuchtet."

Gerade wollte sich die Familie in den Speisesaal begeben, als Josua ein Telegramm überbrachte.

„Dringend, Sir!" flüsterte der alte Diener.

Mr. Andrew las:

„Bergwerk-Actien-Gesellschaft der vereinigten Gruben von Mato-Grosso und Diamantino heute fallirt . . ."

Er faltete das Telegramm zusammen und steckte es in seine Brusttasche. —

Die Damen blickten fragend nach dem Familienoberhaupt hin.

„Doch nichts Unangenehmes?" inquirirte seine Gattin.

„Nein, meine Liebe, wenigstens nichts mich Betreffendes. — Eine Gruben-Gesellschaft in Süd-Amerika hat heute ihre Zahlungen eingestellt. Ich hatte mich seinerzeit dafür interessirt, was dem depeschirenden Agenten anscheinend bekannt war."

„Hattest Du Geld drin, Pa?" fragte Annie geschäftsmäßig.

„Nein," lachte der Vater, über das Interesse seines Lieblings erfreut. „Mr. Wartenfels hatte mir vor drei Monaten jede Lust benommen, mich damit einzulassen."

„Du scheinst sehr viel auf das Urtheil jenes Herrn zu geben, lieber Andrew?" forschte die Dame des Hauses.

„Außerordentlich viel, meine Liebe, Mr. Wartenfels ist ein Mann, vollständig nach meinem Geschmack. Ich würde mit großem Vergnügen diesen jungen Mann, der über eine erstaunliche geschäftliche Vielseitigkeit verfügt, gern dauernd an mich zu fesseln suchen."

„Und auf welche Weise würde dies geschehen?"

„Dadurch, daß ich ihn zur Entlastung unseres Freundes Peddleton nach New-Orleans sende, der in jedem Briefe um eine derartige Hilfe bittet!"

Mrs. Andrew schwieg betroffen.

Da war es wieder, dieses unbestimmte, bange Gefühl, welches sie an jenem Abende empfunden hatte, als der junge Bergwerks-Ingenieur zum ersten Male in ihrem Hause erschienen war.

Ihre Blicke trafen Annie, welche mit leuchtenden Augen dem Vater, der sich so lobend über Wartenfels aussprach, zuhörte.

Was sie selbst nicht glauben wollte, es wurde jetzt zur Wahrscheinlichkeit, das Herz ihrer Tochter war bei der Unterredung mit Lord Welton nicht mehr frei! . . .

„Wann gedenkst Du denn Mr. Wartenfels nach New-Orleans zu senden?“ fragte sie in möglichst unbefangenem Tone.

„Zunächst muß ich doch seine Einwilligung haben!“ lautete die Entgegnung; Professor Knox bemüht sich in letzter Zeit wieder mehr um ihn. Er will ihn gern für die Regierung verwenden. Unbegreiflicher Weise will Wartenfels nicht von New-York fort.“ —

„Wozu er wohl gute Gründe haben wird,“ ergänzte Mrs. Andrew mit einem forschenden Blick auf Annie.

Die Augen der beiden Frauen begegneten sich.

Annie fühlte ihr Herz klopfen, als habe sie ein böses Gewissen.

Es lag ein fremder, kalter Ausdruck in den Blicken der Mutter.

Das junge Mädchen senkte die Lider; sie glaubte sich plötzlich entdeckt; ein Geheimniß, welches so fest und heimlich bewahrt schien, war schonungslos an's Licht gezerrt.

Ein Gefühl tiefer Bitterkeit, dem sie vergeblich zu wehren suchte, überkam Annie, und eine düstere Scheidewand richtete sich zwischen ihr und der Mutter auf.

* * *

Schon am andern Morgen hatte Mr. Andrew den Ingenieur aufgesucht; es hatte eine langwierige Unterredung zwischen den beiden Männern stattgefunden.

Wartenfels war im Princip nicht abgeneigt, das namentlich pecuniär glänzende Anerbieten des Millionärs anzunehmen, nur der Gedanke, eine abhängige Stellung zu bekleiden, schreckte ihn immer wieder ab.

Wohl hatte sein bisheriger Wirkungskreis zahllose Schwierigkeiten, jedoch den einen unschätzbaren Vorzug gehabt, daß er als Chef-Ingenieur vollkommen selbstständig wirken konnte.

Es dauerte wiederum geraume Zeit, bevor Mr. Andrew ihn über diesen Hauptpunkt beruhigen konnte. Letzterer zeigte ihm die gesammte Correspondenz mit Mr. Peddleton und wies unzweifelhaft nach, daß der Generalvertreter in stetem Hinweis auf sein Alter den Erwarteten als seinen Nachfolger betrachte.

Diese Thatsache stelle ja schon das beiderseitige Verhältniß ohne Mißdeutung fest. Es kam schließlich eine Art Contract zu Stande, laut welchem Wartenfels sich, mit weitgehendster Vollmacht versehen, vorläufig auf ein Jahr nach New-Orleans begab.

Man unterzeichnete gegenseitig.

„Könnten Sie übermorgen reisen, Mr. Wartenfels?"

„Gewiß. — Ich stehe von morgen ab zur Disposition."

„All right! — Wenn Sie übermorgen mit der „Louisiana" gehen, haben Sie gleich Gesellschaft an Bord. Mr. Branch geht nämlich nach dem Süden, um Studien zu machen. Ich habe ihm vor einer Stunde Empfehlungen mitgegeben. — Well — wir sehen uns ja noch. Wollen Sie morgen bei uns essen, Mr. Wartenfels? . . .

Dieser lehnte dankend ab. Er würde jedoch versuchen, sich am nächsten Tage persönlich von den Damen zu verabschieden.

„Jedenfalls sehe ich Sie noch," wiederholte der alte Herr unter kräftigem Händedruck. „Ich bin sicher, daß für diese Stellung kein besserer Mann zu finden war."

„Ich will bemüht sein, das wahr zu machen, Mr. Andrew," war die Antwort.

Zum Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Ein Vermittlungsversuch.

Von

Albert von Ruville.

— Halle a. S. —

In dem Kampf um den Ursprung des siebenjährigen Krieges ist jetzt eine gewisse Ruhepause eingetreten, nachdem Naudé, der inzwischen leider durch einen unerwarteten Tod uns und seinen Arbeiten entrissen worden ist, den zweiten Theil seiner umfassenden Gegenschrift veröffentlicht und Lehmann in Kürze darauf erwidert hat. Dieser Moment scheint mir nicht ungeeignet, einen Vermittlungsversuch zu wagen. Vielleicht gelingt es, einen Standpunkt zu schaffen, auf dem sich wenigstens die minder erbittert Streitenden versöhnt zusammenfinden könnten.

Bis jetzt stehen sich, wie bekannt, zwei Auffassungen über Friedrich des Großen Verhältniß zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges gegenüber, die eine von Alters her herrschend, deren Vertheidigung neben vielen Anderen besonders Koser und Naudé übernommen haben, die andere von Lehmann neubegründet, die an Hans Delbrück einen treuen Verfechter gefunden hat. Leider haben nun, wie es bei wissenschaftlichen Kämpfen recht häufig geschieht, die Parteien ein allzu großes Gewicht auf die Niederkämpfung des Gegners gelegt. Sie haben die einmal gewählte Position um jeden Preis zu halten, die feindliche zu überwinden gesucht und dabei auf der einen Seite an vielen Behauptungen festgehalten, die sich bei ruhiger Betrachtung als unhaltbar erweisen mußten, auf der anderen Seite auch solche Ansichten der Gegenpartei bekämpft, deren Richtigkeit klar am Tage lag. Die Folge ist, daß die große Zahl der Leser nicht mehr weiß, zu wem sie sich halten soll, daß sie die Frage nicht mehr sachlich, sondern nach reinen Aeußerlichkeiten, sowie nach Sympathie und Antipathie beurtheilt.

Wem es wirklich und allein auf Feststellung der Wahrheit, nicht aber auf unbedingte Behauptung einer bestimmten Meinung ankommt, der wird es sorglich vermeiden, aus den Quellen irgend Etwas herauszulesen, was man nicht bei ganz unbefangener Anschauung darin enthalten sieht, der wird nicht die Quellen durch die These, sondern vielmehr die These durch die Quellen meistern lassen. Es kommt also hier nicht darauf an, eine der beiden Anschauungen durch Dick und Dünn zu vertheidigen, nach Gründen und Belegen für ihre Richtigkeit auszuschauen, sondern vielmehr darauf, eine Formulirung der These zu finden, die sich mit dem Inhalt sämmtlicher Quellen und der ganzen Lage der Dinge ungezwungen vereinigen läßt. Dies eben ist die Aufgabe, deren Lösung ich mit diesen Zeilen versuchen will.

Die ältere Auffassung geht dahin, Friedrich der Große habe nach dem zweiten schlesischen Krieg den Frieden so lange zu erhalten gesucht, als nicht außergewöhnlich günstige Conjuncturen einträten oder die Ehre des Staates ein Losschlagen forderte, er habe namentlich 1756 an keinen Angriff gedacht und nur, um schwerste Gefahr abzuwenden, zum Schwerte gegriffen, er habe zwar weitere Erwerbungen für wünschenswerth, ja für ein dringendes Bedürfniß seines Staates gehalten, sie auch nach Ausbruch des Krieges angestrebt, doch habe er nicht zu solchem Zweck die Waffen erheben wollen. Lehmann und Delbrück dagegen behaupten, die preußische Politik sei in jenem Zeitraum auf die Gewinnung von Sachsen und Westpreußen ausgegangen; zu dem Zweck habe Friedrich wiederholt Kriege anzuzetteln versucht, zu dem Zweck habe er im Jahre 1756 gerüstet und die Oesterreicher zu Gegenrüstungen genöthigt, in solcher Absicht sei er schließlich in das Nachbarland eingebrochen, eine That, durch die er unerwarteter Weise der geplanten feindlichen Coalition zur Vollendung verhalf; sein Endziel aber sei gewesen, den Wettiner Kurfürsten für den Verlust seines Landes mit der böhmischen Königskrone zu entschädigen.

Ich stelle Lehmanns Forschungsweise und Forschungsresultate außerordentlich hoch. Er lehrt namentlich, wie wir uns bei Beurtheilung eines Vorgangs von den späteren Ereignissen, von der thatsächlichen Entwicklung freimachen, wie wir jede Action nur aus ihrer Zeit begreifen sollen. Wenn ich aber auch im Grunde seiner Auffassung nahe stehe, so meine ich doch, daß er mit seinen Behauptungen zu weit gegangen ist. Friedrichs Offensiv-Absichten nach der Westminsterconvention, vornehmlich sein sächsisches Annexions- und böhmisches Tauschproject scheinen mir ungenügend erwiesen und einigermaßen unwahrscheinlich. Aber auch der Koser-Naudé'schen Anschauung vermag ich nicht mehr beizupflichten. Die langen Ausführungen und zahlreichen Excerpte Naudés haben mir nur gezeigt, daß sich der alte Standpunkt auch mit dem größten Fleiß und Eifer, der umfassendsten Actenforschung nicht aufrecht erhalten läßt. Die Handlungsweise Friedrichs, namentlich im Juli und August 1756, wie sie uns aus der politischen

Correspondenz entgegentritt, die ganze Lage der Dinge zwingt dazu, die Annahme bloßer Nothwehr zu verwerfen. Demgegenüber will ich meinen Standpunkt, den ich bei genauem, vorurtheilsfreiem Studium der beiderseitigen Schriften gewonnen habe, darzulegen suchen. Neues Material biete ich nicht, da wir durch die politische Correspondenz und durch die bisherigen Arbeiten bereits überreichlich damit versorgt sind. Von den Streitenden sind, da sie die ganze politische Entwicklung festzustellen strebten, allzuviel Dinge in die Debatte gezogen und mit dem wirklich Zugehörigen vermischt worden, die mit der Frage Nichts zu thun haben, so namentlich der thatsächliche Stand in und zwischen den Staaten der Coalition, wo doch für das Haupt-Problem nur das von Werth sein kann, was Friedrich darüber gewußt und geglaubt hat. Es ist dadurch zwar sehr viel Interessantes zu Tage gefördert, die eigentliche Frage aber mannigfach verdunkelt worden. Ich werde mich bemühen, ganz bei der Sache zu bleiben und Alles nur vom Standpunkt des Königs aus zu betrachten.

Das Erste, was constatirt zu werden verdient, was zum Verständniß der preußischen Politik zu wissen nothwendig, ist die Thatsache, daß Friedrich von der dauernden, unversöhnlichen Feindschaft der Kaiserin-Königin und überhaupt des Hauses Oesterreich überzeugt war. In den Kaiserlichen sieht er seine Feinde schlechthin, mit ihnen fühlt er sich auf beständigem diplomatischen Kriegsfuß, mit ihnen erwartet er sicher dereinst in neuen Conflict zu gerathen. Die Folge davon ist, daß er sich wie ein Fechter jederzeit bereit hält, unter geeigneten Conjuncturen zuzuschlagen oder geplante Angriffe der Gegner abzuwehren, sowie ferner, daß er den Oesterreichern Feinde zu erwecken, ihnen und ihren Verbündeten Abbruch zu thun sucht, wo er irgend kann. Daraus erklären sich gar manche Dinge, auf Grund deren man leicht behaupten könnte, Friedrich habe in systematischer Weise auf eine zu annähernd bestimmtem Zeitpunkt auszuführende Offensive hingearbeitet. Ohne ein solches systematisches Verfahren annehmen zu brauchen, begreift man, daß der König im Jahre 1755, wie wir aus Luckwaldts „Westminsterconvention“ *) erfahren, unter vortheilhaften Umständen an einen Angriffskrieg gedacht hat, daß er die Türken gegen Ungarn, die Franzosen gegen die österreichischen Niederlande in Bewegung zu setzen suchte. Er stand eben beständig auf dem qui vive, sorgsam alle Constellationen beobachtend, um seinen geschworenen Feinden gegenüber nicht in's Hintertreffen zu gerathen und keine Gelegenheit zu versäumen, durch kühnes Handeln die ständige Spannung zu lösen.

Dem bedrohten Zustand des Staates aber mußte, wie der König in seinem politischen Testament von 1752 klar auseinandersetzt, bei Zeiten ein Ende gemacht werden, einmal weil Unterthanen und Militär nicht fortdauernd in gleicher Weise überlastet werden durften, und dann, weil es ge-

*) Preuß. Jahrbb. 80, H. 2.

fährlich war, die Sicherheit des Gemeinwesens von den guten oder schlechten Eigenschaften eines Mannes abhängen zu lassen. Es war daher Friedrichs Traum — ein Traum freilich, dessen Erfüllung er brennend erstrebte, — das preußische Gebiet um so viel zu vergrößern, daß er eine Armee von 180 000 Mann unterhalten und jährlich fünf Millionen reinen Ueberschuß zurücklegen könnte. Dann, so meinte der König, würde sich der Staat durch sich selbst, d. h. auch ohne Bundesgenossen und ohne überragende Persönlichkeit an der Spitze, erhalten. Selbstredend richtete sich sein Blick in erster Linie auf Sachsen, dessen Grenzen am weitesten in das Herz der Monarchie hineinragten. Die Erwerbung dieses Staates oder eines Theiles davon erschien als ganz besonders vortheilhaft, konnte aber doch nur unter den allergünstigsten Umständen erhofft werden. Unbedachtes Vorgehen in solcher oder dem ähnlicher Richtung war geeignet, den Staat in schwere Existenzkämpfe zu stürzen.

Die genannte Urkunde von 1752 war, wie jedes Testament, für die Nachfolger bestimmt, wenn sie auch, zur Belehrung der Erben, des Testators Wünsche und Pläne enthüllte. Da nun Friedrich mit Recht vermuthete, daß ihm diese Nachfolger an Befähigung nachstehen würden, so war es nur natürlich, daß er sie von Unvorsichtigkeiten, von ihre Kräfte übersteigenden Unternehmungen zurückzuhalten suchte; derartige Rathschläge konnten aber nur wirksam sein, wenn er selbst nach gleichen Principien zu handeln sich den Anschein gab. Darum hob er seine zur Zeit der Abfassung unkriegerischen Intentionen hervor, warnte er vor Copirung seines coup d' éclat von 1740, darum setzte er die großen Unternehmungen, die er selbst noch durchzuführen wünschte und die zum Mindesten das dauernde Ziel preußischer Politik bleiben mußten, unter die Ueberschrift „Träumereien", wandte er auf sie die Bezeichnung chimärisch an. Daß er mit jenen friedlichen Aeußerungen keineswegs seine weiterreichenden Ideen ableugnete, hat schon Delbrück*) überaus treffend nachgewiesen. Selbstredend räumte der König auch ein, daß eine Schilderhebung rathsam sein könnte, doch nur für den Fall, daß die politische Lage ausnehmend vortheilhaft sei. Um den Lesern aber einen Anhalt zu geben, malte er eine solche Constellation aus: in Rußland ein preußenfreundlicher Minister, in dem gegnerischen England eine vormundschaftliche Regierung, ein Soliman in Constantinopel, in dem verbündeten Frankreich ein ehrgeiziger Staatslenker. Für so beschränkt konnte er natürlich seine Thronfolger nicht halten, daß sie sich an diese Worte klammerten und eine Gestaltung der Dinge abwarteten, für deren Eintreten die Wahrscheinlichkeit fast gleich Null war, er wollte eben nur ein Beispiel geben. Daß er sich selbst durch die Fesseln, die er Andern anzulegen suchte, gebunden gefühlt habe, wird Niemand behaupten dürfen, vielmehr muß man Lehmann vollkommen zustimmen, der da sagt, der König habe sich selbst

*) Pr. Jbb. 84, S. 36 ff.

etwas mehr zugetraut. Selbstverständlich wollte aber auch er eine Situation abwarten, die ihm sicheren Erfolg versprach.

Das Jahr 1756 dürfte ihm zur Realisirung der im Testament angedeuteten Absichten anfänglich nicht geeignet erschienen sein, denn in seinen Correspondenzen tritt uns, mehrfach wiederholt, die Neigung entgegen, den Frieden zu verlängern.

Nun werden zwar von Lehmann und Delbrück alle bezüglichen Aeußerungen, auch wenn sie an nahestehende Personen gerichtet sind, für unglaubwürdig erklärt, und zwar unter Anführung verschiedener Aussprüche des Königs, worin er die größte Geheimhaltung wichtiger Pläne für sein Princip erklärt. Hiergegen ist indessen zu erinnern, daß Friedrich mit Bekundung dieses Princips noch keineswegs ein Bekenntniß der Lügenhaftigkeit abgelegt hat. Es ist doch ein großer Unterschied, ob man Gedanken verschleiert oder ob man directe Unwahrheiten sagt, zu solchen aber hat sich Friedrich meines Wissens nirgends bekannt. Und wenn auch im diplomatischen Verkehr von keiner Seite offenbare Unrichtigkeiten durchgängig vermieden wurden, so darf man gewiß nicht behaupten, daß der König auch seine nächsten Verwandten und Vertrauten in solcher Weise belogen habe. Verheimlicht hat er ihnen sicherlich Vieles, was er ihnen aber in unzweideutigen Worten mittheilt, das sind wir genöthigt für richtig anzuerkennen. So sind wir auch nicht berechtigt, jene Zeugnisse zu verwerfen, nach denen dem König eine Verlängerung des Friedens zu Anfang 1756 erwünscht war. Daß er überhaupt an keine Offensive gedacht habe, soll damit natürlich keineswegs behauptet sein.

Für den Fall des Krieges aber, gleichgiltig wie er entstand, hatte er längst einen Plan fertig. Da er, um jeder ernsten Besorgniß um die Sicherheit seines Besitzes entledigt zu sein, einer stark vermehrten Armee und bedeutend größerer Einnahmen bedurfte, (180000 Mann, 5 Millionen Ueberschuß), so beabsichtigte er die Feindseligkeiten mit der Occupation Sachsens oder je nach Umständen eines anderen Gebietes zu beginnen, dessen Hilfsquellen er sich dienstbar machen wollte. Ob er es dann dauernd behalten oder gegen andere Gebiete eintauschen könnte, oder ob er sich beim Friedensschluß mit geringerem Gebiet begnügen müßte, das hing vom Gang des Krieges ab; vielleicht hat ihm auch für den allergünstigsten Fall bei völliger Niederwerfung Oesterreichs der böhmische Tauschplan vorgeschwebt. Jedenfalls hatte er bei solchem Verfahren einerseits die genügenden Mittel zur Führung des Krieges, andererseits ein Compensationsobject in der Hand.

Es giebt keine Quelle, keine Thatsache, die sich nicht mit dieser Auffassung ungezwungen vereinigen ließe. In dem politischen Testament, in dem Exposé du gouvernement prussien*) ist zwar von der Nothwendigkeit, Sachsen zu erobern, die Rede, brauchte aber der König deshalb jeden

*) Oeuvres 9.

Krieg für geeignet zu solch weitreichenden Eroberungen zu halten? Bezüglich des Ausdrucks „anéantir la Saxe", den der König in einem Brief an seinen Bruder vom 19. Februar 1756 anwendet, kann ich Lehmann nicht Recht geben. Ich stelle mich ganz auf den Standpunkt Kosers*) und Naudés, denn der Zusammenhang ergiebt in der That, daß es sich nur um eine gründliche Beseitigung der sächsischen Machtstellung handeln kann, die Friedrich als bereits vollzogen bezeichnet. — Weiter stimmt es zu dieser Auffassung, daß der König einen französisch-sächsischen Subsidienvertrag zu hindern suchte, denn dadurch wäre die geplante Occupation des Nachbarlandes erschwert worden. Er hätte ein actives Eingreifen Frankreichs, an das er ohnehin nicht glaubte, befürchten müssen. Auch der von Koser angeführte Ausspruch des Königs vor der Schlacht bei Prag steht mit meiner Darlegung nicht im Widerspruch. Friedrich eröffnet da dem englischen Gesandten, er wolle, wenn er siege, sich so mit den Oesterreichern auszusöhnen suchen, daß sie sich sogar mit ihm gegen Frankreich verbänden. — Ob dies aufrichtig gemeint war, daran ließe sich billig zweifeln, denn in kritischer Situation liegt es nahe, dem Verbündeten goldene Berge zu versprechen, und eine Verbindung der deutschen Mächte gegen Frankreich war von jeher das Sehnen der englischen Staatsmänner gewesen. Aber warum sollte nicht Friedrich wirklich nach dem Siege solche Entschädigungen fordern, denen Oesterreich zuzustimmen vermochte, einen Theil von Sachsen, Westpreußen oder irgend welches Reichsgebiet? Besonders hochfliegende Pläne wird er Angesichts der weit über Erwarten umfassenden Coalition kaum noch gehabt haben. — Endlich aber steht das ganze Verfahren des Königs zu Beginn des großen Kampfes mit solcher Anschauung vorzüglich im Einklang. Er nahm das Land vollkommen in preußische Verwaltung, zog daraus die gewünschten Mehreinnahmen, verstärkte seine Armee durch Einreihung der sächsischen Truppen und neue Aushebungen nicht blos bis auf jene für nothwendig erkannte Ziffer, sondern weit darüber hinaus, sodaß sie 1757 über 200000 Mann zählte. Naudé**) führt dies an, um zu zeigen, daß Friedrich wohl die Mittel besaß, sein Heer zu vergrößern, mir scheint aber daraus gerade hervorzugehen, daß er bisher diese Mittel nicht besaß, sondern erst durch die Besetzung Sachsens gewann, wenn auch ein großer Theil der Mannschaften nicht aus Sachsen genommen wurde. Leute hatte er natürlich auch in Preußen gehabt, aber kein Geld, um sie zu unterhalten. — Und noch ein anderer Punkt paßt vortrefflich in den Rahmen unserer Darlegung. Der König hielt für die geplante Heeresvermehrung, zu der eben die Besetzung Sachsens dienen sollte, bereits seit Langem die nöthigen Waffen und Montirungsstücke bereit. Im Testament von 1752 zählte er auf, was und wie viel erforderlich sei, und bis zum Jahre 1756 hatte er die angegebene

---

*) Hist. Ztschr. 74, S. 80 f.

**) Th. II, S. 123.

Zahl von Gewehren sogar überschritten. Die Einkleidung und Bewaffnung der neuen Truppen konnte somit in kürzester Frist erfolgen. Allerdings war diese Waffenreserve, nach dem Testament zu urtheilen, für eine wirkliche Eroberung bestimmt, aber warum sollte er nicht ein Land in der geplanten Weise ausnützen, um sich dann ein anderes dagegen einzutauschen, vielleicht ein weit kleineres, wenn die Dinge im Uebrigen nicht besonders günstig lagen; war es doch sein Princip, sich von den Ereignissen leiten zu lassen.

Wenn nun auch der König weitere Erwerbungen für nöthig hielt, wenn er auch verschiedene Vorbereitungen dazu getroffen, Pläne entworfen hatte, wenn er auch bereits nach Gelegenheiten ausgespäht hatte, so steht es doch ziemlich fest, daß er für das Jahr 1756 keinen Krieg wünschte. Er zeigte sich befriedigt, durch die Westminsterconvention noch das Jahr 1757 gewonnen zu haben, er erklärt das eine Jahr so viel werth als fünf der vorangegangenen 2c. Ich gebe hierin Naudé*) in der Hauptsache Recht, nur gestehe ich nicht zu, daß Friedrich die gewonnene Zeit nur zu Defensiv-Maßregeln benutzen wollte. Der Prinz von Preußen, der des Königs Neigungen gekannt zu haben scheint, antwortet am 15. Februar doch sehr bedeutsam: die damalige Erhaltung des Friedens werde den König in Stand setzen, den Krieg besser auszuhalten, „si le cas l'exige de la commencer ou que la présomption de vos ennemis les porte à vous attaquer.“ Dem Prinzen scheint die preußische Offensive wahrscheinlicher, denn einen Angriff der Feinde erklärt er für Anmaßung. Er würde sich wohl anders ausgedrückt haben, wenn er nur an eine preußische Schilderhebung wegen feindlicher Bedrohung geglaubt hätte, denn dann mußte er beide hier neben einander gesetzte Fälle als Folge der Anmaßung hinstellen. Er hätte vielleicht zusammenfassend gesagt: „Wenn die Anmaßung Ihrer Feinde einen neuen Krieg heraufbeschwören sollte.“

Nichtsdestoweniger wünschte der König den Frieden noch ein bis zwei Jahre zu erhalten, und dazu stimmt es auch, daß er sich bei der zweiten Anfrage in Wien das Versprechen zweijähriger Waffenruhe ausbedang. Eine Aenderung seiner Intentionen aber mußte eintreten, wenn er sich einem baldigen Angriff seiner Feinde ausgesetzt fühlte, und in diese Lage kam er zuerst durch den österreichisch-französischen Defensivvertrag vom Mai 1756, bei dem er geheime Artikel wegen Schlesiens vermuthete. Nicht als ob Friedrich gemeint habe, Frankreich wolle Schlesien erobern helfen, davon war er noch weit entfernt, doch fürchtete er, Frankreich habe sich verpflichtet, entgegen dem Aachener Frieden, die Rückeroberung zuzulassen. Das war es ja auch, was Kaunitz hauptsächlich vom Versailler Hof erstrebte, aber erst durch Opferung der österreichischen Niederlande erlangen konnte.

Weiter kam hinzu die Ansammlung russischer Streitkräfte an seinen Grenzen, von der er Anfang Juni erfuhr, und die er selbstredend von

---

*) Th. II, S. 147 ff.

Kaunitz veranlaßt glaubte. Daß er gegen diese Bedrohung im Osten rüstete und Truppen bereitstellte, war natürlich und hat nichts Auffallendes, daß er in der Instruction für Feldmarschall Lehwaldt die Eroberung Westpreußens in's Auge faßte, ist nur ein bedeutsames Zeichen, wie ihm bei jeder Kriegsaussicht Eroberungen in den Sinn kamen, aber er wollte bei dieser Gelegenheit noch mehr.

Delbrück*) hat mit voller Berechtigung auf die seltsamen Truppenbewegungen aufmerksam gemacht, die der König bei dieser Gelegenheit in Brandenburg und Pommern ausführen ließ, und Naudés Versuch**), diese Ausführungen zu entkräften, die Märsche aus zufälligen Gründen zu erklären, scheint mir nicht gelungen. Ich schließe mich darin ganz Lehmanns Erwiderung***) an. Hatten die Truppenzüge Nichts zu bedeuten, warum frägt Friedrich dann bei seinem Gesandten Klinggräfen so sehr interessirt an, welche Wirkung die Bewegungen auf den Wiener Hof gemacht hätten, und ob er daraufhin seine militärischen Maßnahmen steigere†). Wenn der König selbst eine solche Wirkung vermuthete, dann hatte er entweder mit dem wohl vermeidbaren Garnisonwechsel eine Thorheit begangen oder er hatte diese Wirkung bezweckt. Ueberdies schreibt er selbst an Kriegsrath Köper am 4. Juli „J'ai fait faire des mouvements aux troupes. Si les Autrichiens ont la guerre dans le ventre, on les fera accoucher; s'ils se sont précipités avec leurs démonstrations, ils rengaîneront bien vite.“ Er suchte die Oesterreicher entweder zu offenen Kriegsmaßregeln, auf Grund deren er sich als schwer bedroht hinstellen konnte, oder zu klarer Bekundung friedlicher Absichten zu bestimmen††).

Es ist nun aber nicht zu verkennen, daß Friedrich im Juli die Lage schlimmer darzustellen sich bemühte, als sie wirklich war, als sie ihm selbst erscheinen mußte, und zwar ebensowohl seinem eigenen Minister als dem englischen Gesandten gegenüber. Am 20. Juli nämlich kam ein Bericht des preußischen Vertreters im Haag, v. d. Hellen, an, adressirt „au Roi seul“. Hellen hatte durch seinen englischen Collegen Yorke alle möglichen Nachrichten aus Rußland erhalten, die zum Theil die Berichte des holländischen Gesandten Swart in Petersburg zur Quelle hatten, und diese übermittelte er mit dem Beifügen, daß Yorke gegen Niemanden, also auch gegen die englische Regierung nicht, als Gewährsmann genannt zu werden wünsche, da ihm dies Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Hier war nun in wenigen Worten gesagt, die Kaiserhöfe hätten die Absicht, im nächsten Jahr mit 80000 resp. 120000 Mann über Friedrich herzufallen, auch seien bereits die russischen Gesandten angewiesen, mit den französischen Hand in

*) Pr. Jbb. 79, S. 264 f.
**) Th. II, S. 233 ff.
***) Gött. gel. Anz. 1896, S. 831 f.
†) P. C. XIII, S. 30.
††) Vgl. Delbrück, Pr. Jbb. 86, S. 424 f.

Hand zu gehen. Weiter aber wußte Yorke aus anderer Quelle, vielleicht vom russischen Gesandten, Grafen Golowkin, daß die Gefahr nicht so schlimm sei und durch Bestechungen abgewendet werden könne, „daß es im Allgemeinen leichter sei, diesen Hof (den russischen) vom Handeln zurückzuhalten, als ihn vorwärts zu treiben.“ Friedrich theilte nun jene bedrohlichen Nachrichten sofort durch Handschreiben fast wortgetreu dem englischen Gesandten mit, die günstigen aber ließ er einfach fort; auch in den darauf folgenden Conferenzen mit Mitchell am 20. und 21. Juli wurde Nichts davon erwähnt*). Und ebenso verfährt der König gegen Podewils. Er übermittelte ihm nur die besorglichen Nachrichten Hellens, von den beruhigenden kein Wort**) Und als der Minister an der Authenticität der Uebermittlung zweifelte, da schien „Se. Kgl. Majestät einigermaßen Feuer zu fassen, als wenn ich zu incredule wäre“. Es lag dem König also offenbar viel daran, seinen Minister von der Gefahr zu überzeugen. Daß ihm das nicht gelingen wollte, ärgerte ihn. Wie würde aber Podewils erst gezweifelt haben, wenn er Hellens ganze Depesche hätte lesen dürfen.

Höchst beachtenswerth sind auch jene seltsamen „Nouvelles d'aujourd'hui. Dresde 14. juillet“***), über die Delbrück†) und Naudé††) genauer gehandelt haben. Neben anderen wenig bedeutsamen Nachrichten über Machinationen und Rüstungen der Feinde giebt Friedrich dem englischen Gesandten zu wissen, er habe erfahren, daß alle ungarischen Truppen nach Mähren und Böhmen aufgebrochen seien, und daß zwei Magazine bei Leitmeritz-Malschen angelegt würden. Selbst wenn diese entscheidenden Nouvelles, wie Naudé nachzuweisen sucht, von Oberst Pflug stammen, der sie, was Delbrück allerdings überzeugend widerlegt, aus Dresden erhalten und dem König in einer stattgehabten Audienz mitgetheilt habe, so bliebe es doch höchst auffallend, daß für diese wichtigste und obendrein unrichtige Nachricht kein schriftliches Zeugniß existirte, daß gerade eine nur mündlich gegebene Mittheilung am gefährlichsten lautet, eine Mittheilung, deren Formulirung ganz im Ermessen des Königs lag. Es ist nicht faßbar, wie gerade Pflug, der, wie Naudé selbst erzählt†††), nur an Scheinbewegungen der Oesterreicher glaubte, solch falsche alarmirende Nachricht erhalten und gebracht haben soll. Die Behauptung Delbrücks, Friedrich habe sie aus Pflug heraus verhört, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Wir besitzen aber auch den klaren Beweis, daß Friedrich die Lage möglichst gefährlich erscheinen lassen wollte. Er ließ im Juli nach seiner ersten Anfrage in Wien bedrohliche, schlecht verbürgte Nachrichten über

---

*) Vgl. P. C. XIII, S. 94—99.

**) Vgl. Podewils' Brief an Eichel vom 22. Juli, P. C. XIII, S. 104 ff.

***) P. C. XIII, S. 82.

†) Pr. Jbb. 79, S. 266 ff. u. 86, S. 426 f.

††) Th. II, S. 275 ff.

†††) Th. II, S. 272, Anm. 3.

österreichische Rüstungen in den Zeitungen verbreiten und zwar in der Form von fingirten Briefen aus fremden Orten*). Würde er wohl solche Mittel angewendet haben, wenn die wirklich erhaltenen Briefe zur Motivirung seines Verhaltens genügt hätten? Daß diese aber in der That nicht genügten, hat schon Delbrück im Einzelnen nachgewiesen, und wiewohl Naudé viel militärische Maßregeln der Oesterreicher zusammenzustellen gewußt hat, so ist es ihm doch nicht gelungen, diese Behauptung Delbrücks und Lehmanns irgendwie zu erschüttern. Alles, was Friedrich erfuhr, war entweder unzulänglich oder aus trüben Quellen geschöpft.

Was beabsichtigte nun Friedrich mit diesem geschilderten Verfahren? Wollte er einen unmotivirten Offensivkrieg beginnen? Nach zahlreichen früheren Aeußerungen zu urtheilen, kann ich das nicht glauben. Wenn ihm Nichts von österreichisch-russischen Angriffsplänen, von einer möglichen Betheiligung oder ihm übelwollenden Neutralität Frankreichs zu Ohren gekommen wäre, so würde er vermuthlich das Schwert in der Scheide behalten und weitere Ereignisse abgewartet haben, so würde er, wie früher angedeutet, noch ein bis zwei Jahre mit Verstärkung seiner Wehrkraft beschäftigt geblieben sein. Was er alsdann gethan hätte, bleibt dahingestellt. So aber glaubt er damit rechnen zu müssen, daß seine Feinde in Kurzem losschlagen, daß sie ihm die gewünschte Frist nicht gewähren würden. Nun hatte aber der König zwei feste Grundsätze, von denen er gewiß nicht so leicht abwich. 1. Er wollte sich auf keinen Defensiv-Krieg einlassen. So schreibt er am 24. Januar 1756 dem Grafen Podewils: „Doit-on commencer une guerre, quand il faut la faire défensive? Non, car c'est de tous les genres de guerre la plus onéreuse et la plus risqueuse.“ 2. Er wollte keinen Krieg führen, bei dem er Nichts erwerben konnte: „Toute guerre,“ schreibt er, Oeuvres 28, S. 124**) „qui ne mène pas à des conquêtes, affaiblit le victorieux et énerve l'Etat.“ So war es für ihn die gegebene Politik, den zu erwartenden Defensiv-Krieg, bei dem er kaum auf Landgewinn rechnen konnte, durch vorzeitiges Losschlagen in einen Offensiv- und Eroberungskrieg zu verwandeln. Und diese Wendung eben hat er seit dem Juni 1756 verfolgt. Ich sage seit dem Juni, um einen ungefähren Zeitpunkt anzugeben, doch bleibt es nicht ausgeschlossen, daß ihm der Gedanke, die Dinge im Fall österreichischer Drohung zum Krieg zu treiben, schon weit früher aufgetaucht ist.

Mit dieser Behauptung stelle ich mich nicht auf den Standpunkt Lehmanns, denn ich leugne, daß Friedrich den Krieg von vornherein anzuzetteln gesucht habe, ich behaupte vielmehr, daß er noch für einige Zeit, ein bis zwei Jahre, den Frieden zu erhalten gewünscht hat, noch weniger aber

*) Vergl. P. C. XIII, S. 120 u. 161. f.
**) Vgl. Lehmann, Fr. d. Gr. u. d. Urspr. d. siebenjähr. Kriegs. S. 67.

huldige ich den älteren Anschauungen, denn weder glaube ich, daß Friedrich den Krieg für absolut unvermeidlich gehalten, noch auch, daß er ihn als der Existenz des Staates bedrohlich gehalten habe, vielmehr meine ich, daß er mit bewußter Eroberungsabsicht zum Schwerte gegriffen hat.

Friedrichs Auffassung der Lage, wie sie sich ihm aus den eingelaufenen Nachrichten ergeben mußte, war im Juni vor der ersten Anfrage in Wien ungefähr folgende: Oesterreich plante Krieg und hatte bereits Rußland zur Schilderhebung bewogen, doch waren dessen Truppen aus unbekannten Gründen wieder zurückgezogen worden. In Petersburg schien seitdem ein Sieg des englischen Einflusses nicht ausgeschlossen, da die Nachrichten widersprechend lauteten. Mit Frankreich verband die Kaiserin-Königin eine Defensivallianz, bei der man geheime Artikel wegen Schlesiens vermuthete, doch stand eine energische Mitwirkung dieser Macht nach den vorjährigen Erfahrungen*) kaum zu erwarten. In Wien brauchte man, um die Coalition vollenden und losschlagen zu können, einmal die preußische Offensive, die den Casus foederis geben sollte, und dann bedeutend mehr Geld, für dessen Beschaffung man noch keinen Rath wußte. Offenbar war eine Verschiebung des Angriffs auf später nöthig geworden, doch wurden in Oesterreich vielfache, wenn auch nicht geradezu bedrohliche Vorkehrungen auf militärischem Gebiet getroffen. — Dies ergab sich aus den Berichten und der Natur der Dinge, so auch war die Auffassung am preußischen Hofe. Podewils, dem Friedrich die mildernden Mittheilungen vorenthalten hatte, setzte seinem Herrn bei jener oben**) erwähnten Audienz, seinem Zorne trotzend, auseinander, wie man sich durch die Schilderhebung Alle zum Feinde machen werde, wie sich dagegen in der Zeit bis zum nächsten Frühjahr die Situation Preußens bedeutend verbessern lasse. Er schloß mit den Worten: „qu'il n'était pas douteux que les premiers progrès et succès ne seraient peut-être brillants, mais que la complication des ennemis . . . lui ferait peut-être rappeler un jour ce que je prenais la liberté respectueuse de lui représenter pour la dernière fois." Der Minister ist also überzeugt, daß vor dem nächsten Frühjahr kein feindlicher Angriff zu erwarten stehe, und erkennt in der gegenwärtigen Schilderhebung eine größere Gefahr für Preußen als in dem Erwarten der gegnerischen Offensive, denn diese Schilderhebung war es ja, deren die Oesterreicher, wie Klinggräfen aus Wien berichtet hatte, zur Durchführung ihrer Pläne bedurften. Sollte nun der König wirklich so blind gewesen sein, daß er nicht einsah, wieviel Schwierigkeiten es seinen Feinden bereiten mußte, wenn sie gezwungen waren, die Coalition gegen einen offenbar friedlich gesinnten Monarchen in Action zu bringen, gegen einen Reichsfürsten, dessen Land von den Großmächten garantirt war? Der Minister scheint wohl gewußt zu haben,

---

*) Vgl. Luckwaldt, Westminsterconv., Pr. Jbb. 80, S. 230 ff.
**) S. 53.

wohin die Gedanken Friedrichs in Wahrheit zielten, wenn er zugesteht, daß man zu Anfang vermuthlich glänzende Erfolge haben werde, die freilich seiner Ansicht nach keine Dauer verhießen. Glänzender Erfolg eben, und nicht Rettung vom Untergang war es, was Friedrich erstrebte.

Daß der König die drohende Gefahr nicht für besonders groß hielt, hat Lehmann*) erschöpfend nachgewiesen, namentlich hat er an der Instruction Lewaldts gezeigt, wie wenig Friedrich von den Russen fürchtete. Und nur aus solcher Auffassung heraus ist jene Stelle aus Friedrichs Vertheidigungsschrift nach der Schlacht von Kollin zu verstehen, die Lehmann mit vollem Recht stark hervorhebt. Es heißt dort:**) Comment pouvais-je deviner, que la France enverrait 150000 hommes dans l'Empire? Comment pouvais-je deviner, que cet Empire se déclarerait, que la Suède se mêlerait de cette guerre, que la France payerait des subsides à la Russie?" und daß Frankreich, ohne in Vertrag mit dem König von Polen zu stehen,***) sich in solchen seinen Interessen ganz entgegengesetzten Krieg mischen werde.

Aus diesen Worten geht klar hervor, daß er, selbst nach vollzogenem Friedensbruch, nichts Schlimmeres erwartet hat, als einen Kampf gegen Oesterreich, Rußland und Sachsen-Polen, daß ihm die Mitwirkung Frankreichs überraschend gekommen ist. Mehr hatte er auch, seiner Ansicht nach, sicher nicht zu fürchten, wenn er friedlich blieb, durch diesen Dreibund aber konnte er sich nicht in seiner Existenz bedroht fühlen. Weiter geht daraus hervor, daß er bei Kenntniß der ganzen Folgen seiner That nicht angegriffen hätte, oder daß er wenigstens die Unterlassung des Angriffs für zulässig gehalten hat, denn er entschuldigt ja sein Verfahren mit Unkenntniß. Somit kann sein vorzeitiges Losschlagen nicht allein die Erhaltung des Staates zum Zweck gehabt haben. Die Ausführungen von H. Prutz†) können hieran Nichts ändern, denn er legt nur dar, daß Friedrich trotz der angeführten Worte wohl Kenntniß von einer großen Coalition (Oesterreich, Rußland, Frankreich, Sachsen-Polen) gehabt habe. Abgesehen von Frankreich, an dessen Betheiligung der König offenbar überhaupt nicht geglaubt hatte, mag dies richtig sein, aber welchen Werth hat das für unsere Frage, außer daß es einen Ausdruck Lehmanns berichtigt? Thatsache ist eben, daß Friedrich die Verschwörung nicht für gefährlich hielt, daß er sogar glaubte, seine Gegner herausfordern zu dürfen, um den zu erwartenden lästigen Vertheidigungskrieg in einen gewinnreichen Angriffskrieg zu verwandeln. Da er sich hierbei verrechnet hat, so hebt er nun hervor, wie er eine solche Entwicklung der Dinge nicht habe ahnen können. In einem besonders kritischen Moment ist er geneigt, die einstigen Warnungen seines Ministers Podewils als berechtigt anzuerkennen.

---

*) Friedrich d. Gr. u. d. Urspr. d. siebenjähr. Kriegs. S. 74 f.

**) Ebenda S. 57, Anm. 2.

***) Ich erinnere daran, daß Friedrich sich bemüht hatte, diesen Vertrag zu hindern.

†) Forsch. z. br. pr. Gesch. VIII, 1. S. 246 ff.

Natürlich kam im Sommer 1756 Alles darauf an, die geheimen Eroberungsabsichten vor Jedermann, auch vor seinen nächsten Angehörigen zu verhüllen, denn das Bekanntwerden dieser Absichten hätte nicht blos England in hohem Maße stutzig gemacht, sondern die bereits vorhandene Opposition in seiner Umgebung sehr verstärken müssen. Podewils schien ihn trotzdem zu durchschauen, und so ist es sehr verständlich, daß Friedrich sogar dem Cabinetsrath Eichel gegenüber scharf betont, er werde ruhig bleiben, wenn sich auch nur einige sichere Lueur von Hoffnung fände.*) Dadurch konnte am besten dem Bekanntwerden seiner wahren Absichten vorgebeugt werden. Auch hier darf man dem König keine Heuchelei zum Vorwurf machen. Wenn er immer wieder behauptete, er habe den Frieden zu erhalten gewünscht, er sei nur durch die drohende Coalition zur Schilderhebung gedrängt worden, er werde das Schwert nicht ziehen, wenn ihm Sicherheit geboten würde, so sagte er keine Unwahrheit, wiewohl er nicht die ganze Wahrheit enthüllte. Denn in der That wäre es ihm lieber gewesen, den Krieg noch zwei Jahre hinauszuschieben, in der That hätte er das Schwert eingesteckt, wenn ihm für diese Zeit der Frieden garantirt worden wäre, nur war es nicht die Furcht vor Niederlagen und Vernichtung, die ihn zur Offensive bestimmte, sondern die Besorgniß vor gewinn- und somit zwecklosem Kriege. Demgemäß ist die Darstellung in der Histoire de la guerre de 7 ans nicht geradezu falsch zu nennen**).

Bei diesem Sachverhalt konnte der König auch ein vollkommen reines Gewissen haben, denn da von seinem Gegner thatsächlich ein unberechtigter Angriff geplant wurde, so war er durchaus in seinem Recht, wenn er diesem Angriff durch rasche Offensive zuvorkam. Ob er seine Feinde gefürchtet und was er sonst mit seinem Vorgehen bezweckt hat, das ist für die Rechtsfrage und die ethische Beurtheilung völlig gleichgültig.

Was nun die Anfragen des Königs in Wien betrifft, so hat Delbrück***) sehr richtig hervorgehoben, wie diese mit Nothwendigkeit zum Kriege führen mußten, wie Friedrich keine befriedigende Antwort erwarten konnte. Auch ich nehme an, daß sich der König einer solchen Tragweite seines Schrittes voll bewußt war. Dennoch hat dieser insofern auch hier einigermaßen aufrichtig gehandelt, als er von seiner Gegnerin wirklich das verlangte, was ihn allein hätte zufriedenstellen und zur Niederlegung der Waffen bestimmen können. Wenn ihm volle Sicherheit gegeben worden wäre, daß er im laufenden und im nächstfolgenden Jahr nicht angegriffen wurde, so hätte das seinen Wünschen entsprochen und genügt. Ob die bloße Versicherung der Kaiserin-Königin, die zu geben ihrem Stolz auf's Aeußerste widerstreben mußte, hierzu ausgereicht hätte, ist eine andere Frage. Friedrich hätte voraussichtlich

*) Eichel an Podewils, 25. Juli 1756. P. C. XIII. S. 121.
**) Vgl. Delbrück Pr. Jbb. 79, S. 280 f.
***) Ebenda S. 268.

noch bessere Garantien verlangt, und so wäre es schließlich doch zum Kampfe gekommen.

Es bleibt aber noch ein Moment zu erörtern, das unsere bisher dargelegte Auffassung von Friedrichs Intentionen etwas modificirt. Gerade zur Zeit der verschärften Anfragen schienen sich die Dinge günstiger zu gestalten als vorher. Der Marquis von Valory versichert dem Grafen Podewils*), Friedrich habe von Frankreich Nichts für seine Staaten zu fürchten, ebenso wenig wie von Oesterreich, wenn er nur das Schwert in der Scheide behalte; Rußland würde, wie der König selbst am 23. August seinem Bruder schreibt, von Tag zu Tag englischer. Mitchell hatte von seinem Petersburger Collegen Williams Nachricht, die Stimmung habe sich dort auf das Gerücht hin, daß ein preußischer Gesandter zu erwarten stände, sehr zu Friedrichs Gunsten verbessert. Er schlägt vor, wirklich einen preußischen Vertreter zu entsenden**). Und daß der König auf diese Nachrichten Etwas gab, ersieht man schon daraus, daß er noch nach der Schilderhebung mit Hilfe Englands durch Bestechung einen Umschwung in Rußland herbeizuführen hoffte, daß er noch lange nachher Frankreichs Neutralität erwartete, ein Punkt, auf den auch Lehmann aufmerksam macht. Mußte Friedrich nicht, wenn ihm im Grunde ein vorläufiger Friede lieber war, erst abwarten, ob sich die Wolken nicht völlig verzogen, bevor er seiner Gegnerin in Wien nochmals die Pistole auf die Brust setzte? Mir scheint, die Sache läßt sich nur so erklären, daß der König nun, nachdem die Krisis so weit vorgeschritten war, nachdem er Alles zum Kriege vorbereitet und viel Geld dafür ausgegeben hatte, nicht mehr zurück wollte, falls ihn nicht das wirkliche Aufhören jeder Bedrohung dazu nöthigte, daß er jetzt gerade die verbesserte Lage zur Durchführung seiner seit Jahren gehegten Pläne auszunutzen und um so glänzendere Erfolge zu erringen gedachte. Die Oesterreicher hatten die Unvorsichtigkeit begangen, ihn zu bedrohen, er hatte das Glück gehabt, Beweise dafür zu erlangen, so mochte seine Feindin dafür büßen. Darum wollte er auch Nichts für die Besserung der russischen Beziehungen thun, bevor nicht der Krieg mit Oesterreich sicher war. Als ihn Mitchell mahnte, einen Gesandten nach Petersburg zu senden, da erwiderte er am 24. August, er müsse erst die Schlußdeclaration der Kaiserin-Königin erwarten. Dann erst, als er selbst die Waffen erhoben hatte, suchte er Rußland von seiner Gegnerin abzuziehen. Und von welchen seltsamen Bedingungen machte Friedrich schon am 10. Juli sein ferneres Stillverhalten abhängig?***) Er verlangte nicht blos, daß sich der russische Rückmarsch bewahrheite, sondern auch, daß die Motive dieses Rückmarsches klar würden. Wer friedliche Gesinnung hegt, kann wohl über die Gründe

*) P. C. XIII, S. 256 f.

**) P. C. XIII, S. 269 f.

***) Vgl. Naudé, Th. II, S. 262.

bedrohlicher Bewegungen, nimmermehr aber über die Gründe der Abrüstung Aufklärung begehren. Wenn Friedrich davon seine friedliche Haltung abhängig macht, dann ist ihm offenbar der Krieg erwünschter als der Frieden. Man beachte nur, daß der König hier nicht wie ein Friedliebender Momente zusammenstellt, bei deren Eintreten er sich zum Kriege gezwungen sähe, sondern daß er Bedingungen anführt, unter denen er Frieden halten werde. Krieg die Regel, Frieden die Ausnahme. Im Juli war eben in Folge der russisch-österreichischen Bedrohung die Gesinnung Friedrichs in der That eine solche geworden, wie sie ihm Lehmann unter Verwerfung der widersprechenden Aeußerungen und Umstände von vornherein zuzuschreiben gesucht hat.

Wenn Koser*) einer gegentheiligen Behauptung Lehmanns gegenüber nachweist, daß Friedrich in der entscheidenden Zeit schweren Herzens gewesen sei, so steht das mit seinen Offensivplänen keineswegs in Widerspruch. Es wurde ihm gewiß nicht leicht, eine solche Gefahr über sich heraufzubeschwören, denn welche Verantwortung lud er auf sich, da er ganz allein, gegen Wunsch und Willen seiner Bundesgenossen und seiner Umgebung, den Entschluß zum Kriege faßte, einen Entschluß, über dessen wahre Motive er sich vermuthlich gegen Niemanden frei aussprechen durfte. Lehmann scheint mir den König doch zu sehr über alles Menschliche zu erheben, wenn er ihn in solcher Lage frohen Muthes sein läßt. Er zeigt sich schon ohnedies groß genug, denn wenn er auch die wirkliche Entwickelung der Dinge nicht ahnte, so mußte er doch mit der Möglichkeit schwerer Complicationen rechnen.

Wie schwierig seine Lage war, erhellt auch aus den ersten Kriegshandlungen. Den Engländern, denen die Occupation Sachsens ungerecht erschien, hatte er versprochen, direct nach Böhmen zu marschiren**), in Rücksicht auf die Franzosen, die mit Oesterreich defensiv verbündet, mußte er seine Operation gerade auf Sachsen beschränken, mit dem diese in keinem Vertragsverhältniß standen. So kam der sonderbare Feldzug von 1756 heraus, bei dem er nur einen kleinen Vorstoß nach Böhmen machte, Sachsen hingegen völlig unterwarf.

Und nun noch ein paar Worte über die beiderseitigen Rüstungen, deren genaue Darstellung namentlich Naudé zur Grundlage seines Gegenbeweises gemacht hat. Ich glaube, daß sich hiermit sehr wenig beweisen läßt. Friedrich war seinen Gegnern in Kriegsbereitschaft so weit voraus, daß er mit geringfügigen Maßregeln und Truppenbewegungen diese mehr bedrohte, als sie ihn mit langdauernden, umfassenden Augmentationen und Aushebungen. Naudés Nachweis, daß die Oesterreicher schon vor dem Juli offensiv gerüstet hätten, scheint mir überdies nicht gelungen, er stützt sich allein auf einen Ausspruch von Kaunitz über die ungarischen Lager von Raab und Kitsee. Sie seien bestimmt, sagt dieser, „um sowohl gegen einen gähligen

*) Hist. Zschr. 74, S. 73 ff.
**) P. C. XIII, S. 296 f.

preußischen Ueberfall unsere Lande zu vertheidigen, als zu großen Unternehmungen jederzeit bereit zu sein." Daß eine solche allgemeine Redensart, für sich allein gestellt, Etwas beweise, wird Niemand behaupten dürfen. Im Uebrigen sind nur Defensivmaßregeln und, wie Lehmann es treffend bezeichnet, Militarisirung zu constatiren. Der Einzige, der sonst von Offensive spricht, ist der Cabinetssecretär Baron Koch, seine Worte aber, die zudem gar nicht maßgebend sind, können sich ebenso gut auf die künftige Offensive im Jahre 1757 beziehen, die Niemand bestreitet. Doch alles Debattiren hierüber ist werthlos, da es nur darauf ankommt, wie König Friedrich die Sache ansah. Von ihm aber wissen wir, daß ihm die Rüstungsnachrichten nicht genügten, um eine Schilderhebung zu motiviren, daß er die Oesterreicher durch Truppenmärsche zu verstärkten Maßregeln zu bewegen und die erhaltenen Nachrichten zu verschlimmern suchte.

Meine Ansicht, die ich hier zu begründen versucht habe, ist also, um die Hauptpunkte zu wiederholen, folgende:

1. Friedrich sah in Oesterreich seinen unversöhnlichen Feind, mit dem es über kurz oder lang zu nochmaliger Abrechnung kommen mußte.

2. Er hielt zu dauernder Sicherung seines Staates eine Vergrößerung für nöthig, wünschte aber in den Jahren 1756 und 57 Frieden zu halten.

3. Er wußte sich 1756 von einer Coalition Oesterreich, Rußland und vielleicht Frankreich bedroht, hielt aber ihren Abschluß nicht für sicher, ihre Macht nicht für gefährlich.

4. Er suchte den drohenden Vertheidigungskrieg in einen Eroberungskrieg zu verwandeln und erhob zu dem Zweck die Waffen. Obwohl dann die Gefahr sich minderte, wollte er doch die gewonnene scheinbar günstige Gelegenheit nicht versäumen.

5. Er that Alles, um seiner Schilderhebung den Charakter der Nothwehr aufzuprägen.

Es ist hiernach ein gewisser Wechsel in dem Verhalten des Königs nicht zu verkennen, das entspricht aber Friedrichs wiederholt bekundeter Tendenz, seine Handlungen den Ereignissen zu conformiren. Sowie man versucht, ihm einen speciellen, dauernd festgehaltenen Plan, ob offensiver oder defensiver Art, unterzuschieben, so geräth man mit den Quellen in Widerspruch, so sieht man sich zu gewaltsamen Interpretationen genöthigt. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er sich für gewisse, leicht zu erwartende Fälle ein bestimmtes Verfahren im Voraus festgelegt hatte. Er wird schon Anfang 1756, als ihm der Conflict noch fern erschien, wohl gewußt haben, was er, wenn österreichische Machinationen bekannt würden, zu thun habe, denn bereits am 23. März instruirt er Klinggräfen, den Verdacht des englischen Gesandten am Wiener Hofe gegen diesen Hof zu steigern. Es liegt die Vermuthung nahe, daß er schon damals seine Verbündeten auf die für solchen Fall geplante Offensive vorbereiten wollte. Dennoch wird man

nicht behaupten dürfen, daß Friedrich zu jener Zeit die kriegerische Entwickelung der Dinge herbeigesehnt und zu befördern gesucht habe.

Meine Auffassung steht somit zwischen den bisher verfochtenen, und so darf diese Arbeit wohl als ein Vermittelungsversuch gelten; doch will ich nicht leugnen, daß meine Theorie mit der Lehmann-Delbrück'schen eine nähere Verwandtschaft zeigt. Gewiß stehe ich in mehreren wichtigen Punkten auf Seiten der älteren Anschauung, den Grundgedanken Lehmanns indessen muß ich mit voller Entschiedenheit aufrecht erhalten, daß es der Eroberungs- und nicht, wie man früher lehrte, der Vertheidigungsgedanke war, der dem großen König am Ende das Schwert in die Hand gedrückt hat.

Engelbert Humperdinck.

Von

Otto Neitzel.

— Köln a./Rh. —

Es war um die Zeit der italienischen Greuel auf der deutschen Opernbühne. Das Publicum watete in Strömen Blutes, es hagelte Messerstiche; die betrogene Braut, die verlassene Mutter, der eifersüchtige Ehemann lauerten in finsteren Schlüften, hinter dichten Hecken, bei Morgengrauen und bei Mondenschein, ja selbst bei dem qualmigen trüben Licht derjenigen Lampen, die auf dem Theaterhintergrunde eine zweite Schaubühne erhellten (Bajazzo II. Act), ihren Opfern auf, um ihnen den Todesstoß zu versetzen oder sich wenigstens an ihren Todesqualen zu weiden und so statt der trägen irdischen Justiz das Faustrecht zu üben. Das Orchester lieferte förmliche Schlachten, die Posaunen und Trompeten, dazu die große Trommel freuten sich, daß auch ihre Stunde einmal geschlagen hatte und daß sie von der eintönigen Passivität des Pausenzählens endlich einmal zur dröhnenden Activität berufen wurden. Den Theaterbesuchern aber sträubte sich das Haar, und die entsetzensvollen Erlebnisse rüttelten sie mächtig aus der Muße, in die sie bei den süßmelodischen Klassikern und Romantikern versanken, aus dem staunenden Halbverständniß, in dem sie während der modernen Musikdramen dahindämmerten, empor.

Ein undefinirbares scharfes Parfüm strömte von der Bühne nach und nach in den Zuschauerraum. Scharfe Nasen analysirten es als ein Gemisch von Armeleutsgeruch, Patschouli und Fischthran. Das war die neue Kunst, und da jedes Ding einen Namen haben muß, so taufte man sie in der Bescheidenheit, die einen hervorstechenden Zug des Endes unseres Jahrhunderts bildet, den Verismus. Die Wahrheit, Wirklichkeit auf der Opernbühne war entdeckt.

Nach und nach däuchte einigen Wenigen, die noch leidlich nüchterne Sinne bewahrt hatten, daß es mit der Wahrhaftigkeit des Verismus garnicht so arg bestellt sei, mit der poetischen, mit der inneren Wahrhaftigkeit nämlich. Denn ob die Dinge auf der Bühne wirklichen Vorbildern nachgedichtet worden, ob sie der Phantasie des Dichters entsogen sind, verschlägt wenig, scheinen doch die wahrhaften Begebenheiten meist viel unwahrscheinlicher als die erdichteten. Diese Bäuerinnen, diese Hanswürste, die sich der geschwollenen Gesangssprache des Musikdramas bedienen, diese Dirne, die plötzlich eine Vorliebe für der Vöglein holden Sang entdeckt, diese Prologe und diese Intermezzos, das hat Alles mit der inneren Wahrhaftigkeit, die allein aus der Natur der handelnden Personen, aus dem Eindruck, den ihnen die Begebnisse des Dramas verursachen müssen, Nichts zu thun, wir erkennen darin die gleichen Kunstmittel wieder, die große Männer schon vorher, nur freilich mit etwas mehr Geschick und Begründung angewandt haben. Der bluttriefenden Ereignisse, die längst in Rigoletto, der Jüdin, etwas milder in den Hugenotten veranschaulicht worden waren, erinnerte man sich schließlich ebenso genau, wie der crassen Leidenschaftlichkeit des musikalischen Ausdrucks im zweiten Act der Götterdämmerung, indem man sich freilich gleich dabei sagen mußte, früher ging es nicht ganz so grell und brutal her, und indem man bei Wagner außer der auf die Spitze getriebenen Prägnanz und Schärfe jenes Ausdrucks doch auch des letzteren kunstvolles Gefüge bewundern mußte. Ja, bei Wagner bedeutete eben diese thematische Kunst und diese Verfeinerung des musikalischen Nervensystems seines Musikdramas die Adelung der Gewaltthaten, die sich auf der Bühne abspielten, wie ja denn auch die Sinnlichkeit durch die Kunst des Dichters oder des Malers verklärt wird. Aber bei den Veristen war es mit der Kunst des Ausdrucks ziemlich schwach bestellt, dieser Mangel war es hauptsächlich, der manches kritische Huhn, das schon wieder einmal Enteneier ausgebrütet hatte und kläglich nach den fortschwimmenden Entlein — dem hochzuverehrenden, aber unberechenbaren und schwer belehrbaren Publicum, — gackerte, von Anfang an stutzig gemacht hatte. Mit einem Wort, man wurde der Greuel satt, weil sie dick aufgetragen wurden, weil die Form, in der sie vorgeführt wurden, gar zu wenig Kunst verrieth, es zeigte sich wieder einmal, daß sich nichts so schwer und schnell auf Erden rächt, als wenn Formfehler begangen werden. Der Verismus hatte abgewirthschaftet. Das Publicum gähnte, es sehnte sich, wonach, das wußte es selber nicht, nur daß dies ganz anders sein müßte, als was soeben überstanden war.

Da ereignete sich in Fortunas Spieltempel ein merkwürdiger Fall. Von den Mören, die aus den beiden Schicksalsurnen, die eine den Namen des Sterblichen, die andere das ihm verhängte Geschick lesen, zog die eine den Namen Engelbert Humperdincks, die andere das große Loos des Erfolges hervor. Fortuna schüttelte ihr in tausend wechselnden Empfindungsnüancen schillerndes Antlitz. Sie wußte, daß der also Be-

gnadete ein armer Schlucker sei, gutherzig, kein Streber, und daß er den echten reinen Gottesfunken der Kunst in der Brust hege, lauter Eigenschaften, von denen eine einzige genügte, um ihren Träger zeitlebens an die Ketten des mühsamen Ringens und fortdauernder harter Entbehrung zu schmieden. Die ganze Bevölkerung des Tempels lief zusammen und hechelte in regelrechtem Damenklatsch den seltenen Fall durch. Ein Irrthum war ausgeschlossen, und gegen die Instanz der beiden Mören giebt es keine Berufung.

Einige Tage, nachdem das Loos Humperdincks also gekiest worden war, saß der Schreiber dieser Zeilen an seinem Arbeitstisch und unterzog die Briefe, die er in seiner journalistischen Eigenschaft empfängt, einer Durchsicht, um sie auf ihre Verwandlungsfähigkeit in Druckerschwärze auf Papier zu prüfen. Es war der Weihnachtstag 1893. Einer der Briefe enthielt ein dickes Manuscript, das aus der alten Musenstadt Weimar einen Opernerfolg meldete, wie er dort seit Jahrzehnten nicht erlebt worden war, so eindrucksvoll, so einhellig, von der gleichen Wärme bei Jung und Greis und bei Neu- und Altdeutsch. Denn man weiß, daß dort immer noch schärfer als im übrigen deutschen Vaterlande sich die gesammten Musikfreunde in zwei Parteien sondern, von denen die eine, vom Musikantenvater Liszt in's Leben gerufen, dem radicalsten Fortschritt huldigt, während die andere sich höchstens bis zu den Romantikern versteigt und sogar die wässerigen Altitaliener nicht ungern hört. Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel" hatte das Wunder vollbracht und die feindlichen Brüder zu einer ungetheilten Aeußerung der glühendsten Begeisterung geeinigt. Soll ich es gestehen, daß mich beim Durchlesen des Manuscripts doch einige leise Zweifel an der Nachhaltigkeit dieses Erfolges überkamen. Wie so manchmal hatte ich Aehnliches gelesen, um hinterher zu erfahren, daß der Berichterstatter übertrieben, in Selbsttäuschung befangen, Alles durch ein rosenrothes Verschönerungsglas betrachtet und die Geißel der Kritik in die Ecke gestellt hatte! Und nun gar meine verehrten Freunde von der extremen Richtung! Waren sie nicht stets bereit, in das Schallrohr der Begeisterung zu blasen, wenn sich's um einen der Ihrigen drehte. Hatten sie nicht an Hans von Bülow das eclatante Beispiel eines feurigen und scharfzüngigen Vorkämpfers, wie ihn das schwerbewegliche Publicum braucht, um für eine Kunsterscheinung gewonnen zu werden! Hatte er nicht, wenn ihm ein Tondichter zu wenig beachtet schien, mit seiner ganzen Lungenkraft, mit der glänzenden Dialektik, die ihm zu eigen war, seinen jedesmaligen Schützling als neuen Heiland gepriesen, bis der es nicht mehr nöthig hatte und es dem unermüdlichen Kampfhahn gerecht schien, einen Anderen unter seine Flügel zu nehmen! Genauer gesprochen: der Zweifel entsprang nicht einem Mangel an Vertrauen zu Humperdincks Muse, die uns am Rhein schon mehrmals durch ihren sinnigen Ernst, ihre Gemüthstiefe und ihre ungekünstelt, obschon kunstvoll ausgedrückte Naivetät erquickt hatte.

Seine Chorballade „Das Glück von Edenhall" hatte siegreichen Einzug

in die Chorvereine des sangesfrohen Rheins gehalten, und indem sie dauernden Besitz von Sängern und Hörern ergriff, ein beständigeres Glück errungen, als es der krystallenen Schaale, die jenen stolzen Namen trug, zu Theil geworden. Wie erstrahlt der ganze Tonapparat bei den Worten „Und purpurn Licht wird überall" in warmer Vielstimmigkeit, wie wird des Kelches ganze Herrlichkeit in der Musik reflectirt. Und wie mahnt, wenn der Greis die zitternde Schaale füllt, ein leise pochender Rhythmus (in den Violoncellen, Pauken und Bratschen) daran, von der frevlerischen Entweihung des geheiligten Hausrates abzustehen. Wie weiß Humperdinck jede grelle Schärfe, wie sie das mißverstandene Wagnerthum auch in den Concertsaal leider überführt hat, zu vermeiden, beispielsweise beim Zerspringen des Glases. Wie zwanglos wohl vermittelt, wie garnicht mosaikhaft abspringend läßt er eine Phrase des Gedichts aus der anderen folgen. Das ist musikalisches Empfinden in jedem Tact, und dennoch kann man nirgend sagen, die Musik knechte den dichterischen Gedanken.

Eine jede Partitur bietet dem, der sie verstehend liest, nicht allein das innerlich gehörte geistige, sondern auch für das Auge ein äußeres graphisches Bild. Man kann, ohne viel von Musik zu verstehen, aus dem Bilde der bloßen Partitur in Beethoven die Knorren und Kanten, in Mozart die blühende Grazie, in dem zu schnell vergessenen Raff die glatte Architektonik, in Wagner gar die getreue, stetig wechselnde und doch mit Lapidarschrift niedergeschriebene Anpassung an den Text herauserkennen. Humperdincks Partituren laben das Auge durch die weichen abgeschliffenen Contouren jenes graphischen Bildes, und hinterher wurde mir klar, was er selbst zu mir im Gespräch äußerte, als wir von der Anfängerhaftigkeit eines namhaft gewordenen Tondichters im Instrumentiren redeten. „Die Instrumentation," so meinte Humperdinck, „ergiebt sich aus der musikalisch-poetischen Idee, aus dieser Vermählung des dichterischen Grundgedankens mit seinem musikalischen Ebenbilde von selbst." Es steckt in seiner Art zu instrumentiren freilich die größte Besonnenheit, aber sie ist derart, daß sie nicht der Klügelei, dem Raffinement entsprungen ist, Eigenschaften, welche die Wirkung auf den Zuhörer berechnen, sondern diese Besonnenheit ist vielmehr das Heraushorchen des musikalischen Klanges aus dem poetisch-musikalischen Gedanken, sie ist concentrirteste Anschauung. Daß sie der Musik so viel Recht einräumt, um ihr die volle Schönheit ihrer Entwicklung zu wahren, das verleiht eben seinen Partituren jene Wohlvermitteltheit, daher denn auch das Vergnügen des Lesers am graphischen Bilde dieser Partituren, von dem eben gesprochen wurde.

Wieviel mehr ist alles das noch bei der gereifteren Chorballade „Die Wallfahrt von Kevlaar" der Fall, die zwar früher entstand, aber in Folge einer durchgreifenden späteren Ueberarbeitung sowohl in Bezug auf die Individualisirung und plastische Hervorhebung der redenden Personen und einzelnen Vorgänge, wie auf deren Abtönung auf einen einheitlichen

Grundton als bedeutender Fortschritt in die Augen springt. Der todtkranke Sohn, die Mutter, deren Hoffnung nicht versiegt und die an Trosteswoten nicht ermüdet, sind zum Greifen erkennbar gezeichnet, dennoch geht der Tonsatz seine ebenmäßige, den Phrasen des Gedichts geschmeidig sich anschmiegende Bahn. Wenn man unter der aufdringlichen Ueberschärfe der modernen Charakteristik zuweilen Martern ausgestanden hat, so drückt man Humperdinck im Stillen die Hand, daß er am Schluß bei den Worten „die Hunde bellten so laut" nicht mehr als einen leichten Schlagschatten der rauhen Nüchternheit in das tiefpoetische Gemälde geworfen hat. Wo die Malerei jedoch zur Hauptsache wird, und wo ihr ein so bestimmter Einfluß zukommt, wie bei der Erscheinung der Mutter Gottes, da kargt auch er nicht mit Farbengluth, die freilich das Ohr nur trifft, um zum Herzen des Hörers zu gelangen. Das zauberisch zarte Erklingen des Liedes „O sanctissima", wie die echt volksthümlich gehaltene Choralmelodie der Procession zeigt bereits seine Vorliebe für die Lieder seines Volks, der er sich in Hänsel und Gretel, diesem Volk sehr zu Dank, vollends überläßt.

Feinsinnig ist das zart angedeutete Erklingen der Todtenglocke am Schluß in den Singstimmen, der Harfe, den Flöten, Oboen und Pauken, das über die Angaben des Textes hinaus der Schilderung einen poetischen Reiz mehr verleiht. Des Componisten bedeutende Schilderungskraft mag man ferner aus der vorüberziehenden Procession ersehen, die, ernst und feierlich gehalten, dennoch nicht dieses kindlich naiven Zuges, dieser schlichten Glaubenseinfalt entbehrt, die auch der Andersgläubige den frommen Pilgerfahrten abmerken mag. Humperdinck hat, wie jeder Augenzeuge solcher Volksscenen herausfühlt, die Vorgänge an der Quelle studirt, aber er hat sich gehütet, sie mit den Augen des Kritikers aufzufassen und ihnen jenen Weihrauchduft, jene gewollte Weltentsagung beizumischen, die Tinels Franciscus durchtränkt. Gleichen Schritt mit seiner Schilderungskunst hält die Tiefe und Bedeutung seines Tonausdrucks, seiner Tonsprache. Die Bitte des Sohnes um Genesung an die Jungfrau Maria ist bei aller Einfachheit so rührend, daß sie die Göttliche sicher überreden würde, wenn eben die Gottheit über der Menschen Bitten nicht ihre eigenen Ansichten hätte, und daß sie manches Hörers Auge mit Thränen netzt. Wie das Erleben immer noch die beste Vorschule für das Schildern eines Vorganges bildet, so liegt in dieser Bitte des Sohnes etwas ureigenste Empfindung eingeheimst, und die Zeugen der Entstehung und der ersten Aufführungen der Wallfahrt wollen wissen, daß Humperdincks gesundheitlicher Zustand eine Zeit lang fast so verzweifelt war wie der des Sohnes. Aber die Gottheit entschied diesmal anders wie im Gedicht, und der Todescandidat erhob sich von seinem Leidenslager als ein an Herz und Gliedern neu Auflebender.

Jene Zweifel an der Echtheit des Erfolges von Hänsel und Gretel wurden in mir dennoch durch ein Gefühl freudigster Genugthuung aufgewogen. Denn einen Würdigeren als Humperdinck konnte das große Loos nicht

treffen, einen ehrlich ernsten Tonkünstler, an dem jede Fiber Güte des Herzens und edle Natürlichkeit ist. Und so machte ich denn von meinem Vorrecht, die eingehenden Manuscripte zu prüfen, zurecht zu formen, hier und da am Stil, und wenn es gegen meine Ueberzeugung verstößt, sogar an der Kritik zu ändern, diesmal ausgedehntesten Gebrauch, indem ich den Bericht genau so, wie er mir zuging, in Satz gab. Es verflossen keine acht Tage, und ganz derselbe Vorgang wiederholte sich nach der Aufführung in München (30. Dec. 1893). Freilich, je mehr sich die Aufführungen häuften, als aus Karlsruhe (5. Jan. 1894), Frankfurt a. M. (11. März), Breslau (18. April), Darmstadt (22. April), Mannheim (6. Juni des nämlichen Jahres) eine Siegesbotschaft nach der anderen eintraf, da hatte ich dem Zweifel längst Valet gesagt, überdies hatte mir der Clavierauszug schon den Grund dieses Erfolges bei allen Parteien enthüllt, und endlich im Herbst konnte ich meine Neugier stillen und im Berliner Opernhause mich durch Ohren- und Augenschein von dem bestrickenden Reiz des Werkes überzeugen.

Der erste Eindruck, den ich von dem Märchenspiel empfing, war der einer wundersamen Berauschung. Man kennt ja die Beschaffenheit des Berliner Hofopernorchesters, von dem jedes Mitglied als ein Virtuose auf seinem Instrument gelten darf, und man weiß auch, daß die Schätze, die in ihm längere Zeit brach gelegen, jetzt dank seinen vorzüglichen Kapellmeistern gehoben worden. Weingartner dirigirte, ein noch hervorragenderer Concert- als Operndirigent, da er es noch mehr versteht, das feinste Geäder der Musik nach dessen innerstem Empfindungsgehalt bloßzulegen und ihm den Lebenshauch seiner noblen und temperamentvollen Auffassung einzuflößen, als gerade das Drama selbst in seinen Grundzügen scharf herauszuheben; er ist eben zu eigentlicher Musiker, liebt auch am Musikdrama zu sehr den musikalischen Bau, zu sehr die üppig süße Welt des Wohlklanges. Ueberdies war mir als Gast ein Ehrenplatz angewiesen worden, Nummer eins im Parquet unmittelbar hinter dem Orchester. Der Zuhörer konnte im Orchesterwohlklange baden, und was da während zweier Stunden auf ihn einstürmte, seinen Gehörsinn in allen Schattirungen ergriff, bald durchtobte, durchschüttelte, bald liebkoste, umschmeichelte, das genügte auch wohl ohne die Vorgänge auf der Bühne, ihn trunken zu machen. Diese selbst wirkten, da wegen der Nähe des Orchesters die Worte meist unverstanden blieben, als Pantomime und mit dem Reiz einer neuerweckten Kindheitserinnerung. Und was man sonst auch wohl an den Weihnachtsmärchen, mit denen die meisten Theater die Welt der Halbmündigen einige Male im Jahr zu ergötzen pflegen, erlebt, daß sie auch dem Mündigen auf kurze Augenblicke den unbefangenen Kindersinn mit seiner Leichtgläubigkeit, seinem Staunen, seiner Freude an den Spielen der Phantasie wiedergeben, das wurde hier durch die Musik in die Sphäre eines musikalisch-dramatischen Kunstwerks erhoben, und es zeigte sich einmal wieder, daß es ganz auf die Geschicklichkeit und Hin-

gabe des Componisten ankommt, um ein Textgerippe, das sonst sogar trotz aufgeputzter musikalischer Bekleidung schemenhaft einherschwankt, zum blühenden Organismus zu wandeln. Es zeigte sich zum zweiten, daß alle schönen Weisheitssprüche über dramatische Folgerichtigkeit und Theaterwirksamkeit bei der Kunstgattung, „Oper" genannt, zu Schanden werden. Als ich das Theater verließ und mit einem der namhaftesten Kunstrichter der Reichshauptstadt zusammentraf, gedachte er mich sogleich mit der Bemerkung zu ernüchtern: „Es ist Alles gut und schön, wenn man's ein oder höchstens zweimal hört: das dritte Mal hat man's satt, ja man nimmt es krumm, immer als infans angesehen zu werden!" Nun, es hat sich drittens gezeigt, daß diese Märchenoper auch darin ein echtes Kunstwerk ist, daß sie bei jedem neuen Anhören Nichts an Reizen einbüßt.

Schon der Text trägt viel Theaterlebensfähigkeit in sich. Er theilt mit den Figuren der Cavalleria das Vorhandensein von fast lauter „dankbaren" Rollen, das heißt solchen, die nicht allein leicht von den Opernsängern begriffen werden, die ihnen auch Gelegenheit geben, einen individuellen Einschuß in's Rollengewebe zu bewerkstelligen und dem Bühnencharakter die gehörige Drastik und Frische zu verleihen. Wie den Santuzzas der Kampf für die betrogene Ehre so leicht gelingt und wie Jede ihn in ihrer Weise auskämpft, weil hier so durchaus weibliche Empfindungen zur Auslösung kommen, so brauchten die Hänsel und Gretel eben nur ein wenig in ihren Erinnerungen herumzustöbern, sich die Kinderstube, des Waldlebens Leid und Freud mit dem Beerensuchen, dem sich Verirren im wirr verschlungenen Dickicht zu vergegenwärtigen und dann derjenigen Kindlichkeit, die jedem Weibe selbst im reifsten Alter anhaftet, die Zügel schießen zu lassen, und die Darstellung erhielt jenen persönlichen Reiz, der des Bühnenspiels bessere Hälfte ist. Es blieb zum Mißverstehen, zum „Vergreifen" eigentlich nur die Rolle der Hexe übrig.

Diese nun mag man drehen, wie man wolle; wenig verschlägt es, ob sie sich ein wenig greller oder zahmer geberdet, sie bleibt in jedem Fall so gruselig und rauhborstig, daß sie einen schneidenden Gegensatz gegen die Kinder bildet, und das ist es, was hier Noth thut.

Gerade diese Monstrosität, dieses Hexenscheusal, das gern kleine Kinder frißt und dem beim Anblick eines feisten Jungen — der Umstand, daß das Hänsel stets von einer Dame gespielt wird, sichert ihm ein gewisses Embonpoint — das Wasser im Munde zusammenläuft, und dann nicht zum Wenigsten Humperdincks Musik lehren uns, den Charakteren des Märchenspiels, wenigstens der Hexe und dem Geschwisterpaar eine tiefere Bedeutung abzugewinnen. Das Wort Symbol hat einen übeln Klang, insofern es meist dazu gemißbraucht wird, nicht bühnenfähige Dinge in das Nebelreich angeblicher Unfaßbarkeit zu entrücken und den ihnen anhaftenden Geburtsfehler, eben den der Bühnenunwirksamkeit, zu verdecken. Anders hier, wo

der Charakter an sich schon so bühnenwirksam ist, daß er sich unserer Sinne mit unentrinnbarer Eindruckskraft bemächtigt.

Die Hexe, in ihrer musikalisch-dramatischen Ganzheit gefaßt, ist die Personificirung der alles Leben um sich her vernichtenden wüsten Genußsucht, mit einem Wort der Bestie im Menschen, des auf die Spitze getriebenen Egoismus. Was des verstockten Sünders Herz zu rühren vermag, des Kindes Lächeln und Lallen, sein Flehen und Schmeicheln, in ihr erzeugt es nur den Vorgeschmack teuflischen Ergötzens an der Vernichtung dieses Wesens. Dieser Egoismus wird, indem er sich der Zügel beraubt und unersättlich die Werkzeuge anhäuft, ihn zu befriedigen, grausig; die Figur erreicht dadurch eine Ueberlebensgröße, sie ragt in's Bereich des Dämonischen, und so hat es auch der Componist verstanden, wenn er der Hexe die Accordfolge beigab, die die Bedeutung eines Leitmotivs erlangt und deren Nachdruck meist auf den dissonirenden Accord fällt: G C E Ais und H Fis H Dis H.

Nebenbei muß auch zugestanden werden, daß das Uebermaß von Kannibalismus, dessen sich diese Matrone erfreut, der Ernst, mit dem sie ihren Hexenritt vollführt, einen stark humoristischen Beigeschmack gewinnt und dadurch also einen guten Theil des Widerwillens, den das Nackt-Häßliche in uns erweckt, beschwichtigt.

Aber auch die Geschwister sind mehr als ein harmlos spielendes Kinderpaar, das sich zufällig in den Wald verirrt. Beide vertreten die reine Kindlichkeit in ihrer entzückendsten und rührendsten Gestalt. Freilich sind sie naschhaft, und über ihrem Spieltrieb vergessen sie der Pflicht der Arbeit. Freilich kann Hänschen ein Grinsen nicht unterdrücken, als seiner Mutter in der Rage der theuer erworbene Topf mit der von der guten Nachbarin geschenkten Milch zerbricht. Wenn er doch wüßte, wie ihn dies Grinsen ehrt, wie seine köstliche Uncultur ihn weit natürlicher und frischherziger erscheinen läßt, als wenn er, ein wohlgezogenes Stadtkind, seine Empfindungen zu verstecken wüßte. Die Mutter würde ihm nämlich mehr imponiren, wenn sie sich in diesem Augenblicke nach dem alten Spruch: Te castigassem, nisi iratus essem! Zwang auferlegt hätte.

Das Nächste ist diesen Kindern das Beste, und um den kommenden Morgen kümmern sie sich nicht. Sie vergessen ihr Gebet nicht, und es ist wahr, es hätte ihnen nicht schlecht gestanden, wenn sie dabei der Angst, die ihre Eltern um sie ausstehen, gedacht und einen frommen Wunsch für sie in's Gebet verflochten hätten. Das Grauen ist ihnen nicht fremd, andererseits legen sie bei der Verbrennung der Hexe einen Beweis von bemerkenswerther Schlauheit ab. Um ihr Treiben aber schlingt sich das verklärende Band inniger Geschwisterliebe. Diese und namentlich ihr in tausend Liedern, Scherzen, Einfällen geoffenbarter Spieltrieb, der Allem, was sie erleben, eine verschönende Seite abgewinnen läßt, macht sie zu den Personificirungen der nämlichen Kindlichkeit, die jedem Menschen Noth thut, um ihn von der Daseinsnoth zu befreien, um ihm die Freude am Leben wiederzugeben.

Man nehme diese beiden Kindsfiguren, die des Componisten Schwester, die Textdichterin Adelheid Wette und er selbst so recht aus dem Leben, man darf sagen, aus ihrem eigenen, gegriffen haben; wie sie ebenso unbefangen und natürlich denken und tollen wie die Erstbesten um uns her, man nehme den Besenbinder und sein Weib, die wir ebenfalls aus dem Alltagsleben wiedererkennen, sobald wir nur die Nase einmal in eine Tagelöhnerstube gesteckt haben, und man wird zugeben, daß auch in Hänsel und Gretel ein gut Stück Verismus steckt. Aber dieser ist eben von einer ganz anderen Nummer. Dort die erbarmungslose Härte, die absichtlich grell aufgetragene Abzeichnung aus dem Leben, hier das Leben in seinen fesselndsten Seiten erfaßt und durch den nämlichen Spieltrieb, den wir an den kleinen Titelhelden beobachteten, durch Künstlerhand verschönt und verklärt, und so darf man sagen: Humperdinck und seine Schwester haben den Verismus durch Verismus überwunden, den kunstlos platten, erbarmungslos rauhen Verismus durch den kunstschön geformten, romantisch verklärten Verismus. Dort also die dürre, unverhüllte, mit dem Secirmesser herausgeschnittene Dramatik, hier der dramatische Kern in der weichen Schaale der Romantik, der in's nüchterne Leben hineinlangenden und durch alle Ausdrucksmittel einer vorgeschrittenen Musik verschönten Phantastik.

Dem musikalischen Theil, soweit er nicht schon behandelt wurde, noch einige Bemerkungen. Der erstaunliche Fortschritt seit der „Wallfahrt" ist gleich auf der ersten Partiturseite wahrnehmbar, hat doch Humperdinck selber inzwischen seine Wallfahrt vollbracht, die zu dem bewunderten Bayreuther Meister nämlich. Aber so sehr er auch dessen geheimste künstlerische Athemzüge belauschte, es sind doch mehr formale, mehr compositionstechnische Kunstfertigkeiten, die er ihm ablernt, nicht dessen innerster Trieb und Art des Schaffens. Er stellt sich sogar in einen gewissen Gegensatz zu Wagner, insofern dessen Kunstschaffen der höchsten, und wo der Stoff wie im Tristan es erfordert, sogar raffinirten Verfeinerung des dramatischen Kunstempfindens entstammt, also ein Product gesteigertster Kunstcultur bildet, während Humperdinck sich mit aufrichtiger Selbsterkenntniß und zufolge einem aus innerstem Herzenstriebe entspringenden künstlerischen Lebensprogramm mitten in's Volksempfinden, das heißt musikalisch begrenzt, auf den Boden des Volksliedes begiebt. Er ist im guten Sinne Volkscomponist und hat in anderer Hinsicht eine rettende That vollbracht, indem er das Publicum durch eine Neubelebung des Volksliedes von der Neßlerei befreit. Hier mag gleich ein Irrthum berichtigt werden. Dem Anschein nach ist Humperdinck ein geschickter Ausbeuter des Volksliederschatzes, den er als thematischer Arrangeur, als Umbildner seinen Zwecken dienstbar macht. Genauer zugesehen, finden sich in seinem Märchenspiel jedoch nicht mehr als zwei Originalvolkslieder: „Suse, liebe Suse" und das Lied des Sand- und Thaumännchens. Alles Uebrige ist eigene, dem Volkslied nachschaffende

Erfindung, wie das Lied des Besenbinders, das Tanzlied der Geschwister, der Kinderreigen am Schluß.

Von dieser Kunst, das Volkslied auszugestalten, findet sich ein reizvolles Beispiel in dem Lied des Besenbinders, wo alsbald ein sehr bezeichnender Contrapunkt das Nagen des Hungers versinnbildlicht, indeß der Gesang schlicht und derb weitergeht. Artige Wirkungen erstehen durch das Abbrechen des Singens wie im Anfang, ein Beispiel, das mit weniger Geschick Marschner im Hans Heiling (erster Act, zweite Verwandlung, Lied Konrads) aufgebracht hat. In Bezug auf die populäre Ader, die in ihm pulsirt, ist Humperdinck am ehesten mit Weber zu vergleichen, den er freilich nicht an Eleganz, wohl aber an Kunst der Arbeit erreicht.

Humperdinck nahm die Bausteine des Volksliedes und errichtete aus ihnen kunstvolle Gebäude, und gerade in Bezug hierauf liegt der Nutzen auf der Hand, den ihm ein tiefes Studium der Wagner'schen Partituren, insbesondere der „musikalischen" unter ihnen, des Tristan und der Meistersinger gewährt, musikalisch in dem Sinne, daß hier noch nicht der Text sich bis zum herrischen Gebieter über die Musik emporgeschwungen. Den seinem innersten Wesen nach mehr zum Symphoniker als zum Dramatiker veranlagten Humperdinck mußte es zu diesen Werken, denen aus den späteren Musikdramen etwa noch der erste Act der Walküre, der erste des Siegfried, die Rheintöchterterzette und das Meiste aus dem Parsifal beizugesellen ist, weit stärker hinziehen, als zu den consequentesten Verkörperungen der musikdramatischen Tendenz Wagners. Nicht also des Musikdramatikers, der den Strom seiner unendlichen Melodie an den Felsen und Burgen der Leitmotive vorüberführt, sondern des dramatischen Symphonikers Wagner, der ein Grundmotiv ersinnt und durch dessen mannigfaltigste, den Wellenlinien des dramatischen Gedankens amalgamisch angeschmiegte Abwandlungen die Ausdruckskraft des Wortes hebt und verschönt, war er Gesell. Als Beispiel hierfür darf gleich die erste Scene gelten, in der die „liebe Suse" mit proteïscher Verwandlungsfähigkeit stets den Grundton zu der naiv lustigen Schäkerei der beiden Kleinen abgiebt. Gleich darauf, in der zweiten Scene, in der er ein Tanzlied in die Sphäre der feinen Kunstform erhebt, finden wir einen Beleg dafür, daß er auch vorwagnerischen Ueberlieferungen nicht abhold ist, und nach Art des alten Vaudevilles oder Rondos immer wieder auf ein Ritornell zurückgreift, wobei er denn auch zeigt, daß er in der Herausarbeitung einer wirksamen Steigerung seinen Mann steht.

Ist er in Bezug auf die wandlungsreiche Anpassung des Grundmotivs an die Poesie ein Schüler Wagners, so folgt er ihm in dessen Neubelebung der von unseren classischen Meistern ererbten, namentlich durch die Meistersinger wieder verlebendigten Kunst der Vielstimmigkeit. Humperdinck ist ein Polyphoniker ersten Ranges, und es scheint, daß seine Jugendeindrücke im Dom zu Paderborn, seine Studien unter Hillers conservativer Leitung seinen Sinn dafür aufgeschlossen und gekräftigt haben. Ist doch die Polyphonie,

die Kunst, Stimmen von abweichender individueller Gestaltung zu einem harmonischen Gesammtorganismus zusammenzuschweißen, gerade ein Kunstmittel, das der Musik von keinem anderen Kunstzweige streitig gemacht werden kann: was sonst verwirrt, hier dient es innerhalb der Grenzen der Uebersichtlichkeit zur Steigerung des Ausdrucks, und was man auch gegen die neueste deutsche Schule vorbringen mag, man muß ihr die Pflege der Polyphonie, die nur ein Erzeugniß eines eifrigen Studiums der Kunst des Contrapunktes bildet, zum Ruhme nachsagen, man muß ihr das Verdienst lassen, daß sie den bedeutendsten und eigentlichsten Zweig der musikalischen Compositionstechnik wieder zu Ehren gebracht hat, man darf betonen, daß sie sich seitens der durch Brahms vertretenen classicisirenden Partei wenigstens in Bezug hierauf nicht schelten zu lassen braucht.

Sein guter musikalischer Geschmack bewahrt ihn andererseits davor, innerhalb jener symphonischen Grundirung die Kleinmalerei zu weit zu treiben und mit musikalischer Illustration Silbenstecherei zu treiben, die uns in manchen nachwagner'schen Musikdramen zuerst interessirt, um uns nach und nach in gelinde Verzweiflung zu versetzen. So ersinnt er, sobald der Besenbinder mit Schätzen beladen heimkehrt, eine Art Auskrammotiv, das er nun wieder während des Folgenden, ohne allzu peinlich an den einzelnen Worten musikalisch zu deuteln, als motivischen Untergrund beibehält. Mit einem Wort, er ist ein Meister der thematischen Arbeit, insbesondere auch der thematischen Oekonomie.

Die Gefahr, sobald ein Bühnenkunstwerk allzu symphonisch gehalten ist, liegt allerdings nahe, daß der Text allzu sehr im guten Sinne von der Musik überwuchert wird, und wirklich hat Humperdinck an vereinzelten Stellen seiner Lust am Musiciren zu viel Spielraum gelassen. Des Besenbinders Worte „Drüben hinter'm Herrenwalde" könnten vom Standpunkt theatralischer Einfachheit und Zweckmäßigkeit musikalisch kärglicher behandelt sein, und hier wird das dichte Gewebe, das die Musik um die Worte webt, als störend empfunden. Der eingefleischte Musiker freilich, dem die Worte nur Folie zur geliebten Kunst der Töne bilden, wird auch hier in Wohllaut und in Kunst motivischer Arbeit schwelgen. Gerade das specifisch musikalische Interesse, das das Märchenspiel an allen Enden erweckt, sicherte ihm den Beifall der Kenner, während die Volksthümlichkeit seiner Melodien das Volk selbst gewann, das über die zuweilen zu reichlich bemessenen polyphonen Dosen gern hinwegsieht, sobald es nur mit den Melodien für's Ohr, mit den fesselnden Vorgängen für's Auge nicht zu kurz kommt.

Je weniger Humperdinck sich namentlich in melodischer und modulatorischer Hinsicht in Wagners Schlepptau begiebt, je beherzter er seine Zuflucht zur Volksweise nimmt, um so erfrischender und launiger wirken die Tonfolgen, zwei „Citate", die er dem Meister entlehnt, das eine aus den Meistersingern, wenn Hans Sachs singt: „Ob Euch gelang, ein rechtes Paar zu finden, das zeigt sich an den Kindern." Humperdinck läßt es leise anklingen,

sobald die Mutter dem Besenbinder auf seine Frage nach den Kindern Bescheid ertheilt. Das andere begleitet das Gelächter des Besenbinders über den von seinem Weibe eingestandenen Zornesausbruch, der den neuen Topf in Scherben brach, und stammt aus der Götterdämmerung, wo sich die lachenden Rheintöchter einer ähnlichen Tonfolge bedienen.

Bülow hat bekanntlich einmal gesagt: Im Anfang war der Rhythmus. Nichts ist ein typischeres Kennzeichen des musikalischen Decadents als die rhythmische Verschwommenheit, die man, insofern der Rhythmus das Rückgrat der Musik bildet, als musikalische Rückenbarre bezeichnen kann. Und Nichts vermag die blühende Frische, die kernige Urgesundheit des Humperdinck'schen Märchenspiels besser zu begründen, als ihre kernige Rhythmik. Auch hierin ist er, indem er jeden verschwommenen Combinationen aus dem Wege geht, ohne doch in's Banale zu verfallen, ein echter Sohn unseres Volkes.

Einer ist es insbesondere, der dem Componisten zu Dank verpflichtet sein muß, es ist der deutsche Wald, dessen geheimnißvollen Zauber, dessen Grausigkeit, wie seine warme Behaglichkeit — der Wald ist nur dem Wort, nicht dem Wesen nach männlichen Geschlechts und müßte, nebst dem Mond, eigentlich weiblich lauten, wie es in romanischen richtiger fühlenden Sprachen auch der Fall ist — er mit einem Geschick, das an Weber anknüpft und sich dreist neben Wagner behaupten darf, geschildert hat.

Warum die Engel nicht singen, wo doch ein schöner Chor dem herrlichen Bühnenbilde am Ende des zweiten Bildes eine machtvolle und rührende Bekräftigung verliehen hätte? Vielleicht fürchtete er die Kindlein aufzuwecken, vielleicht mißtraute er den Theaterchören, die in der Intonation und Schattirung nur selten sich bis zu engelhafter Vollkommenheit aufzuschwingen, dagegen immer ein leibliches lebendes Bild zu stellen vermögen. Ich weiß die Gründe nicht, halte aber die Theaterwirkung trotzdem für hinlänglich poetisch und sinngemäß. Gerade dies feierlich stille Schreiten während einer heilig wonnigen Musik übt einen eigenen Zauber aus, und wer weiß, ob ein solcher dieser Scene so eigenthümlich und sicher wäre, wenn Choristinnen dazu sängen.

Der erste begeisterte Vorkämpfer des Märchenspiels war zugleich derjenige, der die Weimarer Erstaufführung geleitet, Richard Strauß. Es ehrt ihn, den Virtuosen der modernen Orchestrik, dem nicht wohl ist, wenn nicht „alle Mann" ihre höchsten Kräfte einsetzen, daß er als der Erste den hohen Werth der Humperdinck'schen Schöpfung erkannte. Sein eigner Hang, die kühnsten Räthsel der Klangcombinationen und der Contrapunktik zu lösen, hielt ihn nicht ab, dem schlichten Kunstwerk eine glühende Begeisterung entgegenzubringen, und da es immerhin ein hohes Verdienst bleibt, auf dem Kunstgebiet Etwas zu „entdecken", so mag der Brief hier einen Platz finden, in welchem Strauß seiner Freude über diese Entdeckung Ausdruck giebt.

Er war damals Hofkapellmeister in Weimar, und Humperdinck hatte wie jeder andere Sterbliche, der eine Oper aufführen lassen will, die Partitur an die Intendanz zur Prüfung und Begutachtung übersandt.

Weimar, 30. Oct. 93.

Lieber Freund!

Soeben habe ich die Partitur Deines Hansel und Gretel durchgesehen und setze mich gleich hin, um zu versuchen, Dir zu schildern, in welch' hohem Grade mich Dein Werk entzückt hat.

Wahrlich, es ist ein Meisterwerk erster „Güte", zu dessen glücklicher Vollendung ich Dir meine innigsten Glückwünsche und meine vollste Bewunderung zu Füßen lege; das ist wieder seit langer Zeit Etwas, was mir imponirt hat.

Welch herzerfrischender Humor, welch' köstlich naive Melodik, welche Kunst und Feinheit in der Behandlung des Orchesters, welche Vollendung in der Gestaltung des Ganzen, welch' blühende Erfindung, welch' prachtvolle Polyphonie und Alles originell, neu und so echt deutsch.

Mein lieber Freund, Du bist ein großer Meister, der den lieben Deutschen ein Werk bescheert, das sie kaum verdienen, trotzdem aber hoffentlich recht bald in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wissen werden.

Na und wenn nicht, so hab' einstweilen von einem treuen Freunde und Gesinnungsgenossen innigsten Dank für die Freude, die Du ihm bereitet hast . . .

Ich denke, Hansel und Gretel soll hier an Weihnachten herauskommen . . . es ist verteufelt schwer — das Hänselchen!

Nochmals herzlichsten Glückwunsch und tausend Grüße Deines

treuen Freundes und Bewunderers

Richard Strauß.

Ein Opernerfolg, nicht der „warme", „große", „überaus freundliche", „durchschlagende", der in den meisten Tageszeitungen über sämmtliche Erstaufführungen, die irgendwo veranstaltet werden, gemeldet zu werden pflegt, sondern der echte, nachhaltige Opernerfolg ist heutzutage im buchstäblichen Sinne ein gewichtiges Ding, insofern er dank den Gesetzen über das Aufführungsrecht die Eigenschaft besitzt, sich in schweres Gold umzusetzen, und dem Componisten eine ansehnliche Rente abwirft. Und so hat denn Humperdinck, als er den goldenen Regen über sich hereinbrechen sah, so schleunig es gehen wollte, seinen festen Stellungen entsagt und ein stattliches Landhaus in halber Höhe über dem anmuthigen Oertchen Boppard am Rhein erstanden,

wo er ausschließlich seiner Muse lebt. Hier war es, wo ihn der Schreiber dieser Zeilen aufsuchte und ihn um Auskunft über seine Lebensschicksale bat. Den Landsitz krönt ein Thürmchen, zu dem eine kleine Wendeltreppe führt. Die Aussicht gewährt einen malerischen Rundblick auf das Rheinthal und die Berge, die es im Halbkreise diesseits einrahmen und die jenseits den Horizont begrenzen. Das Zimmerchen bietet höchstens zwei Personen Unterkunft und enthält als einzige Ausstattung zwei Stühle und einen Klapptisch, für den Fall, daß auch hier dem Hausherrn ein günstiger Einfall lächelt. Tapeten schildern die Lebensschicksale Hänsels und Gretels, so schnell hat sich die Industrie eines beliebten und anziehenden Gegenstandes bemächtigt. Hier, ungestört von der Symphonie, die in den unteren Wohnräumen drei helle, noch nicht ganz in der väterlichen Polyphonie bewanderte Kinderstimmen vollführten, nahmen wir Platz.

„Ich bin einer der preisgekröntesten Componisten der Gegenwart," begann er, während ein Anflug von sarkastischem Lächeln um seine Lippen spielte. „Aber man fürchte Nichts. Fast all' meine Preiscompositionen sind entweder der Vernichtung anheimgefallen, oder sie führen in den Tiefen eines wohlthätigen Notenschrankes ein unschädliches Dasein. Auch an meinen Jugendcompositionen wird kein naseweiser Freund sich vergreifen können. Ein Dachstuhlbrand machte ihrem Dasein ein Ende. Das geschah zu Siegburg, wo ich am 1. September 1854 geboren wurde und im Elternhause die Jahre der Kindheit und manche Rastzeit meines Jünglingsalters verbrachte. Und so wird die Nachwelt einmal von meiner Opernskizze Claudine von Villabella unbehelligt bleiben, da sie damals ebenfalls den Feuertod erlitt. Beiläufig, ein anderes meiner Werke ist diesem Schicksal entronnen und prangt noch heute in der Nähe von Siegburg in Seligenthal. Ich hoffe, daß in der nächsten Auflage von Bädeckers Rheinlanden ihm das Schicksal zu Theil wird, unter den Sehenswürdigkeiten aufgezählt zu werden, und daß die Seligenthaler daran demnächst eine Marmortafel anbringen werden mit der Inschrift: erbaut von Humperdinck. Es ist ein schlichtes Spritzenhaus. Denn auch ich hatte den Kampf zwischen Pflicht und Neigung durchzukosten, insofern mich die Erste auf die Baukunst verwies, während die Zweite mich immer mächtiger zur Tonkunst hinzog. Es ist schade, daß das Zeitalter der Michelangelos und Leonardo da Vincis vorbei ist, sonst würde ich auf meine Visitenkarten setzen lassen können: „Architect und Componist" und beim Bauen eines hübschen Palastes gleich eine Symphonie entwerfen und über den in den Lehrbüchern der Aesthetik so nachdrücklich erörterten Zusammenhang zwischen Musik und Baukunst lange Artikel schreiben können, nennt man doch die erste eine gefrorene Musik und die zweite eine tönende Baukunst. Aber wohl mag Etwas daran sein, daß die musikalische Satzkunst, die wohlwollende Kunstrichter mir nachrühmen, durch meine Beschäftigung mit der Baukunst eine Förderung erhalten hat.

Die Tonkunst hatte ich mir indeß auch nicht „aus den Fingern ge-

sogen", und auch ich mache von dem Gesetz der Vererbung, das in den Biographien der Tondichter wenigstens immer das Ausgangsmotiv spielt, keine Ausnahme. Mein Großvater mütterlicherseits war ein aus Böhmen, dem Lande der echten Musikanten, eingewanderter Domcantor in Paderborn, meine Mutter nannte eine schöne Stimme ihr eigen. Sie war es, deren Singe- und Musicirlust sich auf mich übertrug. Unter welch schwierigen Weg- und Witterungsverhältnissen sind wir manchmal nach Bonn gepilgert, um ein Stüdlein guter Musik zu erhaschen. In dem frommen Paderborn war es auch, wo ich das Gymnasium absolvirte, um für das Baufach die wünschenswerthe allgemeinwissenschaftliche Bildung mitzubringen.

Musikalische Anregung fand ich dort grade in genügendem Maße, um meine Naturanlage nicht verkümmern zu lassen. Namentlich waren es die alten Messen, die der Domchor damals noch mit Orchesterbegleitung sang, — ein asketischeres Kirchenregiment hat die Instrumente inzwischen aus dem Tempel gejagt . . ."

„So daß," warf ich ein, „es jetzt für den Musiker in der katholischen Kirche bald so öde ist, wie in der protestantischen . . ."

„Es waren die Symphonien Mozarts und Haydns, die ich theils in Concerten, theils durch Musiciren kennen lernte, die mir kräftig zu Herzen gingen und meine Neigung zur Musik immer heftiger entzündeten. Auch manch Blättlein Notenpapier wurde beschrieben und von mir und einigen spielkundigen Kameraden zu unserm größten Vergnügen aufgeführt. Der Respect, den sie vor mir hatten, erhielt einen kleinen Stoß, als ich vor unserm Musikdirector mit einem Hymnus zur Heimkehr der siegreichen Truppen aus Frankreich erschien, und als er bei der Probe mit Entsetzen merkte, daß Tenor und Sopran in Octaven sangen. Welch unerhörtes Verbrechen! Außerdem weigerte sich der Clarinettist, seine Stimme zu blasen, bevor ich ihm nicht ein Instrument verschaffte, auf dem er zwei Töne zu gleicher Zeit hervorbringen könnte. Der Hymnus blieb unaufgeführt.

Wirklich befleißigte ich mich während eines halben Jahres ernsthafter Studien der Baukunst, bis es mich nicht länger bei dem vorzugsweise durch praktische Rücksichten und den Wunsch nach einer späteren soliden bürgerlichen Lebensstellung dictirten Beruf hielt, ich packte die Ouvertüre zu der schon genannten, damals noch unverbrannten Oper unter den Arm und ging zu Ferdinand Hiller in Köln, der von meiner Arbeit mit einiger Verwunderung Vermerk nahm und auf meine Frage, ob er mir riethe, Musik zu studiren, erwiderte: „Wem denn sonst, wenn nicht Ihnen!" Ich nahm denn also Unterricht am Kölner Conservatorium, bei Hiller, Jensen, Gernsheim in den theoretischen Zweigen, bei Seiß im Clavier.

Nach dreijährigem eifrigen Besuch benutzte ich noch ein viertes Jahr, um als Externer des Conservatoriums von Siegburg aus mir auf dem Violoncell einige Fertigkeit anzueignen.

Unterdeß säumten die musikalischen Preisstipendien, deren ich schon

erwähnte, nicht, auf mein gebenedeites Haupt herniederzuträufeln, ich wurde Stipendiat der Mozart-Stiftung in Frankfurt und benutzte alsbald die dadurch erlangte äußere Unabhängigkeit, mich noch innerlich, will sagen, künstlerisch unabhängiger zu machen, mich zu vervollkommnen, lenkte also meine Schritte nach der berühmten Kunststadt München. Franz Lachner, dem ich mich weiter anvertraute, weilte am Starnberger See, und da er um eines lerngierigen Musikantleins willen seine „Sommerfrische" nicht einzuschränken gedachte, so nahm ich meine Stunden während seiner Spaziergänge im Schatten alter Buchen und Eichen. Das war denn auch darnach. Meine Naturliebe, meine Gesundheit gewannen darunter, um den Contrapunkt blieb es schwach bestellt. Das besserte sich, als ich in aller Form die Musikschule in München bezog, wo ich bei Rheinberger Contrapunkt studirte und in zwei aufeinanderfolgenden Jahren je eine meiner beiden Balladen für die Prüfungsconcerte schrieb, zuerst die Wallfahrt, dann das Glück von Edenhall, die ursprünglich die reifere war, aber durch die spätere Umarbeitung der Wallfahrt wohl von dieser wieder überholt sein mag. Die Wallfahrt schrieb ich unter den scheinbar ungünstigsten äußeren Umständen, die sich denken lassen.

Auch auf mich hatte nämlich das Hofbräuhaus seine Anziehungskraft ausgeübt. Eine Prüfungscomposition mußte fertig werden, da nicht allein die Augen des Conservatoriums, sondern auch die meiner gütigen Preisverleiher erwartungsvoll auf mir ruhten. Was blieb Anderes übrig, als hinter dem Maßkruge mich an's Werk zu setzen, die Skizze auf's Papier zu bringen, sinnend ein Thema aus dem anderen zu entwickeln. Je größer das Gewirr, desto bereitwilliger floß mir der Contrapunkt vom Bleistift, und wie aus Steingeröll und Schlamm der klare Quell, so entschwebten aus dem profanen Geräusch der klappernden Krüge, der schwatzenden Menschen, von der Atmosphäre nicht zu reden, Polyhymnias lichte Gebilde. In der Münchener Zeit entstand auch eine von Cohen in Bonn verlegte Orchesterhumoreske, gefällig und nicht schwer spielbar, für kleines Orchester, die schon in manchem Sommerconcert mancher philharmonischen oder Badecapelle gern gehört worden ist. Kurze Zeit vor dem zweiten Prüfungsconcert ereilte mich der Mendelssohnpreis.

Den Statuten der Stiftung gemäß mußte ich meinen Wanderstab nach Italien setzen. Indeß schweifte mein Geist nach Griechenland hinüber. Der Münchener Generalintendant Freiherr von Perfall, gleichzeitig auch oberste Behörde der Musikschule, hatte mich beauftragt, zu Aristophanes' Fröschen Musik zu schreiben, die ich beinahe beendete, bis der gleich zu erwähnende Bayreuther Zwischenfall die Sache unterbrach, und die ich dann, weil inzwischen auch auf dem Münchener Theater andere Unternehmungen den alten Komödiendichter wieder in den Hintergrund drängten, liegen ließ. Ich glaube nicht, daß, wenn neuerdings ein Intendant den Plan, Aristophanes mit meiner Hülfe musikalisch zu assaisonniren, wieder in Fluß brächte, ich dazu Nein sagen würde.

In Neapel, in der Villa d'Angri, weilte im Winter 1879—1880 Richard Wagner. Mit der Unverfrorenheit des wandernden Musikanten, dem Selbstbewußtsein des Preisgekrönten, schickte ich ihm ohne weitere Empfehlung und Förmlichkeit eines Morgens meine Visitenkarte in's Haus, und richtig, nachdem der Meister zuerst den Zudringlichen hatte abwehren wollen, ließ er mich, anders entschlossen, wieder einholen, und bald waren wir eifrig am Plaudern. „Wie eigenthümlich," sagte er, „daß wir in Deutschland noch immer an dem alten Wahnglauben festhalten, hier in Italien gäbe es für unsere Musiker irgend Etwas zu holen, wo doch jeder italienische Musiker, sobald er ein wenig mündig geworden, sich sofort an den Busen der musikalischen Allmutter Deutschland zu werfen trachtet. Wenn der alte Verdi, der sich das leisten kann, ein Stipendium stiftete, um junge Italiener beispielsweise nach Bayreuth zu schicken, — bei dem „beispielsweise" schnitt er eine vielsagende komische Grimasse — das würde mich nicht wundern, ich fände es sehr in der Ordnung.

„Wie wäre es denn, junger Preisgekrönter, wenn Sie mir beim Parsifal, den ich soeben von der Skizze säuberlich in die Partitur zu übertragen im Begriff stehe, hülfen? Verstößt das nicht gegen Ihre Grundsätze? Wird Sie die Kölner Mutterschule nicht verfehmen, wenn Sie für den Bayreuther Ketzer Noten copiren und copiren lassen?"

Es läßt sich wohl denken, daß ich auch nicht einen Augenblick unschlüssig war, das Anerbieten anzunehmen. Ich erhielt da einen Begriff von Wagners auch im Alter nicht verminderter Schnelligkeit im Fertigstellen der Partitur. Eine Skizze von 3 bis 6 Systemen bildete seine einzige Vorlage, nach der er dann so schnell die Partitur fertig stellte, daß ich mit dem Copiren derselben kaum gleichen Schritt zu halten vermochte. Dabei wurde an der räumlichen Ausdehnung des Entwurfs so wenig geändert, daß er sogar die Tactlinien der Partitur zuerst für die ganze Scene ausliniirte, ehe er eine einzige Note hineinschrieb. Auch später bewies er seine aus einer ungemeinen geistigen Concentration entspringende Schnellfertigkeit bei der Verwandlungsmusik zum Parsifal. Es stellte sich nämlich bei den Proben heraus, daß die Wandeldecorationen zu lange Zeit brauchten, um mit der ursprünglich zu kurzen Musik mitzukommen, Wagner schrieb eine Supplementmusik, wahrlich nicht die minderwerthigsten Seiten der Partitur, von einem zum anderen Tage.

Nachdem ich einen kleinen Urlaub genommen, um die Wunder Siciliens kennen zu lernen, wohnte ich an Wagners Geburtstage am 22. Mai in Neapel einer höchst denkwürdigen Probe bei, in welcher der ganze Parsifal am Clavier aufgeführt wurde. Joseph Rubinstein, der inzwischen verstorbene Pianist, ersetzte das Orchester, Wagner sang den Amfortas, Gurnemanz und Parsifal, ich die Ritter, der ebenfalls inzwischen verstorbene Balladencomponist Plüddemann markirte den Chor, Wagners Töchter sangen die Stimmen aus der Höhe. Der Abend bedeutete vorläufig meinen Abschied vom Hause Wagner. Man wird mir glauben, wenn ich betheuere, daß sich

wenige Ereignisse mit gleicher Genauigkeit in meine Seele eingeprägt haben. — Inzwischen war wieder einmal ein Preis frei, diesmal derjenige der Meyerbeerstiftung. Ich fühlte in mir, modern gesprochen, die „Mission", mich darum zu bewerben, sandte die Ouvertüre zu den bereits erwähnten „Fröschen", einen ebenfalls aus dem Reiche der feuchtfröhlichen Amphibien stammenden Zug des Dionysos, eine achtstimmige Fuge, die beweisen sollte, daß ich auch die für die Preisrichter „angenehmeren und freudevolleren Töne" des doppelten Contrapunkts genügend „anzustimmen" der Mann wäre, sowie einen Einacter, „Die Fischerin", Text frei nach Goethe. Natürlich hatte ich Wagner gegenüber Nichts von meiner Bewerbung geäußert, da ich, wiewohl mit Unrecht, fürchtete, der Name Meyerbeer würde seine Laune verderben, schämte mich daher wie ein armes junges Mädchen, die sich soeben mit einem reichen alten Herrn verlobt hat, als ich im Wahnfried, dem Bayreuther Heim des Meisters, mit der Siegesnachricht erschien, daß ich auch dem Meyerbeerpreise nicht entgangen sei.

„Non olet, non olet," sagte Wagner, indem er mich lustig auf die Backen klopfte, „Sie sehen, es giebt noch Richter in Berlin."

Seit Neujahr 1881 war ich nämlich vollständig nach Bayreuth übergesiedelt. Ich hatte sogar meinen kleinen praktischen Wirkungskreis gefunden, indem ich die dortigen vom verstorbenen Anton Seidel begründeten Abonnementsconcerte leitete. Chorstücke wie Bruchs jugendlich frische Ballade „Schön Ellen", die Symphonien der Classiker bildeten das Hauptrepertoire. Wagner war gütig genug, die meisten der zur Aufführung gelangenden Werke vorher mit mir durchzugehen. Seine Auffassung über die Tempi wich häufig von der landesüblichen ab. So nahm er den zweiten Satz der Mozart'schen Es-dur-Symphonie als Adagio, die Einleitung zur Weihe des Hauses von Beethoven als Marschweise und nicht als Choral.

Aus den Vorproben zum Parsifal, die im Sommer 1881 begannen und an denen ich thätigsten Antheil nahm, erwuchsen im Winter die Proben. Ein Hauptsteckenpferd von mir waren die Knabenchöre, die ich mit möglichster Feinheit ausarbeitete. Weiter fiel mir das Einstudiren der Bühnenmusik, der Dienst hinter den Coulissen, den der Zuhörer nur merkt, wenn eins der zahlreichen Schräubchen des complicirten Räderwerks sich lockert, zu. Vorübergehend verschaffte mir ein Aufenthalt in Paris, wo ich des ehrwürdigen alten Turgenieff Bekanntschaft machte, viel Anregung. Die Aufführung des Bühnenweihfestspiels darf ich übergehen, da ich nur Bekanntes wiederholen müßte.

Wagner, der sich von den Anstrengungen seiner letzten künstlerischen That in Venedig erholte, berief mich dorthin, damit ich seine Jugendsymphonie, die später die Runde über die deutschen Concertsäle machte, einstudirte. Die Aufführung fand am 25. December zum Geburtstage der Frau Wagner statt, den der aufmerksame Gatte gern auf solche Art beging. Es sollte das letzte Mal sein, daß ich den Meister von Angesicht sah. In Paris ereilte mich dann die Nachricht von seinem Tode. (13. Februar 1883.)

Meine Freiherrlichkeit benutzte ich, um auch dem Lande der Castagnetten und Toreros einen Besuch abzustatten, der für die Schatzkammer meiner Erinnerungen äußerst lohnend ausfiel. Ich besuchte Burgos, Toledo, Madrid, Cordoba, wo mir eine gleichgiltige Frage nach einem guten Kaffeehause eine Einladung in ein gastliches Spanierhaus eintrug, die dann eine von mir schnell arrangirte musikalische Abendunterhaltung nach sich zog. Sevilla und Cadiz fesselten mich vorübergehend. In der zweiten Stadt saß ich auf dem Sande, durch welchen damals noch kein Ingenieur eine Eisenbahnschiene gestreckt hatte, und vertraute mich der „Diligencia" an, auf deren Imperiale ich nach 24stündiger Fahrt Gibraltar erreichte.

Die Gegend, die ich da im Schneckenschritt durchfuhr, bildete ein Präludium zum Thema Wüste und wirkte nach Goethe durch die Abwesenheit störender Aeußerlichkeiten auf die musikalische Phantasie. Wider Goethe, der in seiner musikalischen Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren augenscheinlich nicht die Programmmusik einbegriff, wurde ich von einem Sonnenuntergang auf Tarifas Höhen so angeregt, daß ich ihn in Musik umsetzte: es sind dieselben Eindrücke, die dem ersten Satze meiner erst theilweise dem Brutofen meiner Phantasie entkrochenen — ich schreibe leider ziemlich langsam — „maurischen Rhapsodie" zu Grunde liegen. Es war wohl ein nicht alltägliches Schauspiel, als ich da von einem Erdtheil auf den anderen hinüberblicken durfte, die Cultur im Rücken, die Barbarei vor mir, Beides getrennt durch das Mittelmeer. Wie Wotan, der von den Prophezeiungen der Erda gekostet, begehrte mich's noch mehr zu wissen, ich fuhr nach Tanger hinüber, wo ich fleißig die Cafés aufsuchte und an den eigenthümlichen Instrumenten und Gesängen der Mauren, den tiefen Tönen der Bambusflöten, den Rhythmen der Tamburins soviel Vergnügen fand, daß ich sie in einem anderen Satz „Ein Abend im Mohrencafé" musikalisch zu schildern versuchte.

Meine Lehr- und Wanderjahre waren zu Ende, und ich mußte jetzt darnach trachten, ein seßhaftes und brauchbares Mitglied der bürgerlichen und insbesondere der musikalischen Gesellschaft zu werden, ich beschloß daher, mich nach einem der zahlreichen Musikdirector-Posten Deutschlands umzusehen. Ich bin kein Blender — bitte, keine Einrede —, fremden Menschen gegenüber ein wenig schüchtern, wenig von meiner Größe durchdrungen, ein Feind der Grobkörnigkeit, der Schlagwörter auf hundert Meter Entfernung, und daher begab es sich, daß, wie ich der preisgekrönteste Componist gewesen war, ich jetzt der abgewiesenste Candidat für die Musikdirection wurde. Ich nährte mich denn zunächst schlecht und recht von Arrangements des Parsifal für kleines Orchester, war vorübergehend musikalischer Hausrath beim Kanonenkönig Krupp in Essen und nahm 1885 eine Stelle als Lehrer der Theorie, sowie als Leiter der Ensembleklassen am Conservatorium in Barcelona an. Welch eine herrliche Sprache, die spanische, so weich und schmiegsam und doch so männlich! Ich lernte sie emsig und nicht ohne Erfolg. Auf musikalischem Gebiet war es mir ver-

gönnt, eine That zu vollbringen, indem ich die Barcelonesen mit den Sonaten Beethovens bekannt machte. Trotzdem war der Aufenthalt in der Diaspora doch so wenig nach meinem Sinn, daß ich bald wieder nach Deutschland zurückkehrte und gern eine kleine Lehrerstelle am Kölner Conservatorium annahm. Nach kurzer, durch meine Erkrankung nöthig gewordener Erholungsrast im Elternhause, das inzwischen von Siegburg nach Bonn verlegt worden war, übertrug mir der Schott'sche Verlag in Mainz die Stelle eines musikalischen Bearbeiters. Aus dem älteren Opernarchiv schien mir Aubers „Ehernes Pferd" recht modernisirungswerth, ich revidirte Text und Musik und konnte an den Theatern zu Weimar, Karlsruhe, Frankfurt, Kassel meine Bemühungen von schönem Erfolg gekrönt finden. Einer Bearbeitung von Bachs Wohltemperirtem Clavier für zwei Claviere möchte ich noch Erwähnung thun, die den Liebhabern das Verständniß des alten Testaments der Musik bequem zu erschließen geeignet ist. Ich ordnete die Präludien und Fugen nicht nach der chromatischen Tonleiter des Originals, sondern nach dem Quintencirkel. In Mainz besuchte mich zu längerem Aufenthalte Siegfried Wagner, dessen musikalische Neigung sich endlich nicht länger unterbinden ließ, und den mir seine Mutter zur musikalischen Unterweisung anvertraute. Im Jahr 1889 verließ ich meine dortige Stellung, um ein Jahr wieder im Elternhause zu verbringen. Dem Wunsch, für die Kinder meiner Schwester Adelheid Wette, der Textdichterin meiner Märchenoper, das Material zu einer kleinen Weihnachtsaufführung zu liefern, entstammten die ersten Nummern von Hänsel und Gretel. Auch fand ich hier eine wackere junge Dame, zufällig sogar eine engere Landsmännin von mir, die sich entschloß, mich unpraktischen Mann am sanften Gängelbande durch die Stürme des Lebens zu geleiten, und die ich 1892 zum dauernden Bunde heimführte. Seit Herbst 1890 nahm ich eine Lehrerstellung am Hoch'schen Conservatorium in Frankfurt an und warf mich gleichzeitig als Opernreferent für die Frankfurter Zeitung der Journalistik in die Arme. Unter sothanen erschwerenden Umständen vervollständigte ich, modelte um, instrumentirte — wie das meine Gewohnheit leider ist, mit dem Feuer unter den Nägeln — die Skizzen, die ich bisher entworfen, und gab dem Märchenspiel die Gestalt, in der es jetzt vorliegt. Die Schicksale desselben sind bekannt. Ich schnürte, sobald mir günstige Sterne leuchteten, mein Bündel und ließ mich hier am schönen Rhein nieder."

Von Humperdincks neuestem Werk, der schon erwähnten maurischen Rhapsodie, deren Erstaufführung sich das musikalische Leeds vorbehalten, bekam ich bereitwilligst die beiden ersten Sätze zu sehen. Die Themen zeichnen sich durch Originalität aus, und namentlich in rhythmischer Hinsicht stehen dem Musikfreunde Ueberraschungen bevor. Die ersten Violinen spinnen im ersten Satz (Scene auf Tarifa) eine Cantilene aus, mit ihr verbindet sich das Englische Horn, bis der Töne Strom immer reicher und mächtiger anschwillt. Dabei stoßen wir auf Tactarten wie $^{18}/_{8}$, $^{27}/_{8}$, die

an Beethovens $^{12}/_{32}$ (in dessen letzter Claviersonate) gemahnen, übrigens nur den Zagen erschrecken können. Noch origineller wirkt im „Schlangenzauber" die Tactart $^{3}/_{8} + ^{3}/_{8} + ^{2}/_{8}$, also eigentlich $^{8}/_{8}$, freilich von einer ganz anderen rhythmischen Wirkung als die übliche 8/8 Tactart. Ein dritter Satz soll dem Opiumrausch gewidmet sein, ein vierter einen Ritt durch die Wüste, „nicht auf einem Kameel, sondern auf feurigem Berberhengst", wie der Componist sogleich sorglich hinzufügte, veranschaulichen. Meine Wünsche, auch hiervon Etwas kennen zu lernen, brach der freundliche Wirth mit einer Auseinandersetzung über Notenpapier ab, die durch meine Frage nach einem mächtigen auf seinem Pult befindlichen Block Radirgummi angeregt wurde.

„Das Papier zu meinen Skizzen rostrire ich stets selber. Es hat für mich etwas Demüthigendes, in das vom Graveur und Drucker mühsam liniirte Notenpapier Bleistiftskizzen einzutragen, die, wie Ihnen die starke Abnützung des Gummis beweist, oft nur allzu vergänglich sind. Habe ich nun meine Skizzen verwandt, so falte ich die Blätter fein säuberlich zu Fidibussen und mache so die Hoffnungen mancher Autographensammler und nachlebender Erläuterer und Biographen zu Schanden. Man kann in Zweifel sein, ob ich mehr boshaft oder geizig bin" . . . „schlau auf alle Fälle", setzte ich in Gedanken hinzu; wenigstens hatte er durch die Papiererörterung den neugierigen Frager zum Schweigen gebracht.

Es erübrigt noch, der Musik zu Ernst Rosmers Märchen „Die Königskinder" zu gedenken. Die Composition, das lehrt der erste Blick, geht weit über die übliche Schauspielmusik hinaus, die, da sie sich sonst meist auf den Rang der Folie beschränkt, eben sonst auch nicht eines Humperdinck Feder in Bewegung gesetzt hätte. Es ist in den Königskindern zwischen den gesungenen Stücken, den musikalischen Schilderungen der Aufzüge und Schauscenen und andererseits dem Melodram zu unterscheiden. Die Lieder, die Scenen verrathen den Componisten der Märchenoper in jedem Belang. Die nämliche dem Volksgemüth entsprossene Weise, der gleiche einfach kernige Rhythmus, und in den großen Schauscenen, den Orchesterstücken, der Ouvertüre, der Einleitung des dritten Acts die nämliche herzerquickende Polyphonie.

An dieser Einleitung zum dritten Act, an der Musik zu sämmtlichen Melodramen beobachten wir eine Steigerung der Humperdinck'schen Theatertechnik, dies Wort im vornehmsten Sinne genommen. Die Stimmung wird mit einem einzigen Motiv stets in unnachahmlicher Treue und Tiefe getroffen, und die allzu oft symphonische Art von Hänsel und Gretel, die Freude am schönen Spiel der Töne ist einer strengen Maaßhaltung, einer knappen Prägnanz, die nur das Wesentliche hervorhebt, dies aber hell beleuchtet, gewichen. Hieraus schon ist zu ersehen, daß wir von Humperdinck noch bedeutende Dinge zu erwarten haben.

In allen Dramen, die im Großen und Ganzen, so zu sagen, nach musikalischer Behandlung dürsten, findet sich, wie noch kürzlich Richard Batka

im Heft 21 des „Kunstwart" treffend erörterte, ein nicht in Musik aufgehender Rest. Streicht der Dichter den hinweg, so begiebt er sich eines wichtigen Theils zur Bereicherung und Belebung der Handlung. Um diesen, der Hauptsache nach im leichtfüßigen Dialog bestehenden Factor nicht entbehren zu müssen, behalf sich Mozart mit dem Seccorecitativ, indeß Weber im Freischütz ruhig den gesprochenen Dialog beibehielt. Im Jahrgang 1847 der Allgemeinen musikalischen Zeitung setzt Otto Nicolai seine Ansichten über diesen Gegenstand auseinander, seine Aufsätze gehören zum Besten, was darüber gesagt worden ist. Man betrachte seine „Lustigen Weiber" einmal von diesem Gesichtspunkt aus, und man wird über die aalglatte Vermittlung, die er zwischen Musik und Dialog angebracht hat — es sei nur an das Duett zwischen Falstaff und Fluth im zweiten Act erinnert — erstaunt sein. Ihm schwirrten, wie aus seinen Aufsätzen hervorgeht, darüber noch mancherlei Dinge durch den Kopf, mit welchem sie leider sammt seinem Träger allzufrüh in die Erde versenkt wurden.

Man wird nicht bestreiten wollen, daß auch die Meistersinger ein gut Theil solchen Restes aufweisen, der freilich wieder mit so viel interessanter musikalischer Arbeit bekleidet worden ist, daß wir ihn nicht gewahren, wenigstens nicht Derjenige, der es ernst mit der Kunst meint, sich den Text so zu eigen macht, den Fäden des musikalischen Gewebes so lange nachspürt, bis er wieder die höhere Rechtfertigung des antimusikalischen oder wenigstens musikfremden Textrestes durch die schöne und geistvolle musikalische Garnitur herausempfindet. Sicher ist, daß Wagner einen Höhepunkt erklommen hat, über den hinaus uns der musikalische Athem ausgehen würde, und daß es nicht gut sei, wenn seine Nachfolger etwas Anderes thun, als stets auch die Schüler berühmter Philosophen gethan, als die romantischen Componisten mit Beethoven vollbracht, nämlich die einzelnen Ausstrahlungen des vorangegangenen Genius bis in die feinsten Schwingungen weiter zu zerlegen, sie zu differenziren. In einer Hinsicht scheint sogar eine Umkehr von Wagner geboten, nämlich im Sprechgesang, den wir bei Wagner als eine consequente Folgerung seines musikdramatischen Systems empfinden, der uns aber bei Anderen geschraubt und unnatürlich bedünkt. Lassen wir ferner auch die schwere Schädigung nicht außer Acht, den die Ueberherrschaft dieses Sprechgesanges und namentlich auch sein Mißbrauch auf die Kunst des Gesanges ausgeübt hat.

Je mehr wir uns von Sage und Legende wieder zu modernen Stoffen zurückwenden, desto mehr wird, wie ebenfalls Batka hervorhebt, sich auch jener Rest anhäufen, weil es nun eben unserm Gefühl widersteht, Nachbar Hinz und Kunz, selbst wo sie sich pathetisch in den Haaren liegen, oder wo ihre Kinder den Familienkampf durch die ewige Geschichte Romeos und Julias sühnen, statt singen, sprechen zu hören. Deswegen sind auch in neuester Zeit wieder Versuche aufgetaucht, jenen Rest nicht zu componiren, sondern ihn sprechen zu lassen, oder man hat sich dem Melodram zugewandt. Wer Ernst Possart einmal den Manfred hat vortragen hören — und wer

es nicht gethan, säume nicht, dieser erhabenen und merkwürdigen Darbietung des bedeutendsten Declamationskünstlers der Gegenwart theilhaftig zu werden — wird bald inne geworden sein, daß Possart in den begleiteten Stellen den Tonfall der Musik scheinbar ungezwungen nachahmte, daß er beinahe Musik sprach. Aehnliche Versuche, ohne Musik doch Musik zu sprechen, weist bekanntlich die französische Tragödie auf, in der diese Declamationsgattung traditionell ist. Dem Possart'schen Beispiel sich anschließend, ist nun Humperdinck noch einen Schritt weiter gegangen, indem er die Declamation überall da, wo er sie mit Musik umgiebt und ausdeutet, in Tonhöhe und Rhythmus festlegt, so zwar, daß diese Festlegung der sinngemäß empfundenen und verständnißvoll vorgetragenen Declamation abgelauscht ist und eigentlich nur eine Steigerung der Declamation bis zum Halbgesang bildet. Jedenfalls wird der Zwiespalt zwischen der nicht intonirenden, die feste Tonhöhe innehaltenden Declamation mit der in das Bett der Töne eingezwängten, begleitenden Musik des Melodrams vermieden. Ferner ist der Declamirende besser im Stande, seinen Worten die gemäße Klangschattirung zu verleihen, als der Sänger, bei welchem eine solche Geschicklichkeit namentlich in gewissen schwierigen Tonlagen die allerhöchste und feinste Kunstfertigkeit voraussetzt. Endlich ist hierdurch zwar in dem Beispiel der Königskinder nicht der Rest beglichen, insofern wir hier keine Oper mit Dialog, sondern ein Schauspiel mit Melodram vor uns haben, aber Humperdincks Melodram zeigt eben den Weg, auf dem auch in einer Oper jener Rest zu begleichen ist. Statt des Seccorecitativs, des gesprochenen Dialogs spinne man den Faden der Musik ruhig weiter und hänge an ihm die halbgesungene Declamation lose auf, und wir haben nicht mehr nöthig, uns diese Rippenstöße versetzen zu lassen — „der Dialog setzt ein, wie schrecklich, die Musik fängt an, schon! endlich!" je nachdem! Es scheint sonst nicht, als ob in den Königskindern etwas durchaus Lebensfähiges zu Stande gekommen sei. Das dürfte in erster Linie an den zu grellen Contrasten zwischen der Uebernaivetät der Titelhelden und der gräulichen Nichtsnutzigkeit der Uebrigen zu suchen sein. Jedenfalls hat das Stück des Rührenden viel, und wer ein wenig mit der Analyse des Theatereindrucks vertraut ist, wird auch gleich herausgemerkt haben, daß an dieser rührenden Wirkung Humperdinck mit seiner schönen, stimmungs- und charaktervollen Musik einen großen Theil hat.

* * *

Unterdeß sank der Abend auf die Rheinebene, die sich mit einem feinen Nebeldunst überzogen hatte, dem Herolde guten Wetters, wir verließen unser Dachstübchen und traten auf die Veranda hinaus, wo unser die erste Erdbeerbowle des Jahres, aus Früchten des eigenen Gartens bereitet, harrte und wo ich mit einem der begabtesten und gesinnungsvollsten nicht allein, sondern auch der wahrhaft liebenswürdigsten Componisten einen unvergeßlichen Abend verlebte.

Der Lebensquell in den Mythen der Völker.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

Wie wir aus den kosmogonischen und theogonischen Mythen und Sagen der Völker das Rauschen eines Lebensbaumes vernehmen, durch dessen Früchte sich Götter und Menschen ihre ungeschwächte Lebenskraft und ewige Jugendfrische erhalten, so nicht minder das Sprudeln einer Quelle des Lebenswassers, die Leben schafft und zu Ende gehendes oder bereits erloschenes Leben wieder zu neuem Sein erweckt. Daß gerade dem Wasser eine solche Wirkung zugeschrieben wird, darf nicht Wunder nehmen. Schon in der altindischen Götterlehre wird nach den Veden Varuna neben Indra, dem Gotte der Binnenwelt, und Agni, dem Gotte des Erdfeuers, als Gott des Ueberhimmels gedacht, der mit seinem himmlischen Wassersee in das irdische Wasserreich, da wo die Himmelsdecke mit dem Weltocean zusammenstößt, hereinragt und überall Leben hervorruft. Nach der orphischen Lehre des Hieronymus und Hellanikos gilt das Wasser als das Princip, aus dem sich die Erde verdichtete und mit ihr als Dyas den nie alternden Drachen erzeugte. In der Ilias XIV, 200 wird der Okeanos als der Erzeuger der Götter (θεῶν γένεσιν) und der Mutter Tethys betrachtet. Aehnlich verhält es sich mit der eddischen Schöpfungslehre. Auch hier bildet das Wasser (Eliwagar) den Hauptbestandtheil des Weltstoffes, aus dem das erste menschliche Gebilde Ymir entstand.

Doch betrachten wir nach diesen kurzen Vorbemerkungen die Sagen vom Quell des Lebens in den verschiedenen Mythologien der Völker im Einzelnen. In der nordsemitischen Heldensage verweisen wir auf die Adapalegende, welche nicht zu den assyrischen Abschriften der Bibliothek Asurbanipals, sondern zu den in Tell-el-Amarna gefundenen Texten gehört.

Dieselbe steht in enger Verwandtschaft mit den übrigen Sonnenmythen der nordsemitischen Völker. Vergl. Chantepie de la Saussage, Religionsgeschichte 2. Aufl. S. 219. Nach dieser Legende, deren Kenntniß wir H. Zimmern in den Beigaben zu Gunkels Schöpfung und Chaos verdanken, hatte Adapa einst bei spiegelglatter See gefischt, war aber von dem heranstürmenden Südwind in's Meer geworfen worden. Darüber ergrimmt, setzte er ihn außer Wirksamkeit, indem er ihm die Flügel zerbrach, sodaß er sieben Tage lang nicht wehen konnte. Infolgedessen hörte die Frühlingsvegetation auf, und die beiden Götter Tammus und Giš-zi-da flüchteten sich in den Himmel des Anu.

Adapa wurde darauf von Anu zur Rechenschaft gefordert, da er aber in einem Trauergewande erschien und die entflohenen Götter fürbittend für ihn bei Anu eintraten, wurde dieser nicht nur zur Milde gestimmt, sondern beabsichtigte sogar, weil er das Innere der Erde und des Himmels geschaut, ihm die Unsterblichkeit zu verleihen, indem er ihm die Speise des Lebens und das Wasser des Lebens vorsetzte. Doch Adapa schlug die Gabe des Gottes aus, weil Ea ihm gesagt, man wolle ihn mit der Speise des Todes und mit dem Wasser des Todes bewirthen. Auf diese Weise verscherzte er sich die Unsterblichkeit.

Von einem Wasser des Lebens ist auch in dem babylonischen Epos: Die Höllenfahrt der Istar die Rede. In diesem Gedicht unternimmt Istar, welche wahrscheinlich den Morgenstern als Göttin der Fruchtbarkeit darstellt, eine Wanderung in das Todtenreich. Dafür muß sie aber büßen, die Befruchtung hört auf, das Leben auf der Oberwelt erlischt. Um dem Unheil ein Ende zu machen, schreiten die oberen Götter ein; ein Diener erhält von ihnen den Auftrag, den Genius der Erde herbeizubringen, um die Istar mit dem Wasser des Lebens zu besprengen, damit sie auf die Oberwelt zurückkehren könne. Vergl. Schrader, Höllenfahrt der Istar. Gießen 1874, S. 103—105.

Unter den babylonischen Göttern wird ferner Ea, der Herr aller Geheimnisse, als Schöpfer der lebenspendenden Quellen betrachtet, die bei Beschwörungen in Anspruch genommen werden. Da er wegen seiner Erhabenheit und Größe nicht selbstthätig beim Beschwörungswerke mit eingreifen kann, so tritt sein großer Sohn Marduk an seine Stelle, unter dem wir uns die aus dem Ocean sich erhebende Frühsonne vorzustellen haben. Er bringt als der große Priester der Beschwörung das zu derselben erforderliche Wasser der Reinigung herauf.

Wie die Inder in dem Wasser der Wolke das lebende und heilende Element in der ganzen Natur gesehen, zeigen zwei kleine Lieder im Rigveda I, 23.

Die Wasser (Âpas) geh'n auf ihrem Pfad,
Verschwistert sie den Opfernden,
Mit Honig mischend ihre Milch.

Die Wasser bei der Sonne dort,
Bei denen auch die Sonne weilt,
Sie seien unserm Opfer hold.
Die Wasser, unsrer Kühe Trunk,
Ruf' ich herbei, die Göttinnen,
Den Strömen will ich Opfer weih'n.

In den Wassern ist Amrita, in den Wassern Heilkraft,
Die Wasser zu verherrlichen,
Seid, ihr Priester, schnell zur Hand.
In den Wassern, sagte Soma mir,
Sind alle Heilmittel im Verein
Und Agni, der das All erquickt.
O Wasser, gießt der Krankheit Heilkraft
Verscheuchend auch auf meinen Körper,
Daß lang' ich noch die Sonne schau'.
(Nach Graßmann).

Der Unsterblichkeitsquell heißt bei den Indern Amrita, und die Götter trinken aus ihm auf dem Berge Meru, welcher auf folgende Weise entstanden sein soll. Götter und Riesen trugen einst den Berg Mandar in das Milchmeer, wickelten die Schlange Ananden um ihn und drehten ihn so lange im Wirbel herum, bis die Milch des Meeres zu Butter gerann. Aus dieser gingen der Mond, das Glück, der Ueberfluß und die Wissenschaften hervor. Zuletzt erschien ein Genius, Namens Danawandi, mit einem kostbaren Gefäße, welches den ewiges Leben wirkenden Amritatrank enthielt. Um ihn entstand ein gewaltiger Streit zwischen den Göttern und Riesen, die Einen wie die Anderen wollten ihn haben, doch jene bezwangen diese und stürzten sie den Berg hinunter in den Abgrund. Im alleinigen Besitze des Trankes genießen die Götter ihn fortan auf dem Berge Meru in ungestörter Ruhe.

Dieser Mythus ist von den Einen im astronomischen Sinne dahin gedeutet worden, daß der im Milchmeer sich drehende Berg Mandar die im Luftmeer sich um ihre Axe bewegende Erde und die Schlange Ananden den Aequator vorstelle. Andere dagegen denken an gewaltige Erdrevolutionen, auf welche eine Zeit der glückseligsten Culturentwickelung folgte.

Um Vieles einfacher gestaltet sich der Mythus, wenn er auf das Gewitter bezogen wird. Das Milchmeer ist der Wolkenhimmel, der Berg Mandar die Gewitterwolke, durch die das ganze Wolkenmeer sein segenbringendes Naß der Natur spendet und Alles belebt und erquickt. Der Götterberg Meru wird dann zu der aus dem Gewitterkampfe hervorgegangenen einzelnen lichten Wolke, aus der die Götter den belebenden Trank schöpfen.

Von dem Amritatrank aber muß sicher noch der Somatrank unterschieden werden, den die Gottheit Trita in einem Brunnen zur Erhaltung der Unsterblichkeit bereitet. Max Müller (Vorlesungen, Serie II, Deutsche Uebersetzung, S. 453) und v. Hahn (Sagwissenschaftliche Studien S. 121 f.)

sehen in dem Soma der Inder das den Himmelsraum erfüllende weiße und gelblich weiße Lichtwasser.

Im altpersischen Mythenkreise liegt die Quelle des Lebens gegen Osten in einem unbekannten dunklen Lande, oder zwischen Abend und Mittag gegenüber dem Throne des Iblis (Teufels) und heißt Ab-Zendeghian. Wer aus ihr trinkt, wird unsterblich und bleibt ewig jung. Andere lebenspendende Quellen des himmlischen Paradieses sind Arduisur und Selsebil. Jene gehört mit zu den vier Quellen auf dem Berge Alborsch, von denen die Bewässerung der Erde ausgeht. An ihr wächst der heilige Hom, der Baum der Unsterblichkeit. Vergl. Windischmann, Zoroastrische Studien, Berlin 1863, S. 171 ff. Mit dieser vergleicht der große persische Lyriker Hafis die Lippen des Geliebten.

O Du, mit Wangen, schön wie Eden,
Und Lippen gleich dem Selsebil.
Der Selsebil setzt Dir zu Liebe
So Herz und Seele auf das Spiel.
Der junge Flaum um Deine Lippe,
Gehüllt in grünliches Gewand,
Ist einer Schaar von Aemsen ähnlich
Rings um des Selsebiles Rand.

(S. Rosenzweig-Schwanau, Der Divan des Hafis II, Nr. 3. S. 189.)

In der jüdischen Sage wirkt der mysteriöse Brunnen der Mirjam belebend und wunderthätig. Die Israeliten erhielten ihn auf ihrem Durchzuge durch die Wüste wegen der Tugend der Mirjam, der Schwester Moses. Nach ihrem Tode wurde er ihnen aber wieder entzogen und ruht im See Tiberias versenkt, wo er nur dann und wann heraufsteigt und seine wunderthätige Wirkung auf die im See Badenden ausübt. S. Thaanith 9a.

Einmal ging ein Aussätziger nach Tiberias hinab, um sich in dem See zu baden, da fügte es sich, daß der Brunnen der Mirjam aufstieg und er dadurch gesund wurde. Im Midrasch Koheleth zu Cap. 5, 9 — vergl. Midrasch zu Leviticus Abschn. 22 — wird die Frage, wo sich der Brunnen der Mirjam befinde, nach einer Ansicht dahin beantwortet: Wer den Berg Jeschimon besteigt, sieht im See Tiberias Etwas wie ein kleines Sieb. Das ist der Brunnen der Mirjam. Nach einer anderen Ansicht aber befindet er sich gerade gegenüber dem mittleren Thore der alten Synagoge von Serongin. Jerusch. Kil. IX g. E., 32d.

Auch im Neuen Testament fehlt die Vorstellung vom Wasser des Lebens nicht. Wie die Selbstbezeichnung Jesu als „das Brot des Lebens" (Joh. 6, 35) an die unsterblich machende Frucht des Lebensbaumes im Paradiese erinnert, so hat nach unserem Dafürhalten das im ersten Theile des Gesprächs Jesu mit einer Samariterin am Jakobsbrunnen vorkommende lebendige oder lebenspendende Wasser den alten Mythus von der Quelle des

Lebenswassers zur nothwendigen Voraussetzung*). Obwohl das Weib keine rechte Vorstellung von dem lebendigen Wasser Jesu hat, auch nicht begreift, woher er dasselbe nehmen soll, da er keinen Schöpfeimer besitzt und der Brunnen tief ist, so bekommt das Gespräch durch die geschickte Dialectik des Redners doch eine solche Wendung, daß in ihrem Herzen das Verlangen nach dem Wasser erweckt wird und sie in die bittenden Worte ausbricht: „Herr, gieb mir dieses Wasser, damit ich keinen Durst bekomme, noch hierher zu gehen brauche, um zu schöpfen" (Joh. 4, 15). Da Jesus merkt, daß er auf die begonnene Weise mit der Frau nicht zum Ziele kommt, indem sie an der sinnlichen Vorstellung vom lebendigen Wasser haften bleibt, bricht er plötzlich das Gespräch ab nnd nimmt einen neuen Anfang.

Nach den mythologischen Vorstellungen der Griechen gelten Ambrosia und Nektar als der Trank, durch den sich die Götter unsterblich und jugendlich und frisch erhalten. Als Zeus sich mit Hera verheirathet, schoß im Hesperidengarten im fernen Westen auf einem Eiland nicht nur ein Baum mit den Unsterblichkeitsäpfeln auf, sondern es entsprang auch der Ambrosiaquell mit dem Unsterblichkeitstranke. Homer zwar betrachtet Ambrosia für die Speise und Nektar für den Trank der Götter. Wildtauben müssen durch die Planktèn (Irrfelsen) hindurchfliegen, um dem Zeus die Ambrosia zu bringen. (S. Odyssee 10, 59 ff.), oder es schaffen die Plejaden, eine Art Nymphen, dem Zeus die Speise aus dem Sitze der Seligen vom Okeanos herbei. Jedoch nach anderen Zeugnissen ist Ambrosia eine Flüssigkeit, die in Bächen vor dem Schlafgemach des Zeus vorbeifließt.

So sehnt sich der Chor im Hippolytos des Euripides V. 735 ff. nach den Wonnegärten des Elysiums:

„Da der Atlas den Himmel trägt,
Und ambrosische Bäche wallen
Beim bräutlichen Lager Kronions."

Auch der keltische Mythus kennt, wie H. Zimmer in seinem Aufsatze: Keltische Beiträge II (s. Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. XXXIII [1889] S. 257 ff.) ausgeführt, ein im Westen gelegenes Land, in welchem die seligen Wesen sich nicht nur an den Früchten wunderbarer Aepfelbäume mit silberweißen Zweigen laben, sondern sich auch an süßen Wasserströmen, die kostbaren Meth und Wein spenden, bei ihren ewig dauernden Wettspielfesten ergötzen.

In der griechischen Litteratur haben wir in der Bearbeitung des Alexanderromans durch Pseudo-Kallisthenes, dessen Anfänge bis in die Zeiten der Herrschaft der Ptolemäer hinaufreichen, eine Episode, welche von Alexanders Zuge nach dem Lebensquell handelt. Dieselbe ist dann zu den

---

*) Sicher ist das griechische hydor zôn hebräisch nicht mit majim chajjim lebendiges Wasser, sondern vielmehr mit me chajjim Wasser des Lebens zu übersetzen. Majim chajim, das blos fließendes, in steter Bewegung treibendes Wasser im Gegensatze zu still stehendem, ruhigem Wasser bedeutet, paßt nicht in den Zusammenhang.

Arabern und Persern übergegangen, und wir begegnen ihr nicht nur in der Weltchronik des Tabarî und bei Thaalabi in den Geschichten des Propheten, sondern auch im Schahnâme des Firdusî, im Iskandernâme des Nizâmî und in einem persischen Prosaromane*). Wiederholte Anspielungen auf die Episode finden sich bei Hafîs (s. v. Rosenzweig-Schwanau, der Diwan des Hafîs II, S. 3; III, S. 573), Dschelal-ed-din Rumi und anderen Dichtern. Als Niederschlag, gewissermaßen als das Ergebniß der verschiedenen morgenländischen Auffassungen der gedachten Episode, geben wir in folgendem Surûrîs Darstellung in seinem Commentare zu Sadis Gulistan.

Nachdem der Verfasser eingehend die Genealogie des Königs von Rum**) erörtert und alle Ansichten über dessen Beinamen: Dsulkarnein, der Zweigehörnte, beigebracht hat, schildert er die zahlreichen von ihm unternommenen Eroberungszüge. Nach der Unterwerfung Persiens wendet er sich nach den Ländern des Westens bis zum Sonnenuntergang, dann nach den Ländern des Ostens, wo die Sonne aufgeht. El Chidher und Aristoteles sind seine Begleiter, Ersterer befehligt den Vortrab des Heeres, Aristoteles weilt als Rathgeber an seiner Seite. Als er zur Abwehr der Einfälle der Völker Gog und Magog eine hohe Mauer errichtet hat, sprach er: „Es ist kein Land mehr übrig, in das ich nicht gekommen wäre, außer dem Lande der Finsterniß, wo man mir gesagt hat, daß sich die Quelle des Lebenswassers befindet.“ Und er wandte sich nach den Gegenden, die gegen den Nordpol liegen, bis er sich jener Finsterniß nahte. Da sprach er zu seinem Lehrer und zu den Gelehrten, die ihn begleiteten: „Ich will in diese Finsterniß einziehen.“ Sie erwiderten: „O König, die Propheten und Könige, die vor Dir gewesen, sind nicht in dieselbe eingetreten, wir fürchten, es möchte Dir etwas Unangenehmes widerfahren.“ Er beharrte aber auf seinem Entschlusse hineinzugehen und fragte hierauf die Gelehrten: „Welches von den Thieren hat das schärfste Gesicht?“ Sie antworteten: „Das Pferd.“ „Und welches Pferd,“ fragte er weiter, „sieht am besten?“ Sie antworteten: „Die junge, braune Stute.“ Da schied er aus den braunen Pferden 6000 weibliche Füllen aus und wählte 6000 Männer von Verstand und Erfahrung und setzte über jedes Tausend einen von den Weisen zum Anführer und stellte El Chidher an die Spitze von 2000, welche den Vortrab bildeten. Dann befahl er dem übrigen Heere, sie sollten da bleiben, wo sie wären, und sich Wohnungen bauen und sich nicht entfernen, bis er zu ihnen zurückgekommen wäre. El Chidher sprach zu ihm: „O König, wenn wir nun in die Finsterniß hineingegangen sind, so wird Keiner den Anderen sehen, was sollen wir dann machen, wenn wir uns verirren?“ Da gab er ihm ein rothes Amulet und sagte: „Wenn Ihr Euch verirrt, so wirf dieses Amulet auf die Erde:

*) Vergl. W. Hertz, Aristoteles in den Alexander-Dichtungen des Mittelalters. Abhandlungen der K. b. Akademie der Wissenschaften XIX. Bd., 1. Abth. 1890, S. 33 f.

**) Unter Rum verstehen die Araber das oströmische Reich in seiner ganzen Ausdehnung.

wenn Du es hinwirfst, so wird es klingen, so geht dann ihm nach." El Chidher zog nun vor ihm her, bis er an das Thal gelangte, wo die Quelle war. Da roch er einen starken Geruch, und er dachte, die Quelle möchte in diesem Thale sein. Er warf daher das Amulet in das Thal, und es klang. El Chidher stieg sofort vom Pferde und fand die Quelle, und es war ein weißes Wasser, weißer als Milch und süßer als Honig und wohlriechender als Moschus, und er trank daraus und wusch sich und bestieg wieder sein Pferd und erreichte seine Gefährten; aber der Zweigehörnte fand das Thal und die Quelle nicht. Beim Herausgehen kamen sie an einem Thale vorbei, in welchem rothe Rubinsteine und grüne Smaragdsteine lagen, und sagte zu ihnen: „Nehmt davon." Einige nahmen etwas davon, andere nahmen Nichts; als sie aber aus der Finsterniß herauskamen, fanden sie, daß das, was sie genommen hatten, Edelsteine waren, und es reute die, welche Nichts genommen, und die, welche genommen, daß sie nicht noch mehr genommen hatten. Die Dauer ihrer Wanderung in der Finsterniß war 40 Tage, nach anderen noch mehr." S. Graf, Anmerkung zu Sadis Rosengarten S. 264 ff. Nach Surûri liegt die Quelle des Lebenswassers in den Gegenden am Nordpol. Die wichtigste Abweichung der Darstellung bei Surûrî von anderen moslemischen Ueberlieferungen besteht darin, daß Chidher den Weg nach dem Lebensquell kennt und Alexander als Wegweiser dient, während er sonst mit den Wegverhältnissen durchaus nicht vertraut ist, obwohl er an der Spitze des Vortrabs des Heeres steht.

Bei persischen Dichtern finden sich auch sonst noch zahlreiche Anspielungen auf das Wasser des Lebens. So heißt es in dem mystischen Epos: Schah wa-Guda: „Wenn Nachts aus der Finsterniß das Haupt empor der Mond hebt, so ist das gerade so, als wenn aus der Finsterniß heraus das Lebenswasser erscheint." (Vergl. Ethé, Alexanders Zug zum Lebensquell im Land der Finsterniß. Sitzungsberichte der K. b. Akademie der Wissenschaften zu München. Philosophisch-philologische Klasse 1871. S. 362.)

Der Dichter Hafis sagt in einem seiner Lieder:

„Fernehin auffuchte des Lebens Quell
Alexander — er hat ihn nicht gekostet;
Wir, wir kosten ihn im Vaterland
Bei der Schenke grauem Guardiane."

(Daumer, Hafis Nr. 120, S. 138).

In einem anderen Liede heißt es:

„Kein Lebenswasser schenket
Man einem Iskander:
Durch Kraft und Gold erreichet
Man dies nimmermehr."

(S. v. Rosenzweig-Schwanau, Der Diwan des Hafis II, S. 3.)

Dahin gehört auch der Vergleich:

„Welch' ein Abstand! Chisers Wasser
Fließet in des Dunkels Schooß;
Und der Urquell meines Wassers
Sind die Worte: „Gott ist groß!"

(Das. III, S. 93.)

Als eine Anspielung auf das Lebenswasser dürfen auch die Worte des Dichters gelten:

„Gestern Morgens hat man Rettung
Vor der Trauer mir gebracht,
Lebenswasser mir gegeben
In dem Dunkel jener Nacht;
Mich dem eig'nen Ich entrissen
Durch des Wesens Strahlenschein
Und in heller Eigenschaften
Glase mir gereicht den Wein."

(Das. III, S. 573.)

Nach germanischem Götterglauben ruht das Unsterblichkeitswasser in der Unterwelt verborgen. Wir erinnern zunächst an den Urdsbrunnen. Derselbe quillt unter einer der drei Wurzeln der Weltesche Yggdrasil, Schwäne schwimmen auf ihm, und die Nornen, die Schicksalsjungfrauen, sitzen an ihm und schöpfen täglich Wasser aus ihm und besprengen damit den Weltenbaum, damit er seine Lebenskraft behält und nicht durch die Schlange Nidhöggr, welche die Wurzeln benagt, und durch die Ziege Heidrun und die vier Hirsche, die das Laubwerk abfressen, verdorrt.

„Begossen wird die Esche, die Yggdrasil heißt,
Der geweihte Baum, mit weißem Nebel.
Davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt;
Immergrün steht er über Urds Brunnen."

(Simrock, Edda S. 260.)

Das Wasser der Urdsquelle ist so heilig, das Alles durch dasselbe verklärt und verjüngt wird. Alles, so heißt es, was in den Brunnen kommt, wird weiß wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt. Gerade dieser Zug zeigt, daß das Wasser nicht blos belebende Kraft besitzt, sondern auch auf Alles, was mit ihm in Berührung kommt, verjüngend wirkt.

Die naturalistische Deutung des Urdsbrunnen liegt nahe. Er stellt das dunstige Himmelsgewässer dar, die auf ihm schwimmenden Schwäne sind die schwangestalteten Walküren oder Wolkenfrauen. Von Hahn versteht unter dem Urdsbrunnen den Mond, d. i. die kreisrunde Oeffnung, welche der ausgebildete Hof des Mondes in die dunstige Himmelsdecke schneidet und dem Menschen die Durchsicht nach dem Ueberhimmel, dem altindischen Varuna, mit dem weißen oder gelben Lichtwasser gewährt. Nur anders gedacht, fällt der Urdsbrunnen mit Odainsakr d. i. dem Unsterblichkeitsfelde zusammen, einem Ort im Lande Glaesisvellir (Glanzfeld, Glanzhimmel), worunter sicher das blaue, von den Strahlen der Sonne erleuchtete Luftreich zu verstehen ist, wo Niemand stirbt, jeder Kranke gesund wird, jeder Greis sich verjüngt.

In der deutschen Göttersage besitzt der Brunnen der Hulda oder Holda belebende Kraft, in dem sie hinter der Wolke in einem schönen blauen Garten die zu ihr emporgestiegenen Seelen der Verstorbenen bewahrt, welche sie dann durch das himmlische Gewässer erneuert und durch ihre heiligen Thiere, vor Allem durch den Storch Adebar (d. i. Odem- oder Lebensbringer), oder durch das Marienkäferchen als Kinderseelen zu neuer Geburt den gebärenden Frauen auf die Erde zurücksendet*). Durch Localisirung des himmlischen Wolkenbrunnens oder Wolkenberges auf die Erde ist die Ammenrede entstanden, daß die neugeborenen Kinder aus dem Brunnen geholt oder vom Storche gebracht werden. Wir besitzen eine niedersächsische Sage, in der erzählt wird, daß Walsdminchen (d. i. Waldminne), wahrscheinlich nur ein anderer Name für die Göttin Hulda, einmal ein unartiges Mädchen in die Berghöhle führte. Hier traf sie mit vielen anderen kleinen Mädchen zusammen, lief mit ihnen auf eine Wiese, pflückte Blumen und spielte mit ihnen. Da sich aber auch hier das kleine Mädchen nicht besser aufführte, so kam es in eine Mühle, in der es mit vielen Weibern und Männern nicht nur jung gemahlen wurde, sondern auch gut geartet daraus hervorging. Vgl. Colshorn, Märchen und Sagen S. 92, Nr. 31.

Die zum Himmel in Huldas Reich emporgestiegenen Seelen verstorbener Menschen können aber nicht ohne Weiteres wieder zurückkehren, sondern müssen erst in ihrem Brunnen erneuert und verjüngt werden. Wegen der erneuernden und verjüngenden Kraft hat Huldas Brunnen auch den Namen Jungbrunnen erhalten. Schambach und Müller verzeichnen in ihrem Werke: Niedersächsische Sagen und Märchen Nr. 81. S. 59 f. noch viele solcher Brunnen und Teiche, die als Kinderbrunnen gelten. So kommen in Odagsen die Mädchen aus dem Tünnekenborn, die Knaben aus dem Wellenborn. Auch Vardeilsen hat einen besonderen Knabenbrunnen ‚under der steinkûle‘ und nicht weit davon einen Mädchenbrunnen in einem Bache. In Holzerode kommen die Kinder aus dem Glockenborn und aus dem Rattenstein, einem Felsen mit einer kleinen Höhle. Zufolge einer Sage holt eine Wasserjungfer die neugeborenen Kinder aus einer Quelle, die sich zwischen der Papiermühle bei Kleinen-Lengden und dem Eichenkrug befindet. In den Ilkenborn sollen die Kinder noch heute Brod, Zwieback und Blumen werfen als Gaben für die neugeborenen Kinder, die darin sitzen. Desgleichen ließen früher die Mütter oder Mägde ihre Kinder Kuchen oder Zwiebäcke in den Reinhardsbrunnen bei Göttingen werfen oder thaten es auch selbst.

Sicher liegt der Vorstellung von dem Heraufholen der Neugeborenen aus

---

*) Es ist bezeichnend, daß in vielen indogermanischen und semitischen Sprachen die Seelen immer als Lufthauch gedacht sind, wie dies die Wörter: Pneuma, spiritus, anima (von enemos, Wind), nephesch, ruach in ihrer etymologischen Bedeutung beweisen. Daher herrscht auch der Glaube, daß die Seelen beim Tode des Menschen den Körper verlassen, zum Himmel aufschweben und als Schäfchen an ihm dahinziehen.

Brunnen, Teichen und Bächen auf die Oberwelt der Gedanke zu Grunde, daß das vegetative und animalische Leben aus der Unterwelt hervorkeimt.

Der Brunnen der Hulda, aus dem die Kinder geboren werden, deckt sich sicher auch mit dem eddischen Brunnakr (Brunnenfeld), dem Reiche der Göttin Idhun, die als eine schmerzheilende Maid geschildert wird, welche des Götteralters Heilung kennt, wie nicht minder mit dem von der Schicksalsjungfrau Urdhr bewachten Brunnen Ôdhroerir. Daß auch letzterer das Wolkengewässer darstellt, beweist die Mythe von Süttunger, welcher den Unsterblichkeitstrank in einen Berg (den Wolkenberg) verschloß, Odhin aber befreite ihn, indem er den Riesen mit Hilfe der Riesenmaid Gunnlödh überlistete. Vielleicht fällt sogar Mimirs Brunnen und der kosmogonische Brunnen Hvergelmir, aus dem alles Leben seinen Anfang nimmt, mit Huldas Brunnen zusammen.

In den Dichtungen des Mittelalters ist uns nur der trojanische Krieg des Pfaffen Konrad von Würzburg bekannt, in dem von einem Wasser der Wiederverjüngung die Rede ist. Dasselbe kommt aus dem Paradiese, und es heißt von ihm Vers 10657—10664:

Ein wazzer vor dem paradìs
teilet in vier ende sich
an sîme urspringe liuterlich,
daz kam ir ouch ze heile.
von iegelichem teile
ein wênic hete si genomen.
ez was mit ir ze lande komen
in vazzen lieht von golde rôt.

Mit Hilfe dieses Wassers bereitete Medea den Zaubersaft, durch den sie den Vater Jasons wieder in's Leben zurückrief.

Und dô din salbe in ôrst getraf
und im diu lider sîn durch gienc,
dô nam der künic und empfienc
dar in sîn herze blüende jugent.
er was an kreften und an tugent,
als er vor drîzic jâren was.
geheilet wart er und genas
von aller sîner swaere dâ.
sin hâr, alsam ein tûbe grâ,
daz wart im sam ein sîde gøt
und wart sîn runzelehtez vel
gestrecket unde scône glat.
sîn munt alsam ein rôsenblat
begunde bluejen unde roten.
im wart diu snellekeit geboten,
daz er spranc rehte alsam ein hirz.
(V. 10782—10797*).

---

*) Der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg von A. Keller, Stuttgart. Litterarischer Verein. 1858.

Die reichste und phantasievollste, wenn auch bisweilen in's Abenteuerliche hinüber schweifende Ausgestaltung hat der Mythus vom Wasser des Lebens entschieden in der Volkspoesie der Märchen gefunden. Orientalische, deutsche, nordische, slavische, ungarische, italienische und griechische Märchen handeln vom Wasser des Lebens, aber allen sind gewisse Grundzüge eigenthümlich, selbst die mythologischen Beziehungen treten allenthalben noch deutlich hervor. In der Regel quillt das Wasser des Lebens im Innern eines Berges in einem weit entfernt gelegenen Lande und kann nur zu gewissen Zeiten, meistens gegen Mittag oder Mitternacht, geschöpft werden. Ein grausamer Drache oder ein anderes wildes Ungeheuer hält strenge Wacht und muß erst durch einen schweren Kampf besiegt oder durch eine List getäuscht werden. Auch auf dem weiten Wege zum Lebenswasser stellen sich dem Suchenden große Hindernisse und Gefahren entgegen, sie werden aber durch den guten Rath eines Riesen, einer alten Frau, eines Zwerges oder einer Heiligen, sowie durch die Dienstleistung treuer Thiere glücklich überwunden. Meist ist es ein kranker König, der nach dem Lebenswasser verlangt, weil er durch kein anderes Mittel seine Gesundheit wiedererlangen kann, bisweilen fordert es auch eine launische Prinzessin oder eine Mutter, die ihren Sohn dadurch aus dem Wege schaffen will. Von den drei Söhnen des Königs gelingt es immer nur dem Dritten, in den Besitz des Lebenswassers zu kommen, die beiden Aelteren unterliegen den Gefahren und Versuchungen des Weges. Mit dem Schöpfen des Lebenswassers aber hängt gewöhnlich die Entzauberung einer gefangenen Prinzessin zusammen, die dann später erscheint und sich mit dem Helden vermählt, wobei zugleich der Betrug entdeckt wird, den die beiden anderen Brüder gespielt haben, indem sie dem Jüngsten unterwegs das Lebenswasser wegnahmen und mit gewöhnlichem vertauschten. In manchen Märchen sprudelt neben dem Brunnen des Lebenswasser zugleich noch der der Schönheit und Wiederverjüngung, sowie der des Todes, und der Held schöpft aus allen ein Krüglein oder eine Flasche.

Zum Schlusse unserer Betrachtung verweisen wir noch auf das finnische Nationalepos Kalewala. In diesem erscheint das Lebenswasser als eine Art Honig, der die Kraft besitzt, Todte wieder in's Leben zu rufen. Lemminkäinen, der bei der Werbung um die herrliche Tochter der Louhi, der Wirthin von Pohja (Nordland), durch die dritte ihm gestellte Aufgabe, einen Schwan auf dem Tuonela zu schießen, um's Leben gekommen ist und in Stücke zerhauen im Flusse des Todtenlandes liegt, wird von seiner trauernden Mutter, die seinen Tod in der Heimat aus seiner Bürste erfahren, aus der plötzlich Blutstropfen rinnen, überall gesucht. Von der Sonne, der Nichts verborgen bleibt, erfährt sie endlich den Ort, wo er sich befindet. Eiligst begiebt sie sich zu dem gepriesenen Schmied Ilmarinen und bittet ihn, ihr einen langen kupfernen Rechen mit Eisenzähnen zu schmieden. Mit diesem holt sie die Stücke des Leichnams ihres Lieblings nach und nach aus dem Todtenflusse,

fügt sie zusammen, so daß Fleisch mit Fleisch, Knochen mit Knochen, Sehne mit Sehne und Ader mit Ader wieder vereint werden. Darauf murmelt sie verschiedene Zaubersprüche, und der Sohn liegt vor ihr bereits geheilt wie im tiefen Schlummer, es fehlt ihm nur noch das Leben und die Sprache. Da entbietet sich das leichtbeflügelte Bienchen, ihr von Tapios blühenden Feldern und Metsolas Fluren den heilenden Honig zu bringen, um ihn auf die Wunden des zerschlagenen Leibes zu streichen. Das Bienchen kommt sehr bald zurück mit dem heilenden Saft, und freudigen Herzens streicht die Mutter ihn auf den Schlummernden. Doch umsonst, seine Lippen regen sich nicht. Nun sendet sie das Bienchen zum zweiten Male über neun gewaltige Meere auf die honigtriefende Insel Tuuri nach dem köstlichen Safte aus, doch auch dieser erweist sich an dem Kranken wirkungslos. Hierauf muß das Bienchen über die Wolken bis hinauf zum neunten Himmel fliegen, um von dort die Wundersalbe zu holen. Die Mutter sagt:

„O Du leichtbeflügeltes Bienchen,
Flieg' zum dritten Male hinaus,
Schwing' Dich auf bis über die Wolken,
Bis zum neunten Himmel hinauf;
Dort erst findest Du reichlich Honig,
Süßer Tropfen übergenug,
Die der Ewige einst gesegnet,
Der allmächtige Gott geweiht;
Die er selbst auf Wunden gestrichen,
Seinen Kindern als Heilung bot.
Tauch' die Flügel in diesen Honig,
Feuchte den Mund mit diesem Saft,
Trag' ihn sorglich unter dem Mantel,
Bring' in Deinem Kleid ihn her,
Daß ich die Wunde damit streiche,
Den zerschlagenen, kranken Leib!"

Das Bienchen macht sich abermals auf den Weg, schwebt am ersten Tage längs dem Ringe des Mondes und dem Rande der goldenen Sonne vorbei, am zweiten Tage gelangt es bis zum Rande des Siebengestirns, am dritten Tage endlich fliegt es in Jumalas Wohnung, zum Sitze des ewigen Schöpfers, hinauf, wo in Geschirr von reinstem Silber und Gold der heilbringende Saft bereitet wird. Voll beladen mit ihm kehrt es summend wieder zurück. Als die Mutter den Honig selbst zuvor mit der eigenen Zunge geprüft und ihn als den wunderthätigen Saft aus dem Vorrathshause des Ewigen erkannt hat, bestreicht sie mit ihm leise

„Den vom Schlaf befangenen Sohn,
Legte Salbe über die Wunden,
Träufelte Saft auf jedes Glied;
Strich nach oben hinauf und unten
Auch die Mitte salbte sie ein;

Und die Stimme mächtig erhebend,
Nahm sie also das Wort und sprach:
Nun erwache, o Sohn, vom Schlummer,
Auf, erhebe Dich aus dem Schlaf,
Von dem unglückseligen Lager,
Von dem traurigen Krankenbett!"

Der Kranke erhebt sich hierauf und erwacht aus seinem Traum. Er gewinnt seine frühere Stärke wieder, ja er wird noch schöner und herrlicher von Ansehen als zuvor. Beim Erwachen spricht er:

„Lange hab' ich Armer geschlafen,
Hab' wohl allzulange geruht,
Lag von tiefem Schlummer befangen,
Hab' schwere Träume geträumt."

Die Mutter läßt sich nun von ihrem wieder in's Leben zurückgerufenen Sohne berichten, wie er in Tuonelas Strom in Manalas Reich gerathen sei. (Vergl. Rune 15.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch mit dem über den Sternen im Hause des Schöpfers bereiteten Wunderhonig nichts Anderes als das Gewässer des von der Sonne durchstrahlten himmlischen Dunstkreises gemeint sein kann.

Damit haben wir den Mythus von dem Quell des Lebens in den Mythen der Völker, soweit uns das Material zu Gebote stand, erschöpft. Durch tiefere, noch mehr in's Einzelne dringende Untersuchung wird sich sicherlich noch mancher Zug gewinnen lassen, der zur Beleuchtung des Mythus beiträgt.

Les trois villes.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Breslau. —

Daß das „Gesetz der poetischen Entfernung“ mutatis mutandis auch für den Kritiker gilt, ist eine jener schätzbaren Halbrichtigkeiten, die sich allmählich zur Unbedingtheit „ewiger Wahrheiten“ hindurchgemausert haben. Gewiß: man kann mit völliger Unbefangenheit nur über historisch abgeschlossene Thatsachen urtheilen, in deren Betrachtung sich nicht die blinde Tagesleidenschaft mengt, und die unerbittliche Richterin, die Zeit, wird sicher viele unserer scheinbar bestfundirten Meinungen resolut umstülpen, — aber soll sich deswegen der kritisch veranlagte Zeitgenosse vor eitel Objectivität und „historischem Sinn“ höchstselbst zum sacrificio dell' intelletto gegenüber den Erscheinungen der Gegenwart verdammen? In der That scheint die gräßlichste Epidemie des Jahrhundertendes, die Alles nivellirende Unpersönlichkeit, mehr und mehr zu dieser Consequenz zu drängen. Um es mit wenigen Worten zu sagen: Das Gefühl für Werthdistanzen droht uns verloren zu gehen. Unser ästhetischer Sehnerv ist geschwächt. Die fürchterliche moderne Ueberproduction auf litterarischem Gebiete mag erheblich dazu beitragen. Und so rauschen denn die genialen und die talentvollen, die hochwerthigen und die minderwerthigen Schöpfungen an dem kritischen Sinn vorüber, ohne daß es zu einer gekiärten communis opinio der Kunstverständigen käme. Nur was mit der — nicht gerade unumgänglichen — Genialität die resolute Ellbogenkraft vereint, pflegt sich nachhaltig im Bewußtsein der verehrlichen Mitwelt durchzusetzen. Eben darum thut es noth, hin und wieder einmal auf ein auf-

tauchendes bedeutsames künstlerisches Phänomen, das sich dem ungeübten Auge kaum zu entschleiern pflegt, mit erhobenem Finger mahnend hinzuweisen. Es bietet sich heuer dazu wiederum die erwünschte Gelegenheit. Emile Zola hat vor Kurzem seinen „Les trois villes"-Cyclus mit „Paris" gekrönt. Das Riesenwerk liegt abgeschlossen vor dem kritischen Blick. Aber es hat sich bisher, so viel ich weiß, noch keine Stimme erhoben, die den großen Werthabstand zwischen den „Rougon Macquart" und „Les trois villes" und den Fortschritt in Zolas künstlerischer Entwicklung constatirt hätte. Und doch ist hier nach meinem Dafürhalten ein Fortschritt zu erkennen, so gewaltig, daß er uns eins der wenigen repräsentativen Werke des Jahrhundertendes geschenkt hat — Zolas standard-work. Doch wir müssen uns zunächst kurz erinnern, was Zola war, ehe wir verstehen können, was er geworden ist.

Ueber die herkömmliche „öffentliche Meinung", die Zola schlechthin einen „Naturalisten" schilt, läßt sich mit wenigen Worten zur Tagesordnung übergehen. Sie gehört zu den lieblichsten „privaten Faulheiten", die man sich denken kann. Denn unter einem „Naturalisten" kann man sich allerlei schöne Dinge vorstellen. Wer die ästhetischen Kinderschuhe ausgetreten hat, wird freilich wissen, daß der Naturalismus sans phrase, die persönlichkeitlose Natur-Photographie, eine Ungeheuerlichkeit und eine Unmöglichkeit ist, weil die Welt, schopenhauerisch gesprochen, nur in unserer Vorstellung existirt. Und wer sich vollends an Zolas eigene gute Definition des Kunstwerkes erinnert — „Un oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament" — wird sich wohl hüten, ihn als waschechten Naturalisten abstempeln zu wollen. Uebrigens hat schon Georg Brandes in „Menschen und Werke" nachzuweisen versucht, wie Zola durchweg sein eigenes Temperament in die umgebende Wirklichkeit hineinträgt und in der romantisirenden Ausbeutung der unbelebten Natur aus dem verschrieenen Naturalisten geradezu ein Symboliker wird. Aber es lohnt auch heute noch, unter den katzenjämmerlichen Nachwehen des Nichts-als-Naturalismus, der uns, wenn man Herrn Arno Holz, dem alexandrinisch-spielerischen Verfeinerer unserer Technik, glauben will, angeblich das Drama der Zukunft schenken wird, durch ein kräftiges Wörtlein auch aus den rückständigen Köpfen den umnebelnden Rausch zu scheuchen. Was bleibt aber dann vom Naturalisten Zola übrig? Zweifellos vor Allem der Verist, um mit diesem guten, weil eindeutigen Worte zu operiren. Der Verist, der trotz des starken romantischen Einschlags in seinem Charakter den romantischen Mondschein und die weltfremde Phantasmagorie durch das helle Tageslicht der Wirklichkeit ersetzt, der rücksichtslos Alles zu Ende sagt, was sonst die schwärmende Zärtlichkeit mit verschönernden Schleiern zu bedecken liebt. Mit dem Veristen aber steht bei ihm der Experimentator im engen Bunde. Der naturwissenschaftlich geschulte Geist, der mit Taine den Menschen aus seinem Milieu heraus begreift und aus der gegebenen Urzelle in verschiedenen Umwelten

verschieden gestaltete Individuen sich entwickeln läßt — als phantasiemächtiger Illustrator von Taines historischer Psychophysik. Aus dieser Tendenz zu mechanistischer Construction der Erscheinungen erklärt sich wesentlich sein Arbeiten in Cyclen. Nun hat gewiß Brandes Recht, wenn er meint, daß „das poetische Verdienst allein auf der Ausführung jeder einzelnen Erzählung beruhte." Gewiß ist „ein Dichterwerk in zwanzig Bänden wie jenes hundert Stadien lange Gemälde, von dem Aristoteles mit Recht behauptet, daß es kein Kunstwerk sein würde." Aber trotzdem hat es einen eigenen Reiz, die in den schrankenlosen Räumen der Phantasie heimische Dichtung plötzlich auf exacte Basis gestellt zu sehen und den rothen Faden verfolgen zu können, der sich von einem Theilstück des Cyclus zum anderen schlingt. Zola darf endlich auch in seiner Weltanschauung mit Fug als „Naturalist" bezeichnet werden. Er kennt kein transcendentes Idealreich — so habe ich ihn früher einmal zu charakterisiren versucht —, „in das sich Trost suchend die Trübsal der Creatur flüchten könnte; ihm ist die Natur die große, grausam liebende Allmutter, die in geheimnißvoller Laune abwechselnd zeugt und vernichtet und über zerschmetterten Individuen die Gattung zu leuchtendem Siege führt, und sein Gott ist der große Pan, der Vater alles Lebens, der im Geschlechtstrieb den Einzelnen mit der Gruppe verknüpft. —

Aber ist mit allen diesen Bestimmungen Zolas künstlerische Eigenart erschöpft? Ich glaube: nein. Ich habe in einer früheren Studie über Garborg alle ästhetische Betrachtung auf die eine große Kernfrage zurückzuführen versucht: „Wie steht der Dichter zu seinem Problem?" Erst mit ihrer Beantwortung scheint sich mir das Räthsel der dichterischen Individualität zu lösen. Wie Zola zu seinen Problemen steht, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf seine bedeutendsten Schöpfungen. Er ist oder war wenigstens bisher wesentlich „Dingdichter", dem das Stoffliche, das gehäufte „Ereigniß", zumeist das damit versinnlichte, weltanschauung-typische Problem überwucherte und verdeckte. Die Seele war in seinen Werken von der Materie vergewaltigt. Nur an den sozusagen transparenten Stellen der Darstellung, wenn ich mir das Bild erlauben darf, schimmerte schüchtern das Problem hindurch — und dann zumeist in abstract theoretisirender Form, in der oft der bakelschwingende Geschichtsprofessor an die Stelle des veranschaulichenden Plastikers zu treten scheint. Man denke an „Nana", „Germinal", „L'argent" und „L'œuvre", wo der Romandichter Sandoz Zolas eigene ästhetische Theorie in oft störender Breite vorträgt . . . . Es ist interessant, zu beobachten, ob und wie weit ein Dichter Psychologe sein kann, in dessen Werken der rohe Stoff mit ungestümen Umarmungen die zarte Psyche schier zu erdrücken droht. Man vergleiche hier wieder Brandes' treffliche Worte: „Zola ist als Dichter nicht vor Allem Psychologe, so wenig, wie sein erster Lehrer Taine es war. Er schildert selten die Entwicklungsgeschichte des Individuums, vielmehr die Eigenthümlichkeit desselben als bleibend und fest. Und er ist besonders darauf angelegt, die

Charakteristik großer Gruppen, großer Massen zu geben. Schon Zolas Neigung, das Wesentliche zu schildern, das Allgemein-Giltige, das, was so wenig variabel wie möglich ist, treibt ihn dazu, aus dem Seelenleben das höchste Gefühlsleben, das feinste Gedankenleben herauszusondern, wie Etwas, das nicht für ihn liegt und woran er kaum zu glauben scheint. Er hält sich am liebsten an die großen, einfachen Grundtriebe, an die einfachsten seelischen Zustände." Er ist mit einem Worte Massenpsychologe.

Was Brandes hier sagt, gilt zweifellos für den „Rougon-Macquart-" Cyclus. Es gilt nicht mit gleicher Unbedingtheit für „Les trois villes". Denn hier ist, das möchte ich als das große Novum gebührend betonen, Zola in doppelter Hinsicht über sich selbst hinausgekommen. „Les trois villes" bedeuten nicht mehr und nicht weniger als Zolas Verinnerlichung. Psyche ist aus den rohen Umarmungen des Stoffes befreit und regt freiheittrunken das zarte Flügelpaar. Materie und Geist halten sich in Zolas neuem Cyclus das Gleichgewicht — und zugleich hat Zola hier seinen ersten genialen Vorstoß in das Gebiet gewagt, das ihm bisher terra incognita war, in das dunkle und gefährliche Gelände — der Individualpsychologie. Nicht, als ob er plötzlich ein ganz Anderer geworden wäre, als er war: er ist auch hier der Massenbeweger, Massenbändiger von ehedem, der titanisch fabulirende Wirklichkeitsphantast, dem die wilde Einbildungskraft oft über die regelrechten Dämme des sorgfältig gesichteten document humain schießt; aber sein Wesen hat einen neuen Ring angesetzt, hat sich verjüngt, entwickelt, erweitert — wie mir scheint, unter dem befruchtenden Hauche der erstarkten philosophischen Speculation, die ihm den Blick für das Wesen der Erscheinungen schärfte. Man erinnert sich, wie stark jederzeit der Theoretiker in ihm gewesen ist. „Les trois villes": das ist Zolas Weltanschauung, in mächtig gesteigerten Epopöen wie in ewig dauerndem Erz abgeprägt.

Wenn in den „Rougon-Macquart" in homerischer Breite eine Encyclopädie des modernen Lebens sich entrollt, so ist hier mit genialem Tiefblick aus dem Gedankenringen des Jahrhunderts das freilich nicht ganz reinlich aufgehende Facit gezogen. Der verinnerlichte Zola hat uns — so läßt es sich wohl am besten und kürzesten formuliren — das Drama des metaphysischen Bedürfnisses geschenkt. Des metaphysischen Bedürfnisses in seinen mannigfachen Gestaltungen und seiner qualvollen, nimmermüden Jagd nach Befriedigung. Denn es kleidet sich in mancherlei Form, und es trägt mancherlei Begehr. Es quillt aus dem fieberglühenden Hirn des Grüblers, dem der Glaube Nichts und die Wissenschaft nicht genug zu bieten hat; es steigt, wie brünstiger Opferrauch, aus der von dumpfen Dünsten umwölkten Massenseele, die ein neues Eden, ein märchenhaftes Utopien erträumt, in dem alle socialen Uebel der Gegenwart wie mit einem Zauberschlage in Nichts sinken. Es klammert sich hier an grobe, morsch gewordene Symbole, es erweitert sich dort zu festlich-brünstiger Weihe-

stimmung; es wird hier vom isolirten Individuum, dort vom Collectivbewußtsein der Masse getragen — aber es schickt in aller Vielgestaltigkeit seine Fasern zu der einen großen Urwurzel jenes Zuges zum Zukünftigen, Uebersinnlichen, Vollkommenen hinab, der so alt ist, wie die Menschheit selbst und nur mit ihr verschwinden wird. Man hat glücklicherweise das metaphysische Bedürfniß wieder achten gelernt; die Zeit ist tiefer geworden. Das alte modrige Aufkläricht, das in den staubigen Ecken des Positivismus schimmelte, ist gründlich hinweggefegt, und die flachen Auch-Freidenker, die es im allein selig machenden „Materialismus" so herrlich weit gebracht hatten, fühlen sich jäh vom Faulbett ihrer durch keinen Zweifelhauch getrübten „Ueberzeugung" emporgeschreckt. „Alle tiefen Menschen sind religiös," hat der nächst Ibsen größte Nordländer, Arne Garborg, auszusprechen gewagt. Religiös nicht im Sinne der Dogmengläubigkeit, sondern der unausrottbaren Metaphysik des Gefühls. Religiös ist das Volk — nicht jenes buntgewürfelte Ich-weiß-nicht-was, das sich heut Volk nennt, sondern jenes Volk, das Volkslieder singt und Märchen dichtet; religiös ist das Genie, das, naiv und gefühlsmächtig, im tiefsten Grunde dem „Volke" verwandt ist; religiös ist selbst Zarathustra, der geniale Titan, der allen modernen Götzen die große Dämmerung heraufführen wollte und doch als echter Metapysiker des Gefühls die „ewige Wiederkunft" lehrte und in priesterlichen Feiertönen den Uebermenschen predigte. Erkennt man hier nicht den immer lebendigen Strom, der sich von den Neuplatonikern über die mittelalterliche Mystik bis zu Spinozas intellectueller Gottesliebe und bis auf unsere Tage zieht? Die zeitlich bedingten Formen der Mystik mögen wechseln, aber sie selbst stirbt nicht aus. Denn sie ist nichts Anderes, als die gefühlsmäßige Ausschöpfung dessen, was wegen der Feinheit und Fülle der Erscheinungen nicht zu erkennen noch auszusagen ist. Es giebt heutzutage kein größeres Drama zu schreiben, als das des metaphysischen Bedürfnisses in seiner modernen Erscheinungsform.

Es ist charakteristisch, in welchen Rahmen Zola dieses Drama gesetzt hat. Er hätte ein hochdifferenzirtes, isolirtes Individuum, das alle Brücken zwischen sich und der großen ungefügen Masse abgebrochen hat, zum tragischen Helden wählen, er hätte den Kampfplatz des Conflicts in eine Einzelpsyche verlegen können. Aber das wollte und konnte der Massenbeweger, Massenbändiger in ihm nicht. Und so setzte er denn zur Veranschaulichung seines Problems den gewohnten virtuos beherrschten Kolossalapparat in Bewegung: gewaltig entrollte Totalansichten der „drei Städte", die ihm in der Gegenwart die Brennpunkte des metaphysischen Bedürfnisses in seinen verschiedenen Ausdrucksformen und Befriedigungsversuchen zu sein schienen — Lourdes, Rom, Paris. Aber es sind diesmal nicht die „einfachen Grundtriebe", die bei ihm sonst eine blinde Vielheit im Nebel verschwimmenden Zielen zutreiben, es sind die Urtriebe in raffinirter, destillirter, vergeistigter Form. Die beiden Mächte, an denen nach aller genetischen Psychologie seit

Schiller die moralische Welt hängt, Hunger und Liebe, haben sich zum — metaphysischen Bedürfniß transformirt. Und es wirken hier nicht nur, wie sonst bei Zola — um in der platonischen Dreitheilung zu bleiben — der „begehrende" und der „zornmüthige" Seelentheil — sondern gebieterisch schwebt hier über beiden der specifisch menschliche, unthierische, grübelnde, auf alte Räthsel neue Antworten suchende Verstand. Diese Feuersäule des grübelnden Verstandes aber, die der dumpfen Menge wegweisend nach dem gelobten Lande voranschreitet, kann nur die hochentwickelte Einzelpersönlichkeit sein. Ein neuer großer Fortschritt und ein neues Verinnerlichung-Symptom! Keine centrifugale Masse mehr, die sich in auseinander stiebende, wenn auch virtuos dirigirte Atömchen zersplittert — sondern eine Vielheit, gruppirt um einen festen Mittelpunkt, einen repräsentativen Vordergrundtypus, in dem der große Conflict seine Entscheidungsschlachten schlägt, alle Fäden zusammenlaufen, alle Strahlen ineinander fließen. Der Abbé Pierre Froment ist dieser beherrschende Problemträger des Cyclus. Das ist — bei Zola — ebenso neu, als es großartig ist. Das andere große Wunder ist geschehen: Zola ist Individualpsychologe geworden. Ob er es wirklich geworden ist? — Der aufmerksame Beobachter wird hier zugleich die Entwickelungsmöglichkeiten und die Grenzen von Zolas Talent erkennen. Denn es zeigt sich bei näherem Zusehen, daß dieser Pierre Froment trotz mancher individualisirenden Versuche thatsächlich nur Typus ist. Daß er weiter Nichts ist, als der Reflex des großen Jahrhundertconflicts, weiter Nichts als die sich ihrer selbst bewußt gewordene Massenpsyche. Wir dürfen das nicht vergessen, ohne deswegen unsere Bewunderung für den großen Typus herabzustimmen, den Zola zu formen verstand. Es war ein Meistergriff, der Darstellung in ihm einen Mittelpunkt zu geben, und es war ein freilich durch Zolas Natur bedingtes Geniestück, einen Priester zum Vordergrundtypus zu wählen. Nur im Priester konnte die Massenpsyche mit ihren Widersprüchen und Wünschen sich bewußt werden, der das metaphysische Bedürfniß noch im Dogmengrunde verankert ist. Nur vom Priester wölbte sich zur großen Menge die verbindende Brücke. — Gehen wir ein wenig in die Einzelheiten, die in diesem Falle lange nicht vom gleichen Interesse sind, wie die allgemeinen Gesichtspunkte, die sich aus der Betrachtung des Gesammtcyclus ergeben. Lourdes: Das ist das brünstig erwartete Wunderland, dem in mächtiger Symbolik der mit tausend qualvollen Gebresten beladene Zug ruhelos durch die endlose Ebene entgegenrollt. Aber nur denen, die im Glauben unerschüttert sind, bringt es die Genesung. Von Marie de Guersaint, Pierres Jugendfreundin, weicht im Augenblicke der Ekstase durch das „Wunder" der Autosuggestion der dumpfe Bann der Willenslähmung. Aber Pierre Froment, in dem die Skepsis des Vaters mit dem frommen Liebebedürfniß der Mutter kämpft, sieht nur „frommen Schwindel" und Selbstbetrug. Seine Reise ist eine einzige große Enttäuschung; er kehrt

heim, wie er gegangen war — mit der brennenden Sehnsucht nach einer neuen Religion. Rom: Das ist das zweite Experiment des weichherzigen Grüblers. Dichterisch ein von großartiger, stellenweise genialer, aber zu Zeiten auch überhitzter Phantasie entworfener Kolossalfresco. Pierre Froment will die alten Lebensmächte des Christenthums erneuern, der verknöcherten Staatsreligion neue Lebenssäfte zuführen, die päpstliche Hierarchie zum Kampf für die neue Religion der Liebe und die große sociale Gesundung mobil machen. In solch holdem Wahn hat er sein Buch „Das neue Rom" geschrieben, aber damit nur erreicht, daß es auf den index librorum prohibitorum gesetzt wird. Er eilt zu seiner Vertheidigung selbst nach Rom. Und er findet? Corruption, Stagnation und Verelendung im Volke, und in der päpstlichen Hierarchie eine kluge Compromißpolitik, die von der Hand in den Mund lebt, ohne flammende Gefühle, ohne große Ideen, ohne führende Geister. Und er widerruft, nicht aus Feigheit — sondern weil er desillusionirt ist. Paris: Das ist der große Hexenkessel, in dem alle Verderbtheit und Hochcultur, alle Größe und Narrheit, alle widerstrebenden Theorien und Greuelthaten durch einander gähren. Zugleich Pierre Froments drittes und letztes Experiment. Er hat seinen Glauben verloren, aber er ist Priester geblieben, mit zerrissenem Herzen, um seinem socialen Liebeswerk nachgehen zu können. Doch er muß bald sehen, daß alle Mildthätigkeit gegenüber dem grauenhaften Massenelend, wie es aus verfahrenen Gesellschaftsverhältnissen resultirt, ohnmächtig ist. Er kostet alle Qualen des Alteruisten und alle Unzulänglichkeit revolutionärer Theorieen durch, bis er unter dem Einfluß seines Bruders, eines Chemikers und Positivisten, sich in gesundem Egoismus auf sich selbst besinnt. Er wirft den Priestertalar von sich, wird ein neues, lebensfreudiges Geschöpf, radelt — als moderner Vollmensch sogar, heirathet und wird Handwerker. Das ist die eine Lösung, die der Bauer Zola, der große Plebejer, giebt. Daneben aber klingt, ungestaltet, eine zweite schönere und tiefere Lösung von weiteren Perspectiven mit, verdeutlicht in dem wundervollen Symbol von dem himmlischen Sämann, der zwischen den Wolken schreitet und die goldene Sonnensaat auf die Dächer von Paris streut, aus der die künftige Ernte der Wahrheit und Gerechtigkeit reifen soll. Und Marie hält zu dem flammenden Tagesgestirn ihren und Pierres kleinen Sohn empor, der die große Sonnenernte einsammeln wird. Dem neuen, kräftig im Leben wurzelnden Geschlecht, dem das metaphysische Bedürfniß nur noch die Wonnen der Ewigkeitsstimmung, nicht mehr die Qualen der rastlosen Jagd nach übersinnlichen Tröstungen schenkt, gehört die Zukunft. Das ist die andere Lösung, die der große Mensch Zola giebt, dem sich in den galligen Pessimismus immer ein starker Tropfen von optimistischem Utopismus mengte.

Ich muß zu meinem Bedauern gestehen, daß ich „Paris" als Ganzes für keine gelungene Krönung des grandiosen Cyclus halten kann. Vor Allem vermißt man daran die sonst bei Zola gewohnte Gewissenhaftigkeit

der Arbeit. Vieles wirkt übertrieben; meistens ist grau in grau oder aber blau in blau gemalt. Und mit der Psychologie nimmt es der Autor im Einzelnen nicht genau. Pierres Bruder Guillaume ist zugleich der kühle Positivist und schwärmende Anarchist, der mit einem geheimnißvollen Sprengstoff (die chemische Formel hat uns Zola leider vorenthalten) zu Demonstrationszwecken zehntausend Pilger in die Luft sprengen will. Dabei vollziehen sich seine inneren Wandlungen mit einer unheimlichen Art von Schnellpsychologie, und die Verbindung der beiden Seelen, die er in sich trägt, wird nicht recht deutlich. Was aber am schwersten wiegt: Zu Gunsten dieses unbegreiflichen Doppelwesens ist der Schwerpunkt des ganzen Werkes verschoben. Pierre ist auf das Niveau flachster Unbedeutendheit herabgedrückt, und an seine Stelle tritt als Vordergrundtypus Guillaume. So geht die Einheit des Planes natürlich aus den Fugen, und der Rest ist Desorganisation. Der Kritiker, der es in der That in gewissem Sinne „besser machen" soll, darf hier wohl kurz skizziren, wie er den weiteren Verlauf gewünscht hätte: Pierre Froment hätte nach dem Scheitern aller, auch des letzten Experimentes, selbst Anarchist werden und dann, je nach dem Leidenschaftgrad, auf den er gestimmt war, untergehen oder gesunden müssen. Das wäre Consequenz, Größe und Tragik gewesen; das hätte eine würdige Krönung des Riesenwerkes dargestellt.

Wir müssen und werden natürlich, trotz Allem, „Les trois villes" dankbar nehmen, wie sie sind. Man hat Zola oft ungerecht beurtheilt. Nietzsche definirte ihn als „die Freude, zu stinken". Gewiß: wem Zola bei der ersten Lectüre nicht centnerschwer auf die Nerven fällt, dessen Nerven sind nicht weit her. Und was Nietzsches überfeines Nervensystem am Kunstwerk schätzt — „Glätte und südliche Lichtschauder und Vollkommenheit" — das kann Zola freilich nicht bieten. Aber der Kritiker hat die Pflicht, sich bis zu einem gewissen Grade zu entpersönlichen, d. h. die Schranken der eigenen Persönlichkeit zu erweitern und sich für fremdartige Individualität die Empfänglichkeit zu wahren. Vermag er dies, so wird er Zola als großen und tiefen, starken und ernsten Künstler zu ehren wissen. Und wenn die „Rougon-Macquart" vergehen sollten — sie werden es nicht — so werden doch „Les trois villes" bestehen bleiben als das standard-work eines zu später, aber glänzender Vollblüthe gereiften Künstlergeistes.

Vier Briefe Justinus Kerners an Levin Schücking.

(Mit ungedruckten Versen und einer Zeichnung.)

Herausgegeben und eingeleitet von

L. L. Schücking.

— München. —

Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man als eine Begleiterscheinung der großen Bewegung der Romantik in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts jenen eigenartigen philosophischen Mysticismus betrachtet, der, auf einer mangelhaften Kenntniß der Naturkräfte beruhend, „das Nachtgebiet der Natur" allmählich in den Mittelpunkt des Tagesinteresses rückte und ihm durch Wissensdurst und Unkenntniß, durch ernsten Eifer für eine wichtige und merkwürdige Erscheinung und den allergröbsten Schwindel seine Bedeutung sicherte. Wir kennen heute diese Bewegungen nur noch dem Namen nach; man kann als ihren Anfang, wenn man nicht gar auf Cagliostro und Saint-Germain zurückgreifen will, den Mesmerismus und als ihre letzten, theilweise jedoch schon durch andere Factoren beeinflußten Nachwehen den modernen Spiritismus ansehen. Waren die Zeiten der Aufklärung die mageren, so waren die der Romantik die fetten Jahre der Phantasie, jenes Ueberschusses von Phantasie, der einen Brentano veranlassen konnte, Jahre seines Lebens bei einer „stigmatisirten" Nonne im Münsterlande zuzubringen, ohne sich im Mindesten dadurch beirren zu lassen, daß von zuständiger Seite die Symptome des sogenannten Leidens dieser Kranken als geradezu erschwindelt erwiesen wurden. Hatte indeß früher die Liebe zum Mysticismus am Ende auf den Weg zur Kirche geführt, so leitete sie einige Jahrzehnte später in jenen seltsamen Irrgarten von transcendental aufgefaßten Versuchen, von denen Tischrücken und Tischklopfen als die merkwürdigsten Erscheinungen des Somnambulismus die weiteste Verbreitung fanden.

Der „Geisterdoctor“ von Weinsberg ist es vornehmlich, mit dessen Namen die Bewegungen jener Zeit für immer verknüpft sind.

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig,

hat er selbst mit jenem gutmüthigen Humor gesagt, der sein Bild für die Nachwelt verklärt und die in diesen Versen ausgesprochene Erwartung unmöglich macht. Seit an jenem Novembertage des Jahres 1826 Friderike Hauffe, die „Seherin von Prevorst“, sein Haus in Weinsberg betreten, hatte er sich „der Magie ergeben, ob ihm durch Geistes Kraft und Mund nicht manch' Geheimnis würde kund“, und die wirklich seltsamen Erscheinungen, die seinen Weg hier kreuzten, nahmen nach und nach mehr und mehr alle seine Beobachtungen in Anspruch. Es lag in Kerners Natur, in seinem gemüthreichen Charakter, in dem die Gefühle eine so überaus große Rolle spielten, daß er mit einer gewissen inneren Freude und Bereitwilligkeit die Erscheinungen jenes Somnambulismus als Spuren des „Hereinragens der Geisterwelt“ in die irdische Umgebung geradezu andächtig entgegennahm. Für manche freilich brachte die Zeit eine Erklärung, und so war es mehr ein Facit, was der englische Arzt Braid zog, als eine neue Entdeckung, daß er die Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus als einen schlafähnlichen Zustand kennzeichnete — hervorgebracht durch anhaltendes Richten der Aufmerksamkeit auf einen nicht aufregenden Gegenstand — „bei dem die Thätigkeit des bewußten Denkens und Wollens erschlafft ist, während die Sinnesthätigkeiten und ein ihnen speciell zugehörendes Gebiet des Denkorgans zu functioniren fortfahren.“ Aber die Geister waren nun einmal in Weinsberg eingezogen*) und wollten nicht weichen, zumal jede Erscheinung von ihnen in Kerners Zeitschrift Magikon registrirt wurde, die Blätter aus Prevorst thaten das ihrige, den Wunderglauben im Lande neu zu erwecken, und so fiel eine neue Bewegung ähnlicher Art, die sich von jenseits des Weltmeers bemerkbar machte, in Deutschland auf einen überaus günstigen Boden.

Wie vorher den ersten Anzeichen des Hypnotismus, so lag auch dem sogenannten Tischrücken ein wahrer Kernpunkt zu Grunde, daß er freilich völlig physiologischer und mechanischer Art war, sollte sich auf den mannigfachsten Umwegen erst später erweisen. — Der Versuch wurde am einfachsten gemacht, indem man auf einen Hut oder ein hohes Trinkglas ein Brettchen oder Tellerchen von Blech legte, das die Anwesenden mit ihren Fingerspitzen

*) Vgl. Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von Theobald Kerner. Stuttgart, 1897. — Der alte Dekan Klüpfel, von dem ich Euch dieses Frühjahr sagte, daß er hier als Geist gehe, ist gegenwärtig äußerst unruhig, namentlich machte er mir selbst kürzlich nächtlich in Schuh und Strümpfen Visite und murmelte etwas an mich hin; aber ich konnte ihn nicht verstehen. Was will er? Brief 456.

berührten. Das Brettchen — der Versuch war auch mit einem ganzen Tisch möglich — setzte sich dann langsam in eine kreisende Bewegung. Ja noch mehr, bei angespannten Einwirken konnte der berührte Gegenstand dahin gebracht werden, auf einer Seite auf seine Unterlage zu klopfen.

Die Ausdehnung dieser Versuche ist bekannt. Es gab vornehmlich in Deutschland kaum ein Haus, dessen Tische nicht einmal den ungewohnten Weg um ihre eigene Achse einschlugen, versagte doch auch selten der „Klopfgeist" seine Pflicht, in Frage- und Antwortspiel, bei welchem der Tisch durch Erheben und Aufstampfen eines Fußes je nach Verabredung Buchstaben des A-B-C, ja oder nein oder Zahlen angab, auf die weitgehendsten Fragen geduldig Antwort zu ertheilen. Die Sache drohte zu einem Unfug schlimmster Sorte auszuarten, Schwindler beuteten sie aus, das ungebildete Publicum formte sich die seltsamsten Begriffe und ließ allem Aberglauben die Zügel schießen.

Nicht nur, daß man den Tisch als Rathgeber in allen Familienangelegenheiten zuzog, daß man ihn als Arzt benutzte, sich von ihm die Zukunft und die Vergangenheit auseinandersetzen ließ, zu Guadelupe erschien 1853 gar eine ganze Novelle, die einen Stuhl zum Verfasser hatte und doch durchaus nicht sehr hölzern geschrieben war.

Dr. Justinus hatte nun freilich die Eigenschaft geistvoller Menschen, sich bisweilen gleichsam auf einen Punkt außerhalb ihrer selbst zu stellen und ihre eigenen Bestrebungen mit einem Spott zu kritisiren, der um so anziehender und reizvoller wirkt, weil er keinen Menschen verletzt, und er hat diesen liebenswürdigen Zug auch in Wort und Schrift nicht selten bethätigt, aber es hieße zu viel von ihm verlangen, wenn man hätte fordern wollen, daß er mit kritischem und zweifelndem Blick diesen Bestrebungen sich gegenübergestellt hätte.

Im Gegentheil, in einer „Geschichte und Erklärung der somnambülen Tische" führte er die allerauffallendsten Erscheinungen dafür in's Feld, und seine Erklärung bestand im Wesentlichen in der Kennzeichnung des sogenannten Nervengeistes als Urheber.

Die Allgemeine Zeitung vom 4. April 1853 regte eine wissenschaftliche Behandlung der Frage an, das Cotta'sche Wochenblatt für gebildete Leser antwortete mit einer längeren, späterhin noch weiter fortgesetzten Ausführung aus der Feder Levin Schückings, der die von ihm im Verein mit seiner Gattin Louise geb. Freiin von Gall beobachteten Erscheinungen beim Tischerücken und -Klopfen mittheilte und zur Vervollständigung und Berichtigung dieser Ausführungen aufforderte.

Sie erschien in Nr. 50 desselben Jahrganges. Ihr Verfasser ging von der Thatsache aus, daß, so merkwürdig in mancher Beziehung oft die Antworten seien, sich doch entschieden zeigte, daß e i n e d e r d e n T i s c h b e r ü h r e n d e n P e r s o n e n „d a s j e d e s m a l V o r g e b r a c h t e w e i ß, o d e r e i n m a l g e w u ß t h a t, o d e r d o c h g e w u ß t h a b e n k a n n". Und wie man

im Traum oft Rechenexempel löst, ohne bewußtes Denken und Wollen, wie gar jener alten Erzählung nach die ganze Teufelssonate von Tartini im Traum gehört ward, so geben auch jene von der erwähnten Apperception geschiedenen Functionen des Gehirns den eigenen Fragen in Gestalt des Klopfgeistes Antwort. Schließlich machte Faraday dem Geheimnißvollen dieser Erscheinung vollends ein Ende, indem er nachwies, daß Personen, die ihre Hände auf den Tisch legen, bald beginnen „im Sinne sogenannter ideomotorischer Bewegungen unbewußt einen beträchtlichen Druck auszuüben, der nur in eine bestimmte Richtung gelenkt zu werden braucht, um selbst schwere Tische in Gang zu bringen."

Damit war das, was dem großen Publicum die Erscheinung so anziehend machte, todtgeschlagen, und Zeit und Mode gingen darüber hinweg.

Unsere folgenden Briefe sind mit Ausnahme des ersten aus jener Zeit, wo die Lösung aller dieser Probleme noch unabgeschlossen und unklar war, und sie bieten einen Beitrag zur Culturgeschichte unseres Jahrhunderts.

Ihnen voran liegt eine in Stahl gestochene Zeichnung von Kerners Tochter Marie, den alten Justinus auf einem Schemel darstellend, im langen Gewande, auf den Knotenstock die Hände gestützt. (S. S. 110.) Darunter stehen die launigen Verse:

Dies soll ich sein — ich weiß es nicht —
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.

Der erste Brief ist von seiner eigenen Hand, die folgenden Dictat.

I.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Dr. Levin Schücking

zu Augsburg.

Herzliebster Freund!

Eure liebevollen Worte haben mich recht innig erfreut. Es ist mir lieb, daß Ihr meiner noch denket, besonders in Eurer großen Freude*), die mir fast bange macht, weil ich in meinem Leben, wenn ich recht fröhlich war, gewiß bald einen Jammer zu erwarten hatte. — Gott aber schütze Euch vor allem Leid! Mir fließt es immer reichlich zu, und mein Herz wurde, seit Ihr uns verlassen, so betrübt, ja so verzweiflungsvoll, als irgend eines Menschen Herz. Fraget nicht warum, es ist doch nicht zu helfen**). Wollte Gott, es dürfte so ein banges Menschenherz Alles singen und sagen, es würde ihm leichter!

*) Schücking hatte sich eben mit Luise von Gall verheirathet.

**) Vor nicht langer Zeit war Kerners letzter noch lebender Bruder gestorben.

Dies soll ich sagen — ich weiß es nicht —
[illegible] ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock
Die Körperhaltung u. der Stock.

F. Krüger

Es tönt der Bach so klagend,
Dem Wandersmanne sagend:
In mir auch wohnt ein Leid.
Es rauschen drein die Bäume,
Erzählen ihre Träume
Der grünen Einsamkeit.

Der Vogel singt in Lüften
Sein Leid aus — aus in Düften
Strömt es die Blum' der Flur,
Und oft ertönt's in Nächten,
Als ob uns Lüfte brächten
Wehlaute der Natur.

Und schweigen sollt' alleine,
Auf daß es fröhlich scheine,
Ein banges Menschenherz?
Nicht singen soll's, Nichts sagen,
Stumm dulden, Niemand klagen,
Daß es zerreißt der Schmerz?

Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart ganz*), wo er von einem Freudenfeste zum andern geladen wird und des betrübten Kerners wohl nicht mehr denkt. Ich höre, er geht jetzt nach Berlin.

Freiligrath schrieb mir am Christfeste und sandte mir schöne Erinnerungen von seiner Frau und den Töchtern des Herrn Landraths in St. Goar**).

Mit innigstem Vergnügen lese ich die mit S. bezeichneten Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung***) und kürzlich auch das herrliche O'Connell Gedicht. Die interessante Novelle im Morgenblatt fing ich auch an zu lesen. Würden nur meine Augen nicht immer schlimmer. Mit dem Schreiben geht es noch durch's Gefühl der Finger, aber mit dem Sehen besonders von Buchstaben ist es sehr arg, und bei all dem noch den Arzt machen und so viel Leid im Herzen tragen — o, das ist hart. Ich ende, damit ich nicht weiter klage, und sage nur noch, daß ich Euch innigst liebe, mich Eurer Freundschaft freue und Euch nie vergessen werde.

Gott sei mit Euch! Vergeßt mich nicht!

In Liebe

Weinsberg, den 8. Februar 44. Euer Justinus Kerner.

Vielleicht eine Einlage in den Brief ist ein Blatt mit den folgenden Versen gewesen:

*) Geibel ging nach einem Besuche in Weinsberg nach Stuttgart, wo er von der lebhaften Geselligkeit ganz in Beschlag genommen wurde.

**) Landrath Heuberger.

***) Levin Schücking war Redacteur an der „Augsb. Allg. Ztg.“

Ich hab' ein Herz gefunden,
Ist's Dein, Levin, ist's Dein?
Ich kann es nicht erkunden,
Ich darf es nicht behalten,
Nicht legen in die Falten
Des meinigen hinein.
Da würd's ihm auch zu trübe,
Da fänd es auch kein Glück.
Kam es vom Sitz der Liebe,
Kam es vom Sitz der Musen,
Zu Deinem warmen Busen
Kehr' es nur flugs zurück.

J. Kerner.

II.

Weinsberg, den 22. October 1853.

Verehrtester, geliebtester Freund!

Seit Sie mit Ihrer herrlichen Frau Köln verlassen*), wollte ich Ihnen schon oftmals schreiben; besonders trieb es mein Herz an, Ihnen für die nachsichtige Beurtheilung meines letzten Blüthenstraußes**) zu danken, aber ich konnte nicht erfahren, wohin Sie gezogen, da ich ganz außer aller gelehrten Welt lebe. Jetzt erst, nach dem Erscheinen Ihres Sendschreibens an mich im Morgenblatte***) fiel mir ein, daß man Ihren jetzigen Wohnsitz wohl am besten durch die Redaction dieses Baltte erfahren könnte. Dies geschah, und kann ich an Sie doch ein paar Worte richten, aber verehrtester, theuerster Freund, in welcher Lage bin ich! Ich liege schon gegen drei Wochen am Schleimfieber, und ob ich es überstehen werde, steht Gott anheim; ich schreibe dies Ihnen auch, damit Sie ersehen können, daß ich in diesem Zustand Nichts denken und Ihnen über den merkwürdigen Inhalt Ihres Sendschreibens eigentlich Nichts erwidern kann; ich kann nur Folgendes sagen: Meine Beobachtungen über das Tischklopfen waren zu kurz und so wenige, als daß ich aus ihnen schon eine Theorie bilden konnte; ich sagte auch in jenem Schriftchen, daß es zur Bildung von Theorien wohl zu früh sei. Ich, der ich so sehr an Geister glaube, und namentlich gerade die Existenz solcher, als welcher sich Ihnen jener Klopfgeist kundgiebt, so oft vertheidigte und Hunderte von Erfahrungen von deren Hereinragen in unsere Natur anführte, suchte dennoch, ehe ich diese Erscheinung des Tischklopfens einem Verstorbenen unterlegte, eine natürliche Ursache desselben aufzufinden. Ihre weitläufigeren Beobachtungen sind mit solcher Umsicht und Klarheit angestellt, daß ich nun gern von jener Theorie abstehe, aber jetzt weiter über die Sache nachzudenken, erlaubt mir gegenwärtig mein Krankheits-

*) Levin Schücking war von Köln auf sein Landgut zu Sassenberg bei Münster i. W. gezogen.

**) Der letzte Blüthenstrauß, Stuttgart, Cotta 1853; von Schücking, der zur Zeit noch Redacteur an der „Kölnischen Ztg." war, in dieser beurtheilt.

***) Vgl. Einleitung.

zustand nicht. Nur eine Bitte richte ich auf's Angelegentlichste, Dringendste an Sie und Ihre liebe, herrliche Frau. Schon anderthalb Jahre hat mein gutes Weib das Unglück, daß sich an ihren Füßen, besonders dem einen, ganz bösartige, eigenthümliche Geschwüre, ähnlich den sogenannten Carbunkeln, bilden, wo, wenn das eine nach langer Zeit und Schmerzen wieder geheilt ist, wieder ein anderes entsteht. Sie haben die Form von Cokarden, in deren Mitte sich ein Propf abgestorbenen Zellengewebes bildet, und bis dieses sich herausgeschafft, ist der Schmerz oft wie zum rasend werden. Ich habe in diesem Sommer mit ihr mehrere Bäder, namentlich unser belobtes Wildbad, besucht, wo sie vier Wochen lang in den naturwarmen Quellen badete, aber es scheint auch dieses fruchtlos gewesen zu sein, denn es bilden sich immer neue Geschwüre mit den unaussprechlichsten Schmerzen. Eine Reihe von Aerzten betrachteten schon die Geschwüre, und die Meisten mußten bekennen, daß derlei noch gar nie gesehen; was sie auch dagegen verordneten, fruchtete noch gar nichts, nur kalte Wasserumschläge mildern noch die Qual; auch das Aufstreichen von reinem Opium auf die Geschwüre verursacht zwar augenblicklich starken Schmerz, aber bringt endlich doch Linderung. Das Ausbleiben der Geschwüre und das Ende dieses grenzenlosen Jammers konnte aber noch durch nichts bezweckt werden.

Nun bitte ich Sie und Ihre liebe Frau auf's Allerdringendste, doch Ihren Klopfgeist zu fragen: durch was können die Geschwüre an den Füßen der Doctor Friederike Kerner in Weinsberg geheilt werden?

Ich beschwöre Sie, senden Sie mir die Antwort doch sogleich zu. Ich kann vor Weinen und vor Schwäche meiner Enkelin nicht weiter diktiren. Ich zweifle, ob ich diese Krankheit überstehe und Sie je wiedersehe. Vergessen Sie mich nicht und seien Sie meiner innigsten Liebe und Verehrung versichert

Ihr Dr. Justinus Kerner.

III.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Levin Schücking

Sassenberg bei Münster i. W.

Mein herzliebster, verehrtester Freund!

Meinen herzlichen Dank für die schnelle Antwort auf meine Anfrage. Der ärztliche Rath des Tisches ist sehr vernünftig, ja bewunderungswürdig ausgefallen und wir werden ihn auch verwenden, sobald ein, bis Ihre Antwort kam, angewandtes Mittel, das jetzt sehr gut wirkt, später wieder fehlschlagen sollte. Wir haben auch uns inzwischen überall um frische Feigen umgesehen, wir meinten nämlich, es müßten solche sein, die frisch vom Baume gebrochen würden, oder sollten es auch Feigen sein, wie man sie zu jeder Jahreszeit in den Handlungen zu verkaufen hat? Darüber haben Sie doch noch die Güte, uns durch den Tisch belehren zu lassen.

Hermann Hauff*) schrieb mir, er habe Ihren Aufsatz**) nicht bälder drucken lassen, bevor er selbst Versuche mit einem Tische angestellt. Diese seien äußerst merkwürdig ausgefallen und hätten auch seine Freunde in Verwunderung gesetzt. Sei ich einmal wieder gesund, wolle er sie mir mündlich mittheilen. Was er nun fand und meint, weiß ich nicht, es soll mich wundern, wenn er das Gleiche wie Sie fand, aber freuen, weil er immer ein großer Verfolger meines Geisterglaubens und der Seherin von Prevorst war.

Von Posen schrieb mir kürzlich ein Herr von Grinowski, oder wie er sich nennt und fragte mich zu Rath wegen seiner Frau, die das Tischschreiben vier Tage lang getrieben und dann die Krankheit bekommen habe, die Viele schon dadurch erhalten hätten. (Ich kenne diese Krankheit nicht.) Es habe sich gebessert, aber die Frau habe immer behauptet, die Geister sprechen jetzt in ihrem Kopfe und lassen ihr Tag und Nacht keine Ruhe. Aber jetzt spreche sie keine Silbe mehr, man könne kein Wort aus ihr herausbringen. Ich schrieb ihm, er solle uns vorher zu wissen thun, auf welche Weise seine Frau die Manipulation gemacht, ob in einer Kette oder allein, wie sich die Krankheit bei Anderen, von denen er schreibe, gezeigt und geendigt habe. Ich bin nun begierig, was er schreiben wird.

Sie sollten den Geist im Tische doch auch noch über Mehreres ausfragen, was nach diesem Leben geschieht. Welche Menschen in einen Zustand kommen wie er? Ob er mit dem Wissen der Menschen und der Welt auch in seinem jetzigen Zustand fortschreite, da er selbst von gemischten Apparaten spreche, die zu seiner Zeit noch nicht bekannt waren, sowie auch das Betupfen der Mandeln durch das Aetzkali noch keine sehr lange Erfindung sei.

Eschenmayer***) behauptete oft auch, daß solche Erscheinungen Dämonen, Lügengeister seien, wodurch die Windbeutelei des Ihrigen auch eine Erklärung fände. Setzen Sie doch genau Ihre Betrachtungen weiter fort, und es soll mich herzlich freuen, fernere Nachrichten von Ihren Erfolgen zu erhalten.

Ich liege noch immer sehr elend zu Bette und kann nicht glauben, daß ich mich in meinem hohen Alter†) von diesen harten körperlichen Angriffen je wieder werde erholen können.

Von der schönen schriftstellerischen Thätigkeit Ihrer vortrefflichen Frau hörte ich schon früher lobend sprechen, namentlich von ihren Lustspielen.

O könnten wir uns doch einmal wiedersehen und uns unser Inneres mittheilen, wie es schriftlich nicht geschehen kann.

---

*) Lebte 1800—1862, Redacteur des Morgenblattes.

**) Siehe Einl.

***) E., Karl Adolf von, geb. den 4. Juli 1798 zu Neuenburg i. Würt., kam 1811 als außerordentlicher Professor der Philosophie und Medicin nach Tübingen. Er suchte die erstere mit den Grundlagen der letzteren, den Naturwissenschaften auf seine Art zu verknüpfen und gerieth darüber in eine Art von Mysticismus, die Geistesverwandtschaft mit Kerner erkennen läßt. Er starb 17. November 1852.

†) Kerner war 67 Jahre alt.

Aber dennoch lassen Sie mich in der Ferne nicht ohne Ihre lieben Briefe, deren Erscheinen mir die Nacht meines langen Lebens erheitern kann.

Gott segne Sie, Ihre Gattin und Kinder und schenke Ihnen Gesundheit und immer Frieden. Schreiben Sie mir bald.

In alter Liebe und Verehrung Ihr treuer

Justinus Kerner.

Weinsberg den 9. November 1853.

Ihr Brief hierher war auch vier Tage zu mir unterwegs, sowie der meinige zu Ihnen.

IV.

Weinsberg, den 17. Februar 54.

Verehrtester Freund!

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, aber ich habe nie erfahren können, wo Sie sind, in Darmstadt oder am alten Ort und um es nicht zu lange anstehen zu lassen, schreibe ich Ihnen nun unter der alten Adresse.

Ich habe mit großem Interesse Ihre ferneren Beobachtungen im Morgenblatt gelesen und sie sind der Art, daß sie allerdings Nachdenken und weitere Beobachtungen verdienen. Wären die Antworten bei dem Tischklopfen bei allen Beobachtern so wie bei Ihnen, so könnte man allerdings nicht zweifeln, daß Ihre Erklärung die richtige ist, und ich werde sie auch durchaus noch nicht verwerfen, besonders da sie mit den Erfahrungen der Seherin von Prevorst so sehr übereinstimmt und mit anderen hunderten von Erfahrungen, die ich seit vielen Jahren in den Blättern aus Prevorst, im Magikon u. s. w. veröffentlichte und für deren Wahrheit ich trotz aller Mißkennung und Verspottung des gebildeten Publicums und namentlich auch meines ungläubigen Vetters Hermann Hauff kämpfte. Das waren aber meistens allerdings nur Erscheinungen von der Art wie Sie auch einige und mir völlig glaubwürdige im Morgenblatt erzählten, wovon Sie eine ja auch selbst erlebten. Wenn man aber von Anderen als von Ihnen wieder Erfahrungen von diesem Tischklopfen hören muß, so kommen sie einem eben doch gar zu bunt und trivial vor, als daß man glauben könnte, es seien dieses Kundgebungen von Verstorbenen und namentlich von jenen, für die sie sich ausgeben. Was sagen Sie zu folgender Beobachtung, sie rührt von einer sehr ehrenwerthen, durchaus nicht überspannten Frau her, deren Wahrheitsliebe ich so wenig als die Ihrer lieben Frau bezweifle. Diese Frau kam vor einigen Monaten sehr eilend und bestürzt, von Mannheim aus zu mir gereist und bat mich mit Thränen, ihr doch gegen eine gespenstische Verfolgung, die sie erleide, Hilfe zu verschaffen. Sie erzählte die Sache so:

„Es war ein Mädchen von 13 Jahren, Tochter einer Schwester von Neustadt a. d. Hardt bei mir auf einige Wochen in Mannheim. Diese drehte mit meinen Töchtern öfters einen Tisch bei mir, ohne aber Fragen an ihn zu richten, ich selbst nahm keinen Theil daran, als daß ich nur

zusah. Als ich eines Abends nach Hause kam, sprangen mir meine Kinder entgegen und riefen: „Ach denk nur, denk nur, wer in unserem Tisch ist, wir hörten, daß er einem durch Klopfen antworte, wenn man ihn frage, und da klopfte er: ‚Herzog Ulrich von Württemberg‘. Sie machten nun vor mir mehrere Fragen aus seiner Geschichte u. s. w. und er beantwortete sie alle, wie ein lebender Mensch; z. B. sagte er, er sei nicht so schlimm gewesen, wie man meine, er habe im Leben ein anderes Motto gehabt, als ihm Wilhelm Hauff in seinem Romane Lichtenstein zugeschrieben und er sagte uns dies Motto auf lateinisch. Oft sagte er, er reite jetzt und dann machte er Töne wie den eines galoppirenden Pferdes, oft sagte er auch, er liebe uns und wolle uns die Hände drücken, dann hob er einen Fuß auf und drückte unsere daruntergelegten Hände ganz sanft. Je öfter wir den Tisch gebrauchten, desto thierischer, oder vielmehr desto menschlicher wurde er.

Nun drehte meine Nichte einen Schemel, bei diesem aber kam es nie zum Klopfen, aber er wurde wie rasend und fuhr auf den Ulrich zu, sowie Ulrich auf ihn, wenn man die Hand auf ihn legte und sie gaben einander Stöße, daß man für ihre Füße befürchten mußte. Da wir den Schemel nicht befragen konnten, so fragten wir den Tisch, den Ulrich, wer in dem Schemel sei und er antwortete: ‚Nero‘. Aus einem anderen Tische, den das Mädchen drehte, sprach der Franzose Danton und aus wieder einem anderen Ludwig XIV. und aus dem Ofenschirme, den sie auch drehte, sprach Robespierre. Danton fuhr immer auf Louis XIV. los und stieß ihn mit den Füßen und Ulrich begehrte zuletzt aus dem Zimmer, wo die Tische standen, ganz hinaus, in ein Zimmer, das keinen Tisch hatte. Ob ich gleich, wie gesagt, am Tischdrehen nie Theil nahm, erzählte jene Frau weiter, wurde ich von da an und nun seit drei Wochen jedes Mal, wenn ich Nachts einschlafen wollte, von einem Schlag wie auf den Boden erweckt, worauf mir immer war, als komme Etwas auf mich zu, und dann verfiel ich in Bewegungen und Krämpfe, wie beim sogenannten Alpdrücken, und wegen dieser Anfälle, die mich immer mehr beängstigten, nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen, und bitte Sie, mir, ist es Ihnen möglich, Hilfe zu verschaffen. Wir fragten den Ulrich, woher denn das komme, er antwortete: ‚das thut der Nero, und ich bin es, der Dich jedesmal durch diesen Schlag auf den Boden erweckt, denn käme er im Schlafe zu Dir, so wäre es für Dich nur noch übler.‘ Ich bereitete ihr ein Amulet, das die Seherin von Prevorst mir für ähnliche Fälle einst anrieth, und das ich immer als für sehr probat fand, denn schon in der ersten Nacht, da sie es anhatte, blieben jene Anfälle aus und kamen auch seit Monaten, wie sie schrieb, nicht wieder. Aber ich verbot sehr, daß sie ferner dem Tischrücken auch nur beiwohne. Ich sagte schon, daß jene Tischdreherin eine Tochter ihrer Schwester in Neustadt war; die Mutter dieses Mädchens schrieb neulich einen Brief an ihre Nichte, die Tochter der krankgewesenen Frau in Mannheim. Er lautete so naiv,

daß man glauben sollte, er sei Satire, aber er ist reine Wahrheit und Ernst. Sie schreibt:

„Welches Glück ist uns widerfahren, glaube es, denn es ist gewiß! Ich sagte: unser Lichtschirm ist so schön und zu einem guten Zwecke, wer wird wohl in ihm sein? Da drehte Marie denselben und aus ihm sprach, denke Dir unser Erstaunen, Friedrich von Schiller. Wir leben seitdem mit diesem hohen Geiste im innigsten Vertrauen, er giebt uns die Bücher an, die wir lesen sollen oder nicht. Von seinen Werken verwirft er viele, namentlich die Räuber. Er sagte, er wolle die Erziehung von Marie, meiner jüngsten Tochter übernehmen, wir sollen ihn nur immer fragen, er sei viel frömmer geworden und empfehle uns das Gebetbuch von Prälat Kapff und machte auch unserem kranken Vetter Verordnungen gegen die Kripp. Aus einem Tische sprach der Römer Cassius, aber weil wir ihn nicht verstehen, übersetzte ihn uns Schiller; aus meinem Arbeitskorbe spricht, denke Dir, die Schriftstellerin Pichler, und, worüber Du lachen und es nicht glauben wirst, aber ich versichere Dich, daß es die reine Wahrheit ist, — wir drehten das Nachtgeschirr und aus diesem spricht die — Pompadour" —

So schrieb diese naive, gewiß aber sehr wahrheitsliebende Frau, die ganz selig ist, in solcher interessanten Gesellschaft zu leben, und was sagen nun Sie dazu? Sehen Sie, da kann ich nicht glauben, daß, wenn diese Kundgebungen auch von Verstorbenen oder von Geistern sind, sie diejenigen Personen sind, für die sie sich ausgeben. Es könnten nur Lügengeister, Dämonen oder sonst eine Race anderer Geister sein, aber dieses habe ich auch noch keine Gründe anzunehmen, solange mir noch die somnambulen Erscheinungen, die Wirkungen des lösbaren Nervengeistes des Menschen, das vom Hirn getrennte Leben auf der Herzgrube, die Seelenlehre rc. noch eine Erklärung möglich machen. Aber ich will Ihnen auch Ihre Meinung durchaus nicht bestreiten, denn ich gehe immer gern auf das zurück, daß wir eben so gar wenig noch wissen und uns der Faden, der uns in eine andere Welt zu führen verspricht, wo er am festesten zu sein scheint, so oft plötzlich zerreißt. So besteht auch mein ganzes Wissen und mein ganzer Glaube nur in dem kleinen Verse:

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich ward genommen,
Doch weiß ich fest, daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.

O Theuerster! Ich lebe gegenwärtig in einem unbeschreiblichen Jammer, der mir alles andere Denken und Treiben nicht zuläßt, das ist das fortwährende Kränkeln und Leiden meiner armen Frau, mit der ich so sehr verwachsen bin, daß ihr Tod auch der meine sein muß*).

*) Schon am 16. April 1854 starb sie, Kerner starb am 21. Februar 1862.

Mein ganzes Nervensystem wird dadurch täglich zerrütteter und mein Augenlicht immer schwächer. Wollen Sie mich in meiner Nacht erfreuen, so schreiben Sie mir doch bald wieder.

Von der kürzlich erschienenen neuen Dichtung Ihrer vortrefflichen Frau hörte ich schon viel würdiges Lob. Hätte ich nur noch Augen zum Lesen und meine Frau bessere Lungen, um mir vorlesen zu können. Von Männern bin ich hier gänzlich verlassen.

In Liebe und Verehrung Ihr alter treuer

Justinus Kerner.

Ueberwunden.

Von

J. Hutten.

— Tilsit. —

Grelle Septembersonne überstrahlte die kleine freundliche Villa, in deren Vorgärtchen Reseda duftete, Georginen und Astern blühten, und fand auch ihren Weg in die Zimmer und zu dem blonden Kopf einer ungewöhnlich schönen Frau, die bei ihrer fleißigen Arbeit anfangs ihrer nicht achtete, dann aber einen Theil des Fenstervorhangs herabließ, da das helle Licht sie blendete und störte. Diese gedämpfte Beleuchtung hob die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, so daß es dem Manne, der vom Nebenzimmer aus eintrat, nicht zu verdenken war, wenn er eine Weile unter der Portière zögerte, ehe er weiter vorschritt. Nun hob die Dame ihren Kopf und blickte ihm lächelnd entgegen.

„Ist die Sprechstunde schon zu Ende, Albrecht?“

„Sie muß es sein, da ich eben Botschaft aus Blankenwerder erhalten habe. Der älteste Knabe ist erkrankt, und der Vater schreibt so besorgt, daß ich den Wagen nicht warten lassen will.“

„Blankenwerder,“ wiederholte sie bestürzt. „Das ist eine weite Fahrt. Wann kehrst Du zurück?“

„Vor Abend keinesfalls. Freund Böhlau wird sich anfangs ohne mich behelfen müssen.“

„Könnten wir dem Regierungsrath nicht lieber absagen lassen?“ fragte sie mit einer gewissen Erregung.

„Aber Schatz, seit wann ist das bei uns Mode? Dies ist doch nicht das erste Mal, daß Du einen Gast allein empfängst. Er kommt gewiß nicht früh, und ein bis zwei Stunden später bin ich auch wieder da.“

„Eine lange Zeit, da er mir nicht sympathisch ist.“

„Desto mehr scheinst Du es ihm zu sein.“

„Du sagst das so vergnügt.“

Hinter ihrem Stuhl stehend, legte er seine Hand unter ihr Kinn und hob ihr Gesicht ein wenig in die Höhe. „Soll ich nicht stolz darauf sein, daß meine Martha jetzt nach zehnjähriger Ehe noch so hübsch und jung aussieht, wie damals, als ich um sie warb? Oder wunderst Du Dich, daß ich nicht eifersüchtig bin?“

„Dazu hast Du freilich keinen Grund,“ sagte sie innig.

Da küßte er sie herzhaft und wandte sich zum Gehen. „Lebewohl, Schatz.“

„Holt Dich der Wagen nicht ab?“

„Die Pferde stehen im Russischen Hof, dort werde ich aufsteigen.“ Damit war er zur Thür hinaus.

Sie sprang auf, wollte ihm nachrufen, daß in dem Hotel gerade der Regierungsrath wohne, und daß es wohl doch besser sei, ihm abzusagen, aber dann setzte sie sich wieder hin. Es könnte seine Verwunderung oder seinen Unwillen erregen, und das war die Sache nicht werth. Wieder nahm sie ihre Arbeit zur Hand und nähte eifrig. Sie hatte nicht oft solche ruhige Stunden. Die beiden Kinder waren für ein paar Tage zum Besuch der Tante auf's Land gefahren, da konnte das zierliche Schürzchen zu Evas Geburtstag heut tüchtig gefördert werden. So fleißig nähte sie, als hinge ihr Leben an der Vollendung der Arbeit, aber es lag etwas Mechanisches in diesem Eifer, das einen guten Beobachter wohl hätte zu der Ueberzeugung bringen können, ihre Gedanken seien wo anders. Nur einmal hob sie die Hand, um den Fenstervorhang wieder hinaufzuziehen, da die Sonne jetzt nicht mehr ihren Platz streifte, aber nicht ein einziges Mal sah sie auf, bis das Dienstmädchen hereinkam, um Herrn Regierungsrath Böhlau zu melden.

„Bitte ihn, einzutreten,“ sagte sie gewohnheitsmäßig, doch dann blickte sie nach der Uhr und preßte die Lippen auf einander. Er kam früher, als sie ihn erwartet hatte, die Stunden des Alleinseins würden noch länger sich ausdehnen.

Im nächsten Augenblick stand der Gast vor ihr.

„Sie haben gestattet, gnädige Frau.“

Sie lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, und sagte dabei: „Sie müssen zunächst mit mir allein vorlieb nehmen, da mein Mann über Land gefahren ist.“

„Ihr Herr Gemahl scheint eine große Praxis zu haben. Wo ich in diesen Tagen auch gewesen bin, überall klang mir sein Name entgegen.“

„Da Sie sein Schulgenosse waren, müssen Sie ja wissen, daß ihn Pflichttreue und Pünktlichkeit stets ausgezeichnet haben, und die verlangt das Publicum in erster Linie vom Arzt.“

„Ja, wir wußten schon damals, daß er viel erreichen würde.“

Sie blickte lebhaft von ihrer Arbeit auf, die sie noch nicht fortgelegt

hatte, obgleich es jetzt damit nur langsam vorwärts ging. „Was nennen Sie viel erreichen? Mein Mann ist einfacher Arzt in einer Provinzstadt, während Sie — man sagt, Ihr Posten als Regierungsrath hier sei nur ein Durchgangsstadium — man prophezeit Ihnen eine glänzende Carrière.

„Man könnte damit Recht haben," sagte er mit einigem Selbstgefühl, „aber, gnädige Frau, wie wenig hat man, im Grunde genommen, davon!"

„Es ist doch schon Manchem des Strebens werth erschienen," meinte sie mit einem feinen Lächeln.

„Ich will gewiß nicht behaupten, daß es mir an Ehrgeiz fehle. In meinem Berufe will ich es weit bringen, nicht mein Leben lang auf niedriger Stufe ausharren, aber rechte Befriedigung habe ich nicht zu erwarten. Der Arzt, der Prediger wirken unmittelbar, sehen ihre Erfolge vor sich und ernten Dank dafür, während der Jurist, mag er es noch so weit bringen, immer nur der unpersönliche Theil eines Ganzen sein kann."

„Wählten Sie Ihr Studium nicht selbst?"

„Was weiß solch ein Knabe von achtzehn Jahren, was es mit den verschiedenen Berufen auf sich hat! Mein Vater war Jurist, wünschte, ich solle in seine Fußtapfen treten. Referendar — Assessor — das klang Alles so verlockend, so schneidig; nachher bei Licht besehen, war die Herrlichkeit nicht groß."

„Und selbst der Regierungsrath genügt nicht mehr," spottete sie freundlich.

„Lachen Sie mich nicht aus, gnädige Frau, oder vielmehr, thun Sie es gerade, Ihr Lachen kleidet Sie so hübsch, klingt so jugendlich."

„Herr Regierungsrath."

„Wenn Sie wüßten, wie ich alles Junge, Jugendliche liebe! Giebt es irgend einen Erfolg im Leben, der uns für den Verlust der Jugend entschädigen könnte? Sie, gnädigste Frau, haben gewiß noch keine Betrachtungen darüber angestellt, aber in meinem Alter —"

„Ich bin nicht lange genug jung gewesen," sagte sie sehr ernst, „um Ihnen auf dies Gebiet folgen zu können. Seitdem ich aber die Jugend einmal abgestreift habe, ist mir die Flucht der Jahre nicht mehr recht zum Bewußtsein gekommen. Mein Pflichtenkreis ist so groß, daß ich nicht viel Zeit zum Nachdenken habe. Heut ist's hier still, weil meine Kinder verreist sind, sonst herrscht genug Lärm und Leben um mich."

„Vielleicht, daß in der Ehe dem Menschen das Altern nicht so zum Bewußtsein kommt. Ich lebe allein."

Hatte er erwartet, daß sie so antworten würde, wie es vielleicht die meisten anderen Frauen gethan hätten, so irrte er sich; sie hatte die Lippen fest auf einander gepreßt und sprach kein Wort. Erst als die Pause anfing unheimlich lang zu werden, und er nicht geneigt schien, sie zu unterbrechen, sagte sie unvermittelt: „Welchen Eindruck hat unser Städtchen auf Sie gemacht?"

„Es ist nicht schlechter und besser, als andere dieser Größe. Wenn wir Regierungsbeamte nicht in ganz große Städte kommen, so ist es unser Schicksal stets, auf einen viel zu umfangreichen Collegenkreis angewiesen zu sein. Um so froher war ich, hier einen lieben Schulbekannten als Arzt zu finden und in seiner Gattin —“ Böhlau beugte sich mit geschmeidiger Grazie ein wenig vor und suchte mit zwingendem Blick die Augen der ihm Gegenübersitzenden — „die holdseligste Frau. Ihr Haus, gnädige Frau, bedeutet für mich den Vorzug Althausens vor allen anderen Städten seiner Größe und Art.“

Es ging bei seinen mehr geflüsterten, als gesprochenen Worten ein starkes Aufathmen durch ihre Gestalt, und ihre Arbeit sinken lassend, blickte sie ihm voll in's Gesicht.

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrath, wenn ich diese Sprache zurückweise. Es mag an der kleinstädtischen Luft liegen, die mich dauernd umgiebt, daß mir der Sinn für solche Complimente mangelt. Dem Schulfreunde meines Mannes steht unser Haus stets offen, aber Niemand darf diese Schwelle überschreiten, der ein Alleinsein mit der Frau zu Schmeicheleien benutzt.“

Ein kurzes Schweigen folgte diesen Worten. Sie hatte sich anscheinend in vollkommener Ruhe in ihren Stuhl zurückgelehnt und sah still vor sich nieder, aber gerade ihre Ruhe reizte ihn. War er eine Stunde früher, als beabsichtigt, hergekommen, sobald er im Hotel von Dr. Münzers Fahrt gehört hatte, nur um eine solche Behandlung ertragen zu müssen? Hatte er darum so oft Erfahrungen über seine Unwiderstehlichkeit gemacht, um hier, gerade hier, zurückgewiesen zu werden? Das scheidende Tageslicht war noch hell genug, um ihm die Schönheit ihrer Züge, die vornehme Anmuth ihrer Erscheinung deutlich zu zeigen. Wie er sie anschaute, lag ein heißer Glanz in seinen Augen, und mit eindringlichem Flüstern beugte er sich wieder vor.

„Ist es Recht, gnädige Frau, so hart gegen einen Mann zu sein, der Ihnen doch einmal wenigstens, vor langen Jahren, nahe stand, der um Ihretwillen über die alten Beziehungen geschwiegen hat und unverbrüchlich schweigen wird und zum Dank dafür nur um ein klein wenig Freundlichkeit in den kurzen Augenblicken eines ungestörten Beisammenseins bittet? Warum mußte ich Sie so jung und schön wiederfinden, der ich die süßesten Stunden meines Lebens verdanke, deren Erinnerung nie für mich ihren berauschenden Zauber verloren hat.“

Sie hatte sich jäh aufgerichtet und unterbrach ihn mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand. Dann sagte sie nicht laut, aber mit wunderbar klarer Stimme: „Wenn Sie den Muth haben, an unsere alte Bekanntschaft zu erinnern, so verlange ich wenigstens, daß Sie es ohne Umschreibung und ohne jedes poetische Beiwerk thun. Dann erzählen Sie der Wahrheit gemäß, wie damals vor 18 Jahren auf dem Schützenfeste einer kleinen

Stadt ein junger Jurist, der eben seinen Assessor gemacht hatte und mit dem Nimbus dieser Errungenschaft Alles blendete, wieder und wieder mit einem 16 jährigen Mädchen tanzte und dabei soviel Zärtliches und Romanhaftes sprach, bis dem dummen, kleinen Geschöpf Herz und Kopf in Unruhe geriethen. Wie er ihr dann vorschlug, mit ihm im Walde sich zu ergehen, und wie sie willenlos folgte, weil sie keine Ahnung davon hatte, daß irgend eine Gefahr dabei sein könnte. Wie er dort mit Betheuerungen seiner Liebe und seinen Zärtlichkeiten sie weiter bethörte und ihr nicht Zeit ließ, zur Besinnung zu kommen, bis sie plötzlich zu dem Bewußtsein erwachte, daß ihr etwas Unerhörtes angethan sei. Wie da das Mädchen entfloh und stundenlang im Walde umherirrte, immer mit dem Gefühl, sie dürfe sich vor keinem Menschen mehr blicken lassen, weil Jeder ihr ansehen müsse, wie sie gesündigt habe, und doch auch wieder im Zweifel, ob das, wovon sie nie Etwas gewußt oder gehört hatte, wirklich Sünde sei. — Soll ich weiter erzählen, Herr Regierungsrath?" Wie seltsam der scharfe, kalte, klare Ton, mit dem sie jedes Wort gesprochen, zu ihrer sonstigen, sanften, wohllautenden Stimme in Gegensatz stand! Er hatte keinen Versuch gemacht, sie zu unterbrechen; nun sagte er nur: „Sie sind hart, gnädige Frau."

„Ich habe Mitleid mit dem armen, jungen Ding, dem seine Unschuld zum Verderben wurde."

Ein Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft hätte ablegen können, das aber wohl am meisten verletzter Eigenliebe entspringen mochte, legte ihm die höhnischen Worte auf die Lippen: „Zum Verderben? Ich fand die Frau in den behaglichsten Verhältnissen wieder, verheirathet, geliebt und bewundert."

„Also Sie wollen mehr hören: So tragen auch Sie die Verantwortung, wenn ich Etwas berühre, das auszusprechen ich mich um des Mannes willen, der es beging, schämte. Das Mädchen kam Abends fiebernd und verstört nach Hause. Die Eltern sahen die beim Verirren im Walde erlebte Aufregung als genügende Strafe an und schalten nicht über Etwas, das sie sonst als unvernünftiges, knabenhaftes Gelüste streng getadelt hätten. Von einem anfänglichen Zusammensein mit dem Assessor wußten sie glücklicherweise Nichts. In dieser ersten schlaflosen Nacht ihres Lebens reifte das Kind zum Weibe. In ihrem kindischen Sinn kam dem Mädchen kein Zweifel darüber, daß des Assessors Liebesbetheuerungen Wahrheit seien, und Mitleid regte sich wieder in ihrem Herzen für den Mann, vor dem sie in wilder Empörung geflohen. Er würde am folgenden Tage kommen, um sie zu werben und sich mit ihr zu verloben. Das Kind in ihr glaubte es um seiner Liebe willen, und das Weib verlangte es um der eigenen, aber auch um seiner Ehre willen. Ja, als der Tag verging, ohne daß er erschien, sagte sie sich, sie müsse ihn durch ihre Flucht beleidigt oder entmuthigt haben, und da ihre fieberhafte Aufregung von Stunde zu Stunde stieg, gewann sie, die Furchtsame, Scheue, es über sich, im Dunkel der Abend-

stunde ihn aufzusuchen, um zu erfahren, daß sie sich in ihm nicht getäuscht haben könne. Da sagte er ihr, daß er gar nicht in der Lage sei, jetzt schon eine Frau zu ernähren, daß er erst eine Anstellung brauche, daß er sie aber liebe und —" Hier schwankte doch die klare Stimme ein wenig, als ob der Erzählerin etwas den Athem versetze, und diese Pause benutzte der Gast, um zu murmeln: „Was sollte, was konnte er sonst sagen?" Ohne darauf zu achten, fuhr die Stimme wieder muthiger fort: „und es ihr nie genug danken und vergelten könne, wenn sie trotzdem ihn öfters Abends besuchen wolle."

Eine Weile war es ganz still, dann begann Frau Martha noch einmal, aber heiser, fast tonlos: „Die Eltern des Mädchens haben nie erfahren, was ihr Kind in jenen Stunden erlebt nnd gelitten, darum konnten sie nie begreifen, was es so plötzlich, von einem Tage zum anderen, so ernst, so abhold allen Jugendtändeleien gemacht, einen solchen Wissensdrang in ihm entfacht hatte, und nie auch konnten sie verstehen, warum das Mädchen sich zur Lehrerin ausbildete und nach bestandenem Examen eine Stelle annahm, obgleich sie es im Elternhause so gut hätte haben können. Sie wußten eben nicht, daß ihre Tochter um das Eine rang, ohne das sie nicht leben zu können vermeinte und das ihr abhanden gekommen war, um Selbstachtung. Und das Ziel wurde errungen in heißer, schwerer Arbeit. Als das Mädchen auf Jahre treuester Pflichterfüllung, in denen sie fremden Kindern eine liebevolle, ernste Berathèrin gewesen war, zurückblicken konnte, verlor sie allmählich das Gefühl auf ihr lastender Schmach, und sie fühlte sich nicht mehr verantwortlich für das, was einst ein unreifes Kind gefehlt, mit dem sie Nichts mehr gemein hatte. Sie konnte wieder klar und offen in die Welt sehen, sie konnte das Weib eines ehrenhaften Mannes werden und zagte nicht davor, die Pflichten einer Mutter zu übernehmen."

Es war immer dämmeriger im Zimmer geworden. Die Stimme schien das einzig Lebende darin, denn die Sprechende machte keine Bewegung, und der Mann hielt seinen Kopf gesenkt und rührte sich nicht. Erst als sie schwieg, erwachte wieder etwas Dämonisches in ihm, das Verlangen, diese Frau, die in ihrem stolzen Selbstgefühl ihn so tief verachtete, zu demüthigen: „Was aber hätte das Mädchen gethan, wenn jene Stunde im Walde Folgen gehabt hätte?"

„Wie kann ich wissen, was jenes Kind gethan hätte, an dem ich keinen Theil mehr habe?" Das klang noch ruhig, aber dann wurde ihre Stimme erregter: „Nur das Eine weiß ich, hätte jenes Mädchen in wenigen Tagen sich zu dem entwickeln können, was erst acht Jahre zu Wege brachten, sie hätte ihr Kind geliebt, gehegt und gepflegt, hätte angstvoll jeder Regung entgegengearbeitet, die an seinen Vater erinnerte nnd hätte ihm denselben nicht gegeben, auch wenn der Mann auf seinen Knieen sie gebeten hätte, sein Weib zu werden, und alle Schätze der Welt ihr zu Füßen gelegt hätte, — nicht um dessentwillen, was er in einer Stunde des Rausches verbrochen, sondern wegen des später Geschehenen."

Ihre Worte trafen ihn wie Peitschenschläge und beraubten ihn für einen Augenblick jeder Mäßigung. „Was würde wohl Dr. Münzer dazu sagen, wenn er ein wenig aus dem Vorleben seiner Frau erführe?"

Wie sie sich jetzt langsam erhob, schien sie ihm zu wachsen, so groß und hoheitsvoll stand sie ihm gegenüber. „Wenn ihm der Name genannt würde, so würde er sagen: „Also das ist der Mann, dessen Verbrechen ich kenne, dessen Namen ich aber nie wissen wollte, weil die Achtung vor meiner Frau — ja, die Achtung, würde er sagen — mich verhindern müßte, mich mit ihm auseinanderzusetzen."

„Albrecht kennt Ihre Vergangenheit?"

„Glauben Sie, ich wäre sein Weib geworden, ohne zu beichten? Er warb erst um mich, als er mich lange gekannt und als Erzieherin in einem befreundeten Hause schätzen gelernt hatte. Als er erfuhr, weshalb ich mich anfangs gegen eine Ehe sträubte, da nahm er mich doch liebend und vertrauend an sein Herz; und in jener ersten und einzigen Stunde der Aussprache gelobten wir uns, daß, wenn jemals eine Stimme sich erheben sollte, um das Vergangene in die Oeffentlichkeit zu zerren, ich meinem Manne auch den noch verschwiegenen Namen nennen müßte, damit er ihn der öffentlichen Meinung übergeben und ihr das Urtheil anheimstellen könnte, wen die Schmach jener Geschehnisse thatsächlich träfe."

„Eine solche Stimme wird sich nie erheben, gnädige Frau, hätte es nie gethan."

Da sie diese leisen Worte für eine Form der Abbitte ansah, neigte sie milder ein wenig den Kopf.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau, und entschuldigen Sie mich bei Ihrem Gatten, wenn ich seine Rückkehr nicht abwarte. Ein Unwohlsein —"

Wieder neigte sie wortlos ihren Kopf. Langsam schritt er zur Thür, zögerte einen Augenblick und kehrte noch einmal zurück. „Ich habe heut eine Lection empfangen, gnädige Frau, die ich verdient habe, nicht nur um der Vergangenheit willen, ich habe mich auch heut nicht wie ein Ehrenmann benommen. Sie können nicht wissen, was mir, dem innerlich früh Gealterten, Ihre lebensvolle Erscheinung war — Reiz und Vorwurf zugleich, und wie Ihre klare, gefestigte Natur mich hinriß zur Bewunderung und darum gerade auch zu dem brennenden Verlangen, Sie zu demüthigen. Zur Strafe will ich Ihnen jetzt gestehen, daß ich viel darum gäbe, ich könnte auch einmal auf meine Vergangenheit mit dem Gefühl, nicht mehr für alles Gesündigte verantwortlich zu sein, zurückblicken. Sollte eine solche Stunde auch für mich noch möglich sein, so würde ich Sie Ihnen verdanken, gnädige Frau."

In der nächsten Minute war sie allein.

Zur Psychologie des Kunstgenusses.

Von

H. Brömse.

— Hamburg. —

Lust ist Uebergang des Menschen von geringerer
zu größerer Vollkommenheit.
Spinoza, Ethik. III. Theil, Definitionen der Affecte.

Daß ein echtes Kunstwerk einen Genuß bereitet, der in seiner Eigenart von jeglichem Wohlgefallen anderen Ursprungs verschieden ist, weiß Jeder aus Erfahrung. Wie er — ganz allgemein, principiell genommen — zu Stande kommt, worin sein specifisches Wesen besteht, das ihn von jedem anderen Lustgefühl trennt, darüber gehen die Ansichten auseinander.

Der künstlerische Genuß setzt mehrere Bedingungen, subjective und objective, voraus. Er ist zunächst überhaupt nur möglich, wenn ein aufnahmefähiges Subject vorhanden ist. Die menschliche Seele gleicht einem Saitenspiel. Ist es falsch gestimmt, so vermag kein Meister es harmonisch erklingen zu lassen: wer von Hause aus kein Organ für künstlerisches Gefühl mitbringt, auf den findet jenes Problem keine Anwendung. Freilich dürfte ein absolutes Fehlen dieses Gefühls ausgeschlossen sein, und das, was wir Unempfänglichkeit nennen, mehr auf ungenügender Bildung des ästhetischen Sinnes, als auf dessen gänzlichem Mangel beruhen.

Zu dieser individuellen subjectiven Bedingung kommt noch eine allgemeine. Sonst pflegt das Wohlgefallen irgend eine Beziehung auf unser Begehren zu haben, obwohl dies nicht — wie Schopenhauer annimmt — für alle Fälle zutrifft. *Eine solche Beziehung fällt für den ästhetischen Genuß gänzlich weg**). Der Philosoph

---

*) Vielleicht erscheint Manchem dieser Satz zweifelhaft. Wenn ein schönes Landschaftsbild in uns den Wunsch erregt, diese Schönheit in der Natur selbst zu kosten, oder wenn eine Dichtung den Charakter beeinflußt, so liegt selbstverständlich eine Beziehung auf das Wollen vor. Indeß wird sofort klar, daß es sich hierbei nur um eine individuelle Begleiterscheinung des ästhetischen Genusses handelt, daß hieraus aber kein grundlegender Factor für dessen Wesen gewonnen werden kann. Eine weitere Behandlung dieses Problems, das in die Tiefe der Metaphysik hineinführt, erscheint hier unthunlich.

des Pessimismus findet in dieser Bestimmung sogar den Kern des ganzen Problems, das er in den Worten ausdrückt: „Wie ist Wohlgefallen und Freude an einem Gegenstand möglich, ohne irgend eine Beziehung desselben auf unser Wollen?"*) Nur wenn unser Wille verstummt, kann der Kunstgenuß rein und unverfälscht durch irgend welche Sonderinteressen zu Stande kommen. Dies ist z. B. der Grund, warum Tendenzdichtungen als solche unkünstlerisch sind, da die Tendenz, nicht als Kunstmittel, nicht als Symbol gebraucht, unmittelbar auf unser Wollen wirkt**).

Aber das Einschlummern des Willens ist eben nur Bedingung und noch dazu eine solche negativer Art, kann jedoch nicht als wesentlicher Grund des Wohlgefallens an Kunstwerken aufgefaßt werden. Vor Allem läßt sich die eigenthümliche Beschaffenheit des ästhetischen Genusses daraus nicht ableiten, noch ein Maßstab daraus gewinnen, nach dem wir seine Intensität im einzelnen Falle beurtheilen können. Denn die Aufhebung des Willens ist hier stets geboten, sowohl bei einem stärkeren, wie bei einem schwächeren Wohlbehagen. Auch wenn man annimmt, daß das Glück und die Freude negativer Art seien, und daraus folgerichtig schließt, daß nach Aufhebung des Unrast schaffenden Willens, dieses schlimmen Positivums, ohne Weiteres ein Zustand des Wohlbehagens gegeben werde, so kann man nicht die Entstehung des ästhetischen Wohlgefallens als ebenso selbstverständlich folgern. Dazu gehört etwas positiv Schöpferisches, welcher Art es auch sein mag, und zwar gemäß der Eigenthümlichkeit des Kunstgenusses etwas Schöpferisches von selbstständiger Eigenart***).

Dies Positive kann nur in dem Object liegen, was dem Unbefangenen von vornherein selbstverständlich ist, was aber auch gut scheint durch Analyse nachzuweisen. Schopenhauer erblickt den positiven Factor darin, daß die Welt der Vorstellung, an sich selbst schmerzlos, „ein sehenswerthes Schauspiel, durchweg bedeutsam, auf's Wenigste belustigend†)", enthält. Daß sich der Kunstgenuß auf einen schönen oder bedeutsamen Inhalt gründe, ist eine weitverbreitete Ansicht, die sich zudem auf ein ehrwürdiges Alter und namhafte Autoritäten berufen kann. Sie hängt auf's Engste mit der Meinung zusammen, daß die Aufgabe der Kunst in der Nachahmung bestehe, falls man unter Inhalt den von der Natur gegebenen Stoff††) versteht. Es wird sich indessen zeigen, daß man nur dann das Wesen des Kunstgenusses aus dem Inhalt ableiten darf, wenn man diesen Begriff erweitert oder überschreitet, womit jene Ableitung im Grunde ihren Werth verliert — man müßte denn der Sprache Gewalt anthun und in den Begriff „Inhalt" mehr legen, als in Wirklichkeit in ihm liegt.

Bekanntlich erblickte schon Aristoteles das Wesen der Kunst in der Nachahmung, wie er die Kunstthätigkeit aus dem Nachahmungstriebe herleitete. Sein großer Vorgänger Plato sprach sich in ähnlichem Sinne aus†††). Ohne Frage würde es höchst einseitig sein,

---

*) Parerga und Paralipomena. II. Band, Cap. 19.

**) Daß diese Dichtungsart oft eine verstandesgemäße Art der Behandlung zeigt, fällt zwar mehr in die Augen, doch ist nicht in dieser — die sich auch auf anderen Gebieten der Kunst findet — sondern in der Beziehung auf den Willen ihr eigentliches Wesen begründet.

***) Ich füge dies hinzu, weil die Factoren, die das Wesen des Kunstschönen ausmachen, sich keineswegs mit denen decken, auf denen das Naturschöne beruht. Es handelt sich hier nur um erstere.

†) A. a. O.

††) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß hier und im Folgenden mit dem Begriffe „Stoff" stets der stoffliche Inhalt, nicht das Material gemeint ist.

†††) Der Unterschied zwischen Beiden besteht darin, daß Plato die Nachahmung auf die sinnlichen Erscheinungen, Aristoteles auf das innere Wesen der Dinge bezog. Vgl. Zeller: Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie. 4. Aufl. S. 140 und 190.

wollte man den stofflichen Gehalt, den die Nachahmung liefert, als gänzlich gleichgültig und nebensächlich betrachten. Es ist selbstverständlich, daß er eine Bedingung enthält, ohne den das Kunstwerk nicht besteht. Es fragt sich nur, ob aus ihm ein wesentlicher Factor, der den Kunstgenuß in seiner Eigenart begründet, gewonnen werden kann. Dies erscheint aus mancherlei Erwägungen zweifelhaft.

Es müßte, wollte man den Inhalt als grundlegend für das ästhetische Wohlgefallen ansehen, ein Kunstwerk deshalb als vollkommen gelten, weil es uns jenes „sehenswerthe Schauspiel" getreu reproducirt, weil es eine genaue Nachahmung der Natur ist. Aber doch wird Niemand in künstlerischer Beziehung einen noch so gewissenhaften Zeitungsbericht über eine echte Dichtung, Niemand eine noch so wohlgetroffene Photographie über eine Madonna Murillos stellen. Woher kommt dies? Weil die getreue Wiedergabe der Natur noch keine Kunst schafft, weil der Anblick jenes Schauspiels an sich noch keinen ästhetischen Genuß bedingt. Wer durchschaut besser die Welt der Vorstellung, als der Gelehrte, der ihre Thatsachen sammelt und ihre Gesetze erforscht, mag er nun als Naturforscher das unendliche Gebiet der Erscheinungen meistern, mag er als Historiker dem Schicksal der Menschen und Völker nachspüren! Nicht aber wird es uns einfallen, den Genuß, den ihm die Forschung, uns deren Mittheilung bringt, einen ästhetischen zu nennen. Gewiß ist es möglich, daß ästhetisches Wohlgefallen hinzukommt — wobei allerdings noch nicht einmal gesagt ist, daß es in diesem Falle förderlich ist — aber daß es hier Kern und Zweck ist, kann Niemand ernstlich behaupten.

Die Reproduction der Natur als solche schafft noch keine Kunst, und ein Bestreben, das Nichts weiter bezweckt, ist im Grunde ein wissenschaftliches, was z. B. von manchen Erzeugnissen der modernen naturalistischen Schule gilt. Was solch' Bestreben zu leisten vermag, wird schon durch die Wissenschaft geliefert, und während diese, auch da, wo sie nur beschreibt, nicht erklärt, ihre volle Berechtigung hat, ist es unmöglich, Jenem einen Platz und eine Berechtigung als Kunst zu geben*).

Ja, durch das Leben selbst, durch die Natur wird eine Kunst, deren Wesen in der Nachahmung besteht, überflüssig gemacht. Möglichst getreu nachahmen und reproduciren kann nichts Anderes heißen als: möglichst überzeugend die Illusion hervorrufen, daß das Abbild dem Vorbilde gleicht, im höchsten Grade: daß es selbst das Vorbild ist. In diesem Sinne würde man deshalb jene Trauben des Zeuxis für ein vollkommenes Gemälde halten, weil die Vögel daran pickten, d. h. weil die Nachahmung eine vollkommene war. Aber wenn es nur auf diese Illusion ankommt, die im besten Falle ja Nichts weiter als denselben Eindruck wie die Natur selbst erwecken kann, meistens aber weit hinter dieser zurückbleiben wird, so begreift man nicht, weshalb man sich überhaupt auf diesem Wege einen Genuß verschaffen soll, den man weit einfacher durch die Natur selbst, durch das Vorbild, gewinnen kann. Welches ist die Daseinsberechtigung der Kunst als solcher, wenn sie Nichts als ein Abklatsch des Lebens ist? Wenn ihr Wesen aus dem stofflichen Inhalt abgeleitet wird, so ist sie neben der Natur, die diesen viel unverfälschter darbietet, überflüssig und höchstens eine artige Spielerei.

Oder aber: eine solche Nachahmung hat andere als künstlerische Zwecke und kann wegen ihrer besonderen Ziele ihre volle Berechtigung haben, ohne daß sie darum als Kunst angesprochen werden darf. Der Jäger ahmt den Lockruf des Wildes nicht aus ästhetischem,

---

*) Es ist klar, daß die hier und im Folgenden beigebrachten Argumente, wie sie ihre Beispiele aus den Gebieten der Einzelkünste nehmen müssen, bald diese, bald jene Kunst mit größerer Schärfe als die übrigen treffen. Dadurch dürfte indessen die Beweiskraft nicht abgeschwächt werden, denn was nicht das Wesen der Einzelkünste bilden kann, kann auch nicht als grundlegender Factor in der diese umfassenden Kunst als Gesammtheit gelten.

sondern höchst praktischem Interesse nach. Die Photographie des Freundes dient nicht künstlerischen Zwecken, sondern will uns thatsächlich das Urbild durch's Abbild ersetzen, will eben nur ein Abklatsch des Lebens sein und kennt kein größeres Lob, als daß sie zum Sprechen ähnlich ist, d. h. diese Illusion möglichst vollkommen erreicht. Auch sie verfolgt durchaus persönliche, praktische Zwecke. Anders in der Kunst. Auf sie paßt merkwürdig genau der mathematische Satz: wo es nur auf den Inhalt ankommt, kann man Gleiches für Gleiches setzen, d. h. man könnte dann die Kunst aus dem Leben streichen und durch die Natur ersetzen.

Ich füge diesen — wenn ich so sagen darf: apriorischen Gründen einen aposteriorischen hinzu. Jedes Kunstwerk bietet inhaltlich einen größeren oder kleineren Abschnitt aus einem Weltbilde — wobei der Begriff „Bild" in weitester Ausdehnung genommen ist. Gewiß finden sich manche Werke mit einem an sich durch Größe oder Erhabenheit hervorragenden Inhalt. Aber wie unzählig viele geben uns nur einen so winzigen Abschnitt, daß dieser, losgelöst von der künstlerischen Form, sich keineswegs von dem stofflichen Gehalt des Alltags unterscheidet. Der Stoff vieler ausgezeichneter Gemälde und Novellen, besonders aber fast aller lyrischen Gedichte, ist, der Form entkleidet, Nichts weiter, als was jeder Beliebige unendlich oft empfindet, fühlt und erlebt, kann also unmöglich das sein, was die Kunst grundlegend als solche schafft, was das Wesen des ästhetischen Genusses enthält.

Den richtigen Weg zu unserem Ziel, zur Beantwortung der Frage, worin der ästhetische Genuß bestehe, möge uns ein Wort des tief denkenden Amerikaners Emerson zeigen: „Bei den schönen Künsten ist nicht Nachahmung, sondern Neuschaffung der Endzweck." (Essay über die Kunst.) Es ist klar, daß wir das specifische Wesen des Kunstgenusses am sichersten aus dem der Kunst ableiten können. Das ihr mit der Natur Gemeinsame ist der Inhalt, das Verschiedene ist die Verbindung, die dieser mit anderen Elementen eingeht. Die „Neuschaffung" ist die Gesammtheit der künstlerischen Composition und an ihr im Besonderen die Art, durch die der Künstler das aus der Natur Geschöpfte zum Ausdruck bringt und dadurch als Neuschöpfung entstehen läßt. Diese Art sei als Form bezeichnet, und somit gewinnen wir den Satz, daß das specifische — von der Natur verschiedene — Wesen der Kunst in der Form besteht. Es leuchtet sofort ein, daß dieser Ausdruck hier in einem weit umfassenderen Sinne als „äußerliche Form" gebraucht ist. Vor Allem ist dem Mißverständnisse vorzubeugen, daß man darunter die technische Feinheit, glatte Harmonie oder — in der Dichtkunst — gar nur die gefällige sprachliche Ausdrucksweise darunter versteht. Es ist vielmehr die gesammte Neuprägung des stofflichen Inhalts — einschließlich der rein äußerlichen Bestimmungen. Wesentlicher ist die innere Neuschöpfung. Mag das Metall gut oder schlecht sein, auf seinen materiellen Werth kommt es in der Kunst wenig an, wenn es nur mit dem Stempel des Geistes gemünzt ist. Sicherlich muß der stoffliche Inhalt gewissen Bedingungen unterliegen, damit er brauchbar ist. Und doch möchte man sagen, daß es wenig in dem von der Natur gebotenen Stoff giebt, was völlig auszuscheiden sei. Der echte Künstler gleicht dem König Midas: was er berührt, wird vollwerthiges Gold. Fast jeder Stoff hat etwas Bedeutungsvolles an sich, irgend einen Factor, der als Ausgangspunkt, als Motiv für die Kunst dienen kann.

Es scheint gut, das, was eben als innere Neuschöpfung bezeichnet wurde, noch näher hervorzuheben. Wie es als Form für den Inhalt bezeichnet werden kann, so auch als die Seele, die der Künstler in den Stoff haucht. Nur wo dies seelische Element, das ureigenste Werk des Schaffenden, nicht fehlt, ist die Möglichkeit für einen tieferen Eindruck gegeben. Mag die Technik noch so fein, die Natur noch so getreu copirt sein: das Alles kann nur unsere Vorstellungs- und Verstandesthätigkeit anregen und uns doch seelisch unberührt lassen. Auch der Inhalt kann allerdings schon für sich Freude bereiten, diese ist indessen nur stoffliches Interesse und weit davon entfernt, Kunstgenuß zu sein. Auf

dem Inhalt beruht — wenn man diese Bestimmung nicht zu strenge nimmt — die Wahrheit, auf der Form die Schönheit eines Werkes. Letztere aber allein kann Wesensgrund des ästhetischen Genusses sein.

Es kommt nicht soviel darauf an, wie man wohl behaupten hört, daß man hinter dem Kunstwerk eine starke Persönlichkeit sieht. Persönlichkeit heißt nichts Anderes als Charakter, und der Charakter ist das Ergebniß eines zur Entwickelung gereiften Willens. Daß aber der Wille Nichts mit der Kunst zu thun hat, ist bereits erörtert. Es ist vielmehr besser, wenn der Künstler als Persönlichkeit ganz hinter dem Werk verschwindet. Im Grunde gilt dies auch für die am meisten subjective Kunst, die Lyrik, denn es handelt sich in ihr nicht um die Person des Darstellenden, sondern des Dargestellten — eine Unterscheidung, die, so parador sie klingen mag, mir doch von Wichtigkeit erscheint, die ich in diesem Zusammenhange aber nur andeuten kann.

Daß die Form ohne Inhalt Nichts ist und keinen ästhetischen Genuß bereiten kann, sondern nur durch Neuschaffung dieses Inhalts, ist fast überflüssig zu bemerken. Ebenso wichtig ist aber ihre Bedeutung für das Kunstwerk als dessen causa essendi oder Wesensgrund*).

Nunmehr läßt sich bestimmen, welches etwa die Lösung des zuerst aufgestellten Problems ist. Subjective Bedingung des ästhetischen Genusses ist die Fähigkeit des Nachempfindens und das Einschlummern des Willens. Alle geistige Thätigkeit stellt sich beim ästhetischen Genuß dar als Empfindung**), verbunden mit dem sie begleitenden Lustgefühl einerseits und den aus den Empfindungen folgenden Vorstellungen andererseits. Wodurch wird das Lustgefühl erregt? Durch das Mittel des auf dem Wege der Empfindung uns zum Bewußtsein gebrachten künstlerischen Objects. Dies Object zeigt ein Doppeltes, den stofflichen Inhalt und die Composition oder Form, die jenen als neue Schöpfung zum Ausdruck bringt. Nun ist es offenbar, daß das beim ästhetischen Genuß geweckte Lustgefühl nicht auf jenen allein bezogen werden kann, daß es vielmehr auf das Wesentliche des Objects, die Form — in dem angegebenen Sinne — in erster Linie bezogen werden muß. Mithin enthält es — gleich dem Kunstwerk — etwas Doppeltes: das stoffliche Interesse und eine tiefere seelische Erregung, die eben nichts Anderes als das künstlerische Wohlgefallen ist, das wir suchten. Daß es nicht aus dem Inhalt entstanden sein kann, zeigt sich schon daran, daß es sich uns als verschieden von den Lustgefühlen darstellt, die jede angenehme Gesichts- und Gehörsempfindung u. s. w. begleiten. Sein Grund kann nur in etwas Seelischem liegen. Nur der Geist kann auf den Geist wirken. Nur wenn wir die Beseelung des Stoffes, d. h. die Vollkommenheit der Kunstform spüren, gewinnen wir den Genuß, der sich über die Freude an schönen Worten, Farben und Tönen erhebt. Etwas Schlummerndes wird in uns geweckt, dadurch wir über uns selbst, über uns als Alltagsmenschen emporgehoben werden. Wir erfahren, daß wir außer unserem werktäglichen Leben eines höheren Daseinsgenusses fähig sind, den wir weder durch die Vorstellungskraft oder den Verstand erkennen, noch irgendwie mit unserem Willen in Verbindung setzen können, der uns vielmehr nur durch das Gefühl, durch ein tiefes, unter der Oberfläche des gewöhnlichen geistigen Lebens liegendes Gefühl vermittelt wird.

Werden wir aber nach der Gefühlsseite hin gehoben, so ist damit unmittelbar eine innere Erhebung unserer ganzen Persönlichkeit gegeben. Daß eine solche, d. h. ein Ueber-

---

*) Ich finde in Heines „Gedanken und Einfällen“ (III. Kunst und Litteratur) den Satz: „In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff Nichts.“

**) Empfindung im Sinne der neueren Psychologie gebraucht als Bezeichnung für ein Element eines objectiven Erfahrungsinhalts. Vgl. Wundt: Grundriß der Psychologie. 2. Aufl. S. 34.

gang von geringerer zu größerer Vollkommenheit, mit Wohlgefallen verbunden ist, ist selbstverständlich und nicht weiter beweisbar, wie ja Spinoza gerade durch solchen Uebergang den Begriff der Lust definirt. Aehnlich erfolgt bei unseren Handlungen eine Erhöhung des Seelenlebens nach der Seite des Willens, bei der wissenschaftlichen Thätigkeit nach der des Verstandes. Der Grund und das Wesen des ästhetischen Genusses beruht in dem Hinauswachsen der Persönlichkeit über den Causalnexus der Erscheinungswelt, dem Abstreifen des Alltäglichen und dem Aufsteigen zu einer vollkommneren Daseinsform.

Vielleicht mag dies Ergebniß dürftig erscheinen, weil es schließlich zu etwas fast Selbstverständlichem führt, was auch der unbefangen Genießende empfindet. Aber es scheint mir gerade darin eine gewisse Bestätigung dieser Analyse zu liegen, daß sie mit dem in der Erfahrung synthetisch Gegebenen übereinstimmt*).

*) Vgl. zu diesem Aufsatz Oskar A. H. Schmitz: „Ueber Dichtung.“ Pan. 1897. 1. und 2. Heft. S. 31.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Problematische Naturen. Von Friedrich Spielhagen. Illustrirt von Richard Gutschmidt. Jubiläums-Ausgabe, Leipzig. Verlag von L. Staackmann.

Nur wenige Monde trennen uns noch von dem Tage, da einer der gefeiertsten Schriftsteller, der seit fast 30 Jahren seinen Ruf als einer der ersten Vertreter des „modernen Epos" bewahrt hat, Friedrich Spielhagen, seinen 70. Geburtstag feiert. Als einen Jubeljüngling feierte den 60jährigen Poeten Oskar Blumenthal; und auch jetzt — nachdem ein neues Decennium vergangen — wird man diese Bezeichnung noch auf ihn anwenden dürfen. Friedrich Spielhagen ist jung geblieben und zugleich der Alte geblieben, mögen ihm dies die Einen zum Lobe, die Anderen zum Tadel nachsagen. Er ist jung geblieben in der Leidenschaftlichkeit, der Wärme, mit der er fort und fort an die Probleme der Zeit herantritt, sie in seinem Sinne beleuchtend, und er ist, indem er — frei von dem Quietismus des Greisenthums und seiner Neigung zum Rückwärtsflüchten in die Vergangenheit, zu beschaulicher Betrachtung — sich von den Strömungen des Tages tragen läßt und zu den Fragen der Gegenwart, sei es zustimmend oder ablehnend, Stellung zu nehmen sucht, in gewissem Sinne stets modern gewesen, was auch die neue Generation dagegen — und in mancher Hinsicht mit Recht — einzuwenden hat. Und Spielhagen ist im

Aus: Friedrich Spielhagen, Problematische Naturen. Jubiläums-Ausgabe. Leipzig. L. Staackmann.

Aus: Friedrich Spielhagen, Problematische Naturen. Jubiläums-Ausgabe. Leipzig, L. Staackmann.

Aus: Friedrich Spielhagen, Problematische Naturen. Jubiläums-Ausgabe. Leipzig, L. Staackmann.

Wesentlichen der Alte geblieben, in den Idealen, die er verfochten, in seinem heißblütigen Subjectivismus, dessen leidenschaftliche Wärme uns ebenso oft fortreißt, wie er andererseits oft zu einer die künstlerische Wirkung gefährdenden Einseitigkeit wird. Friedrich Spielhagen ist mit seinen glänzenden Vorzügen und seinen Schwächen, die heutzutage klarer erkennbar sind, und auf die von gewisser Seite heute mit Vorliebe hingewiesen wird — abgesehen von der größeren Reife — derselbe, der er war, da er seine „Problematischen Naturen“ schrieb. Von der wunderbaren Wirkung, die dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen übte, erfahren wir staunend aus dem Munde derer, die es erlebt, und von den Litterarhistorikern. Wenn wir uns unter diesem Eindrucke an die Lectüre dieses „Hauslehrerromans“ machen, werden wir, so sehr wir uns auch im Banne des Dichters fühlen, eine geringe Enttäuschung nicht verhehlen können. Die Wirkung auf uns steht mit der berichteten nicht im Einklang. Wir müssen eben von diesem Eindrucke abstrahiren — die Schuld liegt hier weniger am Dichter, als — ob es auch etwas paradox klinge — am Leser. Denn wir sind Kinder einer anderen Zeit, als jene war, in der das Werk entstand und von der es voll war. Der Stimmung, der Sehnsucht jener Tage, da unter dem Drucke der Reaction, unter der Unbefriedigung der politischen Verhältnisse neue Kräfte, neue Ideale sich emporzuringen, eine neue freiere Aera herbei-

Aus: Friedrich Spielhagen, Problematische Naturen. Jubiläums-Ausgabe. Leipzig, L. Staackmann

zuführen suchten, gab Spielhagens Schöpfung unübertroffenen Ausdruck. Hier ward ausgesprochen, „was Jedermann empfunden und Niemand noch gesagt“. Man müßte in diese Zeit sich zurückversetzen können, um die Wirkung auf die damalige Generation zu begreifen und dem Werke voll gerecht werden zu können. Welchem Leser wird das glücken? Aber wer wird nicht mit Interesse das Spiegelbild einer versunkenen Epoche, die ein scharfäugiger Beobachter und gestaltungskräftiger Bildner festgehalten und der Nachwelt überliefert hat, betrachten, und wer wird nicht mit Antheilnahme eines gefeierten Schriftstellers Erstlingswerk — denn trotz der vorangegangenen Schöpfungen kann man wohl im Sinne des Dichters dieses Werk, das den Ausgangspunkt seiner litterarischen Ruhmeslaufbahn bildete, als solches ansehen — zur Hand nehmen; und wie Viele wird es nicht geben, die auch ohne das sich an der lebenswahren Gestaltung moderner Menschen, an der Ideenfülle und der glänzenden Prosa des Romans — trotz aller von der Kritik mit mehr oder minder Berechtigung hervorgehobenen Schwächen desselben — erfreuen werden. So begrüßen wir diese schöne, mit hübschem Bilderschmuck versehene Jubiläums-Ausgabe der „Problematischen Naturen“, von denen der erste Band vorliegt, der zweite Band im November erscheinen wird, freudig und wünschen dem Buche — was freilich wohl ein überflüssiger Wunsch ist — weiteste Verbreitung. -l-.

Bibliographische Notizen.

Die Gletscher der Alpen. Von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe, mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Von dem Verfasser vorliegenden Buches, dem bekannten englischen Naturforscher, ist bereits ein Werk: „In den Alpen" erschienen. Auch hat der Verfasser in dem vor etwa 2 Jahren erschienenen Buche „Fragmente" das Leben in den Alpen geschildert und allerlei Aufzeichnungen aus den Alpen geliefert. In dem vorliegenden Werke, das bis jetzt in deutscher Uebersetzung noch nicht erschienen war, schildert nun der Verfasser seine Gletschertouren in den Alpen und verbindet damit die Entwickelung der verschiedenen Gletschertheorien, sowie die Resultate seiner bezüglichen wissenschaftlichen Forschung. Das Buch gliedert sich hiernach in 2 Haupt-Abschnitte. In dem ersten schildert der Verfasser seine Alpentouren sowie das Leben eines Alpenforschers, und im zweiten ordnet er die beobachteten Erscheinungen und sucht sie auf ihre physikalischen Ursachen zurückzuführen. Die erste Abtheilung enthält im Allgemeinen: Die Reisen Tyndalls in den fünfziger Jahren in das Berner Oberland, nach Tirol, an den Genfer See und das Mer de glace, zwei Besteigungen des Mont Blanc, des Finsterahorn und zwei Besteigungen des Monte Rosa, sowie eine Winter-Expedition auf das Mer de glace. Die zweite Abtheilung bildet den eigentlichen wissenschaftlichen Theil. Der Verfasser bespricht in derselben in einzelnen Capiteln Licht und Wärme, ihre Eigenschaften, den Ursprung und die Bewegung der Gletscher, sowie die bezüglichen verschiedenen Gletscher-Theorien. Ueberall, sowohl aus der bloßen Schilderung wie in den wissenschaftlichen Erörterungen leuchtet der geistvolle Verfasser heraus, der es versteht, dem Schwung seiner Phantasie auch die nöthigen Worte zu geben. In der Verbindung der Schilderung der Reiseeindrücke mit der wissenschaftlichen Beobachtung und in der Fülle der Anregung für letztere liegt ein Hauptwerth des Buches. Dasselbe ist gut ausgestattet, mit Abbildungen versehen und wird nicht nur den zahlreichen Alpenfreunden, sondern auch denjenigen, die Freude an der Natur haben, reichlichen Genuß bereiten.

K.

Kiautschau und die Ostasiatische Frage. Von R. Schumacher. Berlin, Fußinger.

War schon durch den chinesisch-japanesischen Krieg das Interesse für den Osten Asiens wachgerufen, so mußte dasselbe in erhöhtem Maße wachsen, als Deutschland überraschend und in energischer Weise in China festen Fuß faßte. Allerdings war deutscherseits schon lange nach einer günstigen Kohlenstation in Ostasien Umschau gehalten worden. Kiautschau, die neue deutsche Besitzung, ist in den Tagesblättern zum Schlagwort geworden. Es kann daher sehr erwünscht erscheinen, wenn von einem gründlichen Kenner der dortigen Verhältnisse die ostasiatische Frage näher erörtert wird. Ein solcher Kenner ist der Verfasser des vorliegenden Buches, der die japanische Formosa-Expedition mitgemacht hat. Der Verfasser giebt zunächst einen Ueberblick über die Stadt Kiautschau, über die Bevölkerung, die Producte des Landes, die Verkehrswege und über das Klima. In weiteren Capiteln werden behandelt: Von Schanghai nach Nanking und das erste Heim der deutschen Instructeure, von Nanking nach Formosa und der Feldzug daselbst. Am Schluß widmet der Verfasser den chinesischen, im Besonderen aber den japanesischen Verhältnissen eine nähere Besprechung. Dieses letzte Capitel ist sehr interessant und giebt mit gesundem Urtheil über die Japaner klaren Aufschluß, infolge dessen der Nimbus, von dem für Manchen die japanische Armee umgeben war, einigermaßen erblassen dürfte. Das Buch ist recht lesenswerth.

K.

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaction der „Historischen Zeitschrift". III. Band: Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel. Mit einer biographischen Einleitung von Varrentrapp. München und Leipzig, R. Oldenburg.

Wer Heinrich von Sybel liebte und verehrte, und deren Zahl dürfte in Deutschland sehr groß sein, der wird mit Freuden, wozu sich freilich die Wehmuth gesellt, den gebotenen Band aufschlagen. Ist er doch gewissermaßen ein letztes Andenken, das uns der Verstorbene hinterlassen hat, ein Andenken, durch das besonders die Vorzüge des edlen Menschen und Freundes, weniger

die des großen Historikers eine neue Beleuchtung erfahren. So sind es vielfach Gedächtnißreden und Nachrufe, die er, der Berufensten einer, einem Ranke, Waitz, Giesebrecht u. A. gezollt hat. Einige historische Kleinigkeiten laufen mit unter; leider aber hat sich unter Sybels Papieren keine Fortsetzung von der „Begründung des Deutschen Reiches“ gefunden, dessen Vollendung zum Leidwesen der ganzen gebildeten Welt so jäh unterbrochen wurde. Als besonders lesenswerth muß auch die von Varrentrapp mit warmer Hingebung und eindringendem Verständniß geschriebene Biographie Sybels bezeichnet werden, die den Band einleitet. wd.

König Saul. Drama in 4 Aufzügen von Adalbert v. Hanstein.

Das Drama wurde bei seiner ersten Aufführung im Theater des Westens in Berlin gut aufgenommen und bekundete damit seine theatralische Wirkung. A. v. Hanstein hat sich einen biblischen Stoff gewählt und in ihm eine der großen, das Menschengeschlecht bewegenden Fragen — die Glaubensfrage — behandelt. Samuel ist der Vertreter des alten starren Glaubens, der nur einen Herrn und König Jehova kennt, Saul, der Abtrünnige, nach weltlicher Macht, nach Ruhm und Ehre Dürstende, welcher als Charakter dem Kampfe mit Jenem nicht gewachsen, schließlich dem Cäsarenwahn verfällt. Inwieweit Samuel die Priesterschaft im Gefolge hat, wird aus dem Verlaufe der Handlung nicht ersichtlich, im Gegentheil wird gerade das bürgerliche Element, und mit Recht, als zu ihm schwörend, ja ihn rufend, hingestellt, denn im jüdischen Volke lebte zu jener Zeit doch noch der alte Gottesglaube, der sich dem Wahnwitz Sauls gegenüber offenbaren mußte. Der sonst warmherzige, vertrauende Saul freilich hielt Alles, was sich ihm entgegenstellte, für Priesterwerk, weil in seinem weltlichen Streben der Sinn für selbstloses Aufgehen in ein Glaubensideal keinen Boden fand. Daß das wankelmüthige Volk, von Saul gegen das Priesterthum aufgestachelt, auch in Samuel bald nur den Priester sieht und sich gegen ihn wendet, ist wohl erklärlich. — Von den Nebenfiguren ist David im Allgemeinen nach der biblischen Ueberlieferung gezeichnet, ebenso die Kinder Sauls, während Abner, was bei einem alten Feldherrn kaum wahrscheinlich, für die Gunst der Amalekiterin Rispa Vaterland und König verräth. — Vorzüge des Dramas sind reiche, fließende Handlung und reizvolle Sprache; das Ganze ist eine Schöpfung von befriedigender, wenn auch nicht zündender Wirkung. vt.

„Ich suche Dich!“ Biographische Erzählung von Nahida Ruth Lazarus (Nahida Remy). Berlin, Siegfried Cronbach.

Die Gattin des bekannten feinsinnigen Psychologen Moritz Lazarus, Frau Nahida Ruth Remy-Lazarus, deren Buch „Das jüdische Weib“ seiner Zeit in den weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat, erzählt uns unter obigem Titel ihre Lebensschicksale. Schon als Nahida Remy vor einigen Jahren als unermüdliche Vertheidigerin des Judenthums auftrat, beschäftigte man sich viel mit ihrem wechselvollen Lebensgange. Sie ist in der That eine eigenartige Erscheinung unserer Zeit, und schon darum verdient das vorliegende Buch Beachtung. Im Allgemeinen stehen wir biographischen Erzählungen skeptisch gegenüber, da sich die Verfasser nur zu leicht zu phantasievollen Abschweifungen und damit oft genug zu einer Art Selbstverherrlichung hinreißen lassen. Von Beiden hat sich Nahida Remy ferngehalten. Unzweifelhaft erregt das Buch — ganz besonders vom psychologischen Standpunkte — das Interesse der Leser; nur ist der Stil zuweilen etwas schwülstig. Der Titel des Buches findet seine Erklärung in dem Kämpfen und Ringen nach Erkenntniß des wahren Glaubens, den die Verfasserin, einer streng gläubigen christlichen Familie entstammend, im Judenthum zu finden meinte. E. N.

Draußen im Leben. Von Alfred Guth. Berlin, Hugo Storm.

Die vorliegenden Skizzen sind nicht für weitere Kreise geeignet, die meisten werden nur dem aufmerksamen Leser verständlich sein. Auch fehlt es den Arbeiten an Wärme, überdies stimmen sie in jenen pessimistischen Ton mit ein, der den Schöpfungen einer Reihe jüngerer Schriftsteller eigen ist. — Der Verfasser hat vornehmlich nach der Natur gezeichnet, selbstverständlich in der Art des Künstlers, dem sein Empfinden den Griffel führt; manchmal ist er ganz subjectiv geblieben. Immer zeigt sich das Streben nach der kürzesten und treffendsten Form der Darstellung, und es ist ihm hierbei vor Allem um Wahrheit des Ausdrucks, nicht aber um Schönheit oder graziöse Zierlichkeit zu thun gewesen. Daß Alfred

Guth plastisch anschaulich zu malen weiß, ist wohl erkennbar, ebenso sein Bemühen, den gewählten Stoff seelisch zu vertiefen. Die Straffheit in der Zeichnung, welche gegen ein wohlgefälliges Sichgehenlassen im Gestalten wesentlich absticht, führt nicht selten zu weit und artet in jene springende Manier aus, welche mit einem Worte einen fernliegenden Gedanken errathen haben will. Auf solche Weise wird nicht nur das Verständniß beeinträchtigt, sondern auch das Mitdenken verwirrt und der Gesammteindruck herabgedrückt. Leider macht sich zuweilen eine gewisse Monotonie im Ausdruck bemerkbar, die den ästhetischen Genuß beeinträchtigt. — Als eigenartige Versuche, mannigfaltige Verhältnisse der Menschenseele in Bezug auf Natur und Cultur zu veranschaulichen, sind die gutgewählten Miniaturbilder der Beachtung werth. vt.

Der Rekrut. Militärische Briefe zur Erbauung für Rekrut und Instructor von Hans Webel. Nagy-Kanizsa. — Philipp Fischels Commiss.-Verlag.

Der Verfasser, Lieutenant in einem österreichischen Infanterie-Regiment, schildert in humoristischen Versen die Ausbildung des Rekruten der Infanterie vom Eintritt bis zur Schlußbesichtigung. Sowohl der Fachmann als auch der Nichtmilitär werden das harmlose im Allgemeinen nett ausgestattete, mit vielen kleinen einfachen Skizzen versehene Büchlein mit Vergnügen lesen. K.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 14, 15. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beecher-Stowe, Harriet, Onkel Toms Hütte. Illustr. Lfg. 11—20. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bock, Alfred. Wo die Strassen enger werden. Geschichten. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Bourget, Paul, Jenseits des Oceans. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt & Otto Dammann. 2 Thle. Oppeln, Georg Maske.

Ciaccio, Giuseppe, Scene nuove ossia fra i monti Calabri. Poemetto lirico. Nicastro, Stab. Tip. V. Nicotera.

Dahns, Felix, sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band XX. Sühne. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Felix, Emmo, Ein Liebesdrama. Sociales Zeitbild in drei Acten. Leipzig, Robert Friese. Sep.-Cto.

Jahnke, Hermann, Fürst Bismarck, sein Leben und seine Zeit. Vaterländisches Ehren- und Heldenbuch des 19. Jahrhunderts. Lfg. 1 u. 2. Berlin, Paul Kittel, Historischer Verlag.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 12. u. 13. Berl., Photogr. Gesellsch.

Junge, Friedrich, Prof. Dr., Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke erzählt. Mit Bildnissen und Facsimile. 4. Aufl. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Keller, C., Prof. Dr., Die Ostafrikanischen Inseln. Berlin, Schall & Grund.

Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 167. Berlin, Dr. R. Wrede.

Kunstgeschichte, Allgemeine. Herausgegeben von H. Knackfuss und Max Georg Zimmermann. Mit über 1000 Abbildungen. VI. Abthlg. II. Band: Gotik und Renaissance von H. Knackfuss. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

Lacroix, Paul, Directorium, Consulat und Kaiserreich. 1795—1815. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Anhang: „Napoleon in der Karikatur.“ Lfg. 7—12. Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. Herausg. von Lothar Schmidt. I. Jahrg. Band 4 und 5. Oppeln, Georg Maske.

Mephisto, Ein Märchen-Modell. Bilder aus dem modernen Künstlerleben. Zürich, Cäsar Schmidt.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Liefrg. 7. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhlg.

Rehburg, Max, Das Weib im Existenzkampfe. Leipzig, Friedrich Pfau.

Reuter, Hugo, Börsenfürsten. Roman aus den hohen Finanzkreisen der Gegenwart. Zürich, Cäsar Schmidt.

Rigutini, Giuseppe u. Oskar Bulle. Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lfg. 14. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Seeck, Otto, Die Entwickelung der antiken Geschichtsschreibung und andere populäre Schriften. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Süren, A., Bei Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Urzeit. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schmidt-Agricola, M., Litterarische Charakterbilder. Wiesbaden, Lützenkirchen und Bröcking.

Tappenbeck, Wilhelm, Die Religion der Schönheit. Ihr Fundament. Leipzig, Hermann Haacke.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausg. v. Baronin Bertha von Suttner. VII. Jahrg. 1898. Nr. 7 u. 8. Wien, E. Piersons Verlag.

Willgeroth, Gustav, Gedichte. Wismar, Willgeroth & Menzel.

Wrede, Richard, Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Dr. R. Wrede.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 87. — Heft 260.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1898.

22. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

November 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Georg Engel.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Georg Engel

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVII. Band. — November 1898. — Heft [illegible]

(Mit einem Portrait in Radirung: Georg Engel.)

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVII. Band. — November 1898. — Heft 260.

(Mit einem Portrait in Radirung: Georg Engel.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Miß Anna-Belle.

Roman
von
Alfred von Hellmann.
— Dresden. —

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Als Wartenfels am anderen Morgen zur vorgeschriebenen Zeit an Bord der „Louisiana" kam, hatte er nicht den Eindruck, als ob das Schiff in einer halben Stunde segelfertig sein könne.

Wagen auf Wagen brachten noch in schier endloser Reihe die mannigfachsten Stückgüter heran, Matrosen und Arbeiter verstauten die Ladung, und überall herrschte die emsigste Thätigkeit. Verschiedene Equipagen, denen Passagiere und deren Begleitung entstiegen, rollten herbei, und jene bekannten Scenen, welche die meisten Menschen bei längerer Trennung für unerläßlich halten, begannen sich abzuspielen.

Aus einem ankommenden Cab winkte der Maler Branch lebhafte Handgrüße, und bald beobachteten die beiden jungen Leute gemeinschaftlich vom Deck aus das Leben und Treiben zu ihren Füßen.

Inzwischen war wie mit einem Schlage das Verladen beendigt worden. Laut und eindringlich erscholl die rücksichtslose Dampfpfeife zum ersten Male, wie gewöhnlich nicht geringe Bestürzung unter den Damen erregend.

Nach einer kleinen Weile wiederholte sich dasselbe Manöver, begleitet von den durchdringenden Tönen des Gong, welcher die Nicht-Passagiere aufforderte, von Bord zu gehen.

Der Kapitän Mr. E. V. Gager erschien auf der Commandobrücke, salutirte den Passagieren und spähte mit vorgehaltener Hand unter dem breiten Mützenschirm nach der Stadt hinüber.

In diesem Moment raste der Andrew'sche Wagen über die Landungsbrücke und hielt mit kurzem Ruck längs des Schiffes.

Mr. Andrew stieg aus, kam an Bord und ging sofort auf den Kapitän zu, dem er ein starkes Packet Papiere übergab. Sodann winkte er Wartenfels herzu und stellte ihn dem Führer der Louisiana vor.

Kapitän Gager zog die Uhr, Mr. Andrew verabschiedete sich, drückte Wartenfels sowie dem jungen Maler noch einmal kräftig die Hand und verließ das Schiff.

Das Fallreep ging rasselnd in die Höhe, die Dampfpfeife schrie zum letzten Male, der Telegraph spielte, die Maschine begann zu arbeiten, und mit langsam drehender Schraube fuhr die Louisiana in den weiten Hafen hinaus.

Wartenfels lehnte am Schiffsgeländer und blickte über das leicht bewegte Wasser. Die Morgensonne glitzerte auf den kleinen Köpfen der kurzen Wellen, beschien die kolossale Bronze-Statue der Freiheitsgöttin und spiegelte sich rothgoldig in ihrem Riesen-Diadem.

Plötzlich drangen klar und immer deutlicher wohlbekannte Klänge an das Ohr des gespannt Lauschenden.

Ein großer Lloyd-Steamer fuhr hinaus.

Majestätisch kam der schwimmende, buntbewimpelte Koloß näher; begleitet von hellem Jubel und Tücherschwenken intonirte das Orchester des deutschen Schiffes: „Heil Dir im Siegerkranz!“

Die Fahrzeuge entfernten sich bald von einander, der junge Ingenieur aber lauschte sinnend den leiser werdenden Klängen, welche die auffrischende Brise zu ihm herübertrug.

Heil Dir im Siegerkranz! . . . .

Blitzschnell, aber mit greifbarer Deutlichkeit zogen längst vergangene Zeiten an ihm vorüber.

In langem Trabe kamen die blitzenden, klirrenden Schwadronen und die dumpfrasselnden Batterien auf grünem elastischen Rasen an dem greisen Kriegsherrn vorbei.

Wartenfels runzelte die Stirn.

Ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf.

Er sah sich wieder als jungen, hoffnungsvollen Offizier: es war am St. Barbara-Feste. Man feierte nach uraltem Brauche den Jahrestag der Schutzpatronin seiner Truppe, der Waffe der Zukunft.

An der langen Tafel herrschte begeisterte Fröhlichkeit, alle Waffengattungen waren als Gäste vertreten. Allmählich geriethen die vom Weine erhitzten Gemüther der jungen Offiziere in jene gefährliche, durch Meinungsverschiedenheiten gereizte Stimmung, welche so leicht verhängnißvoll wird.

Die älteren Kameraden waren größtentheils schon aufgebrochen.

„Und ich bleibe dabei, meine Herren,“ hörte Wartenfels im Geiste die unvergessenen Worte wieder, „eine geschlossen gerittene Attacke im richtigen Moment angesetzt, endet noch heute mit dem Verlust einer jeden Feld-Batterie.“

Wartenfels erinnerte sich auch noch genau seiner Entgegnung, die er als einziger Vertreter seiner Waffe damals schnell bereit hatte.

„Gewiß, Prinz Wildburg, besonders wenn die betreffende Batterie mit Pfefferkuchen schießt, — was Ihnen vielleicht ganz angenehm wäre!“ — Todtenstille war dieser Aeußerung gefolgt.

Man versuchte später zu vermitteln, zumal der Prinz mit einem regierenden Hause nahe verwandt war, — umsonst.

Das Duell war unvermeidlich.

Wartenfels schoß damals seinem Gegner eine Kugel in den rechten Unterarm und wurde kurze Zeit darauf aus der Residenz versetzt.

Er war in Folge dessen augenblicklich um seinen Abschied eingekommen.

„Ueberlegen Sie sich das gründlich, Graf Wartenfels!“ glaubte der Ingenieur noch heute die sonore Stimme des ihm väterlich gesinnten Commandeurs zu hören. „Es wäre schade, wirklich schade um Ihre Carriere.“

Vergeblich; der junge Offizier beharrte bei seinem Entschluß, und als er dann später im schlichten Reiseanzug zur Bahn fuhr, rückte gerade sein altes Regiment zum Exerciren aus.

Die Trompeter bliesen: Heil Dir im Siegerkranz. — — —

Wartenfels war eine Waise.

Der Vater fiel bei Gravelotte, die geliebte Mutter hatte diesen Schmerz nicht lange überlebt. Er besaß noch einen älteren Bruder, der verheirathet war und auf dem Familiengute in Westfalen lebte. Der Majoratsherr hatte sich nie sonderlich für den Jüngeren interessirt, und der Briefwechsel zwischen Beiden war in den letzten Jahren fast gänzlich eingeschlafen.

Auf der Ueberfahrt nach New-York hatte der junge Mann einen reichen Schiffsrheder aus Valparaiso kennen gelernt, welcher allmählich für Wartenfels eine außergewöhnliche Theilnahme gezeigt hatte.

Mr. Greenwood, ein geborener Deutscher, hatte ihm vorgeschlagen, mit nach Süd-Amerika zu gehen, und ihm sogar einen vorläufigen Platz in seinem Geschäft angeboten.

Wartenfels war zu seinem Glück auf diesen Vorschlag eingegangen und hatte sich auf diese Weise die vielen traurigen Erfahrungen erspart, welche der in New-York bleibende Eingewanderte machen muß, ehe er eine Anstellung erhält.

Nach zweimonatlichem Aufenthalte in Valparaiso hatte ihm dann sein Gönner eine Stellung bei der Gruben-Gesellschaft verschafft.

Nun begann die Schule des Lebens.

Wenn die anderen Angestellten zur gewohnten Stunde ihr Lager aufsuchten, saß Wartenfels noch lange in der kleinen Stube des blockhausähnlichen Gebäudes über seiner englischen oder spanischen Grammatik. Unzählige Male ging er auch hinüber nach dem Maschinenhaus und ließ sich gegen reichliche Spenden von Tabak oder Whisky von der Nachtwache die rastlos arbeitenden Maschinen erklären. Vom Sumpffieber war er ebenfalls

nicht verschont geblieben. Mit bewunderungswerther Energie und Zähigkeit machte sich der junge Deutsche dort unten seine Stellung. Allmählich wurden die Betriebsleiter aufmerksam, und als man ihn nach zehnjähriger Thätigkeit zum ersten Ingenieur gemacht hatte, da blickte Wartenfels nicht ohne zu schaudern auf den zurückgelegten Weg.

Ein überlauter Zuruf riß ihn aus seinen Träumereien.

„Halloh, Wartenfels!" rief Mr. Branch und schüttelte den Arm des Ingenieurs. „Wollen sie denn nicht Miß Andrew begrüßen?"

Wartenfels blickte dem Fragenden verblüfft in's lachende Gesicht.

Der Maler zog ihn eilig nach dem Hinterdeck.

„Da! — sehen Sie?"

Man war mittlerweile aus der Bai hinausgelangt.

Ein elegantes Boot kreuzte hinter dem Stern des Dampfers.

Am Mast, der sich unter einer Wolke großer, schimmernder Segel bog, stand eine junge Dame und winkte unausgesetzt nach dem großen Dampfer herüber.

Es war Annie.

Im Boote befand sich außerdem ihr Bruder Harry, welcher seine weiße Seemannsmütze schwenkte, und mehrere flinke Blaujacken. Am Top flatterte das Sternenbanner lustig im Winde.

„Hören Sie?" rief der Maler neben ihm.

Wartenfels beugte sich, soweit er konnte, nach dem Boot herunter.

Annie hatte die Hände an den Mund gelegt und rief mit größter Anstrengung durch dieses Sprachrohr Etwas zu der „Louisiana" herauf.

Wartenfels lauschte gespannt.

Das kleine Boot, welches brillant geführt wurde, schoß gerade scharf an dem Steamer vorbei.

„Glückliche Reise, Mr. Wartenfels!" tönte es in demselben Moment deutlich über das Wasser.

Darauf fiel die Yacht in eleganter Curve vor dem Winde ab und wendete nach dem Hafen zurück. Bald sah man nur noch das große Segel als einen blendend weißen Fleck über das blaugrüne Wasser glänzen. —

Man befand sich auf hoher See . . .

Die langen gleichmäßigen Wogen des Atlantic rollten unter der „Louisiana" hin, welche sich tactmäßig hob und senkte.

Auf Deck hatte sich unterdessen jene Eintheilung vollzogen, welche allmählich bei jeder längeren Seereise stattfindet. Die Species der Deckläufer hatte ihre bekannten Wanderungen angetreten; in den langgestreckten Schiffsstühlen lagen Damen mit mehr oder weniger ängstlichen Gesichtern, und die „Entdecker" welche zu jeder Jahreszeit Wale oder Eisberge wittern, hatten das Marineglas am Auge.

Wartenfels ging nach dem Rauchzimmer.

Knapp vor dessen Eingang lag in einem eleganten Schiffsstuhl eine pikant aussehende Dame mit leidendem Gesichtsausdruck und stark gefärbtem Haar.

Als der hochgewachsene Mann an ihr vorüberschritt, hoben sich die langen kohlschwarzen Wimpern langsam, und der rothgebundene Roman glitt von der Pelzdecke, welche die schlanke, fröstelnde Gestalt umhüllte, zu Boden.

Wartenfels that ihr auch den Gefallen, das Buch aufzuheben.

Ein ermuthigendes Lächeln huschte über die unnatürlich rothen Lippen, welche ein ausdrucksvolles „Danke, mein Herr!“ hauchten.

Der Ingenieur lüftete höflich die Mütze und verschwand vorsichtigerweise im Rauchsalon.

Es war ja nicht seine erste Reise! —

In dem kleinen ledergepolsterten Raume hatten sich mehrere Gruppen gebildet. Einige spielten Poker, ohne welches Spiel das Rauch-Cabinet eines amerikanischen Steamers eine nationale Eigenthümlichkeit einbüßen würde, Andere politisirten heftig und schmauchten dabei ihre kurzen Kalkpfeifen mit mehr oder minder gutem Tabak.

In einer Ecke saß ein alter, glattrasirter Herr, die Hände in den Taschen; er schien zu schlafen. Wartenfels wurde jedoch bald eines Besseren belehrt, als der Betreffende, ohne seine Stellung wesentlich zu verändern, mit verblüffender Gewandtheit an ihm vorbei zur offenen Thür hinausspuckte.

Ein Europäer würde mich wahrscheinlich getroffen haben, dachte der Blonde und begab sich wieder in die frische Luft. —

Richtig! . . .

Da war schon Freund Branch im eifrigsten Gespräch mit der jetzt viel weniger leidend aussehenden Dame.

Er ging schnell an dem Paar vorüber.

Der kleine Neger-Steward bearbeitete seinen Gong mit dem üblichen Kraftaufwand.

Man begab sich in das Speisezimmer hinunter zum Lunch.

Der Ober-Steward wies die Plätze an.

„Neben dem Kapitän, mein Herr,“ wurde ihm zugeflüstert.

Sein Gegenüber wurde der „geschickte“ glattrasirte Herr, welcher eine äußerst stattliche Dame, Madame Duval, zur Nachbarin hatte.

An Wartenfels' linker Seite nahm eine höchst elegante Erscheinung mit selten dunklem Teint und kostbaren Boutons in den winzigen Ohren Platz. Mrs. Hazlewood, welche ihr Kind, ein ungefähr zehnjähriges allerliebstes Mädchen mit prachtvollem schwarzen Haar und den großen, tiefblauen Augen der Mutter, bei sich hatte, war eine Cubanerin.

Außerdem saßen noch etwa ein Dutzend Personen, meist Herren, am Tisch.

Der Platz des Kapitäns blieb noch unbesetzt.

An der anderen Tafel, vom ersten Offizier präsidirt, war Mr. Branch placirt worden, und zwar zufällig neben die starkblonde Erscheinung.

Ungefähr zwanzig Personen, die Damen ebenfalls in der Minderzahl, aßen hier mit.

Die Bewegungen des Schiffes waren mäßig, die Seeluft hatte den üblichen Appetit gemacht, und Jedermann erfreute sich in bester Stimmung an dem von farbigen Stewards servirten, vorzüglich zubereiteten Lunch.

Nach Beendigung der Mahlzeit ging Wartenfels mit dem Maler auf Deck umher, um frische Seeluft zu schnappen.

„Ich beneide Sie!" sagte Branch auf einmal.

„Warum?"

Der Maler ließ den Arm seines Reisegefährten fahren und stellte sich breitbeinig vor ihn hin.

„Warum glauben Sie wohl, daß Miß Anna-Belle Andrew heute eine Segelpartie unternahm.

„Vermuthlich weil es ihr Vergnügen gemacht hat," erwiderte Wartenfels trocken.

„Warum glauben Sie," inquirirte Branch in demselben Tonfalle weiter, „daß Lord Welton plötzlich abgereist ist?"

„Mein lieber Freund," entgegnete Wartenfels ruhig, „Sie scheinen mich in der That mit einem Redactions-Briefkasten zu verwechseln," dabei suchte er seine Promenade fortzusetzen.

Der Maler blieb aber hartnäckig stehen.

Noch behielt er seinen Trumpf in der Hand.

Behutsam erfaßte er den obersten Rockknopf des Blonden und fragte, jedes Wort sorgfältig betonend:

„Warum hat Lord Welton einen Korb erhalten?"

„Von wem?" war die hastige Gegenfrage.

Mr. Branch gab den Knopf frei und lachte triumphirend.

Seine Rechnung stimmte. —

Dann hakte er wieder seinen Arm ein und ging mit Wartenfels weiter, ihm die letzten Vorgänge in der Andrew'schen Familie berichtend.

„Aber woher" . . .

„Bitte," unterbrach Branch kurz, „das ist meine Sache. Mr. Wartenfels," schloß der junge Amerikaner, „Sie sind ein Deutscher, nicht wahr?"

Der Ingenieur nickte.

„Wissen Sie, was ein Amerikaner mit Ihren Chancen gethan hätte? Well, ich will es Ihnen sagen; der säße jetzt anstatt auf diesem alten coaster*) in der Fifth Avenue neben seiner Braut!

Adieu! Ich muß jetzt Wasserskizzen machen. Auf Wiedersehen!"

Wartenfels strich sich den kurzgeschorenen blonden Spitzbart.

*) Küstenfahrer.

Ganz so unrecht hatte der ja nicht!

Vor zehn Jahren wäre das wahrscheinlich auch so ungefähr seine Meinung gewesen. Man sah jetzt eben durch eine trübere Brille in das Leben hinein. Das jugendliche Drauflosgehen war dem wägenden Zweifel gewichen. Als er Anna-Belle seinerzeit die bewußten Perlen zurückbrachte, da hatte das jungerblühte Mädchen seine Hand ergriffen und ihm dabei in einer so lieblichen herzinnigen Weise gedankt, daß er wie berauscht in seine Wohnung zurückgekehrt war.

Dann kam aber . . . eben dieses leidige „aber!“

Und dann noch Etwas: man hatte seine Dienste verlangt, er hatte den discreten Auftrag ausgeführt. Nun kam er gleich hinterher und verlangte gewissermaßen seinen Lohn? War das ritterlich oder männlich?

Schließlich, hatte er denn überhaupt schon ein Recht, die vielbegehrte Erbin zu verlangen? Etwa mit dem Rechte der wahren Liebe?

So Etwas las sich ja ganz gut in einem Roman, aber in der profanen Wirklichkeit! . . .

Uebrigens, hatte denn Welton, der Rang und Reichthum besaß, Anna-Belle weniger geliebt als er? Oder war Branch überhaupt falsch unterrichtet?

Nachdenklich setzte er seinen Spaziergang fort.

Ueberlautes, salvenartiges Gelächter kam aus dem Rauchsalon.

Wartenfels ging hinein.

Auf einem Tisch saß, lebhaft gesticulirend, der alte, glattrasirte Herr, mit seinen dünnen, langen Beinen hin und her pendelnd.

Um ihn herum stand dicht gedrängt der größte Theil der männlichen Passagiere und lauschte seinen mit scharfem Sarkasmus gewürzten Reden und Witzen. Er war so eine Art moderner Wanderprediger.

„Was also ist der Verderb unserer amerikanischen Jugend?“ rief der alte Herr.

Eine kleine Pause entstand.

„Ihr wißt das nicht?“ schrie der Redner zornig und schlug sich auf seinen rechten Schenkel, daß es klatschte.

„Nein! Nein!“ erscholl es ringsum.

„Der Whisky!“ donnerte der Sprecher, mit einer halbkreisbeschreibenden Bewegung auf die vielen, zum Theil geleerten Gläser zeigend, welche umherstanden.

Begeistertes Händeklatschen ertönte.

Man wollte sich amüsiren und trachtete daher, den Alten bei guter Laune zu erhalten.

Mr. Jonathan Knox, — so hieß der originelle Yankee nach der Passagierliste — klingelte . . .

„Ein Glas Whisky!“ schrie er dem eintretenden Steward über die Köpfe seines Publicums zu.

Brüllendes Gelächter ertönte.

Der Whisky wurde ihm von dienstfertigen Händen gereicht.

Mr. Knox machte eine entschuldigende Handbewegung und docirte weiter:

„Nicht mäßig genossen, wie ich das beispielsweise thue," er hielt das mit einem Ruck geleerte Glas demonstrativ empor, „in diesem Falle ist er sogar auf einer Seereise anzurathen; nur in so enormen Quantitäten, wie Ihr ihn zu 'genießen pflegt, Jungens, ist der Whisky verderbenbringend!"

Erneutes Bravo hatte das Experiment begleitet.

„Ich war überall in der Welt," ging es weiter, „und habe jedes ehrliche Handwerk getrieben. Ich war Photograph, Agent, Börsenmakler, Detektiv, Maler, Schriftsteller, Schauspieler, Clown und Prediger!"

Frenetischer Jubel ertönte.

„Ich war auch in Deutschland," fügte er, Wartenfels mit bedeutsamem Blicke streifend, hinzu. „Meine erste Liebe," der Erzähler seufzte komisch, „war eine junge, schöne, blonde Deutsche."

„Ah und oh!" machten die entzückten Zuhörer.

Jonathan Knox nickte stolz befriedigt.

„Leider kam ich nicht dazu, mich ihr zu erklären. Die liebe, junge Dame befand sich nämlich nie allein, sondern immer nur in Begleitung der Mutter oder einer recht bejahrten Tante! Da es mir nun thatsächlich nicht gelang, meine Angebetete ungestört zu sprechen, war mir natürlich damit auch die Möglichkeit genommen, meinen Antrag zu machen. Vielleicht," greinte Knox in unendlich komischen Fistel-Tönen, „hat das bedauernswerthe Kind auf diese Weise Nichts von meiner innigen Zuneigung erfahren!"

„Schade!" klang es wieder bedauernd im Kreise.

„Lange blieb ich übrigens zu meinem großen Glück nicht in diesem Lande. Man hätte mich sonst sicherlich gelegentlich einmal in's Gefängniß geworfen! Es war nämlich damals in Deutschland so ziemlich Alles verboten. Sogar meinen eigenen Kopf, Gentlemen, durfte ich nicht einmal zum Fenster des Eisenbahnwagens herausstecken!" . . .

Gelächter und Fußstampfen wurde laut, während der Alte Athem holte. Der Mann hat gar nicht einmal so Unrecht, dachte Wartenfels bei sich.

„Aber Gentlemen, das Bier war sehr gut!" endete Jonathan Knox mit einem versöhnenden Seitenblick auf den Deutschen, der sich wohlweislich ganz passiv verhielt.

Eine Pause entstand.

Der Stoff schien für heute erschöpft.

„Gentlemen!" rief eine helle Stimme: „Drei Hurrah für Mr. Jonathan Knox!"

„Hipp, Hipp — Hurrah!" krähten die dankbaren Zuhörer aus vollem Halse, und der Wander-Prediger ließ sich von seinem erhöhten Sitze hinuntergleiten.

Man zerstreute sich.

Die Damen in Diner-Toiletten wurden sichtbar.

Ohrenzerreißend erscholl der Gong.

Die Stunde zur Hauptmahlzeit war da.

Die Herren begaben sich in ihre Kabinen, um Toilette zu machen.

Das Meer war wieder ruhiger geworden und schimmerte in allen Farben.

Am Heck saß der Maler vor seiner Staffelei, mit breitem Pinsel einige Lichter in eine flott angelegte Wasserstudie setzend.

„Ach, Mr. Wartenfels," rief er dem Näherkommenden zu, „wer d—a—s malen könnte!"

Hierbei deutete er mit dem langen Pinsel auf die in ewiger Bewegung befindlichen, durchsichtigen, blaugrün-wogenden Fluthen.

„Dafür giebt es eigentlich gar keine Farben! Sehen Sie mal schnell jene Welle dort! — Nicht so! — Durch die hohle Hand! — —

Da sind hundertmal mehr Töne drin, wie ich auf meiner Palette habe!" —

Mit unglaublicher Geschwindigkeit nahm der junge Künstler etwas blaue, grüne und rothe Farbe in den Pinsel, worauf er mit kecken, leichten Strichen in die Skizze hineinwischte.

„Immer noch zu hart, — immer wieder zu glasig" — murmelte Branch, sich mit blinzelnden Augen weit zurückbiegend.

Die letzten Töne des Gong waren verhallt.

„Kommen Sie jetzt zu Ihrer Collegin!" mahnte Wartenfels.

„Eine Malerin an Bord?" fragte Branch, schnell seine Pinsel auswaschend, in überraschtem Tone.

Der Große nickte belustigt.

„Scheinbar eine ganz bedeutende Künstlerin; sie trägt nur etwas zu viel Farbe auf.

„Ah," nickte Branch, verständnißvoll das linke Auge zukneifend. „Sie sind wohl neidisch, mein Lieber?"

Lachend begaben sich Beide hinunter.

* * *

Der Kapitän war bei Tisch erschienen, machte in verbindlichster Weise die Honneurs und beantwortete mit rührender Geduld die merkwürdigsten Fragen der Damen nach Fahrt und Ankunft seines Schiffes. Im Verlaufe der Mahlzeit lud er den Ingenieur ein, mit ihm die Gesundheit von Mr. Andrew und seiner Familie zu trinken.

„Andrews sind wohl schon ein Dutzendmal mit mir gefahren," erzählte Kapitän Gager; „auf ihrer letzten Reise haben wir sogar den Geburtstag von Miß Andrew hier an Bord gefeiert. Meine Mannschaft," fügte er

heiter hinzu, „hat den Tag auf alle Fälle noch in bester Erinnerung. Das Geburtstagskind trug nämlich damals zur Feier des Tages im Damensalon, den wir in einen Concertsaal umgewandelt hatten, mehrere Lieder vor. Die übrigen Passagiere folgten dem guten Beispiele, und dieses improvisirte Concert gefiel derart, daß man es am nächsten Tage gegen Entree wiederholte. Den recht ansehnlichen Betrag erhielten eben meine Leute."

Der Kapitän rieb mit dem Zeigefinger sinnend seine Stirn.

„Warten Sie einen Moment! — Ich glaube, ein deutsches Lied war es, welches Miß Andrew damals sang und dessen Melodie mir noch lange im Kopfe herumging. Ich bin nämlich ein großer Musikfreund — Miß Andrew war übrigens noch so liebenswürdig, die Noten der Schiffs-Bibliothek einzuverleiben."

Die Damen waren aufmerksam geworden und riethen hin und her.

„Mr. Coock!" rief der Kapitän dem am Buffet stehenden Obersteward zu. „Holen Sie uns doch, bitte, aus dem Musikzimmer die Noten. Sie liegen jedenfalls auf dem Clavier.

Als die Notenblätter kamen, suchte der Kapitän eine Weile in denselben herum, dann rief er:

„Das muß das Lied sein!" und reichte Wartenfels das Blatt.

„Bitte den Text!" riefen mehrere Damen.

Der junge Mann las:

. . . . Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blüthenschimmer
Von ihm nur träumen müßt . . .

Er glaubte die innige, glockenreine Stimme wieder zu vernehmen und wurde sich bei der steten Erinnerung an Anna-Belle so recht deutlich bewußt, wie sehr er sie eigentlich liebte. —

„Weiter, weiter, drängten die Damen!" . . . .

Wartenfels konnte unmöglich weiter lesen.

Er reichte das Lied seiner Nachbarin.

„Oh! — Schumann! — den liebe ich sehr und habe früher selbst seine Lieder gesungen."

Die Unterhaltung wendete sich auf musikalisches Gebiet, und die Damen beschlossen, den Nachmittag ein wenig zu musiciren.

* * *

Nach Tisch wurde Wartenfels vom Kapitän zu einem Spaziergang aufgefordert.

„Waren Sie schon im Maschinenraum?"

„Nein, Kapitän!"

„Da wollen wir mal hinuntergehen."

Beide stiegen langsam hintereinander die schmale eiserne Leiter rückwärts hinunter.

Die „Louisiana" befand sich um diese Zeit ungefähr in der Höhe der Bahama-Inseln und mußte demnach in der Nacht oder gegen Morgen des nächsten Tages die Floridastraße passiren, um in den Golf von Mexiko zu gelangen . . .

Wie eine weißglühende Scheibe sank die Sonne in den Ocean hinab. Ihre seltsam reflectirenden Strahlen bildeten eine schimmernde Brücke nach dem Dampfer herüber. Die riesige Wasserfläche lag gleich einer schweren, bleiernen Masse unbeweglich da. Kein Lüftchen regte sich. Die Temperatur nahm zu.

Eine Heerde fliegender Fische schnellte sich ganz dicht beim Schiffe aus dem Wasser heraus, flog einige Secunden neben dem Steamer her und fiel dann wieder schwerfällig klatschend in ihr Element zurück.

Wartenfels war wieder an Deck gestiegen, während sein Führer noch das Zwischendeck besuchen wollte.

Der erste Offizier trat an ihn heran.

„Wo ist der Kapitän, Sir?"

„Vermuthlich noch im Zwischendeck."

„Danke sehr!"

Der Offizier eilte davon . . .

Es war mittlerweile dunkel geworden, aus dem hellerleuchteten Musikzimmer klang ein melancholisches Lied.

Wartenfels zündete sich eine Cigarre an und ging auf Deck umher.

Als er an dem Rauchsalon vorbeikam, erscholl frohes Gelächter.

„Speech, Speech!" — lärmten die Stimmen durcheinander.

Dann wurde es mit einem Male ganz stille, und unmittelbar darauf hörte er die Stimme des Predigers in der Wüste, wie man Mr. Knox getauft hatte.

„Genügsame Menschen," murmelte Wartenfels im Weiterschreiten.

Eilige Tritte wurden hörbar.

Ein feuriger Punkt, von der brennenden Cigarre herrührend, kam das Deck entlang, und bald stand Branch vor ihm.

„Halloh, Wartenfels! — So allein? — Sie versäumen Vieles! Mr. Knox erklärt da drinnen die New-Yorker Polizeiverwaltung für das erbärmlichste Gesindel der Welt!"

„Du lieber Gott! Das steht doch fast täglich in einer New-Yorker Zeitung."

„Gewiß. Komisch ist nur, daß der Sohn vom Polizeiinspector Byrnes, der die Reise mitmacht, im Rauchsalon ist."

„Well, und was sagt der?"

„Oh, Billy hält sich den Bauch vor Lachen. — Uebrigens, da läutet

man schon wieder zum Essen. Man ißt doch auf See wirklich den ganzen Tag!" —

„Man hat aber auch wirklich den ganzen Tag Appetit."

Bei der Abendmahlzeit ließ Mr. Knox wieder alle Puppen tanzen. Er erzählte kostbare Anekdoten, machte sich aus Apfelscheiben falsche Zähne, declamirte, aß brennende Korken und erreichte, daß besonders die Damen Thränen lachten. Man fand aus, daß Jonathan Knox, der soviel zur Unterhaltung der Passagiere beitrug, eigentlich freie Fahrt haben müsse, worauf unter stürmischer Heiterkeit sofort eine diesbezügliche Petition an den Kapitän beschlossen wurde.

Das Essen hatte länger gedauert.

Während die Damen sich allmählich zurückzogen, saßen die Herren der Schöpfung noch gar lange beim schäumenden Glase Bier, welches in vorzüglicher Qualität an Bord war. Wartenfels, der lange mit dem Schiffs-Ingenieur geplaudert hatte, befand sich unter den Letzten, welche aufbrachen. Als er den langen schmalen Gang zu seiner am Ende gelegenen Kabine heruntergìng, hörte er flüsternde Stimmen. Eine Thür öffnete sich halb, ein voller, weißer Frauenarm wurde einen Moment sichtbar, eine Gestalt zwängte sich heraus, und der junge Maler stand plötzlich vor ihm.

„Wasserstudien?" fragte Wartenfels leise.

„Still!" hauchte der Andere zurück und verschwand.

In der Nacht wurde Wartenfels plötzlich durch ein polterndes Geräusch aus seinem Schlummer gerissen.

Er rieb sich ermunternd die Augen . . .

Horch! — Noch einmal! — Das Schiff erzitterte und dröhnte.

Er kannte dieses unheimliche Poltern genau; die Schraube, welche zeitweise keinen Widerstand mehr fand, lief außerhalb des Wassers. Gleichzeitig erhielt er einen seitlichen Stoß, der ihn fast von seinem Lager geschleudert hätte. —

Es mußte starker Seegang sein. —

Ueber sich hörte er schwere, mühsame Tritte hin- und herstampfen.

Der Dampfer schlingerte ganz bedeutend.

Wartenfels fuhr rasch in seine Kleider und begab sich an Deck.

Ein Steward stürzte an ihm vorüber, einige unverständliche Worte ausrufend.

Der Ingenieur erfaßte das Messinggeländer der Kajütentreppe und wollte hinauf.

„Schlechtes Wetter, Sir!" tönte eine gleichmüthige Stimme hinter ihm; es war Mr. Knox. — „Well! — Ich kenne unseren Kapitän, der würde uns in einem alten Waschfaß durch die Floridastraße bringen! — Wenn nur," — das wurde leiser gesprochen — „die Maschinen ausreichen."

„Sind denn die nicht stark genug?"

Knox sog bedächtig an seiner kaltgewordenen kurzen Pfeife.

„Well! . . . Sie waren ja gestern selbst im Maschinenraum, Sir.“

„Ich bin kein Schiffs-Ingenieur,“ wich Jener aus.

„Unser Steamer,“ erläuterte endlich der Glattrasirte vorsichtig, „soll nach dieser Reise stärkere Maschinen bekommen, weil diese nicht genügen und außerdem alt sind. Die „Louisiana“ stand schon im vergangenen Jahre auf der Liste für große Reparatur, aber die Compagnie“ — hier machte Knox mit Daumen und Zeigefinger die Pantomime des Geldzählens.

Wartenfels suchte nun auf Deck zu gelangen.

Die Ausgangsthür war verschlossen.

Er schlug mit der Faust dagegen.

„Was giebt's?“ donnerte schließlich eine Stimme von außen her.

Gleichzeitig wurde aufgeriegelt.

Der Kapitän, in Gummimantel und Kapuze, von Wasser triefend, wurde sichtbar.

„Sie sind's, Mr. Wartenfels? Wollen Sie heraus?“ Dabei zog er ihn mit schnellem Griff in das Compaßhäuschen herein.

Der scharfe, salzige Gischt sprühte dem Herantretenden wuchtig in das Gesicht. Auf dem Deck stand das Wasser bereits zollhoch. Ein Seil zum Festhalten war mittschiffs gespannt.

„Nehmen Sie mal den Wettermantel vom Stuhl!“ . . .

„So!“ — . . .

„Festhalten! An der Eisenstange!“ schrie der Kapitän, mit seiner Stimme gegen den heulenden Wind kämpfend.

Eine starke See schlug massig gegen die Wände des Häuschens, daß dieselben krachten und zitterten.

Die „Louisiana“ legte sich stark auf die Seite, richtete sich aber sogleich wieder auf.

Auf dem festgemachten Tische lag eine bunte Schiffskarte.

„Hier sind wir jetzt!“ rief der Kapitän, mit dem Finger auf einen durch eine rothe Nadel markirten Punkt zeigend. „Wir haben immer noch schlechten Wind! — Fast directen Westwind! — Da drüben liegt die Küste. Da dürfen wir nicht zu nahe herankommen! . . .

Wartenfels blickte auf den Barometer.

Das Instrument zeigte ein Minimum.

„Der geht schon wieder herauf!“ schrie der Kapitän tröstend.

Eine ungeheure See kam über Deck gefegt.

Die gewaltige Wassermasse schlug zum Theil auf das Oberlicht.

Unwillkürlich blickten beide Männer besorgt nach oben.

Das mehrere Zoll dicke Glas hielt glücklicherweise den riesigen Druck aus. Die Bewegungen des Dampfers wurden immer heftiger und unregelmäßiger. Er arbeitete mühsam; die Schraube kam kaum mehr ordentlich in das Wasser hinein.

„Wenn nur die Schraube hält, Kapitän!“

„Die ist ja ganz neu!“ gab dieser gelassen zurück.

Das Wasser kam nun auch hier herein; ein Seitenlicht war zerschlagen worden.

„Sie müssen wieder herunter, Wartenfels! Es kann hier oben ungemüthlich werden,“ rief der Kapitän in das Ohr des jungen Mannes. „Ich muß auch wieder auf die Brücke!“

Damit schob er Wartenfels hinaus und tastete sich mit vorgebeugtem Oberkörper am Seile entlang zur Commandobrücke, woselbst sich der erste Offizier befand, den man angebunden hatte.

Es wurde noch ärger . . .

Das Schiff nahm stetig Wasser über.

Man hörte die Pumpen mühsam arbeiten.

Durch die brausenden Windstöße drang kaum vernehmlich die trillernde Pfeife des Bootsmannes.

Eine See donnerte von rückwärts heran, brach sich krachend und schäumend an der Schanzverkleidung und warf den langsam Schreitenden an die Thür des Rauchsalons heran.

Wartenfels erfaßte gedankenschnell den Thürring, schob den Riegel zurück und riß die Thür auf, welche schallend hinter ihm zuflog.

Er fand die Passagiere fast vollzählig versammelt.

Alles war reisefertig.

Man konnte ja nicht wissen!

Mehrere Damen schluchzten laut.

Einige nervös erregte Herren versuchten hin- und herzulaufen, mußten aber schleunigst festen Halt suchen.

Der Morgen dämmerte allmählich herein.

Ein fahles Licht verbreitete sich quälend langsam über den ganzen Horizont, während der Sturmwind tiefgraue Wolkenmassen durcheinander trieb.

Plötzlich ertönte der Schiffstelegraph . . .

Die Maschinen gingen schwächer . . .

„Es ist Etwas gebrochen!“ rief Jemand halblaut.

Alles schwieg lauschend.

Wieder klingelte der Telegraph.

Die Passagiere sahen sich rathlos an.

Eine unheimliche Pause entstand.

Da fingen die Maschinen wieder an stärker zu arbeiten.

Die Thür sprang auf, der Kapitän trat ein. Das Seewasser lief in kleinen Bächen an seiner Kleidung herunter.

„Meine Damen und Herren,“ erklärte der Führer der „Louisiana“, es ist absolut kein Grund sich zu beunruhigen. Wir machen soeben eine kleine Cursänderung. In einer Stunde, denke ich, sind wir im Golf von Mexico.“

Die Thür schlug wieder zu.

„Bravo, Kapitän!“ rief Jonathan Knox, und gleichzeitig begann die peinvolle Beklemmung, welche auf den Passagieren gelastet hatte, langsam zu weichen. Man athmete wieder auf.

Die See ging zwar noch sehr hoch, die Bewegungen des Steamers waren jedoch durch den veränderten Curs bedeutend ruhiger sowie gleichmäßiger geworden.

Man steuerte gerade in vorsichtigem Bogen um die Halbinsel Florida herum. Als zum Frühstück gerufen wurde, befand sich die „Louisiana“ bereits in den Gewässern des Golfes.

Die Frühstückstafel wies allerdings große Lücken auf. Sämmtliche Damen hatten sich wieder in ihre Kabinen zurückgezogen, um die Nerven, denen man nächtlicherweise so überaus viel zugemuthet hatte, wieder in das nöthige Gleichgewicht zu bringen.

Die gutmüthige Stewardeß, selbst noch ein Abbild des ausgestandenen Schreckens, eilte geschäftig hin und her, auf dem klirrenden Tablet die verschiedenen Beruhigungsmittel tragend.

Die Herren hatten sich zusammengesetzt. Gemeinsame Erlebnisse erfordern auch vereinten Gedankenaustausch. Man hatte sich einen tüchtigen steifen Toddy bestellt und besprach lebhaft die Ereignisse der letzten Stunden.

„Gentlemen!“ stöhnte ein älterer wohlbeleibter Herr, mit seiner reichberingten dicken Hand über den kahlen Schädel streichend, „ich fahre heute bereits das zehnte Mal auf dieser Linie und kenne Etwas von dem Fahrwasser. — Gott verdamm' mich, wenn wir nicht höllisch nahe an der Küste heranwaren! Der Westwind, den der Teufel holen soll, hätte uns in der Nacht beinahe einen schlimmen Streich gespielt!“

„Das erste Glas dem Kapitän,“ rief Wartenfels mit lauter Stimme, worauf die dicken rauchenden Gläser in kräftigem Einverständnisse gegeneinanderstießen.

„Ein Glück nur, daß die Schraube ausgehalten hat,“ fiel ein anderer Passagier ein, „sonst säßen wir aller Wahrscheinlichkeit nicht um diesen famosen Trank. Nicht wahr, Mr. Coock?“

Der Ober-Steward lächelte geschmeichelt.

Er beaufsichtigte nach alter guter Schiffssitte stets persönlich die Mischung der mannigfachen Getränke, und ein Coock'scher Toddy war noch stets das Entzücken der Kenner gewesen.

Endlich brachen die Herren auf. Es galt, den versäumten Schlaf wieder einzubringen.

Als Wartenfels seine Kabine aufsuchte, bemerkte er an einem improvisirten Tisch Mr. Jonathan Knox und zwei andere Passagiere beim Poker.

„Im Rauchzimmer ist es zu naß!“ rief der Glattrasirte dem Vorbeigehenden zu.

Die See ging nicht mehr hoch.

Schwärme von Möven flogen von der Landrichtung herüber, fielen ein oder begleiteten auf graziösen Schwingen das Schiff, welches, eine dicke, qualmige Rauchsäule hinter sich lassend, unaufhaltsam vorwärts dampfte.

* * *

Am Morgen des nächsten Tages bot sich der Schiffsgesellschaft ein überraschender Anblick.

Das Meer war nur schwach bewegt und leuchtete in jenen intensiv tiefblauen Farben, die man leicht geneigt ist, auf Bildern mit dem Prädicat „unnatürlich" abzufertigen.

Dieses Blau, nur bedeutend abgetönter, zeigte auch der heitere Himmel, an welchem hin und wieder einige duftige, weiße Wölkchen sichtbar waren. Das freundliche Bild beschien eine goldene Morgensonne. Die gesammte Passagierwelt hatte sich auf Deck eingefunden.

Es hatten sich verschiedene Gruppen gebildet, in denen es äußerst lebhaft zuging. Die überstandene Gefahr hatte die Menschen näher gerückt. Jeder fühlte sich veranlaßt, seine Special-Eindrücke mitzutheilen, und somit entstand eine frohe Lebendigkeit, welche nach dem Voraufgegangenen doppelt angenehm wirken mußte.

Auf der Rehling der rückwärtigen Schanzverkleidung saß der Schiffszimmermann mit seinem Gehilfen, die entstandenen Schäden eilig provisorisch ausbessernd. Matrosen machten die locker gewordenen Boote wieder fest.

Ein Boot fehlte.

Es war weggeschlagen worden.

Am Eingang zum Maschinenraum stand Kapitän Gager, seine Cigarette rauchend.

Wartenfels kannte die Schiffs-Etikette zu gut, um den Führer der „Louisiana" anzusprechen, und wollte grüßend vorbei.

Mr. Gager kam jedoch auf ihn zu und fragte händeschüttelnd:

„Well, ausgeschlafen?"

Wartenfels bejahte und erkundigte sich nach den Maschinen.

„Alles vortrefflich! Nicht einmal übermäßig warm gelaufen! Nun, es war, hoff' ich, ihre letzte große Anstrengung. Das Schiff erhält neue Maschinen. Wir verlieren leider durch die letzte Nacht so gegen 15 Stunden, die sich beim besten Willen nicht wieder einbringen lassen!"

Eine farbige Zofe brachte einen Schiffsstuhl, belegte denselben mit Decken und rückte ihn an die Sonne.

Unmittelbar darauf erschienen zwei distinguirt aussehende Damen.

„Miß Gleney mit ihrer Gesellschafterin," bemerkte Gager leise.

Die Herren nahmen die Mützen ab.

Die genannte Dame wendete den Kopf herüber und dankte mit anmuthigem Lächeln.

„Eine Freundin von Miß Andrew,“ erzählte der Kapitän leise. „Sie ist das einzige Kind eines enorm reichen Plantagen-Besitzers in Louisiana. Das wäre Etwas für Sie, Mr. Wartenfels! — Kommen Sie, ich will Sie vorstellen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Mr. Gager auf die beiden Damen zu und machte seinen Begleiter bekannt.

Hierauf empfahl sich der Kapitän bald.

Wartenfels sprach zunächst seine Verwunderung aus, die jungen Damen erst jetzt zu sehen.

Die beiden Amerikanerinnen sahen sich verständnißvoll an.

„Oh,“ klagte Miß Gleney, während eine feine Röthe ihr Gesicht färbte, „ich muß mich wirklich schämen, eine Amerikanerin zu sein! — Ich leide nämlich von der Abfahrt bis zur jeweiligen Ankunft des Schiffes an der Seekrankheit. So habe ich auch dieses Mal erst heute meine Kabine verlassen können. Die letzte Nacht,“ fügte die junge Dame unter leichtem Lächeln bei, „hat aber auch meine ohnehin geringe Seefestigkeit auf eine zu harte Probe gestellt!

Sie gehen auch nach New-Orleans oder noch weiter, Mr. — —“

„Wartenfels“, half der Ingenieur.

„Wir kommen von Washington und wollten ein paar Tage in New-York bei Verwandten bleiben. Da die ‚Louisiana‘ aber schon am anderen Tage segelte und wir immer gern mit Kapitän Gager fahren, blieb mir leider diesmal keine Zeit, meine Freundinnen in der City zu sehen.

Haben Sie den Winter dort verlebt, Mr. Wartenfels?“

Dieser bejahte.

„Dann müssen Sie mir ein wenig erzählen: ich habe da so viel Bekannte. Aber wollen Sie sich nicht zu uns setzen?“

Wartenfels zog einen Stuhl heran und berichtete von seinen geselligen Erlebnissen im vergangenen Winter. Bei Erwähnung des Andrew'schen Festes unterbrach Miß Gleney im bedauernden Tone:

„Wie gerne hätte ich diesen Ball mitgemacht! Wir waren aber leider am gleichen Tage zum Empfang im Weißen Hause.“

„Sie sind mit Miß Andrew befreundet?“

„Sogar sehr gut. Anna-Belle kenne ich seit“ — Miß Gleney zählte lächelnd — „zwölf Jahren. Leider kommt ihre Familie in letzter Zeit so selten nach dem Süden, daß wir uns nur wenig zu sehen bekommen. Denken Sie sich übrigens mein Pech! Als wir noch in der Bai waren, soll Annie mit ihrem Bruder Harry in einer Yacht gesehen worden sein. Ich lag unglücklicher Weise bereits wieder auf dem Sopha meiner Kabine, und Mrs. Wood wollte mich nicht stören.“

Die Gesellschafterin blickte von ihrem Buche auf, griff nach dem Lesezeichen und entgegnete lächelnd:

„Es hätte wohl auch zu lange gedauert, ehe wir an Deck gekommen wären.“

„Miß Andrew wird das gewiß noch sehr lange bedauern,“ wollte Wartenfels ablenken.

„Hat denn Miß Andrew noch mehr Bekannte an Bord?“ forschte die junge Dame. . . .

„Ein Schiff! — Ein Schiff!“ — riefen mehrere Passagiere — Alles drängte sich mit Ferngläsern nach der Seite zu, wo der Ingenieur mit den Damen saß, und überhob ihn somit der Antwort.

Das Fahrzeug, ein französisches Vollschiff, kam ziemlich dicht an die „Louisiana“ heran. In eine Fluth weißer Leinwand gehüllt, wiegte sich der elegante langlinige Bau mit seinen drei schlanken Masten vorüber.

Man wechselte die üblichen Signale, während die Flaggen der beiden großen Schwester-Republiken dreimal zum Salut gedippt wurden.

„Herrliches Bild!“ rief Wartenfels aus. „Ein gewaltiges Stück von der echten Poesie des Seelebens ist doch den Menschen mit dem Dampf hinweggenommen. Das immer seltener werdende Segelschiff und die schwindende Postkutsche bilden für mich immer die wehmüthigen Ueberreste einer gemüthvolleren Zeit.“

„All right, Sir!“ bemerkte der hinzutretende Kapitän lachend, „nur gehen eben die beiden genannten Institute etwas langsam. Unser Freund, Mr. Branch, ist gerade eifrig damit beschäftigt, den Franzosen auf seine Leinewand zu kriegen. Auf Bildern macht sich ja so ein Segelschiff entschieden ganz schön! Beiläufig, Sie sollten heut zum Lunch erscheinen, Miß Gleney!“

„In der That, das wäre eine Idee! Dann müssen wir aber — setzte sie mit einem schnellen Blick auf die kleine Uhr hinzu — aufbrechen und Toilette machen.“

Die Damen erhoben sich.

„Auf Wiedersehen, Mr. Wartenfels, auf Wiedersehen, Mr. Gager!“

Man trennte sich.

* * *

Genau achtundvierzig Stunden später fuhr die „Louisiana“ bei herrlichstem Wetter den Mississippi herauf. Zu beiden Seiten des Riesenstromes lagen blühende Plantagen mit prächtigen Landhäusern. Ein Regierungskutter, welcher nebenbei noch die rothe Sanitätsflagge zeigte, legte bei.

Der Arzt stieg an Bord.

Mit ihm kam ein bejahrter, freundlichblickender Herr, der auf den Kapitän zuging und ihn nach herzlicher Begrüßung fragend ansah.

„Da ist Mr. Wartenfels!“ rief Gager.

Beide gingen auf den Ingenieur zu.

„Willkommen im Süden!“ rief der Neuankömmling mit ausgestreckter Hand.

„Mr. Peddleton,“ ergänzte der Kapitän.

Freudig überrascht ergriff Wartenfels die dargebotene Rechte, und bald befanden sich Beide im eifrigsten Gespräch.

Der Arzt verließ das Schiff.

Der Kapitän eilte auf die Brücke.

Hell klingelte der Telegraph. . . .

Die Maschinen gingen langsam. . . .

Kurze Commandoworte schallten durch das Sprachrohr.

Die Kolben drehten sich immer träger, man hörte noch einmal den Telegraphen, unmittelbar darauf stand die Maschine.

Der Dampfer wurde unter lautem Gebrüll von ein paar Dutzend buntgekleideten Negern festgemacht.

Eine große, letzte Verabschiedungs-Scene erfolgte.

Breite Verbindungsbrücken wurden schnell zum Quai hinübergeschoben. Kleine Karren mit dem Schiffsgepäck rollten darüber.

Die Passagiere verließen das Schiff.

Bagage-Träger liefen hin und her.

Schreiende Zeitungs-Verkäufer drängten sich an Bord; überall herrschte jenes typische Leben und Treiben, welches die Ankunft oder Abfahrt eines großen Schiffes mit sich bringt.

Wartenfels begab sich schnell zum Kapitän, um ihm Lebewohl zu sagen. Beide Männer hatten sich liebgewonnen.

Darauf verabschiedete er sich von Miß Gleney und den übrigen Reisegefährten. Als der Ingenieur endlich mit Mr. Peddleton und dem Maler zur Landungsbrücke schritt, bemerkte er zufällig Mr. Jonathan Knox, der mit verschränkten Armen über das Geländer blickte und seine unzertrennliche Kalkpfeife in das Gewimmel hineindampfte.

Das ist auch so eine der vielen charakteristischen Erscheinungen der Union, dachte Wartenfels, sich umblickend.

Man hatte diesen Mann als Zeitvertreib benützt, stets waren die Lacher bereitwilligst auf seiner Seite gewesen, er war bejubelt worden, — jetzt kümmerte sich Niemand mehr um ihn.

Eine gefallene Größe!

Derartige Menschen sind gewissermaßen als Repräsentanten der vox populi aufzufassen, denen man in stillschweigender Uebereinkunft das Recht zugestanden hat, Alles zu sagen, was ihnen beliebt. Nur eine gewisse Dosis Witz und Schlagfertigkeit verlangt das stets dankbare Publicum. Der stets zu Tage tretende breite Humor der großen amerikanischen Nation schützt diese Existenzen während ihrer Thätigkeit. — —

Mr. Branch nahm nun auch Abschied.

„Auf Wiedersehen, Mr. Wartenfels! — Zur Erinnerung an die Reise!“

Mit den letzten Worten schob der Maler ihm schnell ein kleines flaches Packet in die Tasche — „Ich bleibe vorläufig in St. Charles' Hotel und hinterlasse dort auf alle Fälle meine zukünftige Wohnung. Leben Sie wohl, meine Herren!" —

Ein Buggy mit zwei edlen langrückigen Trabern hielt etwas abseits.

„Können Sie einige Meilen weit fahren, oder wollen Sie vorher im Hotel ausruhen und speisen?"

„Ich fahre sogar sehr gern, Mr. Peddleton, und bin absolut nicht müde."

Ein in Bereitschaft stehender Neger sprang auf einen Wink heran.

„Besorge das Gepäck dieses Herrn und komme mit Deinem Wagen nach, Jimmy!"

Der farbige Kutscher sah sich fragend um, die Pferde wurden unruhig.

„Go — on!" — rief Peddleton, und der leichte Wagen rollte davon.

Fünftes Capitel.

New-Orleans ist sowohl die bedeutendste als auch eigenartigste Stadt der amerikanischen Südstaaten. Ohne ihren landesüblichen Anstrich zu verlieren, besitzt die Hauptstadt der Provinz Louisiana durch die verschiedenartige Nationalität ihrer Bewohner einen durchaus kosmopolitischen Charakter.

Einen größeren Procentsatz der Bevölkerung, gewissermaßen die Aristokratie der Einwohner repräsentiren die Creolen, jene Nachkommen der alten französischen und spanischen Colonisten. Diese historischen Familien bewohnen noch größtentheils den ältesten Stadttheil, in welchem auch das französische Idiom ausschließlich vorherrschend ist.

Der Fremde, die altehrwürdigen Häuser mit dem traditionellen französischen Gitterbalkon betrachtend, wird jedenfalls nicht ohne überraschende Entdeckungen aus diesen interessanten Straßen in sein modernes vielstöckiges Hotel zurückkehren.

In meilenweitem Bogen um die Stadt herum liegen, gewöhnlich dem Laufe des Mississippi folgend, die zahlreichen Besitzungen der reichen Familien.

Auch die Plantagen, welche Mr. Andrew besaß, umfaßten, ziemlich zusammenhängend, eine halbmondförmige, größere Biegung des Riesenstromes.

Auf der größten Plantage, dem Ocean-Haus, befand sich das uralte prächtige Wohngebäude der Familie, dessen einer Seitenflügel dem Generalvertreter überlassen worden war. Näher an die Stadt gelegen war die Welham-Plantage, wo ebenfalls ein comfortables Wohnhaus stand. Außerdem gehörten noch drei kleinere Anpflanzungen zu dem großen Complex; diese wurden jedoch nach einer Art Pacht-System durch selbstständige Manager verwaltet . . .

Der Wagen mit seinen beiden Insassen näherte sich dem Ocean-Haus. Es war ein mächtiges regelmäßiges Viereck aus grauem Sandstein, um

welches eine hohe Galerie von Marmorsäulen lief. An der Frontseite, nach dem Strome zu, besaß der Bau einen breiten, verschnörkelten Eisenbalcon. Das Haus stand in einem sehr großen uralten Park, durch dessen Urwüchsigkeit man lediglich breite Wege gebahnt hatte.

Effectvoll hoben sich die tiefdunklen Pinien von dem hellen Marmor der Säulen-Galerie ab, und der balsamische Geruch wahrer Wälder von Citronen- und Magnolien-Bäumen durchduftete die Luft.

Der Wagen rollte auf guterhaltener Straße an dem Strome entlang, dessen reißende Fluthen man auf alle mögliche Weise einzudämmen suchte.

„Hier können Sie nun gleich Ihre Kunst beweisen, Mr. Wartenfels," sagte sein Begleiter, nach dem Strome weisend, „fast alljährlich wird uns bei den Ueberschwemmungen ein Stück von dem schmalen Landstreifen weggespült."

Man umfuhr das Viereck in weitem Bogen und hielt an der Freitreppe. Farbige Diener eilten herbei.

Ein alter weißköpfiger Neger in schwarzer Kleidung kam langsam heraus und grüßte mit devoter Handbewegung.

„Sie kennen sicherlich den alten Josua in New-York?" fragte Mister Peddleton lächelnd.

„Gewiß Mr. Peddleton!" —

„Dies ist hier sein leiblicher Bruder, Benjamin, unser Haushofmeister. Eine — höchst wichtige Persönlichkeit, — er hat unter Anderem den Kellerschlüssel."

Wartenfels reichte dem würdigen Weißkopfe freundlich die Hand.

Die Herren betraten die große gewölbte Halle, von der aus eine riesige Marmortreppe in die oberen Räume führte.

„Essen wir im Freien, Benjamin?"

„Ja, Herr! — Vorn in der Gallerie ist der Tisch gedeckt!"

Nachdem der Reisestaub entfernt worden, begaben sich Beide durch eine mächtige Glasthür nach vorn, wo eine blumengeschmückte Tafel einladend bereit stand.

„Blumen haben wir hier bei uns im Ueberfluß und in den schönsten Exemplaren, das hat Ihnen jedenfalls schon Miß Andrew erzählt, welche ja den Wintergarten in New-York unter besondere Obhut nimmt. Aber wir verfügen auch über andere seltene und gute Producte."

Dabei blinzelte der joviale Sprecher vergnügt nach dem blanken Kühler, aus welchem dickköpfige Flaschen neugierig hervorschauten.

Mr. Peddleton ergriff eine derselben, hob den Korken und goß langsam seinem Gaste ein.

„Im Namen von Mr. Andrew heiße ich Sie hier willkommen, Mr. Wartenfels!" — — —

Das Mahl, einfach aber gut zubereitet, näherte sich seinem Ende.

Der junge farbige Diener brachte Kaffee, Cigarren nebst verschiedenen Spirituosen herbei und entfernte sich.

Mr. Peddleton blies bedächtig den blauen Rauch seiner Cigarre von sich und begann:

„Sie werden sich vielleicht wundern, Mr. Wartenfels, daß ich schon so bald über unsere Geschäfte zu reden anfange, aber je früher Sie mit den hiesigen Verhältnissen vertraut sind, desto lieber wird es Ihnen ja schließlich selbst sein. Ich habe Sie deshalb auch gebeten, den Wagen anstatt der Bahn zu benützen, weil gerade der von uns zurückgelegte Weg fast ausschließlich über Erde führt, welche Mr. Andrew angehört.

Sie haben ja gesehen, es ist ein tüchtiges Stück Land, somit auch ein tüchtiges Stück Verantwortung für uns. Deshalb ist es mir auch sehr lieb, daß mir Mr. Andrew endlich eine jüngere Kraft hierher geschickt hat.

Ich allein bin natürlich leider nicht mehr im Stande, so thätig zu sein, wie vor etwa fünfundzwanzig Jahren, da ich hierherkam. — Auch hat sich ja der Besitz inzwischen nicht unbedeutend vergrößert."

Wartenfels, welcher den Ausführungen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, blickte den Sprecher prüfend an.

Die warmherzige, entgegenkommende Art, durch welche sich der Amerikaner des Südens von dem Bewohner der Nordstaaten unterscheidet, war verschwunden. Der kaltblütige, trockene, energische Geschäftsmann hatte jetzt die Oberhand gewonnen.

So ungefähr mußte die Persönlichkeit beschaffen sein, welche auf diesem schwierigen Posten so lange Jahre unermüdlich die Interessen des New-Yorker Millionärs vertrat.

„Ich denke nun," fuhr Mr. Peddleton fort, „daß Sie zunächst auf der Welham-Plantage bleiben, weil diese näher an der Stadt heran liegt. Sie haben von dort täglich eine Anzahl Züge, welche in fünf bis zehn Minuten nach der Stadt fahren; somit bleiben Sie in guter Verbindung mit der Zuckerfabrik, welche ja als Chemiker und Ingenieur Ihr gleichzeitiges Interesse beanspruchen wird. Gerade über die dort aufgestellten Maschinen, welche jetzt Verbesserungen erhalten sollen, möchte ich so bald wie möglich Ihr Urtheil haben.

Die Angestellten werden wir noch heute sehen, da ich gewöhnlich am Schluß der Woche in die Stadt fahre. Wir können nun," bemerkte der alte Herr, seine Uhr ziehend, „wenn Sie nicht zu müde sind, über die Felder nach Ihrer neuen Heimat gehen, woselbst das Gepäck hoffentlich bereits eingetroffen sein wird."

Die Herren brachen auf.

Man schritt zunächst den Strom entlang.

„Hier beginnen gleich die uns gehörigen Reisfelder," erklärte Mr. Peddleton. „Wir verringern aber alljährlich den Anbau, weil die Pflege zu viele Arbeitskräfte erfordert und sich selbst dann nur selten lohnt. Der

Reis ist eben bekanntlich ein penibler Bursche. Während er wächst, genügt ihm die stärkste Regenperiode nicht, man muß immer noch künstlich bewässern. Sie sehen hier überall die kleinen Canäle und Abtheilungen, während der Ernte ist er dann wieder so wasserscheu, daß ein paar Regentage das ganze Geschäft verderben können."

Man hörte rasche Hufschläge.

Ein Mann galoppirte auf die Beiden los.

„Halloh, Awkins!" rief Mr. Peddleton dem staubbedeckten Reiter entgegen, welcher, sich rückwärts legend, ruckartig das dampfende Pferd parirte und an seinen breiten Strohhut faßte.

„Wo wollen Sie hin?" . . .

„Zur Reismühle, Sir, und dann wieder zurück nach Welham-Plantage," war die überlaute Antwort.

„Wann zahlt Ihr den Lohn drüben aus?"

„Well," — der Mann dachte nach — „in einer Stunde etwa!"

„Da können wir gleich dabei sein," wandte sich der alte Herr an den Ingenieur, der unterdessen Pferd und Reiter gemustert hatte.

Der Reiter war ein sehniger, verwegen aussehender Mensch, mit braungebranntem Gesicht und Nacken, sowie lang herunterhängendem Schnurrbart. Er trug ein loses Flanellhembe, Gamaschen aus Rindsleder und saß auf hohem, reich plattirtem mexikanischen Sattel.

Das Pferd, ein bildschöner, selten kräftiger Mustang, biß zeitweise tückisch nach den Beinen seines Reiters, oder schnappte auch mit weit zurückgelegten Ohren um sich und suchte irgend Etwas zu fassen.

Dabei stieß der Gaul ab und zu ein boshaftes, kicherndes Gewieher aus. —

„Wie lange hat der schon den Sattel auf dem Buckel, Awkins?" fragte der General-Vertreter.

„Well!" — wieder eine unendliche Pause — „vor vier Wochen steckte er noch in der Heerde, Sir!"

Die Herren sahen sich überrascht an.

Man trennte sich wieder.

Der Reiter war nach wenigen Augenblicken in einer Staubwolke verschwunden.

„Dieser Mann war früher cowboy und ist jetzt nach der Welham-Plantage stationirt. Wir ziehen nämlich unseren Bedarf an Pferden und Maulthieren selbst. Awkins hat die Zucht unter sich und ist gleichzeitig Aufseher und eine Art Zahlmeister. Ich habe überhaupt das Princip auf den Plantagen, mit möglichst kleinem Aufsichts-Personal zu arbeiten.

Viele Leute machen blos Confusionen. Lieber zahle ich mehr Lohn, allerdings müssen dann die Aufseher auch tüchtig sein. So werden Sie beispielsweise in Ihrem neuen Aufenthaltsorte nur den Verwalter, ferner Awkins und einen älteren farbigen Vormann finden. Außerdem wohnt

noch dort der Zuckerdirector, wie ihn die Neger nennen; Mr. Breddon ist aber den ganzen Tag in New-Orleans und kommt gewöhnlich erst mit einem späten Zuge zu seiner Frau zurück. Er ist der einzige verheirathete Beamte."

Mr. Peddleton blieb stehen und hob den Bambusstock.

„Hier beginnt nun abwechselnd Baumwolle und Zuckerrohr.

Unsere Baumwolle dürfte wohl zu der besten gehören, welche in der ganzen Welt geliefert werden kann, und übertrifft in allen drei Sorten — wir haben überhaupt nur die bessere: fine, good und fair — sogar die westindische, welche durch mangelhafte Reinigung noch mehr Abgang hat.

Well, ich denke, das Geschäft ist Ihnen von Süd-Amerika bekannt; speciell Brasilien ist eine große Concurrenz für uns."

Man ging weiter und überschritt auf einer primitiven Brücke den ziemlich wasserreichen Bach, der aus einem kleinen, von Maulbeerbäumen umfaßten glitzernden Weiher zu kommen schien. Hart an diesem Wasser erhob sich ein Complex heller, freundlicher Gebäude. Das größte davon war ein zweistöckiger Granitbau, den ein paar dicke Thürme flankirten. Etwas entfernt davon standen langgestreckte niedrige Lehmbauten, die Wohnungen der permanent angestellten Plantagen-Arbeiter enthaltend.

Der Pfad bog scharf nach links ab und führte über weite Zuckerrohr-Pflanzungen nach der, von einem hohen Pallisadenzaun umgebenen Ansiedelung.

Nach kurzer Zeit war das Ziel erreicht, und die Eintretenden schritten durch das geöffnete Thor in einen tennenartig gestampften Hofraum.

Hier standen in zwei langen Colonnen die Arbeiter bereit, ihren Wochensold zu empfangen.

Auf die freundliche Begrüßung Peddletons erscholl ein vielstimmiges: „Guten Abend, Herr!"

Wartenfels betrachtete sich die Männer.

Es waren ausnahmslos kräftige, muskulöse Gestalten in reinlicher Kleidung, die da drüben leise murmelnd und nach Negerart lebhaft gesticulirend, auf die Auszahlung warteten.

In einer Gruppe zusammen stand ein kleiner Trupp Weißer.

Man mußte schon scharf zusehen, um unter diesen, von dem obligaten Riesen-Strohhut beschatteten braun gebrannten Burschen eine Nationalität feststellen zu können.

„Es sind größtentheils Mexikaner und Spanier," erläuterte der alte Herr, seine Gedanken errathend. „Sehr intelligente Leute, welche ich für die Bedienung der Feldmaschinen benöthige; leider gelingt es nicht, zwischen ihnen und den Farbigen ein dauerndes Einvernehmen herzustellen."

„Eifersucht und Rassenhaß!" bemerkte Wartenfels.

Der Generalvertreter nickte zustimmend.

Ein breitschultriger Mann erschien in der offenen Hausthür und kam rasch auf die Beiden zu.

„Da kommt der Verwalter," sagte Mr. Peddleton.

„Guten Abend, Gentlemen!" grüßte eine Baßstimme.

„Guten Abend, Mr. Hurst. Mr. Wartenfels, dieser Herr ist der Verwalter von Welham-Plantage."

Hurst trat an den Ingenieur heran.

„Willkommen, mein Herr!"

Die beiden Männer gaben sich die Hand.

Awkins erschien mit einem klirrenden Lederbeutel in der Hand. Ein Holztisch nebst Stuhl wurden unter das weit herüberhängende, Schatten spendende Hausdach gestellt.

Der Zahlmeister der Plantage setzte den Geldsack wuchtig auf die Tischplatte, nahm ein langes Buch unter dem linken Arm hervor, zog seinen Revolver aus der hinteren Hosentasche und legte denselben vor sich hin.

Die Auszahlung begann.

Jeder aufgerufene Arbeiter quittirte seine Namensnennung mit lautem „hier", empfing das ihm gebührende Geld und machte sein Kreuz. Einige schrieben ihren Namen.

Es herrschte eine wohlthuende Stimmung unter den Leuten.

Wartenfels verglich unwillkürlich diese fröhlichen, selbstbewußten Menschen mit den Grubenarbeitern in Brasilien.

Was waren da unten für elende, armselige und verkommene Geschöpfe gewesen!

Die Arbeiter hatten nunmehr ihren Lohn erhalten und zogen gruppenweise nach dem dicht gelegenen Store, wo sie sich gewöhnlich am Schluß der Woche bei den Klängen des Banjo oder ihrer eigenthümlichen, schwermüthigen Lieder einen Extra-Whisky gönnten.

Mr. Peddleton führte den Ingenieur in dessen Wohnung hinauf.

Eine Reihe behaglich eingerichteter Zimmer, zum Theil nach dem Mississippi gelegen, stand dem Ankömmling zur Disposition.

Nach längerer Rast begaben sich die beiden Herren im Buggy zur Eisenbahnstation, um nach der Zuckerfabrik zu fahren.

Daselbst lernte Wartenfels den Director, die beiden Ingenieure, sowie den ersten Chemiker kennen, und nach kurzer Zeit begab sich die kleine Versammlung in das neuerbaute Maschinenhaus, in die Lagerräume und die Werksäle, um Wartenfels einen flüchtigen Ueberblick der großen Anlage zu geben.

Aufmerksam hörte derselbe die Erläuterungen der verschiedenen Führer an, versuchte dabei auch, durch wiederholte Fragen einen möglichst schnellen Einblick zu gewinnen, vermied es hingegen sorgfältig, ein bestimmtes Urtheil abzugeben, obwohl ihm dies verschiedentlich nahe gelegt wurde.

Der Generalvertreter hatte den Beamten, die von der Ankunft des

Neuangekommenen bereits unterrichtet waren, in seiner freimüthigen Art mitgetheilt, daß man den jungen Ingenieur zu seiner Entlastung hergeschickt habe und daß derselbe von Mr. Andrew mit ähnlicher Vollmacht betraut wäre, wie er selbst.

„Ich ersuche Sie daher, Gentlemen," schloß Mr. Peddleton, „jedem Wunsch, den Mr. Wartenfels in geschäftlicher Beziehung äußert, in der weitgehendsten Weise Rechnung zu tragen!"

Der Director begrüßte Wartenfels zunächst, indem er die Hoffnung aussprach, daß ihre geschäftlichen und persönlichen Beziehungen stets die günstigsten sein möchten.

„Um so mehr," setzte Mr. Braddon lächelnd hinzu, „als wir auch Nachbarn auf der Welham-Plantage geworden sind. Also gute Nachbarschaft, Mr. Wartenfels."

Der Mann machte trotz seiner Liebenswürdigkeit keinen guten Eindruck auf Wartenfels. Ohne besonders viel auf Aeußerlichkeiten zu geben, war ihm ein gewisser spöttischer Gesichtsausdruck im Verein mit der unnatürlichen Freundlichkeit des Directors durchaus unsympathisch.

Die schrille Dampfpfeife, welche den Schluß des Geschäftes anzeigte, erinnerte an den Aufbruch.

Mr. Peddleton, der Director und Wartenfels benützten die Bahn, um gemeinsam nach der Welham-Plantage zurückzufahren. Hier verabschiedete sich Mr. Braddon von den Beiden, welche den Wagen bestiegen, der die Herren nach dem Ocean-Haus brachte.

Das Essen wurde diesmal in dem Speisezimmer, dessen Wände mit den Bildern der Familie Andrew geschmückt waren, servirt.

Wartenfels war schweigsam.

Obwohl von einer falschen Bescheidenheit völlig frei, hatte er dennoch das unbehagliche Gefühl, als habe man ihn überschätzt.

Seinem Gegenüber fiel die andauernde Zurückhaltung des jungen Mannes auf.

„Nun, Mr. Wartenfels," fragte er, „welchen Eindruck haben Sie denn heute von dem zukünftigen Wirkungskreis gewonnen?"

Der Gefragte blickte ruhig auf.

„Ich mache eben," erwiderte er, „zu meiner Freude die Beobachtung, daß ich auch in der Ferne ein guter Deutscher geblieben bin. Man nannte uns ja," fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, „das Volk der Denker. — Vielleicht hätte man auch sagen können der ‚Bedenker'.

„Mr. Wartenfels," warf der alte Herr in warmherzigem Tone ermuthigend ein, „erklären Sie sich mir gegenüber doch ganz aufrichtig!"

Der Ingenieur rückte seinen Stuhl zurück und sprach sich rückhaltslos aus.

Er setzte auseinander, daß sich seiner Thätigkeit folgerichtig die verschiedensten Schwierigkeiten entgegenstellen würden, wie das gewöhnlich und

wohl auch unvermeidlich zu geschehen pflege, wenn sich irgendwo an leitender Stelle eine Neubesetzung vollzöge, besonders durch einen Fremden. In diesem Falle würden die Hindernisse voraussichtlich noch bedeutender sein, weil man in ihm zunächst nur den Fremden, gewissermaßen den Eindringling sehen würde und die dann eintretende vielleicht unbewußte Opposition das ersprießliche Zusammengehen gefährden würde."

„Ist Ihnen die Vollmacht nicht ausreichend genug?" unterbrach Mr. Peddleton.

„Völlig ausreichend, Mr. Peddleton, völlig ausreichend. Ich betrachte dieselbe auch durchaus nicht blos als ein Stück Papier, von dem ich im Nothfalle Gebrauch machen kann, sondern ich würde mich im Gegentheil bei jeder Gelegenheit auf dieses Vertrauens-Document stützen, um mich überall da genau zu orientiren, wo ich es für nöthig halte.

Sie werden mir nun entgegenhalten," unterbrach sich der Ingenieur mit abwehrender Handbewegung selbst, „daß eine Vollmacht ja stets ihren Gebrauch zum Zweck hat, jedoch hier — kurz gesagt, ich fürchte," sprach er lachend weiter, „daß der Nutzen, den ich hier bringe, nicht im richtigen Verhältniß stehen wird zu den Weiterungen, die durch meine Thätigkeit hervorgerufen werden müssen."

„Stop!" rief Mr. Peddleton heiter herüber.

„Noch nicht! — Mr. Andrew erwartet nämlich in Folge einer, zwischen uns in New-York getroffenen Abmachung Nachricht von mir. Was ich Ihnen gegenüber eben ausführen wollte, würde wohl ungefähr der Inhalt meines Schreibens an Mr. Andrew sein; ich wollte Sie eben nur davon unterrichten . . . Auf welche Weise ich die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen will, wie ich mir meine Stellung hier zu machen gedenke, das ist, wie ich aus Erfahrung weiß, natürlich lediglich meine Sache.

Es handelt sich auch für mich in diesem Falle nur um das „ob", das „wie" wird sich schon finden lassen.

So, und jetzt, wenn Sie so wollen: stop!"

„Bravo, Mr. Wartenfels!" applaudirte der Generalvertreter. „Das war vernünftig gesprochen. Ich kann die Bedenken, welche Ihnen übrigens alle Ehre machen, vollständig begreifen und bin sehr erfreut, daß wir gleich am ersten Tage Gelegenheit zu dieser Aussprache fanden. Daß Veränderungen stattfinden werden und müssen, ist ja klar. Man verlangt jedoch von Ihnen keine plötzlichen, übermenschlichen Erfolge. Mr. Andrew wollte als Hauptsache nicht blos einen controlirenden Fachmann an diesem Platze haben, sondern gleichzeitig eine Vertrauensperson, von deren Zuverlässigkeit er sich selbst überzeugt hat. Das war nicht leicht! deshalb hat man mich so lange — zu lange — hier allein gelassen! Bleiben Sie bei uns, Mr. Wartenfels; nehmen Sie mich beim Wort, der Entschluß wird Ihnen nicht leid!" . . .

Es wurde wieder still im Zimmer.

Die Blicke des jungen Mannes glitten über die gegenüberhängenden Bilder hinweg, auf welche das Kerzenlicht fiel.

Die Augen des Familienoberhauptes schienen ihm vorwurfsvoll zu folgen ... Weiter streifte sein Auge das liebreizende Antlitz Anna-Belles; ihre dunklen, träumerischen Augen erhielten durch das flackernde Licht ein frappirendes Leben.

Peddleton suchte seine Hand.

Wartenfels ergriff dieselbe mit festem Druck.

Beide Männer standen auf.

Der alte Herr blickte fragend nach ihm hin.

„Ich bleibe!“ sprach Wartenfels entschlossen.

Zu später Stunde fuhr Wartenfels in sein Heim zurück.

Der Mond beschien die glatte Fahrstraße, neben welcher der Riesenstrom dahinrauschte.

Große, ihm unbekannte dickleibige Käfer, Zirpen und Falter wiegten sich brummend, surrend und schwirrend durch die nächtliche Stille oder strichen schwerfällig vorbei.

Der warme Wind brachte einen schweren, berauschenden Duft von Magnolienblüthen herüber.

Die Pferde schnaubten.

Bald hielt der Wagen vor dem hohen Pallisadenthor, in welches der farbige Kutscher ein paar Worte hineinschrie.

Ein Neger kam herbei.

Das Thor ächzte schwerfällig.

Wartenfels stieg aus und ging in das Haus.

Er begab sich auf seinen Balkon und blickte nach dem Mississippi, in welchem das blanke Mondlicht spielte.

Von dem Store herüber tönte das tactmäßige Händeklappen der johlenden Negerburschen, begleitet von dem zupfenden, näselnden Ton eines Banjo. Das letzte Dampfboot fuhr Ladung suchend mit klagendem Gepfeif die Landungsstationen ab.

In der Ferne erstarben die schwachen Hufschläge und das gedämpfte Rollen des forteilenden Wagens.

Allmählich wurde dann Alles still.

* * *

Am andern Morgen begab sich Wartenfels in den Hof, um mit Awkins über die Pferdefrage zu berathen.

Der ehemalige cowboy führte ihn auf ein, hinter den Stallungen gelegenes Stück Grasland, wo etwa ein halbes Hundert Pferde und Maulthiere weidete.

Prüfend überflog der Blick des Führers die hohe kräftige Figur des Fremden und wies dann auf einen jungen, starkknochigen Fuchshengst, der sich zutraulich schnuppernd näherte.

„Gut und fromm, Sir!“ sagte der Mann und strich mit der flachen Hand mehrere Male liebkosend über den blanken Hals des Pferdes.

„Es wäre jetzt gute Zeit zum Probiren; ich muß gerade nach der Reismühle!“

Wartenfels war einverstanden.

Er wollte sich ohnehin die Maschinen der Mühle ansehen.

Bald standen die Pferde bereit, und in schlankem Trabe ging es die Felder entlang.

Awkins schien Eile zu haben.

Er schnalzte gellend mit der Zunge, und sein junger Mustang ging nach mehreren wilden, bockenden Lanzaden in einen langen, weitgreifenden Galopp über.

Wartenfels blieb an seiner Seite.

Eine freudige Stimmung überkam ihn.

Genoß er doch wieder einmal seit langer Zeit das schöne Gefühl, ein gutes Pferd unter sich zu haben!

Seine Brust hob sich breiter; er athmete in langen Zügen die entgegenwehende frische Morgenluft.

Die Pferde flogen prustend, nebeneinander bleibend, über den weichen Boden. —

Awkins hob die schwere Peitsche.

„Dort drüben liegt die Mühle! Achtung, Herr! — Jetzt kommt der Bach!“ —

Die beiden Pferde spitzten die Ohren, hoben sich fast gleichmäßig kräftig zum Sprung und nahmen ohne Anstrengung den ziemlich breiten Wasserlauf.

Der Weg wurde jetzt schmaler und steiniger.

Man ritt langsam, Awkins voran, den Weg zeigend.

Noch eine kurze Biegung um kleine Cedern-Anpflanzungen, und die Mühle lag vor ihnen.

Die Reiter saßen ab.

Ein Negerjunge nahm die Zügel der Pferde.

Awkins zeigte mit stolzer Geberde auf die Thiere.

„Unsere Pferde sind nicht einmal warm geworden, Herr!“

Wartenfels betrat die Mühle.

Das Klopfwerk wurde von mehreren Arbeitern für die kommende Ernte hergerichtet. Bei einer Schälmaschine stand ein intelligent aussehender Weißer und bemühte sich, aus einem primitiven Kasten passendes Handwerkzeug herauszusuchen.

Mißmuthig schüttelte er den Kopf und versuchte in schlechtem Englisch einem nebenstehenden älteren Neger seine Wünsche klar zu machen.

Nach vergeblichen Versuchen bückte er sich wieder auf seine Arbeit herunter.

Wartenfels, welcher glaubte, bei dem vorangegangenen Redeschwall spanische Laute herausgehört zu haben, trat herzu.

„Sind Sie ein Spanier?"

„Ja, mein Herr!" antwortete der Angeredete schnell, erfreut, seine Muttersprache zu hören, indem er sich aufrichtete. Dann setzte er auseinander, man habe ihm den Auftrag ertheilt, die Maschinen einzurichten, er fände aber für die feineren Maschinentheile nur ungenügendes Handwerkzeug in der Mühle vor.

Der Ingenieur versprach Abhilfe und ließ sich das Werk zeigen.

Es mußte Manches geschehen.

Wartenfels riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch, schrieb das fehlende Handwerkzeug auf und reichte es dem Spanier, der es dankend entgegennahm.

Hierauf verließ er die Mühle, bestieg sein Pferd wieder und ritt nach dem Ocean-Haus, um sich die Dämme anzusehen, welche man dort zum Schutze gegen die Ueberschwemmung neu aufgeführt hatte.

Als er wieder in seinem neuen Wohnort angelangt war, fand er ein Billet von Mr. Peddleton vor. Dieser lud ihn ein, den 3 Uhr-Zug zu benutzen, da die Fabrik neue Maschinen ankaufen wolle, wobei er seinen fachmännischen Rath nicht entbehren möchte.

In der Stadt angekommen, begab man sich sogleich in das Fabrikgebäude, woselbst eine kleine Conferenz abgehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit entstanden Meinungsverschiedenheiten.

Director Braddon erklärte den Ankauf zweier recht kostspieliger Maschinen für durchaus nöthig; geschähe dies nicht, behauptete er kategorisch, so würde der Reinertrag der kommenden Saison erheblich hinter den Vorjahren zurückbleiben.

Es handelte sich bei diesen Neuanschaffungen hauptsächlich um die Vervollkommnung einer Walzenvorrichtung, welche die beim Pressen übrigbleibenden Rückstände vom Rohzucker trennt.

„Dazu braucht man doch keine vollständig neuen Maschinen!" warf Wartenfels trocken ein.

Der Director horchte, sein Gesicht dem Sprecher zuwendend, fragend auf.

„Wie meinen Sie das, Mr. Wartenfels?" fragte er mit lächelnder Miene.

„Ich meine, daß man die in Frage kommenden Walzen unschwer in die alten Maschinen einsetzen kann. Ich selbst habe vor nicht zu langer Zeit in New-York die gleiche Vorrichtung an Maschinen älterer Construction gesehen.

Der Director trommelte nervös mit seinem Bleistift.

„Das können wir ja gleich ausfinden, meine Herren!" rief Mr. Peddleton. „Wir gehen nach dem Maschinenhaus; dort ist Mr. Wartenfels gewiß so freundlich, seine Behauptung praktisch zu beweisen."

„Völlig einverstanden," sagte der Director zuvorkommend und biß sich auf die Lippen.

Man brach auf, und bald standen die Fachleute um die vorjährigen Maschinen, welche sich in tadellosem Zustande präsentirten.

Wartenfels bat um einige Minuten Zeit, da er sich kurz orientiren müsse. Sodann löste er mehrere Verbindungsschrauben, nahm eine Kolbenstange heraus und besah sich die Innen-Construction.

Schließlich griff er nach einem Stück Papier und zeichnete.

Die Umstehenden erwarteten das Resultat.

Braddon flüsterte mit seinen Ingenieuren.

„Gewiß!" hörte man plötzlich die ruhige Wartenfels'sche Stimme. „Die Herren werden mir bald Recht geben."

In knapp sachlicher Manier erbrachte der Blonde nun den thatsächlichen Beweis, daß die vorhandenen Maschinen zu der geplanten Verbesserung völlig ausreichten.

„Wie hoch sind denn die neuen Maschinen angesetzt?" fragte der Generalvertreter den Director.

Derselbe blätterte in seinem dicken Katalog.

„2200 Dollars!"

„Beide?"

„Jede einzelne natürlich!"

Wartenfels rechnete eilig und sagte darauf:

„Ich verpflichte mich, die ganze Reparatur für etwa 500 Dollars zu übernehmen."

Eine peinliche Stimmung herrschte nach diesen Worten unter den Versammelten.

Der Director klappte seinen Katalog zusammen.

„Wenn Sie das Risico übernehmen wollen, Mr. Wartenfels?" preßte er endlich hervor.

„Selbstverständlich!" kam es kühl zurück. Ich werde sofort eine Zeichnung machen und dann behufs eines genauen Kostenanschlages mit einem Fabrikanten in Verbindung treten.

Der Director wurde durch einen Diener abgerufen.

Man ging auseinander.

Mr. Peddleton schritt mit Wartenfels zum Fabrikthor hinaus.

Beide besprachen eingehend die stattgehabten Vorgänge.

Während der alte Herr nach der Plantage zurückkehrte, schritt Wartenfels die lange Kanalstraße hinunter, wo sich die Maschinenfabriken befanden.

Ein großes Etablissement erregte seine Aufmerksamkeit.

Ueber der Einfahrt stand in langen Lettern die Firma: C. W. Braddon.

An einem Thorbogen lehnte ein Mann mit blauer Blouse, schläfrig seine Pfeife qualmend.

„Liefert diese Fabrik auch für die South national sugar Company?"

„Ja, Herr!" brummte der Gefragte nach einer Weile zwischen der Pfeife hervor.

„Ihr Chef ist wohl verwandt mit dem Director der Zuckerfabrik?"

Der Mann öffnete die Augen ein wenig, nahm langsam seine Pfeife aus dem Munde, spie über die Straße und sagte endlich mürrisch:

„Sein Bruder!"

Nach dieser glänzenden rhetorischen Leistung drehte er dem Besucher phlegmatisch den breiten, schmierigen Rücken zu und schlurfte, billig riechende Tabakswolken hinterlassend, auf seinen ausgetretenen Pantoffeln in das Gebäude hinein.

Eine Thür fiel krachend hinter ihm in's Schloß.

Wartenfels ließ seiner Gewohnheit gemäß einen leisen Pfiff hören und begab sich in das Restaurant Vonderbank, um Etwas zu genießen.

* * *

Auch die enragirtesten Bewunderer der Vereinigten Staaten werden bei Erwähnung der amerikanischen Küche mehr oder minder trübselige Reflexionen nicht unterdrücken können.

Mit Ausnahme einiger Speiseplätze von Weltruf, wie beispielsweise Delmoniko in New-York, befindet sich, besonders anfänglich, der Gaumen und Magen eines Europäers in keiner beneidenswerthen Lage. Der Fall ist um so schwieriger, als die first class-Restaurants neben französischer Küche auch unerschwingliche Preise führen, daher nur den bevorzugten Sterblichen einen dauernden Besuch ermöglichen.

Eine Oase in dieser materiellen Wüste war das Haus Vonderbank, an dessen gastlicher Tafel sich Wartenfels jetzt behaglich niederließ.

Der Wirth, Holländer von Geburt, der das mit einem Hotel verbundene Restaurant schon Jahrzehnte leitete, war daselbst ein reicher Mann geworden, hatte sich aber immer noch nicht entschließen können, die wohlverdiente Ruhe zu genießen.

Auch heute schritt der alte Vonderbank, dessen Erscheinung an die Bilder altholländischer Meister gemahnte, würdevoll von Tisch zu Tisch, um seine Gäste zu begrüßen oder von besonders bevorzugten Kunden Bestellungen entgegenzunehmen.

Wartenfels fand hier gewöhnlich Bekannte.

Die großen Baumwolle-Fürsten, Besitzer der umliegenden Plantagen, Börsenleute, Ingenieure, Makler, Agenten — Alles pflegte sich hier nach

dem Schluß der Geschäfte zu versammeln, entweder in den kühlen, gewölbten Sälen oder unter der breiten, schattigen Zelt-Veranda.

Sein Menu war bald zusammengestellt.

Eine ihm wohlbekannte Gestalt arbeitete sich durch die immer zahlreicher werdenden Gäste; es war der Maler Branch.

„Hier!" rief Wartenfels mit winkender Handbewegung und lehnte einen noch unbesetzten Rohrsessel neben sich an den Tisch.

„Guten Tag, Mr. Wartenfels!" begrüßte ihn Branch freudigst überrascht, „wo stecken Sie denn eigentlich?"

„Ja, wo stecke ich eigentlich?" lautete die Gegenfrage. „Ich hatte bis jetzt wirklich keine Zeit, mir das zu überlegen. Seit meinem Hiersein habe ich einfach von früh bis spät gearbeitet."

„Aber das ist ja gar kein Leben!"

„Finden Sie mich so elend aussehend?"

„Im Gegentheil! — Noch brauner und gesünder scheinen Sie mir geworden. Aber wo wohnen Sie denn eigentlich?"

Wartenfels erzählte.

„Da haben Sie wohl von dem herrlichen New-Orleans noch wenig gesehen? Lieber Freund! — Unser Süden! — Das ist Etwas für den Maler! — Diese Mädchen und Frauen! — Mit vierzehn Jahren schon heirathsfähig; schnell und üppig gereift wie diese Früchte hier auf dem Tisch!"

„Aha!" machte Wartenfels.

„Sie werden doch übrigens am Sonnabend in das Eden-Theater kommen?"

„Wohin?"

„Guter Gott, in das Eden-Theater in der Canalstraße. Da waren Sie wohl noch gar nicht?"

„Nein!" entgegnete der Ingenieur belustigt.

„Man hat," fuhr der junge Maler eifrig fort, „die Goulue aus Paris kommen lassen und —"

„Wer ‚man'," unterbrach sein Nachbar unbarmherzig.

„Well, ich nicht und Sie nicht," klang es erregt, „hören Sie doch endlich 'mal zu! Die Goulue —"

„Wer ist denn das überhaupt, die Goulue?" fragte Wartenfels, von seinem Fisch aufblickend.

„Die Goulue ist eine der besten Cancan-Tänzerinnen der ganzen Welt," erläuterte, in stiller Verzweiflung zur Decke blickend, der Enthusiast, „sie trat früher im Jardin de Paris auf und soll hier mit unserem star, Katie Macdonald, zusammen tanzen. Wissen Sie, wie hoch die Wetten stehen? Verstehen Sie, die Wetten, wer besser tanzt?"

Wartenfels gestand seine Unkenntniß.

„Ein paar junge Herren der französischen Colonie haben bereits tausend Dollars gelegt. Die Franzosen kennen die Goulue schon von Paris her."

„Das sind wohl hier Ihre Landstudien, Branch? — Ihr Maler seid beneidenswerthe Menschen!“

„Ach was! So Etwas muß man einfach sehen, ob Maler oder nicht. Das fällt eben in die Rubrik Sport. Sie müssen sich das entschieden auch anschauen. Es wird Ihnen immerhin eine Abwechselung sein. Jedenfalls doch amüsanter wie die ewigen Maschinen!“

Beide lachten herzlich.

„Also werden Sie kommen?“ drängte der Maler.

„Ich komme! — Wo wohnen Sie?“

„Canalstraße 142; es ist in der Nähe vom Eden-Theater.“

„Aha,“ machte Wartenfels.

„Uebrigens hat sich neulich eine junge Dame sehr nach Ihnen erkundigt, Mr. Wartenfels.“

„Wer war denn das?“

„Miß Gleney. Ich denke, Sie werden demnächst eine Einladung vom Jockey-Club zu einem Gartenfest erhalten.“

Wartenfels sah nach der Uhr und sprang auf.

„Entschuldigen Sie mich, Branch, ich muß den Abendzug erwischen.“

„Haben Sie denn heute noch zu arbeiten?“

„Ziemlich viel zu zeichnen. Leben Sie wohl!“

„Also am Sonnabend, Mr. Wartenfels, nicht vergessen. — Ich bin den ganzen Nachmittag zu Hause.“

„All right! Guten Abend!“

„Auf Wiedersehen!“ — — —

„Sonderbarer Schwärmer,“ brummte Branch, dem Forteilenden nachsehend. „Wenn dieser Mann wollte! — Sobald ich wieder in New-York bin, muß ich doch mal vorsichtig auf den Busch schlagen, wie seine Chancen bei Miß Andrew wirklich stehen.“

Bekannte traten ein und hinderten den jungen Mann, seine Betrachtungen fortzusetzen.

* * *

Wartenfels hatte nunmehr einen Ueberblick seiner zukünftigen Thätigkeit gewonnen und eine ungefähre Tageseintheilung getroffen.

Das Personal kam ihm im Allgemeinen ziemlich vertrauensvoll entgegen, nur mit den Beamten der Fabrik, welche sämmtlich unter dem Einflusse des Directors zu stehen schienen, konnte er nicht recht vorwärts kommen. Seine Anordnungen wurden zwar respectirt, aber es bildete sich öfters eine Art stillschweigender Opposition, welche die Ausführung der von ihm geäußerten Wünsche nach Möglichkeit — scheinbar unabsichtlich — zu verzögerte.

Es war bisher der Brauch gewesen, daß der Fabrikleiter sich seine

Organe engagiren konnte und eine jede Anstellung sodann, der Formalität halber, durch Mr. Peddleton sanctionirt wurde.

Wartenfels hatte nun vorgeschlagen: die Administration solle die Beamten selbst auswählen und nach einer gewissen Probezeit definitiv anstellen. Entsprächen dieselben während dieser Frist den gehegten Erwartungen nicht, so sei es ja dem Director stets unbenommen, seine Bedenken zu äußern.

Auch mit der bisherigen Arbeitercontrole war Wartenfels nicht ganz einverstanden. Zunächst erschien es ihm geboten, das Aufsichtspersonal zu vermehren; Awkins sollte vor allen Dingen entlastet werden, man mußte auch neue Vormänner für die kommende Ernte suchen.

Dazu kam, daß zwischen den weißen Arbeitern und der Negerbevölkerung eine steigende Erbitterung herrschte, welcher man im Ernstfalle ziemlich machtlos gegenüberstand.

Wartenfels hatte über alle diese Punkte eingehende Besprechungen mit dem Generalvertreter gehabt, wodurch er erreichte, daß man zunächst auf der Welham-Plantage einige tüchtige Leute anstellte.

Die einschneidenden Veränderungen in der Organisation der Fabrikbeamten sollten bis zur bevorstehenden Ankunft Mr. Andrews verschoben werden.

Die Contracte der Verwaltungsbeamten verboten überdies eine sofortige Abänderung der bestehenden Verhältnisse.

Der Erwartete sollte kurz vor der Ernte eintreffen; bis dahin wollte man die Vorbereitungen auf den Feldern und in den Mühlen getroffen haben. Wartenfels verdoppelte seine Thätigkeit; wenn er staubbedeckt heimkehrte, erfrischte er sich durch ein Bad und begab sich nach eingenommener Mahlzeit in die Fabrik oder zu den Mühlenwerken.

Seine zähe, das Klima gewöhnte Constitution ließen ihn glücklicher Weise mit spielender Leichtigkeit alle Strapazen ertragen; arbeiten aber — das hatte er gelernt!

Die Sonne brannte fürchterlich sengend hernieder, als Wartenfels um die Mittagszeit an dem bereits halbhohen Zuckerrohre entlang ritt.

Es herrschte eine vollständige Tropentemperatur, und selbst einige farbige Arbeiter, welche Stromwasser auf die Reisfelder schaffen mußten, waren der Gluthhitze unterlegen und hatten heimgeschafft werden müssen. Trockene, glühende Luft brütete und zitterte über den weiten Feldern. Wartenfels sprach einige liebkosende Worte zu dem schönen Pferde.

Das brave Thier legte die feinen Ohren scharf nach vorn, mit lang vorgestrecktem Halse, leise wiehernd, den heute spärlich fließenden Bach witternd.

Der Ingenieur ritt über eine starke Brücke, welche er kürzlich angelegt hatte.

Die Hufe der Pferde hallten einige Male dumpf auf den festen Bohlen. Dann war wieder Alles still.

Die Natur schien zu schlafen . . .

Plötzlich erscholl ein gellender, markerschütternder Schrei.

Wartenfels fuhr empor und blickte nach der vermeintlichen Schallrichtung . . . Noch einmal derselbe durchdringende jammernde Ruf, nur etwas gedämpfter.

Der Reiter hob sich schnell in den Bügeln und blickte, auf den Sattelknopf gestützt, spähend umher.

Da gewahrte er, nahe der Reismühle, dicht bei dem kleinen Cedernwäldchen, einen Trupp Menschen, welcher sich langsam vorwärts bewegte.

Das Pferd herumreißen und ihm die scharfen Eisen geben, war das Werk eines Moments.

Das erschreckte Thier flog in gewaltigen Sätzen den Weg zurück, und bald hatte Wartenfels die Leute eingeholt.

Es waren weiße Arbeiter, welche in ihrer Mitte einen jungen Neger vorwärts zerrten, der einen Strick um den Hals trug, in dessen Schleife er immer wieder vergeblich die krampfhaft zitternden Hände zu zwängen versuchte.

Das Gesicht des armen Burschen hatte bereits jenen grauvioletten Schimmer angenommen, welchen der Neger im Augenblick einer Todesgefahr erhält. Die großen, gelblichen Augäpfel rollten mit einem flehenden, verzweifelten Ausdruck hin und her und blieben dann instinctmäßig auf Wartenfels gerichtet, während seine Kehle gurgelnde Laute auszustoßen versuchte.

Vom Pferde herunter und den Revolver herausreißen war im Nu geschehen.

Der kleine Trupp hatte gehalten.

„Den Burschen los!" schrie Wartenfels und ließ den Hahn spielen.

Der Mann, welcher den Neger würgte, sah gerade in den kurzen Lauf der Waffe hinein und ließ mechanisch die Schlinge fahren.

Die Anderen hielten noch fest.

„Was hat der Bursche gethan?" . . .

Die Männer blickten sich an.

Einer von ihnen nahm das Wort; Wartenfels erkannte sofort den Mann aus der Reismühle, der die Maschinen repariren sollte.

Derselbe berichtete gelassen, der Farbige habe sich an einem weißen Mädchen vergriffen, er müsse seine That büßen.

„Hindert uns nicht daran, Herr!" beendete der Spanier mit entschlossener Miene. —

„Wo sind die Beweise?" rief Wartenfels.

Wieder blickten sich die Männer an.

Ein Aelterer, der den nur noch mühsam Widerstand Leistenden am Arme gefaßt hielt, sprach über die Schulter zu dem Ingenieur herüber:

„Das Mädchen wollte vor einer halben Stunde zum Essen gehen, wurde aber unterwegs von dem Neger überfallen. —

Wir machten uns gleich auf den Weg und fanden diesen da. —

Es war kein Anderer weit und breit zu sehen. — Das Mädchen schwört, daß es ein Farbiger war." —

„Es giebt aber viele Farbige!" donnerte jetzt Wartenfels. „Ist er schuldig, so wird er seiner Strafe nicht entgehen, ohne Beweise hingegen ist es schmachvoll von Euch, sich an dem armen Teufel zu vergreifen."

Der Bedauernswerthe war auf den Boden niedergesunken und in Folge der ausgestandenen Angst unfähig, zu reden.

Wartenfels hatte seinen vorläufigen Zweck erreicht und Zeit gewonnen. Die Leute schienen unentschlossen und beriethen stürmisch untereinander. —

Schnell suchte er seinen momentanen Vortheil zu nützen.

Er steckte seinen Revolver weg und ersuchte den Spanier in möglichst gleichgültigem Tone, Wasser herbeizuschaffen.

Der Mann sah ihn verblüfft an, aber ging.

„Ihr seid vom Ocean-Haus?" wandte sich der Ingenieur an die Anderen.

„Ja, Herr!" kam es von zögernden Lippen.

„Hütet Euch, dem Burschen nur ein Haar zu krümmen!"

Eine trotzige Stille entstand.

„Geht jetzt!" . . .

Die Arbeiter schwankten zunächst unschlüssig, kamen jedoch, wenn auch laut murrend, der erneuten, energischen Aufforderung nach.

Das Wasser wurde gebracht.

Der am Boden Liegende trank, wobei er sich zusehends erholte. —

Wartenfels reichte dem Spanier die Hand, dann saß er wieder auf.

Der Mann ging langsam seinen Gefährten nach, welche zeitweise stehen blieben und die Köpfe umwendeten. —

Kaum waren seine Peiniger außer Sicht, so stand der Farbige langsam vom Boden auf, rieb sich den wundgescheuerten Hals sowie seine schmerzenden Glieder und schüttelte die geballte Faust den Verschwundenen nach.

Dann erzählte er mit fliegendem Athem.

Er käme von seinen Eltern, die auf der Nordfarm wohnten, sei auf dem Wege nach der Stadt gewesen, wo er in einer Zuckerfabrik beschäftigt wäre. — Von einem weißen Mädchen habe er Nichts gesehen. —

Wartenfels schnitt dem lebhaft Gesticulirenden das Wort ab.

„Faßt in den Steigbügel!" —

Der Neger lehnte ab.

Er ging schnatternd und verwünschend neben dem Pferde her. Am Bache angekommen, ließ er sich an besonders niedriger Böschung heruntergleiten und schlürfte dann gierig das trübsickernde Naß. —

Der Hengst hob laut wiehernd den feinen Kopf.

Eine weißgraue Staubwolke, in welcher man allmählich die Umrisse eines Reiters erkannte, kam langsam näher.

Wartenfels sah scharf hinüber.

Man unterschied jetzt eine Art Pony mit einem auffallend langbeinigen Menschen auf dem Rücken.

„Halloh, Mr. Wartenfels," hörte der Ingenieur eine ihm bekannt dünkende Stimme rufen.

Der Pony begann zu traben.

Er trug Mr. Jonathan Knox.

Zu noch größerem Erstaunen des Anderen begrüßte ihn sein ehemaliger Schiffsgenosse in fließendstem Deutsch.

„Ich glaubte Sie um die Lunchzeit sicher zu Haus! — Nun bin ich Ihnen entgegengeritten. — Sie suchen eine gute Firma für Lieferung von Maschinen? — Hier ist meine Geschäftskarte. — Wir machen auch Verbesserungen und Reparaturen, nehmen sogar Maschinen älterer Construction in Zahlung — Ich vertrete von heute ab die Firma Klaywood und Liston in New-Orleans." —

Wartenfels mußte lachen.

Ihm fielen die Schiffspredigten ein.

„Leider bin ich augenblicklich schon versorgt, Mr. Knox. Die Karte kann ich ja für alle Fälle zu mir stecken. — Sie sprechen ja übrigens wie ein Deutscher."

Statt jeder Antwort steuerte der Glattrasirte, sein kleines langmähniges Pferd mit den dünnen Beinen bearbeitend, an Wartenfels' Seite. Von dem schwarzen Burschen nahm er nicht die geringste Notiz.

Wartenfels jedoch erzählte ihm den Vorfall.

Knox wiegte mißbilligend seinen Kopf.

„Das hätten Sie nicht thun sollen, Mr. Wartenfels! Das sind interne Angelegenheiten! — Die Leute sind ja auch rücksichtsvoll und gehen in der verdammten Mittagssonne heraus, um Niemanden zu geniren. — Warum stören Sie denn diese discreten Menschen? . . .

Er schrie? . . . Das ist sein gutes Recht! . . . Sind Sie der Sheriff?"

„Nein!" —

„Jetzt haben Sie die Weißen auf dem Halse!" —

„Das andere Mal vielleicht die Schwarzen!" —

„Dann können Sie ruhig wieder mit der „Louisiana" zurückfahren. Sie kennen doch das vermaledeite Klima! — Macht die Menschen hitzig! Auch die Frauenzimmer!" . . .

Dann brummend:

„Noch dazu ein Farbiger! — Der gilt hier im Süden nicht mehr wie eine Crevette!

Man war zur Welham-Plantage gelangt.

Mr. Knox empfahl noch einmal eindringlich die Herren Klaywood und Liston, dann ritt er eilig nach der Stadt zurück.

Wartenfels sah sich nach seinem Schützling um, — der war verschwunden.

(Schluß folgt.)

Georg Engel.

Von

Albert Heiderich.

— Berlin. —

Die Natur ist allen Völkern die erste Lehrmeisterin der Poesie gewesen, die auch heute noch ihren starken Einfluß auf Alles, was man „singen und sagen" nennt, ausübt. Der Dichter, der sich dem mächtigen Banne der Natur hat entziehen können, ist noch nicht erschienen und wird wohl hoffentlich auch nie erscheinen. Anders singt der Sohn des heiteren Südens, wo beim frohen Becherklang in den Osterien anmuthige Lieder in einer wohllautenden Sprache erschallen, anders der derbe Mann des Nordens, der in grünem Jägerrocke und hohen Stiefeln über Haideland und Sümpfe wandernd, der müherollen Arbeit der kraftvollen Bauern zuschaut, ihnen mit einem derben „guten Tag auch!" die Hand schüttelt und dann weiter streift über Acker und Brachland, bis es endlich hinter einer Kieferdüne erscheint — das gewaltige, unendliche Meer.

Georg Engel gehört dem biederen, derben Stamme der Pommern an, der in seinem Charakter starke Ausdauer, frisches Drauflosgehen mit jenem köstlichen, urwüchsigen Humore vereint, der unser Herz so wundersam ergreift, weil er wie ein Lachen unter Thränen erscheint. Engel wurde im Jahre 1866 zu Greifswald geboren, von wo er jedoch nach dem Tode seines Vaters nach Breslau übersiedelte, um dort das Gymnasium zu absolviren. Zwar erst zum Kaufmannsstande bestimmt, zeigte er doch bald eine so große Begabung für Kunst und Wissenschaft, daß man den erst gefaßten Plan umstieß, und Engel im Jahre 1888 die Berliner Universität bezog, um dort Germanistik und Geschichtswissenschaft zu studiren. 1890 folgte Engel einem Rufe an das Berliner Tageblatt, dessen litterarische Redaction er jedoch schon im Jahre darauf niederlegte, um sich ganz der Schriftstellerei

widmen zu können. Seit jener Zeit lebt Engel als freier Schriftsteller in Berlin, in idyllischem Zusammensein mit seiner über Alles verehrten Mutter emsig schaffend und strebend.

Schon des Dichters äußere Gestalt läßt in ihm den Pommern erkennen: der hohe, breite Wuchs, die kräftige, sympathische Stimme und vor Allem die wunderbaren, glänzenden Augen, die so tief sind, wie die pommersche See, und in denen es leuchtet und blitzt und erzählt von neckischen Kobolden, die am verschwiegenen „Düfteteich" ihre Purzelbäume schlagen, von Nixen, die ihre schneeweißen Leiber in den mondbeglänzten Fluthen wiegen, und von armen Menschenkindern, die, sehnsuchtsvoll am Strande stehend, wehmüthig auf das bezaubernde Spiel schauen.

Engel ist eine, man möchte sagen, pantheistisch-romantische Natur. Jeder, auch der lebloseste Gegenstand, gewinnt Leben unter den warmen Strahlen seiner Phantasie, die Sumpf und Haide, Haus und Hof mit guten und bösen Geisterchen bevölkert. Und die neckischen Hauskobolde, die in Engels erstem Romane „Ahnen und Enkel" ihr Wesen treiben, stehen zweifellos in Zusammenhang mit dem grausig dürren Phantome, das in der letzten Erzählung „Die Last" sich wie ein Mene Tekel zwischen die beiden sündig Liebenden stellt.

Diese romantische Veranlagung Engels macht ihn zum berufenen Dichter des pommerschen Meeres. Nicht als ob er in seinen Dichtungen farbenprächtige Schilderungen des gewaltigen Wassers zu geben pflegte, nein, er symbolisirt das Meer in seinen Gestalten, denen er einen romantischen Schleier überzuwerfen weiß, so daß sie sich der fühlenden Seele gleich als „Leute vom Meere" offenbaren. Und auch eine so gewaltige, kraftvolle Natur wie den Kapitän Holstein in „Des Nächsten Weib" konnte nur ein Dichter schildern, der die würzige Luft der See mit vollen Zügen athmete, der dem muthigen, selbstbewußten Treiben der Schiffer zuschaute und das gewaltige Rollen und Fluthen der Wogen mit ansah.

Doch wie der Mensch am Meere seine Kraft beweisen kann, so zeigt das grausame, gewaltige Element auch die Schwäche des Irdischen. Was sind die festesten Brücken über die lauernden Fluthen? Ein kurzer Sturm, ein wildes Aufbäumen der Wogen reißt auch die kühnsten Bauten in den Abgrund. Der alte Baron in „Des Nächsten Weib" ist so ein Zerschmetterter, der in genialem Größenwahne die kühnsten Pläne auszuführen suchte, bis das Geschick mit einem Hohnlachen Alles zu Boden riß. Und auch der König Ahasver in dem dramatischen Gedichte „Hadasa" ist solch ein verwegener Geist, der sich erheben will über Natur und Menschen, der das Meer geißeln läßt wie ein widerspenstiges Roß und die Völker zwingt, ihm Tempel zu bauen.

Die Erkenntniß der menschlichen Ohnmacht ist den Dichtern aller Zeiten zugleich eine Quelle für das Tragische wie für das Komische gewesen. Scheitert ein großer Charakter an dem Streben nach dem Unend-

lichen, so wirkt das tragisch, verlegt der Dichter jedoch den Conflict in eine niedere Sphäre, so erreicht er eine köstliche Komik, wie sie Engel in den Paaren „Pilz und Schimmel" in „Des Nächsten Weib" und „Bazeluth und Thel" in der demnächst am Lessingtheater in Scene gehenden „keuschen Susanne" zu Stande gebracht hat. Es liegt so viel Rührend-Lächerliches darin, wenn der Disponent Pilz in seinem Compagnon, dem Detaillisten Schimmel, ein niederes Subject sieht, das ihn nur an seinem Ideale, Großkaufmann, Engrossist zu werden, hindert; wenn er sich schließlich von dem Detaillisten separirt, um mit seinem Engrosgeschäft kläglichen Bankbruch zu erleiden, während der rührige Schimmel fleißig weiter Butter und Heringe verkauft, mit den Dienstmädchen klatscht und es zu blühendem Wohlstande bringt. Es liegt ein so köstlicher Humor in der Gestalt des Richters Bazeluth, der sich für den Tugendhaftesten, Gerechtesten und Weisesten ausgiebt und im Grunde doch nur ein arger Heuchler, ein Weiberjäger und Kettendieb ist.

Mit humoristischen Figuren hat Engel überhaupt ein großes Glück. Welch prächtige Gestalten sind nicht in dem Roman „Ahnen und Enkel" Spätzlein, der Quellensucher, und sein Feind, der Professor Beckmann, den ein ironisches Schicksal selbst die so wüthend bestrittene Quelle finden läßt, oder Tante Gusting, die ihren sieben Freitischen die Neuesten Nachrichten ersetzt! Welch guten Wurf hat der Dichter nicht im Hexenkessel mit dem pommerschen Offiziersburschen Jochen gethan oder in seinem letzten Schauspiel „Abschied" mit den beiden Brüdern Witt, von denen der eine das Podagra hat und über die Münchhausiaden des biederen Capitano stets in höchste Wuth geräth. Und wie köstlich parodirend schildert er in der „keuschen Susanne" die hochwohllöbliche Wache und deren hochehrwürdigen Herrn Hauptmann!

Und wie der Humor in Engels Charakter wohl ein Geschenk der im Mondschein sich tummelnden Wellen sein kann, so ist ihm auch zweifellos jene leise Melancholie, die gleichsam wie ein durchsichtiger Nebel über seinen Gestalten schwebt, von dem ewigen Plätschern der Wogen, von dem unendlichen, geheimnißvollen Gewässer des Meeres überkommen.

Diese düstere, melancholisch-romantische Stimmung herrscht besonders in zwei Werken Engels vor, in dem „Hungerdorfe" und der „Last". Die gewaltigsten sittlichen Conflicte werden hier in einer furchtbar packenden Weise behandelt. Die Psychologie ist von eiserner Nothwendigkeit. Der geistig etwas stumpfe Klas des Hungerdorfes muß seine greise Mutter erschlagen, die ihn vergebens von der Liebe zu seinem leichtfertigen Weibe zu befreien sucht.

Und ebenso ehern nothwendig ist es, daß der Bauer Wilms, den die Last seiner kranken Frau materiell und geistig schier zu erdrücken scheint, zwar in Liebe zu seiner jungen Schwägerin Hedwig, die ihn rettet und befreit, entbrennt, in dieser Liebe jedoch keine Ruhe, keinen Genuß finden kann, da ihn das Gespenst seiner kranken Frau überallhin verfolgt.

Eine schwere dumpfe Stimmung liegt über der „Last". Kein überlauter Ton, keine entfesselte Leidenschaft. Aber unten in der Tiefe, da lauert der Sturm wie eine gefräßige Wölfin. Man legt das Buch in einer peinlichen, drückenden Stimmung aus der Hand.

Aber man bewundert es, man bewundert die Einfachheit der Mittel, mit denen gearbeitet wird, die Einheit der Stimmung und die wundervolle Plastik der Gestalten. Wenn man nicht schon vor dem Erscheinen der Last gewußt hätte, daß Engel ein hochdramatischer Dichter ist, dieses Buch, obgleich ein Roman, hat es überzeugend bewiesen. Man kann den Stücken Engels vorwerfen, was man will, aber das Eine steht fest: sie sind äußerst dramatisch. Mit einer staunenswerthen Sicherheit weiß Engel das Dramatische, das Theatralische zu treffen. Alle seine Stücke „Der Hexenkessel," „Hadasa", „Abschied" sind bühnenwirksam. Aber noch hat er in dieser Sphäre nicht das Große geleistet, wie er es im Epos zweifellos mit dem „Hungerdorfe" und der „Last" gethan hat. Doch wir haben auf dramatischem Felde von ihm, dem geborenen Dramatiker, der garnicht anders als bühnenwirksam schreiben kann, noch viele Früchte zu erwarten, wenn nur erst — auch im Drama — sein frisches Draufgängerthum, seine kühne Jägerrocknatur einer leiseren, aber desto tieferen künstlerischen Behandlung Platz gemacht hat.

Und das wird nicht allzu lange währen. Ist Engel doch ein äußerst strebsamer Künstler, der es ernst meint mit seiner göttlichen Kunst und kein loses Spiel treibt weder mit Worten noch mit Gefühlen. Was einst Hermann Conradi von sich sagte, gilt auch von Engel: „Und was ich nicht gefühlt, das sing' ich nicht!"

Engel ist daher auch kein Modedichter, er gehört keiner Schule an, weder den Idealisten noch den Realisten. Wohl stand er im Anfange seiner Laufbahn stark im Banne Gustav Freytags und Turgenieffs, wohl wirkte Ibsen auf ihn ein, wohl nahm er, was zu nehmen er für gut hielt, von den Naturalisten. Aber jetzt hat er sich emancipirt, jetzt wandelt er seine eigene Bahn, seine eigene Richtung, die man wohl, wenn man denn doch schon einen Namen nennen soll, am treffendsten durch ein Schlagwort bezeichnen könnte, das der Dichter einst selbst zu den Zeiten seiner kritischen Thätigkeit als das Ziel der modernen Poesie aufstellte: „Auf realistischem Kahne in's romantische Land!"

Realistische Romantik — es ist eben diese eigenthümliche Art, deren Symbol die unendliche See, das sich weithin erstreckende Meer ist, dessen nächtliche Wellen der schelmisch lächelnde Mond küßt und auf dem sich allerlei zauberhaftes Volk herumtummelt, das aber auch brüllen und heulen kann unter Donner und Blitz und wie ein entfesseltes Ungeheuer tobend an die Pforten der Erde pocht.

Die Lehren des amerikanisch-spanischen Krieges.

Von

A. Kogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Der Kampf um die letzten bedeutenden Reste des ungeheueren Colonialbesitzes des spanisch-habsburgischen Weltreiches Karls V. und Philipps II. hat die Aufmerksamkeit der alten und neuen Welt diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans auf's Höchste erregt. Unter dem Vorwande der Befreiung Cubas vom spanischen Joch mit einer bewaffneten Intervention in einer internen Angelegenheit einer fremden Macht, ohne völkerrechtlichen Grund unternommen, gewann er, wie sich mit den Erfolgen und den Friedensbedingungen der Amerikaner sehr bald herausstellte, ausschließlich den Charakter eines Actes maritimer Expansionspolitik, für welche die Zustände auf Cuba, da Spanien die von der Union geforderten Reformen zugestanden hatte, nebst der Verfolgung der Interessen der namentlich an der cubanischen Zuckerproduction betheiligten Geschäftsleute Nordamerikas, nur den Deckmantel bildeten.

Die anglo-sächsische Mischrasse der Vereinigten Staaten, über 71 Millionen zählend, mit einer ungeheueren, namentlich für das vollwerthige Kriegsmaterial der Flotte in Betracht kommenden Capitalskraft hinter sich, hat in diesem Kampfe über den seiner Zeit stärksten Zweig der romanischen Rasse, Spanien, mit gegen 19 Millionen spanischen Bewohnern, gesiegt; und allem Anschein nach hat die alte Welt in Folge des Krieges fortan mit dem Auftreten eines neuen aggressiven Factors auf dem Gebiete maritimer Welt- und Wirthschaftspolitik, dem der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, zu rechnen.

Auf Grund welcher Verhältnisse eine alte See- und Militärmacht wie Spanien, wenn auch kaum zweiten Ranges, der kaum seit einem Jahrzehnt geschaffenen maritimen Wehrmacht der Union und ihrer geringen Söldnerarmee erlag, und die Lehren, welche der amerikanisch-spanische Krieg nicht

nur den betheiligten Staaten, sondern auch dem Auslande bietet, dies zu betrachten erscheint um so mehr von besonderem Interesse, als namentlich wichtige militärische und besonders maritime Fragen, die im Mittelpunkt der Tagesinteressen stehen, durch den Krieg erneute Klärung und Bestätigung vieler wesentlicher über sie gebildeter Ansichten fanden.

Selten hat ein Krieg die Nothwendigkeit umfassender und sorgfältiger Vorbereitungen der Nationen schon im Frieden, um bei einem Conflict gerüstet zu sein, bewiesen, wie der derzeitige amerikanisch-spanische. Zwei große, durch den Atlantischen Ocean getrennte Länder, das eine, Spanien, mit ausgedehntem Colonialbesitz, dessen theilweise Lostrennung vom Mutterlande das anfängliche Ziel seines Gegners, und dessen Aufrechterhaltung nur durch eine entsprechend starke Flotte möglich war, befand sich nicht im Besitz dieser Flotte, das andere, ohne jeden Colonialbesitz, jedoch mit ausgedehnten Küsten und dem Sitz seines Hauptreichthums an denselben, Nord-Amerika, verfügte über starke und völlig moderne, denen des Gegners weit überlegene Geschwader, und so traten beide Staaten in diesem Kampfe einander gegenüber. Spanien dabei mit einem auf der allgemeinen Wehrpflicht mit allerdings sehr starken Exemptionen beruhenden Landheere, von alten, glorreichen Kriegsüberlieferungen und großer Uebermacht gegenüber dem amerikanischen, die Vereinigten Staaten dagegen mit einer weit inferioren Söldner- und Miliz-Armee, ohne jede Traditionen und namentlich, mit Ausnahme der ältesten Heerführer, ohne jede praktische Kriegserfahrung in größeren Kriegs- und Heeresverhältnissen.

Sehr bald zeigte sich die völlige Minderwerthigkeit der maritimen Wehrmacht und Rüstungen Spaniens in der Katastrophe seines Philippinen-Geschwaders bei Manila, die zugleich eine höchst mangelhafte Armirung, Bewachung und Befestigung der Bai von Subic, sowie der Inseln Isola Grande und Corregidor, wie auch der Forts von Cavite hervortreten ließ, so daß ungeachtet des heldenmüthigen Kampfes Admiral Montojos und seiner Mannschaft das weit überlegene Kriegsmaterial der Amerikaner an Schiffen, Armirung und Ausrüstung glänzend zur Geltung kam und die Lehre in Flammenschrift in den Annalen des Seekrieges verzeichnete, daß nur Schiffe von gleichwerthiger Armirung, Panzerung und sonstigen Gefechtseigenschaften im modernen Seekriege mit gleichen Chancen einander gegenüber treten können.

Ferner, daß Holzschiffe Panzerschiffen gegenüber verloren sind, und daß in einer starken Armirung an schweren und schnellfeuernden Calibern von 20 Centimetern und darüber und namentlich an Schnellfeuergeschützen mittleren und kleineren Calibers sowie in starkem Panzerschutz für Gürtel und Deck eine Hauptbedingung des Sieges liegt.

Was die Torpedowaffe betrifft, so ist dieselbe weder bei Cavite, noch bei Santiago in offensiver Weise zur Geltung gelangt, da die wenigen Minen, welche in der Bucht von Cavite gelegt waren, im falschen Moment,

und daher ohne zu schaden, von den Spaniern zur Entzündung gebracht wurden, und da das Geschwader Deweys die überdies schlecht vertheidigte Minensperre im südlichen Theil der Einfahrt bei der Insel Corregidor umging, und da Admiral Montojo von den drei kleinen Torpedobarkassen, die, an richtiger Stelle bei Corregidor verwandt, Erfolg hätten erzielen können, keinen Gebrauch machte. In rein defensiver Hinsicht zeigte sich allerdings die Torpedosperre bei Santiago von allergrößtem Werth, und sie wurde von den beiden Torpedobootsjägern Admiral Cerveras und den Geschützen der Hafeneinfahrtsbefestigungen mit Erfolg bewacht. Der spanische Admiral verfügte über keine Torpedoboote und wollte, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Sicherheit der Bewachung der Minensperre, von der für ihn Alles abhing, die beiden Torpedobootsjäger in nächtlichen, vielleicht unwirksamen, dann jedoch wahrscheinlich auch unter eigner Aufopferung erfolgenden Unternehmungen um so weniger auf's Spiel setzen, als derartige Dampfer von fast 400 Tonnen selbst zum nächtlichen Ueberfall großer Panzerschiffe wenig geeignet, sondern dazu kleinere Boote in beträchtlicher Anzahl erforderlich sind. Den Spaniern sowohl wie den Amerikanern fehlte an den betreffenden Brennpunkten des Krieges eine Torpedoflottille, mit der die Ersteren namentlich ihre Vertheidigung, die Letzteren ihren Angriff hätten unterstützen können. Die Torpedowaffe ist daher auch in dem derzeitigen Seekriege mit einem Wort nicht zur Perception gelangt, so daß derselbe in den Grundsätzen, die sich für ihre Organisation und Verwendung als maßgebend herausgestellt haben, Nichts zu ändern vermag. Das Eine aber hat sich betreffs des Tonnengehalts der Torpedoboote unzweifelhaft herausgestellt, daß die kleinen Torpedoboote von 100 bis 200 Tonnen und darunter sich zur Verwendung mit großen Panzerschiffen oder gegen dieselben im Kampfe auf offener See nicht eignen, da ihre Geschwindigkeit im Verhältniß zu der der Panzerschiffe keine genügend größere ist, um rasch genug der vernichtenden Wirkung von deren Geschossen entgehen zu können und ihre große Kohlenergänzungsbedürftigkeit ihnen, den Bewegungen der Panzerschiffe continuirlich zu folgen, sehr erschwert und sie überdies in den Torpedobootszerstörern einen sehr gefährlichen Gegner besitzen, so daß amerikanischerseits bereits der künftige alleinige Bau von Torpedobooten von 200 bis 400 Tonnen beschlossen ist und auch deutscherseits in Zukunft, und zwar vielleicht schon innerhalb des Rahmens des neuen Flottengesetzes, nur Torpedodivisionsboote gebaut werden dürften.

Obgleich im Besitz von 14 solcher Torpedoboote von 368—750 Tonnen, 3 Torpedobootsjägern und von 13 Torpedobooten unter 129 Tonnen, begingen die Spanier den Fehler, nicht bereits vor Ausbruch des Krieges so viele derselben wie möglich in den cubanischen Häfen zu versammeln, um sie dort z. B. bei Santiago wirksam verwerthen zu können.

Was den Kreuzerkrieg betrifft, von dem man sich auf vielen Seiten in der Ausnutzung des beiden Gegnern in Folge ihrer Nichtbetheiligung an der betreffenden Convention vorbehaltenen Kaperausrüstungsrechts ganz

besondere Erfolge auf dem Gebiete der Zerstörung des Seehandels beider Parteien versprach und besonders erwartete, daß nicht nur zahlreiche Handelsschiffe aufgebracht, sondern auch die Zufuhr des Gegners durch die armirten Hilfskreuzer verhindert und dieselben eine rege Thätigkeit bei den beiderseitigen Geschwadern zum Aufklärungsdienst ꝛc. ausüben würden, so war das Endergebniß desselben, wenn auch beiderseits, namentlich von den Amerikanern, eine Anzahl Handelsdampfer des Gegners weggenommen wurden, dennoch im Ganzen ein sehr unbedeutendes, für die Entscheidungen des Krieges völlig irrelevantes. Obgleich die Union bei Ausbruch des Krieges außer den Kreuzern der Flotte über 62 für den Dienst derselben erworbene und armirte Hilfskreuzer und Spanien über 32 derselben verfügte, so hat deren Thätigkeit keine einzige der Operationen des Krieges durch ihre Zerstörung oder Schädigung des Seehandels des Gegners beeinflußt oder die beiderseitigen Flottengeschwader durch ihre aufklärende Thätigkeit ꝛc. irgend merklich unterstützt, so daß der derzeitige Krieg Erfahrungen auf diesem Gebiet und besonders über den Werth der Hilfskreuzer als Handelszerstörer nicht geliefert hat. Er hat dagegen bestätigt, daß der Ausgang des Kampfes zur See lediglich von dem Verhalten und Schicksal der Schlachtflotten abhängt, und daß die auf Schädigung der gegnerischen Hifsquellen abzielenden oder sonstigen Operationen die Nothwendigkeit, die Schlachtflotte des Gegners zu besiegen, nicht eliminiren können, und daß daher heute wie früher dem Kreuzerkriege nur eine secundäre Rolle zufällt.

Von großer Bedeutung für die Beurtheilung des Werthes der beiden stärksten Schiffsgattungen, der Schlachtschiffe und der Panzerkreuzer, im Kampfe gegeneinander war die Katastrophe von Santiago. Denn sie erwies abermals evident, daß die starke Armirung und Panzerung moderner Schlachtschiffe denselben die Ueberlegenheit und relative Unverwundbarkeit vor jeder anderen Schiffsgattung sichern. Sie bewies zugleich, ebenso wie der Kampf bei Cavite, daß die Entscheidung im Seekriege in den Kämpfen der Schlachtflotten gegen einander und nicht im Kreuzerkriege liegt, und daß eine Flotte nur dann stark ist, wenn sie einen entsprechend bedeutenden Kern von Schlachtschiffen ersten Ranges, d. h. von starker Armirung, Tonnengehalt und Panzerschutz besitzt.

Die Armirung der amerikanischen Schlachtschiffe Indiana, Jowa, Massachusetts, Oregon und Texas war der der spanischen Panzerkreuzer Almirante Oquendo, Maria Teresia, Vizcaya und Cristobal Colon an schweren Geschützen derart überlegen, daß jedes der vier erstgenannten Schiffe an Geschützen schweren Calibers, d. h. von 20 cm und darüber, doppelt so stark armirt war, wie die vier spanischen Kreuzer zusammen genommen. Im Speciellen betrug dieselbe bei der Indiana, dem Massachusetts und dem Oregon je vier 33 cm Geschütze und je acht 20 cm Geschütze; beim Jowa vier 30 cm Geschütze und acht 20 cm Geschütze; beim Texas

zwei 30 cm Geschütze und beim Panzerkreuzer Brooklyn acht 20 cm Geschütze. Bei den Spaniern jedoch beim Almirante Oquendo, Maria Teresia und Vizcaya nur je zwei 28 cm Hontario-Geschütze, und dem Cristobal Colon fehlten die für ihn bestimmten beiden 25 cm Armstrong-Geschütze gänzlich. Die Panzerung der Indiana, Massachusetts und Oregon betrug je 45,7 cm im Gürtel- oder Seitenpanzer, 43,2 cm in den Geschützthürmen, 27,1 cm am Commandothurm und 7 cm an Deck. Die der Jowa bezw. 35,3 cm, 38,1 cm, 25,3 cm und 7,6 cm, und die des Texas bezw. 30,5 cm, 30,5 cm, 30,5 cm und 5,1 cm. Die Panzerung des Oquendo, Maria Teresia und Vizcaya dagegen nur 30,5 cm, bezw. 25 cm und 5 cm, und die des Cristobal Colon sogar nur 15 cm, bezw. 15 cm, 15 cm und 4 cm. Vermöge dieser Ueberlegenheit an schwerem Geschütz und namentlich auch derjenigen an Schnellfeuergeschützen mittleren und kleinen Calibers und deren Wirkung, sowie der besseren artilleristischen Schulung der Amerikaner, brachten dieselben die Artillerie der Spanier binnen kürzester Frist zum Schweigen — die Mannschaften waren, wie die spanischen Offiziere selbst aussagten, unter dem Schnellfeuer der Artillerie des Gegners einfach nicht an den Geschützen zu halten — schossen die Schiffe der Spanier in Brand und trafen dieselben 198 Mal im Panzer (der Oquendo hatte 61 Löcher im Panzer, die Vizcaya 24, die Maria Teresia 33, der Colon 80), während die Panzer der amerikanischen Schiffe im Ganzen nur 14 Treffer aufwiesen. Die Spanier verloren 400 Todte und Verwundete, die Amerikaner noch kein halbes Dutzend. Allerdings war die Panzerung der spanischen Schiffe stark genug, um ihre vitalen Theile derart zu schützen, daß sie die Fahrt bis zu einer gewissen Grenze fortzusetzen vermochten und ihre Maschinen mit Ausnahme der des Vizcaya bis zu dem Augenblick, wo derselbe in Folge des Crepirens eines in seinem Innern getroffenen Torpedos in die Luft flog, gebrauchsfähig blieben; allein mit dem Moment, wo sie, in Brand geschossen, in Flammen standen und 20 Procent ihrer Bemannung todt oder verwundet war, blieb ihnen keine andere Wahl, wie auf den Strand zu laufen, die Schiffe zu verlassen und, von den Insurgenten am Ufer unter Feuer genommen, sich zu ergeben.

Es könnte befremden, daß die überlegene Geschwindigkeit der spanischen Panzerkreuzer, welche bei den Versuchsfahrten 20 Knoten gegenüber 15, 16 und 17 Knoten der genannten amerikanischen Schiffe liefen, den ersteren das Entkommen nicht ermöglichte. Allein einerseits war der wirksame Feuerbereich der der Bewegung der spanischen Schiffe folgenden amerikanischen nicht so leicht zu durchmessen, und andererseits hatten die ersteren, wie versichert wird, fast ein Drittel ihrer Geschwindigkeit durch Ansatz an den Schiffsrümpfen und namentlich die mangelhafte Instandhaltung der Maschinen und Ungeübtheit ihres Personals eingebüßt. Ihre factische Geschwindigkeit war daher wahrscheinlich etwa dieselbe wie die der amerikanischen Schiffe, deren Rumpf bei dem langen Kreuzen und Liegen in See stark unklar sein

mußte. Der Krieg liefert daher in dieser Hinsicht die eindringliche Lehre, nicht nur Maschinen und Rümpfe möglichst im Stande zu halten, sondern namentlich rechtzeitig für ein sorgfältig geschultes Maschinistenpersonal zu sorgen.

Wenn der Kampf bei Santiago auch nicht das Bild einer nach den Regeln der Kunst von beiden Theilen, um die Entscheidung herbeizuführen, durchgefochtenen Seeschlacht, sondern nur dasjenige eines Durchbruchsversuchs und eines Kampfes um das Entkommen und der Verfolgung bot, so hat derselbe jedoch die schon aus der Schlacht am Jalu deutlich hervorgegangene Lehre von Neuem bekräftigt, daß jedes Holzwerk in Folge seiner Feuergefährlichkeit eine große Gefahr für Kriegsschiffe in sich schließt und daher grundsätzlich nicht beim Bau von Kriegsschiffen zu verwenden ist, daß ferner das Feuer der Schnellfeuergeschütze von der größten Bedeutung für Panzerschiffe ist, und daß das Feuer der Hauptbatterien unter Deck der Panzerschiffe geleitet werden muß. Ueberdies wird in dem Bericht der amerikanischen Commission, welche die gestrandeten spanischen Schiffe zu untersuchen bestimmt war, auf Grund des Indieluftsprengens des Panzerkreuzers Vizcaya in Folge der Explosion eines im Innern des Schiffes von einer feindlichen Granate getroffenen Torpedos gefordert, daß künftig sich keine Torpedos in der Armirung der Schlachtschiffe befinden dürfen, eine Forderung, die jedoch, wenn die Torpedos genügend sicher untergebracht sind, kaum auf Berücksichtigung zu rechnen hat.

Außerordentlich mußte auffallen, daß der Durchbruchsversuch nicht bei Nacht stattfand, er verrieth sich überdies, wie berichtet wird, schon durch das Dampfmachen der Schiffe Cerveras bei Tage. Allein wenn vielleicht auch das schwierige Passiren des versenkten Rumpfes des Merrimac in der engen Einfahrt einen Grund für das Auslaufen bei Tage bilden mochte, so hatte man spanischerseits, wie Admiral Cervera unlängst erklärt hat, auf das Resultat einer günstigen, nur bei Tage erkennbaren Vertheilung der Streitkräfte der Amerikaner vor der Hafeneinfahrt gerechnet, war jedoch durch die falsche Nachricht der Signalstation, daß ein starker Transport amerikanischer Schiffe in Begleitung von zahlreichen Kriegsschiffen sich in Höhe von Siboney befände, getäuscht worden, da in Wirklichkeit nur der Panzerkreuzer New-York, eine armirte Yacht und ein drittes kleineres Schiff nach der Höhe von Siboney abgegangen waren. Das Urtheil der Fachmänner neigt sich jedoch, ungeachtet dieser eventuell sich bietenden Chance, dem Verdict zu, daß der Durchbruchsversuch unbedingt bei Nacht unternommen werden mußte, und daß dies daher auch für künftige derartige Fälle im Allgemeinen als Regel zu gelten hat. Die Verhältnisse bei Santiago haben überdies bestätigt, daß Torpedoangriffe nur bei Nacht und unter der Voraussetzung sorgfältigster Schulung und Vertrautheit mit dieser Waffe, die den Spaniern offenbar fehlten, mit Aussicht auf Erfolg ausgeführt zu werden vermögen, und daß die Torpedoboote, wie erwähnt, zur Erlangung größerer Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit einen

gewissen beträchtlichen Tonnengehalt, oder andernfalls eine starke Anzahl erfordern.

Der Durchbruchsversuch Admiral Cerveras, nach dreimal wiederholtem Befehl seiner Regierung, erfolgte unglücklicherweise gerade in dem Moment vor Santiago, wo der Landangriff auf den improvisirt, aber stark befestigten Platz abgeschlagen war, und wo das Feuer der spanischen Schiffsgeschütze die Amerikaner vielleicht von den Höhen von San Juan zu vertreiben vermocht hätte. Jedenfalls hätte, solange das Geschwader in der Bai weilte, ein Sturm auf Santiago, von seinem Feuer in der Flanke gefaßt, keine Aussicht auf Erfolg versprochen, und wäre namentlich ein Durchbruch seiner Besatzung nach Westen oder Nordwesten kräftig von ihm unterstützt worden. Die Subsistenz-Dauer der Besatzung Santiagos vermochte das längere Verweilen Cerveras bei Santiago allerdings nicht zu verlängern, eher vielleicht noch etwas zu verringern; allein der Durchbruchsversuch erscheint, als äußerster Nothbehelf betrachtet, etwas zu früh erfolgt zu sein, und erschwerte dieser Umstand jedenfalls einen im letzten Moment unternommenen Durchbruchsversuch der Garnison des Platzes. Er lieferte überdies spanischerseits den Beweis, daß sich das Madrider Cabinet zu sehr um die Leitung der Operationen des Flottenführers kümmerte, ein Uebelstand, der auch amerikanischerseits bei der Flotte empfunden wurde. Die beiden Kampfactionen zur See lieferten ferner den Beweis, daß die sorgfältige Ausbildung der Marine-Artilleristen ein Gegenstand von höchster Bedeutung ist, und daß die Entscheidung von Seeschlachten, nach den Erfahrungen des spanisch-amerikanischen Krieges, in erster Linie von der Tüchtigkeit der Marine-Artillerie abhängt.

Noch ein anderes Moment von Bedeutung ergiebt sich erneut aus den Erfahrungen des Krieges, nämlich dasjenige, daß schnelles Kohleneinnehmen, wie dies von den Marineverwaltungen Englands, Deutschlands und neuerdings auch Frankreichs anerkannt ist, unter Umständen von höchster Wichtigkeit für die Operationen und selbst die Erhaltung einer Flotte zu werden vermag. Das auf den Antillen übliche langsame Verfahren der Kohlenergänzung verursachte Admiral Cervera einen verhängnißvollen mehrtägigen Zeitverlust, so daß sein Geschwader, da die Kohlenergänzung bei Santiago mehrere Tage beanspruchte, anstatt von dort rechtzeitig wieder auslaufen zu können, um der Einschließung durch die amerikanische Flotte zu entgehen, von derselben blockirt und unwiderruflich dem Verhängniß Preis gegeben wurde, welches das Geschwader am 3. Juli ereilte. Die Kohlenfrage aber spielte in dem derzeitigen Kriege noch in anderer Hinsicht für die Operationen eine ungemein wichtige Rolle.

Wenn sich selbst den Amerikanern, ungeachtet der verhältnißmäßigen Nähe der Häfen ihrer Südküste an den Antillen, der Mangel einer Kohlenstation in deren Gewässern empfindlich fühlbar machte, so zeigte sich die Abhängigkeit von einer solchen um so mehr bei den Spaniern, als der überhaupt nur gegen 3 Wochen reichende, überdies wohl kaum vollständige

etatsmäßige Kohlenvorrath des Geschwaders Cerveras, der in Martinique und Curaçao nur völlig unzureichend ergänzt zu werden vermochte, bei seinem Eintreffen in Santiago aufgebraucht war und in Folge der erwähnten Umstände zur völligen Unterbindung der Actionsfreiheit des Geschwaders bei Santiago führte. Nur höchst unvollkommen und unsicher vermögen rechtzeitig instradirte Kohlen-Transportschiffe den Mangel an Kohlenstationen, überdies angesichts der sie bedrohenden Thätigkeit der feindlichen Kreuzer, zu ersetzen, und die Operationen zeigten ferner, daß die Kohlen für Kriegsschiffe, um deren vollste Leistungsfähigkeit beanspruchen zu können, von bester Qualität sein müssen. Selbst zahlreiche schnelle und gut armirte Schiffe vermögen Nichts anzurichten, wenn es ihnen an entsprechenden Kohlenstationen, um ihren Vorrath an Triebkraft nach längerer Fahrtdauer wieder ergänzen zu können, fehlt, die allein ihre operativen und taktischen Leistungen verbürgt.

Man hat bereits in Frankreich das Facit der Lehren des amerikanisch-spanischen Krieges bezüglich der Kohlenstationen zu ziehen begonnen, und drängt sein neuer Marineminister Locroy nicht nur auf die Schaffung von Kohlendepots auf allen Seewegen, die seine Kriegsschiffe befahren können, sondern auch auf diejenige stark befestigter Stationen oder Depots, wo die Flotte im Falle einer Gefahr eine sichere Zufluchtsstätte und genügende Kohlenvorräthe finden könne. Wenn das Geld der Nerv des Krieges ist, bemerkte der Minister, so ist die Kohle der Nerv des Seekrieges; und es ist daher dringend geboten, daß jede Macht auf dem Wege, der zu ihren Colonien führt, ausreichende stark beschützte Kohlenlager besitzt. Schaffen wir also Kohlenlager! Ueberdies hat das französische Mittelmeergeschwader bei seinen diesjährigen Manövern Versuche des Kohleneinnehmens auf hoher See, dem Beispiele der deutschen Flotte folgend, ausgeführt, die jedoch noch zu keinem günstigen Resultate führten. Der Minister trat ferner ebenfalls, unter Berücksichtigung der in dieser Hinsicht allerdings negativen Erfahrungen des derzeitigen Krieges, für die Entwicklung der mobilen Küstenvertheidigung und die Vermehrung der Torpedoboote ein; die Forts allein genügten nicht mehr, um eine Küste oder einen Hafen zu vertheidigen; man brauche Küstenbewachungsschiffe und Torpedoboote, abgesehen von automobilen Torpedos, und allerdings würde sich, meine er, die Vertheidigung Santiagos und der Passage bei der Corregidor-Insel ganz anders wirksam gestaltet haben, wenn die Spanier dafür eine ausreichend zahlreiche, gut geschulte Torpedoflottille besten Materials besessen hätten. In diesem Falle hätte sich das Cernirungsgeschwader Admiral Sampsons voraussichtlich den nächtlichen Torpedoangriffen der Spanier gegenüber bei Nacht in einer derartig respectvollen Entfernung von der Hafeneinfahrt halten müssen, daß namentlich ein bei Nacht unternommener Durchbruchsversuch des Geschwaders Cerveras, unterstützt von der Torpedoflottille, wohl geglückt sein würde.

Spanien besaß keine tüchtige Torpedoflottille in den Cubanischen Ge-

wässern, obgleich seine Flottenliste, wie erwähnt, 14 Torpedobootsjäger von 300—800 Tonnen, 4 Torpedoboote 1. Klasse von 100—300 Tonnen und 9 Torpedoboote 2. Klasse unter 100 Tonnen aufwies; jedenfalls waren diese Fahrzeuge nicht an den wichtigsten Punkten, zu denen nächst Havanna Santiago zählte, concentrirt, dagegen verfügte es über die Flottenstationen und Kohlendepots von Havanna, Santiago, San Juan auf Puertorico und eine Anzahl vortrefflicher, wenn auch kleiner Kriegshäfen wie die Bai von Cienfugos, Manzanillo, die von Nipe, Nuevitas, Cardinas u. a. Allein bei der Inferiorität seiner Flotte der der Union gegenüber vermochte es von den Vortheilen, die diese Stützpunkte seinen maritimen Operationen in den Antillengewässern geboten haben würden, keinen Gebrauch zu machen.

Man befand sich in Spanien offenbar, wie wir im Lande selbst und namentlich in dessen Kriegshafenplätzen Cadix, Cartagena, Ferrol rc. wahrzunehmen Gelegenheit hatten, über die Bedeutung des Machtfactors, den die starke Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte über die spanische bildete, sehr im Unklaren. Man hatte es, obgleich der Krieg mit der Union wegen Cubas seit Jahren bevorstand, verabsäumt, die für die Aufrechterhaltung des Besitzes dieser wichtigen Colonie, die für die Industrien Cataloniens und der Baskischen Provinzen sowie für die Agricultur-Producte Castiliens ein unersetzliches Absatzgebiet bot, unerläßliche, der amerikanischen womöglich überlegene Flotte zu schaffen, und verabsäumte es in unbegreiflicher Verblendung, die Kriegserklärung der Union durch dilatorisches Verfahren wenigstens so lange hinauszuziehen, bis die beiden einzigen modernen Schlachtschiffe 1. Klasse Pelayo und Carlos V. sowie die 4 Panzerkreuzer 2. Klasse Cardenal Cisneros, Princesa de Asturias und Cataluña vollendet und operationsfähig waren. Man vertraute zu sehr auf die der amerikanischen Milizarmee weit überlegene Landmacht von über 100 000 Mann disciplinirter und besser wie jene geschulter spanischer Truppen auf Cuba und unterschätzte den materiellen und moralischen Effect, den die Schläge, welche die überlegene amerikanische Flotte an sehr wichtigen Punkten der Küsten der spanischen Colonieen auszutheilen vermochte, auf die auf Cuba bereits in der Insurrection befindlichen, auf den Philippinen durch sie zu ihr veranlaßten Eingeborenen auszuüben vermochten.

Wenn auch der Krieg bewies, daß die Ueberlegenheit der Flotte bei völliger Durchkämpfung eines Colonialkrieges nicht die Endentscheidung zu geben, sondern daß die Flotte ihre Erfolge an der Küste nur einseitig auszunützen vermag, und daß dauernde Erfolge auch im Kriege mit überseeischen Colonien, wenn derselbe bis auf's Aeußerste durchgekämpft wird, — es sei denn daß eine hermetisch Blokade, die den empfindlichsten Lebensmittelmangel erzeugt, durchgeführt zu werden vermöchte, — nur in Verbindung mit Landtruppen erreicht werden können, so war doch die Ueberlegenheit und die Action der amerikanischen Flotte eine so gewaltige, erfolgreiche und nachhaltige, daß, nachdem sie durch ihre beiden Seesiege die unbestrittene Herrschaft nicht nur

in den betreffenden Colonialgewässern, sondern überhaupt zur See gewann, die unterlegene Partei zur Anbahnung von Friedensverhandlungen schritt, in der Erkenntniß, daß zwar der Widerstand auf Cuba noch lange Zeit durchzuführen, jedoch auf die Dauer der Ueberlegenheit der materiellen Machtmittel der Union und ihrer Flotte gegenüber aussichtslos sei, da eine Ergänzung und gehörige Approvisionirung der Streitkräfte und des Kriegsmaterials Spaniens auf Cuba, in Folge der fortan unbestreitbaren Herrschaft der Amerikaner zur See und da Cuba keine Waffen- und Munitionsfabriken besitzt, sondern betreffs deren Erzeugnisse ausschließlich vom Mutterlande abhängt, fernerhin unmöglich war.

Im Grunde genommen war daher, wie die Verhältnisse bei der spanischen Flotte lagen, der Widerstand der Spanier zur See gegen die Vergewaltigung Cubas durch die Union überhaupt aussichtslos, und fand sich Spanien durch die demüthigenden Forderungen derselben in die kritische Lage versetzt, zur Aufrechterhaltung seiner Nationalehre mit weit inferioren maritimen Streitkräften den Kampf um Cuba und auf den Philippinen zu führen, und vermochte dasselbe, da die Union den Kern seiner Macht bei Havanna nicht angriff, die Ueberlegenheit seines Landheeres über das amerikanische nicht zur Geltung zu bringen. Allerdings sprach vor Beginn des Krieges Manches gegen die unbedingte Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte, wie z. B. ihre aus Deserteuren aller Nationen zusammengewürfelte Söldner-Bemannung, die geringe Erfahrung ihrer Führer im Seekriege in größerem Stil, ferner gewisse Eigenschaften der als für das Feuer aus den großen Geschützen im Innern zu schwach gebaut geltenden Schiffe sowie der Mangel an Marine-Artilleristen ꝛc.; allein die absolute Ueberlegenheit ihrer Armirung an schweren sowie Schnellfeuer-Geschützen mittleren und kleinen Calibers sowie an Panzerschutz war als fundamentales Moment derselben unbestritten. Das einzige Mittel Spaniens, den Ausbruch des Krieges so lange hinzuziehen, bis es wenigstens an Zahl und Armirung der Panzerschiffe der Union einigermaßen gewachsen war, um dann mit seinem immer noch inferioren Geschwader den Kampf zur See ausschließlich offensiv unter Anwendung des Rammens, wie Tegethoff bei Lissa gegen die an Panzerschutz und Armirung weit überlegene italienische Flotte, zu führen, wurde spanischerseits nicht angewandt, und die Concessionen an die Insurgenten, die den Ausbruch des Krieges verhindert hätten, zu spät gewährt. Der Krieg bestätigt daher in dieser Hinsicht die alte Lehre, daß ein Land nur bei vollster Rüstung mit auf der Höhe der Zeit stehenden Kriegswerkzeugen zu ihm schreiten darf, und daß, wenn es vorher zum Kriege gezwungen wird, nur die energischste, die eigene Vernichtung und völlige Aufopferung nicht scheuende Offensive die Ungleichheit der Streitmittel zu Gunsten des Schwächeren auszugleichen vermag. Die bei Cavite und Santiago befolgte reine Defensive der Spanier führte jedoch zu ihrer Vernichtung bei ganz verschwindender Schädigung des Gegners.

Wenn daher nicht nur die Regierung Spaniens, sondern namentlich seine Marine-Verwaltung sowie auch die Cortes dafür verantwortlich zu

machen sind, daß sie die Kriegsmarine des Landes, auf deren Stärke und Tüchtigkeit die Existenz desselben als Colonialmacht beruhte, in einem derart minderwerthigen Zustand ließen, wie es sich erwies, so muß andererseits der Verzicht auf jede Offensive sowohl der Geschwader- wie der Landtruppen-Führer der Spanier, bei allen Sympathien und aller Anerkennung für ihre heroische Haltung, auf's Schärfste verurtheilt werden. Heldenmüthig bereit, das Opfer ihres und ihrer gesammten Mannschaft Lebens zu bringen, mußten sie es so namentlich bei Santiago in der Offensive und hier mindestens mit einem Durchbruchsversuch der Landtruppen bringen, um dem Gegner wenigstens starke Verluste zuzufügen, die ihn schwächend, auf den Verlauf des Krieges und seine Friedensbedingungen von Einfluß zu sein vermochten.

Wir berühren damit die Erscheinungen und Lehren, welche die verhältnißmäßig sehr in den Hintergrund getretenen Operationen des Krieges zu Lande brachten.

Bevor wir jedoch zu ihrer näheren Betrachtung schreiten, sei noch einiger für die Stelle, wo sich Land- und Seekrieg berühren, den Küstenkrieg, in Betracht kommender Momente gedacht. Die altspanischen Befestigungen mit ihrem mächtigen, jedoch weder durch Erde noch etwa durch Betonirung und daher völlig ungeschützten Mauerwerk haben sowohl bei Santiago (Fort Morro und Batterie Socapa) wie auch bei San Juan auf Portorico und auch bei Manila, die beiden ersteren in Praxi gegen den artilleristischen Angriff selbst der schwersten amerikanischen Schiffsgeschütze von 33,30 und 20 cm eine derartige Widerstandsfähigkeit bewiesen, wie man sie ungedecktem Mauerwerk allgemein nicht zugetraut hatte. Dasselbe gilt bei allen modernen permanenten Befestigungsanlagen bekanntlich als ein überwundener Standpunkt. Während die derartigen Befestigungen San Juans einer allerdings nicht sehr nachhaltigen Beschießung amerikanischer Schiffe derart Widerstand leisteten, daß die Amerikaner mehr materiellen Verlust durch ihren Munitionsaufwand, wie die Beschossenen materiellen Schaden erlitten, wurden das Fort Morro und die Batterie Socapa allerdings schließlich von den Amerikanern in Trümmer geschossen und so vorgefunden; allein es gelang den Spaniern unterhalb beider Werke eine beträchtliche Anzahl noch völlig intakter, namentlich 6 zölliger Geschütze vollkommen gedeckt aufzustellen und bis zum letzten Moment wirksam zu erhalten. Das Bombardement San Juans sowie dasjenige der Hafeneinfahrtsbefestigungen von Santiago und dasjenige Manzanillos und anderer Küstenplätze hat sich mit Ausnahme desjenigen der sehr schwachen Befestigungen der Nipe Bai im Wesentlichen erfolglos erwiesen, und der Werth des materiellen Hindernisses und selbst völlig veralteter Mauerbefestigungen gegenüber dem Angriff einer Flotte ist dadurch deutlich illustrirt worden. Bei Santiago sowohl wie bei Manzanillo und neuerdings bei San Juan auf Portorico wurden daher die Amerikaner zur Landung behufs Ueberwältigung der Befestigungen bezw. Umgehung des Hindernisses, welches sie boten, genöthigt. Dieser Vorgang schließt selbstverständlich keineswegs in sich, daß heut zu den

veralteten Befestigungen durch ungedecktes Mauerwerk zurückgekehrt werden könne, allein er beweist, daß denselben eine weit größere Stärke und Widerstandskraft innewohnt, wie man sie ihnen zutraute, und daß daher gebotenen Falls mit ihnen zu rechnen ist, und sie noch verwendungsfähig sind, und daß namentlich eine tüchtige Armirung und Vertheidigung ihr Widerstandsvermögen sehr zu erhöhen vermag. Das Bombardement der Stadt Santiago blieb in Folge der zu großen Entfernung der Schiffsgeschütze fast wirkungslos, und dasjenige aus Feld- und Belagerungsgeschütz gelangte nicht zur Durchführung. Die Beschießung der Hafeneinfahrtsbefestigungen Santiagos und diejenige San Juans sowie mehrerer cubanischer Küstenplätze blieb somit im Wesentlichen ohne Erfolg, und man durfte gespannt sein, ob der Ausfall der seiner Zeit geplanten, inzwischen durch die Friedensverhandlungen vermiedenen concentrischen Beschießung San Juans von der See und dem Lande her ein neues Argument gegen die Effectlosigkeit von Bombardements als Mittel, um die Uebergabe fester, gut vertheidigter Plätze zu erzwingen, liefern würde. Jedenfalls schienen die Amerikaner hinsichtlich des ebenfalls von starken, aber im alten Stil gemauerten Forts umgebenen Kriegshafens Havanna von der Wirkungslosigkeit eines Bombardements und der Nothwendigkeit des regulären Angriffs zu Lande auf die Festung überzeugt zu sein; allerdings mag der Wunsch, die blühende Hauptstadt der Perle der Antillen zu schonen, bei ihrem Beanstanden des Bombardements mitgesprochen haben. Sowohl bei San Juan wie bei Havanna würden sich, wäre es zur Durchführung des Angriffs auf die erstere oder beide Festungen gekommen, voraussichtlich interessante Lehren für den Belagerungskrieg ergeben haben. Die Beschießung der Hafeneinfahrtsbefestigungen Santiagos, sowie diejenige der übrigen Befestigungen um Santiago hat in dieser Hinsicht bereits den großen Vortheil der Verwendung rauchlosen Pulvers durch die Spanier ergeben, die die Beantwortung ihres Feuers durch die Amerikaner erschwerte und diesen die Batterien unterhalb Fort Morro und Socapa, im Verein mit deren guter Deckung, völlig verbarg. Die Union ist daher noch im Laufe des Krieges zur sofortigen Bestellung großer Quantitäten rauchlosen Pulvers geschritten.

Was den Landkrieg betrifft, dessen Gebiet wir damit berühren, so hat auch hinsichtlich seiner der amerikanisch-spanische Krieg, wenn auch nicht außergewöhnliche neue, epochemachende Lehren gebracht, so doch alte, gewichtige von Neuem bekräftigt.

Um mit den Philippinen zu beginnen, so war Spanien auch dort, wie wir des Näheren dargelegt und bekannt ist, weder gegen den Angriff des bei Hongkong aktionsbereit liegenden amerikanischen Geschwaders noch gegen die im Falle des Krieges mit der Union und deren nahe gelegtem Einschreiten bei Manila zu erwartende Erhebung der Tagalesen gerüstet. Spanien hatte hier den Fehler begangen, anstatt berechtigten Wünschen der Mehrzahl einer 9 Millionen zählenden Bevölkerung rechtzeitig Concessionen

zu machen und, wenn es dazu nicht entschlossen war, doch derartige Streitkräfte auf der Insel zu versammeln, die seine Herrschaft aufrecht zu erhalten vermochten, einen Compromiß unter Geldentschädigung der Führer der früheren insurrectionellen Bewegung und Versprechung von Zugeständnissen mit der Insurrection zu schließen, der, da es dieselben nicht hielt, durch das Auftreten der Amerikaner den Aufstand wieder hell auflodern ließ. Während es bei Cuba Spanien nur an dem allerdings äußerst wichtigen Factor, einer wenn auch nicht seine Gewässer völlig beherrschenden, so doch zu Operationen in denselben mit einiger Aussicht auf Erfolg befähigten Flotte fehlte, mangelte es dagegen den Spaniern bei den Philippinen, wie wir sahen, nicht nur an einem demjenigen Admiral Deweys auch nur annähernd gewachsenen Geschwader, sondern auch an der erforderlichen Anzahl und hier auch an Tüchtigkeit der Landtruppen, um den Aufstand, an dem dort über 100 000 bewaffnete Eingeborene betheiligt waren, niederschlagen zu können. Die spanische Besatzung des Archipels von der Größe der Königreiche Preußen und Sachsen zusammengenommen, betrug 1897 nur ca. 20 000 Mann; und zur Unterdrückung des Aufstandes wurden vom 4. September 1896 bis 24. April 1897 27 000 hinüber geschickt. Wenn die veraltete Holzschiffflotte der Spanier bei den Philippinen im Verein mit der Landmacht zwar hinreichte, die einzelnen Inselgruppen im Zaume zu halten, so versagten die übrigen Factoren der dortigen Macht Spaniens jedoch völlig, nachdem diese Flotte bei Cavite vernichtet war und die spanische Landmacht unter aufreibenden, auch an Gefangenen sehr verlustreichen Kämpfen aus ihren Stellungen in den Provinzen Bacolor, Bulacan, Batangas, La Laguna und Cavite von den Insurgenten vertrieben wurde. Die Spanier begingen auch hier den Fehler, sich im Ganzen strict defensiv zu verhalten, anstatt dem Kern der Schaaren Aguinaldos mit zu diesem Zweck vereinigten 25 000 Mann offensiv gegenüberzutreten. Sie erlitten daher in den Gefechten um die vorgelegenen Stellungen Manilas eine Niederlage nach der anderen und sahen sich schließlich nur noch auf die treugebliebene Inselgruppe und die Festung Manila beschränkt, deren alte Umwallungen, Mauern und breite Wassergräben wieder als letzter Stützpunkt der spanischen Macht zur Geltung kamen, deren Fall jedoch nur eine Frage des Vorhaltens der Proviantvorräthe und des Erfolges einer Beschießung durch das Geschwader Deweys und die Insurgenten war.

Der Mangel an offensivem Geist der Kriegführung der Spanier und an Concentration der Streitkräfte für die entscheidenden Momente des Krieges ist es, der dieselbe zu ihrem größten Nachtheil kennzeichnete, und wenn die tropische Regenzeit größere Bewegungen der Truppen verbot oder sehr behinderte, so mußten sie *vor* Eintritt derselben an wenigen wichtigsten Punkten concentrirt werden, um nicht einzeln, wie die Garnisonen Ost-Cubas und diejenigen der Philippinen, dem numerisch überlegenen Angriff zum Opfer zu fallen.

Die Hauptlehre des Landkrieges sowohl auf den Philippinen wie auf Cuba besteht daher in der erneuten Bekräftigung der alten bewährten strategischen Grundsätze des Zusammenhaltens der Streitkräfte an den wichtigsten Punkten, des Uebergewichts der Offensive und der rechtzeitigen und ausreichenden Verproviantirung und Munitionsversorgung zur Defensive bestimmter Plätze.

Bei dem Kriege gegen Cuba zeigte sich die bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Kriegsleitung der Union, welche über ein stehendes Heer von nur 27 000 Mann verfügte und sehr wohl herausfühlte, daß dasselbe der dortigen spanischen Landarmee von etwa 130 000 Mann, die sich auf starke Befestigungen, namentlich diejenigen Havannas stützte, nicht gewachsen sei, genöthigt war, ein für den Angriff auf Cuba geeignetes Heer erst zu schaffen, und inzwischen die Ueberlegenheit ihrer Flotte zu vergeblichen Beschießungen kleiner spanischer Küstenplätze, sowie zur Herstellung einer nicht vollständigen Blokade der Haupthäfen, und als sich das spanische Geschwader Cerveras nach Santiago begeben hatte, zur Einschließung desselben benutzte. Da die Hafeneinfahrtsbefestigungen und Minensperren Santiagos zu stark waren, um die Einfahrt ohne unverhältnißmäßige Opfer forciren zu können, schritt das Washingtoner Cabinet zur Anordnung der Landung des Expeditionscorps General Shafters bei Santiago. An zahlreichen Punkten demonstrirend, gelang es, wie zu erwarten war, unter dem Schutz der Schiffsgeschütze die Landung an einer von den Spaniern nur schwach besetzten Stelle zu vollziehen, und da die Spanier, obgleich mit der Einschließung Cerveras Santiago das unzweifelhafte Object des in Tampa zusammengezogenen Expeditionscorps bildete, den Fehler begingen, die in der Nähe gelegenen Garnisonen und Kriegsvorräthe nicht rechtzeitig zu seiner Vertheidigung heranzuziehen, so war weder eine Offensive derselben gegen die sich entwickelnden Truppen des Landungscorps noch ein nachhaltiges Aufhalten derselben bei seinem Vormarsch gegen Santiago möglich. In Folge der numerischen Schwäche der Spanier gelang es den Amerikanern, die um Santiago vorgelagerten Positionen der Spanier trotz hartnäckiger Gegenwehr zu nehmen und, wenn auch ihr Angriff auf Santiago selbst scheiterte und sogar einen höchst kritischen Moment für die gesammte Operation hervorrief, durch Heranziehung ihrer Verstärkungen Santiago einzuschließen und im Verein mit dem Proviant- und Munitionsmangel des Platzes zur Capitulation zu zwingen. Wenn auch eine Unterstützung der Vertheidiger von Santiago von Havanna her, da die Amerikaner die See beherrschten und eine Eisenbahnverbindung auf der über 70 deutsche Meilen betragenden Entfernung fehlte und überdies die Regenzeit herrschte, nicht möglich war, so beging doch die spanische Kriegsleitung den Fehler, wie erwähnt, zu spät Verstärkungen, Proviant und Munition aus den nahe gelegenen Garnisonen nach Santiago zu senden und keine Offensive der letzteren zu veranlassen. Sie versuchte, Santiago, Guantanamo, Holguin

und Manzanillo gleichzeitig zu halten, anstatt alle Streitkräfte und Vorräthe dieser Plätze rechtzeitig nach dem entscheidenden Punkte Santiago zu dirigiren und mindestens denselben durch Offensivunternehmungen in Flanke und Rücken der Amerikaner zu unterstützen. Daß dies trotz der Regenzeit, wenn auch sehr schwierig, möglich war, bewiesen das Eintreffen der Verstärkungen von Holguin und die Bewegungen der Amerikaner. Die fehlerhaft strategische Vertheidigung Santiagos und der Fehler Cerveras, sich dort einschließen zu lassen, bilden daher ein warnendes Beispiel und Lehre, wie in einer derartigen Lage nicht verfahren werden soll. Ebenso aber documentirte sich die völlig unzureichende Vorbereitung, mit welcher die Union den Zug gegen Santiago an Belagerungsgeschütz, Sanitätsvorkehrungen, Lagervorrichtungen, Transportmitteln 2c. unternommen hatte. Diese schweren Fehler wurden jedoch noch durch denjenigen der Spanier übertroffen, daß sie, als ihnen die Lebensmittel knapp wurden, keinen Durchbruch nach Norden oder Nordwesten oder in beiden Richtungen versuchten, wo sie bei den festen Plätzen Holguin oder Manzanillo Proviant und Munitionsvorräthe angetroffen hätten, deren erstere sich überdies für den Unterhalt der nicht sehr beträchtlichen eigentlichen Besatzung Santiagos auch auf dem Lande in Ost-Cuba hinreichend gefunden haben würden, da sowohl Holguin wie das unfern gelegene Bayamo Hauptviehzuchtsstätten und Fleischproductionsorte desselben sind. Allein eine namentlich nach dem gescheiterten Durchbruchsversuch Cerveras unbegreifliche Passivität fesselte die Spanier an Santiago, dessen Angreifer eine Zeit lang numerisch schwächer wie seine Vertheidiger und namentlich incl. derjenigen des umgebenden Gebietes waren. Allerdings ergiebt sich aus dem Inhalt der Depesche des General Linares vom 12. Juli an Marschall Blanco und den Kriegsminister eine derartige quantitative und physische Schwäche der Besatzung, daß der Durchbruchsversuch gegen Ende der Belagerung nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg besaß. Immerhin hätte er mit dem der Flotte zugleich versucht werden müssen. Die kriegsgeschichtliche Lehre, daß ein blockirter Platz auch ein genommener ist, falls es dem Belagerten die Blockade nicht zu sprengen gelingt, gelangte auch hier wieder zum deutlichen Ausdruck. Andererseits aber zeigte sich der Werth des materiellen Hindernisses tüchtiger, wenn auch improvisirter Befestigungen und für belagerte Kriegshäfen aus Minen bestehender Hafensperren, wenn sie von starken Befestigungen unter Feuer gehalten werden, aufs Eklatanteste, und Admiral Sampson hatte Recht, das Wagniß ihres Forcirens, um die Flotte Cerveras, die ihm doch mit der Zeit anheimfallen mußte, zu vernichten und als ein zweiter Farragut genannt zu werden, nicht zu riskiren. Die Capitulation von Santiago zeigt überdies die auffallende Erscheinung, daß sie außerhalb gelegene Garnisonen in sich schloß, die nicht vom Feinde cernirt oder belagert waren, ein Verfahren, welches gegen allen Kriegsgebrauch und Kriegsrecht ist und dessen Urheber der § 295 des spanischen Militärgesetzes mit

lebenslänglicher Haft bedroht; und man darf gespannt sein, wie das über General Toral abzuhaltende Kriegsgericht die Verhältnisse der Capitulation des Näheren darlegen und beurtheilen wird.

Die weitere Fortsetzung des Krieges bewies, daß die Union sowohl in Ermangelung einer starken permanenten und zugleich kriegsmäßig ausgebildeten Landmacht, wie in Folge der Regenzeit immer noch nicht in der Lage war, die Entscheidung am Sitz der spanischen Macht, den Westprovinzen Cubas nebst Havanna, herbeizuführen, und daß sie inzwischen durch die Beschießung und den Angriff auf die kleinen Küstenplätze Manzanillo, Nipe, Tunas de Laza, Jibara u. a. die Macht Spaniens auf Cuba zu brechen und die wichtigeren derselben in dem östlichen Theil der Insel allmählich in ihren Besitz zu bringen suchte. Die Kriegführung der Amerikaner war daher in Folge der mangelnden Vorbereitung ihrer Landmacht für den Angriff auf Cuba und die befestigte Hauptstadt Manila, theoretisch betrachtet, insofern fehlerhaft, als sie nicht von vornherein als Hauptziel der Ueberwältigung des Kerns der spanischen Colonialmacht deren Landheer bei Havanna und die starke Besatzung der Festung Manila in's Auge faßte; denn mit den Erfolgen der Flotte hörte deren Wirksamkeit, mit Ausnahme der überdies nicht hermetischen Durchführung der Blockade der Haupthäfen, außerhalb des Bereichs der Schiffsgeschütze auf. Sie bestätigte daher von Neuem die durch die Kriegsgeschichte vielfach illustrirte Lehre, daß für den Besitz weiter und auch colonialer Ländergebiete nicht bei der Flotte, mögen deren Erfolge gegen die feindlichen Geschwader und an den Küsten auch noch so bedeutend sein, wenn nicht etwa die feindliche Hauptstadt von ihr überwältigt oder die Lebensmittel- und Kriegsmaterialzufuhr abgeschnitten wird, sondern bei der Landmacht die Entscheidung, bei *vollständig durchgeführtem Kampfe*, ruht.

Wenn die Union ferner zu dem für *die* Entscheidung des Krieges irrelevanten Angriff auf Portorico schritt, so erfolgte derselbe ausschließlich, um einerseits die blühende, überdies eine große Steigerung ihrer Productionskraft versprechende Insel als werthvolles Faustpfand für ihre Abtretung in ihren Besitz zu bringen, und andererseits in ihr eine Flotten- und Kohlenstation ersten Ranges, im Verein mit Key-West und Santiago von größter Bedeutung für die Beherrschung Westindiens, der Zugänge zum caraibischen Meer und dem künftigen Nicaraguacanal zu gewinnen.

Der Kampf der Union, unter dem Deckmantel der Befreiung Cubas, angeblich für eine Gruppe von Handelsinteressenten der Vereinigten Staaten unternommen, gestaltete sich daher mit den militärischen Erfolgen unter Decouvrirung seiner Endziele zum ausgesprochenen Streben nach unbedingter maritimer Vorherrschaft Nord-Amerikas, nicht nur im Golf von Mexico, sondern auch im caraibischen Meer, und somit nicht nur gegenüber Central-Amerika, sondern auch gegenüber den Staaten der Nordküste Süd-Amerikas. Er bietet mit der sich während seines Verlaufs stetig steigernden Erweiterung

seiner Ziele der Welt, im Verein mit der gleichzeitig stattgefundenen Besitzergreifung der Hawai-Inseln und der Ladronen, den Beweis, daß die Union, vor der Hand allerdings wohl nur im Interesse ihrer weiteren wirthschaftlichen Entwickelung, die Bahn maritimer Expansions- und Colonialpolitik eingeschlagen hat; und dieser Vorgang, sowie die bereits im Verlauf des Krieges erfolgende Vermehrung ihrer Flotte von etwa 100 auf 158 Schiffe, sowie der Umstand, daß dieselbe heut 8 Panzerschiffe erster Klasse, 16 Torpedozerstörer und 22 Torpedoboote im Bau hat, die gegen 1900 vollendet sein werden, weist deutlich darauf hin, daß die übrige Welt mit den Vereinigten Staaten binnen vielleicht einem Jahrzehnt als einer Seemacht ersten Ranges und einer Colonialmacht zu rechnen haben wird, so daß das Resultat des Krieges in dieser Hinsicht für die alte Welt in einer Erschwerung des Wettbewerbs auf den wirthschaftlichen Gebieten und dem der Colonisation, gegenüber der in der Folge sich entwickelnden Concurrenz Nord-Amerikas bestehen dürfte.

Leo Tolstoj.

Gedanken über Gott und Aus dem Tagebuche Tolstojs.

Von

Eugen Heinrich Schmit.

— Budapest. —

Vom Verfasser ausschließlich autorisirte Ausgabe.

Vorwort des Herausgebers.

Dem Text der vorliegenden, für die Beurtheilung der Weltanschauung Tolstojs höchst wichtigen Schrift liegen theils russische Handschriften zu Grunde, welche der Autor an den wegen der Angelegenheit der Duchoborzen verbannten Wladimir Tschertkoff (derzeit in Purleigh-Essex) sandte, theils Briefe, welche derselbe an den seiner Zeit wegen Verweigerung des Militärdienstes eingekerkert gewesenen Redacteur des „Vrede" in Haarlem J. K. van der Veer sandte. Die Zusammenstellung des Ganzen stammt von Tschertkoff. Die Herstellung des vorliegenden deutschen Textes ist die gemeinsame Arbeit von Albert Skarvan, einem Arzt, der seiner Zeit, wegen eines ähnlichen Delictes wie van der Veer, in Kaschau in Ungarn eingekerkert war, und des Herausgebers dieser Schrift, der derselben einige Titelüberschriften beifügte.

Die Wichtigkeit und Subtilität des Gegenstandes der Schrift bestimmte mich, die Handschrift an Leo Tolstoj selbst behufs Durchsicht zu übersenden. Der Autor antwortete in einem freundlichen Briefe wörtlich: „Die Aufschriften sind sehr gut und die ganze Uebersetzung ausgezeichnet klar und schön." Ich veröffentliche diese Worte, weil es bei vorliegender Schrift von besonderer Wichtigkeit ist, daß die Feinheiten des Ausdruckes möglichst authentisch wiedergegeben seien.

Budapest, Festung, am 28. April 1898.

Dr. Eugen Heinrich Schmit.

Gedanken über Gott.

I.

Gott ist für mich Dasjenige, wonach ich strebe, Dasjenige, im Hinstreben nach welchem mein Leben besteht und welches daher auch für mich da ist, jedoch unumgänglich in der Weise, daß ich Ihn nicht begreifen, nicht benennen kann. Falls ich Ihn begreifen möchte, erreichte ich Ihn, und ich hätte nicht, wonach zu streben; es gäbe auch kein Leben mehr. Was hier als Widerspruch erscheint, ist, daß ich Ihn nicht begreifen und nicht benennen kann und Ihn doch zugleich kenne: die Richtung zu Ihm kenne. Ja, es ist dies von meinem Wissen das einzig Glaubwürdige.

Ich kenne Ihn nicht, und zugleich ist es mir allemal fürchterlich, wenn ich ohne Ihn bin, und nur dann bin ich furchtlos, wenn ich mit Ihm bin. Noch sonderbarer ist es, daß ich es gar nicht noth habe, Ihn in meinem jetzigen Leben mehr und besser zu kennen, als ich Ihn jetzt kenne. Ich kann und will Ihm näher kommen, und hierin besteht mein Leben, jedoch meine Annäherung vergrößert mein Wissen nicht im Mindesten und kann es auch nicht vergrößern. Jeder Versuch, mir eine Vorstellung über dies mein Wissen zu bilden (z. B. daß Er Schöpfer sei, daß Er gnadenvoll sei und Aehnliches mehr), entfernt mich von Ihm und verhindert meine Annäherung zu Ihm.

Noch sonderbarer ist, daß ich einzig und allein Ihn wahrhaftig (d. h. mehr als mich selbst) zu lieben vermag. Einzig und allein in dieser Liebe giebt es keinen Rückgang (im Gegentheil fortwährenden Fortschritt), keine Sinnlichkeit, kein Schwänzeln, kein Zugefallenthun, keine Angst, keine Selbstzufriedenheit. Alles Gute liebt man nur vermittelst dieser Liebe, so daß dabei noch herauskommt, daß wir lieben, folglich auch leben durch Ihn und vermittelst Seiner. So denke, oder besser gesagt, fühle ich Gott. Ich habe noch hinzuzufügen, das schon die Benennung „Er“ einigermaßen stört: das „Er“ macht Ihn kleiner.

Zu dieser Definition Gottes muß ich noch die Definition Arnolds hinzufügen, in welcher ich immer die wesentlichste Seite, von welcher wir Gott auffassen, betont sah. (M. Arnold leitet seine Definition von den Propheten des alten Testamentes ab, und sie war thatsächlich bis auf Christus genügend vollständig.) „Gott ist das Ewige, Unendliche, außer uns Bestehende, uns Führende, von uns Gerechtigkeit Verlangende. Man kann so sagen: das Gesetz des Menschenlebens ist der Wille Gottes in Bezug auf denjenigen Theil des Menschenlebens, der in unserer Macht steht.“ — Ich sage, diese Definition war genügend bis auf Christus. Jedoch Christus offenbarte uns, daß die Erfüllung dieses Gesetzes außer seiner äußeren Verbindlichkeit für die Menschenvernunft, noch einen anderen einfacheren, das ganze menschliche Wesen ergreifenden inneren Antrieb hat — die Liebe. Nicht die Liebe zum Weibe, zum Kinde, zum Vaterlande und anderem

Aehnlichen, sondern die Liebe zu Gott (Gott ist die Liebe), die Liebe der Liebe, dasselbe Gefühl von Güte, Rührung, Lebensfreude, welches dem wahren, glückseligen unsterblichen Menschenwesen eigen ist.

II.

Gott erkennen wir weniger mittelst der Vernunft, auch nicht so sehr mittelst des Herzens, als vermittelst des Gefühles der völligen Abhängigkeit von Ihm. Es ist das ein ähnliches Gefühl wie das, welches der Säugling am Mutterschooße empfindet. Er weiß nicht, wer ihn hält, wer ihn wärmt, nährt, jedoch er weiß, daß ein Jemand da ist, und er weiß es nicht blos — er liebt ihn auch.

III.

Ich betrachtete früher die Lebenserscheinungen, ohne daran zu denken, woher die Erscheinungen kämen und weshalb ich sie sehe.

Dann habe ich begriffen, daß Alles, was ich sehe, vom Lichte, welches die Erkenntniß ist, abstammt. Und ich freute mich derart, daß ich Alles aus Einem ableitete, daß ich mich völlig zufriedengestellt fühlte in der Anerkennung der einigen Erkenntniß als Ursprung vom All.

Später jedoch sah ich, daß die Erkenntniß ein Licht sei, welches zu mir durch ein mattes Glas dringt. Das Licht sehe ich, doch dasjenige, was das Licht hervorbringt, kenne ich nicht. Ich weiß jedoch, daß es da ist.

Diese Quelle des Lichtes, welche mich beleuchtet, welche ich nicht kenne, von deren Existenz ich jedoch Kenntniß habe, ist Gott.

IV.

Jawohl, Liebe ist Gott.

Gewinne lieb Denjenigen, der Dir Leid that, den Du verurtheiltest, nicht liebtest, und all das, was vor Dir seine Seele verbarg, wird verschwinden, und Du wirst, gleichsam durch ein klares Wasser, am Boden das göttliche Wesen seiner Liebe erblicken, und Du wirst es nicht noth haben, ihm Verzeihung bieten zu können. Nur Dir selbst wirst Du vergeben müssen, daß Du Gott nicht liebtest in Demjenigen, in dem Er war und wo Du Ihn wegen Deiner Lieblosigkeit nicht sahest.

V.

Liebe ist Offenbarung Gottes im eigenen Innern, dem zu Folge ein Streben, aus sich herauszuwachsen, sich zu befreien, ein göttliches Leben zu führen. Dieses Streben ruft Gott, das heißt Liebe bei Anderen hervor.

Mein Hauptgedanke ist, daß Liebe bei Anderen Liebe hervorruft — Gott, der in Dir wach ist, weckt denselben Gott bei Anderen.

VI.

Lieben heißt dasselbe verlangen, was der geliebte Gegenstand verlangt. Die Gegenstände unserer Liebe verlangen jedoch Entgegengesetztes. Deshalb

soll man dasjenige lieben, was immer ein und dasselbe verlangt. Ein und dasselbe verlangt Gott.

VII.

Liebe zu Gott heißt das verlangen, was Gott verlangt. Er aber verlangt Heil für Alles.

Brüder, nun lieben wir einander! Wer liebt, der ist aus Gott geboren und kennet Gott, weil die Liebe Gott ist. (Es heißt, Gott ist die Liebe, soll aber heißen: Liebe ist Gott.) Uebrigens auch: Gott ist die Liebe, das heißt, wir kennen Gott nur in Gestalt der Liebe, und die Liebe ist Gott, das heißt, wenn wir lieben, sind wir nicht Götter, sondern Gott.

VIII.

Sonderbar, wieso ich früher die unzweifelhafte Wahrheit nicht sah, daß sich hinter dieser Welt und hinter unserem Leben in dieser Welt irgend Jemand, irgend Etwas birgt, der es weiß, wozu diese Welt besteht, wozu wir darin, wie im Siedewasser die Blasen, aufsteigen, platzen und verschwinden.

Zweifelsohne geschieht Etwas in dieser Welt, und es geschieht durch alle lebenden Wesen, und es geschieht auch durch mich, durch mein Leben. Wozu wären sonst vorhanden diese Sonne, der Frühling, der Winter, und vollends wozu dieses dreijährige, von Lebensfülle strotzende Mädchen, dieses altersblöde Mütterlein, dieser Wahnsinnige. Diese abgesonderten Wesen, die augenscheinlich für mich keinen Sinn haben und doch sich an das Leben klammern, so ihr Leben beschützen, in denen doch so stark das Lebensrad sich dreht, diese Wesen liefern mir vor allem Anderen den Beweis, daß sie nöthig sind für irgend eine vernünftige, gute, mir unfaßbare Thätigkeit.

IX.

Im Gebete zu Gott ward es mir klar, daß Gott einem reellen Wesen ähnlich ist, nämlich Liebe ist, welche das All darstellt, wovon ich in Form von Liebe einen Saum berühre und betaste. Es ist dies kein bloßes Gefühl, nichts Abstractes, sondern ein Wesen, das reell ist. Und ich tastete Gott.

X.

Alles, was ich kenne, kenne ich deshalb, weil ein Gott da ist und ich Ihn kenne. Einzig hierauf kann man eine feste Grundlage bauen in Bezug auf den Menschen, in Bezug auf sich, sowie auch in Bezug auf das Leben außer der Zeit und außer dem Raum. Nicht nur finde ich dies nicht mystisch, sondern ich finde, daß die entgegengesetzte Anschauung mystisch ist, und daß das die einzige Allen verständliche und Allen zugängliche Realität ist.

XI.

Warum verzagen Sie? Sie erwarten etwas Großes. Sie erwarten, so scheint es mir, Gott in Donner und Gewitter und nicht in der Ruhe. Das Beste ist, wie Sie sich ausdrücken, das, daß man nicht hat, wohin sich zu bergen. Hierin, denken Sie, ist mehr denn in Anderem sichtbar und tastbar die Hand Gottes.

Sie sagen, es hätte den Anschein, als ob ich Gott nicht anerkenne. Da ist ein Mißverständniß. Ich anerkenne sonst Nichts, außer Gott.

Es scheint mir, ich schrieb Ihnen und theilte Ihnen auch wörtlich mit meine Definition Gottes. Gott ist das All, das unendliche All, als dessen Theil ich mich bekenne. Darum begrenzt sich in mir Alles durch Gott, und ich empfinde Ihn in Allem. Und dieses ist keineswegs eine Redensart, sondern dasjenige, vermöge dessen ich lebe.

XII.

Was ist Gott? Wozu ist Gott?

Gott ist das Unbegrenzte, das ich in mir als begrenzt erkenne. Ich stelle den begrenzten, Gott den unbegrenzten Leib vor. Ich bin das Wesen, welches 63 Jahre lebt; Gott ist das ewig lebende Wesen. Ich bin ein Wesen, welches in den Grenzen seines Begriffsvermögens denkt; Gott ist ein Wesen, welches im Denken keine Grenzen hat. Ich bin ein Wesen, welches manchmal ein wenig liebt; Gott ist ein Wesen, welches immer unendlich liebt. Ich bin der Theil; Er ist das All. Ich kann mich nicht anders begreifen, denn als einen Theil von Ihm.

XIII.

Wenn Dich eine ungelöste Frage quält, so fühlst Du Dich als krankes Glied irgend eines Ganzen, eines gesunden Körpers, fühlst Dich als kranker Zahn eines gesunden Körpers und bittest den ganzen Körper, er möge dem Gliede helfen.

Der ganze Körper ist Gott; das Körperglied bin ich.

XIV.

Ein Aberglauben, der zumeist unsere metaphysischen Begriffe verwirrt, ist der Aberglaube, daß die Welt erschaffen worden ist, daß sie aus Nichts hervorging, daß es einen Gott-Schöpfer gebe.

Eigentlich haben wir keinen Grund und auch keine Noth, einen Gott-Schöpfer vorauszusetzen. Die Chinesen und Hindus kennen diesen Begriff nicht. Es ist aber auch ein Gott-Schöpfer und Fürsorger ganz und gar unvereinbar mit dem christlichen Gott-Vater, Gott-Geist, von dem ein Theil mir innewohnt, mein Leben ausmacht. Er ist unvereinbar mit dem Gott, der Liebe ist.

Gott der Schöpfer ist gleichgültig, läßt das Leiden und das Böse zu. Gott der Geist befreit von dem Leiden und vom Bösen und ist immer die vollkommene Güte. Einen Gott den Schöpfer giebt es nicht. Es giebt ein

Ich, welches mittelst der ihm verliehenen Sinneswerkzeuge die Welt erkennt und seinen inneren Gott-Vater erkennt. Er ist der Ursprung meines geistigen Ich. Die äußere Welt jedoch stellt nur meine Begrenzung dar.

XV.

Sie schreiben in Ihrem Brief, daß Sie keinen Gott erkennen und anbeten können, weil er nicht gut, aber böse sein müßte. Mir scheint das ein sehr verbreitetes Mißverständniß zu sein. Gut oder böse kann allein ein Gott sein, der der Schöpfer der Welt und des Menschen und der Belohner und Bestrafer der Menschen ist. So ein Gott ist aber Nichts als ein abscheulicher Aberglaube, einen solchen Gott kann sich kein redlicher Mensch denken. Aber ohne eine Idee von der unendlichen Vernunft und Liebe, von welchen wir uns als endlichen Theil fühlen, begrenzt durch Zeit und Raum, kann ein vernünftiger und guter Mensch nicht leben.

XVI.

Oft sprechen die Menschen vom Bösen, welches Gott den Menschen zufügt. Und bei solchem Reden und Denken bilden sich die Menschen ein, daß sie an Gott glauben und ihn anbeten.

Gott also thut Böses. Und falls Gott Böses thut, so ist er nicht gut, ist er nicht die Liebe, und falls er nicht gut ist, existirt er nicht.

Es stammt dies daher, weil die Menschen derart überzeugt sind, daß dasjenige, was sie Böses thun, nicht nur gut sei, sondern, wie sie behaupten, sogar vorzüglich, z. B. die ausschließliche Liebe zu den eigenen Kindern, daß, wenn sie das Böse erfahren, welches als Folge ihrer Fehler d. h. Sünden auftritt, sie dann nicht sich, sondern Gott beschuldigen. Deswegen erkennen sie in der Tiefe ihrer Seele Gott als böse an, d. h. sie leugnen Ihn und erlangen deshalb keinen Trost von Ihm.

XVII.

Es geziemte sich, das zu thun, was die Duchoborzen thun, — sich vor Jedermann zu beugen, eingedenk dessen, daß Gott ihm innewohnt. Ist dies factisch unausführbar, so sollte man es im Geiste thun.

XVIII.

Ich fühlte die herannahende Formänderung des Lebens, genannt — der Tod.

Nein, auch dies wäre eine zu kühne Behauptung. Nicht eine Formänderung, sondern denjenigen Uebergang, bei dem man klarer und näher seine Einheit mit Gott fühlt.

Ich stelle mir das derart vor:

Die Gerade ist Gott. Die engeren Stellen sind die Annäherung zum Tode und die Geburt. An diesen Stellen ist Gott näher. Er ist durch Nichts verborgen. Und in der Mitte — da wird Er durch die Complicirtheit des Lebens erstickt.

XIX.

Das Bewußtsein, das Empfinden des in uns lebenden und durch uns wirkenden Gottes können wir in uns nicht immer tasten.

Es giebt Thätigkeiten, denen man sich ganz und ungetheilt hingeben muß, ohne an etwas Anderes zu denken, als eben an diese Arbeit. Dabei an Gott zu denken, ist unmöglich, zerstreuend und unnöthig.

Man soll einfach ohne Anstrengung leben, sich seinem Hange hingebend, jedoch sobald sich ein innerer Zweifel, Kampf, Verstimmtheit, Angst, Abneigung einstellen, da soll man sich ungesäumt seines geistigen Wesensbewußt, seines Bandes mit Gott bewußt werden, sich aus der körperlichen in die geistige Sphäre übertragen und zwar nicht deshalb, um den Werken des Lebens zu entrinnen, sondern umgekehrt um sich mit allen Kräften zu ihrer Vollbringung zu wappnen, um die Hindernisse zu bekämpfen und zu besiegen. Aehnlich wie der Vogel, der die Flügel zusammenlegt, wenn er auf den Füßen sich fortbewegt, aber sofort, wenn ein Hinderniß da ist, die Flügel ausbreitet und emporfliegt. Alles wird auf diese Art leicht, alles Schwere verschwindet.

XX.

Folgendes ist mit mir geschehen. Ich fing an immer abstracter über die Lebensfragen nachzudenken; darüber, worin das Leben bestehe, wo es hinziele, was die Liebe sei, und ich entfernte mich immer mehr, nicht nur vom Begriffe des alttestamentlichen Gott-Schöpfers, sondern auch vom Begriffe des Vaters, der beseligenden Erkenntniß des Ursprunges alles Lebens so wie auch meiner selbst. Und der Teufel umgarnte mich. Mir fiel es ein, daß es möglich sei, daß es besonders wichtig sei, im Interesse der Einigung mit den Chinesen, Konfucianern und Buddhisten, sowie mit unseren Atheisten, Agnostikern, diesen Begriff des Vaters ganz zu umgehen. Ich dachte mir, daß man Befriedigung finden könne in dem Begriffe und der Erkenntniß desjenigen Gottes, der uns innewohnt, ohne denjenigen Gott anzuerkennen, der uns als einen Theil seiner selbst durchdringt. Und sonderbarerweise, mir wurde es plötzlich bange, einsam und schrecklich. Ich wußte nicht, weshalb, fühlte es jedoch, daß ich plötzlich schrecklichermaßen geistig herabfiel, daß ich jeder geistigen Freude und Energie verlustig ward.

Und erst dann besann ich mich, daß dies daher komme, weil ich mich von Gott entfernte. Und ich fing an zu denken, — sonderbar ist's zu sagen, ich fing an zu rathen, ob es einen oder keinen Gott gäbe, und

es ward mir, als ob ich Ihn neuerdings gefunden hätte. Und ich fühlte mich darob so freudig, ich wurzelte in so fester Ueberzeugung in Ihm, in der Ueberzeugung, daß ich mit Ihm verkehren kann und verkehren muß und daß er mich hört; ich gerieth darob in solche Freude, daß ich die letzten Tage das Gefühl habe, daß es mir sehr wohl sei und ich mich frage, woher meine Lust käme. Jawohl, Gott ist Gott, und ich brauche mich nicht zu beunruhigen, sondern habe mich nur zu freuen.

Ich befürchte, daß dieses Gefühl vergehen, sich abstumpfen werde. Jetzt aber fühle ich mich sehr freudig, ganz so, als wäre ich ein Haarbreit davon gewesen, das theuerste Wesen zu verlieren. Ich dachte sogar, daß ich es verlor. Und ich verlor es nicht, sondern erkannte nur seinen unendlichen Werth. Ich hoffe, daß wenn es auch vergehen sollte, dies entzückendste Gefühl, mir dennoch viel neu Erworbenes bleiben werde.

Möglicherweise ist dies dasjenige, was manche den lebendigen Gott nennen; falls es das ist, so fühle ich mich sehr schuldig vor ihnen, daß ich ihnen nicht beistimmen wollte und sie bestritt.

Das Hauptsächlichste an diesem Gefühle ist das Bewußtsein der vollen Sicherheit, das Erkennen dessen, daß Er existirt, gut ist, daß Er mich kennt, daß ich ein Theil von Ihm bin, eines seiner Kinder. Alles was sich mir als böse darstellt, scheint mir deshalb so, weil ich mir und nicht Ihm glaube. Aus diesem Leben, wo so leicht nach seinem Willen gehandelt werden kann, da dieser Wille zugleich mein Wille ist, kann ich nirgendshin fallen, als einzig nur zu Ihm, und in Ihm ist völlige Freude, völliges Heil.

Alles das, was ich da schreibe, kann nicht Ausdruck verleihen dem, was ich empfand. Schmerzt mich Etwas physisch oder moralisch, stirbt mein Sohn, geht das zu Grunde, was ich lieb habe, kann ich selbst Nichts mehr thun, warten Leiden meiner, da entsinne ich mich plötzlich, was Gott sei, und Alles wird wieder gut und freudig und licht . . .

XXI.

Es giebt keinen einzigen gläubigen Menschen, der nicht zeitweise von Zweifeln über die Existenz Gottes befallen würde. Und diese Zweifel schaden nicht; im Gegentheil, sie führen zu höherem Verständniß Gottes.

Man gewöhnt sich an den Gott, den man kannte, und glaubt nicht mehr an Ihn. Nur dann glaubt man an Gott, wenn er sich uns in neuem Lichte offenbart. Und Er offenbart sich Dir von neuer Seite dann, wenn Du Ihn mit ganzer Seele suchst.

XXII.

Ich dachte viel über Gott und das Wesen meines Lebens nach, und dabei schien es mir, als ob ich nur zweifelte über das Eine und über das Andere. Da prüfte ich meine Argumente, und darnach, unlängst, entstand einmal einfach in mir der Wunsch, sich auf den Glauben an Gott und an

die Unzerstörbarkeit meiner Seele zu stützen; und ich verspürte zu meiner Ueberraschung solch feste ruhige Gewißheit, wie ich sie niemals zuvor kannte, so daß meine Zweifel und Proben augenscheinlich meinen Glauben nicht nur nicht gelockert hatten, sondern geradezu bekräftigt.

XXIII.

Man soll sich niemals vorsätzlich Gott annähern. „Nun nähere ich mich Gott an; nun fange ich ein Leben in Gott an. Ich habe dem Teufel nachgelebt, nun werde ich Gott nachleben. Ich will es versuchen, es kann nicht schaden." Hierin liegt allerdings ein Schaden, und zwar ein großer Schaden. Mit dem Gehen zu Gott ist es ähnlich wie mit dem Heirathen. Man soll es nur dann thun, wenn man trotz des Wunsches, nicht zu gehen, nicht zu heirathen, es dennoch nicht unterlassen kann. Nicht, als ob ich sagte: suche vorsätzlich das Aergerniß, sondern Jedem, der die Frage so stellt: „Heda, ich will es versuchen, ob ich mich nicht verrechne, wenn ich statt zum Teufel, zu Gott hingehe," schreie ich aus voller Kehle zu: „Gehe hin zum Teufel, unbedingt zum Teufel! Es ist hundertmal besser, sich am Teufel zu verbrennen, als am Scheidewege zu stehen oder heuchlerisch zu Gott zu gehen.

XXIV.

Ich las Herbert Spencers Antwort an Balfour (aus einem Artikel Spencers: Mr. Balfour's Dialectics über das Bekenntniß des Agnosticismus, wie sie jetzt den Atheismus zu nennen pflegen. Ich sage, daß der Agnosticismus, obschon er etwas vom Atheismus Verschiedenes bedeuten will, indem er die vermeintliche Unmöglichkeit zu wissen in den Vordergrund stellt, im Grunde genommen dasselbe ist wie der Atheismus und zwar aus dem Grunde, weil die Wurzel des Ganzen im Nichtanerkennen Gottes steckt.

So las ich Herbert Spencer, der nicht etwa sagt, daß er den Wunsch hege, den Glauben an Gott abzuschütteln, sondern daß er genöthigt sei, dies zu thun. Selbsttäuschung ist die einzige Alternative, die noch übrig bleibt. „Es ist kein Vergnügen," sagt er, „sich als verschwindend kleines Wärzlein auf dem Planeten zu erkennen, welcher Planet wieder ein verschwindend kleines Sandkorn ist im Vergleiche mit dem All der Dinge (ich möchte ihn fragen, was er unter dem „All der Dinge" verstehe). „Diejenigen, denen der erbarmungslose Sturm der Veränderungen Leiden zufügt, die oft unheilbar sind, finden keinen Trost in dem Gedanken, daß dieselben von blinden Kräften herkommen, die theilnahmlos, einmal die Zerstörung einer Sonne, dann wieder den Tod eines Wurmes verursachen. Die Betrachtung eines Universums ohne einen irgendwie begreiflichen Zweck gewährt keinerlei Genugthuung. Der Wunsch zu erkennen, was der Zweck von dem Allen ist, ist nicht weniger mächtig im Agnostiker, als in den anderen Menschen, und erweckt in ihm Sympathie für eine solche Annahme. Indem er aber selbst keinerlei Erklärung findet, empfindet er zu seinem Bedauern die Unfähigkeit, die Erklärungen anzunehmen, welche ihm die Anderen bieten."

Ganz dasselbe sagte mir vorgestern N.: „Es geht irgend eine Rotation vor sich, und mitten in diesem Wirbeln, das endlos ist in Raum und Zeit, erscheine, lebe, verschwinde ich. So viel steht fest. Alles Uebrige aber, das heißt die Vorstellung irgend eines vernünftigen Wesens, von dem ich abstamme und dem ich in Gemeinschaft mit Allem, was existirt, zur Verwirklichung seiner Ziele diene, dieser Gedanke ist eine Selbsttäuschung."

Es giebt zwei verschiedene und sich gegenseitig widersprechende Weltanschauungen, die man sich so vorstellen kann:

Die Agnostiker sagen: „Ich, ein von meinen Eltern geborenes Wesen, betrachte mich in der gleichen Weise, wie alle anderen lebenden Wesen, die mich umgeben, und die unter gewissen Bedingungen existiren, die meiner Forschung zugänglich sind, und erforsche mich selbst und die anderen Dinge, die belebten ebensowohl wie die unbelebten, und die Bedingungen, unter welchen sie existiren. Und in Uebereinstimmung mit dieser Forschung ordne ich mein Leben. Fragen nach dem Ursprung erforsche ich in derselben Weise, sowohl durch Beobachtung, wie durch Experiment, und gewinne so immer größere Erkenntniß derselben. Was aber die Frage betrifft, woher dieses Universum stammt, warum es existirt und warum ich in demselben, so lasse ich sie unbeantwortet, denn ich sehe die Möglichkeit nicht ein, dieselbe ebenso bestimmt, klar und überzeugend zu beantworten, wie ich die Fragen beantworte, welche die Dinge innerhalb des Universums betreffen. Daher nehme ich auch die Antwort auf die Frage nicht an, die darin besteht, daß ein angebliches vernünftiges Wesen existirt, Gott, von welchem wir abstammen" (wie man allgemein sagt, „von welchem die Welt abstammt" und womit man die Weltschöpfung meint, welche die christliche Lehre nicht anerkennt), „welches Wesen aus irgend einer ihm selbst bekannten Ursache das Gesetz meines Lebens bestimmt hat, weil diese Antwort nicht so klar und beweisbar ist, wie die wissenschaftlichen Antworten, welche sich auf die Ursachen und Bedingungen der verschiedenen Naturerscheinungen beziehen."

So sprechen die Agnostiker, und indem sie die Möglichkeit einer Erkenntniß, die nicht durch Beobachtung und Zergliederung von Beobachtungen gegeben ist, nicht zugeben, so ist das, wenn auch nicht richtig, so doch durchaus logisch und folgerichtig.

Der Christ andererseits, der Gott anerkennt, sagt: „Ich bin mir meiner Existenz bewußt, nur weil ich mich als vernünftiges Wesen fühle. Und indem ich mich selbst so fühle, kann ich mein Leben und das Leben alles Dessen, was existirt, in gleicher Weise auch nur als vernünftig begründet anerkennen. Diese Weise des Seins muß also einen Gegenstand, ein Ziel haben. Dieses Ziel meines Lebens muß außer mir liegen, in jenem Wesen, für welches sowohl ich, wie Alles, was existirt, als Mittel dient zur Erreichung des Zieles des Lebens. Dieses Wesen existirt, und ich muß in meinem Leben sein Gesetz oder seinen Willen erfüllen. Fragen über die Natur dieses Wesens, welches von mir die Erfüllung seines Gesetzes ver-

langt, und von welchem irgendwie in Raum und Zeit dies vernünftige Leben entsprang in mir und in anderen Dingen, Fragen wie: „Was ist Gott?“ „Ist Er persönlich oder unpersönlich?“ „Hat er die Welt erschaffen, und wie erschuf Er sie?“ „Wann erwachte eine Seele in mir?“ „Wann und wie entsprang sie in Anderen?“ „Woher kam sie, und wohin wird sie gehen?“ „In welchem Theile des Körpers hat sie ihren Sitz?“ alle die Fragen muß ich unbeantwortet lassen, indem ich im vorhinein erkenne, daß ich im Bereiche ihrer Beobachtung und Zergliederuug nie zu einer endgültigen Antwort komme, indem hier Alles in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit verschwindet. Aus diesem Grunde kann ich auch die Antworten nicht acceptiren, die die Wissenschaft ertheilt auf die Fragen, woher das Universum (die Sonnen und Welten) stammt, woher die Seele abstammt, und in welchem Theile des Gehirnes sie ihren Sitz hat.“

Der Agnostiker vorerst, indem er sich als bloßes Thier erfaßt und in Folge dessen annimmt, daß er Alles blos durch die äußeren Sinne erfassen könne, nimmt keinen geistigen Ursprung an und versinkt in Folge dieses Verzichtes bis zu jener Sinnlosigkeit der Existenz, die die Forderungen der Vernunft beleidigt.

Die Christen andererseits, die sich selbst blos als Vernunftwesen anerkennen und daher auch nur das annehmen, was den Forderungen der Vernunft entspricht, acceptiren nicht die Folgerungen aus den Daten der äußeren Erfahrung und betrachten diese Daten als phantastisch und irrthümlich.

Beide haben in gleicher Weise Recht. Die Differenz zwischen Beiden, und diese ist sehr wesentlich, liegt in der Thatsache, daß entsprechend der ersten Anschauung Alles im Universum streng wissenschaftlich logisch und rationell ist, ausgenommen die Meinung über das menschliche Leben selbst und über das All selbst. Diese haben in Folge dessen hierin keine Meinung und mögen daher von solchem Standpunkte viele interessante und anziehende Betrachtungen anstellen, werden aber trotz aller Anstrengungen nichts Nützliches an den Tag bringen, was die Führung des Lebens betrifft. Hingegen der letzteren Anschauung entsprechend, gewinnt das Leben des Menschen und des ganzen All einen bestimmten, vernünftigen Sinn, der auch die unmittelbarste, einfachste, allgemeinste Anwendbarkeit besitzt für das Leben, und der gleichzeitig die Möglichkeit wissenschaftlicher Forschung nicht ausschließt, welche in solchem Falle jedoch auf dem ihnen eigenthümlichen Gebiete anzustellen sind.

XXV.

Nichts beweist besser die Existenz Gottes, als die Versuche der Evolutionisten, die Sittlichkeit anzuerkennen und sie aus dem Kampfe um's Dasein zu deduciren.

Daß sie sich aus dem Kampfe um's Dasein nicht ergeben kann, ist ja augenscheinlich. Und zugleich fühlen sie, daß es ohne dieselbe nicht geht; sie anerkennen die Sittlichkeit und bemühen sich, dieselbe aus ihren eigenen Voraussetzungen zu deduciren, obzwar es ebenso sonderbar und unlogisch ist, die Sittlichkeit mittelst der Evolutionstheorie zu deduciren, als sie aus den Vorschriften, die Gott am Berge Sinai den Israeliten gab, folgern zu wollen. Ihr Fehler, der darin besteht, daß sie nicht erkennen, daß das Bewußtsein des eigenen geistigen Ich ein Resultat Gottes, ein Theil von ihm ist, ohne welche Erkenntniß es keine vernünftige Lebensanschauung geben kann, führt sie dazu, das Ungerechtfertigte, sogar Widersprechende, Wunderbare in der Vorstellung des Sittlichen zuzugeben, das heißt zuzugeben denselben Gott, den sie aus ihrer Lebensanschauung ausgeschlossen hatten.

Vorgestern trug mir ein Franzose in Frageform vor, ob nicht zur Begründung der Sittlichkeit das Gute und Schöne genüge? Dies bedeutet wieder denselben Gott, den sie in Folge der geistigen Krankheit, die ihnen anhaftet, nicht zu nennen wagen.

XXVI.

In dem, was Sie über das Verständniß des Lebens und über Gott sagen, bin ich, ich will nicht sagen einverstanden mit Ihnen, sondern denke ebenso wie Sie.

Ich sage deshalb nicht, daß ich einverstanden bin, weil es schwer ist, sich im Gespräche über diese Dinge genau auszudrücken. Worte können entweder Ueberflüssiges oder zu wenig sagen; deshalb kann man niemals eine bestimmte Formulirung als vollständig dem eigenen Verständnisse entsprechend auffassen. Ich fühle nur, daß wir in einer Richtung denken und empfinden, und dies freut mich ungemein. Es ist unmöglich, über diese Dinge nicht nachzudenken. Es denkt jedoch unwillkürlich ein Jeder darüber in seiner eigenen Weise. Man kann und soll in Form bringen die Schlüsse, welche im Leben anwendbar sind, wie das z. B. Moses that: „Du sollst nicht tödten!" und Christus: „Widerstehe nicht dem Uebel!" Ich wiederhole es aber, daß ich in derselben Richtung denke und damit völlig einverstanden bin, daß das Maß des Verständnisses des Lebens abhängig ist vom Maße der Reinheit, der Demuth und der Liebe.

XXVII.

Was bin ich denn mitten in diese Welt gesetzt? An wen soll ich mich wenden? Bei wem soll ich Antwort suchen?

Bei den Menschen etwa? Sie wissen keine; sie belachen das, wollen es nicht wissen. Sie sagen: „All das ist haltloses Zeug. Denke nicht darüber nach. Hier ist die Welt mit ihren Genüssen. Genieße sie!"

Sie verführen mich jedoch nicht. Ich weiß, daß sie selbst nicht an das glauben, was sie sprechen. Ebenso wie ich quälen sie sich, und es nagt

an ihnen die Angst vor dem Tode, vor sich selbst, vor Dir, mein Gott, den sie nicht nennen wollen.

Auch ich nannte Dich lange Zeit nicht; auch ich that lange Zeit dasselbe, was sie. Ich kenne diesen Trug; auch weiß ich, wie sehr er am Herzen nagt und wie schrecklich die Verzweiflungsflammen sind, verborgen im Herzen desjenigen, der Dich nicht nennt. Man kann sie begießen so viel man will, sie werden doch in ihrem Innern ebenso brennen, wie sie in meinem Innern brannten.

Jedoch, mein Gott, ich nannte Dich, und meine Leiden hörten auf. Meine Verzweiflung entschwand.

Ich verdamme meine Schwächen, ich suche Deinen Weg, verzweifle jedoch nicht mehr und empfinde Deine Nähe, Deine Hilfe, so oft ich Deinen Pfad wandle. Auch empfinde ich Dein Verzeihen, wenn ich von ihm ablenke.

Dein Weg ist licht und einfach. Dein Joch ist beseligend, und Deine Bürde ist leicht. Ich jedoch irrte lange umher außer Deines Weges, lange Zeit in meiner abscheulichen Jugend warf ich mit Stolz jedwede Last von mir, spannte mich aus jedem Joche und entwöhnte mich Deine Pfade zu wandeln, so daß mir Dein Joch und Deine Bürde schwer schienen, wenn ich auch weiß, daß sie selig und leicht sind.

Mein Gott, verzeihe mir die Verirrungen meiner Jugend, und hilf mir, Dein Joch ebenso freudig zu tragen, wie ich es freudig aufnehme.

Aus Tolstojs Tagebuch.

Ueber das menschliche Wissen.

Höchst bezeichnend ist der Gegensatz, wie sich die Menschen zu zwei Kategorien des Wissens verhalten: zum Wissen, welches den Namen führt: moralische Lehre oder auch Religion, und dem Wissen, welches man als Wissenschaft zu bezeichnen liebt.

Menschen, die weit vorwärts gekommen sind in der ersteren Kategorie des Wissens, nämlich in der moralischen Lehre, stellen zumeist als Vorbild die vor ihnen gewesenen Weisen auf: Mencius, Konfucius, Sokrates, Plato, Buddha, die Brahminen, Christus, Jesaias. Sich selbst hielten diese Lehrer für unwissend (Sokrates sagte dies ausdrücklich). Ihre Weisheit betrachten sie als eine Weisheit, welche von den Vorfahren auf sie gekommen war. Die eigene jedoch halten sie für unbedeutend.

Ganz entgegengesetzter Anschauung sind die Leute der sogenannten Wissenschaft. Diesen scheint es immer, daß vor ihnen Niemand Etwas wußte, daß nur mit ihnen die Wissenschaft in den Besitz, wenn auch nicht der ganzen Wahrheit, so doch eines so großen Theiles derselben gelangt sei, daß die Vorgänger davon garnicht zu träumen wagten. Wenn ein Mann der Wissenschaft der Art und Weise gedenkt, wie die früheren Männer der Wissenschaft über das Weltall dachten, wie sie sich die Be-

schaffenheit des menschlichen Organismus vorstellten, was sie über den Ursprung der Welt und dessen, was sie erfüllt, und Aehnliches dachten, so ist er derart überzeugt davon, daß alle Vorgänger im Irrthum waren, daß er nicht umhin kann, sämmtliche wissenschaftliche Thätigkeit mit Ausnahme der eigenen und der seines Zeitalters zu verachten.

Ganz umgekehrt verhält es sich in der Sphäre moralischer Lehren: ein Christ, ein Buddhist, ein Konfucianer können nicht umhin, sich selbst und die Lehre ihres Zeitalters zu verachten.

Und thätsächlich können in der wissenschaftlichen Erfahrung derartige Umwälzungen eintreten, wie z. B. die Entdeckung der Elemente und der neueren chemischen Theorie; daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls sei, sondern nur ein klein winziger Begleiter einer der unzähligen Sonnen. Oder im Bereich der Kleinigkeiten: der Nutzen des Aderlassens oder die Perhorrescirung desselben.

Im Bereiche des moralischen Wissens kommt Aehnliches nicht vor, kam niemals vor und kann auch niemals vorkommen. Buddha, Christus (gleichviel, ob sie existirten oder nicht,) bleiben für uns immer dieselben moralischen Idealgestalten, und wir können uns keine höheren denken.

Selbstverständlich meine ich hier nicht diejenigen sittlich rohen Menschen, welche die moralische Größe Christi nicht begreifen und sich für Gelehrte halten, sich etwa einbilden, daß, wenn Christus ein Revolutionär gewesen wäre und Buddha so, wie sie ihn wünschten, es viel besser um die Welt stünde.

Zur socialen Frage.

Die Menschen wissen deshalb so wenig, weil sie entweder über Sachen nachgrübeln, welche dem menschlichen Verständnisse nicht zugänglich sind, z. B. über Gott, Ewigkeit, über den Geist u. a. Aehnl. Oder aber, weil sie über Dinge nachdenken, über welche nachzudenken es sich nicht der Mühe lohnt, z. B.: wie das Wasser gefriert, über die Theorie der Zahlen, welche Art von Bakterien bei jeder bestimmten Art von Krankheiten vorkommen u. a. Aehnl. Sie greifen immer entweder zu weit oder zu wenig.

Es giebt nur einen engen Pfad des Wissens ebenso wie auch des Guten, nämlich zu wissen, wie man zu leben hat.

In Allem haben die Anarchisten Recht, sowohl in der Verneinung des Bestehenden, als auch in der Behauptung, daß bei den bestehenden Sitten keine Gewaltherrschaft ärger sein könnte, als die jetzige. Sie irren nur darin, daß man die Anarchie mittelst Revolution verwirklichen, also quasi Anarchie stiften kann. Die Anarchie wird in's Leben treten, jedoch nur auf die Art, daß sich immer mehr und mehr Leute finden werden, welche keines Schutzes von seiten der staatlichen Gewalt benöthigen werden, und daß die Zahl derer mehr und mehr zunehmen wird, welche sich schämen werden, Gebrauch von dieser Gewalt zu machen.

Es ist ganz richtig, daß betreffs der Frauen und ihrer Arbeit viele ungemein schädliche, von Alters her eingefleischte Vorurtheile bestehen, und noch richtiger ist, daß man die zu bekämpfen hat. Ich meine jedoch nicht, daß Frauenvereine, welche Bibliotheken und Frauenasyle stiften, die Mittel in diesem Kampfe darstellen. Nicht das empört mich, daß die Frauen einen geringeren Gehalt als die Männer beziehen, denn die Preise werden nach der Arbeitsleistung bestimmt. Aber es empört mich der Umstand, daß die Frau, die Kinder zu tragen, zu nähren, aufzuziehen hat, außerdem noch sämmtliche Arbeiten in der Küche verrichten muß, bei der Feuerhitze stehen, Geschirr waschen, Wäsche reinigen, Kleider nähen, Tische, Fußboden, Fenster putzen muß. Warum wälzt man alle diese schwere Arbeit ausschließlich auf die Frau? Der Landmann, der Fabrikarbeiter, der Beamte, jedweder Mann hat oft Nichts zu thun. Er wird jedoch liegen, seine Pfeife rauchen und der schwangeren, kranken, kinderbeladenen Frau, die sich ihm darin unterwirft, überlassen, beim Ofen in der Hitze zu stehen oder die schreckliche Wascharbeit zu verrichten oder bei Nacht nach dem kranken Kinde zu sehen. Und all dies wegen dem Aberglauben, daß es eine specifische Weiberarbeit gäbe.

Es ist das ein schreckliches Uebel, und von ihm stammen unzählige Krankheiten unglücklicher Frauen, vorzeitiges Altern, vorzeitiger Tod, Stumpfheit der Frauen selbst ebenso wie auch ihrer Kinder.

Die meisten Leiden, welche sich aus dem Verkehr des Mannes mit der Frau ergeben, haben ihre Quelle in dem völligen Nichtbegreifen des einen Geschlechtes durch das andere.

Selten findet man einen Mann, der es begreifen würde, welche Bedeutung Kinder für die Frau haben, welche Stelle sie in ihrem Leben einnehmen, und noch seltener findet sich eine Frau, die zu begreifen vermag, was für den Mann die Pflicht der Ehre, die gesellschaftliche Pflicht, die religiöse Pflicht bedeuten.

Was kann unvernünftiger und schädlicher sein, als die modernen Gespräche über die Gleichheit der Geschlechter, ja über die Superiorität der Frau über den Mann. Für einen Menschen von christlicher Weltanschauung kann es selbstverständlich gar nicht in Frage kommen, daß irgend welche ausschließliche Rechte dem Manne zukommen sollten, daß man die Frau nicht ebenso zu achten, nicht ebenso zu lieben habe, wie Jedermann. Jedoch zu behaupten, daß die Frau dieselben Geisteskräfte besitze, wie der Mann, und ganz besonders, daß die Frau ebenso wie der Mann von der Vernunft geleitet werde, daß sie auf dieselbe ebenso bauen könne, wie der Mann, heißt von der Frau Dinge verlangen, die sie nicht leisten kann (ich spreche nicht von den Ausnahmen, sondern von der Durchschnittsfrau und von dem Durchschnittsmanne), heißt sie aufregen und mit der Voraussetzung aufreizen, daß sie dasjenige nicht machen wolle, was sie eigentlich zu

machen fähig wäre, da sie hiezu den kategorischen Imperativ der Vernunft besitze.

Auf die Frage, wie man ohne Staat, Gericht, ohne Militär und ähnliches Anderes existiren könne, kann keine Antwort gegeben werden, da diese Frage falsch gestellt ist.

Es kann nicht das die Frage sein, wie wohl der Staat zu organisieren wäre, ob in der jetzigen oder einer anderen Weise. Weder ich noch sonst irgend Jemand kann zur Lösung derartiger Fragen berufen sein.

Es obliegt uns aber allerdings, und zwar nicht unserem Belieben gemäß, sondern unumgänglich die Lösung der Frage, wie wir zu handeln haben, angesichts des fortwährend auf's Neue eintretenden Dilemma: ob ich mein Gewissen den mich umgebenden Verhältnissen zu unterordnen habe, ob ich mich mit dem Staate, der verirrte Menschen an den Galgen hängt, Soldaten zum Morde commandiert, mittels Branntwein und Opium das Volk demoralisirt und andere ähnliche Dinge vollbringt, einig zu fühlen habe, oder ob ich vielmehr meine Handlungen nur meinem Gewissen unterzuordnen und folglich auch keinen Antheil an der Regierung zu nehmen habe, deren Thaten meinem Gewissen widerstreben.

Was nun daraus folgen wird? Welche Formen der Staat dabei annehmen wird? Das Alles weiß ich nicht. Nicht als ob ich es nicht wissen wollte, sondern ich kann es nicht wissen. Ich weiß nur so viel, daß aus dem Umstande, daß ich der mir eingegebenen höheren Regung meiner Vernunft und Liebe, mit anderen Worten, der vernünftigen Liebe folge, sich als Resultat nichts Böses ergeben kann. Ebenso wie sich nichts Böses daraus ergeben kann, wenn die Biene dem ihr eingegebenen höheren Instinct folgt und mit dem Schwarme, den keine verläßt, ihrem Untergange zugeht. Jedoch, ich wiederhole es, ich will über diese Frage nicht urtheilen.

Darin eben besteht die Macht der Lehre Christi — und zwar nicht etwa deshalb, weil Christus ein Gott oder ein großer Mann gewesen ist, sondern deshalb, weil seine Lehre an und für sich unbezwingbar ist — darin eben besteht der Werth der Lehre Christi, daß sie den Menschen aus der Sphäre ewiger Zweifel und Räthsel auf den festen Boden der Gewißheit überträgt. Du Mensch, vernünftiges und gutes Wesen, weißt es, daß diese Eigenschaften in Dir die höchsten sind; außerdem weißt Du auch, daß Du heute oder morgen stirbst und verschwindest. Wenn ein Gott existirt, so fährst Du zu ihm, und Er wird Rechenschaft fordern von Deinen Thaten, ob Du seinen Gesetzen oder doch wenigstens den Dir verliehenen höheren Eigenschaften entsprochen hast. Oder falls kein Gott existirt, so erkennst Du doch mit Hülfe der Vernunft und Liebe Deine höheren Eigenschaften, und Du mußt ihnen Deine anderen Bestrebungen unterordnen und nicht umgekehrt diese Deiner thierischen Natur, der Sorge um die Bequemlichkeiten des Lebens, der Aengstigung vor Unannehmlichkeiten, materiellen Nöthen.

Ich wiederhole es, nicht darin besteht die Frage, welche Art von Gemeinleben die sichere, die bessere sein werde, ob dasjenige Gemeinwesen, welches sich mittelst Kanonen, Flinten, Galgen vertheidigt, oder dasjenige, welches sich nicht mittelst dieser Mittel vertheidigt? Sondern die Frage, die einzige Frage für Jedermann, eine Frage, der man nicht ausweichen kann, besteht darin, ob Du, vernünftiges und gutes Wesen, welches für eine kurze Frist in dieser Welt erschienen ist und jeden Moment daraus verschwinden kann, Antheil nehmen willst am Tödten verirrter Leute oder ohne Auswahl aller Leute, die einem fremden Volke angehören, welches wir „Feinde" benennen? Willst Du Antheil nehmen an der künstlich veranstalteten Degenerirung von Generationen mittelst Opium und Branntwein, um Deines eigenen Nutzens willen? Willst Du ein Theilnehmer dieser Thaten sein oder auch nur in Solidarität treten mit denjenigen, die sie vollführen, oder willst Du es nicht? Und die Antwort auf diese Frage kann für diejenigen, für die sie aufgetaucht ist, nur eine einzige sein. Was jedoch daraus folgen wird, weiß ich nicht, weil es mir zu wissen nicht gegeben ist. Was man aber zu thun hat, das weiß ich ohne allen Zweifel.

Wenn Ihr aber doch fragt: was daraus folgen wird? antworte ich, daß gewiß Gutes folgen wird, weil man nach dem höchsten und bekannten Gesetze handelt, wenn man nach dem Gewissen und der Liebe handelt.

Auf daß eine Handlung sittlich sei, ist es nöthig, daß sie zwei Bedingungen genüge. Sie muß zum allgemeinen Wohle der Menschheit beitragen und muß, zweitens, die Selbstvervollkommnung des Individuums befördern.

Eine Handlung muß, um sittlich zu sein, durch zwei positive Coordinaten bestimmt werden, sie muß immer in das Feld der zwei positiven Coordinaten zu liegen kommen, wie folgende Zeichnung zeigt:

C + | + A
— | +
Streben zum Allgemeinwohle
— | +
D — | — B

Persönliches Streben nach Selbstvervollkommnung.

So daß, falls eine Handlung in gleicher Weise durch das Streben nach dem Allgemeinwohle und nach persönlicher Vervollkommnung bestimmt wird, sie in's Feld A auf die Diagonale zu liegen kommt. Im geradezu entgegengesetzten Falle wird die Handlung in das Feld D fallen und ganz böse sein.

Liegt sie im Felde B, so wird sie, obzwar das Gemeinwohl erstrebend, doch der persönlichen Selbstvervollkommnung nicht dienen. So die Thaten sämmtlicher staatlichen Organisationen, Revolutionen, Inquisitionen.

Falls die Handlung in das Feld C zu liegen kommt, wird sie, obzwar bestrebt, der Selbstvervollkommnung zu dienen, doch des Strebens zum Allgemeinwohle bar sein. So beschaffen sind alle asketischen Handlungen, das Stehen auf der Säule u. a. ähnl.

Die Lage der Mehrzahl der Menschen, die, obzwar von wahrer brüderlicher Gesinnung durchdrungen, doch mittelst Lug und Trug von den Gewalthabern unterdrückt, genöthigt werden, ihr eigenes Leben selbst zu verderben, diese Lage ist gräßlich und scheint keinen Ausweg zu haben.

Zwei Auswege stehen vor uns, und beide sind verschlossen. Der eine besteht im Trachten, die Vergewaltigung mittelst Vergewaltigung, Terrorismus, Dolche; die Verschwörungen der Regierungen gegen die Völker äußerlich zu sprengen, wie das unsere Nihilisten und Anarchisten versuchten. Oder aber, man versucht, in's Einvernehmen mit dem Staate zu treten, demselben nachzugeben und selbst mitzuthun an dem Thun des Staates, so allmählich das Netz, welches die Völker umstrickt, zu lösen und diese zu befreien. Beide Auswege sind verschlossen.

Dynamit und Dolch rufen, wie dies die Erfahrung beweist, nur noch Reaction hervor, verderben die werthvollste Waffe, die einzige, welche uns zur Verfügung steht, die Waffe der öffentlichen Meinung.

Der andere Ausweg ist dadurch verschlossen, daß es die Regierungen bereits ausfindig gemacht haben, bis zu welcher Grenze man das Theilnehmen am Regierungswesen denjenigen Menschen, die eine Umgestaltung des Staates herbeiwünschen, gestatten kann. Sie lassen nur dasjenige zu, was das Wesentliche nicht stört, sind aber äußerst zartfühlend dem gegenüber was für sie schädlich ist, zartfühlend deshalb, weil die Sache ihre Existenz betrifft. Menschen, die mit ihnen nicht einig sind und eine Reform herbeiwünschen, lassen sie nicht nur deshalb zu, um ihren Wünschen zu genügen, sondern thun es im eigenen Interesse, im Interesse des Staates. Diese Menschen wären für den Staat von Gefahr, falls sie, keinen Antheil am Staatswesen nehmend, gegen den Staat auftreten würden, weil sie auf solche Art die mächtigste Waffe, die öffentliche Meinung gegen den Staat kehren würden, und deshalb sucht der Staat diese Menschen dadurch unschädlich zu machen, daß er, ihnen gewisse Rechte zugestehend, sie auf seine

Seite bringt, — ebenso wie man es mit den Mikrobenculturen thut, — sie dann den Bestrebungen des Staates dienstbar macht, nämlich der Unterdrückung und Ausbeutung des Volkes.

Beide Auswege sind fest und undurchdringlich verschlossen. Was bleibt nun übrig?

Mittelst Gewalt ist es unmöglich, den Staat zu sprengen; die Reaction wird dabei nur um so größer. Ebenso wenig kann man sich auch den Reihen der Regierung beigesellen, da man zum Werkzeuge des Staates wird. Eines bleibt übrig: zu kämpfen gegen den Staat mittelst Gedanken, Worten und Werken, mittelst des Lebens, ohne zu weichen, ohne sich den Reihen der Regierung beizugesellen, ohne mittelst der eigenen Person zur Macht des Staates beizutragen.

Dies Eine ist von Nöthen und ist zweifelsohne von Erfolg.

Dieses will Gott, dieses lehrte Christus.

Man sagt: eine Schwalbe macht keinen Sommer. Soll jedoch deswegen, weil eine Schwalbe keinen Sommer macht, diejenige Schwalbe, welche bereits den Frühling spürt, nicht die Flügel schwingen, sondern zuwarten? Auf diese Art müßte jedes Gräslein, jede Sprosse warten, und der Sommer käme niemals.

Das größte Uebel hochgebildeter Leute, wie z. B. Amiels, besteht im Ballast ihrer vielseitigen und vorzugsweise ihrer ästhetischen Bildung. Dies hindert sie zumeist, dasjenige zu wissen, was sie wissen, wie sich Laotze ausdrückt. Und das ist eine Krankheit. Es thut ihnen leid, den Ballast hinauszuwerfen, und sammt dem Ballaste finden sie keinen Platz im Boote der christlichen Erkenntniß. Und es scheint ihnen unwahrscheinlich, daß man einem so kleinen Werke, wie die christliche Errettung ist, ein so zusammengesetztes und verfeinertes opfern könnte.

So war es mit Amiel, und so steht es mit einer Legion von Anderen.

Wohlthätigkeit.

Ich habe mich überzeugt, daß man unmöglich wohlthätig sein kann, ohne ein völlig gutes Leben zu führen, und noch weniger kann man es sein, wenn man ein böses Leben führt. Die Bedingungen eines bösen Lebens sich zu gute machend, macht man Excursionen in die Sphäre der Wohlthätigkeit.

Ich habe mich überzeugt, daß man durch Ausübung von Wohlthätigkeit nur dann sich und Anderen Befriedigung schaffen kann, wenn die Wohlthätigkeit sich als das unumgängliche Resultat eines guten Lebens ergiebt, und daß die Forderungen eines solchen guten Lebens sehr entfernt von denjenigen Bedingungen sind, unter denen ich lebe.

Ich habe mich überzeugt, daß die Möglichkeit, wohlthätig zu sein, die Krone und die kostbare Vergeltung eines guten Lebens ist, und daß, um dieses Ziel zu erreichen, man eine lange Treppe gehen muß, deren erste Stiege ich noch gar nicht einmal betreten habe.

Den Menschen Wohlthaten erweisen kannst Du nur, wenn nicht blos Andere Nichts davon wissen, sondern auch Du selbst nicht weißt, daß Du Gutes thust, auf daß die rechte Hand nicht wisse, was die linke thut, einzig so wie es in der Lehre der zwölf Apostel heißt: Deine Gabe soll so aus Deinen Händen gehen, daß Du es nicht wissest, wem Du giebst.

Wohlthätig kannst Du nur dann sein, wenn Dein ganzes Leben ein Dienst für das Heil ist.

Wohlthätigkeit kann kein Zweck sein, sie ist unumgänglich das Resultat, die Frucht eines guten Lebens.

Welche Früchte aber kann es geben an einem trockenen Baume, der keine lebenden Wurzeln besitzt, keine lebende Rinde, keine Aeste, keine Sprossen, keine Blätter, keine Blüthen?

Man kann wohl Früchte anhängen, so etwa wie man Aepfel und Orangen mittelst Bändchen an den Christbaum hängt. Der Christbaum wird jedoch davon nicht lebend und wird weder Aepfel noch Orangen tragen.

Bevor man an Früchte denkt, ist es nöthig, den Baum einzuwurzeln, zu pfropfen und groß zu ziehen, muß man früher an gar Vieles denken, um gar Vieles sich bemühen und sich nicht freuen der guten Früchte, die wir Anderen geben.

Man kann zwar fremde Früchte, mit denen der trockene Baum behängt ist, verschenken; daran ist jedoch Nichts, was auch nur Aehnlichkeit hätte mit dem Guten.

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

III.*)

Was bringt den Einzelmenschen aus seiner Vereinzelung heraus und in Beziehungen theils zu anderen Einzelnen, theils zu einer Gemeinschaft?

(„Egoismus und Altruismus.")

„Der Mensch ist von Natur ein egoistisches (eigensüchtiges) Wesen und bleibt es sein Leben lang." Dieser Ausspruch Schopenhauers ist in seinem ersten Theile unbestreitbar; ob auch in seinem zweiten, wird zu erörtern sein. Der vorherrschende Charakterzug bei dem Kinde ist Begehrlichkeit und Eigenwille. Schon der Säugling, sobald er nur seine Händchen gebrauchen kann, greift nach Allem, was er zu erreichen vermag, und sucht es an sich zu ziehen. Um es ganz sicher zu haben, steckt er es am liebsten in den Mund. Er unterscheidet nicht, ob das Begehrte ihm nützlich oder schädlich sei. Wird es ihm verweigert oder entzogen, so wird er ungeberdig und schreit.

Dieser Eigenwille und diese Begehrlichkeit pflanzt sich auch noch in die Jahre fort, wo das Kind nicht mehr blos instinctmäßig, sondern mit Bewußtsein handelt. Es wirft die Puppe weg, die es hat, und greift nach der seines Schwesterchens; es verschmäht die ihm gebotene Speise und verlangt nach der, die es Andere genießen sieht. Die erste Aufgabe der mütterlichen Erziehung ist es, dieser Begehrlichkeit und diesem Eigenwillen entgegenzuarbeiten. Geschieht dies nicht, wurzeln diese Neigungen tiefer ein, so werden sie zu schlimmen Mitgaben für die spätere Jugend, ja bisweilen für's ganze Leben.

---

*) Vergl. Artikel II: „Welches ist die Bestimmung des Menschen auf der Erde? Genuß oder Thätigsein?" im Augustheft 1898.

In etwas höherem Alter zeigt sich diese egoistische Anlage u. A. bei den Knaben in dem Ehrgeiz, der Anderen „Herr zu werden", d. h. sie im Ringkampf zu besiegen, die der Mädchen in dem Bestreben, ihresgleichen an Putz zu übertreffen.

Wie bei dem einzelnen Menschen, so ist auch bei ganzen Völkern der egoistische Zug in ihrer Kindheit vorherrschend und bleibt es oft so lange, bis ihnen entweder die Kraft dazu entgeht, oder bis ein ebenso egoistisches, aber stärkeres Volk über sie kommt. Fast alle die Völker, die in der Geschichte eine Rolle spielen, haben in ihren Anfängen und theilweise bis zu ihrem Untergange eine Politik der Eroberung, der Vergewaltigung, der Ausbeutung ihrer Nachbarn verfolgt, allen voran das große römische Volk, weniger das griechische, das schon früh einer mehr friedlichen, civilisatorischen, colonisirenden Richtung zuneigte. Es ist ein Zeichen wachsender Cultur, wenn die Eroberungskriege seltener werden und an ihre Stelle der friedliche Verkehr, der Austausch der verschiedenen Erzeugnisse einer schaffenden Arbeit tritt. Ein solcher Wandel erfolgt jedoch selbst in den Zeiten angeblich weitverbreiteter Civilisation erfahrungsmäßig nur spät und auch da meist nur zögernd oder nothgedrungen. Der griechische Philosoph Aristoteles hat (im vollen Gegensatz zu Schopenhauer) den Menschen ein ζῶον πολιτικόν, d. h. ein „Gesellschaftswesen" genannt. Allein das gilt nicht von der ursprünglichen Beschaffenheit, vielmehr nur von der Bestimmung des Menschen, nicht, wie er von Natur ist, sondern wie er durch die Cultur werden soll.

Es fragt sich nun, welches sind diejenigen Anlagen oder Triebe des Menschen, durch welche derselbe aus seiner Vereinzelung herausgelöst und in Beziehungen zu anderen Menschen und zu einer Gemeinschaft versetzt wird?

Hier muß sich zeigen, welche von den treibenden Kräften, die von den verschiedenen Moralisten empfohlen werden, sich wirksam zur Erreichung eines solchen Zieles erweisen.

Prüfen wir zuerst diejenigen, deren Gemeinsames das Streben nach Lust, nach Glück, nach Nutzen oder Wohlbefinden ist!

Offenbar enthalten diese Bestrebungen Nichts, was den Egoismus ausschlösse oder auch nur milderte. Die Lust, das Glück, das Wohlbefinden, die ich genieße, das ist meine Lust, mein Glück, mein Wohlbefinden. Ob ich meine Lust, mein Glück, mein Wohlbefinden mit einem Anderen theilen will, ob der Genuß dieser Güter dadurch für mich verringert oder vermehrt wird, das ist eine Sache für sich; gewiß ist nur so viel, daß hier überall mein Ich, meine Person im Vordergrunde steht und den ersten Anspruch auf Lust, Glück u. s. w. für sich selbst erhebt.

Die Vertheidiger der Genußlehre haben dies nicht verkannt, konnten es nicht verkennen. Zugleich aber fühlten sie, daß eine lediglich auf einen ausschließenden Egoismus gebaute Moral doch gar zu einseitig, mit dem natürlichen Empfinden des Menschen doch gar zu sehr im Widerspruch wäre.

So sind sie denn auf den Ausweg verfallen, neben dem Egoismus, als dem ihrer Anschauung nach eigentlich ursprünglichen, normalen Zustande des Menschen, einen zweiten Zustand oder eine zweite Art der Lebensauffassung zu construiren, wonach der Mensch, obschon seiner Natur nach Egoist, dennoch auch das Gegentheil davon sein oder werden sollte, nämlich ein Förderer der Lust, des Glücks, des Wohlbefindens Anderer. Sie haben dafür den nicht eben schönen und wohllautenden Namen „Altruismus" erfunden (von dem lateinischen Worte alter, der Andere).

Es galt nun, eine Brücke zu schlagen von jenem Egoismus zu diesem Altruismus, die Kluft zu überbauen oder zu verdecken, die vom Standpunkte der Genußlehre aus eigentlich das Eine vom Anderen trennt.

Am leichtesten hat es sich damit Schopenhauer gemacht. Ihm zufolge soll der Mensch, dieser geborene Egoist, aus „Mitleid" sich anderer Menschen annehmen.

Wie freilich der „geborene Egoist" dazu komme, dies zu thun, erscheint ihm selbst räthselhaft, und er nennt daher das Gefühl des Mitleids ein „Mysterium"!

Seinem früheren Schüler und späteren Gegner Nietzsche geht das schon zu weit. Der echte Mensch, sagt er (und darunter versteht er den „Kraft"= oder „Uebermenschen"), weiß von einer so schwächlichen Empfindung Nichts; wenn er einem Anderen eine Wohlthat erzeigt, ihm von seiner Machtfülle Etwas giebt oder zugesteht, so geschieht dies nur, weil diese Ueberfülle selbst eine solche Entleerung verlangt. Das Gefühl davon steigert nur wiederum sein Selbstgefühl, also seinen Egoismus.

Zu einer wirklichen Ueberleitung des Egoismus in Altruismus erscheint das Mitleid nicht geeignet. Der, gegen den es geübt wird, fühlt sich leicht dadurch gedemüthigt und erniedrigt, der, welcher es übt, empfindet leicht eine gewisse Eitelkeit in dem Bewußtsein, wohlthun zu können. Es gehört eine besondere Gemüthsanlage dazu, um von einer solchen Nebenempfindung gänzlich frei zu bleiben, und eine besondere Kunst des Gebens, um so zu geben, daß der Empfangende sich nicht dadurch peinlich berührt fühlt.

Aber noch eine andere Gefahr ist bei der Uebung von Mitleid vorhanden, nämlich die, daß durch die Art, wie die Wohlthat erwiesen wird, sowohl dem, der sie genießt, wie der ganzen Gesellschaft mehr geschadet als genützt werde.

Durch unbedachtes Almosengeben hat man lange Zeit hindurch ein massenhaftes Bettler= und Vagabundenthum großgezogen. Erst die neue, verbesserte Armenpflege ist dahin gekommen, an die Stelle dieses blinden Mitleids die, freilich viel mühsamere, aber auch viel wirksamere und in höherem Sinne wohlthätige Fürsorge für die Armen zu setzen, welche dem ohne seine Schuld Arbeitslosen Arbeitsverdienst zu verschaffen sucht, dem Arbeitsscheuen dagegen ihre Hilfe versagt. Der gute, weichherzige Gellert that einmal den sonderbaren Ausspruch, es sei doch eine recht weise Ein=

richtung Gottes, daß es so viel Elend auf Erden gebe, denn dadurch erhielten recht viele Menschen Gelegenheit, mitleidig zu sein! Heutzutage wird theils durch polizeiliche Verbote, theils durch „Vereine gegen Hausbettelei" den Einzelnen das gedankenlose Mitleidüben erspart, und man thut recht daran. Der wirkliche Zweck des Wohlthuns wird jedenfalls auf andere Weise besser erreicht. Es ist sehr die Frage, ob das „Achtgroschenstück", welches Gellerts Freund, statt „das Rhinoceros zu sehen", dem ersten besten Bettler gab, nicht in der nächsten Schenke vertrunken worden ist.

Auf einer höheren Stufe, als das bloße Mitleid, steht das sog. „Mitgefühl", vermöge dessen der Eine nicht blos die augenblickliche Noth des Anderen zu lindern sucht, sondern dessen ganze Lebenslage, im Guten und im Schlimmen, in Freude und Schmerz, gleichsam wie seine eigene mitempfindet und nach Möglichkeit theilt. Es verräth oft mehr wahren Altruismus, wenn Jemand neidlos an des Anderen Glück, an seinen Erfolgen im Leben (selbst beim Mangel eigener) sich mit ganzer Seele betheiligt, als wenn er einem Nothleidenden Etwas von seinem Ueberfluß giebt.

Die schottischen Moralisten (Adam Smith u. A.) betrachteten als das die Menschen verknüpfende Band und als das nothwendige Gegengewicht des Egoismus die sogenannte „Sympathie", d. h. das Gefühl der Gemeinsamkeit aller Menschen. Neuere deutsche Philosophen haben dies dahin erweitert oder erläutert, daß sie sagen, der Mensch habe neben dem Trieb der Selbsterhaltung auch einen „sympathischen Instinct" für das Wohl der Gattung (einen Trieb der Arterhaltung). Der Utilitarist Bentham giebt dieser „Sympathie" noch eine andere Anwendung. „Die Sympathie," sagt er, „ist selbst eine Lustempfindung, also gleichzeitig egoistisch und altruistisch. Meinem Freunde Vergnügen bereiten, gewährt mir Lust. Beim Anblick der Schmerzen meines Freundes empfinde ich selbst Unlust." Hier ist nun freilich schon ein altruistisches Motiv, das der Freundschaft, vorausgesetzt. In sehr charakteristischer Weise fügt sodann der berechnende Engländer noch einen weiteren Grund hinzu, der gegen den ausschließlichen Egoismus sprechen soll. „Außerdem," sagt er, „könnte eine egoistische Handlung von mir einen Act der Rache von Seiten eines Anderen zur Folge haben oder den Verlust meines guten Rufs."

Es ist auch gesagt worden: wer Anderen eine Lust bereite, genieße selbst dadurch die größte Lust. Man denkt dabei wohl an einen großen Grundbesitzer, der seinen Leuten zum Erntefest, oder an einen Fabrikanten, der seinen Arbeitern bei irgend einem Anlaß Freibier mit Tanz giebt. Gewiß ist ein solcher etwas mehr Altruist, als ein Filz, der seiner Umgebung und sich selbst diese Freude versagt; allein, ob er auch in allen Beziehungen so leutselig handeln werde, ob ferner nicht hier ebenfalls die Eitelkeit im Spiele sei, dafür giebt eine solche einzelne Handlung noch keine Bürgschaft.

Manche Moralisten rufen statt solcher einzelner Triebfedern wie Mit-

leid, Wohlwollen u. s. w. das allgemeine Gefühl der „Liebe" an, bezüglich mit dem Beisatz „christliche Liebe".

Gewiß kann es Nichts geben, was dem Egoismus entschiedener gegenüberstände, als die Johanneische Mahnung „Ihr Kindlein, liebet Euch untereinander!" Nur geht es damit, wie mit allen solchen Allgemeinheiten: je allgemeiner, desto schwieriger in ihrer Anwendung auf den Einzelfall.

Ein katholischer Moralphilosoph — mit dem Beisatz S. J. (societatis Jesu) auf dem Titel — hat die Ausführung des Gebotes der Liebe folgendermaßen zu specialisiren versucht: „Gott befiehlt, liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! Das kann aber doch nur bedeuten: ähnlich wie Dich selbst, denn ich selbst bin mir doch näher, als mein Nächster.„ Er stellt dann eine Stufenleiter der Liebe auf: zuerst kommen Eltern, Geschwister, Landsleute, dann, je näher Jemand Gott steht, (das könnte auf einen Unterschied nach der Religion und Confession gehen).

Hinsichtlich der Bethätigung der Liebe stellt derselbe Schriftsteller den Grundsatz auf: „Was Du nicht von Anderen erleiden magst, das thue auch keinem Anderen! Was Du willst, daß Dir geschehe, das thue auch Anderen!" Also Liebe nicht als freie Gabe, sondern auf Gegenseitigkeit, gleichsam nach dem Princip einer Versicherung! Weiter werden dann folgende Regeln gegeben: „Niemand ist verpflichtet, einem Armen von dem mitzutheilen, was er zu seiner eigenen und seiner Familie Erhaltung nöthig hat. Nur in der äußersten Noth hat er ihm soviel zu geben, als ohne schweren eigenen Nachtheil geschehen kann. Wer mehr besitzt, als zur Befriedigung des standesmäßigen (!) Bedürfnisses der eigenen Familie nothwendig ist, hat im Allgemeinen die Pflicht, wenigstens zuweilen (!) die Armen zu unterstützen. Er soll das thun, auch über die strenge Pflicht hinaus, aus freier Liebe, zugleich aus Klugheit wegen des herrschenden Hasses der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung für die Reichen, für die Armen zu sorgen."

Durch diese Anweisungen wird nun freilich der Strom der Liebe, der sich nach des Apostels Worten von allen auf alle Menschen ergießen sollte, mit so vielen Wehren und Schleusen ab- und eingedämmt, daß davon wenig übrig bleibt.

Alle die bisher genannten Gefühle, welche angeblich genügen sollen, um den Egoismus in Altruismus zu verwandeln, leiden an zwei bedenklichen Mängeln. Für's Erste sind sie zu unbestimmt in ihren Wirkungen, solange sie nicht von anderswoher eine feste Richtung für ihre Bethätigung empfangen. Für's Zweite können sie bestenfalls nur das Verhältniß des Einzelnen zu anderen Einzelnen regeln, nicht aber, was doch ebenso nothwendig ist, das des Einzelnen zu einer Gemeinschaft. Denn mit der schönklingenden Phrase, es möchte Jemand „die ganze Menschheit mit Liebe umfassen", oder mit dem Absingen des Schiller'schen Verses „Seid umschlungen, Millionen!" ist es nicht gethan.

Diesem letzteren Mangel haben wieder andere Philosophen in mannigfacher Weise abzuhelfen gesucht. Darwin nimmt im Menschen (zum Unterschied vom Thier) einen „socialen Instinct" an, der, sei er ererbt oder erworben, über die egoistischen Triebe siege. Aehnlich Comte, der einen solchen Instinct für das Erzeugniß einer allmählichen Ausbildung des Menschen hält. Spencer meint, der Einzelne gelange durch „Anpassung" an die allgemeinen socialen Verhältnisse immer mehr dahin, daß er, indem er seine Lust befriedigt, zugleich das allgemeine Wohl fördere. Ein anderer englischer Philosoph, Leslie Stephen, stellt umgekehrt die Sache so dar, als ob die Sympathie für fremde Lust und Unlust, indem sie das Gemeinwohl fördere, dadurch wieder dem Einzelnen zu Gute komme. Hiernach würde der Einzelne, indem er altruistisch handelt, gleichwohl seinem Egoismus dienen. Schon die schottischen Moralisten nahmen ein doppeltes Gefühl im Menschen an, ein individualistisches und ein gesellschaftliches oder sociales, und glaubten, daß letzteres überwiege. Strauß, Feuerbach, Wundt gebrauchen für den Ausdruck „Sympathie" den vielleicht richtigeren „Gemeinsinn".

Bei allen solchen Hypothesen (denn etwas Anderes als eine Hypothese ist doch die Annahme nicht, daß gewisse Gefühle dem Menschen entweder angeboren seien oder ihm im Laufe seines Lebens — man sagt nicht, wie und wodurch — anfliegen sollen,) ist nur Eines unverständlich. Entweder sind diese Gefühle mit dem, nach dem Ausspruch derselben Philosophen den alleinigen Grundzug des Menschenwesens bildenden egoistischen Lustgefühl verträglich, aber dann ist dieses letzte nicht der alleinige Grundzug des Menschen, sondern der Mensch ist ein zwiespaltiges, zwischen Egoismus und Altruismus getheiltes Wesen. Oder sie sind nicht damit verträglich, sondern werden als etwas Fremdes, ja Widersprechendes angesehen, dann bleibt unbegreiflich, wie sie über den Egoismus, der doch zuerst und zunächst von dem menschlichen Wesen Besitz genommen haben soll, das Uebergewicht gewinnen und diesen zur Selbstverwandlung in sein Gegentheil vermögen können.

Erweisen sich somit alle die Versuche, vom Standpunkte der Genußlehre aus eine Ueberleitung aus dem Egoismus in den Altruismus zu gewinnen, als künstlich und darum nicht überzeugend, so müssen wir sehen, ob es vom Standpunkte der culturschaffenden Thätigkeit aus vielleicht eher gelingt.

Wir haben dabei jedenfalls den Vortheil, daß dieser Trieb seiner Natur nach ein Hinausstreben des Wesens, dem er innewohnt, über sich selbst, eine Entwickelung, eine Erweiterung der Daseinssphäre desselben bedingt und somit von selbst zu einer Durchbrechung der ab- und ausschließenden Schranken des Egoismus führt, während alle die Motive des Genußsystems, Lust, Glück, Nutzen, weit mehr ein Beruhen des Individuums in sich, ein Selbstbehagen und Selbstgenügen bezeichnen und zu einer Veränderung dieses Zustandes von sich aus keinen Anlaß und Anstoß geben.

Es bedarf daher für uns nur einer Beobachtung des einzelnen

Menschen, wie er vermöge jener inneren, treibenden Kraft allmählich aus dem Zustand, in dem das Kind sich befindet, in immer höhere Stufen der Cultur übergeht, um wahrzunehmen, wie damit zugleich der ursprüngliche Egoismus sich in Altruismus verwandelt.

Die erste Stufe dieser Verwandlung bildet die Geselligkeit. Der Thätigkeitstrieb (und jedes gesunde Kind besitzt einen solchen, gewöhnlich sogar einen sehr lebhaften) verlangt nach Erweiterung des Kreises, in dem das Kind sich bisher bewegte. Das für sich allein Spielen wird ihm langweilig; es sucht Gespielen. Hier aber muß sein Egoismus schon das erste Opfer bringen. Das Kind möchte wohl, daß die anderen Kinder gerade nur die Spiele spielten, die es selbst liebt, allein es muß nachgeben, muß an anderen Spielen Theil nehmen und zufrieden sein, wenn die anderen Kinder später auch seine Spiele mit ihm spielen.

Es möchte gern die Puppe oder ein sonstiges Spielzeug eines anderen Kindes haben, allein es erhält dasselbe nur um den Preis, daß es sein eigenes Spielzeug dem anderen leiht. Es ist das zwar noch keine eigentliche Ueberwindung des Egoismus, aber doch der erste Schritt dazu. Um nach der einen Seite hin seinen Egoismus zu befriedigen, muß das Kind ihm nach einer anderen Seite entsagen. Ein verzärteltes Kind, das ganz im Banne der Begehrlichkeit und Eigenwilligkeit läge, würde lieber vereinsamt bleiben, als sich zu einem Spiel bequemen, das es nicht selbst gewollt; ein an Thätigkeit gewöhntes kann eine solche Ausschließung nicht lange ertragen.

Bei Erwachsenen ist dieser altruistische Einfluß der Geselligkeit noch merkbarer. Die gesellige Sitte heischt manches Opfer der Eigenliebe und der Selbstsucht. Sie verlangt z. B., daß Jeder zu der Unterhaltung Etwas beitrage, daß er aber nicht sich allein der Unterhaltung bemächtige, sondern den Anderen ihr Theil daran gönne. Der Egoist fehlt leicht gegen das Eine oder das Andere, er sitzt wohl in einer Gesellschaft stumm und läßt sich von den Anderen unterhalten, oder er will allein das Wort führen und die Anderen zum stummen Zuhören verurtheilen. In beiden Fällen wird er sich in der Gesellschaft bald vereinsamt fühlen, und das wird seinen Egoismus nöthigen, sich den Anderen anzupassen.

Aus dem allgemeinen geselligen Verkehr scheiden sich sodann besondere engere Verbindungen, Freundschaften, aus. Auch bei diesen wird es bald merkbar werden, ob das Wesen der durch sie Verbundenen mehr zum Genuß oder zur Thätigkeit hinneigt. Im ersten Falle wird ihre Freundschaft leicht etwas Schwärmerisches haben und im Geben und Empfangen von Zärtlichkeiten schwelgen, im anderen Falle werden sich die Freunde in gemeinsamen Bestrebungen nach den gleichen oder ähnlichen Zielen begegnen. Ihre Freundschaft wird sich weniger direct von Person zu Person, als eben durch ein solches Medium hindurch, darum aber um so kräftiger und dauernder äußern. Für jene und diese Art von Freundschaft bietet uns die Geschichte des geistigen Lebens Deutschlands im vorigen Jahrhundert bemerkenswerthe

Beispiele, dort in Gellert und Gleim, hier in Lessing und seinem Kreis und in Goethe und Schiller. Bei Gellert und Gleim, den Dichtern der Empfindsamkeit, bildet die Freundschaft einen unentbehrlichen Bestandtheil ihres täglichen Wohlbefindens und eines gewissen raffinirten Lebensgenusses. Sie sind unglücklich, wenn sie nicht womöglich Tag für Tag brieflich oder persönlich sich mit „Freunden“ unterhalten können. Sie schreiben ihnen, auch wenn sie Nichts zu sagen wissen, als daß sie „ihr Freund“ sind, und von denselben Nichts erfahren wollen, als eben solche Versicherungen der Freundschaft. Dabei läuft auch wohl ein gut Theil Egoismus mit unter. Gleim war beflissen, wen er nur konnte von seinen Freunden in seine Nähe zu ziehen und für ihn zu sorgen, aber hauptsächlich doch zu seinem eigenen Vergnügen, als eine Art von dichterischem Hofstaat. „Seine Freunde,“ bemerkt ein Zeitgenosse, „müssen ihm sklavisch dienen, wenn sie nicht seine Gunst verlieren wollen.“

Er kündigte leicht einem Freunde die Freundschaft auf, wenn dieser nicht genau an dem Tage, wo Gleim es erwartet, geschrieben hatte, war aber wieder versöhnt, wenn der Freund reumüthig schrieb*). Die Nachwelt hat daher auch von diesem Freundschaftscultus nichts Anderes geerbt, als eine Reihe von Sammlungen großentheils ziemlich inhaltsleerer Briefe aus Gleims „Freundschaftstempel“, einem Zimmer in seiner ehemaligen Wohnung zu Halberstadt mit einer Galerie von Portraits der allerverschiedensten, zum Theil geradezu antipodischen Persönlichkeiten, die insgesammt Gleims „Freunde“ waren oder die er doch so nannte.

Anders stellt sich die Freundschaft dar sowohl in dem Kreise Lessings und seiner Freunde (Mendelssohns, Kleists, Nicolais, Abts, Engels), als auch und noch mehr in dem herrlichen Verhältniß unserer beiden großen Dichterfürsten zu einander, welches wohl beispiellos in der Geschichte der Litteratur ist. Hier ist von zärtlichen Aufwallungen, von schwärmerischen Betheuerungen u. dgl. m. Nichts zu spüren; dafür aber sehen wir die Freunde einander geistig fördern durch Anregungen und Ideenaustausch aller Art. Zeugen dessen sind die Briefwechsel Lessings mit seinen Freunden und der klassische Goethe-Schiller'sche Briefwechsel.

Die parlamentarischen Freundschaften unserer Tage erwachsen aus dem gleichen Boden gemeinsamer thätiger Bestrebungen, überdies hier für Lebensinteressen einer ganzen Nation, und erhalten dadurch den gleichen Werth.

In noch höherem Grade findet eine Abstreifung des Egoismus statt, wenn der Einzelne eine Familie gründet und so sich zum Mittelpunkt eines Kreises von Wesen macht, die nicht blos durch Bande des Blutes, sondern auch dadurch, daß sie in materieller wie in geistiger Beziehung

*) S. mein „Deutschland im 18. Jahrhundert,“ 2. Bd., 1. Thl., 2. Abthlg., S. 62, 92.

den Mitgenuß seiner schaffenden Thätigkeit haben, auf's Innigste mit ihm verbunden sind.

Auch hier macht es einen großen Unterschied, ob die beiden Personen, die sich für's Leben verbinden, dazu lediglich den Drang nach Befriedigung eines Lustgefühls, das Verlangen nach Glück oder die Freude am äußeren Wohlbefinden, oder ob sie eine höhere, auf thätiges Zusammenwirken für gemeinsame Culturzwecke gerichtete Gesinnung mitbringen, ob der Mann blos an der Schönheit oder den geselligen Talenten der Frau, diese nur an dem Rang oder Reichthum des Mannes Gefallen findet, oder ob Beide nach ihrer gegenseitigen Vervollkommnung und nach der gemeinsamen Heranbildung ihrer Kinder streben. Der Hagestolz gilt mit Recht für einen Egoisten. Vom Standpunkt des Genußprincips aus kann er sich damit rechtfertigen, daß er entweder besser und behaglicher leben könne, wenn er nicht für Frau und Kinder zu sorgen habe, oder daß er sein „Lustgefühl" außerhalb der Ehe befriedigen und daher jedenfalls, wenn überhaupt, sich erst dann „binden" wolle, nachdem er sein Leben genossen habe. Ein Mann, der nicht von unordentlichen Leidenschaften beherrscht wird, nicht blos nach äußerem Glück und Behagen sich sehnt, sondern dem es um ein thatenreiches, nützliches, in jeder Hinsicht befriedigendes Leben zu thun ist, wird sicherlich das Bedürfniß empfinden, auch diese Seite seines menschlichen Wesens, die Freude an einer edlen Häuslichkeit, die Erholung und Kräftigung, die eine solche ihm verspricht, nicht verkümmern und veröden zu lassen.

Gewöhnlich schon vor Gründung einer Familie und eines eigenen Haushaltes, sicherlich bei einer solchen, wird wohl jeder Mann sich um einen Beruf, d. h. eine geregelte schaffende Thätigkeit umthun. Ein solcher Beruf hat neben seiner materiellen Bestimmung, dem, der ihn ausübt, die Mittel zur Existenz zu verschaffen, auch eine hohe ideale, die innere Berufung zur werkthätigen Betheiligung an dem allgemeinen Culturwerke. Wer überhaupt keinen Beruf hat, entzieht sich damit dieser Betheiligung und wird mit Recht als ein seinen gesellschaftlichen Pflichten abtrünniger Egoist getadelt. Die Ausrede: „Ich habe es nicht nöthig," bekundet nur, daß, wer so spricht, seine günstige finanzielle Lage nicht als eine Aufforderung zu um so energischerer schaffenden Thätigkeit in Folge seiner reicheren Mittel dazu (Noblesse oblige), sondern nur als eine Einladung zu thatenlosem Genusse betrachtet.

Ein jeder Beruf, der niedrigste wie der höchste, der materielle oder mechanische, wie der ideale oder geistige, hilft an dem gemeinsamen Culturwerke schaffen und bringt daher auch den, der ihn recht betreibt, in Beziehungen zu Anderen und zu der großen culturschaffenden Gemeinde.

Jedes Mitglied dieser Gemeinde, der niedrigste Arbeiter wie der höchste Beamte, der berühmteste Gelehrte, Künstler oder Erfinder, hat seinen vollen Antheil an dem gemeinsamen Culturwerke. Keiner darf den Anderen gering

achten, Keiner darf aber auch den Anderen beneiden oder gar hassen, weil derselbe auf einer höheren Stufe der gesellschaftlichen Ordnung steht; Alle müssen sich gegenseitig zu fördern und so dem Ganzen zu dienen suchen. Jeder muß sich bewußt sein, daß er für seine Thätigkeit der Mitwirkung der Anderen bedarf, der geistige Arbeiter des mechanischen und umgekehrt. Wo diese Gegenseitigkeit fehlt, da findet ein bedauerlicher Rückfall in den Egoismus statt. Wo Jeder nur an sich, an seinen Nutzen, an sein Glück, an seine Lust denkt, da steht es schlimm um das Ganze. Hier schlägt die Kant'sche Maxime ein, wonach jeder Einzelne so handeln soll, daß, wenn Alle so handelten, das Ganze sich wohl befände.

So wächst der einzelne Mensch durch die natürliche Entwickelung seines Wesens, durch Geselligkeit, Freundschaft, Ehe, Beruf ganz von selbst in Beziehungen zu anderen Menschen hinein. Im geselligen Kreise, in einem selbstgewählten Verein von Freunden, in einem Familienverband mit seinen mannigfachen Verzweigungen (einer Sippe, wie es unsere Vorfahren nannten), endlich in einem bestimmten Berufsstand als Körperschaft legt er von der ursprünglich egoistischen Abgeschlossenheit immer mehr ab, wird sein Denken, Fühlen und Handeln immer mehr altruistisch, auf Gegenseitigkeit und auf Hingabe an allgemeine, nicht blos selbstische Interessen gerichtet. Als Bürger und Staatsbürger ordnet er sich jenen größeren Gemeinschaften, der Gemeinde und dem Staate, ein, in denen die allgemeine Culturarbeit sich in organisirter Gestalt vollzieht, und selbst darüber hinaus nimmt er als Glied der großen civilisirten Völkerfamilie an deren gemeinsamen Culturfortschritten Theil, sei es werkthätig oder wenigstens mit seiner vollen Sympathie. So bilden sich die höchsten Tugenden aus, ein lebendiger, thätiger Gemeinsinn, ein kräftiger und opferfreudiger Patriotismus, eine Hingebung für's Vaterland mit Gut und Blut, endlich der Sinn für allgemein menschliche civilisatorische Schöpfungen.

Und wenn wohl ganze Völker in Gefahr stehen, einer egoistischen Ausschließlichkeit und Selbstüberhebung zu verfallen, wie im Alterthum die Griechen, die alle anderen Völker für bloße „Barbaren" achteten, in unserer Zeit die Franzosen mit ihrem charakteristischen Verlangen nach Rang und Einfluß des „ersten Volkes der Welt", die Engländer mit ihrem Anspruch auf alleinige Herrschaft über die Meere, so hilft die culturschaffende Thätigkeit, auch diese Schranke zu durchbrechen, indem sie die Völker antreibt, entweder gemeinsam große Culturwerke zu vollführen, oder in der Vollführung solcher mit einander zu wetteifern.

Noch in anderer Weise bringt der Allen gemeinsame Trieb schaffender Thätigkeit die Menschen einander näher und verwandelt den Egoismus in Altruismus. Schon halb bewußt, instinctiv betrachtet der einzelne Mensch alle andern Menschen, auch die ihm persönlich fernstehenden, als Culturwesen gleich ihm, als mit ihm solidarisch verbunden. Ja, er dehnt dieses Gefühl der Solidarität bisweilen sogar auf solche Naturwesen aus, die in irgend einer

Weise in den Bereich seiner Culturwelt hereinbezogen worden sind. Wenn wir in einer Baumpflanzung ein junges Stämmchen vom Winde verbogen oder geknickt finden, so richten wir es auf, befestigen es an einem Pfahl, suchen auch wohl es mit Baumwachs zu heilen. Von Würmern angenagte Blumen in unserm Garten befreien wir von solchen. Für gezähmte Hausthiere thun wir noch mehr; wir suchen auch den fremden Hund vor dem Ertrinken zu retten, ein gefallenes Pferd aufzurichten. Die grausame Behandlung eines Pferdes oder Zughundes wird als „Thierquälerei" nicht blos getadelt, sondern unter Umständen bestraft. Die muthwillige Schädigung einer jungen Anpflanzung gilt als ein ganz besonderer Grad von Rohheit und verfällt ebenfalls dem schärfsten Urtheil der öffentlichen Meinung.

In noch viel höherem Grade bethätigt sich dieser Trieb des Helfens natürlich da, wo es ein uns gleichartiges Culturwesen, einen Menschen gilt. Einem Ertrinkenden, sei es ein Kind oder ein Erwachsener, eilt jeder in der Nähe Befindliche zu Hülfe, ohne sich zu besinnen, ja vielleicht ohne zu überlegen, ob er überhaupt oder unter den gegebenen Umständen zur Rettung fähig sei, und ob er nicht sein eigenes Leben auf's Spiel setze. Was in Schillers „Tell" dieser seiner Gattin antwortet, da sie ihm vorwirft, er habe bei seiner Rettung Baumgartens nicht an die Seinen gedacht:

„Weil ich an Euch gedachte, liebes Weib,
D'rum rettet' ich den Vater seinen Kindern —"

das kommt auch im Leben häufig vor, wie viele rührende Beispiele solcher Rettungen bezeugen. Man denke nur an jene wackeren Männer, die ihre in der Lueglock-Höhle eingeschlossenen Kameraden retteten, dabei aber selbst dem Tode nahe waren. Und wie oft wagen sich Schiffer zur Rettung Schiffbrüchiger von Weib und Kind hinweg durch Sturm und Wogendrang auf schwankendem Kahn immer und immer wieder an das gefährdete Schiff. Oder man denke an jenen braven Kapitän des gescheiterten Schiffes „Iltis", der mit seiner Mannschaft, nachdem sie zuvor die Passagiere gerettet, ohne an die eigene Rettung zu denken, todesmuthig in die salzige Tiefe versank. Wie oft setzen sich Bergleute den todbringenden Gasen aus, um ihre Gefährten zu erretten.

Was zuerst Einzelne thaten, das ist allmählich die Sache Vieler geworden. Wir haben, neben den behördlich organisirten, freiwillige Feuerwehren und Rettungsmannschaften; wir haben an unseren Küsten wohleingerichtete Anstalten zur Bergung der Mannschaft gestrandeter Schiffe und ihrer Habe.

Aber auch bei dieser Hilfeleistung in einzelnen Fällen ist es nicht geblieben. Dasselbe Gefühl der Solidarität, welches dort zum Eintreten auch für Fremde antrieb, hat es dahin gebracht, daß eine organisirte „gemeinnützige Thätigkeit" die Hilfsbedürftigen (wer sie auch sein mögen) auf den verschiedensten Stufen des Lebens mit ihrer schützenden und fördernden Thätigkeit umgiebt. Der Säugling, welcher die mütterliche Pflege entbehren muß,

wird in Krippen, das etwas herangewachsene Kind in Kinderbewahranstalten oder Kindergärten aufgenommen, und etwas später sind es Knabenhorte und Mädchenheime, welche die zur Schule gehende Jugend in den Freistunden vor Versuchungen bewahren. Für Besserung verwahrloster Knaben giebt es Rettungs- und Besserungshäuser und ähnliche Anstalten, für die Erholung und Wiederkräftigung der durch das Sitzen in der Schule blutarm oder kränklich gewordenen Knaben und Mädchen zahlreiche sogenannte Feriencolonien und Milchstationen in den Städten. Besonders begabte Knaben aus armen Familien erhalten Unterstützungen, um sich eine höhere Bildung anzueignen; für Studirende sind Stipendien und Freitische, für junge Gelehrte und Künstler Reisestipendien in der Form von Stiftungen theils vom Staate, theils aber auch von Privaten errichtet; für den bedürftigen Theil der Bevölkerung bestehen Volksküchen, Asyle für Obdachlose, Werkstätten für Solche, die augenblicklich ohne Arbeitsverdienst sind, Veranstaltungen für Bildung und Erheiterung des Volkes, und alle diese Einrichtungen nehmen fortwährend zu an Zahl und an Umfang. Zahlreiche Privatpersonen opfern in den zu solchen Zwecken gebildeten Vereinen nicht nur ihr Geld, sondern auch ihre Zeit, Kraft, Bequemlichkeit für die gute Sache der Humanität. Und so gewinnt der Altruismus auch in der Form der gemeinnützigen Thätigkeit dem Egoismus immer mehr Boden ab, feiert immer erfreulichere Triumphe!

Fürwahr, wenn Buckle sagt, die Cultur habe auf moralischem Gebiete nichts Neues hervorgebracht, so darf man ihm nur diese vielen Beweise von Humanität entgegenhalten, an denen unsere Neuzeit so reich ist, während noch das vorige Jahrhundert nur Wenig oder Nichts davon kannte.

Sterbende Völker.

Von

Fr. Rubinstein.

— Berlin. —

Einer derjenigen Punkte, welche die Gegenwart und ihr Denken scharf von allen früheren historischen Perioden unterscheiden, ist das Verschwinden der Kleinlichkeit aus der Betrachtung öffentlicher und allgemeiner Dinge, der gewonnene Ueberblick über große Massen von Land, Menschen, Völkern und Zeiten. Das demokratische oder, wie andere wollen, das naturwissenschaftliche Zeitalter ist zugleich das statistische, insofern der Ueberblick über große Massen dem logischen Kopf gestattet, Schlüsse aus einem so gewaltigen Material zu ziehen, daß jene Unsicherheit, die nach Helmholtz aller Induction anhaftet, auf ein Minimum reducirt wird und diese Schlüsse die Sicherheit von Naturgesetzen gewinnen.

Diese moderne Geistesrichtung hat uns gelehrt, die Gesetze des Individuums anzuwenden auf größere Corporationen, auf die Gesellschaft, auf ganze Nationen. Wir betrachten heute den Staat und das Volk im Lichte jener Naturgesetze, die für das Einzelwesen giltig sind. Das organische Individuum besteht im letzten Grunde aus mikroskopisch kleinen Wesen, Zellen; die Gesellschaft, das Volk setzt sich zusammen aus Einzelwesen, die für den Begriff dasselbe sind wie für den Einzel-Organismus die Zellen.

Das ganze Weltall hat man angesehen als einen einzigen großen Organismus. Heine meint in trunkener Laune, die Sonne sei „nur eine rothe, betrunkene Nase, die Nase des Weltgeists," die alten Peruaner verehrten eine Weltseele, bei den Mystikern, z. B. in Jacob Böhmes Schriften, ist dies ein feststehender Begriff.

Folgen die großen Organismen den Gesetzen der kleineren, so kann auch ein Volk, eine Nation ein Kindheitsalter haben, blühen, wachsen und gedeihen, endlich auch altern und sterben, so meint man. So kann folgerichtig auch ein ganzes, großes Volk vernichtet werden, aus der Geschichte verschwinden. Wo sind die alten Philister, Hethiter, und Etrusker, die alten Pelasger, Assyrier und Egypter geblieben, die uns so stolze Baudenkmäler und massenhafte Zeichen einer hohen Cultur hinterlassen haben? Welches Volk hat die geheimnißvollen Städte in Mexico und Yucatan gebaut, die heut in Trümmern liegen? Wer saß in Peru vor den Incas, wer in Palästina vor den erobernden Juden? Fragt man die Indianer in Yucatan danach, so antworten sie: Wer weiß es!

Aber auf der anderen Seite starben z. B. die Juden als Volk und leben doch noch, zerstreut unter allen übrigen Nationen der Erde, in körperlicher und geistiger Beziehung zäh die Typen ihrer Vorfahren von vor mehr als tausend Jahren festhaltend. Also muß das Sterben der Völker anderen Gesetzen folgen als der Tod der Individuen, und es muß für die Nationen zu finden sein, was die Individuen bisher vergeblich gesucht haben, — ein Jungbrunnen. Diesen Gesetzen nachzugehen, ist gegenwärtig von besonderem Interesse, weil Europa zur Zeit einem großen Völkerkrankenhaus gleicht, angefüllt mit Patienten. Der kranke Mann am Bosporus laborirt an chronischem Siechthum, Griechenland muß sich von den Folgen eines tüchtigen Aderlasses erholen, ebenso wollen tüchtige Diagnostiker an Spanien und Frankreich Keime tödtlicher Krankheit entdeckt haben, und auch Italien ist gelegentlich nicht frei von acuten fieberhaften Temperatursteigerungen. Außerhalb Europas hält der Tod ebenfalls reiche Ernte, denn in China soll gar ein Volk von vierhundert Millionen mit dem Tode ringen, das anscheinend nicht einmal Leibeserben hat, sodaß die illegitime europäische Verwandtschaft pietätlos sich schon das Erbe theilt, während der Erblasser noch athmet und lebt.

Ehe wir nun festzustellen suchen, ob alle diese kranken Völker eine absolut aussichtslose Prognose haben, müssen wir vorher nach den Ursachen fragen, die ein Individuum im normalen Lauf der Dinge dahinraffen.

Warum stirbt der Mensch, da doch Heilsames in den Gärten wächst, so heißt eine lateinische Lehrfrage aus der salernitanischen Aerzteschule des zwölften Jahrhunderts. Die Antwort ist die allbekannte, gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Jüdische und christliche Theologie erklärt Krankheit und Tod für die Strafe der Sünden. Der Tod ist der Sünde Sold, heißt es in den paulinischen Römerbriefen. Nach theologischer Auffassung hat also der Tod des Individuums moralische Ursachen.

Die Zoologen knüpfen den Ursprung des Todes an die Fortpflanzung. Professor Alexander Götte*) weist darauf hin, wie die Podophria gemmipara

*) Ueber den Ursprung des Todes der Metazoen. Rostock, 1883.

sich mit Keimen erfüllt, darauf platzt die Zellhaut, die Keime isoliren sich, werden frei, und das Mutterthier ist im Act der Fortpflanzung verloren gegangen, ist todt. Hier fallen Fortpflanzung und Tod zeitlich zusammen. Die Podophria ist ein Urthier, ein Protozoon. Bei den höheren Thieren, den Metazoen, meint Götte, sei Fortpflanzung und Tod nur zeitlich auseinandergetreten und daher der Zusammenhang beider Vorgänge nicht mehr so leicht erkenntlich wie bei den Protozoen. Aber in Wahrheit knüpfe der Tod bei den höheren Thieren ebenfalls an die Fortpflanzung an. Dies sucht Götte im weiteren Verlauf seines Werkes wissenschaftlich zu erweisen. Erwägt man, welche Sünde bei den Theologen am schlechtesten wegkommt, so ist die theologische und zoologische Auffassung ganz gut zu vereinigen!

Alle diese Theorieen über den Ursprung des Todes können nicht befriedigen. Vielmehr müssen wir bessere Erklärungen für die Nothwendigkeit des Zugrundegehens alles Lebenden in dem Darwin'schen Gesetz der Anpassung an die umgebenden Lebensbedingungen suchen. Der Mensch und alle lebenden Geschöpfe, Thiere wie Pflanzen, stehen nicht vollkommen selbstständig in der Natur, sondern sind bestimmten äußeren Lebensbedingungen, des Bodens, des Klimas, der Temperatur, der Nahrung in ihrem inneren Bau angepaßt, so daß sie nur dort leben und sich vermehren können, wo diese Bedingungen ganz oder doch annähernd vorhanden sind. Die Anpassungsbreite kann sich steigern, d. h. wir lernen allmählich unsern Organismus auch anderen Lebensbedingungen, stärkeren Reizen anzupassen, aber nur in einem bestimmten Tempo, graduell, nicht plötzlich. Auf gewaltsame Veränderungen folgt Todesstrafe im strengsten Sinne des Wortes. Abhärtung ist Anpassung an niedrigere Wassertemperaturen als je zuvor mit unseren Hautnerven in Berührung kamen, Ansiedlung in den Tropen setzt gute Fähigkeit der Anpassung voraus. Wie begrenzt diese Fähigkeit ist, lehren die Schicksale der Engländer in Indien, der Holländer in Java, der Deutschen in Ost- und Westafrika.

Die Haut des Chirurgen ist dem Reiz des Eiters angepaßt, der sie beim Operiren bespült, die Haut des Negers dem Sonnenlicht, sein Körper dem gelben Fieber und der Malaria. Immunität gegen Krankheiten bedeutet erworbene Anpassungen. Unser ganzes Leben, all unsere körperliche und geistige Erziehung, unsere Cultur besteht im Erwerben immer neuer Anpassungen, im Aufsuchen und Ertragen immer neuer und stärkerer Reize.

Auch eine psychische Anpassung giebt es. Sie besteht in der Leichtigkeit, sich in veränderte Verhältnisse und Aufgaben zu finden. Gute psychische Anpassung ist ein Zeichen von Intelligenz*). Frauen besitzen sie im All-

*) „Der Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere," sagt H. Türck (Der geniale Mensch. 2. Auflage, S. 287), „auf dem alle anderen Vorzüge beruhen, ist das eindringendere Interesse, das er seiner Umgebung entgegenbringt." Die Voraussetzung der bewußten, psychischen Anpassung ist daher: Erkenntniß. Der geniale Mensch ist somit zugleich der anpassungsfähigste.

gemeinen in weit geringerem Grade als Männer und sind deshalb stets Stützen conservativer Richtungen in jeder Beziehung*). Die Anpassung besteht in der Fähigkeit, umzulernen.

Was man als größere Treue der Frau rühmt, ist oft Nichts weiter als diese geringere geistige Beweglichkeit. Der unintelligente Landwirth verlangt für seine Producte stabile Preise, der einfältige Rentier verlangt „etwas Bestimmtes" an Zinsen, auch wo dies der Natur der Dinge nach gar nicht möglich ist, nur damit sie Beide nicht nöthig haben, ihrem Gehirn die Mehrarbeit zuzumuthen, die eine Gewöhnung an neue Verhältnisse verlangt. Die psychische Anpassung ist nicht möglich ohne eine gesteigerte Arbeitsleistung des Gehirns, wie das Fieber auch nur eine, von einem starken Reiz (Anpassungsreiz) verursachte Thätigkeit der Körperzellen vorstellt. Beschränkte Menschen müssen instinctiv fühlen, daß ihr Gehirn dieser verlangten Anpassungs-Mehrarbeit nicht gewachsen ist, denn sie gehen jeder Möglichkeit, neuen Reizen zu begegnen, ängstlich aus dem Wege. So verhält sich der Philister beiderlei Geschlechts, dagegen macht das Aufsuchen immer neuer Reize und die dadurch erworbene rasche Anpassungsfähigkeit das Gehirn des Intelligenten prompter, geschmeidiger, sicherer und gewandter. Jemand hat den Ausspruch gethan: Der Kluge und der Dumme thun eigentlich immer dasselbe, sie unterscheiden sich nur durch den Zeitpunkt, wann sie es thun. Dies bezeichnet sehr gut die schnellere oder langsamere Anpassung beider Kategorien.

Ich suche nun das Wesen der Gesundheit und des Lebens in der guten Anpassung an die umgebenden Lebensbedingungen: Gesundsein heißt Angepaßtsein. Krankheiten sind Störungen der Anpassung, hervorgerufen durch eine neue, stark differente Lebensbedingung, auf die unser Organismus bisher nicht gestoßen war. Ist die Krankheit überwunden, so besitzt der Organismus einen neuen Anpassungsmechanismus. Kann er die zur Ueberwindung des neuen Anpassungsreizes erforderlichen Kräfte nicht aufbringen, so tritt der Tod ein, mit mechanischer Nothwendigkeit. Tod ist also der Mangel an Anpassung. Der Verlust oder das Schwächerwerden dieser wichtigen organischen Eigenschaft ist, naturwissenschaftlich gesprochen, die Ursache des Todes der lebenden Geschöpfe.

Ehe der Verlust der Anpassung äußerlich erkennbar wird, ist er innerlich im Organismus schon vollendet. Ehe also der Mensch stirbt, ist er eigentlich schon todt, sein Leben ist consumirt, sein Recht auf Dasein verfallen. Es giebt viele Menschen, Institutionen und Völker, die todt sind, ohne es zu wissen. Eine Starrheit allen Neuerungen, neuen Ansichten und Bestrebungen gegenüber markirt das Erlöschen der Anpassung. (Misonëismus.) Da aber der Mensch über diese seine inneren Zustände nicht klar

*) Goethe (Iphigenie): — — — Ein Weib bleibt stät' auf einem Sinn, den sie gefaßt. —

ist und ihm die mehr oder weniger deutliche Empfindung der Schwäche zum Nachdenken und Verarbeiten der neuen Ideen peinlich und schmerzlich ist — es ist das Gefühl des nahenden Todes —! so wirft er dieses peinliche Gefühl als Haß gegen Neuerungen und Neuerer nach außen. Es geht damit wie mit dem bösen Gewissen. Wer zu schwach ist, den Forderungen desselben nachzukommen und den inneren Widerstand zu überwinden, der haßt denjenigen, aus dessen Mund diese Forderungen des eigenen Gewissens zu ihm sprechen, statt sich selbst zu hassen. Nicht Jeder ist von so rücksichtsloser Offenheit wie Richard der Dritte, der in Shakespeares Drama gesteht, daß er in sich selbst kein Mitleid für sich finden kann — die Stimme des vorher gewaltsam zurückgedrängten, nunmehr erwachten Gewissens!

Ebenso wie Individuen verhalten sich der Anpassung gegenüber Familien, Geschlechter, Stämme, Völker und Rassen, nur daß selbstverständlich durch die große Zahl der Individuen und die größere Mannigfaltigkeit der umgebenden Bedingungen sich die Verhältnisse hier complicirter gestalten. Also können auch die Völker sterben, wenn sie die Fähigkeit der Anpassung verlieren. Gleich im Anfang zählte ich bereits eine Anzahl gestorbener Volksindividualitäten auf. Die Individuen solcher gestorbener Völkerkörper, die Zellen des nationalen Organismus können, wie wir gleich sehen werden, weiter leben, aber ohne ein Haupt ihrer Art. Das Haupt macht das Individuum aus, sie leben fort als Glieder einer fremden Volksindividualität, erleiden also eine ethnologische Degradation.

Der Gegensatz der Anpassungstendenz, der Fähigkeit zur Aufnahme, Assimilirung des Neuen, ist die Vererbung, die Beharrungstendenz, das Festhalten am Alten. Bei Geschlechtern und Völkern bezeichnet man diese Principien als Vermischung und Inzucht.

Karl Blind in London*) hat geglaubt, die von Lord Salisbury politisch verwerthete Anschauung von den sterbenden Völkern bekämpfen zu müssen. Er nennt dies Wort hart, grausam, politisch ebenso unklug wie geschichtlich unrichtig und führt als Beweis die lediglich vorübergehende Zerrissenheit Englands und Deutschlands in verschiedenen geschichtlichen Perioden an.

Blind will auch nicht an die „gänzliche Verrottetheit der lateinischen Rasse" glauben. Er meint, es gebe in diesem Sinne gar keine lateinische Rasse. Die französische Nation sei ein Gemisch aus Iberern, Kelten, deutschen Franken und Goten, im Süden der alten Griechen und Sarazenen. Das spanische und portugiesische Volk enthält iberische Basken, Kelten, Griechen, Phönicier, Karthager, Sueven, Vandalen, Alemannen, Goten und Mauren.

Der Umstand, daß sich in all diesen Ländern Mundarten der römischen Cultursprache erhalten haben, mache Franzosen, Spanier und Portugiesen nicht dem Blute nach zu Lateinern. Ebensowenig die Süd- und Mittel-

---

*) Zeitgeist Nr. 21, 1898.

amerikaner, wo spanische und portugiesische Volksbruchtheile dem Stamme der rothhäutigen Ureinwohner aufgepfropft worden sind.

Bei der Eroberung und Besiedelung Britanniens durch germanische Jüten, Friesen, Angeln, Sachsen, Hunnen und Rugier gingen die Dinge, was die Sprache betrifft, anders zu . . . Wie steht es selbst mit der lateinischen „Rasse“ in Italien? Dort saßen vor Alters im Norden und gegen die Mitte hin Etrusker, die in ihrer Volksmasse wahrscheinlich von mongolischem, in ihrer oberen Kriegerkaste vielleicht von thracischem Stamme waren. Ferner Kelten, wirkliche Lateiner, im Süden Griechen und Karthager; in späteren Zeiten Goten und Longobarden, in Unteritalien endlich auch Normannen und Araber . . . Von einer lateinischen Rasse kann man also kaum sprechen. Am allerwenigsten in Spanien, Frankreich, Portugal oder gar in den südlichen und mittleren Ländern der neuen Welt. Darum soll man diese Völker, was ihre staatliche Zukunft betrifft, nicht über einen Kamm scheren.

Mit übertriebenem Stolz wird jetzt vielfach behauptet: der germanische Stamm werde fortan das Culturfeld allein behaupten; denn die „Lateiner“ ebenso die turanischen Völker seien dem Absterben geweiht oder noch in tiefe Barbarei versunken.

Wie erklärt man sich da aber die plötzliche Macht und Culturentwickelung der Japaner, die sogar schon von den europäischen Mächten als bündnißfähig betrachtet werden?

Man lasse doch also solche geschichtswidrige Betrachtungen! Sie taugen Nichts. Sie machen unnöthig böses Blut. Der Lauf der Welt, der schon vielerlei hat auf- und nieder- und wieder aufgehen sehen, kann eines Tages diese herzlose Lehre von den „sterbenden Völkern“, die die Macht des jeweilig Stärkeren als das einzige Recht anerkennt, ganz unvermuthet zu Schanden machen.

Soweit Karl Blind. Es thut mir leid, seine Gründe gegen die Wahrheit der Lehre von den sterbenden Völkern für Scheingründe erklären zu müssen, mehr geeignet, den Bedürfnissen des Tagesschriftstellers zu dienen, als denjenigen ernster Wissenschaft. Sicherlich wird keine Person und keine Nation es gerne hören, daß man sie für sterbend erklärt und ihr damit zart andeutet, sie thäte gut, sich begraben zu lassen. Die große Masse, die dem Augenschein huldigt und von den tieferen Gründen des Daseins Nichts ahnt, ist überhaupt kein Feld für solche Lehren. Auch daß die Lehre vom Leben und Tod der Nationen herzlos sei, kann ich nicht zugeben. Die Wissenschaft steht jenseits der Empfindungen und hört nur auf die Prädicate wahr und unwahr. Die Wissenschaft als solche hat kein Herz. Sie ist eine Sache der Beobachtung, der Abstraction und des Denkens und nicht des Gefühls. Herr Blind bringt ganz heterogene Qualitäten in diese Fragen hinein, die hier Nichts zu suchen haben. Herr Blind hat Mitleid mit den Schwachen und Verfallenen. Das ist modern. Ich habe Mitleid

mit den Besseren und Tüchtigeren, denen die ungeheuere Schaar der „Vielzuvielen", wie Nietzsche sich ausdrückt, im geheimen Bündniß Licht und Luft streitig macht.

Es kommt also darauf an, festzustellen, ob die Lehre von den sterbenden Völkern „unhistorisch" ist oder nicht, d. h. ob nie im Laufe der Geschichte große Völker einen Todeskampf durchgemacht haben und schließlich feindlichen Mächten und der eigenen inneren Schwäche erlegen sind. Auf das Glänzendste ist vor Kurzem in einem Buche von Dr. Albert Reibmayr*) bewiesen worden, durch welche Umstände Familien, Völker und Rassen im Kampf um's Dasein sich am Leben erhalten und wodurch sie sterben. Wir entnehmen aus diesem werthvollen Buche, daß für den Menschen und seine gesellschaftlichen Gebilde dieselbe Gesetzmäßigkeit herrscht, die wir überall in der Natur antreffen.

Vorher habe ich aber noch eine zuvor vergessene Unrichtigkeit in Karl Blinds Auffassungen richtig zu stellen. Wenn auch die sogenannten lateinischen Völker, Franzosen, Spanier, Italiener u. s. w., nicht reinen Stammes sind, sondern fremdes Blut im Laufe der Geschichte in ihren Volkskörper aufgenommen haben, so ist die Bezeichnung doch gerechtfertigt nach dem Satze: A potiori fit denominatio, d. h. der Name des Volks wird gewählt nach dem vorwiegenden und herrschenden Bestandtheil der Volksmasse. Ist ein solch herrschender Theil vorhanden, der an Charaktereigenschaften und Zahl überwiegt, so drückt er im Laufe der Zeit der ganzen Nation seinen Stempel auf, wofern die herrschende Kaste sich überhaupt mit den übrigen Volksbestandtheilen vermischt. So entsteht ein einheitlicher, scharf ausgeprägter Nationalcharakter, der sich mit ungeheuerer Zähigkeit vererbt, dem die fremden Blutbeimischungen wohl einige Züge hinzuthun oder nehmen können, der aber im Großen und Ganzen durch alle Epochen der Volksgeschichte hindurch constant bleibt. Diesen typischen Volkscharakter meint man, wenn man von semitischer, lateinischer, germanischer Rasse spricht, und man darf das unbeschadet der früheren Blutmischungen mit vollem Rechte thun. Auch die Juden sind kein rassenreines Volk, solche Völker giebt es überhaupt nicht, ein vollkommen rassenreines Volk würde nach einer Reihe von Generationen entarten und sterben. Die Juden haben, wie die Biblische Geschichte erweist, egyptische, ferner edomitische und andere kanaanitische Stämme in ihren Volkskörper aufgenommen und assimilirt, trotz alles Eiferns der Propheten gegen die „fremden Götter" und die Frauen fremden Stammes. Selbst Salomo und David hatten nach der Bibel ausländische Frauen. Die reine Inzucht wurde bei den Juden strenges Gesetz erst nach der Einwanderung aus dem babylonischen Exil unter Esra und Nehemia. Später haben die Juden Elemente aus allen Völkern

*) Inzucht und Vermischung beim Menschen. Bei Franz Deuticke. Wien und Leipzig, 1897.

aufgenommen und so dem Volkskörper beständig neues Blut zugeführt, ohne daß sich der Nationalcharakter in wesentlichen Zügen verändert hätte. Herrn Blinds Beispiele nationaler Vermischung beweisen also nicht das, was er beweisen will.

Auch den Aufschwung des japanischen Volkes in der Gegenwart hoffe ich mit wissenschaftlicher Sicherheit im weiteren Verlauf meiner Darlegungen erklären zu können.

In überzeugender und gründlicher Weise weist nun Reibmayr in dem bereits erwähnten Buche die Wirkung der Inzucht und Vermischung auf die Erforschung der Culturgeschichte nach und vindicirt diesen Factoren einen weit höheren Antheil an den Ereignissen der Geschichte, als bisher irgend ein Forscher gethan hat. Die Geschichte aber ist Nichts als die Beschreibung des Lebens und Sterbens der Völker*). Betrachten wir also genauer die Gesetze des Werdens und Vergehens der Nationen, wie sie Reibmayr entwickelt.

Die Vererbung ist eine ihrem Wesen nach erhaltende Kraft und strebt darnach, den Nachkommen die ganze Natur ihrer Vorfahren zu übermachen, jede physische, moralische und intellectuelle Verbesserung, ebenso wie jede Verschlechterung in allen diesen Richtungen. Alle Formen psychischer Thätigkeit sind vererbte Instincte, sinnliche Auffassung, Gedächtniß, Gewohnheiten, Phantasie, Begabung für Kunst, Naturwissenschaften und abstractes Denken, Gefühle, Leidenschaften und Charakter. Dasselbe gilt für gewisse pathologische Erscheinungen. Die Eltern haben eine Tendenz, alle psychischen Eigenschaften, die allgemeinen wie die individuellen, die alten wie die neuerworbenen zu vererben. Eines der Eltern kann einen vorwiegenden Einfluß auf die psychische Veranlagung des Kindes haben. Doch ist öfter die Vererbung keine directe, es werden gelegentlich körperliche und geistige Eigenschaften der früheren Vorfahren ererbt, ohne daß die Nachkommen den Eltern ähneln. (Atavismus. Rückschlag.)**) Ein anderes wichtiges Gesetz, das mit der Vererbung in causalem Zusammenhange steht, ist das Gesetz der Correlation des Wachsthums, welches besagt, daß für ein einseitig begünstigtes Organ ein oder mehrere andere entsprechend verkümmern, woraus ersichtlich wird, daß die Natur Nichts verschenkt. Durch übermäßigen Gebrauch können geistige und körperliche Charaktere in's Extrem gezüchtet, umgekehrt durch Nichtgebrauch alle Theile der Organisation geschwächt und verringert werden. Sowohl die Folgen des Nichtgebrauchs wie die des übermäßigen Gebrauchs sind in einem gewissen Grade vererbbar.

Ueber die Gesetze der Inzucht, also der concentrirtesten, specialisirten Vererbung haben wir durch die Erfahrungen bei Züchtung der Hausthiere

*) Was man bisher „Geschichte" genannt hat, beruht daher auf einer sehr äußerlichen Auffassungsart.

**) In seiner jüngst veröffentlichten Rectoratsrede „Ueber Vererbung und Anpassung", Straßburg 1898, behauptet der vorhin erwähnte Zoologe Götte gradezu, es gebe keine directe Vererbung von Eltern auf Kinder, nur indirecte.

vieles Sichere festgestellt, besonders durch Charles Darwins umfangreiche Arbeiten auf diesem Gebiet.

Wir erfahren hier zunächst, daß durch die Cultur die natürliche Auslese, wie sie in der Natur durch den scharfen Kampf um's Dasein in Thätigkeit ist, in ihrer Wirksamkeit stets eine Störung erleidet. Wo die natürliche Auslese in ungehemmter Thätigkeit sich befindet, ist selbst eine sehr nahe Inzucht nicht schädlich, wie wir dies an freilebenden Pflanzen und Thieren beobachten können. Doch scheinen selbst hier gelegentlich Kreuzungen nöthig zu sein. Im Ganzen scheint die Kreuzung ein ebenso wichtiges Naturgesetz zu sein, wie die Inzucht.

Gestattet man Individuen einer und derselben Varietät oder selbst denen einer distincten Varietät, sich frei zu kreuzen, so wird im Verlauf von wenigen Generationen eine Gleichförmigkeit der Charaktere erlangt. Man kann unterscheiden: weite Inzucht, d. h. die allgemeine Vermischung innerhalb einer und derselben Varietät, nahe Inzucht, innerhalb eines kleinen Kreises von Individuen derselben Varietät.

Wo keine Zuchtwahl (Inzucht) angewendet wird, werden keine distincten Rassen gebildet. Hochveredelte Rassen können nur durch unablässige Zuchtwahl und große Aufmerksamkeit erhalten werden. Hochveredelte Thiere degeneriren gerne.

Nahe Inzucht ist nothwendig, um eine Rasse zu veredeln, aber beim Hervorbringen dieses Resultats ist die größte Sorgfalt nothwendig wegen Neigung zur Unfruchtbarkeit und Schwäche. Die Folgen einer lange fortgesetzten nahen Inzucht sind Verlust an Größe, an constitutioneller Kraft und Fruchtbarkeit, zuweilen in Begleitung einer Neigung zu Mißbildungen. Krankhafte, beiden Eltern gemeinsame Neigungen werden durch nahe Inzucht verstärkt und gehäuft. Der Mensch hat die Neigung, die Zuchtwahl jedes Charakters bis in's Extrem zu führen; dies führt zur Divergenz, selten zur Convergenz der Charaktere. Die guten und schlechten Wirkungen naher Inzucht treten nur allmählich und über mehrere Generationen vertheilt auf. Sie entgehen dadurch leicht der Beobachtung des kurzlebigen Menschen.

Die Culturträger der Menschheit auch in der prähistorischen Zeit müssen nun in vorwiegender Inzucht gelebt haben, weil nur auf diesem Wege hervorragende geistige Charaktere gezüchtet und fixirt werden können. Alle Völker treten in die Culturgeschichte ein mit einer auf strengste Inzucht gerichteten Verfassung.

Es gab in der Entwickelung des Menschen (nach Wallace) eine Periode, wo in Folge einer unbekannten Ursache die Intelligenz sich rascher zu entwickeln begann, und diese erlangte alsbald den überwiegenden Einfluß für das Dasein des Menschen. Die Vervollkommnung der Intelligenz bewährte sich in unendlich höherem Grade nutzbringend, als irgend eine Abänderung der Organisation. Die durch Zuchtwahl zu erreichenden Aenderungen erfolgten mit Nothwendigkeit von jetzt an fast nur nach der Seite

der Intelligenz hin; die physischen Charaktere verharrten fast unverändert auf der bereits erlangten Entwickelungsstufe, die Organe der Intelligenz und die Intelligenz selbst vervollkommneten sich von Generation zu Generation.

Diese Wallace unbekannte Ursache ist darin zu suchen, daß zu dieser weiten Inzucht noch eine engere hinzukam, nämlich die Bildung einer aus der Inzuchthorde oder dem Stamm sich abzweigenden, auf engerer Inzucht aufgebauten Kaste und das durch diese Abzweigung hervorgerufene Princip der Arbeitstheilung. Diese Ursache sehen wir bei allen Thieren, wo wir eine auffallende Züchtung von hervorragend geistigen Charakteren beobachten, in Thätigkeit, wie z. B. bei den Bienen und Ameisen. Auch die Züchtung gewisser geistiger Thätigkeiten bei unseren Hausthieren (Jagdhunden) gelingt nur, wenn der Züchter einzelne Exemplare auswählt und in enger Inzucht hält.

Die Ursachen der Inzucht beim Menschen sind theils äußere, von der Natur abhängige, theils innere, mit der Organisation des Menschen zusammenhängende. Die äußeren Ursachen sind die primär wirkenden, während die inneren erst dann mehr in Wirksamkeit treten, wenn die Inzucht durch mehrere Generationen Gelegenheit hatte, bestimmte Rassencharaktere zu züchten. Haben diese unterscheidenden Rassencharaktere Zeit gehabt, sich zu fixiren, dann sind die inneren Bedingungen viel stärker wirksam und bleiben wirksam, wenn die äußeren in Wegfall kommen.

Die natürlichen äußeren Ursachen der Inzucht bestanden in territorialer Abgeschlossenheit des besiedelten Landes durch Meere, Wüsten, große Ströme, hohe Gebirge. Beispiele hierfür sind: Italien, Spanien, Griechenland, Arabien, Indien. Ferner Hochthäler, ringsum mit schwer zugänglichen Gebirgsketten umgeben. (Mexico, Peru, Schweiz.) Auch ein Land, von großen Strömen umflossen, wie die babylonische Ebene, bot in jenen fernen Zeiten einem Volke einen großen Schutz. Eine fast uneinnehmbare natürliche Festung war das Nilthal. Alle diese Länder waren natürliche Festungen der Inzucht, und die dort wohnenden Völker waren vor Vermischung mehr geschützt als andere. Daß dieselben Ursachen noch heute wirksam sind, sehen wir an der gewaltigen Blüthe der Intelligenz und der Körperkraft auf den britischen und den japanischen Inseln, wodurch jene Inselvölker zu Herrschern über ihre Nachbarn werden. Hier hat Herr Blind für einmal eine Antwort auf seine Frage. Je kleiner der Inzuchtherd ist (kleine Inseln und Halbinseln), desto rascher geht die Herausbildung charakteristischer Eigenschaften vor sich, desto weniger Generationen sind hierfür erforderlich, desto rascher folgt aber auch Degeneration. Auf kleinen Inseln kann man am leichtesten hervorragende Eigenschaften bei Hausthieren züchten. Bekanntlich wurde Darwin zuerst durch Beobachtungen an der Fauna und Flora der Galapagosinseln im Pacific zur Aufstellung seiner Gesetze der Variation von Thieren und Pflanzen gebracht. Da alle Species dieser Inseln vom

benachbarten Festlande stammten, so war es leicht, die durch Inzucht eingetretenen Veränderungen gegen die entsprechende Species des Festlandes hier festzustellen.

Die ältesten Städte der Chaldäer, Phönicier, Juden, Griechen, Römer waren wahre Inzuchtherde, doch verlieren die Städte diesen Charakter, je weiter bei einem Inzuchtvolk die Cultur fortschreitet, je größer ein solcher Staat wird. Bei beginnender Degeneration des Volkes verwandeln sie sich vielmehr in wahre Vermischungsherde, wie dies besonders in Rom und Athen auffallend war. Jerusalem machte wegen der überaus strengen Inzuchtgesetze der Juden hierin eine Ausnahme.

Das Land war in den ältesten Zeiten Genossenschaftseigenthum, der persönliche Landbesitz bildete sich erst später. Da das Land gemeinsam bearbeitet wurde, so war die Bildung einer nicht körperlich arbeitenden Kaste erschwert. Zu gleicher Zeit herrschte noch das Matriarchat oder Mutterrecht, d. h. nicht der Vater, sondern die Mutter war das Haupt der Familie. Das Matriarchat bildete die Uebergangsstufe von der thierischen Genossenschaftsehe (wobei Weiber und Kinder Stammeseigenthum waren)*) zur Familie. Weder unter der Herrschaft der Genossenschaftsehe noch unter der Herrschaft des Mutterrechts war ein socialer Fortschritt von Bedeutung möglich, da es zur Bildung einer engeren Inzuchtkaste nicht kommen konnte. — Vor den diesjährigen Reichstagswahlen haben Frau Cauer und Fräulein Anita Augspurg einen Aufruf an die Wähler gerichtet, um nach ihrer Stellungnahme zur „Frauenfrage" die Parteien in fortschrittliche und rückschrittliche einzutheilen. Nun bilden freilich diejenigen modernen Damen, die sich bis zur Forderung des „Mutterrechts" entwickelt haben, nur einen kleinen Theil der emancipationslustigen Frauen, aber doch den energischesten und consequentesten, und die Gesetzgeber sollten sich hüten, soweit sie den Damen sonst entgegenzukommen gesonnen sind, irgendwie das „Patriarchat", d. h. die Suprematie des Vaters in der Familie in vermögensrechtlicher und anderer Beziehung antasten zu lassen, weil das Vaterrecht die Grundlage unserer Cultur gebildet hat und noch weiter bildet. Ich bedauere daher, mit den Damen Cauer und Augspurg über das, was in dieser Frage fortschrittlich und rückschrittlich ist, in einem unüberbrückbaren Gegensatz mich zu befinden. Aber ich habe für meine Auffassung die Erfahrung von Jahrtausenden, jene Damen außer einer verdammenswerthen, plebejischen Neigung zur Auflehnung gegen die Grundlage der Gesellschaft, die Familie, nur die Autorität des Herrn Bebel. Dabei soll man sich nicht durch das Geschrei nach bloßer „Gleichberechtigung", „Gleichstellung

*) Man ersieht aus dieser Darstellung, wie rückschrittlich der moderne Socialismus in seinem innersten Kern ist, da er die Kinder wieder wie in der Urzeit zum Stammeseigenthum machen will.

des Mannes mit der Frau" und wie alle diese verderblichen Redewendungen heißen, täuschen lassen. Wo Herrschaft erstrebt wird, larvirt sie sich zunächst immer hinter den Bestrebungen für „Gleichheit". So ist es mit der „Parität" der Katholiken und Protestanten, so fing die Unterjochung der deutschen Universität Prag an, so würde es auch in der Frauenfrage gehen. Man scheue sich nicht, den Satz zu vertreten, daß die aristokratische Natur keine Gleichheit kennt, daß es im allgemeinen Interesse liegt, wenn der Tüchtigere und Intelligentere über den weniger Scharfblickenden und geistig Inferioren herrscht. Innerhalb jeder menschlichen Gemeinschaft muß es einen Herrn und Leiter geben, sonst kann eine höhere organische Einheit nicht bestehen. Die Gleichheit ist anarchistisch, ein rückschrittliches Princip. Das Princip des Fortschritts in der Natur heißt Herrschaft und Unterwerfung, weil nur so höhere Gemeinschaften bestehen können. Petruchio sagt in der Zähmung der Widerspenstigen ganz richtig, daß er Nichts weiter habe etabliren wollen als „vernünftig Regiment". Die Frauen, die nicht gehorchen können, die von ihren „Rechten", von Gleichheit mit dem Manne 2c. schwätzen, sind zur Bildung der nächst höheren Stufe, die sie über die Einzelexistenz emporhebt, zur Bildung von Ehe und Familie unfähig und unwürdig. Gehorsam, Unterwerfung ist Liebe, Trotz auf Gleichheit bedeutet Unfähigkeit zur Liebe, anarchistischen Egoismus*). Bei den slavischen Völkern Europas besteht vielfach noch der genossenschaftliche Landbesitz (Zadruga, Mir). Dort sind noch überall mutterrechtliche Anklänge vorhanden. Der demokratische Zug der mutterrechtlichen Zeit ist noch heute in der slavischen Sippengesellschaft vorherrschend und war zweifellos von jeher ein Hinderniß für die Bildung von hervorragenden führenden Kasten, wie sie nur unter der aristokratischen Herrschaft des Vaterrechts möglich ist. Wie man sieht, gehören also diese Fragen zu den tiefgehendsten, die die Völkergeschichte kennt.

Je strenger nun ein Volk das Vaterrecht durchführte, je höher es das Inzuchtprincip stellte, desto früher kam es zur Bildung einer führenden Kaste, desto früher zur Züchtung intellectueller und Charaktereigenschaften, die dem Volke nicht nur im Kampfe um's Dasein mit der Natur, sondern auch andern Völkern gegenüber von Vortheil sein mußten, besonders gegenüber solchen, die unter der Herrschaft des Mutterrechts standen, wo die Vermischung eine stärkere war und es zur Bildung einer führenden Kaste nicht kommen konnte. So ist es verständlich, daß das Vaterrecht im Kampfe der Sitten um's Dasein als das vortheilhaftere die Oberhand behielt. Die geschichtlich bedeutsamen Völker, vor allen Dingen die Römer, treten mit ausgesprochenem Vaterrecht in die Geschichte ein. Die Völker, welche das Mutterrecht (d. h. die Frauenemancipation!) beibehielten, sind entweder verschwunden oder auf niederer Culturstufe stehen

*) Vgl. Goethe: „Ist Gehorsam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe sein."

geblieben (Slaven) und haben nie eine Rolle in der Geschichte gespielt*).

Waren nun die Ursachen lange genug in Thätigkeit, so daß die neugezüchteten Rassencharaktere fest fixirt waren, so traten nach dem Gesetze der Correlation auch Veränderungen in den inneren Organen, speciell in der feineren Organisation des Gehirns ein, die sich als noch wirksamere Scheidewände der Völkerstämme erwiesen als äußere Rassencharaktere, oder hohe Berge, tiefe Thäler und Meeresarme. Dahin gehört die Sprache (beruhend auf Differenzirung im Bau des Kehlkopfes) und die Religion. Die Ehe stand bei den alten Culturvölkern unter der strengsten Controle der Religion, daher wirkte der Cultus einer stärkeren Vermischung der Geschlechter und Stämme am meisten entgegen. Dies ist vielfach noch heute der Fall, die Religion war also von jeher ein mächtiges Förderungsmittel der Inzucht. Auch die Kasten bei den antiken Völkern waren eine religiöse Institution, noch bis in unser Jahrtausend hinein war der Eintritt in unsere Adelskaste mit religiösen Ceremonien verbunden. Daher hängen alle Inzuchtvölker, solange sie unvermischt bleiben, mit größter Zähigkeit an ihrer Religion und sind die gottesfürchtigsten unter den Völkern. (Hindu, Egypter, Juden, Römer.) Der enge Zusammenhang von Inzucht mit religiöser Gesinnung ist noch heute zu beobachten. Die abgelegensten und auf die strengste Inzucht angewiesenen Alpenthäler sind stets in Bezug auf die Religion am conservativsten (Grödner-Thal in Tirol), ebenso der Adel. Dagegen bringt Blutmischung und Degeneration die Volksreligionen in's Schwanken. Der Glaube hat seine zähesten Wurzeln im Blut. Somit ergiebt sich, daß, je länger die Inzucht dauert, sie die Kluft zwischen den einzelnen Rassen um so größer und tiefer macht. Innerhalb des Volkes selbst hatte die führende Kaste lediglich die Eigenschaften des ganzen Volkes quantitativ höher entwickelt, und darum fühlte sich auch die niedere Kaste Eins mit ihr.

Anders verhielt es sich natürlich, wo höhere und niedere Kaste verschiedenen Inzuchtvölkern angehörten, wo also die höhere Kaste durch Eroberung gebildet war. Dort war der Kampf in Permanenz (Muselmann und Rajah!). Die Bildung solcher führenden Kasten, also Specialisirung, Arbeitstheilung bedeutete für das Volk, das dazu gelangte, einen enormen Vortheil im Kampf um's Dasein.**)

---

*) Das Wiederauftreten des „Mutterrechts“ in der Gegenwart hat die Bedeutung einer atavistischen Idee in einer Zeit vielfacher Völkerdegeneration.

**) Vgl. Schiller:

Wer etwas treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
— — — — — — — — —
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Nationalcharakter ist erblich, Inzuchtvölker haben Charakter, Mischlinge sind wegen ihrer Charakterlosigkeit bekannt.

Das Bewußtsein der Inzuchtkaste, die hervorragenden Eigenschaften des Volkes in ganz besonderem Grade zu besitzen, erzeugte bei allen Inzuchtvölkern (Egyptern, Juden, Indern, Griechen, Römern) den bekannten Inzuchtstolz, die Meinung, zum Herrschen auserwählt zu sein. Die Herrschsucht wurde daher bei diesen Völkern und Kasten (Adel) bis in's Extrem gezüchtet. Der Mensch macht überall sich selbst zum Maß aller Dinge und glaubt sich berechtigt, Alles zu verachten, was anders ist als er. Uebrigens dürfen diese Erscheinungen nicht rein ethisch beurtheilt werden.

Solange der Mensch ein ganz naturgemäßes Leben zu führen gezwungen war, seinen Geist und Körper harmonisch im Kampf um's Dasein anstrengen mußte, so lange hatte selbst die allerengste Inzucht, die sogenannte Bruder- und Schwester-Ehe, keine schädliche Folge. Wird aber den organischen Wesen der Kampf um's Dasein künstlich erleichtert, auf die Hervorbringung bestimmter Eigenschaften ein besonderes Gewicht gelegt und durch Generationen auf dieses Ziel hingearbeitet, so wird das Verhältniß der einzelnen Theile des Organismus (Correlation) in einer das organische Gleichgewicht schädigenden Weise gestört und vor Allem die natürliche Auslese gehemmt. Damit beginnt regelmäßig die Degeneration. Wie nun früher im gesunden Zustande die Inzucht die Harmonie verfeinerte und vermehrte, wird sie jetzt die Disharmonie der Theile verstärken und ausbilden. Auf Grund dieser Erfahrung haben die Inzuchtvölker die engste Inzucht als Blutschande verpönt und die Eheverbote der einzelnen Verwandtschaftsgrade immer weiter hinausgerückt. Doch ist die sehr nahe Inzuchtehe noch heute bei vielen Naturvölkern Sitte. Auf die geschilderte Weise kommt durch nahe Inzucht zugleich mit Veränderungen des Daseinskampfes und der Hemmung der natürlichen Auslese stets eine körperliche und auch eine geistige Degeneration im Verlaufe mehrerer Generationen zu Stande.

Diese körperliche Degeneration bildet weiterhin den Boden für die überall und zu jeder Zeit in der Natur vorhandenen Krankheitskeime und das Heer gewisser erblicher Krankheiten, welche dann eine große Rolle in der natürlichen Auslese der degenerirten Familien spielen.

Hieraus ergiebt sich wiederum die Nothwendigkeit des Vorhandenseins zerstörender Factoren in der Natur und im Menschengeschlecht.*) Man weiß heute, daß die Würmer, die die Leichen verzehren, in einer bestimmten Reihenfolge einander ablösen, um die Zerlegung der complicirten Eiweißkörper des Leichnams zu beschleunigen. Solche „Würmer" giebt es überall in der Natur, und sie wittern die innerliche Zersetzung von Weitem. Wo Aas ist, sammeln sich die Geier! Die Theologen haben sich den Kopf zerbrochen, um die Existenz der zerstörenden (bösen) Kräfte mit Gottes All-

*) Zu diesen rechne ich auch den Krieg und glaube darum nicht an „ewigen" Frieden

güte vereinbar erscheinen zu lassen, aber die naturwissenschaftliche Erfahrung macht ihre Bemühung in diesem Punkt überflüssig und weist den zerstörenden Mächten wie den aufbauenden ihren berechtigten Platz an.

Solche zerstörende Kräfte sind für die menschliche Gesellschaft alle übermäßig egoistischen, zum Gehorchen unfähigen, antisocialen Personen, ferner die Geisteskranken. Wenn der extrem egoistische Mensch nach dem Satz handelt: Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt, so leugnet er damit die Existenz der Außenwelt. Er muß aber der Außenwelt psychisch angepaßt sein, um leben zu können. Hierzu gehört auf der höchsten Stufe, wie wir bereits sahen, bewußte Erkenntniß der Außenwelt. Wer daher diese principiell leugnet, muß schließlich mangels Anpassung zu Grunde gehen. Der Wahnsinn wiederum besteht in einer unrichtigen Interpretation der sinnlichen Daten, die gleichfalls zu defecter Anpassung, also zum Tode führen muß. Da die menschliche Natur Schranken haben muß, um psychisch gesund zu bleiben (Anpassung heißt Nichts weiter als Beschränkung), so folgt daraus, daß schrankenlose Macht schon identisch ist mit Wahnsinn. So werden die Tyrannen, Despoten und absoluten Herrscher zugleich naturnothwendig die größten Zerstörer. Ich erinnere hier an die römischen Cäsaren, an Napoleon I., der schließlich in Folge zu großer Macht die richtige Schätzung der Natur der Dinge verlor. Meistens wüthen freilich diese aus dem Gleichgewicht gekommenen Menschen gegen sich selbst. Die Männer und Frauen, deren antisociale Instincte überwiegen, gelangen nicht zur Fortpflanzung, und ihre Art erleidet eine beständige Verminderung.

Napoleon I. zerstörte eine Menge überlebter, innerlich todter Institutionen, er war ein Werkzeug in der Hand der Natur wie andere zerstörende Kräfte, die wir unter dem Bilde des Teufels, des Widersachers zusammenfassen. Wir sind zu dem Ausspruch berechtigt, daß der Todes- wie der Lebensreiz von außen kommen muß, da selbst ein innerlich nicht mehr anpassungsfähiger Organismus noch lange bestehen kann, solange sich in den äußeren Bedingungen nichts Wesentliches ändert. Aber es findet jedes China sein Japan, jedes Spanien sein Amerika, jeder innerlich morsche Mensch den Versucher, der seinen verborgenen inneren Zustand offenbar macht. So benutzt die Natur auch das scheinbar Verkehrte, Nutzlose, Verdorbene, um Lebensunfähiges zu vernichten, neues, besseres Streben an seine Stelle zu setzen!

Ein durch viele Generationen fixirter Inzuchtcharakter wird durch gelegentliche Vermischung nicht ausgelöscht. Der conservative Sinn einer Kaste, einer Bevölkerung, das ist der unausrottbar fest fixirte Inzuchtcharakter. Dieser Charakter erstarrt schließlich, wird anpassungsunfähig, und damit wird sein Träger, das betreffende Volk, die betreffende Kaste, lebensunfähig. Dies sind die Völker, von denen man sagt: Nichts gelernt und Nichts vergessen, und so begreift sich auch, warum für diese dem Tode verfallenen Völker-Individualitäten der Zerstörer von außen kommen muß.

Es giebt also sterbende Völker und hat beständig welche gegeben!

Infolge der geschilderten Degeneration geht nicht nur die führende Kaste zu Grunde, sondern es verschwindet auch das schlecht geführte Volk, aus der Geschichte, indem es unterjocht wird und sich vermischt. Dies ist die Art, wie ein Volk sterben kann (Polen).

Unter unseren Augen führt zur Zeit die herrschende Kaste der Großgrundbesitzer in Preußen einen solchen Existenzkampf, durch gegen die heraufdrängenden bürgerlichen Schichten, mit deren Lebensbedingungen sich die bisherige Form der Bewirthschaftung des Bodens nicht mehr verträgt. Der Stand der adeligen Großgrundbesitzer hat durch zu günstige künstliche Erleichterung des Kampfes um's Dasein (Vorbehaltung der Staats- und Offiziersstellen für den Adel seit Friedrich II.) die natürliche Auslese verloren und hat aufgehört, anpassungsfähig zu sein. Die französische Revolution hatte dieselben Ursachen. Da solche Revolutionen immerfort statthaben, andere sich vorbereiten, so kann diese so vielbesprochene französische Revolution in der Geschichte nur den Werth einer unbedeutenden Episode einnehmen, als welche man sie wohl bald allseitig auffassen wird.*)

Das Heilmittel für die Schäden der Inzucht ist die Vermischung.

Es scheint eines der wichtigsten Naturgesetze zu sein, daß sich alle organischen Wesen verwandter Art gelegentlich vermischen. Zwischen verwandten Rassen werden durch Kreuzungen Verschiedenheiten derselben verwischt. Sind die sich vermischenden Rassen der Zahl nach ungleich, so absorbirt die eine die andere. Bei Kreuzungen distincter Rassen sind Rückschläge häufig, sechs bis acht Generationen sind erforderlich, um die neuen Charaktere zu fixiren. Ein Charakter, welcher lange Zeit rein und unverändert gezüchtet worden ist, wird auch ferner trotz Kreuzung überliefert, solange die äußeren Lebensbedingungen dieselben bleiben.

Das höher gezüchtete Culturblut bleibt Sieger, was die intellectuellen Fähigkeiten anlangt, wenigstens für die ersten Generationen. Thiere von reinem Blut mit hervorragenden, charakteristischen Eigenschaften erfahren durch Vermischung in Bezug auf die gezüchteten Eigenschaften regelmäßig eine Verschlechterung. Körpergröße, constitutionelle Kraft, Fruchtbarkeit werden dagegen durch die Kreuzungen distincter Formen regelmäßig verbessert.

Verschwinden die erstarrten und degenerirten Völker aus der Geschichte, so bleiben doch den Anthropologen die Spuren ihrer Charaktere in der Mischrasse, in der Mischsprache und Religion noch lange erhalten. Es besteht bei der Vermischung ein Unterschied zwischen Körper und Geist. Bei Mischungen zwischen Negern und Weißen in heißen Klimaten

*) Anm. bei der Correctur: In überraschender Weise ist dies kürzlich in der Pariser „Revue blanche" bestätigt worden. Dort wird ausgeführt, daß heute fast alle hohen Offizier- und Verwaltungsstellen in Frankreich wieder in den Händen der ehemals, vor der Revolution emigrirten Adelsfamilien sich befinden.

siegt das Negerblut in Bezug auf die Hautfarbe und andere untergeordnete Charaktere, in geistiger Beziehung siegt immer das ältere Culturblut. Die besten Resultate ergeben Kreuzungen von Varietäten, die sich körperlich und geistig sehr nahe stehen. Große Unähnlichkeit an Rasse und Charakter führt bei Kreuzungen zur Charakterlosigkeit, zur Bildung unharmonischer Charaktere. Auch kommt es hierbei häufig zum Rückschlag auf entfernte halbwilde Vorfahren. Bei Kreuzungen zwischen sehr ungleichartigen Rassen ist stets das Weib, wenn es freie Wahl hat, das aufwärtstreibende Moment *). Das Weib steigt nur selten und nur gezwungen (entartete ausgenommen) unter ihre Rasse oder Kaste herab; eine Halbblutindianerin oder Negerin heirathet keinen Indianer oder Neger, sondern am liebsten einen Weißen. Ist auch die hochgezüchtete Eitelkeit des Weibes die Ursache dieser Erscheinung, so ist sie doch ein ethnologischer Nutzen. Wo ein Trieb in der Natur so mächtig ist, wie die weibliche Eitelkeit, kann man immer sicher sein, daß er einer im Sinne der Naturzwecke nützlichen Function dient!

Selbst wo die Kopfzahl der geistig überlegenen Rasse nicht im Verhältniß steht zu der niederen, mit der sie sich vermischt, ist der überwiegende Einfluß der höher gezüchteten Rasse unverkennbar. Selbst ein in geringer Zahl vorhandenes Culturvolk prägt einem niederen in wenigen Generationen bei Vermischung seinen Charakter auf (Griechen — Römer).

Die Macht der Eroberung bleibt schließlich nicht maßgebend, die Sprache der Sieger, wenn sie auf niederer Culturstufe steht, wird von der höherstehenden Sprache der Besiegten fast regelmäßig verdrängt. Die Sprache der siegreichen Langobarden und Westgoten in Spanien und Italien verschwand, ebenso die Sprache der Franken und Burgunder in Frankreich. Auch für die Religion scheint das Gesetz zu gelten, daß schließlich die höherstehende Siegerin bleibt.

Was die Ursachen der Vermischung anbelangt, so liegen sie bei der Starrheit des alten Inzuchtprincips in sehr großen Gewalten, übermächtigen Naturkräften, die das mächtige Band der trägen Inzuchtgewohnheit sprengen, das organisch erstarrte Volk vernichten und den überlebenden Theil wieder jugendfrisch und lebenskräftig machen. Bei aller anscheinenden Grausamkeit ist die Natur doch milde in ihren Methoden. Was in der Natur stirbt, war, wie schon angedeutet, innerlich schon vorher todt. Das Ende ist nur das Manifestwerden eines bisher latenten Processes. Incapacity of melioration, sagt Emerson mit Recht, is the only morbid distemper. Die Unfähigkeit, fortzuschreiten, ist die einzige krankhafte Körperconstitution! Die Natur tödtet Individuen und Völker erst dann, wenn ihre Erstarrung auf keine andere Weise mehr zu überwinden ist. Man kann sagen: die Natur kämpft nur gegen schlechte Ideen, gegen Menschen nur, so-

*) Etwas Aehnliches hat schon Havelock Ellis behauptet.

weit jene Ideen in diesen unveränderlich fest fixirt sind. Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will!

So treffen wir denn geologische Revolutionen, verstärkten Kampf um's Dasein durch stärkere Besiedelung, klimatische Aenderungen, Kriege, Unterjochungen von Völkern durch andere als Ursachen der Vermischung.

Der Kindesmord bei prähistorischen Völkern, die Vernichtung der männlichen Krieger nach dem Siege geschah zum Zweck der Erhaltung der Reinheit des Stammes. Der Kindesmord bezog sich nach Muche nur auf die außerhalb der Horde geborenen Kinder. So sollte nach der Bibel bei der Eroberung Palästinas durch die Juden von feindlichen Völkern Alles vernichtet werden, „was den Odem hat". Als man statt dessen mit dem steigernden Bedarf des Ackerbaus an Kräften anfing, die gefangenen Krieger zu Sklaven zu machen, wurde die Aufrechterhaltung der Inzucht sehr viel schwerer. Die Abneigung gegen Vermischung war auch die Ursache der Feindschaft der Inzuchtvölker gegen den Handel. Den Schiffshandel Salomos besorgten bekanntlich Phönicier. Heute ist der Handel ein sehr wichtiger Factor für die Blutmischung der Völker.

Der vortheilhafteste Zustand für das physische Wohlergehen der Völker ist ein Wechsel von Inzucht und Vermischung unter sich sehr nahestehenden Stämmen. Die Vermischung blutsverwandter Stämme erweist sich förderlich für die körperlichen und geistigen Eigenschaften derselben. Diesen Wechsel von Inzucht und Vermischung sehen wir gerade bei den für die Culturgeschichte wichtigsten Völkern, Egyptern, Juden, Griechen, Römern, Germanen. Abwechselnd ist der Particularismus (Inzucht) und die Centralisation unter einem führenden Stamm (Vermischung) in Thätigkeit, bis ein Stamm dauernd die Herrschaft an sich reißt. Die Beziehung auf das heutige Deutschland liegt nahe. Offenbar ist der Rückgang an Charakter, den das öffentliche Leben in Deutschland seit Begründung des Reiches unleugbar aufweist, zurückzuführen auf die steigende Vermischung der deutschen Stämme, infolge des Krieges, im Besonderen durch das Anwachsen der Städte. Die guten Wirkungen dieser Vermischung werden erst in den nächsten Generationen zu Tage treten, können aber nicht ausbleiben. Auch die seit Beginn dieses Jahrhunderts geführten Kämpfe um die Verdrängung der absterbenden führenden Klasse der adligen Großgrundbesitzer in Preußen von der Regierungsgewalt durch das aufstrebende Bürgerthum, die ich schon vorher berührte, gehören hierher.

Bei dieser Vermischung particularer Stämme desselben Volkes sind die Wirkungen günstig, die körperliche und geistige Elasticität wird größer, extreme schädliche Charaktere werden nicht gezüchtet, die Erstarrung der Charaktere wird verhindert. Auch der Rückschlag, der sonst bei Vermischung sehr differenter geistiger und körperlicher Charaktere die Regel ist, wird vermieden.

Das vorher erwähnte Gesetz, wonach bei Vermischung immer das höhere Culturblut siegt, gilt nur, wenn auf eine Vermischungsperiode eine

Inzuchtperiode folgt. Dauern die Vermischungen an, so muß schließlich auch altes Culturblut fast spurlos in der großen Vermischung verschwinden. So erging es Chaldäern und Phöniciern. Dies sind also wirklich gestorbene Völker. Ebenso ist das römische Culturblut durch fortwährend ungünstige Blutmischung in den östlich-asiatischen und nordafrikanischen Provinzen verschwunden.

Hat aber auch schon die aus der Mischung hervorgegangene neue Rasse einen festen Typus erhalten (Nordamerikaner), so treten doch noch viele Generationen hindurch Individuen auf, die den einen oder den andern der ursprünglichen Typen wieder rein aufweisen.

Auf diese Weise erklären sich die 11% Blonden unter den heutigen Juden und Italienern als Rückschlag auf eine frühere Mischung einer dunkelhaarigen mit einer blonden Rasse.

Perioden vorwiegender Vermischung, in denen die Bildung ausgesprochener Charaktere noch nicht möglich ist, bilden in der Geschichte der Cultur dunkle Jahrhunderte (so das Zeitalter nach der Völkerwanderung, das berüchtigte Mittelalter). Die Cultur macht in solchen Perioden nicht blos scheinbare, sondern wirkliche Rückschritte.

Es ist sicher, daß die Verbesserung der Verkehrsmittel seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die Vermischung ganz außerordentlich begünstigt hat. Eine Menge betrübender Erscheinungen aus der Geschichte der letzten dreißig Jahre finden hierin ihre Ursache. Sicher aber wird es in einzelnen Ländern wieder zu einer Inzuchtperiode kommen. Man muß hier nicht den Maßstab der menschlichen Lebensdauer anlegen, sondern mit den großen Zeiträumen der Natur rechnen. In Amerika war Jahrhunderte hindurch eine intensive Vermischungsperiode im Gange, doch sehen wir jetzt, wie die Abneigung gegen England und Europa in den Vereinigten Staaten wächst (Amerika den Amerikanern, eine Inzuchtparole!) und wie sich der amerikanische Continent immer stärker abschließt (Hochschutzzoll, Einwanderungsgesetze).

Die Fruchtbarkeit aller Mischlingsrassen ist eine große; durch fortwährende Inzucht, unter bestimmten Verhältnissen, erlischt dagegen die Fruchtbarkeit. Die anglopolynesischen Bastarde auf der Pitcairninsel haben sich 2½ mal rascher vermehrt, als die Angelsachsen in ihrer Heimat sich zu vermehren pflegen. —

Die Art von körperlicher Schönheit, wie sie uns in den Werken der besten griechischen Künstler erhalten ist, konnte sich nur in einer Inzuchtkaste bilden, die dem harten Kampf um's Dasein entrückt ist. Ein solches Schönheitsideal muß aber früher oder später degeneriren und verschwinden, weil die natürliche Schönheit vollstes Ebenmaß (Correlation) zwischen Körper und Geist zur Bedingung hat und diese Harmonie zwischen Körper und Geist im Degenerationsstadium von Inzuchtkasten verloren geht. Degenerirende Inzuchtvölker und Kasten haben daher ein verschrobenes unnatürliches Schönheitsprincip (Moderner Realismus).

Reibmayr hebt als sehr merkwürdig hervor, daß der heutige Culturmensch die vieltausendjährigen Erfahrungen unserer Vorfahren in Bezug auf Züchtung der Charaktere beim Eingehen einer Ehe mißachten zu können glaubt. Hierbei ist in den höheren Ständen zur Zeit fast nur das Eigenthum der ausschlaggebende Factor.

In gesunden Verhältnissen spielt der Reichthum bei der Zuchtwahl keine ausschließliche Rolle, wichtige geistige und körperliche Eigenschaften kommen gleichfalls zur Sprache. In Zeiten der Degeneration dagegen hat die Rolle des persönlichen Eigenthums bei der Zuchtwahl stets zu den schädlichsten Folgen geführt.

Im Ganzen wirkt die Vermischung ganz außerordentlich nützlich für die Ausbreitung der Cultur trotz der Rückschläge in den ersten Generationen. Ohne Blutmischung und erbliche Uebertragung von Culturganglien sind die Fortschritte der Cultur außerordentlich langsame und haften nur äußerlich. Die Inzucht dient der Bildung von Culturganglien, die Vermischung verbreitet sie. So müssen Inzucht und Vermischungsperioden, aristokratische und demokratische Zeiten mit einander abwechseln. Gegenwärtig scheint in Europa und Amerika überall wieder ein aristokratisches Zeitalter heraufzuziehen.

Die Vermischung ist auch das einzige Heilmittel gegen die Schäden extremer Inzucht, die Erstarrung der Charaktere, ihre Züchtung zu Extremen, ferner gegen die krankhafte erbliche Degeneration der Inzuchtkasten und Völker. Bei dieser Kur gehen die nicht mehr Anpassungsfähigen in enormer Zahl zu Grunde (natürliche Auslese), und die Kur kann nur gelingen durch den geschichtlichen Untergang der Inzuchtkaste oder des Inzuchtvolkes, welches geschichtliche Volk aber nicht zugleich ein anthropologisches ist. Nur dadurch kann die Menschheit stetig fortschreiten, daß die einstmaligen Pfadfinder der Cultur schließlich geschichtlich zu Grunde gehen.

Unsere Erwägungen lassen auch erkennen, welche Bedeutung für die eventuell nöthige Degeneration der führenden Kaste einem Mittelstande zukommt, dessen fähigste Köpfe freiwillig oder durch Zwang in die führende Kaste aufgenommen werden. Englands Aristokratie ist darum so lange an der Macht geblieben (— und wird es voraussichtlich noch lange sein —), weil sie verstand, den fähigen Köpfen aus dem Mittelstande den Zutritt zur herrschenden Kaste nicht allzusehr zu erschweren. In Preußen wird die herrschende Kaste ihre Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit in dieser Hinsicht wohl bald mit dem Verluste der Macht bezahlen. Wo nur eine Bauern- und Adelskaste vorhanden ist wie in Polen, wird das Volk, wenn die Adelskaste degenerirt oder ausgerottet wird, führerlos.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf die vielen hochinteressanten Ausführungen Reibmayrs über die Bedeutung des Kasten- und Ständewesens für die Inzucht, über die Inzuchtgesetze der Hindus, über Inzucht

in den italienischen Städterepubliken (Venedig, Pisa, Florenz, Genua), in den Hansestädten des Mittelalters, auf den Einfluß der Cultur auf den Kampf um's Dasein, über die Culturkrankheiten, Tuberkulose und Geisteskrankheiten, die den Degenerationsproceß beschleunigen und vollenden, über die Beziehung der entartenden führenden Kaste zu Revolutionen und Bürgerkriegen, über das eigenthümliche Gesetz, daß die Zeit der höchsten Blüthe und Macht einer Nation oder Kaste schon mit dem beginnenden Verfall zusammentrifft und äußerer Schein und Glanz den Mangel an angeborener innerer Kraft ersetzen muß, näher eingehen. In solchen Zeiten hängt dann die Machtstellung eines Reiches weniger von der Kraft und der geistigen Arbeit der führenden Kaste als von dem Genie einzelner an der Spitze derselben stehender Personen ab. In diesen Zeiten tritt der Absolutismus in seine natürlichen Rechte, doch hält dieser glänzende Schein nie lange vor. Alsdann verhelfen nationale Schicksalsschläge der lange gehemmten Auslese zu ihrem Recht.

Historische Völker, die sich vermischen, sterben völlig, nicht vermischt können sie im unterjochten Zustande fortleben (Basken, Iren, Inder, Chinesen, Juden 2c. Ein parasitisch fortlebendes Volk sind die Zigeuner). Alle Inzuchtvölker gleichen sich darin, daß sie das Stadium des Verfalls und der Degeneration regelmäßig verkennen und es, gestützt auf die oben erwähnte äußere Machtentfaltung, für eine Zeit hoher Blüthe halten (Siècle de Louis XIV). Degenerationsperioden fallen stets mit einer Blüthezeit der Medicin und der Rechtswissenschaften zusammen. Das massenhafte Auftreten von Neurasthenie, Hysterie, Paralyse, Tuberkulose bei einigen Völkern der Gegenwart ist wohl auch größtentheils Degenerationszeichen.

Betrachten wir nun an der Hand dieser sicheren Naturgesetze den Zustand der lateinischen Rasse in der Gegenwart, fühlen wir ihr den Puls und besprechen wir die Prognose, denn offenbar sind die Völker der lateinischen Rasse alle mehr oder weniger krank.

Spaniens Bevölkerung stammt ursprünglich aus Afrika, der Stamm der Iberer kam wahrscheinlich in prähistorischer Zeit, als die Meerenge von Gibraltar noch eine Landbrücke war. Ein Rest dieses Stammes sind die Basken in den spanischen Nordprovinzen, deren Sprache so schwer zu erlernen sein soll, daß selbst der Teufel dies nicht zu Wege brachte, als er sich einst in eine schöne Baskin verliebte. Wie so häufig hielt sich der aus der Ebene und dem Süden vertriebene Volksstamm in den Gebirgen des Nordens. Weitere Bestandttheile der spanischen Blutmischung lieferten die Phönicier, die Römer, die Mauren, die Germanen (Goten und Alanen), die Juden. Im 11. und 12. Jahrhundert waren die Vermischungen zwischen Juden und Christen so zahlreich in Spanien, daß Rabbiner aus Polen nach Spanien reisten, um ihren Glaubensgenossen die Interessen der Inzucht mehr an's Herz zu legen. Der lange Kampf der Mauren und Christen, der bis zum Ende des 15. Jahrhunderts dauerte, schuf eine große Isolirung und Opposition der einzelnen Provinzen, die der

Inzucht förderlich war. Auf die germanische Beimischung weist in Catalonien nur noch hier und da das blonde Haar hin, während sonst die Spanier durchweg schwarze Haare haben. Eugenie Montijo war eine blonde Spanierin. Der veränderte Kampf um's Dasein, die günstigeren Lebensbedingungen haben die germanischen Stämme hier ebenso rasch zum Verschwinden gebracht, wie in Italien und Nordafrika — durch Degeneration. Durch die große Differenz der Völker der pyrenäischen Halbinsel ist die Blutmischung keine günstige, durch die Austreibung der Juden und Mauren außerdem der Beimischung werthvollen Culturblutes beraubt.

Die Nation hatte bisher nur eine Blütheperiode aufzuweisen, im 14. und 15. Jahrhundert. Die abgeschlossene Lage der Halbinsel und der Particularismus der einzelnen Stämme war einer engeren Inzucht außerordentlich günstig, es kam aber zu leicht zur völligen Fernhaltung von Vermischungen, zur Erstarrung und Degeneration durch zu lange fortgesetzte Inzucht. Der spanische Nationalcharakter weist Züge auf wie Stolz, Ritterlichkeit, große Vaterlandsliebe, poetische Begabung und Phantasie. Spanien ist „das schöne Land des Weins und der Gesänge"; ferner Scharfsinn, diplomatische Klugheit, aber auch Grausamkeit, Faulheit, Herrschsucht, religiösen Fanatismus, Bigotterie. Vermöge der letzten Eigenschaften steht Spanien seit Jahrhunderten unter der Herrschaft des ultramontanen Clerus. Es läßt sich nun mit Leichtigkeit nachweisen, daß eine das Land beherrschende Kirche, oder sonstige Organisation, die keine Vorstellungen duldet, welche sich über ihr eigenes Intelligenzniveau erheben, den ganzen geistigen Standard der Nation herunterdrückt. Starr katholische Gegenden weisen weniger Gymnasiasten, weniger Studenten liberaler Berufe, weniger höhere Schulen auf. Noch kürzlich ist Alles dieses in dem Werke des verdienstlichen Professors Schell in Würzburg: „Der Katholicismus, das Princip des Fortschritts" zugegeben worden. Die nordischen Nationen haben durch die Reformation dieses geistig retardirende Moment abgeschüttelt, zum größten Theil auch Frankreich und Italien, am wenigsten Spanien und Oesterreich. In Frankreich und Italien erhebt, wie wir auch gegenwärtig sehen, in Zeiten politischen und gewerblichen Niedergangs der ultramontane Clerus sofort wieder sein Haupt, um die verlorene Macht zurückzugewinnen.

Der Angelpunkt für Spaniens Zukunft ist nicht die Frage, ob Monarchie oder Republik, sondern: ultramontan oder nicht ultramontan? Herr Castelar, der Führer der Republikaner, ist ein ebenso eifriger Sohn der Kirche, wie irgend ein Royalist; die Frage der Staatsform hat für dieses Land gar keine Bedeutung. Wo die Republikaner fehlen, kann es nie eine wahre Republik, nur den Schein einer solchen geben. Es ist sogar anzunehmen, daß der Clerus die spanische Republik unterstützen wird, wenn das Königthum nicht mehr zu halten ist, schon um die Aufmerksamkeit von der Hauptfrage abzulenken. Der starr-katholische Fanatismus ist im spanischen Blute so fest durch Inzucht fixirt, daß ein Auf-

geben dieses Princips nur durch Vermischung mit fremdem Blut und Vernichtung eines großen Theils der Nation, der nicht mehr anpassungsfähig ist, bewirkt werden kann.

Die Erstarrung und Verderbtheit bezieht sich auch nicht, wie in Frankreich, blos auf die herrschende Kaste, so daß nach ihrer Vernichtung der gesund gebliebene Mittelstand die Führung der Nation übernehmen könnte. Ein solcher Mittelstand fehlt in Spanien fast völlig, und darum liegen die Dinge für das Amlebenbleiben der spanischen Nation so ungünstig wie möglich. Das Schicksal Spaniens, das sich voraussichtlich im nächsten Jahrhundert erfüllen wird, ist Eroberung und Besetzung durch eine fremde Rasse.

Die spanisch-amerikanischen Mischlingsrassen werden kein besseres Geschick haben. Von Norden her drängen die Amerikaner, die einen Theil von Mexico schon verschlungen haben, den übrigen wirthschaftlich beherrschen und bereits Cuba und Portorico der lateinischen Rasse entrissen haben. Von Süden her verkleinern das spanische Terrain Chile und Argentinien, die bereits eine erhebliche Mischung nordeuropäischen Blutes zu der ursprünglichen Bevölkerung aufweisen. Die Tage der spanischen Rasse sind gezählt.

Günstiger liegen die Verhältnisse für Frankreich. Die französische Revolution hat die entartete herrschende Kaste des Landadels vernichtet und von der Macht vertrieben. Das Königthum stürzte lediglich mit ihm, weil es seine Interessen zu sehr mit denen der Grundbesitzer vermischt hatte und nicht ein Königthum des ganzen Volkes, erster Diener der Nation, Anwalt der Armen, sondern Anwalt der Reichen und Großen sein wollte. Der König war in Frankreich nur der erste Adlige und hat darum billig das Schicksal seines Standes getheilt!

An Stelle des depossedirten Adels trat das Bürgerthum, in einer nicht übermäßig gesunden Verfassung. In drei Generationen hat es seine Kraft verbraucht und ist heute reif, von der nächstfolgenden Schicht, dem Kleinbürger-, Bauern- und Arbeiterstande ersetzt zu werden.

Die Verhältnisse der Blutmischung liegen in Frankreich nicht ungünstig, es giebt ebenfalls einzelne particularistische Stämme (Provençalen, Bretonen, Auvergnaten), die ein Material für günstige Blutmischung liefern. Die Stadt Paris ist der Blutmischung sehr ungünstig. Der Grundzug des Nationalcharakters ist eine grenzenlose Eitelkeit. Was ein Franzose thut und sagt, ist Pose, ist Theater, d. h. für Zuschauer berechnet. Groß in allem Kleinen und klein in großen Dingen ist eine auch noch heute richtige Charakteristik. Der Schwerpunkt eines Franzosen liegt nicht in ihm, sondern außer ihm. Dem Franzosen fehlt die Kernhaftigkeit, der männlich-feste, unerschütterliche Charakter des Engländers.

Trotz aller Blutmischung hat das bewegliche Keltenblut, wie es uns Cäsar schildert, bisher sich fest behauptet.

Daß die constitutionelle Fruchtbarkeit der höheren Stände in Frankreich

abgenommen hat, ist bekannt, ein Zeichen, daß die führende Kaste den Zenith ihrer Gesundheit überschritten hat. Schutzzollsystem, Fremdenhaß, Chauvinismus beweisen, daß Inzuchtgedanken die Oberhand haben, obwohl doch eine Auffrischung des Blutes durch vortheilhafte Vermischung den höheren Ständen sehr noth thut. Dagegen giebt es in Frankreich, abweichend von Spanien, einen gesunden Bauernstand, von dem eine Regeneration des Volkes zu erwarten steht, wenn die bisher führenden Elemente vernichtet sind, was den Anzeichen nach nicht mehr lange ausbleiben kann. Man darf nicht vergessen, daß die Zeichen der Degeneration, die ja in Frankreich unleugbar vorhanden sind, sich lediglich auf die höheren Klassen beziehen, im Ausland dagegen meistens das ganze Volk afficirt erscheint. Solange aber ein Volk in einem gesunden, im Kampf um's Dasein nicht übermäßig geschützten Mittel- oder Bauernstand eine Reserve hat, bedeutet das Zugrundegehen der herrschenden Kaste noch nicht die Vernichtung des Volkes selber. —

Am günstigsten liegen die Verhältnisse für die Lebensfähigkeit des Volkes in Italien. Die furchtbare Völkerfluth der Völkerwanderung hatte für Italien eine so ungünstige Blutmischung herbeigeführt, daß tausend Jahre erforderlich waren (also mehr als dreißig Generationen!), um wieder eine Blüthezeit heraufzuführen, die Renaissance mit ihren herrlichen Producten der Malerei, der Dichtkunst, der Politik und des Handels. Da aber diese Blüthe sich meistens nur auf kleine städtische Inzuchtherde bezog, so war sie naturgemäß von kurzer Dauer. Gegenwärtig befindet sich Italiens Bevölkerung trotz scheinbarer Beweise vom Gegentheil in einer aufstrebenden Zeit. Wie Deutschland besitzt Italien einzelne particularistische Stämme (Norditaliener, Toscaner, Sicilianer, Süditaliener), die gelegentlich auseinanderfallen, gelegentlich unter Leitung eines Stammes geeinigt sind.

Diese Rolle spielt gegenwärtig Piemont, das italienische Preußen. Ungünstig ist der große Culturunterschied Piemonts, Genuas, Venetiens, der Lombardei, Toscanas gegenüber Calabrien, Apulien, der Romagna, Sicilien, doch überwiegt an Macht, Reichthum, Einfluß der Norden. Das phantastische Element in der Politik Italiens vertritt der Süden, Crispi war Sicilianer. Der Norditaliener ist zähe, fleißig, klug, berechnend, mit Unternehmungsgeist begabt, in den Wissenschaften experimental, nicht abstract. Der Süditaliener ist leichtlebig, heißblütig, phantastisch, poesievoll, aber träge, bigott, abergläubisch. Vom Neapolitaner sagt ein englischer Schriftsteller, er nähme den unverkennbaren Taugenichtscharakter an, sobald er einundzwanzig Jahre alt sei. Es ist zu erwarten, daß das Element des Nordens die südliche Rasse Italiens, die auch durch Auswanderung beständig verliert, allmählich verdrängen und ersetzen wird.

Somit ist das Wort von den „sterbenden Völkern" ein schwerwiegendes, schwierig zu begründendes. Völker sterben nicht so leicht, und wo dies nach außen so scheint, sind in den Tiefen der Nation, in dem bescheidenen Unter-

holz der Natur, noch eine Menge von kräftigen Gewächsen vorhanden, die bisher im Schatten einer herrschenden Klasse gediehen, die aber, wenn ihre Zeit erfüllt ist, sehr wohl im Stande sind, die Führung des Volkes nach außen und innen würdig zu übernehmen. Nicht das Klassenprincip ist verwerflich, sondern nur die starre Abgeschlossenheit der Klassen von einander, die die Klassen zu Kasten macht.

Verwerflich sind auch alle Erschwerungen des Aufsteigens aus niederem Stande zum höheren und herrschenden, denn alle Privilegien rächen sich an den Privilegirten, gesund bleiben Völker und Stände nur, wenn der Kampf um's Dasein mit seiner regelmäßigen Ausjätung des Lebensunfähigen unvermindert in Geltung bleibt. Die gesundeste Staatsverfassung bildet demnach eine aristokratische Oligarchie (die constitutionellen Monarchien sind nichts Anderes), die beständig durch Aufnahme der tüchtigsten Elemente aus anderen Ständen sich regenerirt.

Inzucht und Vermischung sind die Factoren, die im Leben und Sterben der Völker eine Rolle spielen, der erste arterhaltend, Eigenschaften fixirend und veredelnd, aber schließlich in Erstarrung, Anpassungsverlust, Tod endend. Das zweite Princip artverändernd, Geschwindigkeit, Elasticität des Denkens, Lebensfähigkeit bringend, wo diese Eigenschaften verloren zu gehen drohten.

Aber selbst wo Völker sterben, von besseren, tüchtigeren verschlungen werden, da geht ihre Culturarbeit nicht zugleich mit ihrer Volksindividualität verloren. Im Mischblut beider ist der Antheil des gestorbenen Volkes noch jahrhundertelang nachzuweisen.

In der ewigen Natur blüht neues Leben auch aus Ruinen, und tröstlich bleibt die Gerechtigkeit der Natur, die nur tödtet, was innerlich schon längst nicht mehr lebensfähig war, eine Gerechtigkeit, die auch den schmerzensreichen Tod der Völker benutzt zum Aufbau neuer größerer, glänzenderer, edlerer Nationen.

Vorspiel zur „Keuschen Susanne".

Von

Georg Engel.

— Berlin. —

Düstere Haidelandschaft. In der Ferne verschwommene Umrisse einer alterthümlichen Stadt. Man sieht ein paar undeutliche Lichter flimmern. In der Mitte ragt grau und unheimlich der Rabenstein mit dem Galgen. — Links eine kleine Anhöhe, mit Gestrüpp und Tannen bewachsen. Dazwischen die Hütte des Scharfrichters.

Es ist Nacht. Heller Mondschein und pfeifender Wind. Vor der Hütte des Scharfrichters hängt an einer kurzen Querstange eine erleuchtete Laterne und die Armsünderglocke, die vom Winde hin und her bewegt wird.

Ueber Allem liegt der Eindruck öder Verlassenheit.

Von links der Büttel, von rechts der Seiler mit einem Strick in der Hand. Als sie zusammentreffen, beide mit allen Zeichen der Furcht.

Seiler: Alle guten Geister — — Meister Büttel seid Ihr's?

Büttel: Jesus Maria — — „Im Namen des Gesetzes", wollt' ich sagen, Ihr seid es doch, Meister Seiler?

Seiler: Ja, ich bin's.

Büttel (aufathmend): Gott sei Dank — ich bin es auch. — Hm, die Gegend ist hier ein Bischen ungemüthlich, was?

Seiler: Ja, so zu sagen „ohne landschaftlichen Reiz".

Büttel: Ganz recht; und gespenstisch und kalt.

Seiler: In der That, sehr windig. Hu!

Büttel: Aber dafür muß uns das Bewußtsein trösten, daß wir hier gewissermaßen im Auftrag des Königs handeln.

Seiler (die Kappe ziehend): Den Gott behüte.

Büttel (gleichfalls): Und erhalte.

Beide zusammen: Amen.

Büttel (erschreckend): Sagtet Ihr nicht Etwas?

Seiler (unsicher): Nein, es war nur das Käuzchen, das vom Rabenstein ein bischen dazwischenkrächzte.

Büttel: Wirklich, nur das Käuzchen? — Ganz gewiß? — War's auch nicht's Anderes? (Er drückt sich an den Seiler.)

Seiler (ebenso): Hoffentlich nicht. (Sie stehen Rücken an Rücken.) Ich glaube, Ihr zittert, Gevatter?

Büttel (mit den Zähnen klappernd): Stimmung, lieber Freund, Alles Stimmung. — Wir modernen Menschen sind Nichts so sehr unterworfen, als der sogenannten „Stimmung". — Dieser Galgen, das Käuzlein, und Ihr mit Eurem Strick; das kann auch einem beherzten Mann in die Glieder fahren.

Seiler: Freilich, freilich. Im Vertrau'n, mich halten hier auch nur meine Berufspflichten. — Wer ist es denn eigentlich, den wir heute hinrichten?

Büttel: Ach, ein ganz verhungerter Kerl — ein Dichter.

Seiler: Was? Schon wieder?

Büttel: Ja, es ist der fünfundzwanzigste in dieser Saison.

Seiler: Merkwürdig, daß die Sorte so hartgesotten bleibt; lauter unverbesserliche Sünder.

Büttel: Thut nichts. Wir räumen jetzt tüchtig unter ihnen auf. Namentlich, seitdem der König —

Seiler (die Kappe ziehend): Den Gott behüte.

Büttel (gleichfalls): Und erhalte — — das neue Gesetz erlassen hat, wonach jeder Schmierant, der ein langweiliges oder schlechtes Stück aufführen läßt, am selben Abend einfach aufgeknüpft wird. Seit dieser Zeit, Gevatter, zeigen sich doch schon merkliche Zeichen der Besserung.

Seiler: Gott geb's.

Büttel (greift nach dem Strick): Jetzt zeigt einmal Eure Arbeit, Meister Seiler. — Es muß diesmal etwas ganz Hervorragendes sein; ein wahres Meisterwerk von einem Strick. Versteht Ihr?

Seiler: Nicht so ganz. Warum denn eigentlich?

Büttel: Weil er für einen Capital-Verbrecher bestimmt ist. — Denkt Euch, gestern Abend erst wurde der Kerl nach einer zweistündigen, hochnothpeinlichen Sitzung wegen eines miserablen Stückes verurtheilt, und heute Nacht fand die Obrigkeit schon wieder ein neues Trauerspiel bei ihm vor.

Seiler: Pfui! Das ist ja ein ganz gemeingefährlicher Bursche.

Büttel: Ja, es ist der reine Lustmord. (Er zieht eine unförmliche Uhr aus der Tasche.) Zeit, Zeit. Drei Viertel auf Zwölf. In einer Viertelstunde soll die Strangulation vor sich gehen.

Seiler: Da werde ich mich einstweilen überzeugen, ob der Galgen auch ordentlich für die Feierlichkeit im Stande ist.

Büttel: Thut das. — Und ich werde unterdessen den hochverehrten, gelahrten Herrn Henker aufwecken. — Das ist ein Mann; ich sage Euch,

wenn der sich nur seine Brille aufsetzt, fällt die ganze Bande bereits in Ohnmacht.

(Er macht ein paar Schritte. Inzwischen haben sich die Fenster der Hütte erhellt.)

Büttel (bleibt plötzlich stehen): Aber was seh' ich? Der blutige Doctor schon wach? O, Ihr glaubt gar nicht, welche Freude der Mann an seinem Beruf empfindet, welcher Eifer — welcher Fleiß.

Dröhnende Stimme (von innen): Weib, mein Marterwerkzeug.

Weibliche Stimme: Hier, liebes Männchen.

Erste Stimme: Gut, jetzt noch das Beil; wo steckt das Beil?

Weibliche Stimme: Hier! Alles da. — Rege Dich nur nicht auf.

Männerstimme: Ich will mich aber aufregen, Weib. Mein Beruf besteht ja gerade darin, mich aufzuregen. — Stoß die Thür auf — so.

(Der Henker tritt heraus. Er ist eine große herkulische Gestalt in blutrothem Henkerkleid. Auf der Nase trägt er einen Kneifer, in der rechten Hand ein Beil. Er athmet schnaufend die frische Luft ein.)

Henker: Ha, welch' ein Bluthimmel! — Die Raben schreien, ich bekomme meine unerbittlichsten Gedanken. (Zu den beiden Anderen, die sich tief verneigen) Seid Ihr da, Nachtgewürm? Warum habt Ihr den Delinquenten nicht gleich mitgebracht? — Wißt Ihr denn nicht, daß man allgemein darauf gespannt ist, wie glänzend ich ihn heute wieder hinrichten werde?

Büttel: Die ganze Stadt, gelahrter Herr, spricht von nichts Anderem.

Seiler: Ja, man ist geradezu entzückt über Eure große Schlagfertigkeit mit dem Beil.

Henker: Glaub' ich. — Heute habe ich leider nur eine Aufknüpfung, und obgleich ich bekanntlich die witzigsten Anknüpfungen zu finden weiß, so verstehe ich doch mit diesem Ding hier weit besser umzugehen. (Schwingt das Beil.) Seht Ihr, so — die elegantesten Wendungen.

Büttel: Hinreißend.

Seiler: Welch' schneidender Witz.

Henker: Still, da kommt was. — Sie bringen ihn. 'rauf zum Armsünderglöckchen und laßt es heulen. — Oh ich fühle es, heute liefere ich eine Abschlachtung erster Klasse.

Seiler: Pfui, da haben wir den Missethäter.

(Der Zug mit dem Delinquenten. Zwei geistliche Brüder gehen voran und singen unter religiösen Ceremonien. Das Armsünderglöckchen läutet leise dazwischen. — Der Dichter, dürre Gestalt, strohgelbe Mähne mit Lorbeerkranz, die Scharwache, Richter, Volk.)

Geistliche Brüder (singen tief und feierlich):

Die Sünd' ist groß, das Leben kurz,
Auf alles Böse folgt der Sturz,
Weh' über Dich, den Armen;
Bald tagt dem Frevel
Das Gericht.
Die Schärfe zuckt,
Das Stäbchen bricht —
Such' anderswo Erbarmen,
Erbarmen.

Junges Weib: Gott, ist das rührend.

Alte Vettel: Was sucht Ihr denn hier?

Junges Weib: Gevatterin, wißt Ihr noch Nichts von meinem Unglück? Denkt Euch, ich habe ja einen Jungen zu Hause sitzen, der durchaus Dichter werden will. — Bei unseren Verhältnissen! — Da will ich den Delinquenten bitten, ob er nicht ein paar Thränen auf mein Sacktüchlein weinen möchte. Das soll nämlich eine treffliche Sympathie gegen die Dichterei abgeben.

Alte Vettel: Kann ich mir denken. — Hu, wie der Wind pfeift.

Richter: Ruhe! Ist Alles für das Hochgericht bereit?

Henker: Alles, Ew. Liebden, namentlich ich befinde mich heute in vortrefflicher Verfassung.

Richter: Um so besser. Das peinliche Verfahren nehme mithin seinen Anfang.

Dichter: Peinliches Verfahren? — schrecklich — schrecklich. — Hochverehrte Anwesende, ich darf mir wohl erlauben, hinzuzusetzen, daß es mir auch im allerhöchsten Grade peinlich ist.

Richter: Schweigt!

Dichter: Ganz nach Wunsch — ganz nach Wunsch.

Richter: Missethäter — Du bist eines miserabelen Stückes überführt und weißt, was Dir nach dem heilsamen Gesetz unseres allergnädigsten Herrn daraufhin bevorsteht. Bereust Du wenigstens, was Du gethan hast?

Dichter: Bereuen? — Herr Richter, die Verschmelzung des Idealismus und des Realismus — — —

Richter: Schweig, bereust Du?

Dichter: Alle Verfechter meiner Richtung — — —

Richter: Schweig, bereust Du?

Dichter: Aber als Anhänger der Modernen — — —

Henker: Lump, ich bin auch ein Anhänger der Modernen. (Macht die Geberde des Strangulirens.) Geh' in Dich, so lange es noch Zeit ist.

Dichter (entsetzt): Der auch da? Dann ist Alles aus. — Guten Abend, hochverehrter Herr Doctor, darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?

Henker: Lump, hast Du noch einen letzten Wunsch?

Richter: Dann schnell, denn Deine Uhr ist abgelaufen.

Dichter: Ach ja, dann wünsche ich, daß man das letzte unglückliche Kind meiner Muse mit mir zusammen begräbt. (Greift nach dem Manuscript, welches ihm hinten aus der Tasche guckt.) Darf ich das hoffen?

Henker (fürchterlich): Ja, das verspreche ich Dir, ich selbst werde es höchsteigenhändig begraben.

Dichter (überreicht dem Henker das Manuscript — wehmüthig): Hier hast Du es, guter Mann. Es ist ein kleines Mädchen und heißt Susanne. Ein herziges

Ding. Laß auch ein Kreuzlein auf unseren Hügel setzen und schreib' einen Vers hinauf. Vielleicht:

„Hier ruhen Beide, Vater und Kind — —
Schrill über ihnen pfeift der Wind.“

Henker: Nein, nein, Nichts von Pfeifen. Das könnte man für eine herzlose Anspielung halten.

(Es schlägt zwölf.)

Richter: Es thut mir leid. Wir müssen jetzt mit der erhebenden Feier beginnen.

Henker (ihn packend): Delinquent, willst Du vielleicht noch ein „letztes Wort berühmter Männer“ sprechen?

Dichter (tritt vor und legt die Hand auf's Herz): Nun denn, meine hochverehrten Freunde, Sie sehen mich so bewegt, ich kann nur sagen, ich bin besser als mein Stück.

Junges Weib: Ach Gott, das ist wirklich rührend.

(Das Armsünderglöckchen beginnt zu läuten.)

Richter: Henker, jetzt thu, was Deines Amtes.

Volk (einzelne Stimmen): Hängt ihn auf — hängt ihn auf.

(Der Zug bildet sich von Neuem und schwenkt auf das Hochgericht zu. Der Wind beginnt fürchterlich zu heulen. Man hört Raben und Käuzchen krächzen. Ein Unwetter zieht auf. Dazwischen klingt das Armsünderglöckchen.)

Geistliche Brüder (singen):

Die Sünd ist lang, das Leben kurz,
Auf alles Böse folgt der Sturz —
Such' anderswo Erbarmen —
Erbarmen.

(Als Alle vor dem Rabenstein stehen, dröhnt plötzlich ein fürchterliches Gelächter unter dem Galgen hervor. Es blitzt.)

Junges Weib: Hilf Himmel!

Seiler: Fürchterlich — Wär' ich nur hundert Meilen fort.

(Es donnert. Erneutes Lachen, plötzlich blitzt unter dem Galgen ein secundenlang anhaltendes, fahles Licht auf, und in dem gelben Schein desselben sieht das entsetzte Volk eine Hexenzunft unter rasender kreischender Musik im Kreise herumfahren. Im nächsten Augenblick ist Alles wieder dunkel.)

Volk: Hilfe — Rettung — flieht.

(Volk stiebt auseinander, bis auf den Dichter, der vor Schreck auf der Erde sitzt, den Henker, den Richter, den Schreiber und zwei geistliche Brüder, die zurückbleiben.
Unter dem Rabenstein entsteht unterdessen ein gespenstisches, grelles Licht. Im Schein desselben sieht man ein kohlschwarzes Männchen mit großen Fledermausflügeln und leuchtenden Augen hocken, das leise vor sich hinkichert.)

Das Männchen: Bringt Ihr den miserablen Kerl endlich? Hab' lang genug auf Dich gelauert. Kennst Du mich? Ich bin der Geist der Versenkung, der da meint, daß es in Deinem Falle mit einer ehrlichen Hinrichtung nicht genug ist. — In die Versenkung mußt Du, mein Sohn, auf Nimmerwiedersehen. Denn ich höre, daß Du dürrer Mensch mit Deinem traurigen Machwerk eine Art biblischer Posse beabsichtigst, — darum wehe über Dich, dreimal wehe. — Kommt, meine Töchter, stoßt ihn in die offene Gruft hinunter, zerrt ihn in das schwarze Grab hinein. — Fort mit ihm!

Dichter: Gnade.

Henker: Halt das Maul, Mensch.

(Vom Stein wirbeln zwei halbbekleidete Hexchen hinunter.)

Die Erste:

Ich heiße Ironika.
Kennst Du das Hexenmädelein?
Ich kuck' Dir in Dein Schädelein,
Ich seh', ich seh', wie bin ich froh,
Dort drinnen brennt's wie dürres Stroh.
(Schlägt ihm auf die Stirn.)

Dichter: Gräßlich, das hab' ich garnicht gewußt.

Die Zweite (sich an ihn drängend):

Ich heiße Satirika.
Komm Schreiberlein, mein Dichterlein,
Ich seh' Dir in das Hirn hinein,
Da brennen rothe Gedanken-Kohlen — —
Du Dieb — Du Dieb, sie sind gestohlen.

Dichter: Das ist Verleumdung — Alles nicht wahr.

Beide Hexen (heulend):

Hinab mit Dir — hinab, hinab!
Deine Zeit ist um,
Bald bist Du stumm,
Hinab
In's Grab!

(Eine Versenkung thut sich auf. Der Dichter mit den beiden Hexen sinkt pfeilschnell hinunter.)

Das Männchen (mit starker Stimme): Er ist gerichtet! (Verschwindet.)

Richter: Nehmt zu Protokoll, Herr Schreiber. Am heutigen Tage, Schlag zwölf Uhr, verschwand besagter Dichter unter Assistenz des Richters, des Henkers und eines verehrungswürdigen Publici in der Versenkung. Sein Stück hieß die „Keusche Susanne, ein trauriger Vorgang in 4 Acten," und behandelte etwa das Folgende:

(Er schlägt die Blätter auf und beginnt zu lesen; die Scene verdunkelt sich und wandelt sich langsam in die Decoration des ersten Actes um.)

Eine Stunde Realistik.

Von

Pauline Ehiger.

— Berlin. —

Ein kleines, elegantes Arbeitszimmer; am Schreibtisch, in einem bequemen Lehnstuhl eine schöne Frauengestalt; ihre Haltung etwas müde, lässig, das ausdrucksvolle Haupt auf die weiche Schlummerrolle der Lehne gestützt. Die Linke spielt unbewußt mit der Troddel des Hauskleides, das sie in weiten Falten verhüllt, die Rechte, über den Arm des Fauteuils herabgesunken, hält mit festem Griff die Feder.

Helene Hermens ist Schriftstellerin, trägt als solche einen weitbekannten, wenn auch nicht den eigenen Namen, aber man weiß es, unter dem männlichen Pseudonym verbirgt sich eine Frau; die Bilder, welche mit kühner Meisterhand entworfen, durch schonungslose Realistik nicht allein erschüttern — oft erschrecken —, welche die menschliche Natur bis in's innerste Mark entblößen, vor keiner Tiefe zurückbeben, zu herrlichen Höhen hinauffinden — sie sind von jenem Geiste geschaffen, der Jahrhunderte hindurch als Geist der Schwachen gegolten.

Helene Hermens ist nicht mehr jung, aber sie ist noch schön, von einer durchgeistigten und sinnlichen Schönheit zugleich. Die volle Reife des Weibes hat hier noch keine der edlen Linien ihres stolzen Baues zerstört. Auf einer hohen, vollen Gestalt ein dunkles Haupt von hinreißender Anmuth und ernstem, strengem Charakter — aber die Lippen sind roth und voll, und über zwei demantschwarzen, langbewimperten, heißen Augen vergißt man die energische Linie einer schön, doch nicht zu klein gerathenen Nase.

Helene scheint weiter arbeiten zu wollen. Sie beugt sich vor. Die Hand mit der Feder hat sich auf das Papier gelegt, die Linke stützt das Haupt. Ein sinnender Blick haftet noch eine Weile auf dem weißen Blatt, dann — ein Blick klaren, festen, durchgearbeiteten Erkennens der gestellten Aufgabe, und ihre Hand führt bald in fliegender Hast, bald ruckweise vorwärts bringend, die Feder. Plötzlich fährt sie auf, ein zorniger Blick fliegt zur Thür, an der ein leises Pochen hörbar geworden. Mit gerunzelten Brauen ruft Helene: „Herein!"

„Herr Werming bittet dringend um Einlaß! Er verreist heute," bringt das eingetretene Mädchen schüchtern hervor.

Helene wirft die Feder in aufwallendem Zorne heftig auf den Schreibtisch, die Mißhandelte rächt sich durch einige ihrer schwärzesten Klexe auf dem Manuscripte Helenens. Diese beachtet es nicht. Wie um die Gedanken, die hinter der hohen Stirne gelegen, zu verschieben, in einen Raum, wo sie ruhig liegen können, bis sie wieder hervorgeholt werden — streicht sie mit beiden Händen über das gewellte Schwarzhaar, um dann mit einem zornigen Seufzer zu sagen: „Nun denn, laß ihn ein!"

Gleich darauf tritt ein junger Mann ein, den wir nicht umhin können, selbst auf den zweiten Blick als Jüngling zu erkennen. Er ist selbstverständlich schlank, hat natürlich ein blasses Gesicht und unnatürlich wenig Schnurrbart. Nebst diesen vermischten Vorzügen wären aber noch ein Paar schöner blauer Augen mit viel Gefühl und gegenwärtig unbekannt wohin verzogenem Geiste, sowie eine Fülle lockiger langer Blondhaare zu erwähnen, die ihm lässig in den Nacken fallen.

Man begreift es, daß während der ehrfurchtsvollen Verneigung des Herrn Werming Helene denkt: „Das hat man nun von der Vereinsmeierei! werde austreten!" — hörbar sagt sie leicht lächelnd: „Vielleicht nehmen Sie doch Platz?"

„Natürlich! — das heißt, wenn Gnädige es gestatten," gestattet er sich zu beeilen, womit der Jüngling der schönen Frau gegenübersitzt.

Wenn man nach dieser Introduction sich zur Annahme berechtigt glaubt, Herr Werming sei auch außerhalb derselben ein Schwachkopf, so irrt man sich eben! Er hatte nur das Unglück, das selbst Aeltere als er schon empfunden haben dürften: er fand in einem begreiflichen Durcheinander seiner Gefühle und Gedanken zeitweilig stets nur das dümmste Wort, während sich eine Unzahl kluger und schöner Worte wie Katze und Hund in ihm herumbalgten, ohne den ersehnten Ausweg zu finden. Helenen vis-à-vis mußte er stets sagen, was er nicht wollte, mußte es stets so sagen, wie er es nicht hätte sagen mögen, und darum entglitt ihm soeben das naive „natürlich", das um die geistreichen Lippen der überlegenen Frau ein belustigtes Lächeln heranzog. „Und da soll man nun ein Gespräch entwickeln," seufzt sie innerlich und frägt hoffnungsfreudig:

„Sie reisen also ab?"

„Ich bin so glücklich," stiehlt es sich hämisch von seinen Lippen — er hatte aber gerade das Gegentheil gedacht und empfunden —, „das heißt, ich muß auf längere Zeit fort, und da wollte ich mir gestatten —" Werming schweigt, eine tiefe Röthe hat sein Gesicht verdunkelt; man ahnt jetzt, daß er nicht immer blaß sein würde.

Helene ist dies aber gleichgültig, ihr thut es nur schrecklich um die herrliche Sammlung ihrer Ideen leid, die dieser arme Verschämte ihr zerbröckelt hat, und sie frägt jetzt in kurzem, energischem Tone, der seine Zaghaftigkeit besser bannt, als ihr holdestes Lächeln es vermocht hätte: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Werming giebt es einen impulsiven Ruck, er sitzt wieder gerader, und seine Hand hat mit kurzem Griff ein Bündelchen aus der Brusttasche gezogen, das die kundige Helene mit Schrecken als ein Manuscript erkennt.

„Sie wünschen?" meint sie, noch immer ungläubig.

„Ihnen meine kleine Arbeit vorzulesen —", und wie nun Helene den lächerlichen Menschen näher anblickt, sieht sie deutlich, daß er jetzt wieder blaß ist, blaß wie zuvor. Durch seine raschen, ängstlich herausgestoßenen Worte hat's aber geklungen wie ein verhülltes Flehen um Gnade; ist er so ehrgeizig? Da wär's am Ende doch ihre Pflicht, ihn anzuhören! Sie kennt sie ja, die qualvollen Anfänge der göttlichen Kunst; das Zerrissensein von Zweifeln: kann ich's? kann ich's nicht? Sie wird ihn hören. Um ihn aber noch im letzten Moment von etwas Ueberflüssigem abzuhalten, ihn zur Erkenntniß ihrer Ueberzeugung zu geleiten, sagt sie leicht scherzenden Tones, welcher geeigneter ist, als jeder andere, Geringschätzung errathen zu lassen, ohne sie auszusprechen: „Hoffentlich nicht der ewig-süße Teig, aus dem „Sie" und „Er" geknetet wird?"

„Nein, nein, „Sie" ist verheirathet —". Helene lacht. — Werming glaubt, über seine Dummheit, die, von einem Anderen ausgesprochen, als Satire hätte gelten können,

unter den Stuhl sinken zu sollen. Aber er faßt sich, der Gedanke, daß er aus seinem Manuscripte heraus vielleicht keine Dummheiten sagen werde, ermuthigt ihn. Er beginnt zu lesen.

Er erzählt ihr von einer Frau, die, stolz, schön und tugendhaft, wie sie, gefeierte Künstlerin, wie sie, ein einsames Leben auf steiler Höhe führt. Er schildert in jedem Zuge die Dichterin Helene Hermens, so wie die Außenwelt sie kennt. Er malt mit glühenden Farben, die nur die Liebe, die verborgene, zurückgedrängte Liebe findet, wenn sie reden kann, wo sie immer schweigen muß — er zeigt ihr ihr Bild als Mutter, als Ideal der Mutter, wie sie mit liebender, weicher Hand die jungen Knospen behütet, pflegt, der geistigen und physischen Vollendung zuführt. Wie sie jauchzt in diesem Mutterglück, darbt an — Gattenglück! Wie auch anders! Ihr Gatte ist ein nüchterner, im Alltagstrubel schaffender Kaufmann, zu keinem Aufschwung seiner Seele fähig, ein Alltagsmensch, ohne hervorragenden Trieb nach aufwärts oder abwärts. — Und Helene, denn sie ist's ja, schreitet mit königlichem Stolz und bettelarm an seelischem Besitz neben diesem, zur Schablone herabgesunkenen Manne dahin. — Neben Helenen aber, die in diesen seinen Träumen Irmgard heißt, schwankt die Gestalt eines Jünglings. Die traurige Thatsache, daß er mit all' seiner Gluth den Bestand ihrer Ehe und seinen um 20 Jahre verspäteten Eintritt in dieses Erdenthal nicht zu annulliren vermag, diese traurige Thatsache beschließt der arme, schwankende Jüngling mit einer Kugel in den eigenen Kopf, was jedoch all' diesen Mißhelligkeiten ein nur theilweises Ende macht, denn Irmgard steht nach wie vor in ihrer unseligen, hyperirdischen Verfassung auf einem sehr exponirten Punkte, auf welchem sie der Dichter mit den Worten stehen läßt:

„Wie strahlst Du hoch und einsam
Dort, in dem fremden Land,
Dein hehres Antlitz aber
Bleibt herbe abgewandt!“

Helene hat zugehört, hat ihn verstanden. Bald hat der belustigte Ausdruck auf ihrem geistvollen Gesichte einem Ausdrucke finsterer Bitterkeit Platz gemacht. Der Schimmer leidenschaftlicher, romantischer Hingabe an sein Ideal hat das junge Männergesicht ihr gegenüber seltsam verklärt, veredelt, und Helene fühlt ihr Herz von weichem Mitleid für seine schönen Illusionen erglühen.

Dieser Fanatiker seines Glaubens schreckt vor der Pistole nicht zurück! — Nein! Seine Züge flammen in jener trunkenen Begeisterung, die jede Thorheit adelt. Helenens Augen heften sich immer fester an seine weichen Züge, die jetzt durch die Kraft seiner Leidenschaft merkwürdig verschönt erscheinen; ihr Blick ist der einer Mutter, die Unheil verhüten möchte. Werming hat sein Manuscript zusammengerollt, seine Blicke sinken darauf nieder — seine Lippen zucken, das Antlitz ist in Gluth getaucht: „Nun weiß sie Alles!“ tönt's aus den gepreßten Athemzügen seiner Brust. Da hört er Helenen sagen:

„Sie wünschen wohl, mein aufrichtiges Urtheil über Ihre Arbeit, Ihre Art zu schreiben zu erfahren?“ — „Ich bitte,“ stammelt er tonlos. — Da wird es lange Minuten hindurch stille im Gemach, ein fast düsteres Grübeln ist in die Augen Helenens getreten: „soll ich? soll ich nicht?“ und nach einem raschen, fast zärtlichen Blick in sein junges Gesicht: „Soll ich Ihnen sagen, wie ich Ihre Heldin und deren Gatten gezeichnet hätte?“ Dann, ohne seine Antwort abzuwarten, mit einem Lachen herber Selbstverspottung: „Hören Sie mal: — Meine Irmgard wäre vor Allem nicht immer „hoch oben“ gestanden, und bevor sie „hinauffand“, auf ihrem Wege nach oben, da wäre sie ein paar Mal jämmerlich um's Gleichgewicht gekommen! Auf ihrem Wege, da lauerte der Sumpf; müde und hungrig wie so eine Erdenpilgerin nun einmal ist, würde meine Irmgard ohne Heldenstärke hineingesunken sein! Sie reißen entsetzt die Augen auf? Aber, mein junger Freund, beruhigen Sie sich! ich will ja nur, daß Sie es lernen, keinen idealeb

Unsinn zu combiniren, will Ihnen ein paar Tropfen von dem schweren Getränk Wahrheit einträufeln — und darum hören Sie, wie ich Ihre Irmgard besingen würde."

Schon nach den ersten Worten der schönen, dunkeläugigen Frau, auf deren Wangen jetzt eine dunkle Röthe flammte, deren Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die seinen bannten, war es in seinen blauen Augen erzittert, wie Kinderschreck, und wie ein Kind die Erzählerin schauriger Märchen anstarrt, so starrten des Jünglings Augen das schöne Weib an, das jetzt mit eigener Hast zu reden fortfuhr:

„Meine Irmgard tauchte empor aus des Lebens Schatten, aus seiner krassesten Armuth; mit einem leidenschaftlichen Hange nach Genuß mußte sie hungern, hatte sie Nichts, um die geringsten Bedürfnisse zu decken; eine alte, sieche Mutter hungerte mit, fror mit. Da begann Irmgard, einem inneren Drange gehorchend, zu schreiben; so ungefähr, wie Sie es jetzt thun; ihre Worte waren glatt und gewählt, ihre Vergleiche poetisch und harmonisch, eine sanfte Melancholie zog ihre langweiligen Schatten durch ihre Arbeiten. So hungrig sie auch war, und so hungrig ihre alte Mutter, keiner jener Gewaltigen, die ihre Urtheile über solche Versuche abzugeben haben, gab auch nur ein Stück Brod für dieselben. Da begann Irmgard schwach zu werden. Ihr Weg führte sie an Abgründen vorbei — das Elend hatte sie entkräftet, sie sank hinein. Und da drinnen überkam sie das erste Mal die Ahnung von dem litterarischen Gebote der Realistik! „Beschreibe den Sumpf — jetzt kennst Du wenigstens den!" sagte sie sich — „vielleicht findest Du durch ihn auf bessere Wege!" Und als sie das vollbracht, als sie mit einigen lebendigen Lichtern über Abgründe geleuchtet, da hatte sie das erste Honorar in der Tasche. „Aber, mein Kind, es ist ja nicht schlecht — nur, bitte, streben sie nach ausgeprägter Eigenart, hüten Sie sich vor dem Stempel der Gewöhnlichkeit," sagte der erfahrene Litterat wohlwollend, als er ihr gestattete, eine zweite Arbeit einzureichen. „Ausgeprägte Eigenart!" Das Wort war ihr schon so oft entgegengeklungen! Irmgard begann alle großen litterarischen Zeitgenossen zu verschlingen — ja! Da fand sie Eigenart im vollsten Sinne des Wortes. Bald constatirte sie an einem der geistvollsten Schriftsteller der Gegenwart, an den sich schon lange kein Tadel herangewagt haben würde, wahrhaft eigenartige Wortbildungen und höchst ausdrucksvolle bildliche Charakteristiken. Seinen Helden „lächerte" es, wenn ihn Etwas zum Lachen reizte — ein Hundeauge schien ihm die edelste, einzig richtige Charakteristik für ein treues Menschenauge. Von abstracten Begriffen wie von concreten Dingen zu reden, schien die höhere Kunst der Schriftstellerei. Ja, das war Eigenart! Nun wußte Irmgard, wie sie es zu machen hatte! Vor Allem hütete sie sich natürlich vor Mondscheinserenaden und sonstigen nackten Gefühlsausfällen; den Schmerz schickte sie nie ohne die wirksame Begleitung der Satire, der Selbstironie auf die Bühne. Gleich jenem geistvollen Schriftsteller, war sie stets auf der Suche nach überraschenden Gleichnissen, nach neuen, eigenartigen Wortspielen, sie begann auch, auf die normale Bildung grammatikalischer Sätze zu verzichten; ganze Seiten hindurch half sie sich mit Gedankenstrichen von einer Idee zur andern; es gelang ihr prächtig! Als sie ihre zweite Arbeit überbrachte, ward sie nicht nur acceptirt, es wurde ihr sogar lächelnd gesagt: „man könnte sie ja rein mit X. verwechseln! Wirklich, höchst eigenartig!"

Von da ab ging es langsam, aber stetig aufwärts mit meiner Irmgard. Der Sumpf lag hinter ihr. Wie ein allmählich versinkendes Schreckbild starrte sie darauf von ihrem mühseligen Wege zurück.

Dann kam eines Tages ein ganz realistischer, prosaischer Mann auf diesem Wege daher, wie sie meinte, großgezogen, vollgesogen mit den Grundsätzen gesetzlicher Ehrbegriffe, und sagte ihr, daß er sie bis zum Wahnsinn liebe, daß er um ihre Hand bitte.

Irmgard fühlte sich nicht würdig, dieses reinen Mannes ehrliche Hand zu ergreifen, und dennoch ersehnte sie es heiß, es zu thun. Diese Hand bot ihr Sicherheit für alle Zeiten, an dieser Hand gedachte sie sich emporzurichten, gedachte sie, ihre innere Würde zurückzugewinnen, an diesem treuen Herzen wollte sie lieben und leben lernen! Ja, sie liebte ihn schon, seine elementaren Gefühle hatten auch sie ergriffen — sie mußte sich an

dieses überströmende Herz — an das Herz dieses ihres, wie sagten Sie doch? dieses bis zur Schablone herabgesunkenen Mannes — werfen.

Sie that es! Aber sie hatte ihm Nichts von jenem Schmutze erzählt, der ihr zu den ersten Stufen der Realistik emporgeholfen. —

Aber allgemach begann es sie zu drücken, dieses schreckliche Geheimniß! Doch die Angst, wieder losgelöst zu werden von diesem heißen, treuen Herzen, ließ sie immer und immer wieder schweigen, bis sie es einmal doch zu Stande brachte, zu reden! Zur Erde geworfen, das Haupt in seine Kniee gepreßt, war's ihr, als müsse jetzt und jetzt der Schwertstreich niedersausen auf den gebeugten Nacken — als müsse ein Fußtritt sie weit hinschleudern, vielleicht zurück, woher sie gekommen, in die Pfütze. — Doch — was war das? Nichts von dem geschah! Zwei Hände, so weich wie die eines Kindes, legten sich auf ihr schamvoll gesenktes Haupt, und eine Stimme, in Leidenschaft, ja! in Leidenschaft, nicht in Schmerz oder Wuth erbebend, sprach halb erstickt ihren Namen: „Irmgard!" und nochmals: „Irmgard! steh auf! blick' in meine Augen, und sage mir, ob Du nicht weißt, daß — ich Dich rasend liebe! und wärst Du gewesen, was immer!"

Irmgard erhob sich, nein, hier mußte sie nicht knieen! — Aber es war ihr, als ob diese Erkenntniß sie plötzlich hoch über den Gatten stellte — ihm den besten, den herrlichsten Theil ihrer Gefühle, ihm ihre Achtung zerstückte — ein tiefes Wehgefühl war in ihr Herz getreten. Doch, — sie mußte ihm danken! War es nicht lächerlich, nicht erleichtert, nicht glücklich darüber zu sein, daß das Niveau seiner Moral sich nicht über das ihre erhob?! — Sie dankte ihm, doch als der junge Mann mit dem Bewußtsein großmüthiger Verzeihung das heißbegehrte Weib an's Herz preßte, da ahnte er nicht, daß in ihrer Brust plötzlich die große Oede der Enttäuschung Platz gegriffen hatte.

Er konnte verzeihen? er, der einst in einem jener Gespräche, welche sie sondirend, gleich Fühlern vorausschickte, zähneknirschend gestammelt hatte: „Mich täuschen? ich würde Dich an den Haaren durch die Zimmer schleifen!" Ein tiefer Schreck hatte sich da auf ihre Seele gelegt, aber ihre Liebesdemuth hatte sich verdoppelt. So, nur so mußte der Mann fühlen, dem sie sich ergeben wollte — jetzt erst liebte sie ihn ganz! Doch nun? wie würde es nun werden, da er ihre Vergangenheit preisgegeben, da er das Ideal zertrümmert hatte!?

Irmgard kannte zu jener Zeit das große Problem der menschlichen Natur nur unzulänglich! Damals wußte sie noch nicht, daß nur ein Narr oder ein Schwärmer im Individuum volle Harmonie sucht! Sie wußte nicht, daß sich trotz einzelner, barbarischer Mißtöne eine oft gewaltige Melodie der Schönheit in der Menschenseele zusammensuchen ließe, und darum verzweifelte sie dazumal an diesem ihr widrigen Mißton, der sich ihr so ganz unerwartet offenbarte. — Sie sehen, sie war damals wirklich über die ersten Stufen der Realistik nicht hinaus! — Irmgard ward eine noch drastischere Lehre zugedacht. Ihr Gatte hatte sie auf seine Kniee gezogen und unter leidenschaftlichen Liebesbezeugungen bat er sie, gegen ihn offen, ganz offen zu sein; „tout comprendre c'est tout pardonner" — ein Hohnlachen gellte in ihr: Du hast ja schon Alles verziehen, ohne Alles zu verstehen! Aber sie mußte gehorchen, und sie beichtete Schuld und Zwang zur Schuld.

Doch da! — welch' neues Räthsel, welch' neue Ueberraschung harrte ihrer!? Nicht das Verhängniß, das sie abwärts trieb, war ihm der Schwerpunkt ihrer Worte — die Schuld und die Bilder, die sie ihm mit dieser enthüllte, die trank er von ihren Lippen, und nie war der Rausch seiner Sinne elementarer gewesen, als da er ihn aus der Pikanterie ihrer Vergangenheit sog! Und nie während der Stunden ihres vergangenen Elends fühlte sie sich tiefer entwürdigt, als jetzt, durch diese eheliche Gluth." —

Helene schwieg, ihr Blick, lodernd vor innerer Erregung, hatte bis nun ziellos über ihr Vis-à-vis hinweggeblitzt, jetzt traf ihn der schimmernde Strahl ihres mächtigen Auges, ernst, prüfend. Der Jüngling saß da, traumverloren — sein Manuscript war seinen Händen entsunken, auf den Wangen flammten die Wogen dunkler, geheimnißvoller Er=

regung, und als ihr Blick nun den seinen zu sich hinüberzwang, da sah sie es, es schimmerte darin verrätherisch. Und sie fuhr fort:

„Irmgard war dann Mutter geworden. Auch nicht jene Mutter, zu der Sie, mein Freund, Ihre Irmgard gemacht haben! Meine Irmgard hat zwei Töchter, die eine, das Ebenbild des Vaters, ist das Götzenbild der Mutter, die andere, in nur zu vielen Zügen der Mutter gleich, erweckt in dieser eine stets neuerwachende, ihr selbst unerklärliche, ihr selbst qualvolle, frevelhafte Antipathie! Und so groß das innere Grauen vor dieser Antipathie Irmgards gegen ihr Kind auch ist, so heftig sie in endlosem inneren Ringen dagegen ankämpft, sie wird nicht Herr derselben! Die ältere der Kleinen, Rose, ein materiell und sinnlich veranlagter Charakter, in Allem dem Vater folgend, ist in das Herz der Mutter geschlossen, die jüngere, zarte, stets blasse Alma mit den großen, blauen, langbewimperten Augen, welche täglich neuerlich stumm und angstvoll um die Liebe der Mutter flehen, dies Kind, das, Irmgard weiß es, um so viel tiefer, seltener veranlagt ist als Rose, dies Kind vermag ihr Herz nicht zu rühren, nicht zu erbetteln! Oft läßt sie es grausam strenge an, züchtigt es, wo sie für die gleichen oder größeren Vergehen Roses nur Milde und Verzeihen hat. Das ganze, nichts weniger als schöne Gesichtchen Roses übt auf ihr Mutterauge den bekannten, geheimnißvollen Zauber aus — es ist ihr entzückend — ein breitgerathener Mund in dem sonst schönen, edlen Antlitze Almas erweckt Irmgards unüberwindlichen Widerwillen alle Zeit auf's Neue! Plötzlich erwacht wohl dann die Qual des Gewissens . . . dann überwindet sie sich, in wilder Zärtlichkeit und Reue preßt sie das Haupt der Kleinen an sich, die dann hoffen mag: sie sei doch geliebt! Doch sie ist es nicht! Die geheimnißvolle Antipathie ist nicht zu übertäuben durch solch' erzwungene Ausfälle einer Zärtlichkeit, die nur eine Sühne für innerste Kälte diesem ärmsten aller Kinder gegenüber bedeutet! Das ist Irmgard als Mutter!“

Helene hat das Haupt tief auf die Brust gesenkt, und jetzt weint sie — sie weint, als ob sie allein wäre. Plötzlich trocknet sie ihre Thränen und blickt ihr stummes Gegenüber an — der junge Mann ist blaß, tief blaß — er findet kein Wort des Trostes, er streicht nur über seine heiße Stirne, auf welcher seine blonden Haare kleben. Auch Helene strich das blauschwarze Haar zurück, ihre verschlungenen Hände blieben minutenlang auf dem Haupte liegen, in ihren Fauteuil zurückgesunken, schaute sie gedankenvoll in's Leere. Dann lösten sich ihre Hände langsam, ihre Züge waren ruhiger geworden, aber ein satirischer Ausdruck belebte sie, als sie weiterfuhr: „Das wäre eben wieder einer jener Mißtöne in der herrlichen Melodie des Menschenherzens gewesen!

Und unsere Irmgard verstand ihr Handwerk immer besser! Sie errang Ruhm und Anerkennung! Ihr Ruf war ein bedeutender geworden! Ja! diese Frau beschrieb das Blut und seinen geheimsten Kreislauf! Ihre Werke waren anatomische Zerlegungen des menschlichen Organismus! Sie erinnerten an jene Studienköpfe großer Meister, welche uns frappiren, oft antipathisch berühren einer einzigen Linie halber, die wir uns wegwünschen, um uns gleich darauf zu gestehen, daß diese realistische Linie allein es zum vollen Werthe erhebe — daß mit ihr die Wahrheit schwände! So wurde Irmgard groß! auf diesem Wege gerieth sie nach oben! Aber,“ und jetzt lächelte Helene, jeder tragische Accent, jeder dramatische Zug war aus ihrem Antlitz mit diesem „aber“ entschwunden, mit dem sie gleichsam ihren bisherigen Vortrag abschloß: „Aber, mein lieber Freund, es wäre Unsinn, zu glauben, daß Irmgard stets da oben herumpilgerte! Erlauben Sie, das wäre eine zu ermüdende Beschäftigung! Nein, nein, viel lieber, als auf jenem halsbrecherischen Wege, bewegt sie sich da unten, auf der bequemen Ebene der Alltäglichkeit! Sie hat es nach und nach gelernt, die sinnlichen Schwächen und Laster des Mannes, der sie mit namenloser Zärtlichkeit umgiebt, nicht weiter mit den Augen der Richterin zu besehen, selbe um seiner glänzenden, ja, glänzenden Geistes- und Herzenseigenschaften willen zu vergessen! Sie hat sich in seinen Charakter, so wie er ist, hineingefunden und hat zu ihrer eigenen Verwunderung bemerkt, daß es nicht allzu schwer ist, ein Uebermaß von Leidenschaft, und selbst wenn es nicht dem reinsten Urquell entflösse, zu verzeihen. Sie

versteht es nun, das Leben zu fassen, wie es sich ihr bietet, und kommt dabei nicht allzu schlecht hinweg!"

„Ist das möglich?!" flüstert eine leise, von Empörung getragene Stimme — Helene schaut in ein vor Entrüstung sprühendes Augenpaar.

„Ja wohl, mein Freund, es ist möglich, sogar sehr möglich! Und so wenig Sie dem ‚trockenen, prosaischen Kaufmann' eine ursprüngliche, durch Nichts zu unterdrückende Macht der Liebesleidenschaft zuzumuthen verstanden, so wenig würden Sie in ihm suchen, was er ferner mit seinen geschäftlichen Talenten in sich vereinigt: unter Anderem die beneidenswerthe Gabe, durch einen gesunden, urkomischen Clown-Humor die Mahlzeiten zu würzen, Salven schallender Heiterkeit zu entlocken — und da versuchen Sie es mal, in ewiger Trauer um die ideale Ueberzeugung in seiner Nähe zu weilen! Dieser Gatte ist ebenso wenig die Verwirklichung jener kargen Figur, die Ihre Unerfahrenheit heute gezeichnet, wie Irmgard selbst Ihrer Illusion entspricht! Es ist auch ein ungesundes Verlangen an ein Erdenwesen, es solle ein ganzes Leben hindurch Heldin sein! Nein, nein, mein Freund! Lassen Sie das Schreiben, lassen Sie es, bis Sie älter geworden, bis die Erfahrung Ihnen die Gestalten zeichnen hilft! An meinen Studienköpfen alterirt Sie die wahre Linie — aber die muß bleiben! Die menschliche Natur vereinigt in den einzelnen Individuen meist ungeahnte Widersprüche, die sich nur dem scharfblickenden Nächststehenden offenbaren. Nicht häufig wagt der zeichnende Darsteller, diese tief verborgene Räthselerscheinung der Seele bloßzulegen, in der Furcht, auf Ungläubige zu stoßen; meist begnügt er sich, schwache und starke Charakterfiguren zu gestalten; in dem Starken die widersinnigsten Schwächen herauszuspähen, in dem Schwachen ungeahnte, ebenfalls widersinnig erscheinende Kräfte zu enthüllen — dazu haben nicht Alle den Muth!

Es ist ein lächerlicher Irrthum, aus der hohen geistigen und selbst seelischen Begabung eines Menschen auf einen auch sonst gleichwerthigen Inhalt seines, durch hundert Einflüsse des Alltagslebens meist beeinträchtigten Wesens zu schließen — und ebenso ungerecht wäre es, die Möglichkeit über das Gemeine emportragender Empfindungen in einem prosaischen Charakter zu bestreiten — und seien diese Empfindungen auch von lasterhaften Begleiterscheinungen entstellt, in ihrer Gewalt heben sie doch empor! Darum fassen Sie sich bis zu der gräulichen Vorstellung: Irmgard steht nicht ewig ‚herbe abgewandt', was übrigens einen ebenso unhöflichen, wie komischen Beigeschmack hätte — sie lebt an der Seite dieses Kaufmannes ohne idealen Schmerz, in gesunder, irdischer Befriedigung dahin — und er, der ‚Niedrigstehende', er arbeitet strenge an der mütterlichen Ungerechtigkeit der ‚Erhabenen'! — das sind so die geheimen Widersprüche, an denen die menschliche Natur ewig kranken wird."

Helene hatte sich bei den letzten Worten erhoben, Werming that das Gleiche. Er war stumm — er fand kein Wort aus dem Labyrinth der mannigfachen Eindrücke, die in ihm wogten, der Abklärung bedurften.

Helene sah dies — ein schönes Gefühl der Befriedigung erglänzte auf ihren Zügen, als sie mit gesellschaftlicher Gewandtheit lächelnd sagte: „Also Sie reisen noch heute?"

„Jawohl, noch heute," sprach er kurz, bedrückt, „ich . . . glaube, auf immer."

Da reichte sie ihm die Hand — er berührte sie kaum — verneigte sich kurz und hatte sie verlassen, hastig, drängend; sein Manuscript war auf dem Teppich liegen geblieben — er wollte es vergessen. Helene aber sagte leise: „Dem hab' ich geholfen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach mehreren Jahren hörte sie den Namen Wermings wieder. Und da sah sie's, — ihre Stunde Realistik hatte ihm wirklich geholfen! Seine Heldinnen waren es selten und die seelischen Conflicte seiner Helden lösten sich gewöhnlich ohne voreilige Kugeln — er hatte seine Aufgabe erfaßt: er war ein muthiger Jünger der Realistik geworden!

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Schreibtischlampe der Königin Luise.
Original im Hohenzollern-Museum, Berlin.

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Cultur-Geschichte von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Das Jahrhundert geht zu Ende; und wie der einzelne Mensch nach einem Abschnitt seines Lebens rückschauend sich Rechenschaft ablegen mag über das in der durchmessenen Zeit Erstrebte, Erlittene und Erkämpfte, so drängt sich auch am Wendepunkte zweier Jahrhunderte den Völkern das Verlangen auf, das verflossene Säculum in seiner Ganzheit zu erfassen; ihre Thaten und Schicksale in diesem Zeitraum zu überschauen und für ihn die Formel zu finden, die ihn erklärt, ihm den Stempel aufdrückt; — und mag auch die nüchterne Erwägung uns sagen, daß die Menschheitsgeschichte in fortwährendem Flusse, in ununterbrochener, ob auch mitunter rückläufiger und niedersteigender Bewegung sich befindet, und daß, wenn schon in ihr der Historiker nach dem Divide et impera, das nicht nur für die praktische Politik, sondern auch für die geistige Erkenntniß Geltung hat, verschiedene Phasen abgrenzt und abgrenzen muß, diese Phasen doch nicht in Abschnitte des Kalenders sich hineinpassen lassen. — Zahlen üben schon an sich eine Macht, der man sich nicht ganz entziehen kann; und so lassen wir uns von gewissen Jahreszahlen bestimmen, sie als Grenzpfähle einer Entwicklungsperiode anzusehen; während deren wirkliche Anfangs- und Endpunkte, soweit solche überhaupt bestimmbar, anderswo liegen. So liebt man es, die Jahrhunderte gleichsam als ein organisches Ganze anzusehen, sie mit einem Schlagwort zu charakterisiren. Auch für unser Jahrhundert, das in seines Wesens Kern zu erfassen wir uns, die wir für seine historische Betrachtung zu nahe stehen, nicht einbilden dürfen, ob wir es auch versuchen mögen, hat man die Formel zu finden sich bemüht; verschiedene Epitheta sind gewählt worden, es zu charakterisiren: Man hat es das Jahrhundert der Erfindungen, der Naturwissenschaften, das demokratische

Jahrhundert genannt; ja der Italiener Mantegazza hat ihm leichtfertiger Weise das Stigma des heuchlerischen Jahrhunderts par excellence aufgedrückt. Doch das Amt des berufenen Kritikers oder Richters unseres Jahrhunderts wird ein späteres übernehmen; nur die Nachwelt wird das Wort sprechen, welches das Räthsel des Säculums löst. So

Immanuel Kant.
Nach dem Kupferstich von J. L. Raab.
Aus: Hans Kraemer, Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

sieht denn auch das von der bekannten Verlagshandlung Bong & Co. in Angriff genommene umfassende Werk, welches unser Jahrhundert beschreiben will, von jedem Versuche nach dieser Seite hin ab. Es will nur das thatsächliche Material zusammentragen, eine Uebersicht über den Entwickelungsgang auf allen Gebieten geben. Neben der politischen Geschichte wird die Culturgeschichte im weitesten Sinne zur Darstellung kommen.

Die Ergebnisse der Wissenschaft, insbesondere soweit dieselben zu praktischer Geltung gelangt sind, die ungeheure Entfaltung der Technik und Industrie, Litteratur und schöne Künste, Erfindungen und Entdeckungen, Weltverkehr und Handel, Socialpolitik, Sitten und Moden, höfische und Volksfeste u. s. w. — Alles das soll der Rahmen dieses Werkes umfassen.

Facsimile einer gleichzeitigen Darstellung.
Aus: Hans Kraemer, Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Ein außerordentlich gewaltiger und vielgestaltiger Stoff, den zu bewältigen man selbst die respectable Anzahl von 60 Heften großen Formats von je $1^1/_2$ Bogen kaum für genügend erachten möchte, zumal eine reiche Illustration dem Texte den Raum streitig macht; wobei andererseits freilich in's Gewicht fällt, daß manches Bild, manche unsere Anschauung unmittelbar befriedigende Reproduction mehr als lange Beschreibungen und Schilderungen sagt und sie zum Theil zu ersetzen vermag. — Immerhin ist eine ge-

Belagerung von Saragossa — 20. December 1808 bis 19. Februar 1809.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung von J. L. Rugendas.
Aus: Hans Kraemer, Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

drängte Darstellung geboten, die nur das Wesentlichste bringt, die Entwicklung der einzelnen Disciplinen in großen Linien, unter Hervorhebung der hervorragendsten Persönlichkeiten und der markantesten Momente möglichst klar zeichnet, sich mehr auf die Fixirung der endlichen Resultate beschränkt, die mannigfachen Anläufe, erfolglosen Bestrebungen und Irrthümer, die ihnen vorangegangen, mit ihnen verknüpft sind, flüchtig streifend; hinter dem Bleibenden, lebendig Gebliebenen und Fortwirkenden muß das Vergängliche, Flüchtige — ob es auch zur Geschichte der Zeit gehört — stark zurücktreten. Es wird dabei nicht immer leicht sein, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden; es wird hier Zweifelfälle geben, in denen schließlich die Raumrücksichten den Ausschlag geben. So wird dieser und jener in dem das geistige Leben bis zum Tode Kants und Schillers behandelnden Abschnitt, dem nur 4 Textseiten eingeräumt worden sind, es wohl bedauern, daß von einer Darlegung von Schillers Stellung in der Weltlitteratur als „sich erübrigend“ abgesehen worden ist. Diese Darlegung gehört — selbst wenn sie den meisten Lesern Bekanntes sagen sollte — doch unbedingt in ein Werk, welches das XIX. Jahrhundert zu schildern beabsichtigt. Hierzu muß der Raum — wenn auch ein geringer — vorhanden sein. Ebenda ist auch die Charakterisirung Jean Pauls, der unserer Ansicht nach nicht nach Gebühr gewürdigt wird, zu beanstanden. Für Goethe werden wir auf später vertröstet. Im Uebrigen kann man auf Grund der bis jetzt vorliegenden 13 Lieferungen — also etwa von einem Fünftel des Gesammtwerkes — die Darstellung, die bis zum Jahre 1821 reicht, in ihrer einem Volksbuche — ein solches soll das Werk werden — angemessenen Tonart, die schlicht und dabei anregend ist, in der wohlthuenden Klarheit, mit der auf den verschiedenen Gebieten der Entwickelungsgang hingezeichnet wird, nur loben. In den vorliegenden 13 Lieferungen wird, nach einer Einleitung, die ein Bild der Weltlage am Ende des 18. Jahrhunderts giebt, der Zeitraum von 1795—1804 — Napoleon und seine Zeit — behandelt; zunächst die rein politische Geschichte, bis zur Kaiserkrönung Napoleons, dann die Forschungsreisen, das geistige Leben jener Jahre. Auf die politische Geschichte der Zeit von 1805—1812 folgt eine Charakteristik des Empire-Stils, ein Capitel über „Rechtspflege und Gesetzgebung“, das eine recht klare Uebersicht über die Rechtszustände am Anfang des 19. Jahrhunderts, die in fast allen europäischen Ländern unter französischem Einfluß standen, bietet; dann wird die Entwicklung von Technik und Industrie, der Chemie und Physik in den Laien fesselnder Weise skizzirt, und endlich ein Abschnitt der Musik bis zum Tode Beethovens gewidmet. — Die dritte Zeitperiode wird von 1812—1821 abgegrenzt, nach der politischen Geschichte folgt ein Abschnitt über „Die Frauen der napoleonischen Zeit“, dann einer über „Stein- und Buchdruck“. — Diese Uebersicht über den Inhalt der bis jetzt zur Ausgabe gelangten Lieferungen mag zeigen, in welcher Weise der unübersehbare Stoff gegliedert wird. Es ist selbstverständlich, daß ein Einzelner alle diese einzelnen Gebiete heutzutage nicht mehr beherrschen kann — sei er noch so universal veranlagt. So hat denn der durch seine Herausgabe der Reden Bismarcks und sein ebenfalls im Verlage von Bong & Co. erschienenes Werk „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms

Allegorische Darstellung des Steines der Weisen.

des Großen“ bekannte Herausgeber Hans Kraemer sich der Unterstützung von Fachmännern — Namen sind leider nicht genannt — versichert. Ein einheitlicher Charakter wird deshalb dem Werke anscheinend nicht fehlen; mag auch hie und da ein kleiner Widerspruch mit unterlaufen, wie z. B. der, daß in der Einleitung von der Musik unserer Zeit bedauernd gesagt wird, daß ihr leider ein Mozart und Beethoven fehle, während auf Seite 215 das durch diese Bemerkung gegen Richard Wagner und die moderne Kunst begangene Unrecht durch Wagners Erwähnung als „deutschesten Meister“ wieder gut gemacht wird. — Gewiß wird man noch dies und jenes an dem Werk — über das ein endgiltiges Urtheil freilich, bis es vollständig vorliegen wird, vertagt werden muß — aussetzen können; und dieser und jener Wunsch des Lesers wird — je nach dem Schwerpunkt seiner Interessen — unerfüllt geblieben sein; — wenn man aber das Werk als ein Volksbuch, das es sein soll, betrachtet, die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe in Betracht zieht, wird man billiger Weise nicht an kleine Mängel sich stoßen und sich der Fülle von Wissen, Belehrung und Anregung, die das Werk dem Laien bietet, anerkennend erfreuen. Die Ausstattung an Illustrationen — insgesammt sollen es ca. 1000 sein —, schwarzen und bunten Kunstblättern, interessanten Facsimile-Beilagen — ist von jener Reichhaltigkeit und Gediegenheit, die wir von anderen Publicationen des Verlages gewohnt sind. Die diesen Zeilen beigegebenen Illustrationen mögen nach Gegenstand und Ausführung als Probe dienen. — Das Werk wird — wie schon erwähnt — 60 Lieferungen umfassen; jede Lieferung kostet 0,60 Mk. —l—.

Schriften von Marcel Prévost.

Marcel Prévost: Was Frauen schreiben. Autorisirte Uebersetzung von Wolf Buttler, Collection Wigand, Leipzig. — Julchens Heirath. Albert Langens Verlag. München. — Nimba. Autorisirte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langens Verlag, München.

Von vornherein stellen wir fest: Die Bücher von Marcel Prévost sind keine Lectüre für Mädchenpensionate oder junge Männer, die eben erst zur Reise durch das Leben flügge geworden, und weil leider es keine Controle über die Lectüre unserer Jugend giebt, wie etwa über den Verkauf von Giftstoffen, sind die Prévost'schen Schriften in gewissem Sinne gefährliche Bücher! Aber ebenso wie die Giftstoffe, zu richtiger Zeit genommen, Heilmittel sind, so wohnt auch jenen Büchern eine Wirkung inne, die man im besten Sinne eine läuternde nennen kann, — im besten Sinne deswegen, weil es ihre Tendenz ist, den Sieg reiner und tiefer Empfindungen über die Wallungen des Blutes und die Lust am Unerlaubten zu künden; weil hinter aller Ausgelassenheit sittlicher Ernst sich birgt, und neben weitgehender Nichtachtung allgemein giltiger Sittengesetze jene ewige Moral, die im Reinmenschlichen liegt, ihr volles Recht behält! Gewiß, es ist eine Thatsache, daß vom Prévost'schen Standpunkt aus die Hingezogenheit beider Geschlechter zu einander eine Art Angelpunkt ist, in dem das Menschenthum gipfelt; aber wenn dem französischen Dichter auch die conventionellen Gesetze sehr minderwerthig erscheinen, und der Gerichtshof von Ruhmen und Basen ihm garnicht imponirt, so verlieren sich alle die Ausschreitungen, die Prévost graziös und geistreich, ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, schildert, niemals in das Niedrige hinein! Viel nach dem Herkommen Verbotenes geschieht in den Prévost'schen Büchern, etwas Häßliches oder gar Gemeines geschieht niemals, und das werden die rechten Leser für die Prévost'schen Bücher sein, die sich von ihm nicht nur amüsant unterhalten, sondern auch recht häufig tief ergreifen lassen. Und wer, der denkend zu lesen pflegt, wird z. B. nicht tief ergriffen sein von dem Briefe der kleinen Confectioneuse Antoinette Legrand an den Vicomte Hervé de Laverrière, jenem jungen Mädchen, das nicht mehr und nicht weniger, als eine richtige Grisettennatur ist, aber von einer Feinfühligkeit, einer Stärke und Wärme der Empfindung, wie sie uns als schönste Zierde echten Weibthums gilt. Sie macht gar kein Hehl daraus: jener Vicomte, nach dem sie sich hat sehnen müssen, trotz ihres Widerstrebens, tagaus, tagein, den noch einmal wieder zu treffen, sie wochenlang, Abend für Abend, immer dieselbe Straße hin- und hergegangen, hätte mit ihr machen können, was er gewollt, wenn sie sich zusammengefunden hätten. Dieses Mädchen hat sich den Tod geholt bei dem vergeblichen Warten auf den Geliebten, und sterbend schreibt sie ihm: „Ich bin gar nicht

böse auf Sie, gar nicht; ich sage nicht, daß Sie Schuld an meiner Krankheit sind, was jetzt passirt ist, das wäre eines schönen Tages wahrscheinlich doch gekommen; aber es ist Ihretwegen ein bischen schneller gekommen, ohne daß Sie Etwas dafür können, und — weil es gar nicht schön ist, mit zwanzig Jahren zu sterben, — —" deswegen bittet das Mädchen, das niemals gesündigt und dennoch nur wie „leichte Waare" behandelt wurde, den Mann, der wahrscheinlich wegen seiner vielen Erfolge bei den Frauen eine gesuchteste Persönlichkeit der besseren Gesellschaft ist, — Antoinette Legrand bittet mit rührendsten Worten den Vicomte de Laverrière, ein einziges Mal zu ihr zu kommen an ihr Krankenbett, auf daß sie noch einmal seine Stimme hört, daß er einmal ihr erlaubt, seine Augen zu küssen, weil — sie dann ruhiger sterben wird! Das ist der Brief eines einfachen französischen Mädchens, und wer „Was die Frauen schreiben" richtig zu lesen versteht, der wird Marcel Prévost nicht mehr nur als den geistvoll-pikanten Causeur, sondern als einen tiefen Kenner des Frauenherzens, oft zu der Frauen größeren Ehre, schätzen lernen. Das beweist der Schriftsteller übrigens auch deutlich in der Ehe-Novelle „Julchens Heirath", in der sich ein Guttheil moderner französischer Gesellschafts-Geschichte offenbart. Man lese das Büchlein nur von diesem Standpunkte aus, und alle Pikanterieen und Intimitäten werden in den Hintergrund treten vor der ernsten Wahrheit, die in den Tagebuch-Aufzeichnungen jener eleganten Pariserin zwischen den Zeilen zu finden ist, deren „Disposition" zur Untreue wirklich alles Bedenkliche verliert, vor ihrem instinctiven Bedürfniß, den eigenen Gatten hoch zu schätzen und ihm dankbar zu sein. —

„Nimba", das dritte oben genannte Buch Prévosts, führt uns in eine ganz andere Welt; statt in die fashionablesten Quartiere von Paris, in eine kleine befestigte Stellung an der Grenze zweier abessynischer Provinzen, und an Stelle der vornehmen oder eleganten Pariserin ist Nimba, ein nixenhaftes, abessynisches Mädchen, seine Heldin. Aber, hier wie dort, immer dasselbe: der dämonisch-magische Einfluß der Geschlechter auf einander! Hier ist's ein Weib, das eben im Begriffe ist, die ideale Freundschaft zweier Männer in Haß zu verwandeln, als die beiden Freunde, bevor sie, um jenes Mädchen zu besitzen, sich zu tödten versuchen, durch die Herrschaft des Besseren sich auf sich selbst besinnend, sich über das drohende Verhängniß hinüber die Hände reichen und zurückschreiten in ihr neu geborenes Freundschaftsverhältniß hinein. — Auch „Nimba" ist ein echter Prévost; auch hier wird sie gekündet, die ernste sittliche Ueberzeugung: Der stärkste Impuls in der Menschenbrust, stärker als jeglicher Wahn, sei es der des Sinnenrausches, oder der des Bestrebens, das Reinmenschliche in die Modetrachten des Conventionellen zu zwängen, ist und bleibt die Idee!

Die Uebersetzung der drei genannten Bücher ist als trefflich zu bezeichnen.

A. W.

Bibliographische Notizen.

Perspectiven. Von H. Steinitzer. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

„Perspectiven", „Gesichtspunkte", nennt der Autor sein Buch. Der Titel ist gut gewählt; lauter Gesichtspunkte werden uns eröffnet, aber von keinem sieht man in das wirkliche Leben hinein, oder mindestens wird der Blick, der hierher sich richtet, sofort als ein kurzsichtiger bezeichnet und das Auge wieder dorthin gelenkt, wo das Wolkenkuckucksheim liegt. Was das Buch sein soll, ob ein Roman; ein Märchenbuch für große Kinder; eine Persiflage, oder der ernsthafte Versuch zu einer Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage in Gesprächsform, oder zu einer Neubildung der Gesellschaftsordnung — wir erfahren es nicht! In dem Buche begegnen sich eine Anzahl von Menschen, und alle fangen sie sofort an zu philosophiren, zu reflectiren, zu abstrahiren, zu ästhetisiren 2c. 2c., und keiner hat die Meinung des Anderen, und alle haben sie von ihrem Gesichtspunkte aus Recht; sie behaupten geistreich und folgern logisch! Denn, das muß man zugestehen, gescheidte Menschen sind sie Alle, die Männlein und die Weiblein, sehr viel kluge, beherzigenswerthe, den Nagel auf den Kopf treffende Bemerkungen werden laut, und wenn Einem, nachdem man ihnen

eine Zeitlang zugehört, dennoch das bekannte Mühlrad im Kopfe herumgeht, so liegt das eben an dem schier unerschöpflichen Her und Hin, an der Unbegrenztheit aller dieser Gesichtspunkte; mit dem beschränkten Unterthanenverstande vermag man da nicht mehr zu folgen. Uebrigens rufen sich die streitenden, ihre Meinungen austauschenden Persönlichkeiten selbst häufig genug den Vorwurf zu: „Sie verstehen mich nicht;“ und weiter können wir uns zum Troste sagen, daß der oben citirte Goethe uns ja schon zu seiner Zeit bedauerte, weil wir „Enkel“ sind. Nun, seitdem sind die Welt und ihre Gesetze noch älter geworden, und mehr denn je bedürfen wir, um die Wucht der Gegenwart zu ertragen, festen Boden unter den Füßen und vermögen die Grenzen der Wirklichkeit nicht so weit zu überschreiten, um mit H. Steinitzer in seiner Gedankenwelt flüggen Schrittes auf Ziele loszusteuern, die — wie wir allerdings bescheiden einwenden möchten — Jenem selbst auch noch nicht klar sind! Und noch ein Tröstliches wissen wir zu nennen: Jenes, übrigens auch sehr kluge Mädchen, das einfach bekennt, es will nichts Anderes, als so viel als möglich helfen und Gutes thun, das verstehen wir in all seinem Denken und Anstreben vollständig, und gerade dieses Mädchen erscheint uns als die beste Rechtfertigung des Buches überhaupt. — Der Autor bemerkt auf irgend einer Seite in seinem Buche: „Dieses wirre Dahinauswollen, wo einmal kein Loch ist, wirkt auf die Dauer zu ermüdend“ — eine treffendere Kritik der „Perspectiven“ wissen wir nicht zu künden, nur möchten wir hinzufügen, was vielleicht nicht zwischen dem bisher Gesagten herausklingt: Lesenswerth und mannigfach belehrend ist das Buch dennoch!

A. W.

M. v. Egidy. Gedanken über Erziehung. Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von Wilh. Meyer-Markau. X. Band. Heft 6. Bonn, Soennecken.

Die Erziehung der Jugend soll so geleitet werden, daß an die Stelle des jetzt vorherrschenden Zwangsgefühls des äußerlichen „Du sollst“ und des „Du darfst nicht“ das befreiende Gefühl des innerlichen auf dem Zusammengehörigkeitsbewußtsein beruhenden „Ich will gut sein“ tritt, das ist der Grundton der anregenden Schrift.

Wp.

Nachfolger. Roman von Julius Weil, Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Ein Buch von Julius Weil nehmen wir von vornherein mit der Beruhigung in die Hand, keinesfalls ein Zeitopfer zu bringen. Wir kennen Julius Weil als einen geistig hochorganisirten, feinfühligen Schriftsteller, Dichter und Denker zugleich, der, falls seine Kunst zu fabuliren einmal Wege geht, denen wir rückhaltlosen Geschmack nicht abgewinnen können, uns reichlich entschädigt durch den Gedankenwerth seiner Dichtungen. Auch steht es für uns fest, daß Julius Weil ernsthafte Selbstkritik besitzt und sein gereiftes feinfühliges litterarisches Urtheil die Veröffentlichung unwerther Schöpfungen nicht zuläßt. Sein neuestes Buch „Nachfolger“, ist übrigens in jeder Beziehung ein gutes Buch. In scharfer Prägnanz, in tief ergreifenden, aber durchaus lebenswahren Consequenzen ist hier der Gedanke dichterisch ausgestaltet: „Nicht nur, welch' gewaltiger, sondern auch welch' gewaltsamer Unterschied im Trachten und Handeln, in der ganzen Lebensführung, von einer Generation zur anderen!“ Die Jungen zwitschern nicht mehr, wie die Alten gesungen; „Nachkommen“ sind sie wohl, aber „Nachfolger“ sind sie nicht, und das ist traurig und wird in den meisten Fällen zu schlimmem Ende führen, wenn der Umschwung der Zeit, dessen Fortschritte und höher liegende Gesichtspunkte sich deren Söhne ja gewiß theilhaftig machen sollen, in dem Individuum auch das erschüttert, oder gar vernichtet, was kein Zeitumschwung anzutasten versuchen darf, jene ewigen Gesetze unserer Gesellschaftsordnung: Rechtlichkeit, Zuverlässigkeit, Gründlichkeit! So weit müssen unsere Nachkommen immer unsere Nachfolger sein. In dem Weil'schen Buche ist der Nachfolger nicht nur der Mensch einer neuen Zeit, sondern er gehört zu deren Auswüchsen, wie sie leider nur zu häufig existiren. Wir können auf die episch reichbewegte, fesselnde und zu herzergreifenden Höhepunkten führende Handlung, in der besonders ein Frauenleben uns psychologisch vertieft und in dichterischer Schöne gestaltet erscheint, hier nicht näher eingehen. Nur hervorheben wollen wir noch, daß, neben der bedeutsamen dichterischen Tendenz uns in dem Buche auch die treffend und in packender Plastik dargestellten specifischen Zustände Oberschlesiens, jenes Theiles einer preußischen Provinz, in der sich Gegensätze in schroffster Form berühren, und eine Menge von Typen in die Erscheinung treten, wie sie nur unter ganz besonderen Verhältnissen

auf kleinem Raume sich zusammendrängen, in hohem Grade interessiren. Nur mit der Wahl des Titels seines Buches möchten wir mit dem Verfasser rechten, sonst können wir zur entsprechendsten Werthschätzung des Buches dessen Lectüre selbst aufrichtig empfehlen; sie wird dem Autor sicher viele neue Freunde gewinnen. A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bettelheim, Anton, Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Brandes, Georg, Dissolving Views. Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst. Uebersetzt von A. v. d. Linden. Leipzig, H. Barsdorf.

Darlington's London and Environs. London, Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. Ltd.

Flerowsky, N., Das A B C der socialen Wissenschaften. Die gegenwärtig westeuropäische Civilisation. Uebersetzung des Autors (aus dem Russischen) mit Ergänzungen. Leipzig, Hermann Haacke.

Führer, illustrirter, durch Dalmatien, längs der Küste von Albanien bis Korfu und nach den Jonischen Inseln. Mit 69 Abbildungen und 6 Karten. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Goldschmidt, Dr. phil. Ludwig, Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie. Hamburg, Leopold Voss.

Jacobi, E., Der Völkermord. 2. Auflage, 4.—6. Tausend. Dresden, C. O. Lehmann.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 14. 15. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Klein, Dr. Hermann J., Die Wunder des Erdballes. Allgemein verständliche Unterhaltungen über Entwickelung und Ergebnisse der physikalischen Erdkunde. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Kobell, Louise von., König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 10 und 11. München, Jos. Albert.

Kopenhagen, die Hauptstadt Dänemarks. Herausgegeben von dem dänischen Touristenverein. Berlin, Buchhandlung von A. Juncker.

Kritik. Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 168. Berlin, Dr. R. Wrede.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen herausgegeben v. H. Knackfuss. XXXIV. Lenbach. Mit 101 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— XXXV. Hubert und Jan van Eyck. Mit 88 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Kupferstichcabinet, Das, Nachbildungen von Werken der graphischen Kunst vom Ende des 15. bis zum Anfang des 19 Jahrhunderts. Herg. von Albert Fischer, Edler von Zickwolff und Willibald Franke. II. J. Heft 10. 11. 12. Berlin, Fischer & Franke.

Lassar-Cohn, Professor Dr., Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 3. Auflage. Mit 21 Abbildungen. Hamburg, Leopold Voss.

Litten, B., Es sah eine Linde in's tiefe Thal. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt.

Nordau, Max, Doctor Kohn. Bürgerliches Trauerspiel aus der Gegenwart, in vier Aufzügen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Pasig, Paul, Otto von Bismarck als Christ. Mit einem Bildnisse des grossen Kanzlers. Leipzig, Bernhard Richters Buchhandlung.

Schullerus, Adolf, Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Hermannstadt, W. Krafft.

Scipio, Rudolf, Der Advokat von Readersville. Erzählung aus Texas. 2. Aufl. Berlin, Albert Goldschmidt.

Theden, Dietrich, Der Friesenpastor. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Tolstoj, Leo, Reife Aehren. Betrachtungen, Gedanken u. Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Mit einer Lebensskizze des Verfassers, seinem Bildniss und einem Verzeichniss seiner in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke. Zürich, Karl Henckell & Co.

Walter, Gerhard, Soldatenliebe. Drei Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt.

Weber, Franz, Vom Webstuhl der Zeit. Vier Prosa-Dichtungen aus deutscher Vergangenheit. Dresden, E. Piersons Verlag.

Weitrich, Richard, Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbrunn. Eine ästhetisch-kritische u. socialethische Studie. Mit dem Bildniss des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weisser. Stuttgart, Strecker & Moser.

Wolkonsky, Fürst Sergei, Bilder aus der Geschichte u. Litteratur Russlands. Autorisirte Uebersetzung von A. Hippius. Basel, Friedr. Emil Perthes aus Gotha.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. II. Jahrgang 1898/99. Heft 5/6. Aug./Septbr. 1898. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulrici'sche Zeitschrift.) Im Verein mit Dr. K. Siebeck und J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. 1898. Band 112. Heft 2. August. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 87. — Heft 261.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1898.

22. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

December 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Maurice Maeterlinck.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilagen zu diesem Hefte
von

M. Maeterlinck

[illegible] Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Mona[illegible]

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVII. Band. — December 1898. — Heft 261.

Mit einem Portrait in Radirung: [illegible]

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.

M. Maeterlinck

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVII. Band. — December 1898. — Heft 261.

(Mit einem Portrait in Radirung: Maurice Maeterlinck.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Miß Anna-Belle.

Roman

von

Alfred von Hellmann.

— Dresden. —

(Schluß.)

Sechstes Capitel.

Der Inhaber des Edentheaters, J. J. Jackson, gehörte zweifelsohne zu den markantesten Bürgern von New-Orleans. Seine kurze, dicke Gestalt, ausschließlich im schwarzen Habit, mit dem Riesendiamanten im tadellosen Oberhemd, erfreute sich, namentlich in gewissen Theilen der Baumwollenmetropole, einer gewaltigen Popularität.

Originale werden ja leicht berühmt.

Jim Jackson aber war ein Original.

Desgleichen mußte das von ihm geleitete Institut als in seiner Art sehenswerth bezeichnet werden.

Bei verhältnißmäßigen Preisen bot er seinem Publicum allabendlich ein häufig wechselndes Programm von einem Dutzend verschiedener Nummern. Galt es, irgendwo in den Staaten der Union eine „Specialität" aufzutreiben, Jim war sicherlich so lange hinterher, bis die betreffende Persönlichkeit auf seiner Bühne erschien.

Das Edentheater blieb während des ganzen Jahres geöffnet, daher erklärte es sich auch, daß man in den Sommermonaten manchmal Sänger und Sängerinnen zu hören bekam, welche kein Sterblicher auf diesen Brettern vermuthet hätte.

Derartige Engagements waren dann allerdings wohl mehr das Verdienst der Agenten.

Die berühmte Schwedin Ingeborg Roesholm, deren glockenreine Coloratur damals die Welt entzückte, war auf einer Tournee durch die Vereinigten Staaten begriffen. Die Dame, welche nach Cuba wollte, machte in New-

Orleans kurzen Halt und ließ, da alle anderen Theater geschlossen, ahnungslos mit Jackson unterhandeln.

Dieser hörte eine Weile schweigend den eleganten Impresario der anmuthigen Künstlerin an und fragte dann zerstreut:

„Hat sie denn gerade Beine?“ . . .

Fassungslos starrte ihn daraufhin der Gefragte an und verschwand entsetzt.

„Big Jim“ hatte aber wieder einmal die Lacher auf seiner Seite.

Die am stärksten betheiligte Persönlichkeit soll sich übrigens schließlich am meisten über diese Verwechselung amüsirt haben.

Jackson kannte sein Publicum wie seine Westentasche.

„Meine Mädels,“ so äußerte er gelegentlich, „sollen gar nicht singen können, denn um eine wirklich gute Stimme zu haben, muß man — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — ein gewisses Alter erreicht haben . . . An meiner Bühne jedoch ist den Damen Alles erlaubt, außer alt zu werden!“

Gegen eine derartige Auffassung ließ sich natürlich Nichts einwenden. Jim war ein alter Fuchs.

Er ließ bescheiden dem großen französischen Theater, welches während des Carnevals seine Sterne aus Paris bezog, Ruhm und Lorbeeren, steckte aber dafür ebenso genügsam die vielen „greenbacks“ in seine weite Tasche. Der heutige Sonnabend bedeutete geradezu einen neuen Abschnitt in der Epoche des Edentheaters.

Die französische Oper der Stadt hatte Nichts mehr voraus.

Der geniale Jackson barg in der Brusttasche seines schwarzen Gehrockes ein Telegramm: Treffe heute 4 Uhr 17 Minuten ein. G.

Diesem „G“ mußte nun der kleine dicke Mann contractlich 500 Dollar pro Abend zahlen. Weil jedoch das Theater auf mehrere Tage hinaus so gut wie ausverkauft war, was in der momentan äußerst flauen Saison Etwas bedeutete, so hatte Jackson außer der eminenten Reclame, das „G“ zuerst nach New-Orleans gebracht zu haben, auch einen neuen pekuniären Erfolg.

Er hatte eben eine glückliche Hand, oder eine gute Nase — oder Beides.

Diese Thatsache bewies das Menschengewühl, welches vor dem buntfarbig illuminirten Gebäude entstanden war, als Wartenfels mit Branch die Treppe hinaufzugelangen versuchte.

Eine stattliche, den Knüppel rege schwingende Schaar Blauröcke bemühte sich unentwegt, einen schmalen Eingang offen zu halten.

„Ausverkauft, Gentlemen!“ brüllte ein riesiger Polizeimann verschiedene Male mit Stentorstimme.

Ein furchtbarer Halloh entstand.

Die beiden Ankommenden hielten ihre rothen Logenkarten hoch empor, und die höfliche Polizei knüppelte maschinenmäßig eine enge Gasse durch die schiebende und drängende Menge.

Große Placate bedeckten die Vorhalle.

Endlich hatte man sich in den riesigen Saal hineingearbeitet.

Derselbe war derartig vollgepfropft, daß jene sattsam bekannte Frucht thatsächlich kaum zur Erde gelangt wäre.

Der Vorhang war noch unten.

Er zeigte eine jugendliche, nackte Frauengestalt, welche sich unter einer Schaar von wilden Thieren anscheinend ganz wohl zu befinden schien.

In die weißen Glieder hatte man gefühllos das Guckloch eingeschnitten.

„Eva im Paradiese," erklärte Branch wichtig.

„Aha," machte sein Begleiter.

Wartenfels wurde von seinem Führer, welcher sehr orientirt zu sein schien, nach einer gut gelegenen Parterre-Loge geleitet, worin noch zwei Plätze frei waren.

Kaum hatten sich die Beiden niedergelassen, erhob sich unter den rauschenden Klängen eines viel gehörten Marsches der Vorhang.

Ein Glockenzeichen schrillte. . . .

Schlagartig schwieg die Musik und intonirte nach erneutem Klingelsignal den Walzer „La Gitana".

„Miß Maggie Gibson, internationale Lieder- und Verwandlungs-Sängerin und Tänzerin," stand auf dem überreich verzierten Programm.

Eine bildhübsche Blondine, mit enormen Boutons in den winzig erscheinenden Ohrläppchen, rauschte herein und begann zu singen.

Das Summen und Brausen der riesigen Menge erstarb allmählich.

Miß Gibson, welche sich angelegentlich mit einem prachtvollen weißen Nelkenstrauß beschäftigte, schien über ihren Gesang nicht minder erstaunt wie das Publicum.

Die in seltsamem Contrast stehenden herausfordernden Kinderaugen grüßten vergnügt in die Loge hinein, während der puppenartig aussehende Mund apathisch den Walzer trällerte.

Einige ironische Bravorufe ertönten.

Die großen Augen lachten erstaunt nach den Beifallspendern hin:

„Aber Jungens! . . . Ihr werdet doch nicht etwa ernstlich verlangen, daß ich singen kann? . . . Nur Geduld, bei mir kommt man schon auf die Kosten! . . .

Das Publicum schien offenbar für diese Augensprache verständnißlos.

Die Menschen waren außerdem heute ungewöhnlich erregt und kritisch.

Sogar vereinzeltes Zischen machte sich bemerkbar . . .

„Da! — Seht doch! — — Alle Wetter!!"

Alles blickte mit erhobenen Hälsen nach der Bühne.

Vermittelst einer geschmeidigen, ruckartigen Bewegung an der enggeschnürten Taille hatte die Blondine ihre lange grünseidene Robe in die Coulissen hineingeschleudert, — die Nelken waren vorangeflogen — und präsentirte sich im Seidentricot.

Eine Mandoline erklang . . . .

Zischend fiel elektrisches Blaulicht auf das tadellos gebaute, schimmernde Mädchen, welches im Fischercostüm ein neapolitanisches Lied sang.

Man war besänftigt.

Die große erregte Masse wurde wieder etwas friedlicher.

Als der Vorhang sich herabsenkte, applaudirten Einzelne, das Gros jedoch wies einige schüchterne da capo-Rufer energisch zur Ruhe.

Weiter! — Weiter! —

Undeduldig drängte man zur Hauptnummer.

Die Aufregung der Zuschauer nahm wieder zu.

Branch machte den Ingenieur auf die gegenüberliegenden Logen aufmerksam.

Dort saßen eine Anzahl junger Herren, mit blanken Cylindern, dicken Stöcken und großen rothen Nelkensträußen im Knopfloch.

Es war die jeunesse dorée der französischen Colonie, welche der Landsmännin applaudiren wollte.

Mit feierlich steifem Ernst schauten die blassen Gesichter blasirt aus den hohen Kragen heraus.

In einer Seitenloge saß der Chef der öffentlichen Ordnung mit einigen Baumwolle-Magnaten, denen das heutige Ereigniß ebenfalls des Kommens werth erschien.

Ihnen gegenüber funkelte aus dem Dunkeln der sogenannten Coulissenloge der Jackson'sche Riesendiamant, deren glücklicher Besitzer mit mehreren intimen, bekannten Geldleuten geheimnißvoll tuschelte.

In der Nähe des Haupt-Einganges entstand Lärm.

Es war einem starken Dutzend handfester Kerle geglückt, in den Saal zu gelangen.

Aufseher versuchten ihnen begreiflich zu machen, daß diesen Abend ein ausverkauftes Haus sei.

Die Burschen, zumeist Dockarbeiter mit Galgen-Physiognomieen, warfen jedoch ihren halben Dollar klingend auf den nächsten Tisch und weigerten sich, den Saal zu verlassen.

Ein halbes Dutzend Blauröcke eilte herbei.

Dadurch gereizt, mischte sich das Publicum in den Streit.

Eine tiefe Stimme schrie nach Musik.

Der Musikleiter, an derartige Vorkommnisse gewöhnt, fing das Stichwort auf.

Unter brausendem Gelächter erklang der Yankee-Doodle.

Inzwischen war es verhältnißmäßig schnell gelungen, die Ruhestörer wieder hinauszudrängen.

Einige baumlange Polizisten besetzten den Eingang.

„Das giebt heute noch 'was!" versetzte Branch.

Jene Unruhe und Bewegung, welche vor einem außergewöhnlichen

Ereigniß unter erwartungsvollen Zuschauern zu herrschen pflegt, begann sich eindringlicher zu zeigen.

Die Gardinen rauschten wieder in die Höhe.

Eine ganze Fluth von jungen netten Dingern, in weiten plissirten und bebänderten Tanzröcken kam, sich an den Händen haltend, lächelnd auf die Bühne gesprungen.

Die Musik spielte einen originellen Tanz, dessen Tempo stetig zunahm.

Ein Gewirr von Spitzen, Bändern und Rockfalten, aus denen seidige Beine herausgeschleudert wurden, begann.

Es war eine wirksame Reclame für Frauen-Négligé.

Korkenzieherartig bewegten sich die tactmäßig geworfenen Beine der Tänzerinnen bald nach rechts, bald nach links.

Die Herren in den Logen stießen animirend ihre Stöcke nach dem Tacte auf.

Das gefiel.

Ein allgemeines rhythmisches Stöckestampfen und Händeklappen entstand.

Endlich endete der Tanz.

Tobender Applaus . . .

Die glühend erhitzten Mädchengesichter neigten sich dankbar lächelnd.

Kleine Blumensträuße fielen in weitem Bogen auf die Bühne.

Ein farbiger Diener sammelte dieselben eilig auf.

Mehrere beklatschten ihn dafür.

Der Mensch grinste in's Parterre hinein.

„Scheer Dich zum Teufel!“

Gelächter. . . .

Die Unruhe wuchs . . .

Die nächste Nummer wurde aufgezogen.

Auf einmal stürmischer Halloh! . . .

Von der Galerie herunter ertönte klagend der weinerliche gedehnte Ton einer Kindertrompete.

Momentanes Aufhorchen . . .

Alles blickt suchend empor . . .

Da! — Noch einmal weinte es klagend herab . . .

Unendlicher Jubel.

Ein dicker Polizist keuchte die schmale Treppe hinauf.

Die tiefe Stimme rief wieder nach Musik . . .

Begeistertes Händeklatschen.

Das helle Glockensignal klang zweimal durch den weiten Raum.

„Ruhe! — Musik!“ — Lachen!

Zwei Minstrels traten auf.

Mit quakender Stimme sangen die schwarzgefärbten, breitmäuligen Burschen ein Negerlied zum Banjo und begannen sich bald darauf zu maulschelliren.

Das war alt.

Man zischte die armen Teufel einfach hinaus.

Die Kindertrompete klagte aus einer anderen Ecke. . . .

„Schmeißt doch den Kerl endlich 'raus!"

Zwei Männer wurden oben handgemein.

Ein fürchterlicher Scandal brach los.

Schwere, dumpfe Schläge polterten an der Eingangsthür.

Die Musik, welche sofort zu spielen anfing, drang kaum noch durch.

Ab und zu hörte man durch den Lärm das scharfe Geschmetter der Blasinstrumente.

Die folgenden Piecen wurden eigentlich mehr vom Publicum gespielt.

Der Saal wurde zur Bühne; die Rollen waren vertauscht.

Die Situation wurde bedenklich.

Auf einmal erhob sich ein riesiger Mann im Parterre und rief mit vor Aufregung heiserer Stimme:

„Drei Hurrahs für Katie Macdonald!"

Im nächsten Moment echote die erregte Menge salvenartig:

„Hip, Hip — Hurrah!!"

Dazwischen brüllte man den Namen der populären Tänzerin.

Branch sah den Ingenieur lächelnd an.

Der Polizeivertreter machte eine ungeduldig fragende Kopfbewegung nach der Coulissenloge hinüber.

Jackson bog sich weit vor, sah in die Coulissen hinein, worauf er mehrere Male bejahend seinem Gegenüber zunickte.

„Jetzt geht's los!" wisperte Branch nervös.

Groß und deutlich erschien endlich, von ohrenzerreißendem Gebrüll und schrillem Pfeifen begleitet, die ersehnte Nummer 12.

Der Zettel verhieß fettgedruckt:

„Zum ersten Male! Sensationelle Tanz-Concurrenz zwischen Miß Katie Macdonald, dem Stern des Südens, und Mlle. Eugenie Gouleuse vom „Jardin de Paris"!"

Der Manager des Eden-Theaters, Mr. A. A. Pock, trat vor die Lampen und sprach nach einem besorgten Blick auf die Galerie, unter nunmehr ganz seltsamer Stille, folgende Worte:

„Gentlemen!

Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß Mademoiselle Eugenie Gouleuse, welche soeben direct von Paris hier eingetroffen ist," — anerkennender Applaus aus der Coulissenloge — „jetzt debütiren wird.

Es wird ein Concurrenz-Tanzen stattfinden zwischen Miß Katie Macdonald —" frenetischer Applaus zwang den Redner, inne zu halten — „zwischen Miß Katie Macdonald," repetirte der Manager mit erhobener Stimme, „und Mademoiselle Eugenie Gouleuse!"

Heftig pochten die dicken Stöcke in den Logen, und eine breithändige Claque arbeitete verzweifelt bei Nennung der Französin.

„Gentlemen!" suchte sich Mr. Porck wiederum verständlich zu machen, „ich bitte Sie dringend, die Vorstellung nicht zu unterbrechen!"

Diese Ermahnung begleitete ein erneuter prüfender Blick auf die dichtgepreßte bunte Menge, welche die hohe Galerie beängstizend füllte.

Der Manager trat mit kurzer Verneigung zurück.

Ein durchdringender Trompetentusch . . .

Langsam rollte der Vorhang hinauf.

Aus einer rechten Seitencoulisse trat Katie Macdonald heraus.

Demonstrativer, nicht endenwollender Beifall und Zuruf empfing den Liebling des Publicums.

Die Insassen der Logen standen auf und bombardirten die schöne Amerikanerin mit radgroßen, langbeschleiften Bouquets und Kränzen.

„Wie gefällt sie Ihnen?" fragte Branch triumphirend.

„Sehr gut," gab Wartenfels zurück.

„Das wahre Modell!" ergänzte ein begeisterter Nachbar unter seinem großen Opernglas hervor.

Das war auch in der That der Typ einer amerikanischen Tänzerin.

Jung, schlank gewachsen — beinahe überschlank, mittelgroß, nervig, rassig und — äußerlich — kühl.

So stand die famose Erscheinung leicht vornübergeneigt mit einem kleinen nervösen Lächeln, das Ende der spontanen, geräuschvollen Kundgebungen abwartend.

Inzwischen blickten die glänzenden Augen gelassen in den Tumult hinein.

Endlich hatten sich die Ovationen gelegt.

Der Capellmeister klopfte.

Katie Macdonald warf mit kurzer, energischer Bewegung die langgewellten braunen Haare hintenüber und begann einen Jig zu tanzen. Leise assistirte die Capelle der Tänzerin.

Mit den kräftigen, gutgeformten Füßen, welche bald auf der Spitze, bald mit dem Absatz über den Boden glitten oder klopften, die Hände fest in die biegsamen, sich elegant drehenden Hüften gestemmt, tanzte die Künstlerin mit verblüffender Leichtigkeit den äußerst schwierigen Nationaltanz. Das weiche Gewand legte sich bei den temperamentvollen Bewegungen fest an den schlanken Körper des Mädchens, dessen anfänglich blasses Gesicht allmählich eine leise Röthe überzog.

Das Tempo wurde schneller.

Die Bewegungen blieben jedoch stets leicht, elastisch und anmuthig.

Wirbelnd flogen die feinzeknöchelten Füße zum Schluß-Trick durcheinander.

Athemlos blickte Alles auf die Bühne.

Man hörte das Klappern der leichten Absätze.

Der Dirigent klopfte ab.

Schmetternd verstummte die Musik, und ruhig lächelnd, in beiden Händen mühsam einen Theil der zugeworfenen Blumen haltend, neigte sich das blühende Geschöpf wieder und wieder vor der beifalltosenden Menge.

Die Bühne war leer.

Majestätisch rauschte die Marseillaise durch den Saal.

Man erstieg Stühle und Tische.

In den Logen der französischen Colonie wurden Blumen-Arrangements von Riesen-Dimensionen sichtbar, und mächtige blau-weiß-rothe Atlasschleifen breiteten sich demonstrativ über die Logenbrüstungen.

Repräsentirte doch die Erwartete an diesem Abend in den Augen der Spender die glorreiche Schwester-Republik!

Noch immer brausten die herausfordernden Klänge der französischen Nationalhymne.

Ein Herr in Wartenfels' Nähe brummte:

„In der That eine recht passende Gelegenheit für dieses historische Lied!"

Es sollte noch besser kommen.

„Vive la France!" schrieen einige Dutzend.

Da war sie endlich.

Mit schnellem Schritt, ein triumphirendes Lächeln auf den stark geschweiften Lippen, erschien Eugenie Gouleuse.

Tiefes Schweigen.

„Well! — die ist nicht so übel!" kam es endlich in überzeugendem Brustton aus der unbeweglichen Masse heraus.

Eine Lachsalve lohnte dem Enthusiasten.

Die Französin schien begriffen zu haben.

In die Fingerspitzen hauchte sie einen leichten Kuß, den alsdann ihre vollen weißen Arme mit liebenswürdiger Geste in das Parterre hereinwarfen; der hochfrisirte rothblonde Kopf neigte sich dankend seitwärts, und ein verbindliches Lächeln ließ weiße Zähne zwischen starkrothen Lippen schimmern.

Immer noch die Marseillaise . . .

Blumen-Massen wurden hinaufgereicht.

Mit instinctivem Griff riß die Gouleuse die Sternenbannerschleife aus einem riesigen Blumenkissen heraus und befestigte selbige geschickt auf der Tricolore, welche die weißseidene Taille breit umschlang.

Das war bemerkt worden.

Kräftig schallende Hurrahs quittirten den Coup der Debütantin.

Mit einem Schlage hatte sich das pikante Weib ihre Position gemacht.

Jauchzend und rauschend erklang ein Fandango.

Jetzt galt es!

Die Tänzerin machte ein paar langsame Schritte rückwärts, strich den weit abstehenden, knisternden Seidenrock zurecht, griff ein Paar Castagnetten und begann mit elektrisirender Verve den spanischen Tanz. Geschmeidig

den Oberkörper auf das tiefgebeugte Knie zurücklegend, bog sich das prachtvoll gebaute Geschöpf mit eminenter Leichtigkeit nach den Klängen der fascinirenden Weise, während ihre schloßweißen Arme mit schlangenartigen Bewegungen die Castagnetten führten.

Aus den langbewimperten halbgeschlossenen Augen kamen sengende Blicke. Und diese Blicke zündeten!

Sie rüttelten die blasirten Lebemänner in den Logen aus ihrer Apathie und schufen heraufgleitend auf den blöden Gesichtern der dichtgepreßten Galeriebesucher ein verlangendes Grinsen.

Alle Teufel! — Das war ja ein verdammtes Weibsbild!

Die Hitze wurde schier unerträglich.

Auf einmal sprang mit halblautem Krach die mächtige Eingangsthür nach innen auf.

Unter betäubendem Johlen, die machtlos knüppelnden Polizisten einfach mitnehmend, preßte sich ein wüster, größtentheils betrunkener Haufe in die bereits gefüllte Halle hinein. Hinter diesem Vortrupp gewahrte man, den Vorraum füllend, bis auf die Straße hinaus, Kopf an Kopf, Hunderte, Tausende von Neugierigen, bemüht, den Vorangegangenen zu folgen.

Ein entsetzlicher Spectakel brach los.

Im Nu war Alles vorn handgemein.

Der Riesendiamant funkelte unruhig in der Coulissenloge.

Eine förmliche Schlacht hatte sich, immer noch um sich greifend, entwickelt.

Jackson überflog mit abwägenden Blick den wahnsinnigen Tumult. Dann richtete er sich plötzlich straff in die Höhe und rief mit wuthbebender Stimme: „Vorhang 'runter!!"

Erschreckte Gesichter blickten verstört aus den Soffiten heraus.

Noch einen Moment sah man die wie erstarrt im Vordergrund gebliebene Französin, unter der Schminke erblaßt, mit murmelnden Lippen, ihre steingeschmückten Hände fassungslos auf die Brust gepreßt, die runden Augen aufgerissen — dann fiel die prasselnde Eisenmasse schwer herab.

Gleichzeitig wurden die Logenthüren aufgestoßen, und Jackson erschien an der Spitze einer Handvoll Polizisten.

„Schnell hier heraus, Gentlemen! — Den Gang entlang zum Noth-Ausgang!"

Zögern war jetzt bereits gefährlich.

Alles stolperte durch den engen, ziemlich finsteren Corridor den Polizisten nach; eine kleine, niedere Thür flog auf, und in wenigen Secunden befand man sich auf einer ruhigen Seitenstraße.

Ueberall wildes Geschrei, erst gedämpft, bald näher kommend.

Vereinzelte Schüsse fielen.

Steine flogen in klirrende Fenster.

Es war wie eine Revolte.

Wartenfels und Branch hatten sich untergefaßt.

Polizisten stürzten sich knüppelschwingend, einer hetzenden Meute gleich, zum Hauptportal.

„Famose Leute, diese amerikanischen Polizisten!" rief Wartenfels bewundernd.

„Und gegen was für Gesindel!" antwortete sein Begleiter. „Sehen Sie mal diese Bande an, Wartenfels! — Dockarbeiter, Kohlenzieher, Matrosen von aller Welt, Hafenschlepper — lauter Kerle, die auf ein Menschenleben pfeifen."

Die Freunde faßten allmählich gegenüber der Eingangshalle Posto.

Die Polizei hatte soeben bedeutende Verstärkung bekommen.

Man hieb jetzt Alles unbarmherzig aus dem Theatergebäude heraus.

Getragen von einer Riesenwoge von Menschenleibern, kaltblütig allen Hieben und Püffen so gut wie möglich ausweichend, schwamm, wie ein Kork auf reißendem Wasser — der unvermeidliche Jonathan Knox.

Siebentes Capitel.

Anna-Belle saß im Reitanzug in einem Schaukelstuhl, der durch ihre Fußspitze in gleichmäßiger Bewegung gehalten wurde.

Die hohen Spiegelscheiben waren weit geöffnet, und ein leichter Morgenwind strich über die prächtigen Haarflechten, welche englisch geknotet unter dem Strohhut hervorglänzten.

Anna-Belle liebte diese frühen Morgenstunden ausnehmend.

Im Hause war zu dieser Zeit noch Alles still; und der Charakter des jungen Mädchens bedurfte entschieden tagsüber eines kurzen Alleinseins.

Annie nannte das ihre Sammlung.

Diese „Sammlung", welche gewöhnlich in dem leise wiegenden Schaukelstuhl vor sich ging, bestand in einer Art Reflexion der Begebenheiten vorangegangener Tage, woran sich ein ungefährer Plan für die kommenden Stunden anschloß. Ihre Zeit so gänzlich ziel- und zwecklos nur mit geselligen Zerstreuungen nebst dem unvermeidlichen shopping zu füllen, genügte der tiefer und sehr gründlich angelegten Eigenart Annies nicht.

Auch diejenigen Herren, welche sich der reichen Erbin naturgemäß bei Bällen und anderen Gelegenheiten mit sieggewohntem Flirt nähern wollten, wurden schnell inne, daß man dieser jungen Dame gegenüber ziemlich fest im geistigen Sattel sitzen müsse. Annie, im Allgemeinen die personificirte Liebenswürdigkeit, hüllte sich manchmal in eine eigenthümliche Wortkargheit, welche schon anerkannten Löwen des Salons unbehaglich gewesen war.

Dadurch gelang es übrigens der Vielumworbenen, das Gros ihrer Verehrer abzuschrecken und dafür einen kleineren, aber sehr getreuen Freundeskreis um sich zu versammeln. Gleichgesinnte kamen im Laufe der Zeit hinzu, und bald hatte sich ohne feste Verabredung ein Cercle gebildet, der

in der New-Yorker Gesellschaft den gänzlich unzutreffenden Namen Les Blasés erhielt. Da man sich aber in dieser Vereinigung anscheinend nicht langweilte, begehrte Mancher Einlaß, obgleich die Thür eigentlich garnicht verschlossen war.

Man stritt nun hin und her, bis endlich bei einem großen Diner der upperten die offene Frage aufgeworfen wurde, was man wohl anstellen müsse, um auch ein Blasé zu werden.

Ein bekannter Advocat gab folgende sarkastische Erklärung ab:

„Ganz einfach! Paris und London kennen wie die fünfte Avenue. — Einen van Dyk nicht mit einem Rubens verwechseln. — In der Litteratur, namentlich in der neuen französischen, bewandert sein . . . Gute Musik entweder selbst machen oder anhören können. — Einen Gobelin von einer Sackleinewand unterscheiden . . .“

„Ist das Alles?“ unterbrachen die gespannten Zuhörer.

„Und der Sport?“ warf Jemand vorwurfsvoll ein.

„Der Sport,“ erklärte der Redner, „wird selbstverständlich gehegt und gepflegt.

Man besitzt beispielsweise eine erstklassige englische Meute, und der Master der Blasés hat neulich einige Hindernisse gebaut, welche mehreren englischen Gästen zu steif waren.“

Letztere Erklärung beruhigte die Gemüther sichtlich.

Die Fuchsjagden waren gerade überall in vollem Gange.

Auch Annie wollte heute ein Jagdpferd reiten, welches noch nicht lange in ihrem Besitz war und wegen seines Temperaments gewöhnlich zu schaffen machte.

Eine Uhr schlug mit durchdringendem Klang.

Anna-Belle schreckte empor.

Die Sammlung war schon wieder vorüber.

Das junge Mädchen reckte sich schnell zur schlanken Höhe empor, griff mit kurzer Bewegung nach dem Reitrock und schritt die Treppe hinab.

Eilig kam der Groom mit den Pferden herbei und hob Miß Anna-Belle leicht in den Sattel herauf.

Darauf wartete er eine kleine Weile, um alsdann langsam der jungen Dame zu folgen. — — —

Annie war ein äußerst feinfühliger Mensch.

Diese Sensitivität gab ihr auch eine große Sicherheit zu Pferde.

Mit instinctivem Gefühl stellte sie, kaum im Sattel, jene unerläßliche Verbindung zwischen Mensch und Thier her, welche sie befähigte, schwierige Pferde fast mühlos reiten zu können.

Die junge Reiterin hob sich kerzengerade im Sattel und athmete aus voller Brust den erquickenden Geruch, der dem pflanzenreichen Park entströmte.

Die breiten Reitwege waren noch ziemlich leer, Damen unsichtbar.

Mit ungemeinem Verständnisse begann nun Anna-Belle das fortwährend courbettirende Pferd zu beruhigen und zu arbeiten.

Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit kaute sich der immer ruhiger werdende starke Goldfuchs unter der weichen Hand schaumig ab.

Da glitt allmählich ein langer Schatten neben die Reiterin, und eine sonore Stimme sprach:

„Bravo, Miß Andrew!“

„Guten Morgen, Kapitän!“ grüßte Annie lächelnd, ohne die Augen von ihrem Pferde zu wenden.

„Macht er Ihnen Mühe?“

„Oh!“

„Er geht ja schon wundervoll!“

Annie lachte.

„Wird er Ihnen denn nicht zu heftig?“

Annie lachte wieder und schüttelte den Kopf.

Der mächtige Fuchs trat nunmehr ruhig und gleichmäßig.

„Voilà la Baronne Dugand,“ murmelte Kapitän North mit einem Male. —

Anna-Belle ließ dem Pferde augenblicklich lange Zügel und klopfte dasselbe, weit nach vorn gebeugt, belobend ab.

Als sie wieder aufblickte, war die Baronin schon an ihrer Seite, mit eigenthümlichem Tonfall rufend:

„Störe ich?“

Darauf kam eine unsinnig kleine Hand zu Annie herüber, und eine stark nervöse Stimme rief:

„Guten Morgen!“

Annie übersah die kokett ausgestreckte, weißbekleidete Hand, erwiderte aber fröhlich den Morgengruß.

Ihr Begleiter wandte sich, den Strohhut verbindlich lüftend, zu der Angekommenen.

In diesem Moment erhielt der zierliche Schimmel von der winzigen Hand einen derartigen Riß mit dem Gebiß, daß er lanzirend mit seiner Reiterin davon ging.

Die Zurückbleibenden sahen sich unwillkürlich an.

Beide schwiegen.

Die Pferde schnaubten und schleuderten weißliche Flocken empor.

Ein warmer Erdgeruch stieg aus dem lockeren Reitweg herauf.

Gemächlich lief ein buschiges Eichhörnchen über die Allee.

Anna-Belle machte eine Wendung im Sattel.

„Halten Sie mich für prüde?“

„Bewahre, dazu sind Sie doch zu gescheidt!“

„Sehen Sie, Kapitän North, die Baronin will anscheinend nicht bemerken, daß mich ihre Gesellschaft compromittiren muß. Bei jeder Gelegen-

heit weiche ich aus; gegen meine Ueberzeugung lasse ich mich auf keinen Fall zwingen. Ich kann doch nur Jemandem die Hand reichen, den ich achte. Das Gefühl von Achtung kann man aber doch wohl kaum für Madame Dugand empfinden. Außerdem . . .

Ach lassen wir lieber das außerdem . . ."

Anna-Belle strich ein paar Male mit dem Reitpeitschengriff das Haar zurecht.

„Glauben Sie mir, ich brüskire wirklich sehr ungern einen Menschen; aber was soll ich thun? — Die Baronin macht es doch jeder Dame der Gesellschaft einfach unmöglich, mit ihr zu verkehren.

Sie waren ja übrigens neulich zum Diner bei ihr.

Wie geht es denn dort zu?"

„Mein Gott," antwortete achselzuckend der Gefragte, „die Menage ist tout à fait grand genre, großartig montirt, dabei sehr correct, raffinirt geschmackvoll.

Das Louis XVI. Boudoir der Hausfrau allein sehenswürdig. Der Bottler früher beim Prinzen von Wales, der Koch soll mal beim Zaren gewesen sein, . . ."

„Und der Baron?" warf seine Zuhörerin dazwischen.

„Der Baron? — Immer in Europa. Momentan in Paris mit Speculationen beschäftigt. — Was weiß ich? — Das Hotel der Dugands in Paris soll noch schöner sein als das hiesige. Die Leute müssen ja enorme Mittel besitzen. — Fürchterliches Geld," wiederholte der Kapitän lauter und schlug heftig mit seinem Reitstock in einen Schwarm Mosquitos hinein.

„Waren Damen dort?"

„Nein."

Das Gespräch stockte.

Anna-Belle ritt dicht an den Kapitän heran und fragte langsam:

„Hätten Sie ihr die Hand geschüttelt?"

„Ich? — Sie meinen an Ihrer Stelle?"

„Natürlich!"

Mr. North schwieg.

„So antworten Sie mir doch, Kapitän North!"

In diesem Augenblick hastete mit frohem Gelächter eine Cavalcade hellgekleideter junger Herren, Harry darunter, an dem Paar vorüber. Harry blickte zurück und riß dann seinen Pony zu ihnen hinüber.

„Halloh, Annie, — Halloh, Kap'tän! — Wir wollen noch nach den Grounds. — 's ist zwar schon höllisch spät!"

Der Pony wollte seinen Kameraden nach, fing an zu bocken und auszuschlagen, wobei er noch Zeit genug fand, kurz hinter einander zu steigen.

„Ruhig, Teufelsbestie!" knirschte Harry und drehte sich mit seinem kleinen Gaul blitzschnell im Kreise.

„Vorwärts doch, Harry!" rief Annie dem Bruder zu.

„All right!" schrie es zurück, und bald sah man nur noch einen hellen Fleck zwischen den Bäumen schimmern.

Die Beiden waren mittlerweile zu einer Lichtung gekommen, wo sich vier Wege gabelten.

Die junge Dame hielt langsam ihr Pferd an; ihr Begleiter hing seinem Thier die Zügel weit über den Hals und entzündete eine Cigarette.

„Sie glauben garnicht, Miß Andrew," haftete North plötzlich heraus, „wie charmant die Baronin neulich wieder war! . . Sie ist ja selbst für unsere ziemlich laxen Begriffe ausnahmsweise frei, zugegeben, aber Alles in einer derartig drolligen, ehrlichen Manier, so amüsant und so ganz Original, daß wir alten Burschen — junge Leute sieht man selten dort — ganz närrisch wurden.

Wenn die junge Frau ihre Geschichten erzählt" — — — Der Kapitän blies nachdenklich den blauen Rauch in die Luft. „Well, ich finde, die Sprache macht ja auch ungeheuer viel dabei. Eine Französin kann unbesorgt Dinge erzählen, die beispielsweise bei einer Amerikanerin einen ganz anderen Effect machen würden. Die Französin sündigt liebenswürdiger."

Anna-Belle mußte lachen.

„Sie lieben Paris noch immer schwärmerisch?"

„Gewiß! — Paris ist für mich der Inbegriff einer selbstverständlichen, althergebrachten, geschmackvollen Eleganz. Man findet dort noch überall jenes schwer zu definirende cachet, welches man in anderen Großstädten vergeblich sucht."

„Die jungen Mädchen dort haben doch eigentlich wenig Freiheit," warf Annie ein.

„Wenigstens kann man mit den unverheiratheten Damen der Gesellschaft nicht so ungestört und gemüthlich plaudern, wie wir Beide das momentan glücklicherweise dürfen. Es ist doch wohl für beide Theile kein großes Compliment, daß man den geselligen Verkehr unter vier Augen drüben nicht sanctionirt. Da ist es schon besser bei uns, meinen Sie nicht?"

Annie blickte langsam zu den Bäumen empor.

„Ach ja, — hier."

„Nun, Miß Andrew, über ihre Stellung im Leben kann sich die Amerikanerin doch nicht beklagen!"

„Mein Gott, lieber Kapitän, ich beklage mich wahrhaftig ganz und gar nicht. Im Gegentheil! — Ich merke immer wieder in Europa, dem Lande der Civilisation, wie dankbar wir amerikanischen Frauen im Grunde unseren Vätern, Brüdern oder Gatten — Annie lächelte — sein müssen. Ich betrachte die Frauenfrage auch von einem völlig verschiedenen, rein persönlichen Standpunkt . . .

Wissen Sie, was ich möchte? — Ich möchte ein paar Jahre frei und unabhängig, so gewissermaßen incognito, in der weiten Gotteswelt

herumspazieren, ohne chaperonnirt zu werden und ..." Anna-Belle setzte sich im Sattel zurecht und blickte ihren Begleiter an.

Jener hörte aufmerksam zu.

„Eigentlich ist doch Alles Unsinn, Mr. North!"

„Bei Jupiter, Miß Anna-Belle, unser ganzes gesellschaftliches Leben ist ein einziger großer Unsinn!"

Beide sahen sich an und lachten im besten Einverständniß wie zwei gute Kameraden.

Anna-Belle sah nach der Uhr und äußerte bedauernd:

„Ich muß zurück. — Kehren wir um?"

Kaum hatte man die Pferde gewendet, wurde die Baronin Dngand in Begleitung eines Herrn sichtbar.

Man begrüßte sich beim Passiren verbindlich; die Baronin sah sehr blaß aus.

„Wer war denn jener Herr?"

„Das ist Mr. Hellieux."

„Ein Freund von Ihnen?"

„Ich kenne ihn eigentlich hauptsächlich vom Club, er spielt extravagant hoch Poker, schießt wie ein Kunstschütze und ist momentan enfant gâté bei der Baronin.

„Der Herr ist wohl kein Amerikaner?"

„Er ist Creole."

„Wollen wir traben?" fragte Anna-Belle, welcher der Fuchs auf dem Heimwege wieder mehr zu schaffen machte.

„Ich habe thatsächlich noch keinen englischen Vollblüter gesehen, der so traben kann," bemerkte Mr. North, nachdem er eine Weile die prachtvolle Action des Fuchses bewundert hatte. Der könnte jedes Trabrennen gewinnen. Hat er Ihnen nicht zu viel Temperament?"

„Durchaus nicht!" rief Anna-Belle mit lachenden Augen. Ich finde es so wohlig, sich einmal tüchtig durchschütteln lassen zu können, man fühlt sich nachher so frisch und bekommt Nerven wie Stricke.

„Sind Sie denn nervös, Miß Andrew?"

„Heutzutage ist doch eigentlich Jeder etwas nervös. Finden Sie nicht? So, jetzt können wir nach der Allee herunter galoppiren. Wollen Sie?"

In langem geräumigen Canter ritten sie schweigend neben einander und waren bald inmitten einer zahlreichen Reitgesellschaft, zu der sich auf allen Straßen und Nebenwegen neue Erscheinungen gesellten.

Ganz New-York schien heute im Sattel zu sein.

Die Damen durchweg mit natürlichem, sportlichem Sitz, der die Amerikanerin kennzeichnet, die Reiter nur selten schöne Bilder bietend, aber dafür in rasender Gangart. — Nur vorwärts!

Hier verabschiedete sich North.

Annie wollte eben in die Fünfte Avenue einbiegen, da kam der Kapitän nochmals zurückgetrabt und äußerte nicht ohne Befangenheit:

„Verzeihung, Miß Andrew, für einen alten Bekannten."

Anna-Belle blickte fragend auf.

„Seien Sie, bitte, vorsichtig mit der Baronin. Ich möchte Sie mit Dugands — ich spreche natürlich nur von ihr — nicht direct verfeindet sehen. Eine Frau, die va banque spielt — und das thut die Baronin anscheinend jetzt — ist selten ungefährlich . . ." Plötzlich unterbrach er sich und gab der jungen Dame mit spontaner Herzlichkeit die Rechte, welche einen leichten Druck erhielt.

Annie sah ihm einen Moment mit den großen dunklen Augen in sein Gesicht, nickte ihm freundlich zu und trabte nach Hause.

Hinter ihr klapperten Hufschläge.

Anna-Belle drehte sich schnell um.

Es war ihr Groom.

Achtes Capitel.

Der Winter war in diesem Jahre frühzeitig gekommen. Seit einigen Tagen herrschte ein, selbst für die klimatischen Verhältnisse des Landes, abnormes Schneetreiben, welches schließlich am Morgen des fünften Tages die Bewohner der Stadt zur unfreiwilligen Haft in ihren Häusern verurtheilte. Man konnte effectiv nicht mehr zur Hausthür heraus.

Polizei, Militär, Feuerwehr und eine internationale Armee von schleunigst organisirten Arbeitern war derartigen Schneemassen gegenüber zunächst machtlos. Zwölfspännige Schneepflüge, welche bei lodernden Fackelschein einen grotesken Anblick boten, versuchten immer wieder vergeblich, in den Straßen eine Art Passage herzustellen. In wenigen Stunden lag Alles wieder verschneit hinter ihnen. Der Blizzard*) tobte weiter.

Endlich sprang der Wind herum, und eine dunstige Sonnenscheibe versuchte zum Vorschein zu kommen.

Alles athmete auf.

Mit verdoppelter Eile, wenn möglich, begab sich die Geschäftswelt wieder an die Arbeit, um in fieberhafter Thätigkeit die verlorenen Riesensummen einzubringen und „Geld zu machen".

Die Telegraphen, welche wiederum functionirten, wurden bestürmt.

Kaufleute, Börsenmänner, Politiker, Agenten, Makler und Speculanten hasteten mit aufgeregten Gesichtern und lautem Rufen in den Straßen der unteren Stadt durcheinander.

Endlose Wagenzüge mit Frachten aus allen Welttheilen reihten sich,

---

*) Besonders starker Schneesturm.

vom Hafen kommend, zu schier endlosen Colonnen aneinander. Die Börse, die officiellen Bureaus der Stadt waren überfüllt — New-York arbeitete wieder.

Im Andrew'schen Hause saß die Familie in behaglicher Stimmung um das Kaminfeuer herum beim fife o'clock.

Mr. Andrew war vor wenigen Wochen aus dem Süden zurückgekehrt und hatte die erfreulichsten Nachrichten von den Plantagen mitgebracht. Harry hatte den Vater auf seiner Reise begleitet und sich während dieser Zeit außerordentlich nützlich gemacht.

Es war auch schon vor jener Excursion eine nicht unbedeutende Veränderung bei dem jungen Manne zu bemerken gewesen. Erschien doch Harry wieder unaufgefordert auf dem väterlichen Bureau und erledigte gelegentlich einige ihm übergebene Aufträge mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit.

Es schien thatsächlich, als sei seine Zeit gekommen.

Das Andrew'sche Blut, welches seit Generationen eine zähe, speculative Männerrasse producirte, der unermüdliches Schaffen zum directen Lebensbedürfniß geworden war, hatte jetzt auch bei Harry siegreich durchgeschlagen. Zwischen Vater und Sohn hatte sich in Folge dessen ein erquickliches Verhältniß gebildet, und der alte Herr übertrug seinem Sohne allmählich den größeren Theil der Privatgeschäfte, welche bisher langjährige Angestellte besorgen mußten.

Das Familienhaupt erzählte soeben den von ihren Zeitungen aufblickenden Damen von einem durch Harry vermittelten Baumwollen-Coup. Sodann kramte der heute ungewöhnlich Gesprächige in einer Anzahl Briefe herum und fuhr fort:

„In nächster Zeit werden wir, denke ich, eine Anzahl Bekannte hier haben. Peddleton, den wir übrigens erstaunlich frisch und jung vorfanden, — fandest Du nicht, Harry? — kommt mit Mr. Wartenfels übermorgen hierher. Außerdem schreibt mir hier" — der Erzähler suchte emsig unter den Papieren — „Lord Welton von London aus, daß er voraussichtlich mit dem Dienstag-Steamer, das wäre also gerade heute über acht Tage, in New-York ankommen will. Wünscht Jemand seinen Brief?" fragte Mr. Andrew, über den Kneifer zu seinen Damen herüberblickend.

Seine Gattin erhob sich ein wenig aus ihrem tiefen Fauteuil, streckte die reich beringte Hand nach dem Schreiben hin und las mit lebhaftem Interesse.

Die beiden Herren standen auf und gingen nach dem Billardzimmer zur Partie und Cigarre.

Annies Mutter faltete den Brief in das Couvert zurück.

„Ich freue mich wirklich, daß wir Lord Welton wieder einmal zu sehen bekommen!"

„Ich auch," gab die Tochter unbefangen zurück.

Mr. Andrew warf einen schnellen Blick zu der Tochter herüber, welche die Zeitung wieder aufgenommen hatte.

„Ob der Lord dieses Mal längere Zeit in New-York verweilen wird . .?"

„Schreibt er Nichts darüber, Mutter?"

„Nichts. — Er will wieder nach Rio zu seiner Schwester, welche er zärtlich zu lieben scheint . . . Er ist sicherlich ein sehr guter Bruder . . . Meinst Du nicht, Annie?"

„Sicherlich."

Mrs. Andrew stand etwas schwerfällig auf und kam zu dem jungen Mädchen.

„Dir scheint also Lord Welton jetzt sympathisch, Annie . . ."

„Das war er mir eigentlich stets, Mutter," — Annie legte die Zeitung zur Seite — „ich finde, Welton hat etwas Einfaches, Natürliches — so ganz ohne Pose, trotzdem man ihn doch hier wie überall in seltener Weise feiert."

Mrs. Andrew nickte in vollem Einverständniß und beschloß eine kleine Sondirung.

„Nun, Annie, wenn Dir der Lord aber so gut gefällt, wie Du mir doch soeben sagst, dann begreife ich wirklich nicht . . ."

„Ach Gott, liebste Mutter," fiel Anna-Belle hastig in ihre Rede, „mir gefallen in den hiesigen Gesellschaften und auch in Europa mehrere Herren recht gut. Der Verkehr mit meinen besten Bekannten würde reizlos werden, wenn ich immer den Gedanken haben müßte: Will mich dieser Herr heirathen oder nicht . . ."

Mrs. Andrew zuckte ungeduldig die Achseln.

Diese directe, fast schroffe Ablehnung verdarb ihr die ganze Laune.

„Himmel!" rief plötzlich das junge Mädchen und sprang auf. „Wir Barbaren! — Heute singen ja die beiden Reszke und die Melba in „Romeo und Julia" — Gehst Du nicht in die Oper, Mutter?"

„Nein, Kind," murmelte die Gefragte verstimmt. „Frage doch unsere Herren."

Anna-Belle eilte zum Billardzimmer, erschien jedoch bald wieder.

„Sie wollen nachkommen . . . wie fatal! . . . Halt! . . . Die Sascha! Guten Abend, Mutter!"

Die weiten Kleider mit den weißen Händen zusammenraffend, huschte die schlanke Gestalt den weichen Läufer herauf.

Oben holte sie erst einmal Athem und rief dann mit ihrer vollen Stimme:

„Mademoiselle Dostojewska!

Mademoiselle Dos-to-jews-ka!!"

Am Ende des Ganges öffnete sich eine Thür.

„Eh bien?"

„Mademoiselle Dostojewska, j'aimerais beaucoup voir ce soir Roméo et Juliette.— Est-ce-que vous avez déjà disposé de la soirée?"

„Je n'ai rien à faire, Miss Andrew. — Je suis à vous!"

„Il ne nous reste que vingt minutes . . .!"

„Bien assez pour moi . . ."

Die Thür schloß sich sofort wieder.

Annie klingelte der Zofe, bestellte den Wagen, und beide Damen fuhren eine halbe Stunde später zur Oper.

Als man die Loge betrat, verdunkelte sich soeben der Zuschauerraum, und der erste Act begann.

Das Riesenhaus war überfüllt.

Anna-Belle verfolgte mit gewohnter Aufmerksamkeit die Vorgänge auf der Bühne und war bald völlig im Banne des außergewöhnlichen musikalischen Genusses, welchen diese Aufführung bot.

Plötzlich fühlte sich das junge Mädchen gestört . . .

Ein seltenes Unbehagen überkam sie — —

Annie wußte mit ihrem subtilen Instinct, daß sie von Jemandem auf's Schärfste beobachtet wurde. Das war aber nicht jenes obligate bewundernde oder neidische Betrachten, an welches sich Anna-Belle längst gewöhnt, — — diese Blicke, welche man unablässig auf sie richtete, erschienen ihr wie ein gehässiges Verfolgen ihrer Person.

Allmählich wirkte das durchdringende Anstarren beklemmend.

Annie mußte sich Gewißheit verschaffen.

Leise berührte sie den Arm ihrer Begleiterin, und als dieselbe den Kopf zurückwandte, winkte Anna-Belle die Russin mit den Augen zu sich heran. Das russische Gesicht war im nächsten Augenblick dicht neben der schönen Amerikanerin.

„Liebe Sascha . . ." flüsterte diese leise . . . „es betrachtet uns Jemand seit längerer Zeit auf eigenthümliche Art . . . Ich möchte dieser Person nicht den Gefallen thun, das zu bemerken . . . Sehen Sie, bitte, gelegentlich, wer das sein kann . . .

Ihre Nachbarin nickte kurz und blickte anscheinend wieder auf die Bühne.

Nach einer Weile kam ihr Kopf wieder zurück.

„Eine Dame beobachtet Sie aus der Loge ziemlich vis-à-vis . . . Röthlich-helles Haar — jedenfalls gefärbt — bleich, distinguirt . . . Ich vermuthe die . . ."

„Baronin Dugand?" unterbrach Annie.

Die Dostojewska nickte und folgte schnell wieder dem Spiel.

Der Act war beendet.

Die Pariser Gäste, dem enthusiasmirten Publicum Folge leistend, erschienen ungezählte Male vor den Rampen.

In diesem Moment blickte Annie unwillkürlich in der Richtung der bezeichneten Loge, in welcher jetzt auch Mr. Hellieux sichtbar wurde. Die Blicke beider Frauen kreuzten sich secundenlang.

„Das war kein guter Blick!“ äußerte die Russin, ihr Opernglas absetzend.

„Nein . . .“ entgegnete Anna-Belle.

Die Herren Andrew schienen ihr Versprechen vergessen zu haben.

Mehrere Freunde des Andrew'schen Hauses kamen während der Zwischenacte in die Loge herein.

Die musterhafte Darstellung war gegen Mitternacht zu Ende, und die Damen fuhren ziemlich schweigsam nach Haus, wo man gemeinschaftlich den Thee nahm.

Zwischen Anna-Belle und der Sascha Dostojewska bestand große Zuneigung. Vor sechs Jahren war die Russin auf Leschetitzkis*) persönliche Empfehlung von Andrews nach New-York mitgenommen worden, um mit der Haustochter zu musiciren.

Die beabsichtigte Wirkung wurde allerdings nur theilweise erreicht.

Anna-Belle behauptete nämlich, durch das meisterhafte Spiel der Dostojewska würde ihr der eigene Dilettantismus erst so recht klar. Vor Kunst-Dilettanten aber hatte sie eine geheime Furcht.

So wurde Annie mehr und mehr nur eine eifrige Zuhörerin.

Theoretisch wurde jedoch das Clavierspiel und seine Methoden durch endlose Plaudereien betrieben.

Bei dieser Gelegenheit stellte nun die Schülerin der Lehrerin eigenartige Probleme. Die Russin, welche auf ihrem Instrument eine eminente Vielseitigkeit besaß, hatte ein besonderes Talent, musikalisch zu charakterisiren.

So hing in Annies Schlafzimmer eine außerordentlich feine Oelskizze, Birken im Mondschein.

Dieses Bild spielte unter Anderem die Virtuosin mit ungemein getreuer Wiedergabe der zarten Technik dieser kleinen Landschaft.

Oder das schöne Mädchen, deren Passion für Edelsteine immer leidenschaftlicher wurde, bat:

„Sascha, Liebste, spielen Sie mir doch wieder meinen Ring mit den weißen Brillanten und dem dunkelblauen Saphir . . .“ — und bald woben die emsig gleitenden Finger der Künstlerin aus dunklen und hellen Tönen den farbenreichen Ring.

Das waren geheimnißvolle Stunden dort oben im stillen Saale, wenn die Dostojewska vor dem prachtvollen Steinway saß und mit ihren weitgreifenden Händen orchesterartig eine Rubinstein'sche Polonaise erklingen ließ, oder mit träumerisch weichem Anschlag schwermüthige, altrussische Liebeslieder flüsterte.

Uebrigens konnte man oben auch lustig sein!

Namentlich wenn ganz Intime zu Besuch kamen, herrschte oftmals die herrlichste Tollheit.

Die Dostojewska warf dann plötzlich das hindernde Kleid ab und

*) Berühmter Pianist, s. Z. am Conservatorium zu Petersburg.

tanzte — einen Unterrock hatte sie ihren Lebtag nicht besessen — mit gekreuzten Armen in pluderartigen Beinkleidern den Kamarinski oder Krakoviak.

Da kam sogar ein Anflug von Farbe in die seltsame, lederartige Physiognomie. Denn häßlich war diese Russin — fabelhaft garstig. Namentlich die Nase, wie ein donischer Kosack. Nur die Augen, diese sprühenden Augen, wahre Wunder von Intelligenz, machten Manches gut.

Und merkwürdig! Die eigentliche Seele der Blasés, die doch einen wahren Ueberfluß von mondainenhaften Frauenschönheiten besaßen, war trotzdem die eckige, männerartige Sascha, mit ihrem Geist, dem originellen Humor und dem stupenden Spiel.

Man nannte sie dort den Uebermenschen.

Durch irgend einen schriftstellerischen faux pas hatte sich die Unvorsichtige bei ihrer Regierung compromittirt und durfte wie so viele Andere vorläufig nicht in das heilige Rußland zurück; ihre fanatische Anhänglichkeit zum Andrew'schen Hause ließ ein Heimweh nur selten aufkommen. Uebrigens war an ein Fortgehen der Dostojewska gar nicht zu denken.

„Sascha," — forschte Annie einst unvermittelt, „wie gefällt Ihnen Mr. Wartenfels?"

„Mister Wer?" murmelte die Angeredete zwischen der unvermeidlichen Cigarette hervor.

„Mr. Wartenfels . . ."

„Ah! — gut," — dann nach kleinem Ueberlegen — „sehr gut sogar. Das wäre zum Exempel einer von den Männern, welche mich manchmal nachdenklich machen könnten, daß ich so unmotivirt häßlich bin."

Die Russin lachte ein ärgerliches Gelächter.

Wieder fragte Annie: „Wie würden Sie Mr. Wartenfels wohl spielen, Sascha?"

„Gar nicht!" gab diese sofort mit kurzem Nachdruck zurück, „den würde ich heirathen!"

„Den würden Sie heirathen!" sprach die Jüngere langsam nach.

„Sagen Sie mir doch, Miß Anna-Belle," inquirirte etwas zögernd die Russin und legte, ihre Cigarette fortschleudernd, beide Hände kameradschaftlich auf Annies Schulter, — „da wir nun einmal davon sprechen, — dieser Mann müßte Ihnen doch auch sympathisch sein . . ."

Ehe jedoch die Antwort erfolgen konnte, erschien eine bereuende Falte auf der niederen Stirn der Dostojewska, und mit gleichgültigem Achselzucken rollten die gelben, unglaublich flinken Finger frischen Tabak.

Es war nicht zuletzt die discrete Art Saschas, welche ein vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden Frauen geschaffen, ein Verhältniß, das von Mrs. Sarah-Andrew argwöhnisch gebilligt wurde.

Annies Veranlagung, welche bei reichstem, echtem Gemüth ein gewisses

herbes Behüten ihrer Empfindungen nach außen hin geltend machte, wurde von der Russin feinfühlig verstanden und gewürdigt.

Es wurde so ein natürliches und dadurch festes Bündniß.

* * *

Die Andrew'schen Gäste waren zur rechten Zeit nach New-York gekommen. Wiederum herrschte in den Kreisen, welche man in schwer definirbarer Weise als „Gesellschaft" bezeichnet, ein geheimnißvolles Leben und Treiben.

Diesmal hatten die Blasés den Vorrang, die Saison-Parole ausgegeben zu haben; sie lautete: „Eine holländische Schlittenfahrt zu Rembrandts Zeit."

Die Grundidee war naturgemäß durch die immer noch überreichlich vorhandenen Schneemassen gegeben worden.

Das Comité, einen holländischen Maler an der Spitze, hatte sich blitzschnell constituirt. Die Furcht vor der schmelzenden Sonne erzeugte überhaupt eine Hast, welche allerdings der amerikanischen Eigenart nicht aufgenöthigt werden mußte.

In fliegender Eile wurde gezeichnet, möglichst historische Schlitten gezimmert, Kostüme entworfen und geschneidert, kurz Alles gethan, was sich mit Hilfe von Geld und Arbeitskraft in dieser geringen Frist ermöglichen ließ.

Um aber einen originellen Reiz in das Project zu bringen, kam man überein, das Gesammt-Arangement in Frauenhände zu legen.

Sofort übernahmen sechs Damen von Rang das schwierige Amt der Patronessen. Sie beriefen wieder weibliche Gehilfen, und die Ballotage der Herren, welche eine vielbeneidete Ladung von zarter Hand erhalten sollten, begann:

Das Hauptquartier wurde im Clubhaus der Blasés, welches in diesen Tagen kein männlicher Fuß betreten durfte, aufgeschlagen.

Mit kaum glaublichem Raffinement, mit durchaus weiblicher Zähigkeit und List wurde hier erbittert gekämpft; wundersame Gerüchte drangen in die neugierige Außenwelt.

Man vergaß in den Tagen der heißen Debatten gänzlich, der Sonne zu gedenken, welche sich bescheiden am winterlichen Firmamente verborgen hielt. Das Unternehmen hing mitunter an äußerst zarten Fäden!

Endlich, — endlich war die Einladungsliste fertig gestellt!

Durch ein kleines Heer von Boten wurden die Einzelheiten bekannt.

Der geladene Cavalier sollte mit seinem Schlitten am bestimmten Tag vor dem Thor der ihn Erwählenden halten und seiner Dame die Zügel überreichen, denn die sportslustigen Amerikanerinnen hatten mit blitzenden Augen einmüthig beschlossen, die Gefährte selbst zu lenken.

Das complicirte noch mehr.

Rastlos wurden nun von den beglückten Herren mit leichten Jagdschlitten

Pferde eingefahren und probirt. Man wählte meistens Polo-Ponies, welche ja durch ihren Beruf bereits den verschiedensten an ihr Temperament gestellten Aufgaben gewachsen erschienen.

Lord Welton, von der Gattin des Stadt-Oberhauptes erkoren, fuhr kürzlich mit seinem allerliebsten Rappen-Viererzug am Andrew'schen Hause vorüber.

Kapitän North lenkte mit bekannter Meisterschaft ein ganzes Rudel kleiner Thiere, die vorläufig noch in wilder Hast vor dem winzigen Probirschlitten daher stürmten.

Annie folgte von ihrem Fenster den Vorbereitungen.

Heute mußten sich die Damen bezüglich ihrer Wahl entscheiden.

Mr. Andrew betrat das Zimmer, gleich darauf der alte Peddleton mit Wartenfels.

In diesem Moment kreuzte gedankenschnell eine Idee den Kopf des schönen Mädchens.

„Mr. Peddleton," sagte sie mit lächelnder Feierlichkeit, „ich erwähle Sie zu meinem Ehrencavalier für übermorgen!"

Dieser zog schmunzelnd die Augenbrauen in die Höhe und sah dann den Anwesenden der Reihe nach in's Gesicht.

Mit einem Male fingen Alle an zu lachen.

„Miß Anna-Belle, was würden Sie sagen, wenn ich wirklich darauf einginge?"

„Thun Sie das nur unbekümmert," warf Mr. Andrew heiter dazwischen.

„Nein, nein! — Im Leben wie beim Schlittenfahren passen Alt und Jung schlecht zu einander! — Aber" — hierbei gingen die weißen Augenbrauen wieder empor, — „hier stelle ich meinen Vertreter!"

Damit zog er mit schnellem Ruck den jungen Ingenieur am Rockärmel heran.

Das spielte sich Alles in einem Augenblick ab.

„Haben Sie schon einen Schlitten, Mr. Wartenfels?" fragte der Hausherr.

„Den habe ich wenigstens in Aussicht, aber Pferde muß ich noch besorgen."

„Dann vorwärts in die Stadt!" riethen die Herren und, sich mit dankendem Händedruck von Annie verabschiedend, verließ Wartenfels das Haus.

Annie wandte sich hastig wieder dem Fenster zu und drückte ihre hohe Stirn an die kühlenden Scheiben. — — — — — — — — — — — —

Ein köstlicher Winternachmittag!

Es war auch nicht mehr so schneidend kalt; die Sonne schickte, wie von der allemeinen Neugier angesteckt, vereinzelte, hellblitzende Strahlen herab.

Wartenfels, in distinguirter Amsterdamer Rathsherrentracht, war zur verabredeten Zeit vor dem Andrew'schen Palais.

Vor dem ziemlich kleinen, hochkufigen, mit dunklem Pelzwerk ausgefüllten Schlitten stand ein hoher Rappe, den der junge Deutsche nach sorgfältiger Prüfung als geeignet befunden.

Rückwärts, auf leichtgebogenem Gestell saß ein junger Neger in sehr reichgestickter orientalischer Gewandung, welche geschmackvoll mit dem dunkel gehaltenen Gefährt contrastirte.

Annie kam, vergnügt unter der kleidsam wirkenden Pelzhaube hervorschauend, lachenden Auges grüßend, die Stufen herab.

Hinter ihr der eilfertige Josua mit mehreren Pelzdecken.

„Ah!" — machte sie mit rundem Mund und großen Augen, beim Anblick des vornehm wirkenden Schlitten.

Darauf stieg die junge Dame unter treuherzigem Handschütteln behend zwischen den weichen Pelzen hinein, griff die Zügel, und leise knirschend ging es auf glattpolirter Fläche zum Sammelplatz.

Eine Auffahrt daselbst war als unrathsam aufgegeben worden.

Man fürchtete verschiedene Pferde.

In beliebiger Reihenfolge sollten die Schlitten möglichst langsam hintereinander herfahren, bis Alles zusammen war.

Dann wollte man auch erst die Musik beginnen lassen.

Helles Lachen und jubelnder Zuruf, begleitet von dem schrillen Wiehern der Pferde und vielstimmigem Schellengeläute wurde vernehmbar.

Man bog vorsichtig um die Ecke.

Da wand sich auch schon eine schillernde Reihe von kostbar montirten Schlitten heran, in die man sich unter lauter froher Begrüßung einfügte.

Zu beider Seiten sprengten die Zugordner — Harry unter ihnen — in altholländischem Reiterwamms daher, an der Spitze ihrer langen Polostöcke Harzfackeln, welche auf dem Heimweg leuchten sollten.

Man hatte die Stadt hinter sich und bog in den Park ein.

In langgezogenen Tönen ließ sich ein Signal hören.

Rauschend setzte die in ungefährer Zugmitte befindliche Kapelle ein.

Das Tempo wurde merklich schärfer . . .

Ordner rasten an die Spitze.

Jetzt ging es plötzlich langsamer.

Bei den vordersten Schlitten war Unordnung.

Man sah einige Herren unter Assistenz von Stallleuten die Zügel übernehmen.

Aufgeregtes Geschrei übertönte die Musik.

Ueberlautes Gelächter schallte echoartig in den Wald.

Bald darauf fuhren die Schlitten wieder gleichmäßig über die Bahn.

„Warum sehen Sie mich eigentlich immer so an, Mr. Wartenfels?"

Jener rückte sich in den Pelzen zurecht.

„. . . In meinem Vaterhause, Miß Andrew, hängt ein altes holländisches Gemälde. Es stellt eine junge Holländerin dar, welche am weit geöffneten

Butzenscheiben-Fenster lehnt und sehnsüchtig in die schneeige Winterlandschaft späht. — Ich denke mir, Sie würden selbst von dieser Aehnlichkeit mit Ihnen frappirt sein!"

Der Schlitten fuhr an einem merkwürdig geformten Baum vorbei, dessen Aeste sich krallenartig ausstreckten.

„Es freut mich, daß Sie meine Person mit Ihrer Heimat in Zusammenhang bringen," sagte seine Begleiterin zuthunlich. „Nehmen Sie jetzt, bitte, die Zügel, meine Hände verlangen nach dem Muff. — Ich mache Ihnen übrigens mein aufrichtiges Compliment, unser Pferd benimmt sich wirklich musterhaft! — Dort sehe ich ja schon unser Ziel."

Der Weg führte am Flusse hin.

Bald war man an dem malerisch gelegenen, schloßähnlich gebauten Hause angelangt. Hier sollte unter Anderem getanzt worden.

Als der Ingenieur dem wundersam schönen Mädchen aus den dichten Pelzhüllen heraushalf, begegneten sich ihre Blicke.

Wartenfels hörte deutlich sein Herz schlagen.

Sie gingen in die festlich decorirten Räume hinein.

Eine lärmende Heiterkeit herrschte da, Erlebnisse wurden ausgetauscht, eine Dame hatte — absichtlich, lautete die lachende Erklärung — umgeworfen.

Unter den schmetternden Klängen der guten Musik erreichte die frohe Laune allmählich ihren Höhepunkt.

Der Künstler-Arrangeur, verblüffend echt aussehend, wurde triumphirend im Saale einhergetragen.

Es dunkelte allmählich.

Zu den Fenstern loderten die Fackeln herein.

Eine Stimme, welche aber nicht zur Geltung kam, sprach von Aufbruch.

Lord Welton, von Kapitän North und Anderen unterstützt, machte den Vorschlag, es möge nach und nach abgefahren werden. Eine lange Schlittenreihe könne in der Dunkelheit Verwirrung geben.

Die Fackelträger sollten vertheilt werden, besonders da, wo keine Laternen waren.

Wartenfels ließ seinen Schlitten zur Seite fahren und suchte Anna-Belle.

Als sich Beide ziemlich schweigsam zur Heimfahrt schickten, dunkelte es schnell herein.

Wartenfels hinderte den eiligen Schwarzen nicht, mächtig auszugreifen.

Da und dort leuchtete eine qualmende Fackel durch die schneebedeckten Aeste und zeichnete die Wegstrecke mit breitem Feuerschein.

Eintönig erklang das leise Läuten der Schellen auf dem Pferderücken.

Ein dreispänniger, eigenartig geformter Schlitten überholte sie in brausender Hast — Auf einmal wurde es ringsum still . . .

Annies Herz pochte in fremder Bangigkeit . . .

Verstohlen überflog ihr Blick den Begleiter.

Der führte in sicherer Hand die straffen Zügel und begütigte zeitweise das mächtige Pferd durch gedämpften Zuruf.

Die vorbeistreichenden Bäume schienen Riesen-Dimensionen anzunehmen. Gespenstig erhellte der fahlschimmernde Schnee das Dunkel.

Anna-Belle zuckte zusammen. Da war der wunderliche Baum wieder. Drohend streckten sich die verkrüppelten Aeste dem Schlitten entgegen, als wollten sie ihn aufhalten. Scheußliche, höhnische Fratzen grinsten aus seinen Zweigen hernieder . . .

Da, ein Krach! — Annie schrie willenlos auf, — der Schlitten stand.

„Halte das Pferd fest, Bob!" rief Wartenfels gebieterisch.

Der Neger glitt wie ein Schatten zu dem Pferde hin, das erschrockene Thier liebkosend und beruhigend — dann sah man nach.

Einer der hochgeschwungenen Kufen mochte bei den eiligen Vorbereitungen ungenügend befestigt sein, er schien aus dem Verbindungsbolzen gelöst und war hart aufgestoßen, ohne stark beschädigt zu sein.

Wartenfels wandte sich nach seiner Begleiterin um, welche sofort den Schlitten verlassen hatte.

Da erschrak er heftig.

Beim ungewissen Scheine der wieder entzündeten Laternen sah er nähertretend in ein verstörtes Gesicht. Die sonst so klar und sicher blickenden Augen füllten große Thränen, welche langsam über ihre schmal erscheinenden Wangen liefen.

„Anna-Belle!" rief der blonde Mann bestürzt . . .

Nun hoben sich kaum merklich die langen Wimpern, wobei ein wonniger Zug duftartig über das reizvolle Mädchengesicht streifte, während der schlanke Körper sich ein wenig nach ihm hinneigte.

„Anna-Belle!"

Dabei hatte er sie aber auch schon an sich gepreßt und mit seinen langen, trunkenen Küssen bedeckt. — Dann in plötzlicher, athemloser Furcht, sie wieder zu verlieren, betrachtete er mit heimlichem Zaudern sein endlich gefundenes Glück.

Diese aber lehnte in ruhiger Seligkeit immer noch fest an der Schulter des starken Mannes, der Thränen nicht mehr wehrend, die nun wie erlösend herniederrollten.

In der Ferne schwachröthliches Glimmern, — kaum vernehmbares Schellengeläute.

Wartenfels trennte sich mit langsamem Fuß.

Wie aus ewiglangem Traum erwachend, blickte Annie umher, die Thränenspuren mit athemloser Hast tilgend.

Ihr Begleiter riß Stricke, welche er nach mancher Erfahrung stets mit sich führen ließ, aus dem Schlittenkasten heraus und rief dem noch immer regungslos verharrenden Negerburschen ein paar kurze Instructionen herüber.

Mehrere Schlitten mit jauchzenden Insassen, in Begleitung zweier Fackelträger kamen inzwischen lärmend herbeigefahren.

Dampfende Pferde wurden kurz parirt.

„Halloh!! — Halloh! — — Etwas passirt . . .?“

Zwei Herren sprangen eilends heraus, unter ausgelassenen Scherzen helfend.

Zu Annie herüber riefen in heiterster Laune die Damen eilige Berichte.

Der Schaden war gebessert.

„Fertig? — Danke! — Vorwärts!!“

In wenigen Augenblicken waren die wie toll dahinjagenden Gespanne unter Schall und Knall mit ihrer feurigen Begleitung außer Sicht.

Es begann zu schneien.

„Und nun heimwärts!“ kam es von freudigen Mädchenlippen.

Jetzt gab es ein Plaudern! Pläne über dies und das der Zukunft wurden in dem kleinen, nestartigen Gefährt gemacht.

Annie erzählte, sich verschiedene Male umwendend, von dieser seltsamen Baumgruppe, der sie nun doch so recht danken müsse.

„Es hatte doch wohl heute Alles so kommen müssen!“ fügte sie sinnend hinzu.

Bob mußte die Zügel übernehmen.

Eine Weile blieben Beide wortlos.

Die vielfarbigen Lichter der Stadt wurden größer.

„Mein guter Vater!“ — sprach Annie mit rührendem Ausdruck. „Die Mutter wird es anfänglich nicht begreifen wollen, — sie wird uns kein Hinderniß sein,“ kam es mit leichtem Selbstbewußtsein von ihren Lippen.

Hurtig besprach man noch die Maßnahmen der allernächsten Zeit.

Wartenfels wollte sofort mit den Eltern reden.

Vorher, kam man überein, würde man das Geheimniß ängstlich hüten.

Sascha Dostojewska wurde auf Annies eindringliche Vorstellungen ausgenommen; diese sollte es noch in der nächsten Stunde wissen.

Wartenfels lenkte nun den schäumigen Rappen wieder selbst.

Ruckartig hielt der Schlitten vor dem alten Platze.

Oben öffnete sich ein Fenster klirrend; Saschas Kopf wurde sichtbar, und ein paar schwer verständliche Worte wurden herabgerufen.

Josua kam mit einem Diener herbeigelaufen.

Ein vielsagender Händedruck und einige gedämpfte Liebesworte, dann schloß sich krachend die hohe Gitterpforte hinter der biegsamen Gestalt.

Mit unsagbarem Gefühl im Herzen lenkte der blonde Deutsche langsam dem Stalle zu.

Als er dann später in taumelndem Glück seine Wohnung aufsuchen wollte, rannte er mit einem Herrn, der sich durch den heraufgeschlagenen Pelzkragen vor dem stärker werdenden Schneefalle schützte, zusammen.

„Mr. Wartenfels!“ rief der ihn mit freudigem Erkennen an.

Es war Kapitän North.

„Gut, daß ich Jemanden treffe, — kommen Sie mit in den Club, ich bin ganz allein.“ Ohne Antwort abzuwarten, faßte er den großen Blonden unter den Arm und erzählte:

Soeben sind wir angekommen, — Mrs. Berling und ich. Sehen Sie! — So geht es gewöhnlich! Die Damen wollen doch um jeden Preis selbst fahren. Well, im Anfang ging das ja ganz schön und gut. — Mrs. Berling — Hut ab vor solcher Frau — fährt ihr four in hand mustergültig. Aber wir hatten wohl doch zu viel von diesen kleinen Krabben zusammengespannt; — es waren sieben Ponies, — auf dem Rückweg schlugen zwei über die Leine, und auf einmal riß uns die ganze Gesellschaft aus . . .“

„Doch kein Unfall der Dame . . .“

„Mrs. Berling? Nein! Wissen Sie, was diese Frau machte . . .?“

„Nun!“ entgegnete der Gefragte stehen bleibend.

„Die hat gelacht, als ob ihr Jemand im Salon einen guten Witz erzählt! Wissen Sie,“ fuhr er vertraulich fort, „das muß man unseren Amerikanerinnen lassen: Courage haben Alle! — Kommen Sie weiter!“

. . . Der St. James-Club, exclusiv und kostspielig zugleich, war in einer Nische erleuchtet; dort lag das Speisezimmer.

Man hörte verschiedene Personen reden, eine Stimme klang laut aus den anderen heraus.

Die Herren betraten das mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gebäude.

Zum großen Theile aus enormen Schenkungen errichtet, war es eine minutiöse Nachbildung des Palazzo Pitti in Florenz; es bot den Mitgliedern jeden erdenklichen Comfort des amerikanischen Clublebens. Viele, namentlich vorübergehend in der Metropole Weilende, wohnten daselbst.

Nach schneller Begrüßung der Anwesenden setzten sich Beide an die breite Speisetafel.

An einem Ende befand sich, seinen Stuhl in schaukelnder Bewegung haltend, der laute Redner, welchem die Anderen ziemlich wortkarg zuhörten.

Es schien erheblich poculirt zu sein.

Die Lichter auf den schimmernden Girandolen waren unter ihren rothen Hüllen zu kleinen Stümpfchen abgebrannt, theilweise auch schon verlöscht.

Leere Plätze, benützte Servietten und eine auffallende Menge verschiedenartiger Flaschen bezeugte, daß die Gesellschaft zahlreicher gewesen.

Am Plafond lagerten schleierartige Tabak-Rauchwolken.

„Jawohl, Gentlemen! Wie ich sagte, — daran läßt sich Nichts mehr ändern. So sind eben die Weiber, — genau so und nicht anders. Die Geschichte von der sogenannten anständigen Frau, die wir Großen immer noch glauben sollen, erinnert mich jedesmal an die Fabel vom Storch, womit die Kinder hinter's Licht geführt werden — Beides ist Humbug . . .!“

Wartenfels, noch völlig unter den Eindrücken der letzten Stunden, marterte vergeblich sein Gedächtniß, wo er dieses Gesicht schon gesehen.

Jener trank ärgerlich.

„Wenn ein Mann will, ich meine ernstlich will, meinetwegen alle Puppen tanzen läßt," redete er mit mühsamer Zunge weiter, „stolpert jedes Frauenzimmer früher oder später, — meistens früher. Bei meiner armseligen Seele! Ist das nicht ganz logisch? — Die Frau hat nachgewiesen — nachgewiesen, Gentlemen, — fünfzig bis hundert Procent mehr Liebestrieb im Leib als der Mann. Wo soll denn das bedauernswerthe Geschöpf mit ihrem Ueberschuß hin . . .?"

Einige lächelten.

„Well, Jungens! Wir sind ja hier ganz unter uns . . ."

Der Laute hielt inne und sah mit glasigem Blick zu Wartenfels herüber. Sodann machte er eine wegwerfende Handbewegung, worauf er weiterschrie:

„Will Jemand vielleicht für irgend eine Frau seine Hand in's Feuer legen?

Wie? Keiner . . .? Hahahaha! — — Ha ha!!"

Ein Herr legte seine Serviette hin und entfernte sich mit vielsagenden Blicken.

Das schien den Aufgeregten äußerst zu verletzen.

„Zum Teufel und in die Hölle mit dieser verdammten Gefühlsduselei! Ich lege hier — die Faust fuhr auf den erklirrenden Tisch nieder — tausend Dollars gegen eine verfaulte Banane, daß ich jedes Weibsbild in einigermaßen liberaler Frist 'rumkriege, wie der selige Faust sein Gretchen — noch dazu ohne Mephisto!"

Wieder krachte die geballte Faust auf der Tischplatte.

Ein bejahrter Herr, der am Fenster eingenickt war, hob schwerfällig den spärlich behaarten Kopf, blickte zerstreut umher und schlief gleich wieder weiter.

Kapitän North zog die Uhr.

„Kannten Sie den Herrn schon, der uns diese schöne Rede hält, Wartenfels?"

„Ich muß ihm aber kürzlich irgendwo begegnet sein," gab der Gefragte gleichfalls flüsternd zurück.

„Es ist Mr. Hellieux, ein Freund der Baronin Dugand."

„Augenblicklich entsann sich nunmehr der Ingenieur, den Genannten auf dem Sammelplatz der Schlittenpartie in Gesellschaft der eleganten Mondaine und Anderer bemerkt zu haben.

Mr. Hellieux hatte das kleine Gefährt nebst seinen Insassen — unbemerkt, wie er wohl geglaubt, — kaum aus den Augen gelassen. —

Alles erhob sich, die hohen Stühle geräuschvoll rückend.

Kapitän North ging behaglich plaudernd mit einem Freunde in das nahe gelegene Billardzimmer.

Der Deutsche wollte soeben folgen, — da stand wie aus dem Boden gewachsen Hellieux knapp vor ihm, den sehnig muskulösen Körper energisch im Gleichgewicht haltend, um den Mund einen brutalen Ausdruck.

„Wir wollen noch ein Glas zusammen trinken!“ stieß er hervor.

„Danke, mein Herr!“ replicirte der Angeredete. „Heute nicht mehr!“

„Ein wenig wollen wir doch noch trinken! . . .“ drängte Jener mit der Berauschten eigenen Hartnädigkeit.

Der Blonde versuchte zu passiren.

Hellieux' Augen drohten unheilkündend.

„Ich habe Sie aufgefordert, mit mir zu trinken! . . .“ lallte seine bebende Stimme.

„Hellieux! — — Ruhe!! — Schlafen, — vorwärts!“ rief es von verschiedenen Seiten.

Gelassen schob der so Gedrängte den Trunkenen zur Seite, welcher unglücklicherweise ausgleitend zu Falle kam.

Schnelle Hände zogen ihn empor.

Kapitän North wurde sichtbar.

„Dieser Mensch hat mich zu Boden geworfen!“ stammelten schäumende Lippen.

Vergeblich suchten die Herren den Rasenden zu besänftigen; sie erreichten nur das Gegentheil. Unverständliche Worte murmelnd, sprang der Creole, sich urplötzlich losreißend, raubthierartig auf Wartenfels zu, riß blitzschnell dessen Cravatte herab und schlug ihm damit klatschend in's Gesicht.

Man sprang unter bestürzten Ausrufen zwischen Beide.

Der Ueberfallene erbleichte . . .

Seine Hände vorstreckend, eilte der völlig erwachte Alte aus der Fensternische herbei.

Hellieux wurde fortgebracht.

Alles war entrüstet. — Jeder drängte mit bedauerndem Wort oder Händedruck zu dem Fremden hin.

Was half das? — Die That blieb geschehen! . . .

North verließ mit finsterer Miene an Wartenfels' Seite den Club.

Dichtes Schneegestöber umfing die Heraustretenden.

Wartenfels zog stehen bleibend den Hut und ließ sich die breiten Flocken auf seine heiße Stirn fallen.

„Dieser infame Trunkenbold!“ sprach North vor sich hin.

„Wann kann ich diesem Ehrenmann zu Leibe? . . .“ fragte sein Begleiter, die vibrirende Stimme zur Ruhe zwingend. —

„Lassen Sie mich sorgen, lieber Freund! Sie kennen ja unsere Landessitte, — wir weichen mit unseren Ansichten von Europa ab. — Indessen

liegt dieser Fall verschieden . . . Hellieux ist ein halber Pariser . . . Wann kann ich Sie morgen sehen, Wartenfels? . . ."

„Ich bleibe im Hotel, bis Sie kommen, Kapitän! Leben Sie wohl!"

Wartenfels saß am darauf folgenden Vormittag schreibend in seinem Hotelzimmer. Vor ihm lag ein umfangreiches Schriftstück, für seinen Bruder in Deutschland bestimmt. Seine Gedanken kehrten jetzt wieder zu Anna-Belle.

Eine bitter grollende Empfindung beherrschte sein ganzes Fühlen und Denken.

Was hatte er eigentlich gethan, daß ihm das unerforschliche Schicksal kurz vor dem erträumten Ziele so erbarmungslos zusetzte!

In qualvoller Unruhe malte er sich, düster hinstarrend, die heimliche Ungeduld des heißgeliebten Wesens aus, blickte im Geiste in die leuchtenden Augen hinein, welche ihn jetzt wohl sehnlich herbeiriefen . . . unerträglich! . . .

Unwillkürlich schloß er seine Augen, als könne er dadurch die nagenden Gedanken verscheuchen. . . .

Es pochte an der Thür, erst leise, dann stärker. — — —

Der Blonde schreckte auf.

„Ah! — Sie sind es, Kapitän."

Der Eintretende berichtete unter warmherzigem Willkommengruß, daß Alles geordnet sei. —

„Wann . . ." unterbrach der Jüngere.

„Morgen früh, — wenn Sie einverstanden — . ." erwiderte North, leiser sprechend. „Hellieux läßt sein Bedauern aussprechen" — Wartenfels machte eine abschneidende Handbewegung — „dann stellt er die Waffen frei. — Ich wählte Pistolen, — der Creole ist auf allen Pariser Fechtböden selbst von den Fechtmeistern für gefährlich erklärt. . ." Der Sprecher schwieg eine Weile zögernd.

„ . . . Sie wissen ja wohl, daß Hellieux auch ausnehmend sicher schießt, Wartenfels?"

„Ich weiß!!"

„Wollen Sie nicht noch einige Male üben? — Draußen im Park dürfte bei diesem Wetter . . ."

„Nein! — Ich hatte vor Jahren einen Ehrenhandel. Mein Gegner schoß das Aß aus den Karten heraus; nach der Affaire entdeckte Jemand zufällig die für mich bestimmte Kugel in einer Baumrinde, ganz nahe meinem Secundanten. — Das ist ja Alles Zufall oder meinetwegen auch Bestimmung. — Wahrscheinlich sogar Bestimmung," fügte er hart bei. — „Kapitän! — Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Mühe. — Die Zeit. .?"

„Ich will mit meinem Schlitten um 6 Uhr beim ersten Parkgitter halten?"

„Gut! — Auf Wiedersehen!"

Die Thür schloß sich. Gleich darauf klopfte es wieder.

„Wer ist da?"

Der Andere kam nochmals herein.

„Sie kennen auch den Secundanten Hellieux' von gestern."

„Wer ist das?"

„Mr. Morgan."

Wartenfels schüttelte den Kopf.

„Erinnern Sie sich nicht jenes alten, weißhaarigen Herrn, der sich den Abend über zumeist in der Fensternische des Speisezimmers befand? Die Anderen wollten nicht. . . Da es nun ohne großes Aufsehen geschehen soll. . . Mr. Morgan hat übrigens sofort beantragt, daß der Betreffende aus der Gäste-Liste des Clubs gestrichen werde. . .

„Also auf morgen, Wartenfels!"

„Danke, Kapitän, — danke!" . . .

Scharfes Thürklopfen.

„Herein!" rief der Gestörte unwirsch.

„Mr. Wartenfels . . .?" fragte die helle Stimme eines jener kleinen jugendlichen Postboten, der sich sofort geschäftigt entfernte."

Der Ingenieur riß den überbrachten Brief auf. Es waren nur ein paar Worte:

„Sie werden erwartet!"

Wartenfels stapfte nach ziemlich ruhig verbrachter Nacht durch den lockeren Schnee.

Er zog es vor zu gehen, umsomehr da er den vergangenen Tag ausschließlich im Hotel verbracht hatte. — —

Ein Nachtpolizist, der Ablösung harrend, schlug gähnend mit seinem Knüppel an einen Laternenpfahl. — — —

Es fielen immer noch einzelne Flocken.

Nach längerer Wanderung entdeckten die scharfen Augen des schneller Schreitenden einen Schlitten, bald darauf erkannte er auch den Kapitän, der rauchend auf- und niederging, „Sie scheinen gut geschlafen zu haben, lieber Freund!" rief er dem näher Kommenden möglichst unbefangen zu.

Jener nickte bejahend.

Ein Schlitten kam eilig herangeklingelt.

Wartenfels sah sich fragend um.

Unser Unparteiischer. — Mr. Pett.

Das Gefährt hielt vor ihnen.

Der außergewöhnlich Beleibte lüftete ein wenig den spiegelblanken Cylinder und sagte unter schwerfälliger Wendung nach dem neben ihm sitzenden Herrn:

„Das ist Doctor Howard, gentlemen!"

Alles gab sich die Hand.

Der glattrasirte, sehr junge Arzt, machte mit seinen klassischen Gesichtszügen den Eindruck eines Schauspielers. — —

„Ich fahre also voraus, gentlemen!" instruirte Mr. Pett kurzathmig.

Bald glitten die Gefährte in der Richtung nach dem Flusse hin. — —

Wartenfels war Fatalist von Grund aus.

In dieser Beziehung kindergleich geartet, glaubte er unerschütterlich an die höhere Bestimmung, gegen deren Unabänderlichkeit sich kein lebendes Wesen auflehnen könne. Diese Grundsätze hatten ihn auch der recht unzugänglichen Dostojewska näher gebracht. Auch gab ihm diese Eigenschaft ein gewisses, entschiedenes Gleichgewicht, welches ihn anderen, vielleicht nicht minder kaltblütigen Männern überlegen erscheinen ließ. Ruhig unterhielt er sich, während seine Gedanken stetig mit Anna beschäftigt waren, mit dem ihn Begleitenden.

Der erste Schlitten, welcher bedeutend rascher gefahren war, hielt.

Man sah Mr. Pett vielfach gesticulirend auf zwei Herren zugehen, welche soeben hinter einigen starken Bäumen hervortraten. — —

Nunmehr waren Alle beisammen.

Schweigend begrüßte man sich.

Die Kutscher erhielten rasche Weisung.

Wartenfels blickte zerstreut über die weiße Fläche, bis ihn die Augen schmerzten. Plötzlich fiel ihm ein, daß er jetzt vielleicht schlecht zielen könne, und er schloß die Augen.

„Dort an jener auffällig verkrüppelten Baumgruppe!" hörte er eine Stimme rufen.

Aufblickend sah er nach den Bäumen hinüber, auf welche der ausgestreckte Arm des Unparteiischen hinwies.

Ein kalter Schauer überrieselte ihn fremdartig. . .

Da stand jener Baum, welcher Anna-Belles Schrecken erregt hatte. Warnend streckte er die vielen, armartig geformten Aeste kreuz und quer in die Höhe. — —

Im Osten erschienen gelblich-rothe Streifen.

„Bitte," mahnte die Stimme des Unparteiischen.

Zaudernd griff Wartenfels in seine Brusttasche und sah nach dem Kapitän.

Dieser war sofort an seiner Seite.

„Im Falle mir. . ."

Weiter kam er nicht.

North streckte das schmale Couvert schweigend zu sich.

Die Pistolen waren ausgeloost.

Es sollte auf Commando gefeuert werden. . .

Als dasselbe gegeben war, fielen die Schüsse fast gleichzeitig.

Wie nun North durch den Rauch spähend den Mann, welchen er aufrichtig lieb gewonnen, in unveränderter Stellung erblickte, athmete er auf.

Da griff Wartenfels gedankenschnell nach der Herzgegend, machte eine kleine entsetzliche Verbeugung und fiel, die Arme weit ausstreckend, in den weichen Schnee. . .

Einen Augenblick lähmende Unthätigkeit.

Dann kniete auch schon der junge Arzt bei dem Regungslosen, brachte ihn mit Hilfe des zuspringenden Kapitäns in eine andere Lage und riß die Kleider auf.

Keiner wagte sich zu rühren. . .

Endlich richtete sich der junge Arzt auf seinen Knieen auf und sagte achselzuckend mit fachmännischer Kürze: „Dieser Herr ist todt!"

Neuntes Capitel.

North war nach Erfüllung der Formalitäten, welche das amerikanische Gesetz dictirt, in der Wohnung des Gefallenen beschäftigt, die wenigen hinterlassenen Bestimmungen zu erfüllen. — Das Kabeltelegramm, den Grafen Wartenfels nach New-York rufend, war bereits abgesendet.

Verschiedene Documente, Briefe, Mengen von Zeichnungen und geschäftlichen Notizen sammelte der Kapitän in einer Mappe, die sich im Zimmer vorfand.

Auf einem Notizkalender war der heutige Tag genau eingetheilt.

Aus Allem ging hervor, daß der Todte mit rührender Zuversicht wiederzukehren hoffte.

Wiederum zog North den erhaltenen Brief hervor: An Miß Anna-Belle Andrew. —

Der Zusammenhang war unschwer zu rathen.

Er hatte ihn jetzt auch wenig überrascht. — „Arme Annie!" dachte der treue Freund.

Beim Gedanken an seine Mission überkam den Muthigen ein Zagen.

Der Kapitän gehörte nicht zu den erbärmlichen Titelhelden, welche sich durch zweifelhafte Manipulationen zum Kapitän, Major oder Oberst gemacht hatten, um bei Gelegenheit in, gewöhnlich geschmackloser, greller Uniform zu erscheinen.

North hatte den Bürgerkrieg als gemeiner Reiter mitgemacht und war, dem General Lee auffallend, schnell befördert worden.

Der Brief ließ ihm keinen Augenblick Ruhe.

Schnell einige Anordnungen treffend, verließ er das Hotel und stand nach wenigen Minuten beklommenen Herzens vor seinem Ziel.

Der öffnende Diener berichtete, daß Mr. Andrew erst am Abend mit dem Western-Expreß zurückerwartet werde. — Die Damen seien soeben ausgefahren, — wohin, wisse er nicht.

„Mr. Harry Andrew?"

„Oh, — der junge Herr nimmt den Lunch seit längerer Zeit unten in der Stadt, nahe dem Bureau. Ob der Herr Kapitän den Namen des Restaurants wissen wolle; er würde Josua rufen, der könne sicher Bescheid geben . . ."

North überlegte.

Da hörte er Kleider rauschen, und Sascha Dostojewska kam die Treppe herab.

„Mademoiselle Dostojewska ... Einen Augenblick, bitte sehr ... Ich möchte Sie allein ...“

Der Diener zog sich zurück.

Die Russin öffnete in ahnungsvoller Hast ein kleines Zimmer, welches bei Festlichkeiten als Garderobe benützt wurde.

„Ich habe einen Brief an Miß Andrew ...“

„Es ist Etwas passirt, Kapitän! — Sagen Sie mir um Gottes Willen Alles! Ich vermuthe Sie unterrichtet . .!?“

„Wenigstens ist der Zusammenhang für mich erklärlich . .“ entgegnete der ernste Mann.

„Sprechen Sie doch!!“ flehte die Erregte.

Dann hörte sie, ihre Hände auf die Brust pressend, den kurzen Bericht.

Sascha sah mit unnatürlich geöffneten Augen dem Sprechenden auf die Lippen.

„Heilige Mutter Gottes von Kasan!“ rief sie, nach Athem ringend, sich blitzschnell bekreuzigend. „Das kann ja nicht geschehen sein, Kapitän! Um des Erlösers Barmherzigkeit, lassen Sie mir doch einen Trost, — nur einen Strohhalm Hoffnung!“

Fanatisch umklammerten ihre Hände den Schweigenden. — „Helfen Sie! — Beim allmächtigen Gott hel — fen — Sie!!“

Krampfartiges Schluchzen erstickte zeitweise die Stimme.

„Kapitän North!“ überstürzte sich die Russin in wahnsinniger Aufregung „Ich habe in Sibirien unsägliches Weh erlebt — fürchterliches Unglück und Elend. — Aber jene Unglücklichen waren doch wenigstens zumeist vorbereitet! — Dieser Schlag trifft ja das ahnungslose Mädchen zum Tode — Es tödtet meine Anna-Belle, diesen herrlichen Menschen! — — — —

Ach, wenn Sie das blendend schöne junge Geschöpf so gesehen hätten, wie ich, in ihrer bräutlichen Wonne, der keuschen Ungeduld und dann wieder in ihrer verzweifelten Angst und Erwartung! — Wie sie wohl tausend Mal mit herzzerreißendem Jammer fragte: ‚Sascha ... liebste Sascha, — warum kommt er wohl noch immer nicht?‘“

Die Wehklagende gerieth völlig außer sich.

„Und dieses Heroische vor den Eltern und dem Bruder! — Eine Heilige! — — “

Wild blickend sah die Dostojewska dem Schweigenden in das Gesicht hinein. —

„Nein! — Verlangen Sie das nicht von mir, mein Herr! Beim Leiden Christi, ich beschwöre ...“

Erschöpft hielt das Mädchen inne.

Ihre Thränen flossen wieder reichlicher.

North war rathlos.

„Fräulein Dostojewska . . .“ begann er, vergeblich gegen die hervorbrechende Rührung ankämpfend.

Diese schien ihn nicht mehr zu bemerken.

Gebete in russischer Sprache sprechend, lag sie über einen Stuhl geworfen, die verzweifelt gerungenen Hände weit von dem bebenden Körper abgestreckt.

Das war unsagbar traurig anzusehen! —

Die Russin wurde ruhiger.

Mit todtenblassem Gesicht richtete sich endlich die Gläubige auf, wie gebrochen nach einem Stützpunkt suchend.

Dann kam ein Theil der gewohnten Spannkraft zurück.

Schließlich streckte sie sich mit aller Willenskraft empor.

Dann machte die Arme das Kreuz drei Mal über sich und sprach mit übermenschlicher Festigkeit:

„Geben Sie mir den Brief. — Ich werde ihn meiner geliebten Anna-Belle bringen!“

Darauf reichte Sascha Dostojewska, das schmale Couvert bergend, dem Manne die Hand, welche dieser küßte.

Langsam stieg die Russin wieder zu ihrer Wohnung herauf . . .

Noch einmal grüßten ihre verzweifelten Augen zurück.

In diesem Augenblicke war die Russin schön. — — —

* * *

Hellieux läutete an dem eleganten Dugand'schen Hotel, welches etwas zurückgebaut im vornehmsten Theile des Madison Square lag.

Kaum das mit fürstlicher Eleganz möblirte Empfangszimmer betretend, sah er sich bereits der Baronin gegenüber, welche die ihr entgegengehaltenen langstengligen Blüthen unbeachtet ließ.

Nur mit einem kurzen Blick die elegante Männergestalt streifend, ging sie mit geschmeidiger Hüftenbewegung erregt in dem künstlich dunklen Gemach auf und nieder.

Hellieux legte die Blumen fort und ließ sich in einen Stuhl fallen, von dem aus er einen gegenüberhängenden kostbaren Gobelin apathisch musterte.

Madame Dugand kam stirnrunzelnd dicht an ihn heran und sagte mit fester Stimme:

„Lügner!“

In dem bleichen Gesicht des Mannes erschien feine Röthe.

„Was haben Sie mir in Paris versprochen, Hellieux . . .?“ fragte das pikante Weib in rücksichtslosem Tone.

„Ich konnte ihn nicht schonen . . .!“

„Es handelt sich nicht um den Todten!“ war die ungeduldige Entgegnung. „Das Versprechen will ich wissen, welches Sie mir gaben . . .!“

Drückende Ruhe herrschte in dem luxuriösen Raum.

Die hohe Boule-Uhr tickte mit schwerem Schlagwerk.

„Sie waren wieder betrunken Hellieux! — Jawohl, sinnlos betrunken!“

Ein spitzer Lackstiefel der Zornigen stampfte den weichen Teppich. — „Schweigen Sie doch nur! — Ist das vielleicht der Dank für die rastlose Mühe, welche mir die Ballottirung bei den St. James gemacht? — — Mußten Sie sich denn zu Ihren einfältigen Tiraden betrinken? — Ach was,“ sprach sie unbarmherzig weiter, „ich weiß Alles! — Männer können nicht schweigen. — Kapitän North wird voraussichtlich mein Haus nicht wieder betreten. — Wieder ist mir eine Brücke zur Gesellschaft abgebrochen! Trage ich denn Schuld an dem Zweikampf?“ Hellieux erhob sich langsam.

„Corinne!“ wandte er vorwurfsvoll ein, „es galt ja auch mein Leben!“

Die Baronin zuckte mit den vollen Schultern und sagte eisig:

„Ihre Affaire mit dem Deutschen geht mich Nichts an! — Es handelt sich um eine Angelegenheit zwischen uns Beiden! Verstehen Sie nun endlich? Ein Mann, der sein mir gegebenes Wort nicht hält, hat keinen Anspruch mehr auf mein Interesse. — Sie wollten mir helfen und haben mich unmöglich gemacht!“,

Der Creole näherte sich ihr mit flammenden Augen.

„Nein, mein Freund, das ist vorbei! — Rühren Sie mich nicht an, Hellieux!! Ich gehe nach Paris; mein Wort darauf, ich werde Sie dort nicht empfangen!“

Dann war sie sprungartig bei einem elektrischen Knopf und sagte, während der Bleiche langsam zurücktrat, dem erscheinenden Diener:

„Mr. Hellieux wünscht einen Wagen!“

Grußlos war sie unmittelbar darauf in der langen Zimmerreihe verschwunden.

* * *

Drei Jahre waren dahingegangen.

In dem fashionablen Badeort Kap St. Martin war Alles, was Rang und Reichthum, oder Beides bedeutete, versammelt.

Der amerikanischen Julihitze hatte man allerdings selbst in diesem hochgelegenen Ort nicht völlig zu entfliehen vermocht.

Trotzdem verging wohl kaum ein Tag, wo nicht findige Arrangeure mit genialer Unermüdlichkeit ihren verwöhnten Gästen die Tage zu kürzen suchten. Galt es doch in der neuen Saison den Ruf des Mode-Bades aufrecht zu erhalten, und das war entschieden nicht so leicht. Was sollte man diesem blasirten Publicum überhaupt noch bieten?

Soeben hatte der joviale Präsident das Kap mit seiner schönen Gattin, Letztere unter Mitnahme wahrer Blumenberge, nach mehrwöchentlicher Anwesenheit verlassen.

Die Gesellschaft besprach noch lebhaft die Liebenswürdigkeit der ersten Dame des Landes und die Leutseligkeit des Oberhauptes der Republik. Keine Hand war ungeschüttelt geblieben, — und das will etwas sagen! —

Aber die Wohnung der eben Genannten sollte anscheinend nicht leer bleiben. Vom Strande aus konnte man in allen Theilen des vornehmen Baues eine rege Thätigkeit beobachten, welche darauf deutete, daß das malerische Tusculum sogar in Kürze bezogen würde.

Aber durch wen?

Arm in Arm schlenderten zwei flanellgekleidete junge Herren auf dem vom Meerwasser polirten Strand entlang.

„Weißt Du das Neueste, Charly?"

Der Gefragte drehte das hübsche, stark verbrannte Gesicht zu dem Gefährten hin.

„Weltons kommen Mittwoch her?"

„Weltons?" fragte der Andere gedehnt.

„Ach, lieber Junge," kam die verdrießliche Antwort, „ich vergaß leider von Neuem, daß Du Dich gewöhnlich in Paris herumzutreiben pflegst! — Jetzt muß ich Dir bei dieser Tropenglut eine lange Erklärung geben!"

„Vorwärts!" rief Charly und zog den Freund mit athletischer Kraft auf den Sand herunter, geschickt neben ihn gleitend. „Du weißt, ich bin für Neuigkeiten sehr empfänglich."

„Lord Welton ist eben ein Lord und zwar ein kolossal reicher Engländer, der nebenbei viel in New York war. Seine junge Frau — das Paar hält hier den Honigmonat — ist eine Andrew . . ."

„Etwa Anna-Belle Andrew? — Fünfte Avenue?"

Der Erzähler nickte bestätigend.

„Welton bewarb sich bereits jahrelang um die Hand von Miß Andrew. Well! Es scheint ihm jetzt endlich geglückt zu sein!"

„Famos, Willy! — Die Anna-Belle hätte ich zwar lieber einem Amerikaner gegönnt, als diesem ehrenwerthen John Bull, — aber ein Flirt mit jung verheiratheten Frauen . . ." Die schwärmerisch gehauchten Worte endeten in gellendem Zungenschnalzen.

„Mein lieber guter Charly! — Ohne Deine in Paris jedenfalls noch stärker ausgebildeten Talente anzuzweifeln, theile ich Dir aus Erfahrung und pflichtgemäß mit, daß ein Flirten, wie Du es meinst, bei Miß Andrew schon recht schwierig war, — ob sich Lady Welton geändert hat, erscheint mir doch recht zweifelhaft!" —

„Aber komm, es ist Zeit zum Umkleiden! — Wenn man nicht seine Kleidung wechseln müßte, was thäten wir hier! — Komm, Charly!" —

Lord und Lady Welton gaben der Gesellschaft von Kap St. Martin ihr Debut.

Eine glänzende Versammlung fluthete durch die weiten Säle des hart am Meere gelegenen Kurhauses.

Das neuvermählte Paar bildete selbstverständlich den Gegenstand des allgemeinen Interesses, so daß in ihrer Nähe stets eine Art rotirender Cercle stattfand.

Mit nie ermüdender Herzlichkeit machte die holdselige Lady ihren Gästen die Honneurs und bezauberte auch schwer zu Befriedigende durch die natürliche Anmuth ihres Wesens.

Der Lord durchschritt strahlend die Reihen der Geladenen, und seine gutmüthigen Augen luden Jeden treuherzig ein, theilzunehmen an seinem Herzensglück.

Die zweite Quadrille war vorüber.

Es wurde entsetzlich schwül da drinnen.

Lady Welton legte, momentanes Alleinsein nützend, die lange Schleppe über den Arm und trat aufathmend auf die Veranda heraus, welche das hölzerne Gebäude umgab.

Es war ein klein wenig frischer hier in der Nähe des Wassers.

Das Meer lag wie eine blauschwarze Masse zu ihren Füßen.

In weiter, undurchsichtiger Ferne hörte man es leise donnern . . .

Die Luft wurde auch hier allmählich drückender.

Ein Wetter zog herüber.

Leises Geräusch ließ die junge Frau erkennen, daß sie nicht allein war.

Mit scharfen Augen das ungewohnte Dunkel durchdringend, gewahrte sie den rothglühenden Punkt einer Cigarre und entdeckte, genauer hinblickend, die Silhouette eines Mannes, am anderen Ende der Veranda lehnend.

Der Einsame schien jetzt ebenfalls die helle Gestalt der Dame bemerkt zu haben und kam mit dumpf tönenden Schritten herzu.

Jetzt trat er in den Lichtbereich der breiten Mittelfenster; — es war Kapitän North. Lady Welton hatte den Freund sogleich erkannt; er war auch fast unverändert geblieben.

Ihre Hände begegneten sich.

„Warum weichen Sie mir immer aus, Mr. North? — Hatten Sie denn wirklich nicht das Verlangen, Ihre alte Freundin wieder zu sehen? — Ihr Hiersein hatten wir auch ganz zufällig erfahren müssen. Reichen Sie mir noch einmal die Hand, Kapitän," setzte sie mit verschleierter Stimme hinzu, „wir hatten uns doch immer so gut verstanden. — Welton hat mich heute Abend wieder verschiedentlich nach Ihnen gefragt. — Er ist immer rücksichtsvoll gegen mich," schloß die Lady mit dem vertraulichen Ton früherer Zeiten.

North erkundigte sich eingehend nach den Eltern.

Der Zwang begann zu weichen, er sprach jetzt wieder mit Anna-Belle.

„Und Harry?"

„Ungewöhnlich tüchtig, — die Freude des guten Vaters . . . So ändert sich Alles!" fügte Anna-Belle hinzu.

„Darf ich etwas von Mademoiselle Dostojewska erfahren? . . . forschte North vorsichtig weiter.

„Die Gute, Liebe ist in Rußland, ihr Besuch steht uns im Winter bestimmt in Aussicht . . ."

Nun entstand wieder jenes quälende Schweigen . . .

Beide fühlten, daß noch etwas Ungesprochenes zwischen ihnen lag.

Endlich trat Anna-Belle leise an den neben ihr Lehnenden heran und fragte mit ruhiger Willenskraft:

„Hat er lange gelitten?"

„Nein!" — antwortete der Gefragte mit leiser Stimme; „er war sogleich todt . . ."

Anna-Belle wandte ihr liebes Gesicht wieder zum Meere hin, welches in eine leise Bewegung gerathen war.

Am Horizont leuchtete es mehrere Male.

Die schlanke Gestalt trat langsam zurück und sagte mit fremdartiger Härte:

„Sie hatten damals Recht, mein Freund, — es giebt wohl nichts Grausameres im Leben, als den Haß einer Frau!"

Kapitän North blieb stumm.

Er warf seine Cigarre mit heftigem Schwung in das Meer hinab, wo sie zischend verlöschte . . .

ENDE

Maurice Maeterlinck und der Mysticismus.

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

— Berlin. —

Mit dem Selbstmorde der Schicksalstragödie Athens waren die Griechen auch politisch und biologisch fertig; es war kein Zufall, daß der dionysische Pessimismus der Tragiker zur selben Zeit versiegte, als Hellas im Kampfe gegen ein von außen wie innen übermächtig androhendes Schicksal unterlag. Nachdem hat man wohl noch ausgebaut, erweitert und seiner kosmopolitischen Mission getreu mit seiner Bildung von Spanien bis Indien gesiegt, aber doch nur, indem man sich seiner politischen Macht begab und auch nur mit dem bereits Geschaffenen: man hat nichts Neues mehr hervorgebracht. Aehnlich das Römerthum. Nach heldischen Kämpfen und Eroberungen ohne Gleichen kam eine Stockung und danach der glänzende Verfall des Kaiserthums, dessen Anfangssymptom die Niederlage des Varus bildet; bis schließlich der in's Unermessene angewachsene Koloß auf den thönernen Füßen der Sclaverei den unterirdischen Feinden der Katakomben und den offenen, äußeren Widersachern aus Germanien in die Hand fiel. Und was jene unterirdisch ausgebrütet, überwand die Ueberwinder der alten Welt; der innere und der äußere Feind bildeten das Neue. Etwas Aehnliches läßt sich für die dritte Epoche Europas, das Mittelalter, behaupten. Das Christenthum hatte sich in der Kunst und in dem farbigen Legendenreichthum der katholischen Volksreligion ausgeblüht, wie dereinst der klassische Olymp, und die moralistisch-wissenschaftliche Bewegung des modernen Sokraticismus protestirte gegen das alte Legendenwesen, um sich dann selbst immer mehr zu vergeistigen und zu verästeln. Der damalige „Umsturz“ aber ging weder von innen noch von außen, sondern von der umgestürzten Antike aus, für die man endlich wieder reif geworden, Kraft und Geld opferte, um die Trümmer, die man selbst geschaffen, zu

erforschen und reuig wieder herzustellen, gleich als wäre es ein Stück des eigensten Lebens, das man da wieder von den Todten auferwecken müßte, um weiterleben zu können. Es ergab sich also keine völlige Neuordnung und Umgestaltung der Dinge, sondern eine Verschmelzung und Reproduction der beiden Vergangenheiten, „wo die Helden der Vorwelt im Vatican wieder auferstehen," wie es im Fiesco heißt. Man synthetisirte die alten Culturinhalte ein paar Jahrhunderte hindurch in immer neuen Abwandlungen oder brühte sie eklektisch wieder auf und ist schließlich, auch hierzu zu müde, dem heiligen Nihilismus Schopenhauers und dem praktischen Byzantinerthum des Militarismus und Staatsbürgerthums verfallen. Die Renaissance war nur eine verzögernde Einlage in den biologisch-ethnologischen Proceß des Blühens und Abblühens, eine Oculation, die diesen Proceß wohl aufhalten, nicht aber verhindern konnte. Schon regt es sich von Neuem in dem Braukessel der Völkerwanderung, und an der Ostmark der alten Culturwelt reckt sich drohend das heilige Rußland mit seinem jungfräulichen Boden und seinen ungebrochenen Volkskräften empor. Möglich, daß diesmal der Kampf um's Dasein nur ein wirthschaftlicher sein wird, wie auch der „innere Feind" diesmal nur ein wirthschaftlicher ist, aber sonst droht dasselbe wie in alten Zeiten, und auch eine Reaction der Bedrohten, wie der Neuplatonismus sie im Alterthume war, ist im Anzuge. Ich vergleiche diesem Neuplatonismus der späten Antike und der katholischen Reaction des 16. Jahrhunderts den eben heraufkommenden Mysticismus, der unserer doppelten Vergangenheit gemäß seine Wurzeln sowohl im katholischen Mittelalter wie in Platon hat. — — —

Mit ihm ist ein neuer Optimismus, eine neue Lebensbejahung im Anzuge; es ist das untrügliche Symptom dieser leise, aber sicher Raum gewinnenden Bewegung und bedeutet in sich eine Genesung. Es ist nicht der „ruchlose Optimismus" des liberalen Greisenthums, das in den Tag hineinlächelt, weil es über den Tag hinaus keine Ziele hat; es ist, wenn vielleicht auch der Anfang vom Ende, so doch an sich das Ende einer langen Krankheit und Willensdepression von Selbstflucht und Weltflucht, und darum nicht identisch mit dem unheilbaren Optimismus der Viel-zu-Vielen, die gegen diese Infection immun sind und gerade in ihrer schlimmsten Zeit üppig in's Kraut schossen. Es ist eine Art von Synthese zwischen Beiden und hat von Beidem. Ein Nietzsche tauft seinen neuen Lebenswillen noch dionysischen Pessimismus, ein Ibsen setzt Fragezeichen auf Fragezeichen hinter die Realität, aber es ist schon ein Fortschritt gegen die absolute Negation; und unser neudeutscher Realismus erhebt das Kunstmittel der trostlosen, wahrhaftigen Wirklichkeits-Wiedergabe zum Selbstzweck der Kunst. Und doch ist hiermit schon unendlich viel gewonnen, überwunden, bejaht; man sieht der Realität in's Gesicht und heißt sie selbst in ihrer trübsten Erscheinung gut, — während der Pessimist von ihr ab- und wegsieht und sich in's Ideal flüchtet. Und wie Gerhart Hauptmann und Nietzsche ihrer tapferen

Ueberwindung schließlich die Bildner-Freude an der Realität verdanken, so hat auch jene andere Gruppe von Genesenden, welche jenseits unserer deutschen Grenzen mit ihnen verwandt ist, sich zum consequenten Optimismus durchgerungen. Es sind dies jenseits des großen Wassers Walt Whitman, der jetzt seinen deutschen Commentator in Joh. Schlaf gefunden hat, und vor Allem Emerson, die sich Beide mit den unendlichen Kräften der Natur Eins fühlen und an das Ende dieser schönen Kette sich geschlossen sehen. Diesseits die Präraphaeliten, die das rauh-männliche Quattrocento wieder belebten, und William Morris, der Kunst und Kunsthandwerk aus der stupiden, unfruchtbaren Maschinensklaverei der liberalen Industrie, aus der todten, unorganischen Entselbstung des Fabrikwesens erlösen wollte. Eng mit diesen Geistern verwandt ist Maurice Maeterlinck, dessen Stern jetzt aufgeht, wo der ihre am Sinken ist. Sie Alle, in germanisch-demokratischem Erdreich wurzelnd, üben an der socialen Lage und Frage keine principielle Kritik mehr, sie nehmen sie als gegeben. „Die Zeiten des Heroismus," sagt Maeterlinck für sie Alle, „sind dahin, die der Verneinung sind noch nicht wiedergekommen, folglich bleibt uns nur der Alltag. Der Alltag ist der Kern unseres Wesens, während oft Ein Jahr und mehr ohne Heldenthaten, Abenteuer und Tugenden vergeht". Diesen Alltag lebenswerth zu machen, ihn mit neuer Lebenskraft und tiefem seelischen Inhalt zu füllen, ist das vornehmste Ziel dieser neuen Heilande.

Denn gerade ihr unabänderlicher Alltag birgt die größten Gefahren für das neu aufkeimende Lebensgefühl. Das hohle, lärmende, oberflächliche und veroberflächlichende Wesen unserer Händlercultur, das ewige „nur für Andere" ihrer Moral führt den Menschen schneller als irgend ein heiliger Nihilismus zu maschinellem Stumpfsinn und ungesunder Entselbstung, die ihrerseits wieder eine ebenso ungesunde Selbstsucht, ein „nur für sich", zur Folge hat. Handel und Wandel, Industrie und Technik, Staat und Wissenschaft, und wie die Ruhmestitel dieses äußerlichen, veräußerlichten Lebens alle lauten, drohen der anderen Hälfte der Welt, der inneren, den Untergang, so daß sie schon „wie ein Ertrinkender unter den Wassern eines großen Stromes kämpft". Es bereitet sich ebenso eine große Reaction gegen den überlebten Naturalismus der Kunst vor, der immer nur den Einzelfall, das von den allgemeinen Beziehungen abgeschnittene, localisirte Detail berücksichtigt und dem Eintagsfliegenthum der liberalen Wirthschaftsordnung correspondirt. Aber nicht in titanischem Trotze gegen die „alltägliche Experimentalweisheit" eines wissenschaftlich und maschinell gewordenen Säculums — wie es der leidenschaftliche Pole Przybyszewski und Nietzsche wollen, — sondern in fügsamer, weiblicher Resignation, in Glauben, Liebe und Hoffnung führt sich dieser Kampf für die Rechte der Seele. Man fügt sich äußerlich in die Welt, um sie von innen heraus zu regeneriren, indem man sich regenerirt, wie das Weib sich dem Stärkeren fügt, indem es sich innerlich eine unbelehrbare, unbezwingliche Freiheit wahrt und einem neuen Geschlechte,

auf dessen Wesen der Mann nur einen beschränkten Einfluß hat, das Leben giebt. Es verwundert uns nicht, wenn in diesem Sinne Maeterlinck in seinem letzten großen Buche, dem „Schatz der Armen*)“, eine Paränese des Weibes schreibt. Das Weib, das mehr nach innen lebt als der Mann, während sein ganzes äußeres Leben ohne Handlungen und Heldenthaten vergeht, die Mutter künftiger Geschlechter, voll von geheimer Unendlichkeit, hat die „Zugänge zum Unendlichen nie verloren“. Es behält sich einen verfänglichen, uncontrolirbaren inneren Anarchismus unter äußerer Botmäßigkeit und „hat uns den mystischen Sinn auf Erden bewahrt“, als welcher sich vor keiner Hierarchie der Erscheinung beugt. Auch in den Dramen Maeterlincks finden wir, was wir schon bei Goethe fanden, Frauengestalten von tiefster Innigkeit und Wahrheit; ein odeur de femme umweht leise diese mystischen, untheatralischen Stücke, in denen der ganze bas-fond der Seele Gestalt gewinnt, während jede äußere Realität, jeder logische Aufbau, jede Motivation, kurz, alles männlich Geschlossene, endlich Beschränkte fehlt und auch die Männergestalten nirgends gerathen. „Das Weib ist für die Menschheit, was die Nacht für den Menschen,“ hat Nietzsche einmal gesagt; und „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, heißt Goethes biologische Wahrheit.

Neben diesem Ewig-Weiblichen giebt es dann bei Maeterlinck noch zwei typische Figuren, den Blinden und das Kind. Das Kind, das noch nicht sagen kann, was es lebt — „denn wir sprechen nur in Stunden, wo wir nicht leben, und was wir wissen, geht uns nichts mehr an“ — und der Blinde, dessen Seele sich erschließt, indem er den Sinn für die Außenwelt verliert, wie Homer blind sein mußte, um die apollinische Traumwelt zu erschauen: — das Ende und der Anfang, das Absterbende und Werdende, das noch-Nicht und nicht-Mehr, diese beiden Symbole unserer Uebergangszeit sind auch Maeterlincks Wahrzeichen; ein überfeinerter Greis und ein unschuldiges Kind blickt er uns aus seinen Werken entgegen.

Das drückt sich auch in seinem Stil aus, als welcher nach Schopenhauer die Physiognomie des Geistes, oder biologisch geredet, der Niederschlag des gesammten Wesens ist. Nicht als ob er nicht aus einem Guß erschiene. Aber die Primitivität seiner Stilistik deucht uns bald wie ein letztes Raffinement und bald wie Kinderlallen, ohne daß man sich für das Eine entscheiden könnte. Oder man glaubt sich am Ufer des Meeres, nicht allein durch die vorgetäuschte Staffage seiner Dramen oder das symbolische Gleichniß von Meer, Seele und Unendlichkeit, sondern unmittelbar durch die Impression seiner Stilgebung gezwungen. Seine Worte und Sätze schlagen an das Ohr, wie die eintönigen, gleichmäßigen Wellenkämme auf den Sand der Dünen. Es ist eine müde, unendliche Melodie, und wer sich an die Verdeutschung dieser einschläfernden Rhythmen macht, der muß sich vorsehen, daß er nicht in das gleichmäßige Geklapper unseres klassischen blank verse verfalle.

*) Erscheint soeben bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig, in meiner Uebersetzung.

Daß Maeterlinck als Germane — er ist Vlamländer — die fränkische Weltsprache der Form und des Geschmackes schreibt, während er doch Nichts als Inhalt und wieder Inhalt bringt und auch, wenn er nicht Mystiker wäre, bringen müßte, weil er Germane ist: — das ist wieder eine merkwürdige Zwiespältigkeit in ihm, die nicht nur formaler Natur ist. Denn auch inhaltlich hat er viel von seiner katholischen Vergangenheit, von Neukatholicismus, Krankenstubenluft und ‚vivre pour autrui‘ in und um sich; etwas Betbruderdunst und französische Décadence folgt ihm bis in seine letzten Werke hinein und macht sich gerade hier am meisten bemerkbar, wie bei Wagner in seinem Parsifal. Andererseits steht er aber dem germanisch-christlichen Ideenkreise so nahe, wie ihm kein geborener Gallier stehen möchte. Von seinen Verdolmetschungen germanischer Mystiker wie Emerson, Novalis und Ruysbroeck, die er mit wundervollen, jetzt in den „Schatz der Armen“ aufgenommenen Vorreden versehen hat, abgesehen, zählt er Schopenhauer, Lavater, Jakob Boehme und Swedenborg zu seinen geistigen Errungenschaften, auch Goethe ist ihm vertraut, wogegen er die älteren Franzosen und ihre raison raisonnée als Anwalt der Seele bekämpft. Natürlich kennt er auch die Alten, wie unser greises Geschlecht die Ewig-Jungen nennt. An Platons Gastmahl hat er Theil genommen und ist dann dem christlich asiatischen Ideenkreise zugeschritten, wie die Antike ihm zugeschritten ist . . . Wer Emersons „Repräsentanten“ kennt, weiß bereits, mit welcher feinen Hellsichtigkeit dieser „reichste Amerikaner“ die zwei Seelen analysirt hat, die in Platons Brust schon hausten. Das griechische und asiatische Element in Platon ließen ihn bereits zwischen Seele und Körper, Geist und „Leidenschaft“ den verhängnißvollen Schnitt thun; wobei er denn bald den Geist nach Hellenenart und besonders durch Sokrates belehrt, gegen die Begierden in Schutz nahm; bald auch war es die „Seele“, zu der er mehr hinneigte. Aber Geist und Seele waren sich keine feindlichen Geschwister, im Gegentheil sollten sie sich gegen den Leib verbinden, und der Weg zur „reinen“, sinnenfreien Erkenntniß sollte durch die Dialektik hindurchgehen, „wie ein Süßwasserstrom durch das Salzmeer, mit dem Vorgefühle baldiger Auflösung.“ Das Christenthum, und mit ihm Maeterlinck, ging weiter. In seinem abgründlichen Haß gegen den „Geist“ der antiken Cultur schlug es diesen zu den Leidenschaften des Kopfes, wie die Begierden zu den Leidenschaften des Herzens, und beschenkte die Menschheit mit dem neuen Inhalte der Seele, die fortan dem trockenen, geschmeidigen Geist und Körper als zarte, erlösungsbedürftige Gefangene angehörte, und lehrte den Act der Wiedergeburt als einen Saltomortale, einen Sprung in's Göttliche . . . Auf diesem Standpunkt asiatischen Außersichseins steht nun auch Maeterlinck mit dem „doctor extaticus“ Ruysbroeck, dem mystischen Widersacher der verstandesmäßig unfruchtbaren Scholastik, dessen vlämische Schriften er seinen Franzosen verdolmetscht hat. Sein eigener, antinaturalistischer Mysticismus und Symbolismus ist ja auch nur ein modern gefärbtes Analogon zu jener

mächtigsten Bewegung des Mittelalters; und sein „Schatz der Armen", der große, philosophisch ästhetische Schlußstein seiner ersten Periode, die er jetzt augenscheinlich hinter sich hat, hat den gleichen, seltsamen Dunstkreis. Es ist ein wunderbares Unterhalb des Gedankens in diesem Buche; es liegt darauf wie ein Schleier; wie im Traum gesprochene Räthselworte klingen dahinter hervor, ohne Präcision und lichtvolle Deutlichkeit, nebelhaft und verschwommen, aber von jener bestrickenden, sammetweichen, räthselhaften Klangfarbe, die der Ton in tiefer Mondnacht annimmt . . .

Es ist kein Zufall, daß Maeterlinck auch in seinem Aeußeren einen eigenthümlichen, leicht mongolischen Typus aufweist. Weniger auf Bildern als auf dem genialen Vallotonkopfe, der in wenig Strichen so recht aus der Tiefe der Seele herausgeformt ist, tritt diese räthselhafte Verschwommenheit hervor. Was bin ich? fragt uns dieses stumme Gesicht mit beängstigender Eindringlichkeit immer und immer wieder. — — —

Wie der Neuplatonismus, die letzte Anstrengung des griechischen Weltgeistes gegen den „inneren Feind", schon mit einem Fuße im asiatischen Christenthum steht und so wider Willen die Brücke und den Uebergang zu seinem Todtfeinde bildet, so könnte es auch um diesen Vertreter Europas stehen, der an den Brüsten der Mystik sich neue Kraft trinken will und die zerrissene Verbindung mit allen Kräften der Welt, die ihn umweben, ahnend und sehnend wieder herstellen möchte. Er ist kein abgesagter Feind der Cultur, wie das Urchristenthum es war, wie sein russischer Halbbruder Tolstoj es heute ist, doch in seinem Sprachschatz ist dieses Wort nicht enthalten. Die Cultur, die Schönheit des üppigen Lebens, der Geist: über alle Drei sieht er, nach mißtrauischer Prüfung mit zurückgezogenem Auge verzückt hinweg. Sie schneiden ihm den Menschen von seinen Urkräften ab; „gewisse geheime Verbindungen sind da zerschnitten, und die Schönheit schließt die Augen zu". Er sieht nur die heillose Differenzirung und Verkrümelung alles Lebens durch die Cultur; er sieht in ihr alle weiteren Tendenzen schließlich versanden und predigt darum das allgemeine Leben, das sich ahnend an das Unendliche knüpft. Das ist sein Ersatz für das endliche, irdische Gefühl der Macht und Lebenskraft, wo

> Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
> Brüsten, von einem Gefühl schwellend, ein einziges Herz."

Wird Maeterlinck die endliche Kraft durch die kleinen Dosen seines unendlichen Lebensgefühles wieder aufpäppeln und neu bestärken? Wird dieser Mystiker, dessen Lieblingswort étrange ist, und dessen Kunst auf die Viel-zu-Wenigen berechnet ist, auch die breiten Massen der Lebenden packen; oder werden sie über ihn hinwegschreiten, wie das Christenthum über den Neuplatonismus? Wird diese neue Lebenskraft die alte Cultur Europas weiter tragen, ihre todte Last in stärkeres Leben umsetzen und gegen den äußeren Feind mit starken Händen schirmen? Wird eine Verschmelzung des neuen Inhalts mit den alten Culturformen, ohne Stilbruch, ohne

Traditionsbruch, Europa wieder verjüngen; oder wird das Neue schon der Anfang vom Ende sein und die Brücke nach Asien, wie vor zwei Jahrtausenden?

Ist diese Mystik ein kräftesammelndes Schlafstadium unserer Cultur, ein eingeschobenes Stück Nacht und Erholung von der ermüdenden Tageshelle und Arbeit, oder ist es die lange Nacht, die vielleicht wieder ein Jahrtausend lang die Welt bedeckt, ehe ein neuer Tag aufdämmert? Ist es der keimende Urwald, der mit furchtbarem Dunkel ganz Europa wieder beziehen will, oder ein wohlthätiges Waldstück zwischen übercultivirtem Ackerlande? Ist es der Anfang langer Barbarei oder ein augenblickliches Zurückgehen und Anlaufnehmen zu neuem Sprunge? Ist es, was die zwei mystischen Jahrhunderte des Mittelalters für die Renaissance waren, ein Kräftesammeln zum neuen Durchbruch, oder was das Urchristenthum für die Antike war, ein Ende? Degeneration oder Regeneration? Dieses stumme Antlitz hat tausend Fragen . . .

* * *

Indem ich diese schicksalschwere Frage thue, erhalte ich die Handschrift des in Bälde erscheinenden*) neuen Werkes von Maurice Maeterlinck, „La Sagesse et La Destinée“ (Weisheit und Schicksal) betitelt. Ich möchte sagen, daß diese Frage — soweit sie Maeterlinck selbst angeht — (mit diesem neuen Buche) beantwortet ist. Denn Maeterlinck hat sich darin der Realität zugewandt. Der scheinbar unheilbare Subjectivist ist objectiv geworden; der sensitive Altruist predigt das Evangelium einer „gesunden, weisen, vollkommenen Eigenliebe, die nicht so leicht ist, wie man glaubt“. Der Mitleidsapostel geht aller falschen Sentimentalität, aller Ohnmacht, die sich Güte nennt, aller Lüge und Schwäche, die sich hinter den christlichen Tugenden der Ergebung, Entsagung und Aufopferung verbirgt, mit Nietzsche'scher Schonungslosigkeit zu Leibe. Eine Stichprobe dieses neuen, noch unverdeutschten Werkes wird am besten für seinen neuen Schritt zur Genesung, wie für die zarte, abgetönte und so poetische Denk- und Sprechweise dieses vlämischen Mystikers zeugen. Er mag darum im Folgenden selbst zu Worte kommen.

*) Das Buch ist soeben in französischer Sprache bei E. Fasquelle (Librairie Charpentier) in Paris und in englischer Uebersetzung bei George Allen in London erschienen. Die deutsche Ausgabe wird von Eugen Diederichs in Leipzig vorbereitet.

Die Ideale und das Leben.

Von

Maurice Maeterlinck.

— Paris. —

Es giebt auf der ganzen Welt eine Menge von Seelen mit gutem Willen, die aber die besten Jahre der Liebe mit Fragen über ihre Gefühlszukunft verlieren. Uebrigens drängen sich im Bereiche des Schicksals um das Bild der Liebe die meisten Klagen, Reuegefühle, müßigen Erwartungen, eitlen Befürchtungen und unverhältnißmäßigen Hoffnungen. Alledem liegt viel Dünkel, viel falsche Poesie, viel Lüge zu Grunde. Im Allgemeinen findet man unter den Seelen, die am wenigsten darnach gestrebt haben, sich zu begreifen, die meisten unverstandenen Seelen. Im Allgemeinen nährt sich das hinfälligste, engste und willkürlichste Ideal am ausgiebigsten von Befürchtungen, Enttäuschungen, Ansprüchen und kleiner Verachtung. Wir fürchten überhaupt am meisten die Zerknitterung oder Verkennung der Tugenden, Gedanken, Eigenschaften und moralischen Schönheiten, die wir noch nicht besitzen, außer in unserer Vorstellung. Es ist mit Verdiensten dieser Art wie mit materiellen Gütern; die Hoffnung hängt sich am hartnäckigsten immer an die, welche zu erwerben man wahrscheinlich nie die Kraft haben wird. So ist der Schurke, der die Absicht hegt, sich zu bessern, höchst erstaunt, daß man der Redlichkeit, die einen Augenblick in seinem Herzen erwacht, nicht sofort ausbündige Ehre anthut. Wenn wir aber wahrhaft lauter, selbstlos und aufrichtig sind, wenn unsere Gedanken sich gewohnheitsmäßig und ohne Umstände über die Eitelkeit oder Selbstsucht des Instinctes erheben, kümmern wir uns viel weniger darum, ob die, welche um uns sind, uns Recht geben, uns verstehen, uns bewundern. Epiktet, Mark Aurel und Antoninus Pius haben sich nie beklagt, nicht verstanden zu sein. Sie wähnten nicht, etwas Unerhörtes und Unbegreif-

liches in sich zu haben. Im Gegentheil glaubten sie, daß ihrer Tugend Bestes just in dem läge, was Alle ohne Mühe zugeben konnten. Was man nicht ohne Grund verkennt — denn es liegt fast immer ein höherer Grund in der allgemeinen Trägheit eines Gefühls — was man verkennt, das sind die kränklichen Tugenden, denen wir zu viel Werth beimessen; und jede Tugend, der wir einen großen Werth beimessen und für die wir eine ehrfürchtige Beachtung fordern, ist kränklich. Eine kränkliche Tugend ist oft verhängnißvoller als ein gesundes Laster, und jedenfalls entfernt sie sich von der Wahrheit; aber fern von der Wahrheit ist Nichts zu hoffen. Je mehr unser Ideal sich verbessert, desto größer ist die Zahl der Realitäten, die es zuläßt; und je mehr unsere Seele wächst, verliert sie an Furcht, keine andere Seele ihres Schlages zu treffen. Denn eine Seele, die wächst, ist eine Seele, die sich der Wahrheit nähert, und unweit der Wahrheit nimmt Alles an der Größe der Wahrheit selbst Theil. Mitten unter den himmlischen Lichtern, die sich in ihrem blendenden Glanze fast gleich sind, beim Eintritt in die letzte Sphäre fragt sich Dante plötzlich, weil er um sich her Nichts mehr sich rühren sieht, ob er still stände oder sich dem Sitze Gottes noch näherte. Dann sieht er Beatrice, und wie sie ihm schöner erscheint, erkennt er, daß er seinem Ziele nahe ist. Und auch wir können an dem Zuwachs von Neugierde, Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung für Alles, was uns im Leben begleitet, die Schritte zählen, die wir der Wahrheit entgegen gemacht haben.

Gewöhnlich verläßt der Mensch sein Haus, um auf die Jagd nach Freude, Schönheit, Wahrheit und Liebe auszugehen, und kehrt nur dann vollbefriedigt heim, wenn er seinen Kindern sagen kann, daß er Nichts getroffen habe. Es liegt viel Hochmuth im ewigen Klagen, und die Meisten klagen Leben und Liebe nur an, weil sie sich einbilden, daß Leben und Liebe ihnen mehr schuldeten, als sie selbst ihnen zugestehen können. Freilich bedarf es zur Liebe, wie zu allen andern Dingen, eines so hohen Ideals wie möglich; aber jedes Ideal, das keiner starken inneren Realität entspricht, ist Nichts als eine müßige, unfruchtbare und bequeme Lüge. Es bedarf nur zweier oder dreier unerfüllbarer Ideale, um ein Leben zu lähmen. Es ist Irrthum, zu glauben, daß der Maßstab für die Höhe einer Seele in ihren Bestrebungen und Träumen liege. Die Schwachen haben im Allgemeinen viel schönere und zahlreichere Träume, denn alle ihre Thatkraft und Thätigkeit verpufft sich in den Träumen. Die Höhe eines zur Gewohnheit gewordenen Traumes zählt, wenn es sich darum handelt, unsere sittliche Höhe zu bewerthen, nur insofern mit, als dieser Traum etwa der verlängerte Schatten eines früheren Lebens und Willens ist, die sehr fest, bewährt und menschlich waren. Nur dann ist es erlaubt, ihn einen Augenblick inmitten der Ebene aufzurichten, die von der Sonne der äußeren Realität überfluthet wird, wie man eine Stange neben einem ewigen Thurm aufpflanzt, den man an seinem Schatten zu messen

22*

sucht, indem man das Verhältniß zwischen dem Schatten der Stunde und dem ewigen Thurme feststellt.

Es scheint natürlich, daß ein edles Herz eine große Liebe erwarte, aber noch weit natürlicher ist es, daß es in der Erwartung liebt, und daß es, während es liebt, nicht zu warten vermeint. In der Liebe, wie im Leben ist es fast immer sehr unnützlich, zu warten; indem man liebt, lernt man warten, und mit den sogenannten Enttäuschungen der kleinen Liebschaften wird man am einfachsten und sichersten die unerschütterliche Flamme der großen Liebe nähren, die vielleicht noch den Rest unseres Lebens erleuchten wird.

Man ist oft ungerecht gegen Enttäuschungen. Man giebt ihnen ein grämliches, blasses, entmuthigendes Aussehen: im Gegentheil sind sie das erste Lächeln der Wahrheit. Du bist ein Mensch voll guten Willens, Du strebst danach, gerecht, nützlich, weise und glücklich zu sein; ist es aber, wenn eine Enttäuschung Dich betrübt, die Lüge, in der Du warest, die Du bereust? Oder lebst Du lieber in der Welt Deiner Irrthümer und Träume, als in der Wirklichkeit? Die besten Stunden gehen beim besten Willen nur zu oft verloren, und dies im Kampf eines schönen Traumes gegen ein unvermeidliches Gesetz, dessen Schönheit man erst gewahrt, wenn Einem der schöne Traum die Kräfte erschöpft hat. Meinst Du, wenn Dich z. B. die Liebe betrogen hat, es wäre Dir heilsam gewesen, Dein Leben lang zu glauben, die Liebe sei das, womit es Nichts ist, womit es Nichts sein kann? Glaubst Du nicht, daß eine Selbsttäuschung dieser Art Deine wichtigsten Handlungen fälschte und lange Zeit einen Theil der Wahrheit verschleierte, die Du erreichen willst. Und wenn Du hoffst, etwas Großes zu vollbringen, und die Enttäuschung weist Dir Deinen Platz unter Dingen zweiten Ranges; ist es dann redlich, bis zum Ende der Tage die Botin der Wahrheit zu verwünschen? Ist sie nicht, Alles in Allem gerechnet, eben die Wahrheit, die Deine Selbsttäuschung suchte, wenn anders sie aufrichtig war? Man muß lernen, sich aus seinen Enttäuschungen eine Schaar geheimnißvoller und getreuer Freundinnen und unbestechlicher Rathgeberinnen zu bilden. Wenn eine darunter, grausamer als die andern, Dich im Augenblicke niederschmettert, so sage nicht schluchzend: „Ach! Das Leben ist nicht so schön wie mein Traum!" Sage Dir: „Meinem Traume fehlte Etwas, denn er hat die Billigung der Realität nicht gefunden." Zuletzt besteht die ganze, so berühmte Kraft der großen Seelen nur aus wohlaufgenommenen Enttäuschungen. Jede Enttäuschung, jede verkannte Liebe, jede vernichtete Hoffnung mehrt das Gewicht Deiner Wahrheit um ein Gran; und je mehr Selbsttäuschungen um Dich her fallen, desto gewisser erscheint die große Wahrheit; wie die Sonne zwischen den entlaubten Aesten des winterlichen Waldes desto deutlicher sichtbar ist . . .

Glaubst Du, wenn Du eine große Liebe suchst, es sei möglich, eine Seele zu finden, die so schön ist, wie Deine Träume, wenn Deine Träume

allein darnach ausgehen? Ist es rechtlich, nur Wünsche, Sehnsüchte und Träume ohne Gestalt zu bieten, und dafür bestimmte Worte und endgiltige Handlungen zu verlangen? Und doch thun wir dies fast Alle. Und wenn ein Zufall, der zu glücklich war, um nicht unverhofft zu sein, uns endlich dem Wesen zuführte, das aufs Genaueste unser Ideal verkörpert: hätten wir dann das Recht, uns einzubilden, daß unsere trägen und wirren Strebungen sich mit seiner thätigen und wohlbegrenzten Wirklichkeit vertragen würden? Man hat nur dann die Möglichkeit, sein Ideal außer sich zu finden, wenn man es so oft wie möglich in sich erfüllt hat. Oder hofft man, eine redliche, tiefe, getreue, unerschöpfliche Seele, eine weite, lebendige freiwillige, unabhängige, muthige, wohlwollende und großmüthige Seele zu erkennen und zu fesseln, wenn man nicht ebenso gut wie sie weiß, was Redlichkeit, Liebe, Treue, Denken, Leben, freier Wille, Unabhängigkeit, Muth, Wohlwollen und Großmuth sind? Und woher dies Wissen, wenn man diese Dinge nicht geliebt und lange in ihrer Mitte gelebt hat, wie Jene sie geliebt und mit ihnen gelebt hat? Es giebt nichts Anspruchvolleres, Ungeschickteres und Blinderes als sittliche Güte, Schönheit und Vollkommenheit im Zustande des Wollens. Will man die ideale Seele finden, so fange man damit an, dem gesuchten Ideale sich selbst ähnlich zu machen. Es giebt kein anderes Mittel, es zu erlangen. Je näher man diesem Ideale wirklich kommt, desto mehr wird man einsehen, daß es gerecht und ein Glück ist, wenn es fast immer von dem, was unsere unbestimmten Hoffnungen erwarteten, verschieden ist. Je mehr unser Ideal bei Berührung mit dem Leben sich verwirklicht, desto weiter, besänftigter, beweglicher und besser wird es werden. Dann wird man auch in dem, was man liebt, ohne Mühe das wahrhaft Schöne, dauernd Gute und ewig Wahre erkennen, was in Einem selbst ist; denn Nichts läßt uns das Gute erkennen, das uns umgiebt, wenn nicht das Gute, das in unserm Herzen ist. Dann endlich legt man auch geringere Bedeutung den Unvollkommenheiten bei, die nicht mehr die eigene Eitelkeit, Selbstsucht oder Unwissenheit verletzen, das ist, den Unvollkommenheiten, die den unseren nicht mehr gleichen; denn es ist das Schlechte in uns, das mit der wenigsten Geduld erträgt, was an den Anderen schlecht ist.

Gedichte.

Von

Maurice Maeterlinck.

— Paris. —

Uebertragen von Sigmar Mehring-Berlin.

Seelengluth.

Mein Auge überfliegt ein Schatten
Von vielfach sehnendem Gefühl,
Mein Herz umwallt ein Traumgewühl,
Die Seele nächtiges Ermatten.

Ich hab' in meines Geistes Meer
Die Rosen todter Lust gegossen.
Das Thor der Wimpern hält verschlossen
Ein Glück auf Nimmerwiederkehr.

Allabendlich rührt, ach! vergebens
Mit bleicher Schlaffheit meine Hand
Der Hoffnung grünen Glockenrand
Im Malvenstrauche des Entschwebens.

Die Seele zittert, angsterschlafft,
Daß meinem Mund ihr Schmerztraum reife,
Indeß ich nach den Lilien greife.
Schwarz glänzt des Herzens Seidentaft! . . .

Unbehagliche Jagd.

Mein Busen ist von Leid beschwert,
Er krankt an etwas längst Zerfloss'nem,
Er krankt an etwas längst Verschloss'nem.
Mein Auge hat den Schmerz geklärt.

Ich sehe ein beständ'ges Jagen:
Die Geißel der Erinn'rung schwirrt,
Und des Gelüstes Spürhund irrt
Auf Fährten, die mir nicht behagen.

Der Grillen Meute zerrt am Seil
Quer durch des Forstes Dämmerräume,
Und nach dem weißen Hirsch der Träume
Fliegt des Verdrusses gelber Pfeil.

O Gott, mein athemlos Begehren,
Der Wunsch, der müd' dem Aug' entquillt,
Hat mit zu rauhem Hauch verhüllt
Den Mond in meiner Seele Sphären.

Tunis und Karthago.

Von

Ferdinand Rösiger.

— Heidelberg. —

Afrika, der dunkle Erdtheil, das Land des Seltsamen und Wunderbaren, der Barbarei und des Fanatismus, das Land der braunen und der schwarzen Menschen, das Zukunftsland der Colonisation, lockt unsere Phantasie von Jugend auf. Es liegt ein Zug in den europäischen Culturmenschen, aus dem Kreise der germanisch-romanischen Welt, die eine so vielfach gleichartige Tracht in ihren Sitten und Ideen geschaffen hat, in Gebiete hinauszutreten, wo sich in ganz anderen Formen die Menschheit bewegt oder wo das Antlitz der ursprünglichen Menschennatur noch nicht durch eine vieltausendjährige Geschichte durchfurcht ist.

Indessen nur nach dem Nordrande von Afrika will ich hier die Blicke der Leser lenken, nach der vorgeschobenen Westprovinz des Orients, dem Maghreb, dem Westlande der Araber, dem Südgestade des Mittelmeeres, das mehr zu Europa als zu Afrika gehört, wenigstens gehört hat und wieder gehören wird. Dort liegt der Schauplatz großer geschichtlicher Zusammenstöße der asiatischen und der europäischen Kräfte und Bildungsformen, ein Schauplatz, wo eine Fülle der Geschlechter sich abgelöst hat, wo noch immer ein seltsames Gewirre von Stämmen und Racen durcheinander drängt. Jahrhunderte lang trägt das Gebiet die Costüme Europas und wieder ein Jahrtausend die Costüme des Orients, und immer wieder bricht durch den Zwang der fremden Bildung vom Wüstensaume her die natürliche Wildheit einheimischer Stämme, wie ein Scirocco die Spuren der Cultur verwehend. Heute ist Tunis wieder am Anfang einer europäischen Periode, seit Italiener sich zahlreich dort niedergelassen haben, und seit die Franzosen

(1881) die eigentlichen Herren des Landes geworden sind. Tunis mit der Heiligenstadt Kairuan hat in den Augen der westlichen Araber den Glanz eines Mekka und zugleich den Glanz von Paris, vor 1400 Jahren war am gleichen Golf Karthago ein zweites Rom, vor 2000 Jahren Karthago eine ganz orientalische Stadt, und die Bewohner des Landes nannten sich Kanaaniter, wie die von Palästina.

Schon in Sicilien, dem viel umkämpften Eiland, spürt man den Wellenschlag dieser geschichtlichen Strömungen. Sicilien und die gegenüberliegende Küste Afrikas haben vielfach dieselben Schicksale gehabt, sie liegen ja Beide an der Durchfahrt vom Ostbecken in das Westbecken des Mittelländischen Meeres. Den Reisenden weist schon in Sicilien Vieles auf die Nähe Afrikas. Unter den Menschen, die uns begegnen, fallen uns manche auf, deren Züge an den Typus arabischer Beduinen oder an negerartige Stämme erinnern. Die Bauart der Häuser verliert, wie schon in der Landschaft von Neapel, den Charakter des nordeuropäischen Wohnhauses, sie nimmt nur Rücksicht auf Sommer und Sonnengluth, nicht auf Kälte und Regen. Die Feldarbeiter tragen turbanartig ihre Tücher um den Kopf gebunden, und über immergrünen Gebüschen und Bäumen erhebt sich häufig die Palme, freilich in Apriltagen manchmal wie vom Froste in nordischer Luft erschauernd. Dazu die geschichtlichen Erinnerungen, mögen wir uns in der Zisa zu Palermo die heitere Pracht arabischer Paläste vergegenwärtigen, oder an der Südküste in den Trümmern der Riesentempel die Spuren der Feuersgluth beachten, mit der Karthago vor 2300 Jahren die hellenische Herrlichkeit zerstörte, oder mögen wir da und dort die letzten Linien gewaltiger Stadtmauern und Quaibauten aus karthagischer Zeit verfolgen.

Nirgend vielleicht tritt uns dieses Zeitalter in Gedanken so nahe als in der stillen Bergstadt S. Giuliano auf dem sturmumblasenen Eryx, dessen mächtiges Massiv sich an der Westecke der Insel aus Ebene und Meer erhebt, dort, wo der kühne Hamilkar in zähem Trotz und erfindungsreicher List sich lange gegen Roms Heere behauptete. An der Stadtmauer, den steilen, holprigen Weg entlang gehend, sieht man die Steinmetzarbeit phönizischer Männer, und im heiligen Bezirke der Venus gedenkt man der Tage, wo hier weitschauend ein Tempel stand, zu dem die Seefahrer unten in der brandenden Fluth betend die Hände erhoben, zur hohen Göttin der Natur, Astarte, Aphrodite, Venus; denn alle Völker nannten sie mit besonderen Namen. Wie einst flattern noch heute Taubenschwärme, die frommen Gespielinnen und Symbole der alten Göttin vom Euphratlande, um die Höhe, und berühmt ist wie einst die Frauenschönheit in der Stadt der Venus, aber noch immer erblüht und verblüht sie in haremsartiger Abgeschlossenheit des Hauses. Vom Berge überschaut man die denkwürdige Stelle, wo Karthago die vernichtende Niederlage erlitt, die ihm seine Geltung als erste Seemacht des Mittelmeeres nahm.

Auch wer nur das klassische Alterthum sich lebendiger machen will, wird gern etwa nach Tunis, der orientalischen Stadt, gehen; denn ein

Stück des Orients muß sehen, wer die äußeren Formen des griechischen Lebens in der Gegenwart wiederfinden will. Bei Tunis suchen wir die Riesengrabstätte von Karthago. Dort die Oberfläche des gegenwärtigen Lebens, hier die Durchschnitte des geschichtlichen Lebens. Denn wie im Sedimentgestein sich Schicht auf Schicht abgelagert hat, die Reste der vergangenen Perioden von Pflanzen und Thieren bergend, so treffen wir hier übereinander gelagert die Schichten des Culturbodens, in denen sichtbar und greifbar die Reste der verflossenen Geschichtsperioden in einzelnen Trümmerstücken aufgehoben sind, von dem Wollen und Empfinden, von Lust und Kampf der dahingegangenen Menschen erzählend.

Nicht ausgeführte Bilder dieser Culturen kann ich hier geben wollen, nur Skizzen, Beobachtungen und Betrachtungen, die dem Reisenden zufließen, der in der historischen Landschaft Gegenwart und Vergangenheit aufsucht*).

In 16 Stunden Fahrt etwa gelangte man von der glückseligen Weinstadt Marsala in den Hafen des Golfs von Tunis, wobei das italienische Dampfboot den Umweg über Pantellaria macht. Auf dem Schiffe waren viele sicilische Arbeiter, die den einträglicheren Arbeitsmarkt aufsuchten, um dem heimischen Elend zu entgehen, unter ihnen manche verwegene Gesellen, die als Messerhelden auch über dem Meere ihre Heimat in Verruf bringen. Auch bei Pantellaria, einer kleinen, aus düster-schwarzem Fels aufgebauten Insel, brachten die Boote durch die wildaufgeregten Wellen Arbeitsleute, die ihre Säge und ihre Axt tragen, als ob sie nur an einem nahen Ufer Beschäftigung suchten. Ein alter kreischender Klimperkasten wurde mühsam an Bord gezogen, um die letzten Stadien seiner Culturmission im fernen Afrika zu vollenden. Die See ist stürmisch zwischen Sicilien und Tunis, wo zwischen den nahen Landmassen Luftströmungen hindurchdrängen, manche Flotte ist in römischer Zeit hier gescheitert. Unser kleiner italienischer Dampfer schwankte entsetzlich, die Verdecke waren nur allzurasch mit den Leichen der Seekranken bedeckt, und was am anderen Morgen aus der Unterwelt des Zwischendecks emporstieg, trug die Zeichen höchsten menschlichen Jammers. Durch die dunkle Nacht leuchtete nur manchmal in der Ferne das intermittirende rothe Licht des Pharos auf Cap Bon auf, aber zu Gesicht kamen kaum noch die Massen des Landes, bis in früher Stunde der Dampfer vor Goletta vor Anker ging. Erst als der Morgen graute, konnte man auf das Verdeck eilen, und die Augen suchten rasch die historische Stätte Karthagos. Noch umsäumte das Morgenroth den Horizont, da — wie eine allmählich aufsteigende Insel erhob sich das Gebiet der einstigen Weltstadt aus der Ebene, dort steil in's Meer stürzend Cap Carthage, an dem allein durch die Jahrtausende der große Name gehaftet, und weiter nach dem Innern des Golfs zu eine andere Erhebung, da ragt weißglänzend mit langen Wänden und Kuppeln

*) Der Verfasser besuchte die geschilderten Gegenden im Jahre 1896 auf einer Studienreise badischer Gymnasiallehrer. Der Aufsatz ist abgeschlossen im März 1898.

eine neue Kathedrale. Gegenüber, nach Süden, über dem ruhigen Spiegel des Golfs der mächtige Djebel Bu-Kornëin, tiefblau gefärbt, mit zwei zackigen Gipfeln, in großen Linien aus der Ebene zu seinen Füßen sich aufrichtend und die Landschaft beherrschend, wie der Vesuv die Campagna bei Neapel, weiterhin werden die schroffen Felswände des Bleibergs, des Djebel R'sas sichtbar. So etwa erschien auf den ersten Blick die Stätte, von der aus die Gründung phönizischer Männer sich den Westen des Mittelmeeres erobert hat. Hinter dem Haff von Tunis bezeichnen weiße Linien die Häusermasse von Tunis, den dunklen Hintergrund bilden ernste Bergzüge, namentlich das erhabene Haupt des Zaghuan. Am Ufer schimmern Landhäuser und Dörfer aus Baumgruppen hervor, und wir begrüßen die stolzen Palmen, deren feingefiederte Kronen über den niederen Wipfeln anderer Bäume sich wiegen. Goletta selbst, eine Stadt freundlicher Landhäuser am Eingang des Haffs, die einer sicilischen Kleinstadt auffallend gleicht, habe ich nicht betreten. Man erzählt allerhand Schnurren aus ihrem Leben, von Sträflingen, die paarweise aneinander gekettet ihre Zwangsarbeit verrichten, die Straßen mit Wasser zu besprengen und Strümpfe zu stricken, und die, wenn sie einmal in den Besitz eines fröhlichen Bakschisch kommen, selband in's nächste Café ziehen und gelegentlich auch harmlos revoltiren, — von Kanonen, die halb von der Lafette gesunken sind und Schwalben den ruhigsten Baugrund für ihre Nester geben u. dgl. mehr, was ein erstes Symbol für die sorglose türkische Wirthschaft ist.

Im Innern des Golfs hat sich ein abgeschlossenes Haff gebildet, die lichtblau glänzende Bahira, die im Laufe der Jahrhunderte immer seichter geworden ist. Die Nehrungen des Haffs haben nur eine ungenügende Durchfahrt gelassen, deshalb ist durch den See ein Kanal mit vertieftem Fahrwasser gelegt. Zwischen seinen Dämmen arbeitet sich der Dampfer in das Innere der Bahira, und immer deutlicher rückt Tunis heran, El Beïda, wie die Araber sie nennen, oder die Blume El Zaïra, oder auch die reizende Braut des Westens, — man sieht die Kuppeln, die Minarets, die Castelle auf den niederen Höhen um die Stadt, ein Werk Kaiser Karls V. Und sobald der Hafen in Sicht kommt, rudern Boote mit braunen und schwarzen barfüßigen Kerlen entgegen, die ihren Fez tragen und in graue Kittel gehüllt sind, und ehe noch der Anker gefallen, stehen schon einige robuste, wildausschauende Gesellen dieser Art auf dem Verdeck. Man sieht sie nicht kommen, sie sind plötzlich da; der rasche Griff der Barbaresken-korsaren, die im Nu die Kauffahrer erkletterten, ist hier noch nicht ausgestorben. Ein besonders großer Kerl, pockennarbig, führte das Commando, er schien der natürliche Herr über Alles, was an Bord Koffer hieß. Während wir noch am Strande kauernde Gestalten im Burnus, die echten, etwas verlumpten Vorboten der Wüstenzone, beobachteten, meldete sich ein schwarzer Kawaß aus unserem Hotel als Führer, der, höchst behaglich dreinblickend, ein Mann internationaler Bildung, alle möglichen Sprachen radebrechte und

auch vom deutschen Norden und vom deutschen Süden allerlei angenommen hatte. Mit schneidigem Berliner Accent rief er: „Jehen wir, meine Herren“ und wies dann gemüthlich wienerisch das Interessanteste, erzählte von den großen Sunnenorden des Bey u. dgl. Der Gang durch die Hafenstraße zeigt das bunte Treiben eines südlichen Seeplatzes. Reihen in grellen Farben angestrichener Budenlocale folgen auf einander, ein afrikanisches St. Pauli, wo der Tingeltangel den Matrosen lockt und der Alkohol. Der Auswurf der Küstenbevölkerung des Mittelmeers giebt sich hier ein Rendez-vous, und Völker und Rassen in wechselvollen Trachten ziehen vorüber. Leicht schreiten hohe Gestalten brauner hagerer Araber dahin, in ihren Burnus gehüllt, an den Füßen die losen Pantoffeln; im blauen Mantel und Turban die Juden, Neger aus dem Sudan in einem bescheidenen Kittel (der Djobba) aus Sacklein, das noch in großen Buchstaben die Firma von London oder Marseille zeigt. Wie beneidenswerth das glänzende Gesicht der jungen Neger, das ruhig und glücklich die Seeluft und den Sonnenschein athmet und gar nichts von dem gedankengequälten Ausdruck europäischer Gesichter hat, wie elastisch ist der Gang dieser Naturkinder. Freilich, die alten Neger haben dann einen oft abschreckenden Ausdruck stumpfer Trägheit und Beschränktheit, der jeder Gedanke ein Schmerz ist. Dann die halbafrikanisch gekleideten Malteser, die unter den Kutschern besonders häufig sind, die Italiener, die Griechen in malerischer Tracht. Nur flüchtig mustert man bei dem ersten Einzug diese bunte Menschengesellschaft eines echten Weltmarktes, um selbst nach den Leiden der Seefahrt seinen europäischen Menschen zu stärken*). Die Straßen nach dem Hôtel (de Pàris) zeigten wesentlich italienische Bauart, mit hohen grünen Jalousien und schmalen Balcons und ganz modernen

---

*) Es scheint unmöglich, sichere Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse von Tunis zu machen, da es an genauen amtlichen Zählungen der Eingeborenen fehlt und die Europäer sich zum Theil bei ihren Consulaten nicht melden (von etwa 100 Deutschen im Jahr 1896 nur 16). Die Stadt wird jetzt etwa 150000 Einwohner haben, davon sind 1/4 Juden. Auf 15000 Italiener kommen etwa 10000 Franzosen, unter ihnen eine große Anzahl Fonctionnaires aller Art. Die großen Geschäfte kommen immer mehr in franz. Hände, auch etwa 250000 ha Land gehört größeren Grundbesitzern. Marseille ist der beherrschende Platz für Tunis geworden, auch deutsche Waaren nehmen meist diesen Weg und stehen deshalb in der Handelsstatistik von Tunis als französischer Import. Für Italien, namentlich Sicilien, wie für Malta ist das Land mehr und mehr ein Arbeitsmarkt für überschüssige Bevölkerung. Manche in Tunis lang ansässige Franzosen meinen, der genügsame Sicilianer, dem die einfachste Hütte schon als Wohnraum genug ist, eigne sich am besten für die Colonisation des Landes in kleineren Parzellen. Für England ist die Regentschaft wesentlich eine Baumwollfrage, auf 15 Jahre hat es noch einen reducirten Zolltarif von 5% erlangt. Für uns Deutsche scheint das Land mehr ein Gebiet wissenschaftlicher Fragen; allein nach Angabe eines deutschen Kaufmanns in Tunis kann man den deutschen Import doch auf 8—9 Millionen von den 45 Millionen des gesammteuropäischen Imports schätzen, wenngleich von Deutschland selbst keine directen Schiffe im Hafen von Tunis landen, sondern die deutschen Waaren über Marseille, Genua, Antwerpen und Triest gehen. Die deutsche Levantelinie von Hamburg ladet in Malta um.

Läden, wo man rasch einen Ueberblick über die articles de Tunisie gewinnt und an Vogelbälgen und ausgestopften Thieren die heimische Fauna studiren kann. Das Volk der fliegenden Händler umschwirrt uns, und aus den Händen eines jungen Berbern, der eine wunderbare Stimmfülle entwickelte, entnahm man bald eine Dépêche Tunisienne, aus der man vor Allem erfuhr, daß man am 11. Daba 1313 den afrikanischen Boden betreten habe. Am Hôtel begrüßt uns mit gastlichem Händedruck ein kleiner Araber, der stolz seinen Fez und Burnus trägt, Mehmed ben Mehmed, er ist ein weltgewandter guide de l'hôtel de Paris und zeigt mit viel Selbstbewußtsein die Inschrift an seinem Fez. Er ist ein paar Jahre in der französischen Schule gewesen und kennt alle Gelegenheiten und Ungelegenheiten von Tunis auf's Gründlichste. Wo es angeht, erhebt er Anspruch auf Bakschisch oder wenigstens den Tribut einer Cigarette; jeden Morgen ist er an der Pforte, laut lachend und händeschüttelnd, ganz Gastfreundschaft, aber insgeheim rächt er sich an den Giaurs mit despectirlichen Reden, die Einem erst in Heidelberg ein gelehrter Arabist in ihrer abgrundtiefen Bedeutung klar macht.

Einen Ueberblick über Tunis zu gewinnen, stiege man gern um „die Stunde, wo man einen schwarzen von einem weißen Faden unterscheiden kann", mit dem Muezzin auf einen Minaret, aber man ist zwar in Tunis duldsam geworden, indeß weder Minaret noch Moschee darf ein Christ betreten. So begiebt man sich etwa auf die Terrasse des Residenzschlosses, des Dar-el-Bey, und schaut nun über die Menge der weißen Flachdächer bis zum blauen Meere, bis zu den nahen Höhen mit ihren Forts (Bordj), bis zu den großartig geformten Bergen im Süden und Osten. Man sieht in das Gewinkel der Altstadt Tunis. Wie Vertiefungen in der Masse viereckiger Würfel erscheinen die Innenhöfe; auf Terrassen Gras und Gestrüpp, obwohl der Insecten tödtende weiße Kalkanstrich regelmäßig erneuert wird. Und über den Dächern die zierlichen Minarets; nicht wie schlanke Säulen, nicht wie große Schornsteine steigen sie hier empor, wie in den asiatischen Städten, es sind 4-, 6-, 8-eckige Thürme, gekrönt mit erkerartig vorspringenden Bogenhallen, auf die noch eine kleine Thurmpyramide aufgesetzt ist, auf deren Spitzdache drei vergoldete Kugeln mit dem Halbmond leuchten, das Zeichen der Gebetstunde des arabischen Westlandes. Und neben den Minarets oft Kuppeln, weiße, schiefergedeckte, grüne, oft viele neben einander. Manche bedecken das Grab eines jener wunderbaren Heiligen des Maghreb, der Marabuts, die z. T. durch consequente Verachtung der Sauberkeit oder durch zweifellose Verrücktheit zu ihrem Rufe und Berufe gekommen sind. Dem Moslemin ist jede Ekstase heilig, eine Erhebung zu Gott, auch die verrückte Ekstase, und fromme Stiftungen (Habous) giebt es auch für diese heiligen Schmarotzer. Selten sieht das Auge, so weit man über die Stadt späht, grüne Wipfel, häufiger sind Alleen und Gartenanlagen erst im europäischen Viertel. Europäische Häuser haben sich auch in die

Altstadt eingedrängt, aber sie erscheinen halb fremdartig, als ob nur die orientalische Bauweise hier ihre Bildung von der Natur des heimischen Klimas empfangen hätte. Von der wunderbaren Farbengluth, in die oft diese große, ernste Landschaft getaucht ist, habe ich nicht viel verspürt; im April regnet es noch häufig in Tunis, aber in heller Nacht war es ein märchenhaftes Bild, wenn das Glanzheer der Sterne mächtiger, näher funkelnd auf die stille, weiße Stadt herniederschaute. Die Maler haben von je gern dargestellt, wie auf den flachen Dächern in der Abenddämmerung gluthäugige Frauen auf reichen Teppichen ruhend verweilen, am Liebeslied und am milden Klang der Cymbeln sich erfreuend.

Ein Gang durch die Räume des Schlosses an der Seite eines würdigen, aber bakschischfrohen Offiziers giebt eine anmuthende Vorstellung von dem Behagen und dem Glanze der inneren Einrichtung maurischer Häuser. Man tritt in die luftigen freien Binnenhöfe, die Patios, und freut sich der reichen Zierformen der maurischen Kunst, der leichten Hufeisenbögen, auf denen die schlanken Säulen ruhen, der Marmorverkleidung der Wände oder bunten Fayencefliesen, welche hier im Lande die Stelle unserer Holzvertäfelung vertreten, des köstlichen durchbrochenen Stuckwerkes der Decken, das die Filigranarbeit der Juweliere nachahmt und mit seinen verschlungenen Arabesken wie seltsame Räthsel das Auge beschäftigt, der prunkvollen Schnitzereien, der Stalaktitengewölbe, — das Alles übt einen bestrickenden Reiz, und doch ist schon Manches verfallen. Denn das Erhalten ist nicht Brauch der türkischen Wirthschaft. Allerlei europäischer Hausrath ist in die alte Pracht hineingestopft, Möbel aus den vierziger Jahren, Kupferstiche in dunklen Rahmen, Uhren, die nicht gehen, u. dgl. Man sagt, daß vornehme Tunisier heutzutage sich gern europäisch einrichten und darüber die schöne, einheimische Kunstübung verkommen lassen. In diesen Räumen wird regiert, einmal wöchentlich auch vom Bey, dem „possesseur du royaume de Tunisie“, er kommt dann von seinem Landsitz Marsa auf ein paar Morgenstunden herein, dann übt er auch Justiz, rasche Justiz. Da wird auch hingerichtet; früher war diese Feierlichkeit dem Franken gegen Eintrittsgeld zugänglich*). Der Moslemin fordert nicht Etwas wie langes Actenstudium

*) Verbrechen, die von oder an Europäern verübt sind, kommen vor das französische Schwurgericht, wobei für jede Sitzung 14 Franzosen, 14 andere Europäer, 14 Araber als Geschworene bestimmt werden. Ist der Angeklagte ein Franzose, so werden sechs Franzosen als Beisitzer ausgelost, sonst drei Franzosen und drei Fremde bezw. Araber. Verbrechen, von und an Tunisiern begangen, kommen vor das arabische Gericht, über schwerere Fälle entscheidet der Bey selbst, er allein kann das Todesurtheil verhängen. Aber es ist üblich, daß dasselbe mit Genehmigung der Verwandten des Ermordeten von der Familie des Ermordeten zurückgekauft werden kann, wobei der Bey selbst Etwas zuzahlt. Aber es ist z. B. vorgekommen, daß ein zwölfjähriger Knabe, dessen Vater ermordet war, dem Bey selbst erwiderte, er könne ihm seine Paläste und Alles bieten, er nehme Nichts an, der Mörder seines Vaters müsse gehängt werden, er wolle selbst zusehen! Dem Bey blieb Nichts übrig, als den Mörder sogleich hängen zu lassen.

von seinem Kadi, sondern raschen Blick und rasche Entscheidung, und auch die tunisischen Märchen erzählen viel von den salomonischen Urtheilen der klugen Richter, die Franzosen freilich mehr von haarsträubenden Fällen, es ist fast wie in einem französischen Kriegsgericht.

Unmittelbar vom Residenzschlosse gelangt man in die geschäftigen Straßen von Alt-Tunis, dies verwirrende Labyrinth von engen und krummen Gassen und Gäßchen und Sackgäßchen, in denen man sich so gern verläuft, in die Souks, d. h. die tunisischen Bazare, Straßenzüge, die meist mit Brettern überdacht sind, welche dem Regen und dem Sonnenlichte den Eingang wehren; aber an hellen Tagen weckt da und dort ein einfallender Lichtstrahl ein wunderbares Leben an den bunten Farben der Gewänder und der reichen Schätze in den Läden. In manchen dieser Souks drängt ein Strom von Menschen weiter, dazwischen Dromedare und Esel mit allen möglichen Lasten. Hier wie auf den angrenzenden Plätzen beobachtet man bequem die Typen der Bevölkerung, die Nachkommen der Araber mit ihren scharfen Augen und Habichtsnasen, die edlen und vornehmen Gestalten der Mauren, die von den Bewohnern der alten römischen Provinz abstammen mögen; sie sind die eigentlichen Träger der alten Cultur in Tunis in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe. Zu ihnen gehören die Landalus, die Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Morisken. In ruhigem Gespräche sieht man diese städtischen Mauren würdevoll hinwandern, an den Jacken tragen sie oft reiche Stickerei, tadellos weiß sind die Strümpfe, mit entschiedener Virtuosität und fast Grandezza bewegen sie sich in ihren kleinen Pantöffelchen. Sehr drollig erscheinen unter den Hamals die kleinen Buben mit den weiten Höschen, die hemdartige Djobba übergezogen, im Nacken den strohgeflochtenen Sack, den sie mit einem Band um die Stirn befestigen. Von den Mauren unterscheiden sich wenig die Juden, blau ist noch immer meist die Farbe ihres Turbans und ihres Mantels; die Juad El-Grana, die livornesischen Juden, haben stark die Neigung, sich der herrschenden Bevölkerungsklasse in Sitte und Kleidung anzupassen*). Unter den Lastträgern, den Hamals, und den fliegenden Händlern sieht man manchen Neger, und mit Interesse besucht man den alten Sclavenmarkt mit seiner Menge kleiner Gelasse;

*) Ihre Stellung hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr gebessert. Früher waren sie den schimpflichsten Beschränkungen unterworfen, durften z. B. auf so edlen Thieren wie Pferden nicht reiten, nicht arabische Schrift benutzen, in Gegenwart von Arabern nicht sitzen, waren vor Gericht bei einem Streit mit Arabern fast schutzlos, mußten hohe Schutzsteuern zahlen u. s. w. Dann hat sich bei Vielen die Rechtssicherheit wesentlich erhöht, indem sie sich in den Schutz des italienischen Consulats stellten und sich in Italien naturalisiren ließen. Die französische Besetzung brachte ihnen weitere Emancipation, sie sind viel anspruchsvoller geworden, und ähnliche Scenen wie in Algier haben auch in Tunis nicht gefehlt bei den Dreyfusprocessen. Die einst auf Pferden nicht reiten durften, sind jetzt im Besitze der schönsten Pferde. Das „Echo Tunisien“ führt eine recht kräftige antisemitische Sprache. Uebrigens sind viele der tunisischen Juden sehr arm und auf die Unterstützung der Glaubensgenossen angewiesen.

mancher eingeschriebene Name erinnert an die Zeit, wo Christensklaven von Barbaresken auf den Markt getrieben wurden, einer der letzten ein Krüger aus Brandenburg.

In den Souks trippeln endlich die Frauen vorüber, fast gespensterhaft in den langen weißen Tüchern (Haïks), in die sie gehüllt sind. Aus dem schwarzen Schleiertuche, womit das Gesicht bedeckt ist, sehen nur die Augen fragweis in die Welt; manche halten noch ein dunkles Seidentuch weit vor sich hin, um auch das Auge gegen die Entweihung durch einen männlichen Blick zu schützen. Manche dieser weiblichen Gestalten sind schier so breit wie hoch. Denn zum Schönheitsideal im Orient gehört offenbar nicht die klare Plastik der Form, sondern die gerundete Fülle der Glieder; und so ist man wenig erstaunt, wenn man in den Museen (auch Sardiniens) kauernde weibliche Figuren altpunischer Zeit antrifft, denen eine fast übernatürliche Fettanschwellung verliehen ist. Mit einer besonderen Diät, in der Mehlspeisen, Oel, Datteln eine große Rolle spielen, werden die jüdischen Mädchen behandelt, bis sie so viel Embonpoint haben, als für die Ehe nöthig erscheint. Den jüdischen Frauen ist die Verschleierung schon in der arabischen Zeit verboten worden, sie bewegen sich mit großer Freiheit auf den Straßen und Bahnen. Die Verheiratheten tragen auf dem Kopfe eine mit goldenen Arabesken verzierte spitze Mütze, um die sie den weißen Haïk schlingen. Die jungen Mädchen winden um das dunkle lockige Haar bunte Tücher; bekannt ist, daß weite, weiße Beinkleider und grüne, rothe, blaue oder sonst hellfarbige Jäckchen zu ihrer Toilette gehören. Reizende Bilder sind es, wenn die Mädchen in den schattigen Straßen plötzlich am Fenster erscheinen oder am Abend neugierig aus den Thüren lugen, es sind Bilder, die an manche Strophe des Hohenliedes erinnern; und um die Phantasie des heutigen Liederdichters im Maghreb gaukeln die gleichen lockenden Vorstellungen wie um das Auge des alttestamentarischen Sängers.

Eine köstliche Lust ist es, durch die Souks von Tunis zu wandern, von Verkaufsstand zu Verkaufsstand, von Werkstatt zu Werkstatt. Die einzelnen Gewerbe wohnen zusammen, sie sind auch unter einem Zunftmeister vereinigt, der Souk der Goldschmiede, der Parfümeriehändler, der Gewehrmacher, der Damenpantoffelmacher u. A. Die Geschäftsräume öffnen sich in ihrer Breite nach der Straße, zum Theil sind sie wie Nischen in die Häuser eingelassen, fast vergleichbar der Scene eines Puppentheaters. Bei den Krämern ist der Eingang durch den Tisch mit der Waarenauslage ganz eingenommen, und der glückliche Besitzer muß sich darüber in sein Cabinet schwingen, wo er würdevoll hockt, mit grüßender Hand zum Verkaufe einladend, oder den Palmenwedel über dem frechen Fliegenvolke schwingend.

Wie in den Kindertagen kommt man wieder dazu, den Handwerkern bei ihrer Arbeit zuzuschauen, und es hat ein eigenes Interesse, die fröhliche Hantirung dieser fremden Leute so offen zu beobachten. Hier sieht man den

echten Schaschïa, den Fez, entstehen, wieder und wieder wird er in die kostbare rothe Farbe gedrückt, bis er völlig von ihr durchtränkt ist. Dort werden die niedlichsten Pantöffelchen gemacht, gelbe und rothe, weiter sieht man den geschickten Händen zu, welche Ledertaschen und Kissen mit stilvollen Mustern füllen. Oder man tritt zu einem Seidenweber in die Werkstätte, der an einem sehr umfangreichen Webstuhl sitzt, wie ihn vor vierzig, fünfzig Jahren manche unserer Dorfweber noch haben mochten. Das Schiffchen fliegt rastlos aus der Hand des Webers, das Spulrad surrt, wir sehen die langgestreiften Stoffe mit den ungleich dicken Fäden von Seide und Wolle, die noch nicht Maschinenarbeit sind, entstehen und freuen uns des feinen Farbensinnes. Auch die großen Kabylengewehre mit der eingelegten Arbeit an den Schäften erregen die Aufmerksamkeit, die Poesie der abenteuerreichen Beduinengeschichten, mit denen sich einst die jugendliche Phantasie nährte, ruht sichtbarlich auf ihnen. Aber heute schmückt sich mit ihnen häufig nur der europäische Jäger, der die Romantik einer Wüstenjagd mit allem theatralischen Aufputz auskosten will. Teppiche, Messinggefäße in getriebener Arbeit, Holzsessel und Tischchen mit Perlmuttereinlage, schwere Seidengewebe in leuchtender Farbenpracht mustern wir, Pantherfelle aus dem inneren Gebirge, römische Alterthümer, seltsames Geräth aus dem südlichen Afrika. Welch Gedränge im Souk der Parfüms. Der Araber hüllt seine Gestalt so gern in den Dunstkreis kostbarer Essenzen. Ambraduft ist bei der vornehmen Jugend von Tunis besonders beliebt, auch Rosenkränze tragen ihn und die feinen Wachskerzen, die in die Kubbah eines Heiligen geweiht werden. Hier sieht man auch echtes Rosenöl erstehen, in feierlicher Procedur wird es in Glasröhren geträufelt. Selbst die Bettler stellen sich in diesen Duftbazaren ein, um ihren Antheil an dem kostbaren Lebensgut zu erhalten. Sie sind vergnügt, wenn sie auf einem Wattepfropfen ein paar Tropfen lieblicher Essenz erhalten, sorgsam bergen sie ihn in einem Fläschchen, um ab und zu sich oder etwa auch einem guten Freunde die festliche Freude zu schaffen, langsam und bedächtig den Duft zu schlürfen. In den Frühlingstagen steckt der Araber sich würzige Nelken unter den Fez, und besondere Gourmands der Gerüche stecken sich Orangenblüthen in die Nase. Beliebt sind auch in den Gärten Bäume wie die Akazien, mit betäubend starkem Blüthendufte, der das Denken in schlaffes Träumen, diese Lebensfreude des Orientalen, einlullt.

In diesen Souks findet auch die Frau, was sie begehrt und was sie bedarf, Hennah, das den Händen und Füßen einen verführerischen, orangefarbenen Ton verleiht, Antimon für die Untermalung der Augen, der dunklen, lockenden Sirenenaugen, blaue Farbe, die auf die Arme reizende Muster zeichnet, die auch die einheimische Lyrik mit Entzücken preist.

Auf dem Bijouteriemarkt, wo die Judenschaft herrscht, ist wöchentlich Versteigerung. Immer freute sich ja der Araber am funkelnden Glanze des Edelgesteins; Smaragd, Diamant und Rubin sind die beliebtesten Arten,

aber in der neuesten Zeit, wo die alten, vornehmen Familien verarmen, sind die schönsten Brillanten aus ihrem Besitz auf europäische Märkte gewandert, und nur gelbliche Diamanten spielen noch eine Rolle. Das Unechte tritt immer mehr hervor. Die Schätze Indiens und Syriens trifft man noch in den Souks, aber gar Vieles stammt aus europäischen Fabriken, die soviel rascher und billiger arbeiten, aber auch so seelenlos die herkömmlichen Stilmuster eintönig wiederholen. Die Handarbeit der Mauren wird allmählich durch die Massenprodukte der Fabriken verdrängt, so genügsam auch der Handwerker von Tunis lebt; die Armen der Stadt tragen oft schon die Schundwaaren unserer Generalbazare.

Von den Souks weiter wandernd, thut man einen Blick in die Karawanserei, verweilt einen Augenblick am Brunnen bei dem Thore, wo plötzlich die Scenen aus dem alten Testamente lebendig werden, dringt man in die stillen Straßen, über die mancherorten Thorbogen gespannt sind. Wer von Pompeji herkommt, ist überrascht über die Aehnlichkeit mit den Gassen der verschütteten Römerstadt, die in einer Periode orientalischer Lebensformen gebaut war. Zu beiden Seiten lange kahle Mauerflächen, nur durch einzelne vergitterte Fenster und die großen, manchmal prachtvoll verzierten Thore unterbrochen. Vornehm still ist es in den Bezirken der Mauren, laut lärmt es im jüdischen Viertel, El-Hara, unglaublich beweglich die Massen, ein Stimmengewirr, aus dem man mit stillem Entsetzen die röchelnden Kehllaute vernimmt. Hier wagen wir uns in ein Haus, ein europäisch gekleideter Sohn macht uns schüchternen Europäern Muth mit den Worten: nous ne vous mangerons pas. Im Hofe spielt eine zahlreiche Kinderschaar, wir betreten die Galerie des Hauses, da hockt die Hausfrau am Boden — sie hatte wohl die schon geschilderte Diät mit großem Erfolge durchgemacht —, über einem kleinen Becken mit Holzkohlenfeuer schmort sie große Bohnen in Oel. Nun werden wir in die gute Stube geleitet, vom Sopha rasch ein ganzer Schrank voll Kleider entfernt, und auf einem alten Clavier spielt der gastfreie Jüngling einen uralten Walzer, uns zu Ehren und seine moderne Bildung zu beweisen. Etwas Französisch, ein Etwas von Musik, ein Stück Pariser Modekleidung, so bringt die europäische Bildung in das Land französischer Colonisation; in den Schulen sollen gerade jüdische Schüler große Fähigkeit beweisen, ihre bewegliche Intelligenz erfaßt schnell die veränderte Lage des Marktes.

Auf dem Platze Halfaouin herrscht reges Volkstreiben, man setzt oder hockt sich in ein Café, man sieht endlich einmal die berühmte Herstellung einer echten Tasse Mokka. Wie ruhig und würdig geht es in diesen sehr bescheidenen Räumen zu, wo die Araber ihren Trank schlürfen, Schach oder leider auch schon Karte spielen, bei Cigarette oder Haschischräuschchen ihre Zeit verträumen; welch widerlichen Lärm macht die tobende Lustigkeit der italienischen Kneipen, wo der Alkohol herrscht. Abends freute man sich hier des Vorlesers, eines weißbärtigen alten Herrn mit einer großen Hornbrille.

Zwar verstand man nicht viel von der Geschichte des schwarzen Soldaten, aber schon den Reflex auf die Hörer zu beobachten, war ein Genuß; träumend lagen manche auf der Halfamatte und verriethen nur mit den glänzenden Augen den inneren Antheil, andere hockten ruhig da, kaum daß einmal ein flüsterndes Lachen den Vortrag begleitete. Geschichten aus Tausend und einer Nacht und ähnliche von vornehmen Prinzessinnen, von großen verborgenen Schätzen, von Zauber- und Geisterspuk, von listigen Weibern, von Kopfabhauen und Sturz in die Cisterne, von schlauen Kadis und den rohen Streichen des verschmitzten Eulenspiegel Djuha werden in Tunis auch von Leuten erzählt, die nicht lesen und schreiben können. Hans Stumme in Leipzig hat viele solcher Märchen aus dem Volksmunde gesammelt, auch eine Menge origineller Volkslieder hat er zusammengebracht. Unser Alter las vor, aber wie wußte er zu erzählen: kein Satz gleich dem anderen vorgetragen, im Dialog der wechselnde Ton und die wechselnde Stimme klar und anschaulich, Rede und Gegenrede wie fliegende Bälle, wie sich kreuzende Waffen. Mit sprechender, oft drastischer Geberde begleitete er gern die Sätze, zu dramatischer Lebendigkeit die Erzählung steigernd. Die Hand vor das Auge haltend, spähte er in die Ferne und rief ein paar Worte in die Scene, er schnüffelte höchst ergötzlich in der Luft, wenn sein Held Unrath merkte. Epische Ruhe beobachtete meist das Beinwerk, bald hingen die Schenkel schlaff auf dem Boden, bald zog er sie behaglich auf den Stuhl, wo er bequem hockte und die Füße rieb, indeß ihn ein Zug aus dem Haschischpfeifchen belohnte.

Der Halfaouinplatz ist auch der Markt der fahrenden Leute, aus einem Kreise hockender und stehender Menschen hört man die eintönigen Klänge der Handtrommel und eine kreischende Stimme, da treibt der Schlangenbändiger seine dunkle Kunst, rhythmisch vor- und rückwärtsschreitend, seine Formeln recitirend. Die dämonische Wildheit, die ihm dabei aus den stechenden Augen blitzt, steigert sich, bis er sich den Dolch in die Stirn stößt oder von den Schlangen beißen läßt; wenn er das Blut spuckt, müssen Alle es sehen und mit Schaudern bewundern. Die gleichen Künste üben an hohen Feiertagen die Bruderschaften des Islam in Tunis, sie setzen sich so lange in wahnwitzige Erregung, bis ihnen das Verschlingen von Glas, das Stechen von Scorpionen, die Verletzung durch die Stacheln der Opuntienkakteen die Nerven nur angenehm kitzelt. Jongleurkünste nennt das der gebildete Moslemin, aber das gewöhnliche Volk empfindet mit Andacht in solchen Schaustücken die Wirkung göttlicher Mächte und begehrt selbst den Wonnezustand solcher Erregung.

Und nun noch ein Besuch in der Koranschule. In den Mittelpunkt der höheren Bildung, wo die zukünftigen Muftis und Kadis bei der Arbeit sind, bin ich nicht eingedrungen, noch auch in die modernen Anstalten, wo neben Französisch und Arabisch auch alle sonstige Wissenschaft Europas gelehrt wird. Man versichert, daß es hier ausgezeichnete Schüler giebt, nur

daß sie den Fehler haben, zu früh zu heirathen und dann alle Weisheit zu vergessen. Von der Straße lockte uns ein fröhliches jugendliches Stimmengewirr eine schmale Treppe hinauf, da mußte eine Schule sein, und richtig, der enge Käfig oben war eine Schule. Etwa zwei Dutzend frische Jungen die hier Koran und Sitte, ein wenig Lesen und Schreiben und noch etwas weniger Rechnen lernen sollten, Jungen mit munteren braunen Augen, in rothen, gelben, blauen Seidenjacken, hockten und lärmten durcheinander, zupften sich am Ohr, schrieen und begrüßten uns. Auf einer kleinen Erhöhung aber saß mit unendlichem Wohlwollen und olympischer Heiterkeit der Meister von der Schule, der den Einzelnen die Lection abhörte, worauf die Holztafel mit dem Koranspruch fröhlich in die Ecke flog. Er aber grüßte uns freundlich, die Hand nach dem Herzen und dem Haupte bewegend, edler Philosoph der Winkelschule!

Unten am Schulkäfig vorüber führte die Trambahn, sie bringt uns rasch nach dem europäischen Viertel; Afrika, Asien und Europa sitzen hier einträchtig neben einander, der Burnus, der blaue Mantel der Juden, die weiße Haïk der Jüdin, Köpfe im Fez und im Filz. Tunis hat sich in seine Rolle als moderne Großstadt rasch gefunden, es besitzt auch sein Trambahnlied, und der kleine Gamin trällert sein Lied mit dem Refrain von der Sarôt-elmâ, der „Wasserwalze", gerade so gut und so geistreich, wie der Berliner den Grunewald oder die Flunder feiert.

Durch den großen maurischen Bogen der zinnengekrönten Bab-el-Bahar (des Seethores) gelangen wir in die Hauptstraßen der modernen Stadt, die Avenue de France und de la marine, und mit einem Schlag fühlt man sich fast auf einen Pariser Boulevard versetzt. Und was Frankreich für sein elegantes Leben braucht, ist hier rasch zu finden. Elegante Cafés und Friseurläden, Photographie- und Buchhandlungen mit den neuesten Romanen, Blumen- und Tabaksläden, Papeterie und Bijouterie reihen sich hier an einander. Die Erscheinungen der französischen Cultur, die geschminkte, parfümirte, graziöse Verkäuferin, der Kellner mit seiner weißen Schürze, der behäbige Bourgeois, der theatralisch trotzige Zuave, der den Fez halb im Nacken trägt, der bequeme Moblier, dessen Hände beharrlich in den Hosentaschen stecken, die Offiziere mit müder Eleganz und eleganter Müdigkeit, dazu alle die Gestalten des Islams, Mauren und Türken mit dem martialischen Schnurrbart und dem schwarzen Faltenrock, Malteser und Neger, die Farbenpracht des Orients und das feine Grau und Schwarz des Occidents treibt an uns vorüber, und es ist außerordentlich „kif", tunisisch zu reden, am Marmortischchen des Cafés sitzend, in orientalischer Beschaulichkeit dieser bunten Märchenwelt zuzusehen. In den Nebenstraßen fühlt man sich ganz wie in Europa, wie in einer Straße der überall gleichen modernen Miethskasernen, die Kinder nach der neuesten Modezeitung, die Läden, die Reclame, es ist Alles wie überall; anders ist freilich, daß auch die braune Ziege selbst ihre Milch in die Häuser trägt, daß die Esel mit dem Gemüse in den

mächtigen Strohtaschen vor der Thür stehen, und daß das Dromedar die Holzkohle im Geflecht von Olivenzweigen vom Zaghuan herbringt, geleitet von einem zerlumpten Berber.

Der Reisende hat das Recht, den poetischen Duft der Dinge zu genießen, aber nicht blos die Mißwirthschaft der Araber, auch die der Türken hat auf diesem Boden ihre tiefen Spuren hinterlassen, auch das französische Regiment, dessen glänzende Außenseite uns besticht, hat manche schwere Mißgriffe zu verzeichnen. Und noch aus den letzten Tagen ist mir die Klage eines lange in Tunis angesessenen deutschen Kaufmanns zugekommen, daß alle alten Tunisier, die Franzosen mit einbegriffen, die alten Zeiten zurückwünschen; die Geschäfte gingen besser. Frankreich ist mit dem großen Versprechen gekommen, den Glanz der alten Provincia Africa wieder zu erneuern, und man kann kaum ein französisches Buch oder einen Essay über Tunis lesen, wo nicht mit hochtönenden Worten und oft mit dem warmherzigen Stolze des Patrioten dieses Ziel verkündet würde. Und trotz aller Klagen scheint mir doch die französische Regierung ein Segen für das Land, die Verwaltung ist geregelter, Straßen und Bahnen sind angelegt, um den Binnenverkehr zu beleben, die Sicherheit ist größer geworden, und es sind doch auch hoffnungsvolle Anlagen gemacht, um die alte Fruchtbarkeit des Bodens wieder durch intensive Culturarbeit zu gewinnen. Aus der Lectüre der Zeitungen orientirt man sich am raschesten über die mancherlei Schmerzen und Wünsche der Colonie. Tunis ist eine geistige Provinz von Frankreich; was in Paris die Blätter drucken, das schreibt man in Tunis nach. Aber die ansässigen französischen Kaufleute, deren Stimmen in den eigentlichen Localblättern (Echo, la petite Tunisienne, la Tunisie française) zu Worte kommen, klagen viel über die Regierung. Sie sollte ihnen das Handelsmonopol verschaffen. Tunis für die Franzosen, heißt die Losung. Man verurtheilt die Politik, welche an eine friedliche Verschmelzung der verschiedenen Volkselemente denkt, die Nachgiebigkeit gegen Sicilianer, die doch niemals Franzosen mit den Eigenschaften der französischen Rasse werden, auch wenn man ihnen die französische Etiquette aufkleben kann; oder die Rücksicht auf die Araber, die einfach der französischen Republik so gehorchen sollen, wie sie dem Bey gehorcht haben, es sei sehr verkehrt, die Begriffe der Freiheit und Gleichheit auf diese Wilden anzuwenden. Die Regierung hat besondere Mühe um die Hebung der Landwirthschaft und die Heranziehung kleinerer Colonisten. Aber die vielgepriesene Ergiebigkeit des alten Afrika ist nicht auf einmal wieder zu gewinnen. Der einheimische Betrieb mit seiner extensiven Bodenwirthschaft findet noch seine Rechnung, aber die Ansprüche der europäischen Arbeiter und die nothwendigen Capitalien sind zu bedeutend, um für Wein- und Olivenpflanzungen großen Nutzen zu versprechen. Vielleicht würde der genügsame Sicilianer auf kleineren Farmen neben den großen Herren, die Domänen von 1000—100000 ha besitzen, gedeihen, aber seine sonstigen Eigenschaften machen ihn nicht wünschenswerth. Frankreich sendet

fast mehr Beamte (fonctionnaires) als Colonisten, sie sind die Plage, die Klage, der Neid der übrigen Europäer; man belohnt Journalisten für die Verdienste beim Wahlgeschäft mit Sinecuren, man macht sie zu Directoren in wichtigen Verwaltungen. Dazu der Druck der hohen Steuern, der das Geschäft in schweren Zeiten sehr hindert; „jeden Tag werden neue erfunden, 10% auf den Miethertrag der Häuser, Stempelsteuer, enregistrement, hohe Eingangszölle u. A.“ Früher zahlte der Deutsche nur 10 Mark an sein Consulat für den Schutzschein und war im Uebrigen von Steuerbehörden unbehelligt, so daß man die Sehnsucht nach den früheren Zuständen begreift. Allerdings sind augenblicklich die Verhältnisse sehr getrübt, weil drei Jahre hintereinander (1895—97) der ersehnte Regen gefehlt hat und die Ernten in weiten Strichen sehr schlecht ausgefallen sind, man mußte zu hohen Preisen Weizen aus Rußland in die einstige Kornkammer des römischen Reiches einführen, die geringe Kaufkraft der Einheimischen wurde dadurch wesentlich beschränkt, und nicht wenige Fallissements waren die schmerzliche Folge. Im letzten Winter (97/98) ist dagegen der Regen zum Theil sintfluthartig herabgeströmt, man verspricht sich goldene Saaten und goldene Berge. Denn wie in Aegypten das Anschwellen des Nil, so wird in Tunis regelmäßig die Ausdehnung des Regengebiets und die Menge des Regens in den Zeitungen berichtet; davon hängt die Ernte des Jahres und die Handelsbilanz der Regentschaft ab. Auch die kleinen Leute haben im letzten Jahre schwer zu leiden gehabt. Suppenanstalten und Wohlthätigkeits-„kermessen“, die üblichen Damenunterhaltungen unserer europäischen Großstädte, haben auch in Tunis sich ihren Platz erobert; freilich, die heimischen Kaufleute erlassen wohl in den Blättern einen Nothschrei, weil sie sich von den Damen gebrandschatzt fühlen, die liebenswürdig Beiträge einsammeln, aber ihren eigenen Bedarf in den Pariser Magazinen decken. Die Noth hat die Verbrechen gemehrt. Interessant sind die Polizeiberichte: Giuseppe hat mit dem Messer gestochen, und Francesca hat gestohlen, der eine aus Eifersucht, der andere aus Liebe, Ahmed ben Ali hat gestohlen und Ali ben Ahmed hat gestochen, der eine ist gemeiner Dieb, der andere ein edler Räuber. Die Fälle von Trunkenheit nehmen zu, man muß die Wirthschaftsconcessionen einschränken, die namentlich von den Sicilianern, Männern und Weibern, auf's Schlimmste ausgebeutet worden sind. Die Trunksucht greift auch bei den gemeinen Mosleminen um sich; nicht die guten, sondern die schlechten Eigenschaften tauschen die Völker zunächst aus. Und doch, heißt es, ist es in Tunis noch nicht so schlimm wie in Paris, unter den Bogen des Aquäducts von Karthago kann man ruhiger im Mondschein herumwandeln, als in den Vorstädten von Paris. Die eingeborene Bevölkerung ist in Tunis im Allgemeinen bequemer zu behandeln, als in Algier, sie gilt als sanft (doux), unterwürfig, bildungsfähig, und man braucht nicht so die kabylische Wildheit zu fürchten. Aber die Empörung war in französischen Kreisen allgemein, als ein Decret der Regierung in einzelnen

Fällen Franzosen vor eine tunisische Behörde verweisen wollte. Wenn französische Journalisten, einer Einladung des Generalresidenten folgend, durch das Land ziehen, dann wird ihnen von begeisterten Scheikhs eine Fantasia vorgeritten, die Schulknaben rufen: j'aime la France, und eine patriotische Zähre wird im Auge zerdrückt, aber soll ein Kadi sein Sprüchlein thun, dann heißt es wieder: l'Arabe l'adversaire d'hier, l'ennemi toujours. Durch die Straßen von Neu-Tunis wandernd, ergötzt man sich manchmal an dem historischen Aufputz, der dieser erinnerungsreichen Stätte gewidmet wird, während das Allermodernste sich darunter befindet; in der Hamilkarstraße wird Münchener Bier angestochen, in der Regulusstraße soll man Cognac Collin trinken. Aber indem man so die Schaumblasen einer ringenden Gegenwart betrachtet, hört man immer wieder den Ruf: Auf nach Karthago. Die historische Betrachtung dieses weltgeschichtlichen Platzes war unsere Aufgabe.

Alles bewegt sich hier in Contrasten. Ist man eben noch durch eine moderne Avenue gegangen, so scheint schon vor den Thoren das Reich der Barbarei zu beginnen; herrscht dort geschminkte Cultur, so treffen wir hier oft ein ruhiges Genügen an dem, was die Natur selbst bietet. Eine wahre Wildniß sind viele Friedhöfe, die völlig verwahrlost sind, aber aus Rücksicht auf einen Auferstehungsglauben nicht beseitigt werden dürfen. Einzelne Grabsteine, von Unkraut umwuchert, einzelne Kuppeln halbverfallen, ragen noch; dazwischen wandelt vielleicht ein Grauthier, das hier zufrieden seine Disteln findet. In der offenen Landschaft, die nach dem breiten Thal des Oued Miliana oder der Fruchtebene des Medjerda, des alten Bagradas, südwärts sich hinzieht, fährt man wie ehedem durch wogende Saatfelder, weiterhin auch über Weideland. Weithin, rechts und links von schattenlosen Straßen, dehnen sich die Fluren, kein lustiges Gebüsch unterbricht die Monotonie dieser Flächen, nur hohe Hecken von stachligen Opuntien, mit dem seltsamen Gewirr ihrer grünen Scheiben, die sich am Boden in dichtes Holz verhärtet haben. Regelmäßiger bestellt sind die Felder auf den ummauerten Aeckern europäischer Gutsherren, anderswo ist der Boden nur leicht von einem primitiven Pfluge aufgeritzt, wie ihn schon die rohen Zeichnungen altpunischer Steine zeigen, einem Olivenstamme, an dem sich ein dürftiges Eisen befindet. Das sind die Besitzungen der Einheimischen, der Araber und besonders der Berber. In Letzteren glauben wir noch die Nachkommen der ältesten Einwohner des Landes zu erkennen, welche französische Forscher als Verwandte der vorkeltischen Bevölkerung ihrer Heimat, einer brachykephalen braunen Rasse, ansehen. Gerade ihre Lebensweise fesselt im höchsten Grade die Betrachtung. Soviel auch Culturvölker in diesem Lande geherrscht haben, von den Karthagern bis zu den Franzosen, immer haben einzelne Berberstämme völlig die künstlichen Zustände der Cultur verschmäht; und eben sie, die Kinder des Landes, haben sich behauptet, indeß die Herrengeschlechter eins nach dem andern geschwunden sind. Auch die Araber nehmen ab, wie

man sagt, jedenfalls in Algier, — immer aber gedeihen die Berber nach der Natur ihres Landes, ihr Gesetz empfangend von dem Himmel, der über ihnen sich wölbt, von dem Boden, der sie empfängt. Die Cultur scheuchte sie in die Berge und an den Wüstensaum, aber immer wieder rückten sie vor, die Freiheit kam zurück aus der Wüste, die keine Knechtschaft duldet. In den Zeitaltern vor Christi Geburt wie im 6. Jahrhundert nach Chr. bewohnten sie, wie die Historiker (Sallust und Prokop) erzählen, niedere Hütten aus Reisig. So noch heute. Sie verschmähten und verschmähen auch die niedrigste Baukunst. Vielleicht schichten sie gegen die Wetterseite eine Art Steinwall, im Uebrigen werden einzelne Olivenpfähle in den Boden gestoßen, darüber allerhand Reisig geworfen, und das Haus ist fertig. Die Aststumpfe der Oliven dienen zugleich als Haken zum Aufhängen der Gewänder, ein paar Geräthe machen den Hausrath aus. In dunkeln Zelten, deren Stoffe aus Kameel- und Ziegenhaaren gewoben werden, nomadisirende Araber. So stehen diese ärmlichen Wohnstätten im Schatten der majestätischen Bogenreihen der römischen Wasserleitung, die vom Zaghuan her 124 km frisches Quellwasser nach Karthago gebracht hat und heute zum Theil wieder in Gebrauch ist, weit und breit um Tunis das einzige ragende Denkmal der großen Römerzeit. Vor den Hütten und Zelten halb oder ganz nackt die braunen Kinder; an den Knöcheln tragen nicht wenige silberne Reifen. So auch die Frauen. Für ihre Kleidung brauchen sie nicht Nadel und Faden, wenigstens nicht für das Obergewand. Ueber die Schultern wird das Stück Zeug mit Spangen befestigt, wohl auch mit einem Stückchen Holz, um die Hüften wird ein Gürtel geschlungen: eine ganz antike Tracht. Die blauen Stoffe der Kleidung kommen aus England, die Farbe erhalten sie erst im Lande. Der Silberschmuck ist zugleich Sparkasse, in guten Jahren erworben, in schlechten wieder verkauft. Außerordentlich reich, sagt man, ist der Aberglaube der Berber. Sie haben ehedem mit Phöniciern zu Baal-Châman gebetet, mit den Römern zu Jupiter und Saturnus, mit den Byzantinern sind sie in die Basilika gegangen, seitdem verehren sie Allah und seinen Propheten, wie es die Araber verlangen, aber wenn sie auch ihren Ursprung ganz vergessen haben und sich selbst als Araber bezeichnen, ganz gewiß echte Moslemin sind sie auch heute nicht, allerlei Zeichen und Symbole, wie das zauberkräftige Kreuz, bewahren sie aus den religiösen Wanderjahren. Rein und unvermischt wohnen die Berber nur auf den Höhen des südlichen Tunis, wo noch die Dolmen, die Steingräber ihrer Vorfahren, stehen, aber ihr Typus läßt sich nicht unschwer, meine ich, von dem arabischen scheiden.

Arm ist um Tunis die Erde an Thieren der Wildniß, das sicherste Zeichen alter Cultur. Weit liegen die Tage zurück, wo Löwen und Panther bis an die Thore der Küstenstädte streiften, wo für den Bedarf des römischen Circus hier ein reiches Jagdrevier war. Jetzt streift der Jäger mit der Büchse nur nach Wachteln und Lerchen durch die Aehrenfelder, und eine

nächtliche Igeljagd ist mancher Orten der Höhepunkt der Jägerfreuden. Dafür forscht man an den Mauern der Aquädukte und im Gestrüpp der Ruinen nach großen Eidechsen, nach dem Gecko oder dem Chamäleon. Von tiefer Farbenpracht sind oft die Blüthen, und auch unsere heimischen Arten tragen dort ein größeres und glänzenderes Gewand. Reich ist allerdings die Flora nicht, wie ein botanisirender Reisegenosse beobachtete. Auf dem Boden Karthagos hauste an den Mauerzügen entlang nur das gemeine Pflanzengesindel der Storchschnäbel, Hahnenfüße und Mausgerste, die jede Zerstörung überdauern und unausrottbar an Schutthaufen sich breit machen; von der Cultur hat dieser Boden seine Gewächse empfangen, vielfach exotischer Herkunft.

Nach Karthago fährt man von Tunis mit der Eisenbahn der Gesellschaft Rubattino an kleinen Strandtümpeln hin, über wüstes Terrain, wo gerade französische Soldaten Schützengräben aufwarfen und Nachmittags jüdische Mädchen sich am Ballspiel vergnügten. Die Häuser der kleinen Stationen Kram und Kheireddin sind ganz wie in Italien, Kinder- und Hühnervolk spielt durch einander, an den Bahnhöfen steht der unvermeidliche Baum der italienischen Bahnen, der Eukalyptus, der Fieberbaum. Bei der Station La Malga verläßt man die Bahn, und zwischen Getreidefeldern, in denen einige Arbeiter lässig die Hacke führten, stiegen wir eine niedere Anhöhe zur Byrsa hinan. Das ist der Platz, an dem die größten Erinnerungen Karthagos gehaftet haben, Byrsa d. i. die Citadelle. Griechische und römische Fabelei wußte zu erzählen, wie Dido, ursprünglich eine rein göttliche Gestalt, auf der Flucht vor ihrem goldgierigen Bruder Pygmalion von Tyros an diesen Strand gekommen sei und durch eine echt semitische Handelslist (Byrsa griech. Rindshaut) den Boden für die „neue Stadt,“ Karta Chadascht, gewonnen habe, wie sie hier ihren Palast gebaut, wie sie hier ihren tragisch endenden Roman mit dem frommen Aeneas, dem Ahnherrn Roms, erlebt habe. In Wahrheit waren Dido und Pygmalion semitische Götter der Tyrier, Pygmalion kennen wir nun auch aus einer karthagischen Inschrift. Die neue Stadt war nicht die erste Ansiedelung der Phönizier an dieser Stelle Afrikas, aber allerdings ist die Byrsa der wichtigste Punkt dieser Gründungen geworden. Sieben Jahrhunderte einer bewegten Geschichte hat sie über sich hinziehen sehen, bis gerade wieder hier, am Tempel des Heilgottes Eschmun, die Katastrophe der Stadt ihr furchtbares Ende nahm, als der letzte Held des Volkes, des feigen Hasdrubals Weib, die Fackel in den Tempel schleuderte, um sich und ihre Kinder in den Flammen zu verbrennen. Der Untergang der großen Handelsstadt ist eine der grausigsten Scenen, von denen die Geschichte weiß. Heute steht an diesem Platz die Missionsanstalt der weißen Väter, die kleine Capelle des h. Ludwig, der in der Zeit der Kreuzzüge zuerst wieder hier ein christliches Reich für seinen französischen Adel errichten wollte, und die neue Kathedrale.

Weithin schaut in die Landschaft dieser Bau mit seinen Kuppeln, eine Schöpfung des französischen Cardinals Lavigerie, der in großartiger Weise mit kirchlichem Eifer nationalen Ehrgeiz verband. Minaretartige Säulen ragen über den zierlichen Zinnen der langen weißen Wände, die durch Hufeisenbögen gegliedert sind. In der That ist hier ein imponirendes Ganze geschaffen, in dem die Bauformen Afrikas mit den überlieferten der frühmittelalterlichen Kirche verschmolzen sind. Weihevoll, ganz im Geiste einer die Gemüther beherrschenden Kirche ist das Innere gestaltet, am Tambour der Hauptkuppel liest man den stolzen Spruch, daß Afrika der dritte Theil der Christenheit gewesen sei. Die neue Kathedrale will der Mittelpunkt der zukünftigen afrikanischen Kirche sein, aber noch steht sie da wie eine Burg ohne Stadt, wie ein Hirt ohne Heerde, und unmittelbar an den Stufen des Gotteshauses beginnt es wie eine Wildniß, wo unter ihren dunklen Zelten Araber hausen. An der Kathedrale vorüber kommt man zum Seminar der weißen Väter. Im schöngepflegten Klostergarten sieht man viele Bruchstücke von Inschriften, Bautheilen, Werken der Plastik rings an den Wänden eingelassen; im Innern ist ein Museum, das die Ergebnisse der Ausgrabungen vereinigt, die besonders der unermüdlich thätige P. Delattre geleitet hat.

Das wäre der Anfang eines neuen Karthago; auf dem Boden des alten findet man nur — Gerstenfelder, einige verstreute Oliven, zwischen ihnen die weißen Linien der Feldwege in dem hervortretenden Kalktuff, nirgend mächtige Ruinen, selbst die Ruinen sind verschwunden, und nur die Bodenformen kann man betrachten, die das London der antiken Welt getragen haben. Von der erstiegenen Höhe aus eröffnet sich allerdings ein herzbewegender Rundblick, immer wieder fesselt das Auge das wunderbare blaue Meer, das unten an das röthliche Steilufer des Cap Carthage brandet und weiter nach Süden vorspringende Halbinseln umspült, wo weiße Landhäuser aus Baumgruppen hervorlugen, dort, wo an die flach verlaufenden Gelände die Nehrung des Haffs sich ansetzt. Ernst erhobene Berge vom Cap Bon bis zum Zaghuan umrahmen das Bild. Gegenüber sehen wir wieder den Bu-Korneïn, wo einst der Sitz des Baal-Châman, des Herren des Landes, war. Ein Altar in weitem heiligen Raum war ihm dort errichtet, um den wie auf dem Berge Karmel die Baalspfaffen tanzten, hinkend oder bald huschend, bald aufspringend, oder wo sie sich mit Schwertern und Messern blutig schlugen zur Ehre ihres Gottes.

Nach Norden steigt das Land von der Byrsa zu den Höhen auf, in deren dunklem Grün sich Sidi-Bu-Said lagert, ein echt arabisches Dorf, über dessen Flachdächern einzelne Palmen und der weithin sichtbare Leuchtthurm sich erheben. In einer westlichen Einsenkung des Höhenzuges liegt die Residenz des Bey, La Marsa, von einem dichten Laubgewirr von Orangen, Lorbeer- und Myrtenbäumen und dunkleren Karuben (Johannisbrotbaum) umgeben, und dahinter aufsteigend der Djebel Kawi mit der Todtenstadt der Juden und

Christen. Bis nach Goletta am Eingang des karthagischen Gebietes, sind es von da 10 km, vom Cap Carthage 4 km hin am Meeresstrande. Die Höhen waren einst völlig von Vororten eingenommen, bedeckt mit Landhäusern und Gärten. Die lustigen Rebgewinde der fröhlichen Heidenzeit hat der Islam getilgt, aber das Christenthum hat sie wiedergebracht, und hochberühmt ist der grand vin de Carthage aus den erzbischöflichen Pflanzungen. Ueber einer Bodensenke nördlich der Byrsa lief die Mauer, welche die Altstadt abschloß, und dort nach Südwest über dem Isthmus, der zwischen der Bahira und dem Strandsee Sebkha-er-Ruan sich erstreckt, die Linien der dreifachen Befestigung, des gewaltigen Bollwerks, das in seinen Kasematten Raum für Elephantenställe und 4000 Pferde bot. Von Süden her mündeten hier die Straßen, die über die Berge zur Wüste und zum Tschadsee führen, nach Norden tragen die blauen Pfade des Meeres rasch zu allen Küsten des Mittelmeers.

Was am meisten noch an die alte Stadt erinnert, ja geradezu als ein Wahrzeichen derselben gelten kann, sind die beiden Wasserbecken, die man in der Richtung nach Goletta erblickt, ein kreisrundes, in dessen Mitte ein festgewordenes Inselchen liegt, und durch einen schmalen Weg getrennt, ein längliches viereckiges. Mehr wie Teiche, als wie die Häfen einer großen Handelsstadt sehen sie aus, wie ein See in einer fürstlichen Parkanlage, auf dem Schwäne sich schaukeln und die Hofgesellschaft eine kleine Nachenfahrt wagen soll. Und so sind natürlich Bedenken gekommen, ob diese so unbedeutend erscheinenden Becken die berühmten Kriegs- und Handelshäfen Karthagos gewesen sind, ob in dem runden Tümpel Raum für die 220 Schiffe war, die am Quai unter gedeckten Schuppen gelegen haben. Allein die Thatsache ist gesichert, die antiken Kriegsschiffe waren eben doch nur schmale Galeeren, und Sand und Schlamm haben die ursprüngliche Anlage noch verengt. Auch draußen am Meere liegen einstweilen noch riesige Steinzacken, die zum Schutz gegen die zerstörende Gewalt der Wogenströmung errichtet waren. Dort an den Häfen lag einst der Markt mit seinen hohen Häusern, dort auf einem niederen Hügel, den neuere Gelehrte als älteste Stadtanlage ansehen wollen, standen uralte Heiligthümer. Aber von alledem steht Nichts mehr, selbst die Grundmauern liegen tief unter den Bauten, die von den Römern auf der versunkenen Stadt errichtet wurden und dann selbst wieder bis auf die Fundamente getilgt sind.

In diesem weiten Gebiet von den Höhen bis zur See und zu der Landenge kann die Phantasie sich Luftschlösser bauen, Häusermeere entstehen lassen und sie mit dem bunten Leben der Jahrhunderte füllen, mit Festen, mit Opfertagen, mit dem geräuschvollen Getriebe der Fabriken und des Handelsverkehrs, mit den furchtbarsten Greueln der Belagerungen, mit Kampfruf und Wehgeschrei. Tage lang loht die zerstörende Flamme über der weiten Stadt, dann lagert ödes Schweigen über den Ruinen, den Schlupfwinkeln der Raubthiere oder verbannter römischer Helden. Und wieder regt

sich ein unendliches Gewimmel von Menschen in den neu erstandenen Straßen der römischen Colonie Julia Carthago, die Cäsar und Augustus schufen (47 u. 30), den großen Gedanken des Tribunen Tib. Gracchus erneuernd. Da wurde Carthago die dritte Stadt des römischen Weltreichs. Das Alles ragte und lebte einst, wo heute nur Aehren schwanken. Aber der Boden hat doch die Erinnerung an die große Vergangenheit bewahrt in der Fülle von Culturschutt, der über dem Weichbilde Karthagos ruht. Wie in einem Mörser zerstoßen ist Alles, was einmal Schmuck und Freude der Menschen war, Atome von Thonscherben, kleine Stückchen von Mosaik, Bruchtheile von Marmor 2c., oder wie den Löß unserer Gegenden der Wind aus den Moränen der ehemaligen Gletscher herausgeblasen hat, so hat dort der Sturm der Zeiten Korn auf Korn von den Gebäuden herabgeweht und den Ackergrund für die heutigen Geschlechter geschaffen. Denn nicht auf einmal durch die Wuth der erobernden Araber ist die Stadt gestorben, noch im Mittelalter sprachen arabische Geographen, Edrisi und El-Bekr, bewundernd von den fünf Arkadenreihen des Amphitheaters, von denen anmuthig Marmorleiber herniederblickten, und im Mondlicht glänzten weiße Säulen, auf deren Capitellen zwölf Menschen sich hätten zu Tisch setzen können; ein ganzes Leben, meinte El Bekr, könne man verwenden, durch die Ruinen zu wandern, und immer würde man Neues lernen und Neues bewundern. Aber Jahrhunderte lang hat der einstige Weltmarkt als Ausbeute gedient. Die Genuesen und Pisaner haben sich als Andenken von hier die kolossalen Säulen mitgenommen, die ihre Kirche schmücken, und in Tunis sind in Moscheen und Privathäusern Säulen und Quaderstücke und Ornamente zum Bauen benutzt, und seit auf der Oberfläche fast Alles weggeschleppt, steigt die Steingräberzunft von Tunis in die Tiefe, Tausende von Löchern in den Boden grabend, um schätzbare große Hausteine zu finden, und wenn die wissenschaftliche Grabung einen solchen Platz angestochen hat, so stiehlt der Araber nächtlicher Weile die greifbaren Resultate der Forschung. Immer noch reich ist der Boden an allerlei Kleinodien, und die Kinder der Gegend sammeln Münzen aller Zeiten aus dem Weltmarktkehricht, oder etwa die kleinen Fische, die ein Nachklang babylonischer Tage sind, als man in den Thieren der Fluth das schönste Symbol der schaffenden Natur sah. Die kleinen Alterthumshändler sind die neueste Blüthe des karthagischen Handelsgeistes. Wenn der Fremde für die antiken Geldstücke mit mehr oder minder vermischtem Gepräge eine zu geringe Kaufsumme hinreicht, so stecken sie sie einfach in ihr Portemonnaie, den Mund, und das Geschäft ist fertig, sie verbinden ruhig Handel mit Bettel oder Raub, wie ihre großen Vorgänger auf dieser Flur.

Unter die Erde muß man steigen, wenn man noch Etwas von den alten Karthagern gewahren will, in die Gräber, die von dem P. Delattre mit soviel wissenschaftlichem Eifer geöffnet werden. Das Graben nach Schätzen ist auf diesem Boden ein so natürliches Geschäft. An den Abhängen

der Byrsa und unten am Castell Djebid sind Friedhöfe der Karthager gewesen, in ihrer Anlage wechselnd nach den Jahrhunderten. In lange niedere Gänge steigt man hinab, die wie Stollen in den gelblichen Kalkstein hineingearbeitet sind und wieder ihre Seitengänge haben, wo in Nischen die Gebeine lagen. Anderswo ist ein tiefer Schacht in den Felsgrund getrieben, von dem dann Grabkammern seitwärts gehen. Einzeln liegende Steinsarkophage kommen aus dem Boden, zusammengebaute Gräber und große Grabkammern, die von einem mächtigen Stein geschlossen und gegen den Druck der Erde durch dachförmig gegeneinander gestellte Platten geschützt sind. Wie liegt dort im Staube nebeneinander, was im Leben oft ein Jahrhundert oder ein Jahrtausend getrennt war! Von einem türkischen Friedhof geht die Forschung aus, und der Spaten trifft weiter auf ein byzantinisches Haus (6. Jhdt. n. Chr.), über eine Römerstraße und an einer römischen Cisterne vorbei steigt man zu punischen Gräbern, in diesen ruhen die Reste des 6. Jahrhunderts v. Chr. neben denen des zweiten, in Gräbern alter Zeit die Leichen des jüngeren eilfertig untergebracht. Ueber einem Vandalenhause ein arabisches Grab. So wohnt dort Jahrhundert neben Jahrhundert, Jahrtausend neben Jahrtausend. Von den Karthagern haben uns nur Fremde erzählt und fast nur ihre Feinde, man möchte gern von ihnen selbst etwas über sie erfahren. Aber wortlos sind auch die Gräber dieser großen Geschäftsleute; kein Spruch, der den Lebensgedanken zusammenfaßt, kein Trostwort, das hoffnungsvoll in das Jenseits geleitet, findet sich da, selten wird auch nur der Name des Begrabenen genannt. Aber Alles, was den Todten zur seligen Ruhe mitgegeben wurde, ist doch lehrreich für den Sinn des Menschen, für ihre Berührung mit anderen Nationen, für Handel und Wandel. Viele Schmucksachen treffen wir, lange Halsbänder aus echten Perlen, aus Glasperlen, aus Achat und anderen Edelsteinen; Ringe und Ohrgehänge aus kostbarem Metall, von einer Größe, wie sie noch heute die Frauen des Landes tragen; bunte Glasperlen, die als Kleiderbesatz gedient haben, auf einmal 4000 Stück; kleine Muscheln, die als Toilettekästchen gedient haben; kleine goldene Schellen, wie sie das Prachtkleid des jüdischen Hohepriesters geziert haben, um die Dämonen zu scheuchen; Salbbüchsen und Bronzespiegel, wie sie nach den biblischen Erzählungen im Besitze der israelitischen Frauen waren; in Bronzeschalen Spuren von Essenzen und Räucherwerk. Die Freude des Orientalen am funkelnden Glanze von Metall und Edelstein, an duftenden Salben und Spezereien, an Weihrauch und Myrrhen, die uns aus der Bibel wie von den Bazaren des Morgenlandes bekannt ist, spricht hier aus fast jedem Grabe, und doch sind die Grabstätten der vornehmsten Geschlechter kaum noch entdeckt, vielleicht schon früher ausgeraubt. Auch Straußeneier werden oft gefunden, ganz oder zu Figuren zerschnitten, ein Gedenkzeichen des Handels nach den Sudanländern, wo Goldstaub und Elfenbein, Straußfedern und Negersklaven geholt wurden. Straußeneier gehörten in einer fernen Zeit zu den nothwendigen Nippsachen eines besseren Hauses,

in der Fürstenburg zu Mykenae so gut wie in den Orten bei oskischen Neapel, noch heute sind sie ein Schmuckstück orientalischer Kirchen oder Moscheen, vielleicht ein besonders kraftvolles Symbol nach Art unserer Ostereier. Mehr Anziehendes hat, was uns unmittelbarer auf die Religion hinweist, z. B. die Lampen, die den Weg des Todes erleuchten sollen, die vielerlei Gefäße mit Wegzehrung, bronzene Aexte, namentlich Alles, was den Menschen auf den dunklen Pfaden schützt und von den feindlichen Gewalten befreit, den Dämonen der Nacht, die seine Seele an sich reißen wollen. Einmal wird Pygmalion, in der Sage der Bruder und der Verfolger der Dido, angerufen; denn „er befreit, wer ihm gefällt". Dann begegnen weibliche Figuren (meist aus Thon), in der Haltung, wie sie die babylonische Kunst geschaffen und die Kunst der Phönizier in Cypern besonders wiederholt hat. Unter den Amuletten, deren Zauberkraft den Dämonen überlegen war, finden sich besonders zahlreiche ägyptische. Die Karthager, so wenig original in ihrer Kunst wie die Männer von Tyros und Sidon, folgen den Fremden, die für sie dichten und denken, bilden und gestalten. Und gerade der ägyptische Formenschatz in Götterbildern empfahl sich dem Aberglauben durch seine Seltsamkeiten. Denn im Seltsamen, ja im Absurden sieht der Aberglaube, dem im Unbegreiflichen so wohl ist, am ehesten zaubermächtige Gewalt. Und wie konnten diese Götter mit Sperber-, Schakal- und Hundsaffenköpfen den bösen Dämonen Angst einjagen, oder das geheimnißvolle Auge des Osiris, oder die Uräusschlangen, die unfehlbar vernichtenden, das Symbol des Sonnengottes und des Pharao, und endlich jener ägyptische Verwandte unseres Püsterich, der groteske Bes mit seiner Federkrone, seinen dickwulstigen Backen, seiner Pygmäengestalt, seiner ganzen Teufelsphysiognomie! Er wurde eine Lieblingsfigur des Aberglaubens am ganzen Mittelmeer. Die Karthager haben ihn an alle Küsten gebracht, sie haben den Aberglauben nicht blos gehabt, sondern auch ausgebeutet. Ebenso sind die Scarabäen, jene Mistkäfer, die eine ungenügende Naturbeobachtung zum Symbol der Urzeugung aus dem Nichts machte, häufig; allerhand gute Sprüche enthalten die auf ihnen eingeschnittenen Hieroglyphen, z. B. „Ra (Sonnengott) ist der wahre Ichneumon". Auch Figuren von anderen Thieren sind glückbringend oder unheilwehrend verwendet, z. B. ein Glücksschwein mit der Inschrift: „Ptah ist der gute Bote des Landes". Solch kräftige Worte halfen noch sicherer gegen die Macht des Bösen als die heimische Fatma, die offene Hand, die noch heute die Thüren der Tunisier gegen bösen Blick schützt und auch am Halse der Beduinenbraut nicht fehlt.

Auf die ägyptische Weltepoche der Kunst folgt die griechische; Thonwaaren aus Rhodos sind die ersten Importartikel, die die neueste Concurrenz ankündigen, sie sind noch ganz mit orientalischen Mustern bedeckt. Dann bekommen wir ein Gefäß in die Hand, auf das der Töpfer Gestalten aus dem trojanischen Kriege aufgemalt hat. Homer beginnt seine Wanderung durch die Welt, und es erhebt sich der Tag griechischer Bildung. Die Bilder, die in der griechischen Phantasie geworden sind, gewinnen die Herrschaft über die

Menschen. Die punischen Münzen sind zum Theil die Arbeit griechischer Künstler, sie tragen die schönen Züge hellenischer Gottheiten; Demeter und ihre Tochter oder die syrakusanische Quellnymphe Arethusa müssen nun dem Karthager die heimischen Göttinnen vertreten. Früher trug die punische Tanit ägyptische Frisur, jetzt stellt sie sich als Griechin dar, später erscheint sie als römische Matrone. Statuen, welche in den sicilischen Tempeln geraubt waren, schmücken die Tempel am karthagischen Markt: „ein schönes Stück Industrie", so mögen sie dem gemeinen Mann in der Phönizierstadt erschienen sein. Was die heimischen Werkmeister an griechischen Ornamenten nachgeahmt haben, erscheint wie das plumpe Werk eines Dorfkünstlers. Es war das in der Zeit (4. Jhdt.), wo die Könige von Sidon Hellenenfreunde hießen und in schöne griechische Sarkophage bestattet wurden.

Die Berührung der Semiten mit den Culturvölkern Europas giebt die größten Momente der Weltgeschichte. Auch das Wenige, was wir von den Karthagern wissen, gehört zu den Bruchstücken dieser Geschichte. Karthago hatte später seine Bibliotheken; was es in wissenschaftlicher Arbeit geleistet hat, war in der Lehre der Griechen erzogen, auch in Hannibals Lager begegnen wir ihnen. Das einzige Buch, das der römische Senat den Staatsbibliotheken der zerstörten Stadt entnahm, war das Werk des Mago über Landwirthschaft, das Hauptwerk des gesammten Alterthums auf diesem Gebiete, das die nationalen Lehren der Griechen zusammenfaßte. Im Großbetrieb des Bodenbaues wurden die Karthager selbst die Lehrmeister der Römer, wie als Großhändler und Bankiers. Der Karthager war ein wohlbekannter Mann in Griechenland, und zu den typischen Gestalten des attischen Lustspiels gehörte auch der vielgereiste, sprachenkundige schlaue Mann aus der Punierstadt. Unter den Philosophen späterer Zeit treffen wir Phönizier, aus Cypern wie aus Karthago. Der strenge Ernst der Stoa, der die griechische Weltfreudigkeit verschmähte nnd die entartete Sittlichkeit des Künstlervolkes in Zucht nahm, hat manchen Tropfen phönizischen Blutes. Ihr gehörte Herillus an; ein anderer Karthager, Hasdrubal, gesellte sich zu den Skeptikern, welche die bisherigen Ideale der Griechen mit grübelndem Scharfsinn zersetzten. Die Schriftstellerei der karthagischen Gelehrten war meist eine massenhafte, wenn man aus den bekannten Fällen einen solchen Schluß ziehen darf. Dem griechischen Denker war es eine Freude gewesen, auch dem wissenschaftlichen Gedanken künstlerische Form zu geben, der Karthager schalt auf den schönen Klang der Rhetorik; der Grieche war auch als Schriftsteller Künstler, der Karthager neigte auch hier zur Fabrikarbeit. Immerhin ist Karthago eine der Etappen, wo griechischer und semitischer Geist sich zusammenfanden, wie Alexandria, wo die heiligen Schriften der Hebräer übersetzt wurden und Philo die Lehre vom Worte Gottes ersann, und Tarsus, wo Paulus, der Heidenapostel, sich mit den Sätzen der Griechenweisheit befreundete. Indessen in die Tiefen des karthagischen Volkes drang der griechische Geist nicht ein. Wenn wir durch die Museen wandern und die

Inschrifttafeln zu entziffern suchen, so begegnet uns immer ein anderer Geist waltend. Von Wichtigkeit sind mehrere tausend Votivsteine, die den Dank für die Erhörung eines Gelübdes aussprechen, immer in der gleichen Formel: „Unsrer hohen Frau Tanit, dem Antlitz des Herrn Baal, und dem Herrn Baal-Châman das Gelübde dargebracht von Bomilkar, dem Sohne des Baalhannon, Sohnes des Bomilkar, weil er seine Stimme gehört hat. Er segne ihn.“ Diese Steinquittungen im Geschäftsstil — kein Wort zu viel — sind bezeichnend für den Geschäftsgeist der Karthager, die auch den Göttern gegenüber reine Rechnung haben wollten. Anderswo wird genau bestimmt, was bei einem Opfer der Gott, der Priester und was der Opfernde zu erhalten hat. Gelegentlich suchte man auch den Gott bei dem Geschäfte zu täuschen, in den Gräbern findet sich falsche Münze, der Pförtner der Unterwelt kann ja doch Nichts sehen. Der zornige Moloch, der Stadtkönig, fordert Menschenopfer, die Kinder der Vornehmsten; da kauft man sich fremde Kinder und zieht sie für die Opferung stattlich auf. Aber wenn dann furchtbares Unglück über die Stadt hereinbricht, so erwacht entsetzliche Angst vor dem Grolle der Gottheit, die Gottheit besteht auf ihrem Schein, und Opfer um Opfer stürzt in den Rachen des ehernen Götterbildes, wie es der Fanatismus des Volkes verlangte. Die jüdische und die karthagische Religion haben die Grundlagen und die Anfänge gemeinsam. In Karthago wie in Jerusalem ist die Frage gestellt worden: „Soll ich mit Brandopfern ihm entgegenkommen, mit jährigen Kälbern, soll ich meinen Erstgeborenen für meine Sünde geben?“ Der Prophet Micha antwortete darauf: „Jahve fordert von dir Recht pflegen und Liebe üben und demüthig wandeln vor deinem Gott.“ In Karthago opferte man nach wie vor satanischen Göttern die Kinder, als schon die hellenische Menschlichkeit weithin die Völker gewonnen hatte, und noch römische Kaiser haben die Henkerpriester der Menschenopfer mit Hinrichtung bestrafen müssen.

Auf den Votivsteinen sind oft mit den ungefügen Linien einer Abcschützenkunst die alten Symbole der phönizischen Religion gezeichnet, die bis in die römische Zeit sich behaupten. Nicht in festumrissenen Gestalten sah der Semit seine Gottheit, sondern in riesenhafter Unbestimmtheit, und im Grunde griff er lieber zur Symbolik als zur Menschengestalt, um an das Ewige zu erinnern. Drei Pfeiler auf einer Basis, die Dreiheit der höchsten Götter in der Form der uralten Fetischsteine, oder Sonne und Halbmond vereinigt, oder die Sonnenscheibe allein mit glotzendem Gesicht, umrahmt von einer Zackenkrause, dazu Lotosblume und Palme, der Heroldstab, der an den Schlangenstab Moses' erinnert, und die offene Hand, oft auch die menschliche Gestalt in seltsamem geometrischem Schematismus, weiter eine Reihe von fratzenhaften Ammonwiddern und Molochstieren, — dies Alles durch die Jahrhunderte hin monoton wiederholt, im Museum nebeneinander aufgestellt, erregt in uns ein unbehagliches Gefühl von der dumpfen Beschränktheit des erstarrten Heidenthums, es gähnt uns an wie ein Abgrund von Trübsinn und Irrsinn.

Wenn wir vom Museum der Byrsa weiter über den Boden der Stadt wandern, sind es Reste des römischen Karthago, des heidnischen und des christlichen, die wir aufsuchen. Es ist wenig genug. Zunächst die Cisternen. Wer in Tunis anbauen will, muß vor Allem das Wasser reguliren; nur fünf Monate giebt es Regen, der oft wolkenbruchartig vom Himmel stürzt. Daß er das Land nicht verwüstet, daß er angesammelt und für den heißen Sommer aufbewahrt wird, ist die Culturaufgabe, welche die Römer mit staunenswerther Meisterschaft gelöst haben. Kein Tropfen fiel vom Himmel, den sie nicht zweckmäßig verwendet hätten, dem entsprach die wunderbare Fruchtbarkeit, zu der sie den Boden zwangen. Nur Eins: als die Araber das Land eroberten, konnten sie, wie einer ihrer Geographen berichtet, durch ganz Afrika bis Tanger im Schatten reiten, im Schatten der Olivenwälder punisch-römischer Pflanzungen. Für diese großartigen Wasseranlagen zeugt auch noch Karthago. Im Dorfe Malga liegen die großen Cisternen. Man sieht die Gewölbe über den welligen Boden hinausragen oder blickt in die Oeffnungen hinein. Hier haben sich die Araber häuslich eingerichtet, oder es sind die Räume wie Ställe benutzt, und das Ideal des Augiasstalles wird nahezu erreicht, da bis zur Decke fast der Abfall sich angehäuft hat, auf dem die Hühner sich tummeln. Auf dem Platze, wo einmal karthagische Kaufleute ihre Börsengeschäfte gerechnet haben, liegen schon in der Frühe des Tages bequeme Araber und spielen mit Dattelkernen und Steinen so Etwas wie Damenbrett; die nöthigen Linien haben sie rasch in den Staub gezogen, und fröhlich spielt die arabische Jugend beiderlei Geschlechts im Sonnenschein mit den Eseln der Familie. Wiederhergestellt sind die kleineren Cisternen, nordwestlich von der Byrsa, dem Ludwigshügel. Man bemerkt, von oben her kommend, eine lange Reihe Tonnengewölbe, durch deren Mitte quer ein anderes Gewölbe dieser Art sich zieht; im Innern bewundert man den Reichthum des tiefblaugrünen Wassers in den langen cementirten Corridoren, das schon durch seinen Anblick in der Sommersgluth ein Labsal sein muß.

Wir kennen heute die römische Provinz Afrika bis in's Einzelnste, dank namentlich den Forschungen der Franzosen, und es hat einen hohen Reiz, aus Trümmern und Bruchstücken, aus Bildwerk und Inschrift sich das glänzende Leben der römischen Jahrhunderte in anschauliche Gegenwart zu verwandeln, die allmähliche Entwickelung der Romanisirung zu begreifen, die Umtaufe der alten Götter in's Lateinische, die Umwerthung der alten Symbole, das Eindringen des neuen Geistes in die Familien der Eingeborenen, das religiöse Leben des kleinen Mannes und den leeren Prunk der officiellen Kaiserandachten, den Ehrgeiz der Städte, das Genußleben der Reichen in ihren prachtvollen Landhäusern, das Gedeihen des Handels, den Betrieb auf den Fronhöfen der Großgrundbesitzer, die wachsende sociale Noth, die Klagen der schollenfesten Colonen —, aber das zu schildern, reicht über die Absichten dieses Aufsatzes hinaus, es würde uns auch mehr an andere Orte von Tunis führen müssen, wo viel mehr erhalten ist; denn noch

ist Tunis ein Land der Ruinen. Manches hat sich doch auch in der alten Großstadt von den Mosaiken gefunden, die damals in Afrika allgemein den farbenleuchtenden Fußboden der Häuser gebildet haben. Mehr noch als das Museum von Karthago bietet die Sammlung im Harem des ehemaligen Schlosses zu Bardo bei Tunis einen glänzenden Reichthum solcher Bilder. Da sieht man, was das Auge der Zeit fesselte, was ihre Phantasie beschäftigte und die Seelen bewegte, die schönen Geschichten von Göttern und Göttinnen, wie sie uns etwa die spielende Kunst des Ovid mit dem Reize anmuthiger Märchen erzählt hat: Amor und Psyche, Luna und Endymion, Europa von Zeus entführt, Bacchus in das Weinland einziehend mit taumelnden Mänaden und weinfrohen Silenen, über die See dahinschwimmend der Meergott mit seinem jauchzenden Gefolge schmiegsamer Nymphen und wilder Tritonen, mit den wundersamen Seedrachen und Meercentauren, und dann auf anderen Bildern die Thiere der Fluth und des Landes, ein wahrer naturgeschichtlicher Atlas, in dem allerdings die Gattung der jagd- und eßbaren Wesen sehr bevorzugt ist, und endlich das Leben auf den Landhäusern der großen Herren, das Säen und Ernten, die Arbeit des Hirten und des Meiers, die Ställe und die Triften, Fischfang und Jagd, die Idylle des Gartens und das Gelage der Zecher, rastlose Arbeit und unendlicher Genuß. Und in den Städten ein kleines oder ein zweites Rom, Tempel für alte und neue Götter, für einheimische und für die Mächte des hohen Rom, Marktplätze mit Denkmälern, Basiliken, Hallen, die Bauten für Sport und Vergnügen, Theater, Amphitheater, Circus. Von solchen Werken sieht man Spuren auch noch in Karthago, noch wird das Theater gezeigt, die Rennbahn, aber der Pflug geht darüber hin, und das Amphitheater ist nun Nichts mehr wie eine grüne Mulde, wo man große Bohnen und Gerste pflanzt. Aber an diese Stätten knüpfen sich auch noch die Erinnerungen neuen Lebens. Ein Kreuz im Amphitheater predigt von dem 7. März 203, wo hier die beiden Märtyrerinnen Felicitas und Perpetua den Tod erlitten, indeß eine johlende Menge dem Anstürmen der wilden Thiere zusah. Wahrhaft rührend ist die Geschichte von den christlichen Frauen, die ganz im reinen Lichte seliger Verheißungen athmend, all die Qualen des Daseins und all den Schmutz des Erdenlebens nicht empfanden, voll Muthes unter der Tatze des Leoparden wie dem ungeschickten Streich des Gladiators. Neue Gedanken und Bilder ziehen in die Menschenseelen ein, aus den Symbolen der Gräber treten sie uns entgegen. Noch begleitet die Lampe den Todten in die Gruft, aber sie spricht mit ihm zu Christus: „Dein Licht ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen.“ Der Fisch ist noch immer ein Symbol, aber er bedeutet „Jesus Christus Gottes Sohn Heiland“, weil die Buchstaben von Ichthys (griech. Fisch) diese Deutung zulassen; die Taube, die einst um die Lusthaine der Aphrodite geflattert, wird nun ein Zeichen des neuen Seelenfriedens, aus dem Weinstock strömt nicht mehr der Rausch des Bacchus, sondern das

Lebenswort Christi. Die alten Göttergeschichten, die jeden Genuß als Gabe der Himmlischen vertheidigten, werden vergessen; neue Bilder und neue Ahnungen, die die Welt in neuem Zusammenhange zeigen, ziehen in die Köpfe und Herzen ein. Wir sehen auch auf den Lampen der Gräber ein erstes Menschenpaar und seinen Sündenfall, Menschen aus dem Dunkel zum Lichte wiedergeboren, wie Jonas, Menschen in ihrem Gotte glücklich auch in der Löwengrube oder im feurigen Ofen, die Verkündigung des neuen Glücks an Maria, die Wunder der Speisung, die Sorge des guten Hirten, seinen Sieg über den Drachen, — den Drachen, der auch in der altpunischen Mythologie eine Rolle gespielt hatte. Die Tanit der Karthager war in römischer Zeit zur Juno oder zur Jungfrau des Himmels geworden, nun wurde ihr heiliger Bezirk der Jungfrau von Bethlehem geweiht. „In pace“, „im Frieden ruht der Todte,“ so sagen nun die Inschriften. Welcher Wandel in den Gemüthern spricht schon aus diesen wenigen Worten. Pius, der Fromme, ist nun das höchste Lob der Dahingeschiedenen, aber es wird bald abgelöst von dem Worte Fidelis, der Getreue, d. h. der getreu war dem orthodoxen Glauben, das höchste Lob ist jetzt: er war kein Ketzer. Die afrikanische Kirche, die früh große Neigung zu Selbstständigkeit hatte, kennen wir ja als einen Schauplatz der wüthendsten, ja der blutigsten Glaubenskämpfe der neuen Kirche.

Mit Gedanken an das Leben des Christentums treten wir wohl auch zu den Ruinen einer alten Basilika. Das Trümmerfeld bewahrte auch bei den Arabern den christlichen Namen „Damus-el-Karita“, Haus der (christlichen) Liebe. Es war ein monumentaler Bau, 65 m lang, 45 m breit, mit 9 Schiffen angelegt. 100 Säulen von Granit, grünem oder grauem Marmor trugen das Dach, aber nur die Pfeilerstumpfe ragen noch empor, und die übliche Eintheilung der Räume läßt sich überblicken. Hier, mögen wir denken, ist auch Augustin gegangen, der größte von den Männern der afrikanischen Kirche, auch hier wird er gedacht haben de civitate dei, über den Gottesstaat, gesucht haben den Schlüssel zu dem Geheimniß der hin- und herwogenden Völkerwelt und jenen Erdstaat, den die bösen Geister formen, verworfen haben, indessen zu ihm der Lärm des Karthago herüberdrang, das nur äußerlich eine Christenstadt geworden war: in den Hauptstraßen Processionen, um das Sündengefühl zu betäuben, und nebenan der Cimbelklang der weltstädtischen Bacchanale. In seinen Confessionen spricht Augustin von Carthago: Carthaginem veni, et circumstrepebat me undique sartago flagitiosorum amorum. „Ich kam nach Karthago, und es umrauschte mich der Hexenbrodel sündiger Liebe,“ Karthago sartago, das gährende Durcheinander, der heiße Brodem, wo alles Sündige durcheinander kocht. Carthago ein anderes Babel, eine Weltstadt der Weltlust, würdig, im Weltbrand unterzugehen. Und wenigstens die Vandalen kamen, um mit rauher Hand dies zerfahrene Volk in Ordnung zu bändigen, bis ihre Kraft selbst an der Sonne des Südlands zerschmolz. Nach Belisars Siege hielten die Byzantiner auf's Neue Ordnung, aber unter dem Zwang ihrer

Staatsanstalten erstarb das Leben, und im siebenten Jahrhundert brachten die Araber die Wüstenei.

So öde die Gefilde des alten Karthago sind, der Schauer der Weltgeschichte webt doch über ihnen, und jenes Gesicht, das der Reisende in der Wüste hat, wo die Karawanen untergegangener Geschlechter an ihm vorüberziehen, auch auf dieser Stätte könnte es sich erheben. Wohl der Erste, der weltgeschichtliche Gedanken auf Karthagos Trümmern hatte, war jener Scipio, der weinend das Werk seiner Zerstörung betrachtete und in die homerischen Worte ausbrach:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt!

Die Flammen Trojas, die Flammen Karthagos, die Flammen Roms! Solche Bilder standen vor seiner Seele, er war erfüllt von dem Gedanken, den die Philosophie des sterbenden Griechenland über den Gang der Weltgeschichte hatte. Reiche wachsen, blühen, sterben, alle Staaten sterben, das große Schicksal gefällt sich im Bauen und Zerstören, Wiederbauen und Wiederzerstören, die Weltgeschichte ist wie die zerschäumende Welle des Weltmeers. Wir aber glauben anders; wie der betende Araber wenden wir unseren Blick von Karthago nach Osten, die großen Gedanken und Formen, die Hellas geschaffen, sie leben uns ewig, und ewig lebt die große Predigt vom See Genezareth. Ueberall wirkt Gott, und Gott ist lebendig.

Heinrich von Kleist und die beiden von Eugen Wolff ihm zugeschriebenen Jugendlustspiele.

Von

Helene Zimpel.

— Breslau. —

Im „Berliner Tageblatt" vom 20. Mai d. J. kündigt Eugen Wolff in eingehendster Weise einen von ihm gemachten „litterarischen Fund", „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist", an; kurz darauf erscheint das Buch*) mit einer abschließenden Einleitung des Herausgebers, und schon am 4. Juli versieht Dr. Spiridion Wukadinović in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München) die Aufsehen erregende Publication thatsächlich und bildlich mit einem bedeutsamen Fragezeichen, indem er die Autorschaft Kleists stark anzweifelt; darauf erscheint am 12. Juli — wiederum in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" — die Antwort Wolffs, in welcher er auf seiner Meinung beharrt.

Wolff hat, von gewissen äußeren anderen Gründen:

den zahlreichen allgemeinen brieflichen Anspielungen Kleists auf litterarische Thätigkeit seit dem Jahre 1800, der bestimmten Erwähnung von Geschäften mit dem Buchhändler Geßner im Frühling des Jahres 1802, sowie des litterarischen Erwerbs von 30 Louisd'or im August des Jahres 1802, der mündlichen Ueberlieferung endlich von der Entstehung Kleist'scher Komödien zu jener Zeit,

ausgehend, Lustspiele Kleists im Geßner'schen Verlage und aus dem Jahre 1802 gesucht und, wie er glaubt, gefunden.

*) Zwei Jugendspiele von Heinrich von Kleist. — Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz).

Der Name des Dichters zwar war auf den beiden Bändchen, deren erstes in zwei Aufzügen „Das Liebhabertheater", deren zweites in drei Aufzügen „Coquetterie und Liebe" betitelt ist*), nicht genannt, aber innere Gründe:

> Sprache und Stil; die zahlreichen Berührungen des Dialogs mit Kleists Briefen an seine Braut; der ausdrückliche Versuch Kleists, die Geliebte zur Mitarbeiterin heranzuziehen; die bis zur Auffindung der Lustspiele von Wolff empfundene Lücke in dem schriftstellerischen Werden Kleists; bedeutende Analogien endlich zwischen Verhältnissen und Personen, der Persönlichkeit des jedesmaligen Helden namentlich und der Persönlichkeit Kleists,

bestätigten für Wolff trotz der Anonymität die Echtheit des von ihm gemachten Fundes.

Waren aber für Wukadinović schon die äußeren Gründe Wolffs nicht zwingende:

> auf die allgemeinen Mittheilungen Kleists bezüglich seiner damaligen Thätigkeit und des ihm daraus fließenden Gelderwerbs legt Wolff zu großes Gewicht: Familienrücksichten und das Naturell Kleists spielen dabei eine gewisse Rolle; die 30 Louisd'or können sehr wohl ein Vorschuß auf die im Jahre 1803 erscheinende „Familie Schroffenstein" sein; Lustspiele, deren Qualität nach der von Wolff angezogenen mündlichen Ueberlieferung gering anzuschlagen ist, hätte Kleist der Oeffentlichkeit nicht übergeben —"

so machen die inneren Gründe, welche Wolff für die Autorschaft Kleists erbringt, eine äußere feste Grundlage für diese Annahme nach Wukadinović nicht entbehrlich:

> Stilistische Principien sind . . . unzuverlässige Stützen; Technik, Handlung, Charakteristik lassen von dem geborenen Dramatiker, wie ihn die „Familie Schroffenstein" ankündigt, Nichts vermuthen; die Sujets der beiden Lustspiele endlich: eine Persiflage der Kleist'schen Kunst („Familie Schroffenstein") und eine Persiflage der Kleist'schen Art zu lieben (Kleists Verhältniß zu seiner Braut Wilhelmine von Zenge)

machen die Autorschaft des von den heiligsten Gefühlen glühenden Kleist für Wukadinović zur Unmöglichkeit.

„Wer war nun aber der Verfasser der beiden Lustspiele, wenn Kleist sie nicht geschrieben hat?" lautet die naturgemäß folgernde Frage Wukadinovićs.

Auch Wolff war von gewissen Umständen das Inbetrachtziehen eines anderen Autors als Kleist aufgezwungen worden, das Inbetrachtziehen Ludwig Wielands nämlich, jedoch ergab sich die Unmöglichkeit dieser Autorschaft für Wolff aus

---

*) Wolff, Einleitung XV.

der Fülle französischer Wendungen aus der Umgangssprache des deutschen Adels, da Ludwig Wieland die Franzosen nicht leiden kann; der formell gewandten wie inhaltlich hohen, seelenvollen Qualität der beiden Lustspiele.

Ein äußerer Umstand:

zwei Stellen aus Briefen des Klassikers Wieland an seinen Sohn (vom 10. Juni und 9. August des Jahres 1802),

bildete für Wolff nur einen Beweis mehr für die Nichtautorschaft Wielands.

Wen aber wird Wukadinović an Kleists Stelle als Verfasser der beiden Lustspiele bezeichnen?

Innere wie äußere Gründe sprechen für eben jenen Ludwig Wieland, den Wolff bei Seite geschoben hatte.

Innere Gründe liegen in der Persönlichkeit Ludwig Wielands:

Er glaubt Talent für die echte Komödie zu besitzen; er ist zur Bespöttelung seiner Nebenmenschen veranlagt; er stimmt nicht in allen Fragen der Kunst mit Kleist überein.

Aeußere Gründe kommen für Wukadinović hinzu, um diesen inneren eine feste Grundlage zu geben:

der Verfasser der beiden Lustspiele kann nur Einer aus dem engsten Freundeskreise Kleists sein; die beiden Stellen aus den Briefen des alten Wieland an seinen Sohn sind vollgiltige Beweise dafür, daß Ludwig Wieland im Jahre 1802 bei Geßner anonym zwei Lustspiele verlegt hat.

Die Gegenbeweise Wolffs hierzu sind für Wukadinović hinfällig:

Wenn Ludwig Wieland noch am 9. August dem Vater auf seine Bitte vom 10. Juni die beiden Stücke nicht geschickt hat, so ist das kein Beweis dafür, daß die Stücke nicht gedruckt waren, und wenn der Klassiker bei späteren Bemühungen für seinen Sohn (bei Göschen) die Stücke nicht erwähnt, so ist dies wiederum kein Beweis für deren Nichtexistenz.

Da aber — nach dem untrüglichen Zeugniß der beiden obigen Briefstellen — zwei Lustspiele Ludwig Wielands im Jahre 1802 anonym im Geßner'schen Verlage erschienen sind, da ferner — nach den Mittheilungen Wolffs — im Jahre 1802 im Geßner'schen Verlage neben religiösen, politischen und wissenschaftlichen Werken nur ein poetisches Schriftchen, eben jene anonymen Lustspiele — herauskam, kommt Wukadinović zu dem Schluß: „Was liegt näher, als zu vermuthen, daß ihr (der beiden Lustspiele) Verfasser Ludwig Wieland und kein Anderer sei?“

So ist durch Wukadinović Ludwig Wieland als der wahrscheinliche Autor der beiden Lustspiele bezeichnet und Kleist mit dem Charakter eines Modells an zweite Stelle gerückt. So weit Wukadinović.

Daß er sein Raisonnement nur bis zu einem Wahrscheinlichkeitsschluß

geführt hat, ist allein so zu erklären, daß er die volle Bedeutung der beiden von ihm zusammengestellten Prämissen merkwürdiger Weise nicht erkannt hat.

Denn wenn zwei anonyme Lustspiele Ludwig Wielands im Jahre 1803 im Geßner'schen Verlage erschienen sind, wenn ferner im Geßner'schen Verlage im Jahre 1802 nur eine poetische Schrift — eben jene anonymen Lustspiele — herauskam, so ergiebt sich der Nothwendigkeitsschluß: Ludwig Wieland und kein Anderer ist der Verfasser der beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe".

Somit wäre die Sache erledigt, die Frage gelöst, und wieviel Interessantes auch ein von Wukadinović in Aussicht gestellter zweiter Artikel bringen möge, dessen Hauptmoment „ein Vergleich der beiden Lustspiele mit den späteren Stücken des jungen Wieland unter Heranziehung Kleists" bilden soll, der status quo bleibt derselbe: sind die Prämissen unanfechtbar, so ist es der aus ihnen gezogene Schluß ebenso.

Der Leser hat sich also mit der Thatsache abzufinden, daß die beiden Stücke von Ludwig Wieland sind, und der Kleistverehrer füglich auch.

Nein, nicht der Kleistverehrer: zu viel des Kleistischen wittert er neben so viel Unkleistischem, und so kann die Sicherheit des obigen Schlusses ihn von eigener Untersuchung nicht entbinden.

Bei sorgfältiger Prüfung der von Wukadinović beigebrachten Momente gegen die Autorschaft Kleists ergiebt sich, daß dieselben theilweise mehr betont, theilweise durch Beibringung neuer Momente erweitert werden müssen.

Da sind die umstrittenen 30 Louisd'or. Die Muthmaßung Wukadinović's, daß diese 30 Louisd'or eine Pränumerandotheilzahlung auf die Schroffensteiner seien, wird zur größten Wahrscheinlichkeit durch folgende Erwägungen: wann Verleger zahlen, ist Sache der Verleger oder der Vereinbarung zwischen Verleger und Autor; Kleist hat von Cotta, der nicht — wie Geßner — sein Freund war, Vorschuß nicht etwa erbeten, sondern geradezu verlangt (Brief an Cotta vom 7. Juni 1808. Zolling II. 267); dieser Vorschuß sollte 150 Thaler betragen, also genau so viel, wie der muthmaßliche Vorschuß für „Die Familie Schroffenstein", vorausgesetzt, daß man, wie in deutschen Ländern üblich, den Louisd'or zu 5 Thalern rechnet (eine Pistole); andernfalls, der Louisd'or zu 6 1/2 Thaler gerechnet, etwas mehr; es ist nicht anzunehmen, daß Kleist im Jahre 1808 höher bezahlt worden sei, als im Jahre 1802: die Zeiten hatten sich nicht gebessert, und auch im Jahre 1808 war Kleist kein erfolgreicher Schriftsteller; wenn endlich, nach Wolff, die 30 Louisd'or allein schon ein zu hoher Preis sind für „Die Familie Schroffenstein", eine große Tragödie immerhin — so sollten zwei kleine Lustspiele mit diesen 30 Louisd'or nicht erst recht zu hoch bezahlt worden sein?

Noch weniger maßgebend für die Autorschaft Kleists als jene 30 Louisd'or dürfte aber das Vorkommen des Französischen in beiden Stücken sein, worauf Wolff ein entscheidendes Gewicht legt, während Wukadinović die

Sache ignorirt. Es steckt ja aber gar nicht so viel französisches Element in beiden Stücken, im zweiten wenigstens nicht, und da giebt es noch dazu einen leibhaftigen Engländer nebst Diener, und der Engländer sagt „Miß" und nicht „Mademoiselle". In dem ersten allerdings finden sich eine größere Anzahl französischer Ausdrücke, wie „Metier" und „Acquisition" und „raisonniren"; es finden sich auch folgende Wendungen: „tête-à-tête", „air dégagé", „Fortune machen", „Liebe en miniature", „en grande parure" und einige wenige andere. Aber die englische Nation ist gleichfalls — durch ein regelrechtes „God damn me" und einen „Pudding". („Das Liebhabertheater" I. 12) — vertreten. Und nun vergleiche man einerseits Kleists Briefe, namentlich aus der ersten Pariser Zeit, und sehe zu, ob die denn so voller französischer Ausdrücke, Wendungen, Gallicismen stecken. Und andererseits bedenke man, daß Goethes Visitenkarte französisch abgefaßt war, und frage sich, ob nicht einem „galanten" („Liebhabertheater" I. 4 „Galanterie", I. 6 „der galanteste Mann") Lieutenant am Ende des Jahrhunderts auch noch ein „tête-à-tête" entschlüpfen könnte?

Was aber überhaupt Sprache und Stil der beiden Lustspiele anbelangt, so muß doch gesagt werden, daß von Kleist'scher Kraft, Gedrungenheit, Prägnanz des Ausdrucks*) wenig oder nichts darin zu finden ist, und daß selbst da, wo sich in dem zweiten Stück — im ersten dürften solche Stellen fehlen — der Dialog mit Kleist'schen Briefen an Braut und Schwester berührt, man kaum den Eindruck unmittelbar Kleist'schen Eigenthums, sondern vielmehr den auseinander gezerrter, breitgetretener Kleistmotive hat.

Noch weniger als Sprache und Stil spricht der Inhalt der beiden Lustspiele für Kleist, welcher Umstand noch mehr hervorgehoben werden muß, als durch Wukadinović bereits geschehen.

So wäre als einziges Beispiel, wo Kleist bewußt an wirklich Erlebtes anknüpft, das „Käthchen von Heilbronn" anzuführen, um zu zeigen, wie selbst hier große, weite Poesie geworden, was eines Kleist einsames Erlebniß war. Ferner ist es aber geradezu eine Unmöglichkeit, daß Kleist sich je als Lustspielfigur empfunden habe: er war sich der seiner Natur innewohnenden tiefen Tragik von vornherein voll bewußt. So schreibt er mit Bezug auf die Tante Massow und die Geschwister am 12. Januar 1802 aus Bern an Ulrike: „. . . Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß schicken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal? — eine Kluft wirft zwischen mich und sie." (Koberstein 69.) Schon ahnt er also, daß sein Herz ihm zum Schicksal werden, daß er dem Feind in seinem Busen sinken, daß er steil-bergab den Pfad zum

---

*) Vgl. Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar. Emil Felber. 1897. C. VI. 118.

Orkus gehen wird*). Ahnung und Sehnsucht aber ist Eins; Beides liegt in der Natur dieser Seele untrennbar zusammen. Und so begleitet Kleist die Sehnsucht nach jener anderen Welt, nach einem höheren Stern, durch sein kurzes Leben. Zumal als des Vaterlandes Schmach zu dem eigenen Elend kam. „Komm, laß uns etwas Gutes thun und dabei sterben. Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen." (An Rühle von Lilienstern im Jahre 1806. Bülow 241.) Und schon am 1. Mai 1802 hatte der Fünfundzwanzigjährige an Ulrike geschrieben: . . . „das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann." Und so warf er es weg, weil seine Seele matt war bis in den Tod. (Vergl. Matth. XXVI. 38. Penth. 1237.) Schlafen ist süß, noch süßer, Stein zu sein, so lange Schmach und Elend dauern . . . Weck mich nicht auf, der Du vorübergehst, sprich leise!

Also: die Sujets der beiden Lustspiele sind unkleistisch. Ebenso ihre Qualität, d. h. sie ist gering. Auch Wukadinović ist dieser Ansicht; doch betont er den Werth der „Familie Schroffenstein" nicht genug, so daß der Schluß, den er aus dem qualitativen Unterschied der beiden Lustspiele einer- und der „Familie Schroffenstein" andererseits zieht, bedeutend abgeschwächt ist. Schon Hubers Kritik äußerte sich über die Schroffensteiner beim Erscheinen begeistert: „ . . . Dieses Stück ist eine Wiege des Genies . ." (Zolling I,66), und heut sagt Hermann Conrad über die Familie Schroffenstein**): „Sie (Kleists Erstlingsdichtung) löst unvollkommen die schwierigste Aufgabe des Dramatikers: die gute Motivierung, die konsequente Führung der Handlung; ist aber vortrefflich in der Charakteristik; sie zeigt die beiden Hauptmerkmale der Kleist'schen Kunst: gewaltige Kraft des Geschehens vereinigt mit ungemeiner Tiefe des Empfindens, und sie ist ein ebenso untrügliches Zeugniß von der glänzenden Begabung des Verfassers wie Schillers „Räuber" und Grillparzers „Ahnfrau". „Gewiß, denn mit der Treffsicherheit des Genies hat Kleist in den Schroffensteinern Charaktere geschaffen, die zu dem Vollendetsten gehören, was dramatische Kunst je hervorgebracht. Und neben diesem genialen Erstlingswurf der andere, der „Zerbrochene Krug", der doch zu jener selben Zeit in der Schweiz concipirt und entworfen, ja schon begonnen war (Zolling II. Einleitung IV.), der „Zerbrochene Krug", der in ungebrochener Schöne leuchtet, heut „herrlich wie am ersten Tag".

Und dieser Kleist, der Kleist der Schroffensteiner, der Kleist des Zerbrochenen Kruges, der Kleist mit dem Guiscardideal im Kopf und Herzen***)

---

*) Vgl. Penthesilea 1281, 1108, 1106.

**) S. Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Von Professor Dr. Hermann Conrad. Berlin, 1896. Verlag von Hermann Walther. (S. 15.)

***) Hermann Conrad S. 15. „Und spätestens jetzt nimmt seine Arbeit an jenem Werke (Robert Guiscard), ihren Anfang" (in der Schweiz).

— er sollte der Verfasser dieser Lustspiele sein? Er, der Ueberreiche, der wiederholt die Armuth der Sprache, welche die Seele nicht malen kann (Kob. 45), beklagte, er sollte eine so armselige Rede geführt haben, um das Leben seiner Seele zu verkaufen? Dieser klingenden Schelle hätte er sich bedient, um der Welt zu sagen, daß Einer da sei, Einer wie er?

Sein Genie trieb ihn zum Höchsten und der ungemessene Ehrgeiz, der instinctive Ausfluß dieses Genies, auch. Wukadinović hat diesen Ehrgeiz Kleists **nicht scharf** genug betont, diesen Ehrgeiz, dem er „wie einer Furie zum Raube hingegeben" **war**. So schrieb er an Ulrike (Kob. 63) am 12. Januar eben des Jahres 1802. Nein, **nicht mit diesen beiden** Stücken hätte Kleist vermocht, „den Ruhm bei seinem goldenen Lockenhaar zu fassen" (Vgl. Penth. 677, 678), nicht sie wären ihm eine Blume in dem „Kranz der Unsterblichkeit" (Kob. 86) geworden, den er „zu so vielen Kränzen auf seine Familie" herabringen (Kob. 90), mit dem er Goethe den seinen von der Stirne reißen wollte, und nicht nach dieser Arbeit hätte ihm „die heilige Schutzgöttin seiner Familie gerührt den Schweiß von der Stirn geküßt: nun sei es genug." (Kob. 91.)

Denn ein heiliger Ehrgeiz, nicht „Lüsternheit nach Höhe" (Zarathustra 87) war der Ehrgeiz Kleists: Ehrfurcht war in dem Schaffenden vor der Heiligkeit des zu verkörpernden Ideals.

Ihm konnten seine „Schroffensteiner" eine „elende Scharteke" scheinen (Kob. 85), und viel hat er vernichtet, was wohl die „Bewunderung der Nachwelt" gebildet hätte. (Vgl. Kleist selbst über Shakespeare. Bied. 115.) Seinen „Guiscard" hat er verbrannt, nachdem er ein „Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet," an ihn gesetzt hatte (Kob. 90); er hat ihn verbrannt und hatte doch an Ulrike geschrieben: „Der Anfang meines Gedichtes . . . erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte!" (Kob. 78.) Und noch die Trümmer des Gedichtes sagen mit Wieland, was es werden konnte, was es war: vereinigt waren hier „die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare." (Zolling II, 132.)

Nicht gedichtet kann Kleist die beiden Lustspiele haben; er kann sie auch nicht haben drucken lassen, noch dazu im Jahre 1802, welches die endgiltige Lösung seines Verhältnisses mit Wilhelmine durch den Brief vom 20. Mai herbeiführte. —

Wie aber sich abfinden mit der Wolff'schen Behauptung, daß „durch beide Jugend-Lustspiele für die bisher schwankende dichterische Entwicklungsgeschichte Kleists die feste Grundlage gewonnen" (Schluß der Einleitung XXXVIII), daß durch sie die „Lücke, die Jeder empfand, der sich in das schriftstellerische Werden Kleists vertiefte, ausgefüllt" sei? (Berl. Tageblatt, Zweite Spalte oben.)

Welche Stellung nehmen zu diesem Facit, das ein bedeutendes wäre und die Autorschaft Kleists im Lichte logischer Nothwendigkeit erscheinen lassen könnte?

Wenn aber eine Lücke in dem schriftstellerischen Werden Kleists nicht zu constatiren wäre, weil ein solches Werden selbst fehlte? — Und im gewöhnlichen Sinne fehlt es: die feste Grundlage für Kleists Dichten ist sein Genius, und ein Anderes ist ein Strom und ein Anderes ein Vulcan: namenlos und doch minervagleich und in gewappneter Eigenart tritt Kleist mit den „Schroffensteinern" aus der Einsamkeit unter die Menschen, und mit dem „Zerbrochenen Kruge" thut er „den Meisterschuß in's Herz" der Kunst. (Vgl. Penth. 2889.)

Diese Ansicht, und nicht die seinige, wie Wolff (Berl. Tageblatt, zweite Spalte oben) annimmt, vertritt Biedermann in dem Vorwort zu seiner Ausgabe der Kleist'schen Briefe (S. XXV. und XXVI.): eine plötzliche Entfaltung constatiren heißt nicht eine Lücke empfinden, und Erstlingswerke anderer Art als die vorhandenen erwartet haben heißt nicht sie vermissen.

Wolff freilich empfindet eine Lücke; die beiden Lustspiele füllen sie ihm aus.

Wem jedoch eine Kluft liegt zwischen diesen Stücken und unzweifelhaft echten Erstlingsdichtungen Kleists, der kann sich auch mit dem von Wolff aus seinem Funde gezogenen Facit nicht einverstanden erklären: wäre bewiesen, daß „das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" von Kleist seien, so würde die von Wolff empfundene Lücke durch die beiden Stücke dennoch nicht ausgefüllt werden können, weil von Entwickelung von diesen Lustspielen zu den „Schroffensteinern" auch nicht im Entferntesten die Rede sein könnte.

Denn nicht so, ganz anders müßte ein derartiges Werk beschaffen sein; Biedermann hat gesagt, wie: ein neuer „Faust" etwa, ein „neuer Wilhelm Meister" (XXVI.) müßte es sein, eine gewaltige Dichtung — wenn auch nicht wie jene ein Evangelium der That, ein Denkmal der Romantik, die sich selbst bezwungen, sondern vielmehr ein Denkmal von der Uebermacht des Genius, wie er einem armen, zuckenden und blutenden Menschenherzen in heftigen Stößen verkündet, daß er war, ist und sein wird — in ihm!

Also müßte der Inhalt dieses lückenfüllenden Werkes — wenn man auf die Wolff'sche Anschauung eingeht, und in einem außergewöhnlichen Sinne kann man es — sein. Und so ist sein Inhalt. Denn dieses Werk existirt. Das sind Kleists Briefe aus jener Zeit, vor Allem die Briefe an Ulrike und die Briefe an die Braut. Die Briefe an die Braut zumal; der letzte ist vom 20. Mai 1802, und im Jahre 1803 erschienen die „Schroffensteiner": die Liebe war ihm Pfadfinder geworden auf dem Wege zur Kunst.

„Verhaltene Gedichte" nennt Julian Schmidt Kleists Briefe, und „die Erstlinge seiner Muse" nennt sie Treitschke. Dieser Auffassung schließt Minde-Pouet sich an. (E. III. 219. 20.) Ja, Gedichte in Prosa sind die Briefe Kleists: erhabene Gedichte, wie die Personification der „großen,

stillen, feierlichen Natur" als „Kathedrale der Gottheit" (Bied. 218.); schwermüthige Gedichte, in denen die Worte langsam von den Lippen niederfallen wie Thränen, die zu schwer von verhaltenem Weinen sind. „ . . . Wenn sie (ein Jüngling und ein Mädchen) mit eigentlichen Worten sprachen, so war es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten sie einander mehr die Wangen als das Ohr zu, und es schien, als ob es ihnen mehr um den Athem, als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz glühte wie ein Wunsch" (Bied. 219); Gedichte keuschester Andacht voll: . . . „Ich habe mir . . . in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Lied seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterinn das ihrige, feierlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe." (Bied. 223.)

Daß Kleist selbst übrigens seine Briefe auch vom Standpunkte poetischer Arbeit auffaßte, hat Minde-Pouet klargelegt (E. III); daß diese Briefe in einem gewissen Zusammenhange mit der „Geschichte meiner Seele" stehen, ist nach Wilbrandts Vorgang (S. 89, Anm.) und der — wenn auch nicht unbedingten — Zustimmung Minde-Pouets (S. 220) für sehr wohl möglich zu erachten. Vielleicht aber in umgekehrtem Zusammenhang: aus den Briefen und dem „Ideenmagazin" dürfte Kleist nebenher oder im Frühling des Jahres 1801 — ehe er allen Fesseln durch die Flucht nach Paris zu entrinnen strebte und die große Revolution seines Innern im Wesentlichen vollzogen war — die Geschichte seiner Seele zusammengetragen haben. Aus dem Streite des Augenblicks wollte er retten, was ewig schien; seine Briefe streiften ihm an ein Kunstwerk. Uns sind sie eins, auch in ihrer ursprünglichen Form. Einen Frühlingskranz aus Jugendbriefen hat Bettina ihrem Bruder Clemens auf das Grab geflochten; der Frühlingskranz aber, den Kleist sich in seinen Jugendbriefen selbst auf das frühe Grab gelegt, ist die Verkörperung des Brentano'schen Lebensmottos, ist ein Wunderwerk echter Romantik: hier sind „Sterne und Blumen", hier sind „Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit" — Poesie und Leben ist hier in Eins gewunden.

Eine vorbereitende Zeit allerdings muß dem schriftstellerischen Werden auch des Autodidakten unter den großen deutschen Dichtern vorangegangen sein: ehe Kleist „den Meißel an Kristallen übte"*), mußte er mit dem Meißel umgehen lernen. Es ist uns nicht überliefert, daß Kleist in seiner Knabenzeit Gedichte verfaßt habe, und von dem Jüngling ist nur ein später wohl stark überarbeitetes Gedicht erhalten. Reichliche Gelegenheit bot die Frankfurter Zeit: Geburtstags- und Neujahrswünsche waren zu verfassen;

*) Vgl. Zolling I, Gedichte, S. 19.

es galt, durch ernst ermahnende Poesie die Braut und sich zu stärken auf dem langen, dornenvollen Wege zur Ehe. So verfaßte Kleist das Gedicht „An Wilhelmine", das, umstritten zwar, dennoch unzweifelhaft echt ist*).

---

*) Vgl. Biedermann. Beilagen. B. Den Ausführungen Biedermanns, nach denen Kleists Autorschaft zweifelhaft scheint, ist entgegenzuhalten: Zu „Nach Ton und Inhalt könnten diese Verse von Kleist sein" (240): nach Ton und Inhalt scheinen sie von Kleist zu sein. Inhalt: vgl. seine Briefe; der Schluß des Gedichtes, die Inschrift auf der berühmten Tasse 2c. 2c. Ton: die Sprache durchaus Kleistisch (vgl. Minde-Pouet, vgl. auch über die Autorschaft des Gedichtes Zolling I. Gedichte. Einleitung 5): der Blankvers, das Enjambement, die sechsmalige Ausführung des Motivs in stets anderen Bildern 2c. 2c. Zu: Das Gedicht ist „von seiner Hand geschrieben" und es „steht ein Zeichen, H. K., darunter" (240): dieser von Biedermann in Betracht gezogene Umstand spricht in der That stark für die Autorschaft Kleists. Zu: Allein er selbst sagt in dem Briefe vom 21. August 1800, ganz so, als ob er von einem fremden Dichter spräche (240 und 41): „Das sind herrliche, wahre Gedanken!" 2c. 2c.: eben dieser Enthusiasmus für die eigenen Gedanken, zumal da die Braut das Gedicht citirt, ist nicht nur echt Kleistisch, sondern echt künstlerisch — Pygmalion und der Marmor. Zu: Die zwei Correcturen im Original sind Correcturen, hervorgerufen durch Versehen beim Abschreiben, enthalten aber nicht „wirklich inhaltliche Aenderungen", während der erwähnte „Kleist-Verehrer" die Correcturen als „Textänderungen" auffaßte (244):

Die Correcturen sind aber durchaus Textänderungen.

a) Es ist nicht gleichgültig, ob der Dichter (S. 243) sagt:

„Des Künstlers Meißel übt sich an Kristallen,
Die schon von selbst mit Farben spielen, nicht.
Er übt sich an dem rohen Kiesel, den
Des Knaben Fußtritt nicht verschonte",

oder, wie er zuerst geschrieben, verschonet — denn: nur das Imperfect stellt eine Beziehung zu dem Künstler her, und zwar eine ganz directe (Knabe und Künstler als eine Person gedacht), das Imperfect ist also ungleich poetischer. (Daß Kleist statt „wählet" hinter „verschonte" „wühlet" corrigirte, ist in der That nur die Correctur eines Versehens).

b) Es ist nicht gleichgültig, ob der Dichter (S. 241) sagt:

„Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu",

oder, wie er zuerst geschrieben:

„Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch dem Jäger",

denn aa. kraftvoller und daher poetischer, gedrungener und daher Kleistischer ist der gestrichene Ausdruck, aber bb. da der Dichter in dem auf Vers 2 folgenden Verse beginnt:

„Der Jäger muß" 2c.

war er, des Wohlklanges halber, genöthigt, den schwächeren Ausdruck für den viel poetischeren einzusetzen.

Eine solche Correctur, die keine zufällige, sondern eine stilistisch nothwendige war, schließt die Annahme eines beim Abschreiben gemachten Fehlers vollständig aus, und das Gedicht, welchem Bülow die Ueberschrift „An Wilhelmine" gegeben hat, ist in der That von Kleist. Der äußere nebensächliche Sachverhalt, den Biedermann (241) sich so denkt: a. Das Gedicht des Fremden. b. Abschrift der Braut für Kleist c. Copie der von Kleist zurückbehaltenen Abschrift für die Braut — ist nunmehr so zu denken: a. Gedicht Kleists an die Braut. b. Citirung des Gedichtes (oder

Für die jungen Damen aber, die er, selbst erst ein Studirender, zu belehren unternommen, richtete er Sprichwörter zum Aufführen ein: ja, er dichtete selbst Proverbs (Bülow I, 11.), in denen er eigene Themata als Sujets benützt haben dürfte. Also stieg der junge Pädagoge vom Katheder herab; das Zöpflein aber, das er dort oben trug, wird er mit herunter genommen haben. Auch das Feuer, das ihn an erhabener Stelle begeisterte: höchste Lebensziele noch im Spiele vor Augen zu führen, mußte ihm Wonne sein. Diesen jungen Damen zumal, denen er so besser als auf dem Katheder von ihrem künftigen Beruf, Liebe und Ehe, sprechen konnte. Und der heimliche Gedanke immer dabei: eine, die „einen feineren Sinn" hat, „der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist" (Kob. 9), eine, die er zum Weibe gewinnen möchte, hört mit, lernt mit. Da durfte er hoffen, sich auch auf diese Weise den Erntetag des Glücks selbst zu bereiten. („An Wilhelmine." Zolling. I. Gedichte III. S. 18.) Und wenn er sich begreiflicher Weise wohl den Zwang auferlegt haben dürfte, von der höchsten Bestimmung des Weibes, der „Bildung edler Menschen" als Mutter (Bied. 101), hier zu schweigen, so blieb das Gebiet noch ausgiebig genug: Motive aus dem Gedicht „An Wilhelmine" werden benützt worden sein, und „Hoffnung und Treue" werden „in des Glückes sicheren Port" geführt haben. Doch „Belohnung und Verdienst der festen Treue, Was wären sie, wenn Amor flügellos, Durch ewiges Geschick an Ketten läge?" Darum: „Bleibt würdig stets der reinen Freud' und Liebe", denn: „Lieb' und Freude Ruht überall, wenn Euer Herz nur hört." So hat wohl Kleist in dem Gedicht „Die Liebe und die Freude"*) zu zeigen versucht, wie das gewonnene Glück in anderer Gestalt über die Zeit der ersten Liebe hinaus zu erhalten sei: die duodramatische Form und der lehrhafte Charakter des Gedichtes weisen auf die Frankfurter Frühzeit hin; später, etwa, zu der von Bülow erwähnten Aufführung bei Henriette Vogel, mag Kleist daran gefeilt haben. Hier liegt also wahrscheinlich ein von Kleist für seine jungen Damen verfaßtes Proverb vor. Als hafte Kleist die duodramatische Form an, finden wir sie noch in der Schweiz wieder, und zwar in der Idylle „Der Schrecken im Bade".**) In der That: für seine Frankfurter Proverbs dürfte Kleist die Form des Duodramas, insbesondere die Unterhaltung zwischen zwei jungen Damen bequem gewesen sein: die Sache war interessant, der Ernst der Situation war gewahrt, und das Zuziehen von Herren erübrigte sich. Denn nicht „Neckereien und Wortspiele", wohl aber „Sentenzen" und „Sprichwörter" (S. „Coquetterie und Liebe" III. 15) wird man in diesen Aufführungen gehört haben; sollte sich je einmal ein Liebes-

---

einiger Verse desselben) in einem Briefe der Braut an Kleist. c. Bezugnahme Kleists auf das Citat in dem Briefe vom 21. August 1800.

*) S. Bülow 256 und Vorwort X, XI. Andere Quellen nicht benützt, weil nicht bekannt.

**) S. Zolling I. Gedichte IV und Einleitung dazu 5 und 6.

paar hinein verirrt haben, so werden die Beiden mit „Delicatesse und Anstand“ miteinander umgegangen sein (S. Coquetterie und Liebe“ ebendaselbst), und das Ganze wird „weder komisch, noch spaßhaft“ gewesen sein, sondern genau so, wie der junge Wieland an den alten über das zweite Bändchen schreibt, „das er“, nach des Vaters Ausspruch, „dem guten Geßner aufgehängt hat.“ (Brief Wielands an seinen Sohn vom 9. August 1802.) Wäre es zu kühn, anzunehmen, daß diesem zweiten Lustspiel Ludwig Wielands — das erste, welches einem anspruchslosen Kindergemüth noch ein Lächeln abzustehlen vermag, dürfte eine selbstständige Arbeit Wielands sein, bei welcher er in Roderigo seine eigene Person*) mit der Kleists verschmolzen hat, — solche Proverbs Kleists aus der Frankfurter Zeit zu Grunde gelegen haben? Eines insbesondere, welches speciell das Verhältniß der Geschlechter erörtert und den Titel „Die Kunst zu lieben“ getragen haben dürfte? Dieser Form der Aufschrift hat Kleist sich auch an anderer Stelle bedient: er hat — ebenfalls in seiner Jugend — einen Aufsatz geschrieben, dessen Ueberschrift lautet: „Die Kunst, den Weg des Glücks zu finden“ (Zolling IV. Kleine Schriften. A. I.), ja, er hat diesen prägnanten Ausdruck für einen langen Satz, welcher den ursprünglichen Titel bildete, eingesetzt. (S. ebend. Anm.) Aber mehr: in dem ersten seiner beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater“ scheint Ludwig Wieland unwillkürlich den Titel des Kleist'schen Proverbs, das ihm bei dem zweiten „Coquetterie und Liebe“ vorgelegen haben dürfte, zu verrathen. Als sich die ältliche Baronesse, der die Trauben hoch hängen, über die Unausstehlichkeit der „heutigen jungen Weiber“ bei Roderigo beklagt, giebt ihr der galante Mann die erklärende Antwort: „Freilich kriegen sie auch ordentlich wissenschaftlichen Unterricht in der Kunst zu lieben.“ („Das Liebhabertheater“ I. 12.) Der Inhalt dieses Ausspruchs aber weist direct auf Kleist; wenn auch der Text fortfährt: „Unsere beliebtesten Romane sind gleichsam eine hohe Schule der Liebe, und die Weibchen sind klug und schöpfen nur aus der Fontaine,“ so ist doch in dem ersten Satz der große Schulmeister abgemalt, wie philosophische Arbeit und das Bedürfniß zu lieben ihn auf dem Umwege der Pedanterie zum Künstlerthum führen.

Die Kunst zu lieben!? Keine Liebe „en miniature“, sondern „eine in Lebensgröße“ (Roderigo im „Liebhabertheater“ II. 7), nicht „listig“ und „gewandt“, nicht „schöne Worte und demüthige Geberden“ derjenigen gegenüber, die man gewinnen will, sondern „geben und empfangen, lieben und geliebt werden, besitzen und allein genießen“, das will „ein Stolzer“. („Coquetterie und Liebe“ II. 12.) Und nimmt die Geliebte Anstoß an solch „ungestümem“ (ebend. II. 12.) Vorgehen, dann frisch die Pistole auf

*) Man vgl. im „Liebhabertheater“ (I. 12) die Themata, welche Roderigo als von ihm bearbeitet anführt, mit denen, die der junge Wieland bearbeitet hat. Zum Beispiel: „Ueber die Vorzüge der gesetzlichen Monarchie vor jeder anderen Regierungsform.“ Erfurt 1815.

die Brust gesetzt und umgehend nach Amerika abgereist. (Ebend. III. 14.) „Zu den Wilden will ich flüchten, da finde ich noch Herzlichkeit und Treue." (II. 13.) So wird die Geliebte zum Geständniß gezwungen, und nur ihr wird der Mann fortan leben (I. 12.), um sie für ihren „Edelmuth" (III. 14.) zu belohnen.

So etwa dürfte der Inhalt des betreffenden Proverbs gewesen sein, der aber wohl nicht als Handlung dargestellt, sondern als Gesprächsstoff zu denken wäre. Die beiden Schwestern Wilhelmine und Louise von Zenge wären die auftretenden Personen, Kleist, oder vielmehr ein Charakter wie Kleist, der Stoff ihrer Unterhaltung, und das goldene Luischen dürfte wie Ulrike eine mehr leichte Art zu lieben befürwortet haben als ihre Schwester. In grober Weise hätte Wieland den Gegensatz zwischen beiden Schwestern, den Gegensatz von Kleist'scher Tiefe und Schwerfälligkeit, die Wilhelmine predigte, und geistvoller Grazie, wie Luise sie wohl auch in's Lieben gelegt haben wollte, durch den Titel „Coquetterie und Liebe" ausdrückt.

Wer so oder ähnlich annimmt, hat des Räthsels Lösung: so erklären sich vor Allem die „zahlreichen Berührungen des Dialogs mit Kleists Briefen an seine Braut", auf welche Wolff höchst begreiflicher Weise entscheidendstes Gewicht legt, so daß er eine Antwort Wukadinovićs auf diesen Punkt schwer vermißt. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München. Nummer 152.) Aus dem Verkehr mit Kleist hat Wieland diese Stellen nicht besitzen, er hat sie auch nicht aus Kleists Brautbriefen schöpfen können; aber aus solchen Proverbs, aus „der Kunst zu lieben" dürften sie stammen: es ist eine Thatsache, daß Kleists Briefe sich mit anderen seiner Werke berühren und umgekehrt. Auch der zweite Punkt, dessen Widerlegung Wolff bei Wukadinović vermißt, klärt sich so: Ideen der Braut werden gleichfalls mit aufgenommen worden sein. Die Kenntniß, welche Ludwig Wieland von den Charakteren der beiden Schwestern hatte, ergiebt sich ebenso aus dem von ihm benützten Material. Endlich aber wäre zu verstehen, wie selbst Wolff auf Seite XXXII seiner Einleitung den merkwürdigen Ausspruch thun konnte: „. . . Sind doch die vorliegenden Lustspiele überhaupt in gleichem Maße wie „Die Familie Schroffenstein" dem Verdacht unorganischer Eingriffe von Seiten Ludwig Wielands, des Schwagers und Hilfsarbeiters von dem Verleger Heinrich Geßner, ausgesetzt!" — Mit einem Wort: das Geheimniß des Zusammentreffens von so viel Kleistischem mit so viel Unkleistischem wäre ganz gelöst, jeder Bodensatz des Zweifels getilgt, — wenn eben so angenommen werden dürfte.

Hypothese aber bleibt Hypothese, wenn sie auch hoffen möchte, nicht allzufern von Kleist'schem Geist zu sein; Phantasie bleibt Phantasie; möchte es jedoch der „seltsamen Jovis-Tochter", der „ewig beweglichen, immer neuen" gelungen sein, lebensfähige, weitertreibende Ranken zu spinnen um Reste vergangener Zeit!

Vom Zählen und den Zahlen.

Von

Hermann Hirt.

— Leipzig. —

Wer erinnert sich nicht aus dem ersten Act der Minna von Barnhelm der komischen Zählweise, mit der der Wirth den redlichen Just zum Trinken und zur Aenderung seiner Meinung veranlassen will? „Auf einem Beine ist nicht gut stehen.“ „Aller guten Dinge sind drei.“ „Eine vierfache Schnur hält desto besser,“ wofür wir jetzt wohl sagen: „Vier Räder hat der Wagen.“ Weiter kommt er bekanntlich nicht, und so ist eine Quelle der alten Zählweise unbekannt geblieben, aber diese Sprüche und Verslein, die von der eigenthümlichen Bedeutung und Schätzung der Zahlen in unserm Bewußtsein Kunde geben, lassen sich noch etwas weiter fortsetzen. „Sechs ist ein halbes Dutzend,“ und „Sieben ist eine heilige Zahl“ sind mir noch in der Erinnerung. Andere werden vielleicht mehr wissen. Offenbar spricht sich in diesen Merkworten der Gedanke aus, daß der bloßen Zahl eine unglück- oder segenbringende Kraft innewohnt, daß die bloße Zahl zu wirken im Stande ist. Das ist kein neuer Erwerb der schaffenden Volksphantasie, nein es ist uraltes Erbgut, das als Rudiment einer längst vergangenen Epoche in unser modernes, aufgeklärtes Leben hineinschaut und eigentlich gar nicht zu dem hellen Licht des Tages stimmen will, das in unserm aufgeklärten Jahrhundert strahlt. In der That, seit Jahrhunderten und seit Jahrtausenden hat der geschäftige Geist an diese rein formalen Begriffe angeknüpft, Geheimnisse und wirkende Kräfte in ihnen zu entdecken und in ihrer richtigen Verwendung eine Macht zu besitzen geglaubt, die selbst die Geister bannte. Wir leben auch in diesem Punkte von den Münzen, die die Vorzeit einst für uns geprägt hat. Und

nicht nur im Volksglauben, nein, auch in unserm modernen Zählen, in der Geltung, die die Zahlen bei uns besitzen, laufen verschiedene geschichtliche Einflüsse zusammen, und wenn man sie verfolgt, so finden wir am letzten Ende Quellen mannigfacher Art. Seit vor vielen Jahren der bekannte Sprachforscher A. Pott die verschiedenen Arten des Zählens, die ganze Welt umfassend, zusammengestellt hat, ist unsere Erkenntniß in mancher Beziehung fortgeschritten, und es lohnt sich daher wohl, einmal wieder die Summe aus dem zu ziehen, was wir heute wissen.

Nicht alle Völker sind im Besitz eines ausgebildeten Zahlensystems, vielmehr giebt es noch heute wirklich eine ganze Reihe, von denen das Wort gilt, mit dem wir von einem ganz Dummen sagen, daß er nicht bis fünf zählen kann. Nur mit Hilfe der Finger sind solche Menschen im Stande, sich ein wenig weiter zu helfen. Das mag uns, bei denen die kleinen Kinder schon zählen lernen, unglaublich erscheinen, aber man kann, um es wenigstens einigermaßen zu erläutern, darauf hinweisen, daß unsere Ziffern und unser ganzes dekadisches Rechnungssystem, das uns heute so einfach und natürlich, so unentbehrlich erscheint, erst im späten Mittelalter zu uns gekommen sind. Ergötzliche Proben solcher primitiven Zählkunst hat neuerdings K. v. den Steinen (Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens) gegeben. Die Bakairi, einer der von ihm besuchten Volksstämme Centralbrasiliens, wußten nicht genau, wie viel Finger die Hand hatte, und von selbstständigen Zahlworten besaßen sie nur eins und zwei. Alle übrigen wurden durch Zusammensetzung gebildet, und lauteten demnach 2+1, 2+2 u. s. w. Man muß solche Thatsachen vor Augen haben, um zu ermessen, welche ungeheuren Fortschritte die europäischen Völker schon beim Beginn der ersten historischen Kunde gemacht hatten. Es hat aber auch in der That immer als ein Zeichen der geistigen Bedeutung der Indogermanen gegolten, daß sie ein bis zur Zahl 100 ausgebildetes Zahlensystem besessen haben. Und dies muß noch älter sein, als die Zeit, in die wir hineinschauen können. Denn alle Zahlen bis zehn werden in den indogermanischen Sprachen durch selbstständige Wörter gebildet, die so eigenthümlich und undurchsichtig sind, daß sie bisher jeglicher etymologischen Zergliederung widerstanden haben. Was drei, vier, sechs, sieben u. s. w. ursprünglich bedeutet haben, hat man zwar zu ergründen versucht, aber man ist dabei nicht über bloße Möglichkeiten unsicherster Art hinausgekommen. Nur daß das Wort ‚fünf‘ mit unserem „Finger“ zusammenhängt, und daß ‚zehn‘ indogerm. dékmt zwei Hände bedeutet habe, läßt sich nicht ganz von der Hand weisen. Ueber zehn‘ hinaus werden die Zahlen dekadenweise zusammengesetzt, und man hat sogar einen eigenen Ausdruck für 1000 geprägt, der aber gewiß nichts Anderes als Menge bedeutet hat. In fast allen Fällen sind noch die heutigen Zahlworte aus der indogermanischen Urzeit ererbt, und sie geben daher heute noch eine deutliche Vorstellung von der alten Bildungsweise.

Das indogermanische Zahlensystem ist also, wie das der meisten Völker

der Welt das dekadische, das seinen Ausgang offenbar von den beiden Händen genommen hat, worauf ja auch der Ausdruck ‚zehn‘, wenn er richtig gedeutet ist, hinwiese. Aber die Zehnerrechnung ist nicht die einzige, die in der Welt Verwendung findet, es giebt noch mehrere andere. Die ‚Fünf‘ freilich bildet bei uns nirgends die Grundlage, auf der sich das Uebrige aufbaut, so häufig diese Art auch sonst auf der Welt zu finden ist. Höchstens könnte die Schreibmethode der Römer, bei der man von der V ausgeht, hier angeführt werden. — Weit verbreitet dagegen muß einst die Zwanzigerrechnung gewesen sein, die offenbar Hände und Füße zu Grunde legte. Spuren dieser uns seltsam erscheinenden Art zeigen sich heute noch an verschiedenen Orten. Bekannt ist sie uns aus dem Französischen, wo es soixante-dix und vor Allem quatre-vingt heißt. Wie sind aber die Franzosen zu dieser eigenthümlichen Rechnung gekommen, die den Römern, von denen sie ihre Zahlworte bezogen, vollständig fremd war? Offenbar haben sie in diesem wie in anderen Fällen das Erbe der Gallien einst bewohnenden Urbevölkerung angetreten, jener Urbevölkerung, die die engsten Beziehungen zu Spanien hatte. Bei den Nachkommen der alten Iberer, bei den Basken finden wir die Zwanzigerrechnung in beträchtlichem Umfang. Sie rechnen mit zwei-, drei-, viermal 20, und nur für 100 besteht ein besonderes, vielleicht aber junges Wort. Derselbe Brauch kehrt merkwürdiger Weise auch bei den Dänen wieder, die in der Umgangssprache z. B. halvtresindstyve, d. i. dritthalbemal zwanzig = 50, oder tresindstyve 3 × 20 = 60 sagen. Anklänge daran finden sich allerdings auch in Niederdeutschland, wo beim Rechnen häufig die ‚Stiege‘ = 20 zu Grunde gelegt wird, und man demgemäß von zwei, drei Stiegen spricht. Außerdem aber ist das Vigesimalsystem bei den Albanesen auf der Balkanhalbinsel und bei den Osseten, einer iranischen Völkerschaft im Kaukasus, lebendig. Das sind ja alles Völker, die heute indogermanische Sprachen sprechen, aber sie sitzen doch alle am äußersten Rande oder in abgeschiedenen Gegenden unseres Sprachgebietes, so daß der Verdacht nicht abzuweisen ist, daß wir es hier mit einem Einfluß der vorindogermanischen Urbevölkerung zu thun haben. Indessen ist es nirgends in Europa zur systematischen Ausbildung dieser Rechnung gekommen; die 400 als das Product von 20 × 20 bildet nicht das Ende der Zahlenreihe, man behält vielmehr immer die Zehn als Grundlage bei. Auf ihr baut sich Alles auf, und selbst das Zahlwort ‚hundert‘ ist mit Zehn im Grunde identisch, da es soviel wie ‚Zehnheit‘, zu ergänzen ‚von Zehnen‘, bedeutet.

Dieses alte indogermanische System wird indessen schon in sehr früher Zeit gekreuzt durch eine Zwölferrechnung, deren Spuren wir am deutlichsten in unserer eigenen Sprache beobachten können. Wenn wir unsere Zahlworte betrachten, so erkennen wir, daß ‚elf‘ und ‚zwölf‘ anders gebildet sind als dreizehn, vierzehn u. s. w. Erst wenn wir die gotischen Ausdrücke heranziehen, die die älteste erreichbare Stufe unserer

Sprache bilden, wird es uns klar, daß auch in ‚elf‘ und ‚zwölf‘ die Zahlen ‚eins‘ und ‚zwei‘ stecken. Sie lauten dort ain-lif und twa-lif, während die übrigen mit taihun (10) zusammengesetzt sind. Wie diese eigenthümliche Bildungsweise zu Stande gekommen ist, was das lif eigentlich bedeutet, hat sich bis heute trotz aller darauf verwandten Mühe noch nicht erklären lassen, aber das Eine ist einleuchtend, daß ‚elf‘ und ‚zwölf‘ Bildungen anderer Art als ‚dreizehn‘, ‚vierzehn‘ sind, daß also hinter zwölf ein Abschnitt in der Zahlenreihe vorhanden ist. Ein ähnlicher Unterschied findet sich bei den Zehnern. Bis 60 werden sie im Gotischen in gleicher Weise gebildet, von 70 an tritt eine andere Art ein (saihstigjus, aber sibunte-hund). Noch heute haben wir für 60 einen besonderen Ausdruck, das Schock. Und um das Maß voll zu machen, hat die Zahl ‚hundert‘ im älteren Germanischen nicht den Werth, den wir damit verbinden, sondern den von 120, und um 100 auszudrücken, muß man 10 × 10 sagen (got. taihunte-hund, altnord. tiutiu, angelsächs. hundtéontig, althochd. zëhanzuc).

Wir haben demnach in unserem Zahlensystem drei Abschnitte einer Zwölferrechnung: 12, 60, 120, und wir finden einige davon auch in anderen Sprachen wieder. So werden vor Allem sexaginta und sexcenti im Lateinischen als Zahlen für eine unbestimmte Menge, d. h. als die Endpunkte der Zahlenreihen gebraucht, und genau wie im Germanischen tritt im Griechischen nach der 60 eine andere Bildung der Zehner ein. Bis dahin werden die Cardinalzahlen gebraucht, von 70 an die Ordinalia (ἑβδομήκοντα, ὀγδοήκοντα, lat. nonaginta). Dies Alles weist auf den Einfluß einer alten Zwölferrechnung, und man kann denen wohl beistimmen, die hierin einen frühen Einfluß der babylonischen Cultur sehen. Wie in Maß und Gewicht die alte und die moderne Welt von Babylon abhängig war, bis das Metersystem auf neuer Grundlage die alte Errungenschaft verdrängt hat, so sind wir in unserer Zeitrechnung noch heute die Erben jenes großen Culturreiches, dem neben der Erfindung der Schrift auch die Messung der Zeit gelungen ist. Den Tag zerlegen wir in 24, d. h. zweimal 12 Stunden, die Stunde in 60 Minuten und diese wieder in 60 Secunden. Hier liegt die Rechnung zu Grunde, die auch in den germanischen Zahlen ihren Ausdruck gefunden hat. Wir können sie noch weiter verfolgen. Die Mathematik theilt den Kreis in 360 Grade, und auch das ist ein Erbtheil der babylonischen Welt, die mit einem Jahr von 360 Tagen die Schwierigkeiten beseitigte, die eine Vermittlung des Sonnen- und Mondjahres stets hat.

Der Mond ist bei allen Völkern der naturgemäße Messer der Zeit. Bei den Indogermanen heißt er wahrscheinlich geradezu der Messer, und daß Mond und Monat etymologisch zusammengehören, ist ohne Weiteres klar. 12 Mondmonate umfassen einen Zeitraum von 354 Tagen und entsprechen demnach annähernd einem Sonnenjahr, aber auch nur annähernd. Nach wenigen Jahren mußte sich zwischen Mond- und Sonnenjahr eine namhafte Verschiedenheit herausstellen, und unendlich sind die Versuche, hier eine

Einigung zu erzielen. Aber von der in der Natur der Dinge gegebenen Grundlage aus ist eine solche nicht möglich. Die Babylonier haben sie hergestellt, indem sie die Zahl der Monate beibehielten, dem Sonnenjahr aber 360 Tage gaben. Die fehlenden Tage wurden jedenfalls nach einer Reihe von Jahren durch Schaltmonate ersetzt. Damit hatten sie aber eine Eintheilung gewonnen, mit der sich bequem rechnen ließ. Jeder Monat hatte dreißig Tage, jeder Tag aber in seinen beiden Hälften soviel Stunden, als Monate vorhanden waren.

Außerdem spielte aber in der babylonischen Rechnung das Sexagesimalsystem die größte Rolle, aber es war nicht ohne Weiteres klar, wie die Babylonier die 60 gewonnen hatten.

Die erste Erklärung, die von Cantor stammt, beruht darauf, daß sich der Radius bekanntlich sechsmal als Sehne in den Kreis eintragen läßt. Aber dem gegenüber betonte Lehmann, daß dies nur in zweiter Linie in Betracht kommen könne, in Wirklichkeit lägen auch hier Himmelsbeobachtungen zu Grunde.

Das älteste natürliche Zeitmaß, so führte Lehmann in der Zeitschrift für Ethnologie im Jahre 1895 aus, war das Zwölftel des Gesammttages (Tag und Nacht), die Zeit, in der sich bei der scheinbaren Drehung der Himmelskugel $^1/_{12}$ der Ekliptik (1 Thierkreisbild) vor dem Nachts beobachtenden Auge vorüberschiebt: $^1/_{12}$ Sterntag ist eine Doppelstunde. — Ein kleineres, von der Natur gebotenes Zeitmaß war der scheinbare Durchmesser der Sonne, oder, anders ausgedrückt, die Zeit, welche die Sonne braucht, um am Himmel um den Betrag ihres scheinbaren Durchmessers fortzurücken. Nur während der Aequinoctien beschreibt die Sonne bei ihrem (scheinbaren) täglichen Umlauf einen größten Kreis, den Aequator. Wir wissen, daß die Babylonier den scheinbaren äquinoctialen Sonnendurchmesser annähernd zu berechnen verstanden. Sie fanden so, daß er $= {^1/_{720}}$ des Aequators, also $^1/_2{}^0$ ist, im Zeitmaß $^1/_{720}$ Gesammttag (= 2 Minuten). Es verhalten sich nun diese beiden natürlichen Zeitmaße — die Doppelstunde $= {^1/_{12}}$ des Gesammttages, zum scheinbaren Sonnendurchmesser $= {^1/_{720}}$ Tag — wie 60 : 1.

So war die 60 gefunden. Die Doppelstunde, das Kreiszwölftel, entspricht demnach 60 Sonnendurchmessern (Halbgraden). Der ganze Kreis hat deren 720. Eine Eintheilung des Kreises in 720 Theile (neben der in 360) war so gegeben. Wenn man dann weiter, was nunmehr sehr nahe lag, die Gruppirung zu 60 auch auf den in 360 Grade getheilten Kreis übertrug, also Bogen zu 60^0 abtrennte, so wird die Beobachtung, daß die zugehörige Sehne gleich dem Radius ist, hinzu getreten, dergestalt neben der astronomischen auch die mathematische Bedeutung der 60 (und der 6) erkannt, und damit der Anlaß zum Ausbau des Systems gegeben sein, dessen wir uns in der Zeitrechnung noch heute bedienen. Jedes

Zifferblatt unserer Uhren ist ein Zeugniß des lebendigen Fortwirkens jener babylonischen Culturerrungenschaft.

Soweit Lehmann. Wie dem aber auch sein mag, mögen die Babylonier auf diesem oder einem anderen Wege zu ihrem Sexagesimalsystem gekommen sein, an seinem Vorhandensein, an seiner allgemeinen Verwendung im Euphrat- und Tigrislande können wir nicht zweifeln. Von hier aus hat es seinen Siegeslauf über ganz Europa angetreten. An Stelle der 5, 10, 50, 100 treten uns auf dem Boden der alten wie der modernen Welt die 6, 12, 60, 120 entgegen. Das ist nicht zufällig geschehen, sondern es ist im Wesentlichen bedingt durch die großen Vortheile, die die Zwölferrechnung bot. 12 ist durch 2, 3, 4, 6 glatt theilbar, 10 nur durch 2 und 5, und wir empfinden das heute lebhaft genug, wenn bei unseren Münzen und überhaupt bei unserer ganzen Rechnung die Theilbarkeit bei 5 aufhört.

Der Einfluß der Zwölferrechnung zeigt sich auf indogermanischem Boden am frühesten bei den Griechen, weil uns hier die ältesten Quellen zu Gebote stehen. In dem Schiffskatalog der Ilias, der ja allerdings verhältnißmäßig jung ist, liegt er deutlich vor. Während sonst bei den Indogermanen die Hundertschaft die Grundlage der Heeresordnung bildet, befinden sich in den Schiffen der Böoter je 120 Mann. Ajax und Odysseus geboten je über 12 Schiffe, Menelaos und die Arkader über 60, Nestor über 90.

Man kann ferner an den Bund der 12 ionischen Städte erinnern, darauf hinweisen, daß auch in Attika einst 12 Städte und 12 Phratrien bestanden haben sollen, und vieles Andere stellt sich noch leicht ein. So wurde 360 früh als runde Zahl betrachtet. Das älteste Beispiel sind die 360 Schweine des Eumaios (Od. 20). Aber man muß auf der anderen Seite darauf hinweisen, daß das Zehnersystem in weitem Umfang bewahrt blieb. In dem alten Recht von Gortyn sind z. B. die Bußen durchaus nach dem Zehnersystem berechnet. 5, 10, 50, 100 sind hier die gewöhnlichen Zahlen. Nur selten tritt ab und zu die 12 auf.

Auf italischem Boden bildet in Rom das dekadische Zahlensystem durchaus die Grundlage der staatlichen Ordnung. Zehn Häuser bildeten ein Geschlecht, zehn Geschlechter eine Curie, zehn Curien die Gemeinde, wie auch bei den Germanen die Hundertschaft eine große Rolle spielt. Aber bei den Nachbarn der Römer, bei den Etruskern, herrscht die 12, ein Hinweis darauf, daß hier der orientalische Einfluß bedeutend früher eingesetzt hat als bei den Römern.

Es ist noch eine ungelöste Aufgabe, das Vordringen der Zwölferrechnung auch nach dem Norden in seinen Einzelheiten zu verfolgen, aber es muß dies, wie aus der Umgestaltung des Zahlensystems hervorgeht, sehr früh stattgefunden haben.

So vereinigen sich also in Europa drei Zahlensysteme und bringen jene Eigenthümlichkeiten hervor, die noch heute in unserer Cultur fortwirken.

Das babylonische Zahlensystem hätte aber vielleicht auf das indogermanische nicht einen so großen Einfluß ausüben können, wenn nicht hier Anfänge vorhanden gewesen wären, die jenem System auf halbem Wege entgegenkamen. Während es bei den Indogermanen noch Spuren einer Jahresrechnung giebt, in der das Jahr aus 10 Mondmonaten besteht, muß sich doch frühzeitig die Erkenntniß Bahn gebrochen haben, daß in viel höherem Grade 12 Mondmonate einem Sonnenumlauf entsprechen. Und es scheint sogar, daß man einen Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahr herzustellen versucht hat, indem man am Schluß des Mondjahres von 354 Tagen 12 Tage hinzuzählte. Das sind die bekannten zwölf heiligen Nächte des germanischen Alterthums, eine Rechnungsweise, die merkwürdiger Weise in Indien wiederkehrt. Auch hier ergänzte man das Mondjahr durch 12 Tage, die, wie der Veda es treffend ausdrückt, ein Abbild der 12 Monate, ein kleines Jahr, darstellen. Ob hier ein urzeitlicher Zusammenhang besteht, oder beide Völker selbstständig auf diese Art gekommen sind, läßt sich schwerlich entscheiden, jedenfalls aber zeigt es, daß den Indogermanen die 12 nicht ganz fern lag.

Ein anderer Punkt ist sicherer. Der Volksmund sagt noch heute: Sieben ist eine heilige Zahl, aber wir haben es hier mit einer verhältnißmäßig jungen Einwirkung zu thun, die von der jüdisch-christlichen Woche, und somit von der Bibel ausgeht. „Sechs Tage sollst Du arbeiten, und alle Deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, Deines Gottes.“ Auch hier liegt in dem Abschnitt von sechs Tagen, der die Arbeitswoche umfaßt, ein Einfluß babylonischer Ordnung vor. Es kann dagegen keinem Zweifel unterliegen, daß die Indogermanen die Wocheneintheilung nicht kannten. Wie hätten sie auch, die Viehzüchter und Ackerbauer waren, auf eine solche Eintheilung kommen sollen? Das Vieh kennt keine Ruhe, es will jeden Tag seine Nahrung haben; die Kuh muß jeden Tag gemolken werden. Und der Landmann hat seine natürliche Ruhe im Winter. In der Bestell- und Erntezeit braucht er jeden Tag nothwendig, und unsere Gesetzgebung gestattet gerade ihm für diese Zeiten die Sonntagsruhe zu brechen und die Stunden zu nutzen. Für die Indogermanen bedeutet demnach die 7 nichts, die nur durch die Zahl der Wochentage ihre Bedeutung gewinnt. Ihre Grundzahlen, die in mannigfacher Verwendung uns entgegentreten, sind die Drei und deren Steigerung die Neun. Noch heute sagen wir: Aller guten Dinge sind drei, und durch eingehende Forschungen ist die allgemeine Verwendung der Drei und Neun für das klassische Alterthum, die Inder und die Germanen nachgewiesen, eine Verwendung, die erst allmählich zu Gunsten der 7 eingeschränkt wird. Wenn solche Verwendungsarten, wie wir sie auf diesen weit von einander getrennten Gebieten, bei Völkern, die einst dieselbe Sprache gesprochen haben, derartig

häufig auftreten, wie es in Wirklichkeit der Fall ist, so haben wir ein volles Recht, diesen Zahlen schon für die indogermanische Vorzeit eine große Bedeutung zuzuschreiben, und bei genauer Beobachtung wird es vielleicht gelingen, nicht nur die Allgemeingiltigkeit dieser Zahlen, sondern auch einzelne bestimmte Gebrauchsweisen aufzufinden.

Ehe ich auf Einzelheiten eingehe, muß ich noch zweierlei bemerken. Wie die 7 eigentlich 1+6 ist, so kann auch an Stelle der 9 die 10 treten; es sind 9 Tage voll vergangen, am 10. beginnen dann erst die Feierlichkeiten und Uebungen. Thatsächlich wird die 10 sehr häufig an Stelle der 9 verwandt, aber daß dies nur eine Erweiterung ist, geht aus den Beobachtungen, die wir machen können, mit absoluter Sicherheit hervor. Zweitens tritt als eine Steigerung der 9 des Oefteren die Zahl 27 (3 × 9) oder 28 auf, wofür dann in der Zeitrechnung nach dem Monde einfach ein Monat gesetzt werden kann. In den Trauer- und Reinigungszeiten spielt dieser Begriff eine ganz bedeutende Rolle. Wie Alles, was tief im Volke wurzelt, mit dem Glauben zusammenhängt und einen religiösen Inhalt hat, so steht es auch mit der 3 und ihrer Steigerung, der 9. Sie haben ihre Bedeutung im religiösen Cult der Indogermanen gewonnen, und mit Recht kann man daher von einer mystischen und religiösen Bedeutung der Drei- und Neunzahl reden. Karl Weinhold, der letzte Bearbeiter dieser Frage, betitelt denn seinen Aufsatz auch: Die mystische Neunzahl bei den Deutschen.

Die Dreizahl ist gewonnen beim Todtencult. Wie neuere Forschungen gelehrt haben, hegten unsere Vorfahren, die Indogermanen, wie viele andere Völker der Welt den Glauben, daß die Seele nach dem Tode fortdauere und ein Leben weiterführe, wie der Mensch es in dieser Welt gehabt hat. Das Hauptbestreben des Lebenden war nun darauf gerichtet, seinen Sohn mit dem Gedanken an die Kindespflicht zu erfüllen, für den Gestorbenen Speise und Trank zu besorgen, für ihn zu opfern. Das konnte dieser natürlich nur thun für die seiner Vorfahren, die er gekannt hat. Mehr als drei können das für einen erwachsenen jungen Mann kaum sein. Und so werden denn auch in Indien drei Väter verehrt. Einen vierten giebt es nicht. Von hier aus, vielleicht auch aus anderen Quellen, hat sich die Geltung der Dreizahl ausgebildet, die den ganzen chthonischen Dienst des klassischen Alterthums wie der Juden beherrscht. Am dritten Tage wird der Todte beigesetzt, drei Kleider werden ihm mitgegeben zur Unterwelt, wo er dem dreiköpfigen Kerberos und den drei Todtenrichtern (Triptolemos) und zuletzt der Trias Hades, Demeter, Persephone begegnet. Oben am Grabe findet dreitägige Leichenwacht statt, und am dreißigsten Tage oder nach drei Monaten ist die Trauerzeit beendet. Dreimal wird der Todte gerufen, dreimal wird das Arvallied gesungen, drei Thiere werden geschlachtet. Und von diesem Gebiet hat sich die Dreizahl nach allen Richtungen verbreitet. Drei Parzen, drei Moiren, drei Nornen giebt es. Bei den

Indern und Griechen bestehen drei Welten u. s. w. Gleiches gilt von der Neun.

In der alten Puppenkomödie von Dr. Faust heißt es: Im Namen der mächtigen Zahl drei, im Namen der kräftigen Zahl neun und im Namen der unendlichen Zahl elf beginne ich, Johann Faust, das große Werk der Beschwörung. Auch in Goethes Werk muß Faust dreimal „herein“ rufen, ehe Mephisto näher treten darf. Ganz gewaltig ist das Material, das Weinhold in seiner Arbeit angeführt hat; aber gewiß ist es noch nicht erschöpft. Es wird noch vieles Unbekannte im Volke stecken.

So ist auch in diesem Punkt die Gegenwart mit der Vorzeit durch eine ununterbrochene Kette verbunden. Aber es ist doch offenbar, daß sich an die 3= und die 9=Zahl leicht die 6 und 12 anschließen konnten, um die Zwölferrechnung weiter einzubürgern. An Stelle der 9 tritt aber im Laufe der Zeit unter kirchlichem Einfluß mehr und mehr die 7, wie Weinhold in seiner Abhandlung gezeigt hat. Und auch andere Zahlen dringen unter dem Einfluß der Bibel ein. Das Leben bedeutender Männer suchte man in seinen verschiedenen Perioden an biblische Persönlichkeiten anzugleichen. So geschah es mit Wulfila, dessen Lebensabschnitte man mit denen Davids verglich und dannach modificirte.

Und noch eine andere Zahl hat ihre Geltung wesentlich durch die Bibel gewonnen, die Zahl 72. Anknüpfend an den Völkerkatalog in der Genesis, sucht man jedes Mal 72 Völker aufzuzählen, wenn es sich darum handelt, die Menge der bekannten zu ordnen. In einem altdeutschen Liede heißt es von meister Trougemunt, daß ihm zwei und sibenzec lant kunt sind, und in einem altenglischen Gedicht treten uns wirklich 72 Völker entgegen. Aber wir haben es hier überall mit gelehrten Ueberlieferungen zu thun. So recht volksthümlich ist diese Zahl nicht geworden.

Fremdes und alteinheimisches Gut mischt sich, wie wir gesehen haben, auch in der Geltung, die unsere Zahlen haben. In unserem Maß= und Gewichtssystem waren wir bis vor Kurzem von Babylon abhängig, wie wir es in der Zeitrechnung noch sind. Und diese wird uns, da sie wohl schwerlich je geändert werden wird, stets an das erinnern, was wir dem größten Culturreich des Alterthums verdanken.

Pan.

Dramatisches Gedicht in einem Act.

Von

Gustav Jäger.

— Berlin. —

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Personen:

Der Alte.	**Der Hirt.**
Das Mädchen.	Ein Partherfürst.

Zeit: Zweites Jahrhundert n. Chr. Eine Euphratlandschaft.

Eine blühende Einsamkeit mit Palmen und asiatischer Flora. In der Mitte des Hintergrundes ein kleiner Hügel, auf dem das Mädchen sitzt und sehnsüchtig in die Ferne starrt. Links eine bescheidene Hütte neben dem Eingang eine Ruhebank. Der Alte, eine edle Gestalt in weißem Bart und Haar, sitzt auf derselben, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend. Kleine Pause.

Der Alte:

Man hört den Gang der Zeit zu dieser Stunde,
Die Laute der Natur, es spricht die Sonne
Mit dieser Einsamkeit. Ein müder Friede
Liegt auf den Creaturen, vor der Nacht
Vorschlummer halten sie; — sie träumen auch,
Wie in der Nacht, von Gutem und von Bösem.
Erwachen sie, lacht noch der helle Tag,
Das Sonnenkind, der lichte Freund des Lebens,
Und läßt sie jedes Traumbild schnell vergessen,
Das in der dunkeln Nacht nicht weichen will.
Auch ich hielt kurzen Schlummer, und ein Traum
Zog durch mein Hirn. In Waffen sah ich mich,
Wie einst als Mann im besten Lebensalter,
Und jede Muskel zeugte frische Kraft,
Und diese weißen Haare waren braun;

Ein Schild trug dieser Arm, der schwang ein Schwert;
Und rothe Lippen riefen übermüthig
Nach Schlachtenruhm, nach grünen Lorbeerkränzen,
Und diese Erde war zu klein für mich!
Da zog ich aus, Unzählige mit mir,
Zerstörte Städte blieben hinter uns,
Erschlagne starrten in den blauen Himmel,
Von Blut troff meine Hand, doch weiter, weiter
Trieb unaufhaltsam mich der Dämon Ruhm
Und härtete mein warmes Herz zu Stein.
Da sah ich einmal eine arme Mutter
Zu meinen Füßen, weinend bat sie mich:
„Gieb mir mein Kind zurück, die letzte Tochter,
Ich sterbe, wenn Du mir mein Kleinod raubst!"
Durch diese Worte aber sah ich erst,
Wie schön das Kind, und das Gefühl der Macht
War stärker als das Mitleid, sterben ließ ich
Die arme Mutter — und das Kind verderben —
Und unter Tubatönen zog ich weiter,
Dem Dämon Ruhm nach, bis ich es erreicht,
Was ich erstrebt. Ich stand zunächst dem Thron!
Und sprach der König, sprach er meine Worte,
Regierte er, that er nach meinem Willen,
Und sah ich finster, zitterte ein Reich!
Da kam auch meine Stunde, wildes Schreien
Des ekeln Pöbels brüllte dem Gestürzten
Ein schmachvoll Grablied, Feuerbrände flogen
In den Palast, sein Gold und Marmor brannte
Drei Tage; mitleiddunkel ließ die Nacht
Mich fliehen, Niemand sah mich fürder,
Man glaubte mich verkohlt; — jahrzehntelang
Zog ich allein, allein durch diese Welt,
Die zu erobern ich mich einst vermessen.
Da ruhte einmal ich auf öder Stätte
Von meinem Wandern aus. Bekannt kam mir
Die Gegend vor, jetzt half mir die Erinn'rung.
Das war der Ort, wo das vergeb'ne Weinen
Der ärmsten Mutter an mein Ohr getönt.
Doch seltsam, keine Reue faßte mich,
Nur Ueberdruß des Lebens raunte mir:
„Geh sterben, alter Thor!" sarkastisch zu.
Ich wollte sterben — doch ein Wimmerlaut
Aus einer unbemerkten Hütte ließ
Mich diesem Klange nachgehn, und ein Mädchen,
Blutjung noch, fand ich neben einer Todten.
Die Züge kannt' ich, schien es mir, ich frug
Nicht lange und begrub die Todte still;

Großmutter nannte sie die Kleine, diese
Nahm ich mit mir; die blüh'nde Einsamkeit,
Die meilenweit hier wuchert, nur bewohnt
Von einem Hirten, wurde unsre Heimat. —
Der Traum ging hier zu Ende, oder war es
Die Wirklichkeit? Wohl Beides. — Sinnen — Träumen
Verwirrt den alten Kopf. — Beschütz uns, Pan!
Beschütz uns, Pan, und halte fern die Welt!

Das Mädchen:

Was sprachst Du, Vater? Riefest Du nicht Pan?
Ich hörte ihn schon oft; die Abendsonne
Lockt ihn hervor, mit sanftem Flötenton
Weckt er das Echo, und der bleiche Mond
Löst seiner Nymphen zartes Silberkleid
In weißen Nebel auf, nach tollem Tanz.
Kein sterblich Auge darf ihn überraschen,
Doch seiner Flöte Klänge gönnt er uns.
Und leise schleicht mit süßer Melodie
Die Sehnsucht in das unbewachte Herz.

Der Alte:

Mein Alter ließ mich längst die Zeit vergessen,
Auch Deine Jahre zählt' ich nicht, wie alt
Magst Du wohl sein? Ich rechne sechzehn,
Denn Deine Worte künden dieses Alter
Der ungestillten Sehnsucht. — Warte, Mädchen,
Nur eine kurze Spanne Zeit, und Du
Begräbst das Sehnen und begräbst das Hoffen,
Und Ruhe gilt als Glück des Daseins Dir.

Das Mädchen (ist vom Hügel herabgestiegen):

So spricht das Alter, das sich ausgelebt,
Bei dem ein Tag dem andern gleichen soll,
Eintönig, farblos, schläfrig hindämmernd,
Der Jugend ihre schnellen Pulse neidend;
Und doch war Alles einmal selber jung,
Das heute alt und grau und höchst verdrießlich,
Des jungen Lebens junge Stimmung kümmert.
Auch Maro spricht schon so, er liebt die Ruhe
Und seine Heerde; selten höre ich
Ein warmes Liebeswort von ihm, er weiß es,
Ich bleibe ihm, weshalb soll er sich plagen?
„Mein gutes Kind, Du liebe Cora", weiter
Hab ich noch nichts gehört, und dazu zwingt er sich.
Ich bin recht unglücklich, jawohl, das bin ich!

Der Alte:

Bist Du nicht ungerecht, mein gutes Kind?
Dein Urtheil ist nicht klar, es kann nicht klar sein.

In Deiner Jahre vollstem Jugendstrom,
Da denkt ein Jedes so, und leicht vergißt
Es seiner Ruhe Hüter, lohnt mit Undank
Und schilt dann kalt und lieblos seine Freunde,
Die freudig, ohne Zaudern, tausend Mal
Ihr Leben gäben, gält' es Deins zu retten.

Das Mädchen:

Die Probe bleibet Maro wohl erspart.
Auch ist sein Hirtenstab ein schwaches Pfand
Für meinen Schatz, Dein Schwert ist alt und rostig,
Und Maros Hund hat keine Zähne mehr.
Da blieb uns nur die Flucht, doch fehlen Rosse,
Wir stehen wehrlos jedem Feind vor Augen.

Der Alte:

Behüte Pan uns vor der Waffen Klang
Und weise keinem Störenfried den Weg
Zu unsrer Hütte; freilich sind wir arm,
Und keine Beute wär' bei uns zu finden,
Doch ist einmal des Menschen Gier erweckt,
So nimmt er Alles, Thiere und auch Menschen.
Behüt' uns Pan vor jedem Störenfried!
Die Welt hat reiche Länder, reiche Städte,
Die ziehen Kriegssturm an, wie ein Magnet
Das Eisen unablässig an sich zieht.
Wir liegen fern den großen Straßen, und
Die Fluth des Lebens wogt wohl nie zu uns.

Das Mädchen:

Ich aber möchte große Städte sehn;
Du hast mir viel davon erzählt und hast
Die Phantasie mit Deinem Wort entfesselt.
Nun will ich meinen Theil am reichen Leben.
Das ist nicht unbescheiden, leben doch
In jenen Städten Ungezählte, und
Was sie nur wollen, das genießen sie
Dort täglich fröhlich, ohne daß es Sünde. —
Hast Du mir nicht von Rom erzählt — von Rom?
Der nimmergleichen Stadt, von ihren Tempeln,
Von ihren märchenhaften Kaiserbauten,
Von Marmorhallen und von Feengärten,
Wo der krystallne Strahl der Wasserbecken,
Ununterbrochen auf zum Himmel rauscht.
Von Bädern sprachest Du, aus Gold und Marmor,
Und von Theatern, die so riesengroß,
Daß hunderttausend Menschen keine Zahl
Für ihren Raum; — hast Du das nicht erzählt?

(Der Alte nickt langsam.)

In solcher Stadt wohnt ewig heitres Leben,

Die Luft klingt von Musik, von frohen Rufen,
Und in den Straßen wogt ein bunter Schwarm
Voll Lebenslust, das Auge weidet sich
An reichster Pracht und Schönheit, was den Körper
Nur immer schmückt, liegt in den Läden aus.
Und goldbeschwerte Hände kaufen gern,
Und ich — ich hätte Gold und möchte kaufen.

Der Alte:

Wie kam das Gold zu Dir, Du irrst Dich wohl?
Es nahm Dein Unverstand ein glänzend Ding
Für gleißend Gold. Zwar möglich wär' es schon,
Daß auf den Halden dieser Einsamkeit
Verlorne Münzen einzeln sich noch fänden.
Ein unbestimmtes Wissen will erzählen,
Daß hier einst eine Stadt, volkreich und groß,
Zu Grunde ging, Gewölbe, Mauerreste,
Von Epheu übergrünt, bezeugen noch,
Daß hier ein Wettersturm der Weltgeschichte
Sich ausgetobt; — ich kenne solche Stürme, —
Vorbei — vorbei! — Laß sehen, Kind, Dein Gold.

Das Mädchen (hat ein Diadem gebracht und giebt es dem Alten):

Es ist ein glatter Reif, ich fand ihn dort,
Wo in den See der kleine Bach verläuft
Und hohes Schilf und Binsen üppig steht.
Er war mit Lehm bedeckt, ich rieb ihn blank,
Nun glänzt er fröhlich in der hellen Sonne.

Der Alte:

Ein Diadem fürwahr von echtem Gold
Und edler Einfachheit. — Hier sind auch Worte
Inwendig eingegraben. — Müht Euch, Augen,
An lang entwöhnter Schrift. — Jetzt hab' ich es:
„Camara" heißt das erste Wort — das zweite:
„Regina". — „Königin Camara", wo
Vermodert wohl die Stirn, die dies einst trug?

Das Mädchen:

Die Stelle, wo der Reifen lag, ist seicht,
Und durch das helle Wasser schimmerte
Ein bleicher Schädel, Knochen lagen mehr
In seiner Näh! Versuchen mußte ich,
Wie mich der Reifen schmückt, ich zwang ihn fest
In meine Haare. Sagen sollte mir
Das spiegelklare Wasser, ob ich schön sei,
Da stört mein Fuß die feuchte Fläche, Ringe
Durchzitterten das Naß, der Schädel schien
Mich anzulachen, — furchtsam lief ich fort.

Der Alte:

Es ist ein Gruß aus jener Welt, mein Kind,
Nach welcher Du Dich sehnst. Verstehst Du ihn?
Er lehrt Dich mehr, als alles Erdenwissen.
Er spricht zu Dir: „Die Herrlichkeit ist eitel,
Und jedes Glück der Erde ist begrenzt!"

(Kleine Pause.)

Verzeih mir, Mädchen, weiß ich doch, Du liebst
Die Sprache nicht, wie sie das Alter liebt.
Gönn' mir ein freundlich Auge, schmücke Dich
Noch einmal mit dem Reifen, laß mich sehn,
Wie sich die Unschuld mit dem Gold verträgt.

Das Mädchen (das Diadem aufsetzend):

Ich habe keinen Spiegel, also muß ich
Den Händen nur vertrauen, doch ich fühle,
So ist es gut, wie ich ihn jetzt befestigt.

Der Alte:

Gewiß ist es so gut, schon allzugut.
Das Gold schmückt immer die Natur als Sieger
Am besten mit sich selbst und heißt dann Kunst.
Die Rose weicht bescheiden seiner Macht,
Die Deine Brust ziert. Sah Dich Maro so?

(Ein ferner dumpfer Hornton durchzittert die Luft, Beide horchen einen Augenblick auf, doch spricht das Mädchen gleich weiter.)

Das Mädchen:

Er sah mich so, und seine Worte kränkten.
Verdrießlich sprach er: „Goldblech!" und ging hüten.
Doch mochte er bei seiner Heerde fühlen,
Daß er mir weh gethan; da bracht' er mir
Als Sühne vorhin diese wilde Rose.

Der Alte:

Gut meint es der, der schnelle Reue fühlt!

Das Mädchen:

Doch soll er mir die kleine Freude gönnen.

Der Alte:

Er gönnt sie Dir, rauh scheinen seine Worte,
Und die Empfindsamkeit versüßt sie nicht.

Das Mädchen:

Nur selten wird er weich, dann schämt er sich
Und zürnt, daß er sich so vergessen konnte.

Der Alte:

Sein Leben wuchs in dieser Einsamkeit,
Nie lernte er der Worte Schmeichelei.

Doch bricht einmal ein sonnenheller Strahl
Aus solch verschlossner Brust, dann schmilzt vor ihm
Der Groll zu um so edlerm Glück zusammen.

(Der Hornton klingt näher, Beide horchen erschrocken.)

Seltsam, ich hörte früher schon den Ton,
Doch nahm ich ihn für Täuschung, aber diesmal
Irrt' ich mich nicht, sprich Maro, was es giebt?

(Bei den letzten Worten ist der Hirt Maro hereingestürzt, er trägt einen Hirtenstab in der Hand.)

Der Hirt (hastig, sich öfter umsehend):
Ist Cora hier — Dank Pan! Sie muß sogleich
In sicherstem Versteck verbergen sich,
Auch Du mußt mit, es droht Gefahr, ich will
Gedeckt hier Wache halten, bis vorbei
Die dunkle Wolke, die mit Sturm uns droht!

Der Alte (den das Mädchen ängstlich umschlungen hat):
Das arme Mädchen zittert. Fürchte Nichts;
So schlimm es Maro deucht, wird es nicht sein.

(Zu Maro.)

Erzähl' uns schnell, damit wir schneller handeln.

Der Hirt:
Bei meiner Heerde hielt ich einsam Wacht
Die letzten Nächte. Gestern sah ich nun
Um Mitternacht im Osten rothe Wolken.
Ein seltsam Wolkenspiel, so dacht' ich anfangs.
Doch röther wurde stracks der Himmel, röther;
Es war ein großer Brand, zwar weit entfernt,
Doch ließ er Schlimmes ahnen. Heulend sang
Mit einem Mal unheimlich jetzt mein Hund
Ein Klagelied, so jammernd, daß mich selbst,
Der ich nicht furchtsam bin, die Angst ankam.
Ein seltsam Flüstern zog durch Schilf und Busch.
Als wenn Nachtgeister leise sprechen möchten,
Und endlos ließ der Morgen auf sich warten.

Der Alte:
Uns keine Furcht zu machen, schwiegest Du?

Der Hirt:
So ist es, sollte ich Euch ängstigen,
Wo Helios ungetrübt den Tag erhellte,
Sollt' ich ihn finster machen, Dir und Cora?
Ich wähnte tagweit die Gefahr, so weit
Als Städte liegen, doch es müssen
Die Schaaren Nachts marschirt sein; kommt hierauf.

(Er führt sie auf den Hügel.)

Da seht, die wilden Teufel wälzen sich

Durch unsre Fluren. Ewig glaubten wir
Uns ungestört, nun führen böse Geister
Den Zug durch unsre Heimat. Bückt Euch schnell.
Der Führer dort zu Roß hält an und läßt
Die Augen suchen. — Jetzt entdecken sie
Die Heerde, — weh, mein armer Hund ist todt, ein Speer
Fuhr blitzend in sein kläffend Maul — und jetzt —
Und jetzt — flieht, Vater, flieht mit Cora, schnell,
Es hemmet nur der Sumpf noch ihren Weg,
Doch stieg der Führer schon vom Roß und späht
Herüber, sein Verdacht scheint rege, nun
Fand er den schmalen Fußpfad, er befiehlt
Den Rotten, scheint es mir, zu warten dort. —
Schnell fort in die Gewölbe, denn man hat
Mich schon gesehn.

(Er will sie hinausdrängen, flehend:)

So flieht doch, — flieht doch, — flieht!

Das Mädchen:

Und Du willst bleiben? Vater, bitte ihr,
Mit uns zu fliehn, vielleicht sah man Dich nicht.

Der Hirt:

Des Führers Auge sah mich ganz bestimmt.
Er winkte mir, ich bleibe, denn nur so
Kann ich Euch retten, Niemand sucht man sonst.

Das Mädchen (fest):

Wenn Du bleibst, bleiben wir! — —

Der Hirt (flehend):

Wenn Ihr mich liebt,
Bei Eurer Liebe bitt' ich Euch, fort, fort!

Das Mädchen:

Weil wir Dich lieben, bleiben wir, allein
Darfst Du nicht bleiben, komm —

Der Hirt (heftig):

Ich darf nicht, wer
Giebt mir Gesetze, bin ich nicht mehr frei?!

Das Mädchen:

Du bist es mehr als je, wir sind es Alle!

Der Alte (dazwischentretend):

Mehrt die Gefahren nicht durch Unverstand!

Der Hirt (heftig):

Was sagen Deine Worte, sind sie wahr?

Das Mädchen (stolz):

Noch band uns keine Hand, ich sprach die Wahrheit!

Der Hirt:

So helf' uns Pan! Zur Rettung ist's zu spät!

Der Partherfürst

(ist während der letzten Worte mit bloßem Schwerte von links schnell aufgetreten. Glänzende Rüstung, welche verstaubt ist und Kampfspuren zeigt. Der Alte und der Hirt haben sich schützend vor das Mädchen gestellt, so daß sie der Parther anfangs nicht sieht):

So sah ich doch recht, als ich Menschen sah!
(Mißtrauisch)
Seid Ihr allein, bei Eurem Leben, sprecht,
Seid Ihr allein? So sprecht doch endlich, oder
Liegt hier ein Hinterhalt von feigen Römern?
Ich rufe meine Krieger, tödte Euch,
Nicht einmal, tausendmal — beim Moloch, sprecht!

Der Alte:

Herr, doch Du bist mehr als Herr, ein Feldherr —
So sagt mir Deine Rüstung. —

Der Partherfürst (stolz):

Königsblut
Schwellt meine Adern, wenn auch selbst nicht König,
Gelt' ich als sein Verwandter doch so viel,
Wie nur ein König. — Sprich jetzt kurz und schnell.

Der Alte:

Wir sind allein. Seit Jahren sind wir es.
Sei ohne Furcht — —

Der Partherfürst (heftig aufbrausend):

Ich Furcht! Was sagst Du da,
Beschränkter Thor!
(Drohend)
Wähl' Deine Worte besser,
(höhnisch)
Ein Parther Furcht!? Hast Du das schon gehört!?
Das Alter hat Dich blöd gemacht, genug —
Ihr seid allein —
(wieder mißtrauisch)
Beim Moloch, ganz allein?
Denn sonst! —

Der Alte (einfach):

Ich lüge nicht; wir sind allein.

Der Partherfürst:

Was macht Ihr hier in diesem Trümmerfeld?

Der Alte:

Der Jüngling ist ein Hirte; ich bin alt
Und warte auf den Tod.

Der Partherfürst:

Den Tod? — Vielleicht
Stirbst Du noch heute, wenn es mir beliebt.

Der Alte:

Herr, wie Du willst; nur schone Jene dann.

Der Partherfürst (auffahrend, wieder mißtrauisch):

Wen noch? —
(Er sieht das Mädchen; zum Hirten, welcher schätzend vor ihr steht)
Tritt weg —
(Zum Alten:)
Ist das Dein Kind?
(Der Alte nickt.)
Warum
Versteckt sie sich, ich will sie ganz besehn.
Vielleicht ist sie dem Königssproß Orodes,
Zur Sklavin grade gut.
(Er hat den Hirten weggeschoben.)
Beim Feuergeist!
Das ist ein Fund und lohnet mir den Weg!
Schön bist Du, Mädchen, wie das reinste Feuer
Und bald wird Deiner Schönheit besser Recht
In Gold und Purpur, als in grobem Stoff.
(Er faßt sie bei der Hand.)
Dort warten meine Reiter. Eilen wir!
(Will sie fortziehen:)

Der Alte (tritt ihm in den Weg, nachdem er den drohenden Hirten zurückgehalten):

Laß mir mein Kind, Du bist ein Königssohn!

Der Partherfürst:

Dein Kind? Du träumst wohl, Alter? Sieh doch hin,
Ein Diadem von Gold krönt ihre Stirn.
Sie ist mir gleich, — nicht Euch — Und gleich zu gleich!
Lebt wohl!
(Will das widerstrebende Mädchen mit fortreißen.)

Das Mädchen (flehend):

Herr — Fürst, Du willst mich ängstigen
Und meinen Vater und den armen Hirt.
Denn arm sind wir. Sieh jene Hütte dort,
Armselig, klein, zum Schutz nur für die Nacht
Und für des Wetters Unbill aufgerichtet,
Nur wenig Habe ist in ihrem Raum.
Ein niedrer Herd, ein Tisch und eine Bank
Und viel benützt' Geräth, ich wage nicht
Zu bitten Dich, dort einzutreten, denn
Dein prachtgewöhntes Auge würde Spott
Und Zorn zugleich empfinden, weil ich Dir
Den Anblick zugemuthet, ungewohnt

Dem königlichen Herrn. — Das Diadem
Ist wirklich Gold, und gern geb' ich es Dir.
Ich fand es, wo der Bach im See verläuft.
Einst trug es eine Königin, so sagt
Die Inschrift, die mein Vater mir erklärt.
Berührt es Deine edle Hand, so wird
Der Armuth Hauch, den es durch mich empfing,
Hinweggetilgt. O nimm es, reicher Fürst,
Zu Deinem Reichthum. Lasse Jenen mich
Armselig Ding. Sieh, wie sie traurig sind.
Denn daß Du mich willst, kann ein Scherz nur sein,
Ein Augenblick der Laune, doch zuletzt
Siegt Deine Großmuth. —

Der Partherfürst (finster, dann leidenschaftlich):
Scherzen? Seh' ich aus,
Als scherzte ich? Die Römerhunde haben
Mir Ernst gelehrt. Seleukias Flammen
Umbrausen noch mein Ohr, die hohe Burg
Von Ktesiphon ist Asche, und das Reich
Der Parther bebt vom Legionensturm!
Das ist wohl auch ein Scherz? Sie folgten uns,
Doch schneller waren wir, nun glauben sie
Uns südlich ziehend durch bewohntes Land,
Doch kämen sie hierher, sie sprächen nicht
Ein Wort; doch desto schneller nähmen sie
Für ihren Markt in Rom das Mädchen hier,
Das ich als Erster nehme, Römerrecht
Ausübend —

(Entfernter Hornton.)

Das gilt mir. Fort!

(Er will mit dem Mädchen forteilen, der Hirte wirft sich ihm entgegen.)

Der Hirt:
Räuber, steh!
Ich schlag' Dich todt, läßt Du das Mädchen nicht!

Der Partherfürst (verächtlich):
Du Narr! Ich schenke Dir Dein Leben! Fort!

(Der Hirt will ihn mit dem Hirtenstabe schlagen, doch ein Schwerthieb des Parthers zertrümmert den Stab.)

Noch einmal, bleibe leben —

(Das Mädchen sträubt sich in seinen Armen.)

Mädchen, soll ich
Nach Hilfe rufen? Wehre Dich nicht, sonst
Spürst Du die Fäuste meiner Reiter, fort!

Das Mädchen (in höchster Angst):
Wo bist Du, Vater — Maro, — Maro, — ach,
Erwürge mich, doch laß mich hier —

Der Partherfürst (will sie forttragen):

Du kommst,
Ich trage Dich.

(Spöttisch)

Ei seht, der Alte will
Mit seinem Schwerte fuchteln.

Der Alte

(ist während der letzten Worte in die Hütte gestürzt und kommt mit einem Schwert bewaffnet wieder, mit dem er den Parther bedroht):

Ja, ich will
Mein Kind vertheidigen! Nicht allzuleicht
Sei Dir der Raub, wenn ich schon sterben soll!

(Gefecht.)

Der Partherfürst:

Das klingt schon besser als der Hirtenstab
Und schmeckt nach Uebung —

(Dem Alten wird das Schwert aus der Hand geschlagen. Der Parther, spöttisch, mitleidig)

Weh, da liegt Dein Schwert!

(zornig)

Nun müßt Ihr Beide sterben, doch nicht ich
Beschmutze mich an Euch, ein halbes Dutzend
Von meinen Kriegern mache Euch den Garaus.
Ein Spaß für die, was mir zu langweilig.
Die schöne Kurzweil nehm' ich mit mir fort.
Komm, wilde Taube — — —

Das Mädchen hat sich während der letzten Worte schützend vor den in die Knie gesunkenen Alten und den Hirten gestellt.)

Das Mädchen:

Herr, ich geh' mit Dir;
Gewiß, ich gehe gern. Freiwillig geh' ich,
Doch lasse Jene leben, sei barmherzig,
Du hast gesiegt: Was nutzet Dir ihr Tod.

Der Partherfürst (finster):

Sie müssen sterben, haben sie mich nicht
Bedroht und angegriffen? Schlug mich nicht
Ihr Stab und Schwert, den Partherfürst Orodes!?
Soll ich nur immer der Geschlagne sein
Von Römern, Hirten gar und einem Greis?
Beim Moloch, danken sollen sie es mir,
Wenn ein Speerstoß ihr faules Leben endet!

Das Mädchen (in Zorn und Verachtung):

So hör' auch mich! Doch keine Gnade mehr
Heisch' ich von Dir: sie fände doch kein Ohr
Bei einem Parther, meinen Stolz hast Du
Geweckt. Die schöne Regung Mitleid, die
Dein Schicksal anfangs mir entlockt, ist fort!

Du willst ein Feldherr sein? Ein Mädchenräuber
Bist Du! Unehrenvoll Dein Raub, denn wir
Sind schutzlos. Hätten tausend Schwerter mich
Vertheidigt, wär' es eine Heldenthat
Gewesen! So ist's nur gemeiner Raub
Des Flüchtlings, der für seine tolle Wuth
Ein wehrlos Opfer sucht. Ein schwaches Kind!
Kann ich dafür, daß Dich die Römer schlugen?
Kein Wunder, denn Du kämpfst mit Mädchen nur!

Der Partherfürst:

Kein Wort mehr, fort!

Das Mädchen:

Ich aber rede noch,
So lang' ich eine Zunge habe, denn
Wer leistet mir Gewähr, daß Du sie nicht
Im nächsten Augenblick durch Deine Reiter
Mir aus dem Halse reißen läßt!

Der Partherfürst:

Bin ich
Denn ein Barbar? Du sagst mir Worte, Mädchen,
Die nur die Angst entschuldigt. Will ich Dir
In meinen Städten doch ein Dasein schaffen,
Um das Dich eine Fürstin neiden wird.
Ich will —

Das Mädchen (unterbrechend):

Genug, genug. Versprich mir Nichts,
Ich heischte Nichts von Dir, sah ich in Dir
Doch den vertriebnen Helden, fühlte Kummer
Mit seinem Lose. Anders ist das jetzt.
Ich hasse Dich, wie Du die Römer haßt.
Und ist in Deinen Händen auch mein Leib:
Mein Herz bleibt hier in dieser Einsamkeit
Bei meinen Todten — —

Der Partherfürst (nach kurzem Kampf, entschlossen):

Sie sterben nicht! — So komm —

(Er will mit dem Mädchen abgehen, der Hirt tritt ihm noch einmal in den Weg.)

Der Hirt (flehend, demüthig):

Nein, nein! Nimm mich! Ich will Dein Sklave sein!
Auch ich bin jung und kräftig, wohlgestaltet
Und willig Dir zu jedem Dienst. Nimm mich!

Der Partherfürst (abwehrend):

Ihr Thoren! — Lebt in Frieden! Mädchen, komm!

Der Alte (wie der Hirt):
Noch einmal — lasse mir mein Kleinod, sieh,
Ich flehe auf den Knien, sei gerecht!

Der Partherfürst (stolz):
Ich bin es! Leben gilt für Leben!
(Zum Mädchen)
Komm!

Das Mädchen:
Gern folg ich Dir, doch laß mich noch ein Wort
Zu meinem Vater und zu Maro sprechen.
(Zum Alten und Maro gewendet, die zu ihr getreten sind)
Ihr bleibt zurück. Das Leben leuchte Euch
Noch lange. Ungetrübt und glücklich sei
Dein Abend, Vater, Dir und Maro Dank
Für Euren Schutz und Eure Liebe, Pan
Wird Euch vergelten, was Ihr mir gethan!
Ich wünschte Weltlust. Hart bin ich bestraft.
Das Schicksal will es so. Nun wohl, es sei.
Auf meinen Scheitel lege Deine Hand,
Mein Vater, mir noch einmal, segne mich.
Und Deine Lippen, Maro, sollen mich
Zum letzten Male küssen. O, wie schön
War unser Leben, bis ein Gott uns zürnte!

Der Alte (zum Partherfürsten):
Die Nemesis hat mich erreicht, es ist
Gesühnt die schlimmste That, die mir ein Traum
Erst heute zeigte. War ich doch wie Du
Einst unbarmherzig gegen Jammerlaute
Der höchsten Angst. Es schrie sie eine Mutter!
Du übst Vergeltung, denn es will der Gott,
Der diese Weiden segnet, Lauterkeit
Der Menschen, die mit ihm die reine Luft
Einathmen. Jedes Erdgeschöpf erfährt
Vor seinem Ende noch Gerechtigkeit,
Und willenlos vollstreckst Du jetzt das Urtheil!

Der Partherfürst (stolz):
Ich will es so. Nicht das Verhängniß!

Der Alte (fest und ruhig):
Nein!
Du bist nur Werkzeug einer höhern Macht.
Dünkst Dich ein Gott und bist doch willenlos.
Denn was Du thust, das thust Du, weil Du mußt!

Der Partherfürst (stolz, höhnisch):
Du willst das Mädchen retten, ganz umsonst
Sind Deine schlauen Worte, und Dein Gott
Thut nur, was ich will!

Der Alte (sehr fest):

Nein, Du mußt es thun!
Du unterliegst dem Willen der Vergeltung,
Wie ich ihm unterliege. Vorgeschrieben
Ist Deine That. So weit geht Menschenwille.

Der Partherfürst (hochmüthig):

Und wenn ich anders will!

Der Alte (ruhig, mitleidig):

Du kannst nicht!

Der Partherfürst (stolz):

Nicht?

Der Alte (abwehrend, ruhig):

Geh, Werkzeug, geh' und ende unsre Qual!

Der Partherfürst (zornig, unsicher):

Mein Wille ist *mein* Wille, Niemand soll
Ihn anders drehen!

Der Alte (feierlich):

Dennoch zwingt ihn Einer!

Der Partherfürst:

Wer?!

Der Alte (feierlich erhaben):

Der große Pan! — Sein Wille ist Dein Raub!
(Zum Mädchen und dem Partherfürsten, wehmüthig)
Lebt wohl! — Komm, Maro.
(Er wendet sich, auf diesen gestützt, hinweg und läßt sich langsam fortgeleiten.)

Der Partherfürst (spottend nachrufend):

Geht zu Eurem Pan,
Ihr Narren, ich will Euch nicht hindern —
(Das Mädchen, welches der Parther an der Hand gefaßt hält, starrt schmerzlich zur Erde, da fällt ihr Blick auf das am Boden liegende Schwert des Alten, sie entreißt sich dem Parther, ergreift die Waffe und will sich dieselbe in's Herz stoßen, wird aber vom Parther mit schnellem Griff daran verhindert, welcher ihr nach kurzem Kampf die Waffe entwindet.)
Ei!
Worthalten nennst Du das? War ich nicht schnell,
So sah ich wieder eine Leiche mehr,
Der ich genug schon heute sah, zuviel
Ist nie gesund.
(Der Alte und der Hirt sind erschrocken wieder vorgetreten, der Parther ruft Ersterem zu)
He, Alter, nimm Dein Schwert,
Schlag' Mäuse damit todt, dazu ist's gut!
(Er hat während der letzten Worte verächtlich das Schwert betrachtet, mit wachsender Aufmerksamkeit)
Doch nein, das ist kein Schwert für Mäuse, denn
Lügt nicht mein Auge, so erkenn' ich es
Als Partherschwert! Am Griff die Krone hier

Mit ihren Zeichen sagt mir schrecklich deutlich,
Daß meine Faust das Heldenschwert umspannt,
Das einst Arsakes trug — der große König!

(Er nimmt den Helm ab, feierlich)

Weilt hier Dein Geist, Du heiligster der Todten
Des Vaterlandes, o, so weihe mich,
Der Arsakiden unwürdigen Sproß,
Zu weitrem Kampfe gegen unsern Todtfeind.
Durchzieh mit Geisterhauch mein blutend Herz,
Das schmerzlich zuckend Alle fallen sah,
Die zu den Besten sich des Reiches zählten,
Und kühle lindernd seine heiße Wunde,
Die tiefer Gram um den verlornen Boden
Nicht schließen lassen will. Gieb diesem Arm
Die Kraft von tausend Heeren, meiner Schaar
Den Muth der letzten Deiner Sklaven, und
Vergieb uns, die der Uebermacht erlagen!

(Finster, drohend und eindringlich zum Alten)

Nun, Alter, sprich, — doch prüfe jedes Wort,
Das aus dem Schädel auf die Zunge tritt,
Und prüf' es noch einmal, eh es als Laut
Dem Mund entschlüpft und in den Tag erklingt,
Ob wahr es sei! Denn ich verlange jetzt
Von Dir die Wahrheit — hörest Du — die Wahrheit!
Wie kam zu Dir das Schwert? Ein Heiligthum
Des Partherreichs bewahrte Deine Hütte;
Ist es ein Raub, ist es ein Zufallsfund,
Gleichviel, ich heische Wahrheit nur von Dir.
Drei Leben retten Deine Worte, oder
Vernichten sie! — Ich habe Dich gewarnt!

Der Alte:

Ein einfaches Erlebniß habe ich
Dir einfach zu berichten. Sollte ich
Nicht so erzählen, wie es Dir gefällt,
So gieb dem müden Alter doch die Schuld,
Das mühsam nur aus der Erinn'rung schöpft.

(Kleine Pause.)

Nicht immer war ich hier. Zu einer Zeit,
Da ich so alt wie Du war — und so stolz,
Sah ich mich als Gesandter meines Herrn,
Einst vor dem Throne jenes Königs stehn,
Dem Deine Andacht galt. Dasselbe Schwert,
Das Deine Hand noch hält, lag friedlich ruhend
Auf seinen Knieen, war doch friedlich auch
Mein Auftrag, denn ich brachte ein Geschenk
An Land fast halb so groß, wie Euer Reich,

Das ich — ich selbst, in kurzem Kampf erobert,
Mein Herrscher aber war ein Friedensfürst,
Dem das Bewußtsein seiner Macht genügte,
Und seinen Auftrag führte ich jetzt aus.
Es kann wohl sein, daß meine Worte nicht
Die rechten waren, die für solches Amt
Genügten; — Kriegerisch war mein Beruf,
Und ungern nur gab ich das Land zurück,
Da weiß ich noch, auf einmal stand vor mir
Ein hoher Jüngling, Zorngluth im Gesicht,
Und rief: „Wir wollen kein Geschenk, das uns
Der Hohn vergiftet! Nimm die Scholle Welt,
Die längst Dein Fuß entweiht, und wehre Dich! —"
Der arme Jüngling! — klirrend fiel sein Schwert,
Das des Gesandten unbedecktes Haupt
Wie Wetterblitz bedroht, hin auf den Stein
Der Königshalle! — Meine Hand war schnell
In meiner Jugend, und sie schlug behend
Des königlichen Jünglings Angriff ab
Und griff die Waffe auf! — Gebieterisch
Klang jetzt des Königs Ruheruf, er trat
Zu mir, entwand mit sanftem Griff das Schwert
Aus meinen Fingern, gab das seine mir, —

(Auf das Schwert deutend)

Sein Schwert! Sein Königsschwert, und sprach kein Wort,
Sah mich nur an mit seinen Vateraugen,
Und ich verstand die Sprache — —

(Kleine Pause.)

Jene Zeit
Liegt fern, noch einmal aber ließ Dein Wort
Versunknen Glanz erstehen. — Eitelkeit
Versuchte mich ein Leben lang umsonst,
Davon zu sprechen, Du allein erzwangst,
Von mir zu hören, was ich nie erzählte, —
Der Todte möge mir verzeih'n, — —

(Kleine Pause.)

Der Partherfürst (bewegt):

Und mir, — —

(er reicht dem Alten sein Schwert)

Hier, nimm das Schwert. Unheilig wär' ein Raub
Auf dieser Stätte, scheint es doch, als wehte
Ein Hauch der Gottheit hier. Gleichviel, ob Pan,
Ob Moloch heute meinen Willen lenkt,
Ihr habt gesiegt! Ihr habt mich auch geschlagen!
Geh', Mädchen, zu den Glücklichen, ihr Herz
Erwartet Dich, —

(zur freudig und zweifelnd Zaudernden)

So geh, — Ihr habt gesiegt!

Das Mädchen (zweifelnd):
Ist es die Wirklichkeit, die mich umgiebt?
Der Tag und nicht die Nacht; das lichte Leben?
Ist es ein Wunder. Will ein Gott uns wohl?
(Zum Partherfürsten.)
Erhabner Fürst! Wir sind die Sieger nicht.
Du siegtest ganz allein. Dein Edelmuth
Blieb Dir im Unglück treu.
(Der Partherfürst will sprechen.)
O, sprich kein Wort,
Die gute That braucht nicht Entschuldigung,
Sie braucht Vergeltung! Schütze Pan Dein Haupt
Und segne Deine Waffen und Dein Land
Und lasse Dich so stark und mächtig sein,
Wie Du es heute warst in Deiner Schwachheit!
Heil Dir und Deinem Volk; hat auch zur Zeit
Das Kriegsglück sich gewendet, untergehen
Wird nie ein Reich, das solche Helden hat,
Wie Dich, die ihren größten Feind besiegen,
Sich selbst — und ihren Stolz! — O, hätt' ich Lorbeer
Für Deine Stirne, leider bin ich arm, —
(sie reicht ihm das Diadem)
Doch nimm das Diadem. Gieb es dem Weib,
Das Dir das Liebste. Wär' ich auch mit Dir
Als Sklavin fortgezogen, hättest Du
Mich armes Spielzeug doch bald fortgelegt.
Nun schmücke eine Würdige der Reif,
Die Dir werth.

Der Partherfürst (mit schmerzlicher Empfindung):
Nein, — ich will die Krone nicht.
Sie ziere Dein Haupt. Nähm' ich sie mit mir,
Sie würde mich an Dich erinnern, würde
Mir Thoren sagen, daß ich schnödes Gold
Für reinste Schönheit tauschte; — O, ich Thor! —
Ich gehe. — Lebt in Frieden! Möge Pan,
Der Euch gerettet, immer bei Euch sein!

Der Alte:
Herr — Fürst — Gebieter — Held! Ein Königssohn
Kann anders handeln nicht, als königlich!

Der Partherfürst:
Still, Alter; keine Worte, will mir doch
Ein Teufel höhnisch raunen in mein Ohr,
Daß Du mich überlistet, spare d'rum
Die Worte, ihre Wirkung kenn' ich wohl,
Sie ist zu stark für einen Parther, —
(der Alte will reden, doch der Parther wehrt ihm mit der Hand ab)
Schweig!

(Zum Mädchen)

Ich gehe, — als ein Flüchtling, — wie ich kam.
Schnell sinkt der Staub, den unsrer Rosse Huf
Aufwirbelt, wieder auf den Boden hin,
Und dann ist Alles, wie es war, bei Euch.

(Ausbrechend, heftig, in schmerzlichem Zorn)

Verfluchtes Rom! Du jagst mich ruhelos
Aus meiner Heimat! Deine Zeit kommt auch!
Dann, wehe Dir, wird Alles, Maß für Maß,
Dir zugemessen, was Du ausgetheilt!

(Zum Mädchen, mit wehmüthiger Empfindung, sie fest anblickend und ihre Hand ergreifend)

Mich siehst Du nie mehr, Mädchen. Deine Rose
Gieb mir zum Abschied. Dein gedenke ich,
So lange sie noch blüht — ich danke Dir.

(Er geht langsam ab. Gruppe der Drei. Verhallende Horntöne der abziehenden Schaaren. Der Hirt ist auf den Hügel gestiegen und sieht, die Augen mit der Hand beschattend, den Parthern nach. Das Mädchen weint leise. Kleine Pause.)

Der Alte:

Die Thränen adeln Dich. Wehr' ihrer nicht.
Er war der Besten Einer. Wie ein Gott
Wird er geläutert aus dem Unglück gehn.
Sein Name wird im Heldenliede klingen,
Und makellos lebt fort sein Bild in uns.

(Der Hirt ist zu den Beiden getreten.)

Das war ein Gluthstrom, aus der Welt gesandt,
Nach der Du Dich gesehnt. Spurlos verzehrt
Unzählige der Strom nach herber Qual;
Des Daseins Wollust wiegt den Tod nicht auf!

(Zu Maro, er fügt dessen und des Mädchens Hände ineinander.)

Komm, Maro, gieb die Hand dem Mädchen; nie
Kränkt Euch mit Worten mehr. Ihr liebt Euch doch,
Wie nur die Jugend liebt. Ihr wolltet Euch
Eins für das Andre opfern. Wer das Leben
Für seine Liebe giebt, zeigt, daß er liebt!

(Kleine Pause.)

Nun will ich ausruhn vor der Hütte noch
Ein Weilchen, denn mein Alter will sein Recht,
Und es ist Abend.

(Er geht langsam zur Hütte, setzt sich auf die Bank und versinkt in Schlaf. Der Abend wird immer herrlicher. Sonnenuntergang.)

Der Hirt:

Danken laß uns Pan,
Geliebtes Mädchen. Danken seinem Schutz,
Denn er ist überall, der große Pan!

Das Mädchen:

Hüter der Einsamkeit, Du großer Pan!
Das schwache Wort nur bildet meinen Dank.

Aus Milch und Honig nur besteht mein Opfer.
O nimm es gnädig auf. Du großer Pan!

(Hinter der Scene ertönt in lieblicher Melodie die Flöte Pans; Beide lauschen.)

Horch, Maro, horch; die süße Melodie.
Pan giebt uns selbst ein Zeichen, daß er uns
Zur Seite war, als wir zu ihm gefleht.
Horch, Vater, horch. — Es schläft der Greis, ich will
Ihn schlummern lassen. Maro, fühlst Du nicht
Ein frohes Sehnen in der jungen Brust?
Bei diesen Klängen wacht die Liebe auf,
Die wir zurückgedrängt, thöricht und stolz.
Die harte Rinde, die das Herz umschloß,
Sprang ab mit hellem Jubelton, es sucht
Die Liebe Liebe —

Der Hirt (während das Mädchen sprach, klang die Melodie schwächer):

Und die Treue giebt
Der Liebe Antwort, giebt ihr Obdach, will
Sie für ein Leben haben; — ganz allein!
Bleicht unser Haar dereinst des Alters Schnee,
Soll Lieb' und Treue uns das Herz noch wärmen,
Wie in der Jugend; wenn auch lodernd nicht,
So doch mit sanfter Flamme. — — —
Großer Pan!
Sei immer Du bei uns. Entziehe nicht
Uns Deine Huld, beschirme meine Heerde.
Drei junge Lämmer weih' ich Dir als Opfer,
O nimm es gnädig auf. Du großer Pan!

(Die Flöte ertönt unendlich lieblich wieder näher, Beide sehen in das Abendroth, an einander geschmiegt. Langsam fällt der Vorhang.)

Christkind.

Von

Marga von Rentz.

— Breslau. —

Schnee mit Regen vermischt.

Ein naßkaltes, häßliches Wetter — kein Weihnachtswetter. Das kleine Mädchen, das am Flurfenster steht und in den schmutzigen Hof blickt, sehnt sich nach großen, reinen Flocken, die all das Häßliche und Graue da unten bedecken sollen, auch die großen Tonnen und Fässer, die so naß und schwarz sind.

Die Kleine denkt an's Christkind — an das lichte, schöne Christkind, von dem ihr in dieser letzten Zeit so viel erzählt worden ist.

Sie weiß, daß es große weiße Flügel hat, und daß sein Kleid golden umsäumt ist. Wer es nur einmal sehen könnte!

Das Kind seufzt und blickt zum Himmel hinauf. Der ist ganz grau — er sieht so trübe aus, als ob er gar nicht wüßte, daß morgen Weihnachten ist. Weihnacht!

Grethchens Herz klopft, und ihre Augen leuchten. Morgen kommt das Christkind; mit seinen großen Flügeln schwebt es leise hernieder, um alle Menschen froh und glücklich zu machen.

Drüben im Hinterhaus öffnet sich jetzt eine Thür, und Grethchen sieht Karl, ihren Spielgefährten vom Sommer, heraustreten.

Sie klopft laut an das Fensterkreuz und winkt ihm. Mit langsamen, schlenkernden Schritten geht der Junge über den Hof in das Vordergebäude. Er ärgert sich über die teppichbelegten Stufen und über die Breite und Helle des Treppenhauses.

„Natürlich," brummt er, „unsereens kann sich uff den Stuffen Hals und Beene brechen. Um Unsereenen is ja ooch weiter nich schade."

Im Kinderzimmer war's, Christkindchen zu Ehren, heute sehr aufgeräumt. Grethchens Puppen saßen dicht neben einander in ihren besten Kleidern auf dem Sopha; auch das Wickelkind in seinem Bettchen hatte eine sitzende Stellung angenommen.

Karl warf nur einen verächtlichen Blick auf diese steife, stumme Gesellschaft.

„Ach, Karl,“ sagte die Kleine und hüpfte in wunderlichen Sprüngen vor ihm her, „ich kann's kaum noch erwarten.“

Der Junge setzte sich an den großen Tisch inmitten des Zimmers. Die Hände hatte er in den Hosentaschen, seine Blicke gingen rundum.

„Du freust Dich wohl gar nicht, Karl?“ frug die Kleine, die sich über Karls gleichgültiges Gesicht verwunderte.

„Freuen? — auf was?“

„Nun,“ — die Kleine war fast empört — „auf morgen — auf Weihnachten!“

„Ach so — auf Weihnachten. Nu ja, da hab'n wer jetzt a paar Tage keene Schule, das is scheene.“

„Du, Karl,“ Grethchen hob sich auf den Zehenspitzen und fragte ihn ganz geheimnißvoll, „sag' 'mal, Karl, hast Du schon mal das Christkind gesehen?“

Der Junge stieß ein kurzes Lachen aus.

„Wie man's nimmt,“ antwortete er, „Deins zum Beispiel sehe ich jetzt sehr ofte.“

„Ach Du, schau — sag', wie sieht's denn aus?“

Die Kleine zappelte vor Neugierde; sie schob ihren Stuhl dicht an den Karls und sah ihn bittend an.

„Es ist groß und hübsch. Hat 'n feinen, noblichten Pelzmantel an — seine dreihundert Mark werth, sagt die Mutter, un —“

„Du, das ist nicht wahr,“ fuhr Grethchen dazwischen und tippte mit dem Finger dem Jungen auf einen Rockknopf, „'n Pelzmantel trägt das Christkind nicht. Die Anna hat gesagt, ein ganz weißes Kleid mit Gold gestickt; die Tine sagt freilich, himmelblau wäre der Rock. Aber einen Pelzmantel — nein, Karl, — denk doch, wo sollt's denn unter so 'nem dicken Pelzmantel die Flügel haben! Das is ja gar nicht möglich — nicht, Du?“

„Nu,“ der Junge zuckte die Achseln, „weeßt's denn so genau, daß 's überhaupt Flügel hat?“

Die Kleine warf Karl einen mitleidigen Blick zu.

„Natürlich hat's Christkindel Flügel.“

„So? Nu wennste alles so genau weeßt, was frägst De mich denn da!“

Er blättert in einem Bilderbuch und pfeift leise einen Gassenhauer dazu.

Die Flocken fallen klatschend an die Scheiben, sich sofort in große Tropfen Wasser auflösend.

Grethchen hockt auf einem Stuhl am Fenster.

Die braunen Augen blicken fragend geradeaus, dann fängt sie an, mit dem Zeigefinger auf der Scheibe herumzumalen.

Ja, woher wußte sie denn eigentlich, daß das Christkind Flügel hat? Das war doch aber eigentlich selbstverständlich.

Sie dreht sich langsam nach dem Jungen um.

„Du, Karl, höre mal. Es muß doch Flügel haben — denn —“

Der Junge giebt keine Antwort.

Er baumelt mit den Beinen und liest in dem Buche.

„Sieh mal,“ fährt die Kleine überredend fort, „wie könnt's denn sonst vom Himmel 'runter?“

„Na ja,“ brummt Karl.

„Sieh mal — und dann die vielen, vielen Wege, die's zu machen hat, wenn's die alle gehen sollte.“

„'s kann ja mit der Pferdebahn fahren oder sich 'ne Equipage nehmen!“

Grethchen sprang von ihrem Sitz herunter und lachte ein herzliches, frohes Kinderlachen.

„Ach, Karl, Du bist doch zu komisch. Denk doch mal, Karl, das Christkind in der Pferdebahn, und dann kommt der Schaffner und sagt: ‚Bitte, wie weit?‘ — ach, Karl, Du bist doch zu dumm.“

Karl klappte mit einem hörbaren Ruck das Buch zu und lehnte sich hintenüber.

„Dumm? Ich wär' dumm? Ich weeß mehr wie Du, kann ich Der blos sagen, und richtig weeß ich alles, nu — Du thätst Dich wundern, wenn ich —“

Er schwieg und sah die Kleine höhnisch an.

„Was denn, Karl? Erzähl mir's doch, was Du vom Christkind weißt.“

„Daß alles Unsinn is vom Christkind — weil's eben gar keen Christkind gibbt, das weeß ich, und ich kann Der blos sagen, daß ich mich ooch keen bissel uff Weihnacht freu' — nee — keen bissel.“

„Ja aber — wer bringt uns denn da die schönen Sachen?“

„Uns,“ antwortete Karl, „uns zum Beispiel bringt Niemand solche scheene Sachen. Sieh her, wie meine Jacke aussieht, un dorch die Stiefel kommt's ganze Wasser rein, solche Löcher hat's drinnen, — un warum, weil wer keene solche reichen Eltern hab'n wie Du! Ich kann Der blos sagen, daß Dein Christkind Deine Mutter is, un wenn se jetzt fortfährt in ihrem feinen Pelzmantel in der Equipage, kauft se für Dich scheene warme Kleider, feine Schuhe, Spielzeug und alles Mögliche, kann ich Der blos sagen.“

Grethchen war ganz blaß geworden.

„Ach Du, das kann nicht sein. Das glaub' ich nicht. Woher weißt Du denn das?“

„Von meiner Mutter selber. Voriges Jahr, wie mer noch uff der Flurstraße wohnten, hatten wir Beede, der Paul un ich, uns ooch so uff Weihnachten gefreut. Und wie's Abend wurde, gingen mer in unsre

Kammer un erzählten immerzu davon un warteten, daß's kommen sollte. Un da heerten mer mit Eens was de Treppe ruff kummen, un der Paul nahm meine Hand ganz feste in seine, daß ich bald gequietscht hätte, un sagt: ‚Du — jetzt kummt's!‘ Aber es kam nich, un es wurde immer später. Der Paul fing an zu heulen — mer war'n nämlich ganz alleene zu Hause — der Vater war in der Kneipe, un die Mutter that wo helfen.“

„Du, was ist denn Kneipe?“

„Kneipe is ebenst Kneipe,“ antwortete ärgerlich Karl, „also, es wurde immer später un später. Ich wullte Licht machen, 's war aber keen Petroleum da, da mußten wer im Finstern bleiben. ‚Weeßt De, Paul,‘ sag' ich, ‚geh mer a bissel uff die Straße.‘ Da fängt er von Frischem an zu heulen. ‚Nee,‘ schreit er, ‚wenn's dann doch noch kummt, kann's nich rin.‘ Da blieben wer und warteten. 's war kalt und finster in der Stube, mer hab'n uns orndt'lich gefürchtet, kann ich Der blos sagen. Un dann, noch viel später, kam wieder eens die Treppe ruff. 's war aber blus die Mutter, die brachte Hulz un Petroleum mit un zwee kleene Packeteln, die gab se uns un sagte: ‚Hier, daß der ooch was zum heiligen Abend habt.‘

„Was war denn da drinn?“

„A Stickel Pfefferkuchen, so ganz gewöhniglicher, a Paar Handschuh un Schieferstifte. Un der Paul fing wieder an zu heulen. ‚Warum kummt denn 's Christkind nich zu uns?‘ schreit er; da sagt die Mutter, wahrscheinlich ärgerte se sich, daß sich der Paul nich bedankte: ‚Dummer Junge, 's gibbt ja gar keen Christkind. Die Reichen spielen 's Christkind selber, unsereens hat keen Geld un keene Zeit dazu.‘ Da heulte der Paul erst recht, der Bock stieß 'n urntlich, so hatte er schonst immerzu geheult. Un die Mutter wurde ganz schrecklich beese, holt's Steckel aus 'm Schranke und haut 'n Paul urntlich durch. Un dann mußten wer alle Beede schlafen geh'n. Un ich heulte dann ooch, kann ich Der blos sagen, vor Wuth un Aerger. Un dadrum weeß ich, daß's kee Christkind gibbt. Alle armen Leute haben nischt zu Weihnacht, un die Reichen vill. Un Vater sagt, es wird gar nicht mehr lange dauern, da müssen die Reichen alles hergeben, un dann hab'n wir's gerade so gutt. Vater sagt, das wär' ane Ungerechtigkeit, daß die armen Leute sich so schinden müssen un die Reichen kenn' faulenzen, un Vater sagt, Eener muß soviel hab'n wie der Andere. Un ich kann Der blos sagen, wenn ich groß bin — da sullst De mal seh'n.“

Er nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, und mit der rechten geballten Hand schlug er auf den Tisch.

Grethchen war ganz still, mit großen, erschreckten Augen hatte sie dem Jungen zugehört.

Sie hatte das unklare Bewußtsein, daß man ihr etwas Herrliches genommen habe.

Sie schlich sich zum Sopha und setzte sich neben ihre Puppen.

Karl holte sich ein anderes Buch.

Dann las er eifrig darin, sein struppiger Kopf lag fast auf dem Papier.

Es war so still hier, gar nicht wie in einem Kinderzimmer.

Die Uhr tickte laut in diese Ruhe hinein, nebenan in der Küche sang die Trine ein Weihnachtslied.

Als die Uhr zwölf schlug, klappte Karl das Buch zu.

„Hier steht ooch nischt wie Lügen drinn," sagt er noch, dann griff er nach seiner Mütze. „Adjee!"

Beim Hinabsteigen ärgerte er sich nochmals über die schöne, breite Treppe und die gemalten Flurfenster.

Grethchen hockte wieder am Fenster.

Zwei schwere Thränen rollten dem Kinde über die dicken Bäckchen, während sie dem Jungen nachschaute, der pfeifend über den Hof ging.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Von D. Bernhard Rogge. Mit 1 Farbendruck nebst zahlreichen Text-Abbildungen und 30 Kunstdruck-Tafeln. Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag.

Diese volksthümliche Geschichte der Reformation in Deutschland liegt jetzt in 11 Lieferungen vollendet vor uns, ein Werk, das nach Inhalt und Form volle Beachtung verdient.

Nachdem eine Vorgeschichte der kirchlichen Reform gegeben ist, das Leben der Kirche vor der Reformation, die gescheiterten Reformversuche der Concilien zu Pisa, Konstanz und Basel erörtert und die Vorläufer der Reformation, Petrus Waldus, Wicliff, Johann Huß, Savonarola, in ihrer Bedeutung gewürdigt worden sind, wird ein Ueberblick der humanistischen Bewegung in Italien und Deutschland geliefert, deren Träger vor Allem Erasmus von Rotterdam, Reuchlin und Hutten waren. Hieran schließt sich der Anfang der Reformation in Deutschland, Luthers harte Kindheit und Jugend, sein inneres Ringen und Kämpfen im Augustinerkloster zu Erfurt und Wittenberg, sein entscheidungsvolles Auftreten gegen Tetzel, sein mannhaftes kühnes Verhalten in Worms vor Kaiser und Reich, dem sich sein Aufenthalt in den stillen Räumen der Wartburg anschließt, wo er die so folgenreiche Arbeit der Bibelübersetzung in Angriff nimmt. Dann kommt eine Zeit, wo sich die neue Lehre verhältnißmäßig ungestört entwickeln kann, nur gefährdet durch die wüsten Revolten der Schwarmgeister und Bauern; es sind schwere Jahre für Luther, dessen ganzes, starkes Gottvertrauen dazu gehört, um ihn nicht an der guten Sache verzweifeln zu lassen. Doch diese war schon Gemeingut des ganzen Volkes geworden, die Entwickelung war nicht mehr zu hemmen, selbst wenn es Luther gewollt hätte. Daher stürzt er sich immer von Neuem in den Kampf, tritt überall helfend, fördernd und tröstend auf, schafft eine Neuordnung des Gottesdienstes in der sächsischen Landeskirche, tritt bei den Kirchen- und Schulvisitationen mitten unter das Volk, dessen kindlich naiven Anschauungen in kirchlichen Dingen er meisterlich Rechnung zu tragen versteht. So spricht ein Bäuerlein, das seinen Glauben aufsagen soll: „Ick glöwe in Gott allmächtigen", und antwortet auf die Frage, was „allmächtigen" heiße: „Ick wet nich." Da sagt Luther: „Ja, mein Mann, ich und alle Gelehrten wissen's auch nicht, was Gottes Kraft und Allmacht ist: glaube aber Du in Einfalt, daß Gott Dein lieber und treuer Vater ist" . . . (S. 257). Die Frucht dieser sozusagen pädagogischen Erfahrungen Luthers war sein großer und kleiner Katechismus, dessen bildende und erzieherische Bedeutung für das ganze Volk, für Lehrende und Lernende, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. — Dieser Kleinarbeit folgt dann wieder der große Kampf für die reine Lehre, wie er sie dachte, besonders auch dem schweizerischen Reformator Zwingli gegenüber,

Reichstag zu Augsburg 1530.
(Ueberreichung und Verlesung des evangelischen Glaubensbekenntnisses.)
Aus: Bernhard Rogge. Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag.

von dem er in der Abendmahlslehre abwich. (Religionsgespräch zu Marburg 1529.) — Es beginnt der noch schwerere Kampf, in dem der Kaiser selbst mit allen verfügbaren Streitkräften der alten Kirche gegen Luther in's Feld zieht (Reichstag zu Augsburg 1530). Ein entscheidendes Resultat wurde auch hier nicht erzielt, aber die reinliche Scheidung zwischen der alten und neuen Lehre wurde hier, gewissermaßen greifbar in Paragraphen und Formeln gefaßt, herbeigeführt, und dem blödesten Auge mußte von jetzt an klar erkennbar sein, wessen sich die Protestanten in kirchlichen Dingen vom Kaiser zu versehen hätten, man mußte erkennen, daß schließlich die brutale Gewalt Anwendung finden werde, sobald die politische Constellation günstig dazu sei. Diese Zeit des Hangens und Bangens, diese Zeit verzweiflungsvollen Ringens gegenüber den finsteren Mächten, denen der neue Geist wie die Ausgeburt der Hölle selbst erschien, wird auf den nächsten hundert Seiten (328—422) näher geschildert. Den Beginn des Waffenganges auf blutigem Felde, wovor sein Herz von jeher gezittert hatte, sollte der große Reformator nicht mehr erleben. Seine letzten Jahre, die ihm durch mancherlei Ungemach Leibes und der Seele oft recht verbittert worden sind, werden anschaulich beschrieben. Am 18. Februar 1541 entschlief er in seinem Geburtsort Eisleben, indem er noch im Tode die Wahrheit mannhaft bezeugte, die er seinem Volke als theures Vermächtniß hinterließ.

Die nächsten Capitel bringen dann den schmalkaldischen Krieg, das Augsburger Interim, den Zug des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser und den Augsburger Religionsfrieden. Wenige Seiten sind den unerquicklichen Streitigkeiten und Haarspaltereien in der evangelischen Kirche gewidmet, die sich nach dem Religionsfrieden entwickelten und Melanchthon als die rabies theologorum so in der Seele zuwider waren. Durch einen Ausblick auf die Gegenreformation und die Entwickelung des Jesuitenordens wird das Buch abgeschlossen. — Der Zweck dieser umfangreichen Arbeit ist darin zu suchen, dem gebildeten Publicum eine gemeinverständliche Darstellung jener an Kämpfen so reichen Entwickelung unserer evangelischen Kirche zu bieten. Ich sage dem gebildeten Publicum; denn um auf die große Masse unseres Volkes zu wirken, ist der Inhalt, besonders in den rein historischen Abschnitten, zu schwierig und verwickelt. Es ist also ein Volksbuch nicht im weitesten, sondern im engeren Sinne, und ich glaube, daß bei dieser Begrenzung in dem Werke alle Ansprüche befriedigt werden, die billigerweise gestellt werden können. Die Sprache ist klar und einfach, getragen und durchweht von echt evangelischem Geiste, von jenem Geiste der Toleranz und Freiheit, mit dem die evangelische Kirche bisher siegreich vorwärts geschritten ist. — Einen besonderen Schmuck und ein ausgezeichnetes Anschauungsmittel bilden die vielen und durchweg vortrefflichen Illustrationen, von denen leider nur eine Probe mitgetheilt werden kann. — Wir empfehlen das Buch allen denen, die eine ernste Lectüre lieben und sich mit Andacht in die große Vergangenheit unserer evangelischen Kirche vertiefen wollen. wd.

Auf der Höhe. Lust und Leid im Liede. Herausgegeben von **Dietrich Theden**. Illustrirt von ersten deutschen Meistern. Breslau, **Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender**. (Preis in Original-Prachtband 18,00 Mark.)

Wir haben diesem schönen glänzend ausgestatteten Prachtwerke, das unter den auf den vorjährigen Weihnachtsmarkt gebrachten litterarischen Festgaben einen hervorragenden Rang einnahm, in dem vorigen Decemberheft eine ausführliche Würdigung zu Theil werden lassen. Wir wollen jetzt nicht verfehlen, wenigstens kurz auf die soeben erschienene Neuausgabe des Werkes, die durch ein ansprechendes Titelbild bereichert worden ist, unter Beifügung einer Probeillustration hinzuweisen und diese mit so reichem künstlerischen Schmucke bedachte Anthologie als Weihnachtsgeschenk warm zu empfehlen. —l—

Meyers Kleines Conversations-Lexikon. Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 80 000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text mit etwa 165 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und ca. 100 Textbeilagen. 80 Lieferungen zu je 30 Pfennig oder 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk.

Der erste Band des „Kleinen Meyer" ist soeben erschienen, er enthielt die Lieferungen 1—27. Diese Nachricht wird jeder Gebildete mit Freuden begrüßen, denn kaum ein anderes Werk wird in den weitesten Kreisen mit demselben lebhaften Interesse verfolgt, wie dieses berühmte und praktische Nachschlagebuch für alle Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens. Wenn je das Wort „volksthümlich" in seinem wahren und edlen

Die Zauberlinde.

Aus: **Auf der Höhe.** Lust und Leid im Liede.

Herausgegeben von Dietrich Theden.

Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Sinne mit Recht in Anspruch genommen wird, so darf es von dem „Kleinen Meyer“, dieser wahrhaft glänzenden lexikographischen Musterleistung, geschehen. Die Entwickelung unseres geistigen Lebens fordert immer mehr und mehr von dem Gebildeten, daß er an jeder Stelle der so weit verzweigten menschlichen Cultur Bescheid wisse oder wenigstens sich leicht zurechtfinden könne, und dabei specialisirt sich in Folge der Arbeitstheilung das Wissen des Einzelnen auf immer engere Gebiete. Da ist es denn ein unabweisliches Bedürfniß, einen Rathgeber zu haben, der eine schnelle, zuverlässige, erschöpfende und doch vor Allem kurze Auskunft giebt. Wohl giebt es verschiedene große, vielbändige Conversations-Lexika — der ebenfalls im Bibliographischen Institute zu Leipzig erscheinende „Große Meyer“ ist das unerreichte Musterbild eines solchen —, aber sie können bei all ihren hervorragenden wissenschaftlichen und litterarischen Vorzügen die eine Bedingung nicht erfüllen, die in unserer Zeit des Jagens und Hetzens vielleicht die hauptsächlichste ist: die Kürze. Mit der Ende April d. J. ausgegebenen 1. Lieferung der neuen Auflage des „Kleinen Meyer“ versprach die Verlagshandlung ein Werk, das allen gerechten Ansprüchen genügen sollte, die man an ein Nachschlagebuch stellen kann. — Der soeben vollendete erste Band zeigt, daß das Versprechen im vollsten Maße gehalten ist. Er umfaßt auf ca. 900 Seiten Text die Stichworte „A“ bis „Golther“. Der bildlichen Erläuterung des Werkes dienen, mit vollendeter Technik und allen Hilfsmitteln der heutigen graphischen Kunst ausgeführt, 7 Tafeln in Farbendruck, 39 Holzschnitt-Tafeln, 26 Karten und 41 Textbeilagen. Die einzelnen Artikel zeichnen sich durch ihren auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage beruhenden und doch jedem Gebildeten leicht verständlichen Inhalt, sowie durch ihre gewandte und ansprechende Form aus. Sie bieten sich als Theile eines planmäßig angelegten und, soweit es bei der großen Zahl der verschiedenen Mitarbeiter möglich ist, einheitlichen Ganzen dar. Besondere Berücksichtigung haben die gegenwärtigen Zustände des Staats- und Gesellschaftslebens gefunden, die neuesten statistischen Ergebnisse sind aufgenommen und verwerthet worden. Daneben haben natürlich auch alle Fortschritte der Kunst, der Technik, der Naturwissenschaften 2c. die gebührende Würdigung erfahren. Trotz dieses Aufwandes an geistigen und materiellen Opfern ist der Preis des „Kleinen Meyer“ ein so geringer, die Erscheinungsweise eine so bequeme, daß auch der minder Bemittelte sich seiner Dienste versichern kann. Für die Bezieher der Lieferungsausgabe wollen wir zum Schlusse nicht verfehlen auf die von der Verlagshandlung hergestellten Einband-Decken hinzuweisen. Die aus bestem Material verfertigten Einband-Decken zeigen eine hochvornehme und moderne Ausstattung in echt japanischem Geschmack. Sie sind zu dem überaus billigen Preis von 1,25 Mk. für den Band von dem Bibliographischen Institut in Leipzig zu beziehen. —d—

Bibliographische Notizen.

Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwickelung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Heko (Tokio). — Uebersetzt und bearbeitet von Ernst Oppert. Stuttgart, Strecker & Moser.

Die Erinnerungen des jetzt im 62. Lebensjahre stehenden Verfassers sind zwar zum Theil, namentlich in den ersten Capiteln, rein persönlicher Natur, beanspruchen aber dadurch ein besondres Interesse, als sie aus der Feder eines Japaners stammen und ein derartiges Werk zum ersten Mal auf dem deutschen Büchermarkt erscheint. Als Eingeborener vermag der Verfasser das Familien- und geistige Leben Japans sowie dessen politische Entwickelung wahrhaft und getreu zu schildern. Nachdem Japan Jahrhunderte hindurch jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen war, hat es in den letzten 25 Jahren einen so großartigen Aufschwung genommen, wie solcher in gleichem Maße in der Geschichte der Völker ein zweites Mal nicht aufzuweisen ist. Die Schilderungen des Verfassers erstrecken sich bis zum Jahre 1891 und schließen mit dem bekannten Attentat auf den russischen Thronfolger ab. Die Zustände während des letzten chinesisch-japanischen Krieges zu schildern, hat der Verfasser in Folge eines schweren körperlichen Leidens, das ihn betroffen, leider unterlassen müssen. Was die Beschreibungen und Schilderungen des Verfassers besonders interessant macht und vor anderen bisher über Japan erschienenen Schriften auszeichnet, ist die wahre Erkenntniß des Volkscharakters und seines

inneren Lebens, die er als Eingeborener am besten darzustellen in der Lage war. Als Anhang des Buches ist die alte Stadtverfassung der Stadt Jedo beigegeben. Schließlich sei noch auf die werthvolle Einleitung des Uebersetzers besonders hingewiesen. K.

Ostasiatische Wanderungen. Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea. Von Ernst Oppert. Stuttgart, Strecker & Moser. —

Bei dem allgemeinen Interesse, das der Osten Asiens gegenwärtig in Anspruch nimmt, sind Schilderungen asiatischer Zustände, wenn sie nicht blos in flüchtigen Reiseeindrücken bestehen, sondern wie in dem Buche auf persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen beruhen, von besonderem Werth. Der Verfasser liefert aus seinem langjährigen Aufenthalt in Ostasien eine Sammlung von Skizzen und Erinnerungen, von denen zwar einige bereits in deutschen und englischen Zeitschriften erschienen sind, deren Zusammenstellung aber in der gegenwärtigen Zeit am Platze ist. Die beiden Schlußcapitel: „Rückblicke“ und „Kiautschau“ sind als besonders interessant hervorzuheben. In den Rückblicken berührt der Verfasser auch den französisch-englisch-chinesischen Krieg, speciell die Einnahme von Peking und die Plünderung des kaiserlichen Palastes durch die Franzosen, denen, wie bekannt, hierbei Kostbarkeiten von unschätzbarem Werth in die Hände fielen. Unwillkürlich muß man hierbei an die Klagen der Franzosen über die „Pendules“ denken, die im letzten deutsch-französischen Kriege von den Deutschen fortgeschleppt sein sollen. Bezüglich „Kiautschau“ hebt der Verfasser namentlich das energische Vorgehen Deutschlands hervor, das den ersten und kräftigen Anstoß dazu gegeben hat, die Lethargie und die beliebte Stagnationspolitik der chinesischen Regierung zunächst aufzurütteln. Erst die Folgezeit wird die überaus große Wichtigkeit des deutschen unabhängigen Gebietsbesitzes in vollem Maße zu Tage treten lassen. K.

Onkel Toms' Hütte. Von Harriet Beecher-Stowe. Illustrirte Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Den weltbekannten Roman heute noch kritisch zu beleuchten, erübrigt sich. Daß sein Kunstwerth nicht mit der gewaltigen Verbreitung, die er gefunden, und der tiefgehenden Wirkung, die er seiner Zeit geübt, im Einklange steht, darüber ist man heute wohl einig. Die mächtige Wirkung aber, die er einmal geübt und die diesem Erzeugniß einer weiblichen Feder die Bedeutung einer befreienden That verlieh, sichert ihm für alle Zeiten seinen Platz in der Litteraturgeschichte. Daß es auf die heranwachsende Generation auch heute noch zu wirken vermag, und daß es mit seinen Qualitäten als ein echtes Volksbuch noch heute Freunde verdient und finden wird, diese Voraussetzung, welche die Deutsche Verlags-Anstalt zur Veranstaltung der vorliegenden illustrirten Ausgabe bewogen hat, wird sich gewiß als gerechtfertigt erweisen. — Die Ausgabe umfaßt 20 Lieferungen à 30 Pfg. Die zahlreichen Illustrationen genügen den an ein Volksbuch zu stellenden Ansprüchen. O. W.

Sechs Märchen von Carl Ewald. Kopenhagen, Verlag von Andr. Fred. Höst & Sön.

Auf den Spuren Andersen's sind schon gar Manche gewandert; erreicht ist der große Märchenerzähler von keinem seiner Nachtreter; keiner der Letzteren kommt unseres Erachtens ihm so erfreulich nahe, wie sein Landsmann Carl Ewald, dessen in einer Uebersetzung von Pauline Klaiber vorliegende sechs Märchen in ihrer Vereinigung von schalkhafter Laune und moralisirender Lebensweisheit, in der Art und Weise, wie das Thierleben zum Spiegelbilde menschlicher Verhältnisse gemacht wird, sogar in gewissen stilistischen Eigenthümlichkeiten durchaus Andersen'chen Geist verrathen. Ewald's Märchen werden Kinder wie Erwachsene mit Vergnügen lesen — sie völlig zu genießen sind freilich nur die Letzteren im Stande. O. W.

In Sachen und Sächeln. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Der bekannte Wiener Feuilletonist erweist sich in dieser neuesten Sammlung seiner kleinen Skizzen und Geschichten wiederum als ein witziger und zugleich gemüthvoller Plauderer. Er sucht nicht nur zu blenden, sondern zu erwärmen und schlägt in den kleinen Skizzen „Katherl“ und „Großmütterworte“ ganz besonders warme Herzenstöne an. Wie in allen derartigen Sammlungen kleiner Skizzen und Geschichten, die im Laufe der Zeit entstanden und nun zu einem losen Ganzen vereint sind, kann man auch hier nicht alle Stücke als gleichwerthig bezeichnen; das beste ist wohl die erste, überaus satirische Skizze „Lombrosina“. Eine scharfe Beobachtungsgabe und ein fein

ironischer Humor treten jedoch überall hervor, und Ferdinand Groß verdient wie selten Einer die Anerkennung vollster Originalität und außerordentlicher Vielseitigkeit. Dabei tritt er mit großer Bescheidenheit auf und erheitert den Leser, ohne durch seinen Humor aufdringlich zu wirken. Daher kann man ihn mit Recht einen der wenigen guten deutschen Humoristen nennen.

E. N.

Melusine. Ein Liebesroman. Von Jacob Wassermann. München, Albert Langen.

Es giebt Bücher, die, wenn wir sie zu Ende gelesen, uns das eigenartige Unbehagen, Kraft und Können verschwendet zu sehen, erwecken. So ist's uns mit „Melusine" ergangen. Wenn wir nur ergründen könnten, zu welchem Zweck das Buch, in dem Phantasie und Gestaltungskraft, dichterischer Schwung und realistische Situationen in Fülle zu finden sind, eigentlich geschrieben ist? Als Talentprobe des Autors vielleicht? Aber mit so viel Talent, wie der Autor entschieden besitzt, kann man doch Besseres, als Unnützes schaffen! Oder vielleicht giebt es solche „Melusinen" wirklich, und der Autor hat die Absicht, sie uns zur Bereicherung unserer Menschenkenntniß vorzustellen. Aber sie sind doch jedenfalls nur in den Nerven-Kliniken zu finden; nur als pathologische Geschöpfe können sie Anspruch auf Wirklichkeit erheben; für das Menschthum, für das Leben sind sie Schemen, sind höchstens für den Psychologen werthvolle Studien-Objecte! Und ihre mögliche Existenz in dem Milieu eines Münchener Familien-Pensionates, wo der Dichter seine Melusine ihre Rolle spielen läßt, leugnen wir entschieden. Als Schauplatz der Hysterie, der Rohheit und der Sinnesverfeinerung, die in diesem Pensionat zusammen ihr widerspruchsvolles Wesen treiben, aller dieser halb visionären, halb naturalistischen Vorgänge, ist ein solches ein sehr schlecht gewählter Rahmen, der die vielen Unmöglichkeiten, die passiren, noch unmöglicher erscheinen läßt. Wir wollen hoffen, daß der Autor ein nächstes Mal kein „besonderes Buch" schreiben will, dann wird er sicherlich ein werthvolleres schreiben..

A. W.

Sommersonnenglück. Neue Gedichte von Hans Benzmann. Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik und sieben Zierleisten von Hans Heise. Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler.

Grillparzer sagt: „Schön ist dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug thut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommen Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön." An dieses ästhetische Recept hat sich Benzmann gehalten. Seine neuen Gedichte nehmen durch die eigenartige Auffassung und Schönheit ihrer Bilder die Seele gefangen. Sie wirken weniger musikalisch durch das Ohr, vielmehr malerisch durch das Auge. Der Dichter befolgte den bekannten Rath Goethes: „Bilde, Künstler, rede nicht!" Er berückt und entzückt nicht durch melodischen Wohlklang, wenn er auch Reime und Rhythmen überall meistert, sondern durch Farbenpracht und wundervolle Vertheilung von Licht und Schatten. Schon das Inhaltsverzeichniß des sehr fein ausgestatteten, umfangreichen Buches deutet darauf hin. Es liest sich wie der Katalog einer Gemäldegallerie. Die einzelnen Gedichte sind eingereiht unter folgende sieben Haupttitel: Haide, Frühling, Sommernächte, Spätsommer, Herbst, In den Bergen und Aus den Evangelien. Jeder Theil enthält Cabinetsstücke und zeugt von so strenger Auswahl, daß der Eindruck des Ganzen die höchste Befriedigung hervorruft. Mag B. im hellen Sommersonnenlicht ein heiteres Gesicht oder den melancholischen Spuk fahler Herbstnebel, mag er Tag oder Nacht vorüberschweben lassen, mag er nach der Wirklichkeit zeichnen oder im Zauberspiegel der Phantasie seine Gestalten schauen, immer versteht er seinen Gebilden die Lebenswärme echten poetischen Gefühls einzuhauchen. Aber er weiß auch die Sprache der Natur zu deuten. Er sagt in „Morgengang": „Und mir ist's, als hört ich's leise rauschen, wie der Lebensquell im Acker floß, wie in Tiefen heimlich Worte tauschen Tod und Liebe, schmiedend ihr Geschoß" . . . Wie die Griechen ihre Götter, so personificirt er die Natur in ihrem geheimnißvollen Weben und Walten. Der Frühling erscheint ihm als rebellischer Schifferknecht, der die Marseillaise singend kühn sein Boot durch das Eis zwängt, daß die Schollen krachend zusammenschieben, die Morgenröthe als rosiges Mädchen, das vom Himmelsbett der Großmutter Nacht aus dem grauen Palast der Dämmerung durch's Wolkenthor des Morgens hüpft. In dem trefflichen Gedicht „Hans der Schuster," das mit feinem Humor die Leiden eines Idealisten veranschaulicht, wird der Mai als ein holder

Knabe geschildert: „im blonden Haar ein blaues Band, im lilienweißen Kleide, ein Rosenstenglein in der Hand, so zog er über die Haide." Der Abendfriede dünkt ihm ein Klosterheiliger, welcher sein Lämpchen schwingend durch die Felder geht und das Korn segnet, die Nacht eine Nähterin, welche die silbernen Sternennadeln in's schwarze Sammetkissen des Himmels steckt, der Tod bald ein schwarzer Schmetterling, bald Fährmann, Engel, Reiter oder nächtlicher Wanderer, welcher mit der Blendlaterne in jedes Haus leuchtet u. s. w. Er begnügt sich jedoch nicht mit dieser prächtigen Kleinmalerei, sondern giebt mit seinen frischen Farben, seinen originellen Bildern auch neue tiefe Gedanken. Am deutlichsten zeigt sich dies in den Evangelien, die den Heiland, ohne seiner göttlichen Aureole einen Schimmer zu rauben, uns menschlich näherbringen. Von besonderer Schönheit sind auch seine zarten Federzeichnungen aus Wald und Feld, deren Glanzpunkt gewöhnlich die Geliebte bildet. Sommersonnenglück ist eine so werthvolle poetische Gabe, daß sie in der That verdient, das Glück des Dichters zu begründen.

Nur eine Probe:

Die Erwartung.

Wo ist mein süßes Mädchen?
Das summen tausend Sommergeigen
Voll Sehnsucht in das Mittagsschweigen.
Ich lege über's Aug' die Hand
Und seh in Gold und Gluth das Land,
Doch nirgendwo mein Mädchen;
Ich suche hier, ich suche dort,
Die Grillen summen immerfort:
Wo ist mein süßes Mädchen?

Ich werfe mich in's Gras
Und kann dem wilden Weh nicht wehren.
Kann denn die Holde mich entbehren?
Ich preß' die Stirn in's kühle Kraut —
Da lacht der rothe Mohn ganz laut,
Als läg' ein Thor im Gras,
Es lacht der weiße Hagedorn,
Der aufgeblasne Rittersporn
Und selbst das grüne Gras —

Auf einmal schwimmt ein Lied
Wie hingeträumt in Lenzgedanken
Durch Blüthen und durch grüne Ranken,
Und mit Entzücken hör' ich zu:
„Du Meine, o Du Meine Du!"
So selig singt das Lied
Und kommt und flieht — da fällt mir ein:
Jetzt wirst Du schlummern hier zum Schein.
Schon stockt das kleine Lied —

Das ist mein süßes Mädchen!
Ich hör' sie lachen ganz verstohlen,
Ich hör' sie nah'n auf leisen Sohlen,
Ich sehe schon den kleinen Schuh,
Mein Herz hält kaum die letzte Ruh' —
O, Du mein süßes Mädchen!
Ein Kuß — und alle Welt versinkt,
Und Alles um uns singt und klingt:
„O, Du mein süßes Mädchen!"

N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Albers, Paul, Eginhard und Imma. Epos. Illustrirt von H. Schylla. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

Anzengrubers, Ludwig, gesammelte Werke. Lieferung 43—49. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfl.

Auf den Spuren des französischen Volksliedes. Dichtung und Wahrheit von Ernst Pasqué und Eduard von Bamberg. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening.

Aus fremden Zunger. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 17—20. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aus Muallim Nadschi's Sünbüle. Die Geschichte seiner Kindheit. Aus dem Türkischen übersetzt von Adalbert Merx. Berlin, Georg Reimer.

Berger, Wilhelm, Von Glück und Leid. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Bormann, Edwin, Shakespeares Debut 1598. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Böttcher, Georg, Balladen, Legenden und Schwänke. Leipzig, R. Maeder.

Bröcking, Dr. phil. W., Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Gemeinverständliche Darstellung. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking.

Bruns, Max, Aus meinem Blute. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Budde, Dr. E., Naturwissenschaftliche Plaudereien. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Georg Reimer.

Cossmann, Paul Nikolaus, Aphorismen. München, Carl Haushalter.

Dahns, Felix, sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band IV. Bissula—Attila. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Delacour, Albert, Le Roy. Roman. Paris, Société du Mercure de France.

Fontane, Theodor, Der Stechlin. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Die Hungersteine. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Frapan, Ilse, Die Betrogenen. Roman. Berlin, Gebr. Paetel.

Gaedertz, Karl Theodor, Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt. 2. Tausend. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdl. Verl. Cto.

Garbell, Adolph, Leidfaden für den Unterricht in der russischen Sprache, I./II. I. Russische Fibel. II. Elemente der russischen Sprachlehre. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Giessler, Dr. C. M., Die Athmung im Dienst

der vorstellenden Thätigkeit. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
Gottschall, Rudolf von, Aus meiner Jugend. Erinnerungen. Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel).
Hausschatz moderner Kunst Heft 11, 12 u. 13. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.
Hegeler, Wilhelm, Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman. Berlin, F. Fontane & Co.
Hindersin, Friedrich v., Wuotrans Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann.
Hirt's, Ferdinand, Festgeschenk-Katalog. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
Hope, Antony, Die Abenteuer des Grafen Antonio. In autorisirter Uebersetzung von Robert Prölsz. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Hopfen, Hans, Die Engelmacherin. Mit Illustrationen von Hermann Kaulbach und dem Bilde des Verfassers von R. Schulte im Hofe. Berlin, Rich. Ecksteins Nachf.
— Der Väter zweie. Eine Geschichte aus dem modernen Berlin. Engelhorns allgemeine Romanbibliothek XV. J. 1. 2. Stuttgart, J. Engelhorn.
Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt Herausgegeben von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. Mit 5 Bildnissen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 16. Berlin, Photographische Gesellschaft.
Jensen, Wilhelm, Das Bild im Wasser. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Joachim, Joseph Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Zweite Auflage. Basel, Benno Schwabe.
Katscher, Leopold. Was in der Luft liegt. Zeitgemässes. Leipzig, Freund & Wittig.
Klarent, B., Die tüchtige junge Hausfrau. Durch langjährige Erfahrung erprobte Rathschläge. Eine Gabe für Bräute und junge Hausfrauen. Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung.
Kobell, Louise von, König Ludwig II. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 12 und 13. München, Jos. Albert.
Kohut, Dr. Adolph. Geschichte der deutschen Juden. Ein Hausbuch für die jüdische Familie. Illustrirt von Th Kutschmann. Voll-Lieferung 1. Berlin, Deutscher Verlag.
Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwickelung der bildenden Kunst vom klassischen Alterthum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Abtheilung III: Die Renaissance in Italien. Bearbeitet von G. Dehio. 110 Tafeln. Leipzig, E. A. Seemann.
Kunststätten, Berühmte, No. 1: Vom alten Rom. No. 2: Venedig. Leipzig, E. A. Seemann.
Lazarus, Prof. Dr. M., Die Ethik des Judenthums. Frankfurt a. M., Commissionsverlag von J. Kauffmann.
Limprecht, Carl, Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Elberfeld, Im Selbstverlage des Verfassers. Hofkamp 16.
Meinhardt, Adalbert, Stillleben. Berlin, Gebr. Paetel.
Moser, Andreas, Joseph Joachim. Ein Lebensbild. Berlin, B. Behrs Verlag.
Muret-Sander's encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Lfg. 8. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
Ost-Asien. Monatsschrift für Handel, Industrie, Politik, Wissenschaft, Kunst etc. I. Jahrg. No. 8. (Nov. 1898.) Berlin, Commiss.-Verlag, S. Calvary & Co.
Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen No. 7. (III. Bd., 1. Lfg.) Leipzig, E. A. Seemann.
Polonsky, Dr. Georg, Gewissen, Ehre und Verantwortung. Litterar. - psychologische Studien. (Ibsen, Gleb Uspenski, Leo Tolstoi). München, Hermann Lukaschik. G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
Riehl, Berthold. Die Kunst an der Brennerstrasse. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Rittland, Klaus, Sanitätsraths Türkin. Eine Kleinstadtgeschichte. Berlin, F. Fontane & Co.
Seiler, Friedrich, Gustav Freytag. Mit 28 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.
Spielbuch für Mädchen im Alter von 6—16 Jahren. Auswahl von Lauf-, Geräth-, Sing- und Ruhespielen für Schule, Volksspielplatz und Familie. Mit 45 Figuren. Gesammelt und beschrieben von A. Netsch. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Vorwort von Schulrath Prof. Dr. Euler. Hannover, Carl Meyer.
Stegemann, Hermann, Daphnis. Eine Dichtung. Frauenfeld, J. Huber.
Sturzberg, P., Im Unkraut. Roman. Leipzig, C. F. Müller.
Telman, Konrad, Tod den Hütten. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Tödter, H., Halderose. Leipzig, M. Heinsius Nachf.
Torrund, Jassy, Sonjas Rache. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Ulmann, H., Kaiser Wilhelm der Alte. Festrede, gehalten am 22. März 1897 in der Aula der Universität Greifswald. Greifswald, Julius Abel.
Verlaine, Paul, Gedichte. Uebertragen von Hans Kirchner. Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 1182. 1183. Halle a./S., Verlag von Otto Hendel.
Viebig, C., Dilettanten des Lebens. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.
Walther, K., Bismarck in der französischen Caricatur. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.
Westkirch, Luise, Eine Studentenehe. Roman. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Wichert, Ernst, Vom alten Schlage. Roman in drei Büchern. 3 Bde. Dresden, Carl Reissner.
Zaeslin, Emanuel, Heiliges. Basel, Benno Schwabe.
Zeitschrift, Wissenschaftliche, für „Occultismus“. Hrsgeg. von Dr. Ferdinand Maack, Hamburg, I. Jahrg. No. 1. Berlin-Neurahnsdorf, Adolf Brand.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
Siebenundachtzigster Band.
Schlesische Buchdruckers,, Kunst, und verlags,Anstc:,t
v. S. schottlaender.

Inhalt des 87. Bandes.

Nord und 5üd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
I.XXXVU. Band. — October zM. — Heft 259.
lMit einem Portrait In Radirung- Lngelbert Humperdinck)
WreAl « u
Schlesische Buchdruckerei, «unst. und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

EMPTY

Miß Anna-Belle.

Roman
von « ,, ^ ^'
Alfred Kon V^llmgnn.
— Vresden

Erstes Capitel,

Langsam, gleichsam zögernd, fielen die breiten Schneeflocken vom grauen Winterhimmel hernieder. Das Tageslicht schwand ganz allmählich, elektrische Lampen blitzten schon hie und da durch den winterlichen Dunst und verhalfen der ganzen Stimmung zu einem eigenthümlichen Reiz. Es gab keine scharfen Umgrenzungen mehr, sondern weich und dämmernd flossen die eckigen Massen der großen Paläste in einander, wenn man die lange, vornehme Fünfte Avenue hinunterblickte. Nnr wenn die eleganten Equipagen an den hohen Bogenlampen vorüberjagten, dann spiegelte und flimmerte der Wagen oder die reich beschlagenen Geschirre momentan im grellen bläulichen Blitzlicht. —

Auf dem breiten Trottoir kam eilenden Schrittes eine schlanke, junge Dame daher, gefolgt von einem schneeweißen Terrier. Es war eine selten anmuthige Erscheinung, von jener graziösen Sicherheit nnd der unnachahmlichen lässigen Eleganz, welche bei den amerikanischen Damen der uppsr tso. gleichsam typisch ist. Durch den getupften Schleier, welcher das edel geschnittene, feine Prosil umgab, blickten ein Paar große, sinnige Augen von unbestimmter Farbe; das überreiche nußbraune Haar wurde eben von einem hellen Schaufenster beleuchtet, es war leicht gewellt und refiectirte in einem ganz schwachen, röthlichen Schimmer. Miß Anna-Belle Andrew Wen ihr

Ziel erreicht zu haben; der junge Hund stürmte freudig bellend die steinerne
Freitreppe eines hell erleuchteten Gebäudes hinauf, wahrend feine Herrin,
das laute Gebell beschwichtigend, langsam folgte. Auf ein kurzes Glockenzeichen ösfnete sich die hohe, reich vergitterte Glasthür, hinter welcher ein
1*

alter, weißhaariger Neger in dunkler Kleidung sichtbar wurde; dieser öffnete,
ließ seine junge Gebieterin ein und verschwand mit dem lustig springenden
Terrier.
Miß Anna — wir gebrauchen ebenfalls die in der Familie übliche
Abkürzung — verweilte einige Augenblicke am Fuße der breiten Mahagonitreppe, auf deren Absatz zwei kostbare Bronzen standen. Diese waren als
Beleuchtungskörper eingerichtet und verbreiteten ein angenehmes mildes Licht.
Wohlige Wärme herrschte in dem weiten Treppenhaus. Auf der linken
Seite lagen die Wohnzimmer der Familie, rechts führten hohe Glasthüren
zu den Gesellschaftsränmen, durch welche man direct in den Wintergarten
gelangen konnte, der eine Sehenswürdigkeit New-Dorks bildete. Mrs. Sarah
Andrew, Annies Mutter, war heut at Iwms.
Fröhliches Stimmengewirr klang an das Ohr des jungen Mädchens,
welches noch einen Augenblick mit vorgebeugtem Oberkörper lauschte und
dann den weichen rothen Läufer hinaufhuschte. Oben wartete bereits ihre
Kammerjungfer, ösfnete die Thür zum Wohnzimmer, drehte mit flinkem
Griff an einer kleinen Messingkurbel, nnd Miß Annie betrat den eleganten
Raum. Iuliette, eine in Paris gemachte pikante Acquisition, warf eilig
einige Hickory-Scheite in das knisternde Kaminfeuer, nahm Hnl, Muff, sowie
die weiche Boa ab und glitt hinaus.
Als sich die Thür leise schloß, trat Annie vor den hohen Spiegel —
welche junge Dame thäte das übrigens gelegentlich nicht —, der die selten
ebenmäßige Figur im tadellos sitzenden tailor maäs getreulich zurückgab.
Sodann streiste sie die Handschuhe von den kräftigen, schmalen Händen,
setzte sich an den geräumigen Schreibtisch, der quer vor einem Fenster postirt
war, und schrieb.
Das mittelgroße, oreisenstrige Zimmer war keineswegs das übliche
Damenboudoir, dazu fehlten Spitzen, Schleisen, Nippes und andere sonst
obligate Sachen.
Miß Annie liebte das nicht.
Die Wände, sowie der Plafond, von welchem ein achtarmiger Messingleuchter herabhing, waren mit mattrothem Stosf bespannt, in welchen große
Lilien eingewebt waren. In unregelmäßiger Reihenfolge hingen werthvolle
alte Bilder an Schnüren herab. In der Mitte des Zimmers befand sich
ein Etablissement, bestehend aus einem großblumigen Canapö, auf dem ein
halbes Dutzend Kissen umherlagen. Vor demselben stand ein sehr großer
Tisch, völlig bedeckt von englischer, französischer und deutscher Lectüre. Den
Platz von einer Ecke bis mitten in das Zimmer nahm ein Steinway-Stutzflügel ein. An einer schmalen Wand hing das von O. Kannon — dem
damaligen Modemaler — gefertigte Aquarell, Miß Annie mit ihrem Ponygespann darstellend, darüber ein Gestell mit Reitpeitschen, Rackets und
anderen Sportutensilien.

Ein feiner Duft von frischen Blumen und Pflanzen erfüllte das
Zimmer. Das Licht der bauchigen elektrischen Lampe glitzerte in den prächtigen
bläulich-rothen Edelsteinen, welche die abnorm weißen Hände der emsig
Schreibenden schmückten.
Der kurze Brief schien beendet, und Miß Annie las halblaut:
Geehrter Herr!
Ich werde Dienstag Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr in Ihrer
Privatwohnung sein, um das in Frage stehende Geschäft zu erledigen.
Achtungsvoll
Mß Anna-Belle Andrew.
Das „Geschäftliche" schien, nach dem leichten Seufzer zu urtheilen, mit
welchem die Verfasserin obiger Mittheilnng das schmale Couvert schloß, nicht
gerade angenehmer Natur zu sein. Der Brief wurde an Mr. Whitestone,
11 Market-Street, N. Y., City adreffirt.
Die junge Dame legte das Schreiben auf die juchtene Schreibmappe,
ging mit elastischem Schritt in das anstoßende Schlafzimmer, kehrte nach
kurzer Zeit im beguemen Mgligö zurück und nahm vor dem helllodernden
Kamin feuer Platz.
Es lag jetzt etwas eigenthümlich Weiches, ein seltsamer Contrast zu
dem vorherigen prononcirten Selbstbewußtsein, über der schlanken Gestalt,
welche mit aufgestützten Händen in den rothen Glast hineinträumte.
Nach einer Weile schreckte Anna-Belle empor.
Ein Funken war laut prasselnd ans dem Kaimn herausgesprungen.
Langsam erhob sie sich und warf einen schnellen Blick auf die Wanduhr.
Annie klingelte ....
Iuliette erschien, richtete ihre SchwarzkirschenÄugen fragend auf die
junge Gebieterin und erhielt den Auftrag, das Bad zu bereiten. Die Zose
betrat den angrenzenden Baderaum, in welchem es gleich darauf zu plätschern

und rauschen anfing.
Darauf hatte sich die Zose wieder an den großen Corridorschränken zu
schaffen gemacht; ihre kleine, zierliche Figur verschwand beinahe in der Masse
behutsam über beide Arme gelegter Garderobenstücke.
In diesem Augenblicke ösfnete sich eine auf denselben Gang führende
Thür, und ein junger überschlanker Mann im Smoking, weißer Weste und
riesigem Nelkenstrauß im Knopfloch trat heraus.
Es war ein echt amerikanisches, etwas hartgeschnittenes Gesicht; die
geschwungenen Mundlinien schlossen sich meistens nicht völlig, sondern ließen
eine Reihe würfeliger Zähne sehen. Nur dann und wann verloren die
hübschen Züge, welche an die schöne Schwester erinnerten, durch einen
kalten hochmüthigen Zug, den ein nnnöthig großes Monocle noch vermehrte.
Kaum hatte Harry das hochbepackte Mädchen erblickt, so näherte er sich
schattengleich der emsig Beschäftigten, Klisf dieselbe plötzlich herzhaft in die

frischen Backen, was das junge Ding mit einem leichten Aufschrei quittirte,
der eigentlich mehr Aufforderung als Abwehr deutete. Der stürmische
Elegant mußte eine ähnliche Auffassung der Situation haben, denn er versuchte die sich geschmeidig Sträubende mit einer schnellen Bewegung um die
fabelhaft schlanke Taille zu fassen, was ihm auch gelang. Eben wollte er
dem glühenden Mädchen einen Kuß auf die vollen Lippen drücken, als Inliette
mit einem drehenden Ruck dem Bedränger entschlüpfte und zoimig kichernd
durch eine Seitenthür verschwand.
Mr. Harry setzte sein Einglas fester in das Auge hinein, schnippte
ärgerlich mit den Fingern nnd schritt, leise pfeisend, langsam und würdevoll
die breite Treppe herab.
Eine halbe Stunde später folgte die berückend aussehende Anna-Belle
in hellvioletter Abendtoilette, große dunkle Veilchen an der Corsage, ihrem
Bruder.
Als die Haustocher den Wintergarten betrat, grüßte sie die distinguirte
Gesellschaft mit allgemeinem „Ah".
Die berühmten „Vierhundert" mochten ungefähr dreißig weibliche und
männliche Vertreter entsendet haben. Die Familien Vanderwell, Barker,
Harrisson, Depew, Mordle — mit den pikanten Zwillingsschwestern Iane
nnd Alice — waren mit Anderen erschienen. Man bemerkte auch
Mr. P. O. Talbert, den Krösus der Wall-Street, in Begleitung seiner
fascinirenden Gattin, deren Alabasterschultern einem anwesenden Künstler die
Ruhe raubten. Mrs. Carmen Talbert, welche ihre Vorzüge kennen mußte,
erschien zum Entzücken der Herrenwelt stets außerordentlich geschmackvoll „ausgezogen". Nicht zu vergessen den braven General Risle, der zwar ungeheuer
martial aussah, von dem jedoch kein lebendes Wesen wußte, wie er eigentlich
General geworden war.
Man hütete sich übrigens, darüber nachzuforschen.
Als ihn nämlich einmal ein nmthiger junger Mann, durch eine hol«
Wette verleitet, darüber befragte, ei-zählte ihm der alte Haudegen mit
Donnerstimme die Geschichte des Nordamerikanischen Bürgerkrieges nnd entließ
den vorwitzigen Frager in erbarmungswürdigem Zustande.
Während Annie bei den Versammelten ihre Begrüßungsrunde machte,
kam ihr Vater Arm in Arm mit einem kleineren, gutmüthig dreinblickenden
Herrn heran und stellte diesen als Lord Welton vor.
Es war zur damaligen Zeit große Mode in den amerikanischen Salons,
Engländer mit klangvollem Familiennamen bei sich zu sehen. Daher fanden
sich in New-S)ork auch stets eine Anzahl Baronets, Honorables nnd Viscounts,
welche gewöhnlich das Entzücken der jungen Republikanerinnen, wie deren
gesammter weiblicher Verwandtschaft bildeten und gleichzeitig den „svslls",
die Mode machten.
Etwas reservirter verhielten sich meistentheils die Väter oder Vormünder
— wenigstens anfänglich.

Ein veritabler Lord natürlich war schon eine Zrsat attr«otion, zumal
die geschäftige Fama bereits Näheres von dem sehr bedeutenden Grundbesitz
und mehreren historischen, vielthürmigen Schlössern zu berichten wußte.
Trotz der bei jeder Gelegenheit hervortretenden Animosität zwischen Alt-England und dem Sternenbanner war es dennoch das heiß ersehnte Ziel
vieler jungen Mädchenherzen im Lande der Freiheit, sich den obligaten
Emvfangsschnupfen im Nansicin Houss und bei dieser Gelegenheit Iemanden
vom Hochadel zu holen. —
Lord Welton, jener weitverzweigten Klasse der Alobs trottsr angehörend, war auf einer partiellen Weltreise begriffen und bereits zum zweiten
Male in New-Dork. Der englische Standesherr hatte mit mehreren internationalen Freunden in Nubien und am Senegal überaus erfolgreich auf
Löwen gejagt, war dann nach Rio gegangen, wo feine verheirathete Schwester
lebte, und beabsichtigte, einen Theil des Winters wiederum in NewDork und
Washington zu verbringen.
Soeben hatte Iemand neben dem summenden Samovar, hinter welchem
Anna-Belle die Haustochter-Pslicht erfüllte, einen Platz freigelassen. Welton

steuerte mit langgeübter Geschicklichkeit über raschelnde Schleppen nnd zwischen
lebhaft conversirenden Menschen hindurch rasch an die Seite der eisrigen
Beschäftigten und bat um eiue Tasse Thee.
Es entspann sich bald ein trauliches Gespräch, wie zwischen alten Bekannten.
Anna-Belle war, wie wohl jede Amerikanerin, eine enragirte Freundin
von jeglichem Sport; sie erkundigte sich daher lebhaft interessirt nach Iagd
und Abenteuer. Ihr Nachbar gab bereitwilligst Auskunft und erzählte dem
gespannt lauschenden jungen Mädchen in anspruchsloser Weise, er sei von Haus
aus ein wenig Naturforscher und Mineraloge, dabei allerdings auch leidenschaftlicher Iäger.
„Meine Sammlungen," erklärte der Standesherr, sich vergnügt die
Hände reibend, „sind nunmehr ziemlich vollendet, wenigstens soweit das
für meine momentanen Zwecke nöthig ist. Die Iagdpassion wird allerdings
so bald nicht befriedigt sein, zumal ich nur Thiere jage, welche wir
Europäer gewöhnlich nur in minderwertigen Exemplaren in den Zoologischen
Gärten zu Gesicht bekommen."
„Also vor allen Dingen Löwen und Tiger," warf feine Nachbarin
erregt ein. „O, ich begreise das! Es muß ja für einen Mann ein herrliches, erhabenes Gefühl sein, zum ersten Mal dem Könige der Thiere
Aug' in Auge gegenüber zu stehen, seine gewaltige Stimme zu vernehmen
und ihn endlich, der Gefahr trotzend, zu erlegen!"
Das Thema interessirte.
Die Gesellschaft war aufmerksam geworden, man wollte wissen, was
Annie so begeisterte, und ihr Theekessel war bald belagert.

Der Lord blinzelte mit pfisfigem Gesicht zu der schönen Sprecherin
hin, nahm einen großen Schluck aus der Theetasse und replicirte mit einer
kleinen ironischen Beimischnng:
„Verzeihen Sie mir, Miß Andrew, wenn ich diese — diese Illusionen
etwas zerstören muß; als ich aber zum ersten Male in meinem Leben in
Nubien dem ‚Herrn mit dem dicken Kopfes wie ihn die Araber taufen, gegen-
überstand — oder vielmehr lag . . . ."
Lord Welton machte eine kleine Pause, die er zum Theetrinken ausnützte.
„Nun?" riefen mehrere Damen mit gleichmäßiger Ungeduld.
„Offen gestanden, meine Damen und Herren, da hatte ich zunächst
weder ein besonders herrlich, noch besonders erhabenes Gefühl."
„Unmöglich, Lord Welton," rief Annie aufspringend, stimmte aber
dann vergnügt in das allgemeine Lachen ein.
„Nun gut! — Aufgeregt war ich aber sicher, und zwar in ziemlich
hohem Grade, das lasse ich mir absolut nicht nehmen. Uebrigens kann
mein Freund und Iagdgenosse Sir Howard, der nnter dem Spitznamen
‚Löwenkapitän' in diesem Lande, in Afrika und Australien so bekannt ist,
wie die Damen bei ihren Modistinnen, meine erste Empfindung bestätigen."
Verschiedene Herren erinnerten sich, die Bekanntschaft des berühmten
Capitäns irgendwo gemacht zu haben.
Die Herrenwelt, nnter der sich namhafte internationale Iäger befanden,
kam bald auf das unerschöpfliche Thema der Iagderlebnisse.
Die Damen aber schienen das Stichwort „Modistin" aufgefangen zu
haben und erörterten mit fachlicher Lebendigkeit die Vorzüge der beiden
New-Aorker Capacitäten Madame Blanche und Mademoiselle Dufour. Endlich
erzielte der Einwurf, daß die Preise beider Magazine exorbitant wären,
eine leidliche Einigung der erregten Debatte,
Die Unterhaltung begann wieder allgemeiner zu werden.
Da erschien Iosua, der farbige Haushosmeister, vor der großen Sammetportiöre, meldend, daß mehrere Wagen der Herrschaften
vorgefahren.
Man erhob sich geräuschvoll.
Die Damen verabschiedeten sich wie bei einer jahrelangen Trennung,
die Herren reichten einander die Hände, sahen sich treuherzig in die
Augen, und bald hörte man die Wagen zur Rampe herabrollen.
Der Letzte, welcher sich empfahl, war Lord Welton.
Mutter und Tochter saßen allein in dem prächtigen Wintergarten,
welcher unter der Leitung eines OberMtners sich znr botanischen Sehenswürdigkeit der Stadt entwickelt hatte.
Die Familie Andrew besaß in Louisiana und Florida große Zucker-,
Reis- und Baumwolle-Plantagen. Von diesen ansgedehnten Pflanzenreichen
Besitzungen wurden besonders schöne Exemplare von Cedern, Cypressen,
seltenen Föhren und Magnolien herbeigesandt. Diese Pflanzen kamen

ziemlich jung an, reichten aber, wenn sie das Klima ertrugen, im Laufe
der Iahre oftmals bis zu dem hohen Glasdach hinauf, dessen Mitte eine
ron zierlichen Eisenstäben gebildete Kuppel war.
Momentan hatte der weite Raum einen völligen Schatz an hochstämmigen
Tropenpflanzen. Der Wintergarten mit seinen Treibhäusern war das
besondere Departement von Miß Annie, welche den Blumen und Gewächsen
regste Fürsorge angedeihen ließ; namentlich interessirten sie die frisch aus
dem Süden eingetroffenen Pflanzen. Den Ort, wo ihre Pfleglinge noch
längere Zeit im Baumwollen- oder Bastkleide rerbleiben mußten, nannte
sie ihren Kindergarten.

Mrs. Sarah Andrew strich mit zufriedener Miene über das schwere
Seidenkleid und wollte eben feststellen, welchen Eindruck wohl Lord Welton
auf ihre Tochter gemacht habe, als dieser wohldurchdachte Plan eine unwillkommene Verzögerung erlitt.
Ein Tiener erschien mit der Meldung, daß fervirt sei, und gleich
darauf betrat der Hausherr in Begleitung eines hochgewachsenen, jugendlich
aussehenden Herrn, der den Damen als Mr. Wartenfels vorgestellt wurde,
den Wintergarten.
„Ich muß," sagte der Fremde, den blonden, kurzgeschorenen Kopf
leicht neigend, „die Verzeihung der Damen erbitten, daß ich nicht in
Abendtoilette erscheine, glaubte indessen nicht, daß die geschäftliche Unterredung einen so angenehmen Abschluß finden würde."
„Keine Ceremonie," entgegnete der Hausherr, nährend die Damen
freundlich lächelten, „ich habe Ihre Person, nicht Ihren Frack zu Tisch
geladen. Bitte, führen Sie Mrs. Andrew."
Man begab sich in den hohen Eßsaal, Ivo sich bereits eine Dame
von origineller Unschönheit mit prononcirt slavischen Gesichtszügen befand.
Es war Mademoiselle Dostojcwska, eine Art Gesellschafterin der Tochter
des Hauses.
„Ist der Verfasser ron ‚Raskolnikow' ein Verwandter ron Ihnen,
Fräulein?"
Die Russin blickte verwundert zu dem Riesen auf. Es war so selten,
daß Iemand in diesem Lande sich ihren Namen merken konnte.
Bald daranf huschte ein Schatten über das männliche Gesicht, und
ein ziemlich lakonisches „Leider nein!" wurde dem Fragenden als Antwort.
Ein Platz blieb noch unbesetzt.
Mr. Andrew wandte sich an den alten Iosua, da erschien mit der
Würde eines spanischen Granden, in sorgfältigster Toilette der Sohn des
Hauses, welcher den smokin^ mit dem Frack vertauscht hatte, und reichte
nach sehr kurzer Vorstellung durch seinen Vater dem Gast die schöugepflegte
Rechte.
Mr. Harry William George Arthur Andren, wechselte, um doch nicht
gänzlich unthätig zu sein, täglich drei- bis viermal seinen äaßeren Menschen,

und würde sich höchst wahrscheinlich eher in einen Löwenkäfig begeben, als
sein Diner anders als im Frack eingenommen haben. Nebrigens besaß
dieser hervorragende Bürger der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika noch
andere Talente, welche später nicht unerwähnt bleiben sollen. —
Mr. Wartenfels hatte sich mittlerweile mit überraschten Blicken in der
weiten Halle umgesehen. Das riesenlange Büffet, auf welchem schweres
Familiensilber umherstand, war gleich dem Plafond und den hohen Lederstühlen aus dunkelstem Eichenholz. An den Wänden entlang liefen lange
Stellagen mit unzähligen Fächern, in welchen ebenso wie auf den hohen
Thürgesimsen seltene Poterie und altvenezinnisches Glas in wnnderlichen
Formen und Arten umherstand.
Der Hansherr ließ übrigens nicht lange Zeit zu diesen Betrachtungen,
sondern verwickelte seinen Gast in geschäftliche Themen, wobei sich Letzterer
auf den verschiedensten Gebieten außerordentlich unterrichtet erwies.
„Wo haben Sie denn bis jetzt gelebt, Mr. Wartenfels?" fragte die
Dame des Hauses ihren Nachbar.
„In Mato-Grosso, Süd-Amerika, Madame. Ich war Chef-Ingenieur
in einem Bergwerk und bin fortgegangen, weil das Unternehmen in eine
Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, welche ihre Beamten selbst anstellen will."
„Sind Sie direct von dort hierher gekommen, Mr. Wartenfels?" fragte
Annie herüber.
„Nicht ganz direct; ich hatte Empfehlungen nach New-Orleans, fand
aber die dortige Stelle leider bereits besetzt."
„Wie hieß denn dieses Unternehmen?" forschte der Hausherr, dessen
Interesse wieder erwachte.
„?Ks LcmtKsrn Mtionsl Lugar LomvaAins!"
„Das thut mir in der That leid, — Mr. Andrew zog sein Notizbuch
aus der Tasche des langen Ueberrockes — diese Stelle ist allerdings vor
drei Wochen besetzt. — Das Unternehmen gehört mir."
Lebhaft überrascht setzte der junge Ingenieur das eben ergriffene Glas
wieder auf den Tisch, und als er aufblickte, begegnete er einem dunklen
Augenpaar, welches teilnehmend zu ihm herübergeschaut hatte.
Zufällig hatte Annies Mutter die jungen Leute beobachtet.
Mrs. Andrew war erstaunt.
Es war so gar nicht die Art ihrer Tochter, bei ersten Begegnungen
mit Gästen des Hauses ein besonderes Interesse zu zeigen. Das jnnge
Mädchen kam den im Elternhause verkehrenden Herren nach amerikanischer
Mädchenart völlig unbefangen und harmlos entgegen.
Mrs. Andrew beobachtete weiter. Mit dem feinfühligen Jnstinct der
erfahrenen Frau und jener gewissen ahnungsvollen Unruhe einer Mutter,
erblickte sie in dem blonden Necken eine unbestimmte Gefahr.
Es fand sich übrigens im Berlaufe der Mahlzeit keine Gelegenheit zu
weiteren Befürchtungen. Wartenfels, welcher eine feine Küche verständniß-

voll schätzte, aß und trank mit dem besten Appetit und setzte dabei dem
alten Herrn seine Zukunftspläne kurz und klar auseinander, woran dieser
außerordentlichen Gefallen zu finden schien.
Das nach französischer Manier bereitete Mahl näherte sich dem Ende;
man war beim Dessert angelangt.
Mr. Andrew nahm seinen Gast nunmehr vollständig in Beschlag.
Die geschäftlichen Verhältnisse, der Grubenbetrieb in Mato-Grosso,
mußten den Hausherrn ganz speciell interessiren; er schien über die etwas
reservirte Auskunft des jungen Mannes nicht sonderlich befriedigt. Immer
wieder stellte er seine orientirenden Fragen, die sein Gegenüber zu längeren
Auseinandersetzungen verpflichteten.
Auf diese Weise war es dem Gast unmöglich gewesen, sich mit den
Damen zu unterhalten.
Nur ab und zu streifte sein scharfer Blick das feine Prosil der jugendschönen Tochter, oder er fing ein blitzartiges Leuchten aus den kleinen Augen
der Russin auf, die ihn gelegentlich musterten. Harry schwieg zumeist.
Mrs. Andrew gab nach einem sondirenden Blick auf die Tafel das
Zeichen zum Aufbruch und benachrichtigte ihren Gatten, dH man heute mit
Mordles eine Loge im Casino-Theater habe, um Lilian Russell in den
Brigands zu sehen. Man verabschiedete sich, die Damen machten Toilette
zum Theater, Harry begab sich in seinen Club.
„Haben Sie heute noch Etwas vor, Mr. Wartenfels?" fragte der
Hausherr, als sich sein Gast zu verabschieden gedachte.
„Nein, mein Herr, außer mich tüchtig auszuschlafen, erwartet mich
heute keine Beschäftigung mehr."
„Dann nehmen Sie mit mir den Kaffee und rauchen eine Cigarre?"
Der Ingenieur bejahte; die Herren gingen durch eine kleine Tapetenthür über einen schmalen Corridor und gelangten in einen kleinen Raum,
welcher mit gepreßter Ledertapete versehen war. Um einen schweren Tisch
standen mehrere tiefe Ledersessel, auf welchen man sich's bequem machte.
Ein Diener brachte Kaffee, eine kleine Spirituosen-Batterie und
Cigarren. Als Beide allein waren, begann der Aeltere:
„Mein lieber Mr. Wartenfels, ich bin meinem alten Freunde Talbert
dankbar, daß er Sie schickte. Sie scheinen ein vernünftiger Mann, und
Ihre geschäftlichen Principien gefallen mir ausnehmend gut." Darauf sah
der Sprecher dem Anderen scharf in's Gesicht und fuhr ohne jeden Uebergang fort: „Was halten Sie von der neuen Bergwerk-Actien-Gesellschaft in
Mato-Grasso?"
Der Gefragte blies, ohne fein Erstaunen merken zu lassen, gemächlich
den bläulichen Rauch der kostbaren Cigarre nach der Decke und erwiderte
trocken:
„Nichts . . .!"
„Was will das sagen?"

„Das will sagen, daß ich die neue Compagnie für ein recht bedenkliches Unternehmen erachte, was ich übrigens vorläufig nur als eine zu Ihnen geäußerte Privatansicht zu betrachten bitte. Wie gesagt, — vorläufig. Auf längere Zeit wird sich das Unternehmen kaum halten können."
Mr. Andrew furchte die Stirn.
„Können oder wollen Sie mir hierfür eine ausreichende Erklärung geben?"
Der Ingenieur strich mit peinlicher Sorgfalt die Asche seiner Havannah
in eine Bronzeschale und entgegnete nachdrücklich:
„Unter gewissen Bedingungen Ia! . . ."
Mr. Andrew rückte ungeduldig seinen schweren Sessel näher und sagte
alsdann leise und eindringlich:
„Ich bin auf der Stelle bereit, Ihnen für eine fachmännische Auskunft
jede Entschädigung, welche Sie von mir verlangen, zu garantiren!" — Bei
diesen Worten griff seine Hand mechanisch nach dem Checkbuch.
Sein Gegenüber setzte die leere Kaffeetasse wieder auf den Tisch und
machte eine abwehrende Handbewegung.
Sodann sagte er, jedes Wort scharf betonend:
„Sie haben mich mißverstanden, Mr. Andrew. Es handelt sich für
mich lediglich darum, welcher Art Ihr Interesse an der erwähnten Gesellschaft
ist. Nur unter der Bedingung, daß dieses ein wichtiges — persönliches
oder geschäftliches — wäre, kann ich Veranlassung haben, mich weiter über
das neue Unternehmen zu äußern . . ."
Der alte Herr erhob sich rasch, sah nach der Uhr und sprach:
„Vertrauen gegen Vertrauen, — ich soll morgen Vormittag Besitzer von
Mato-Grasso-Actien im ungefähren Werthe einer Viertel-Million Dollar sein."
„Das darf aber unter keinerlei Umständen geschehen!" rief Wartenfels
aus. „Vergeben Sie mir meine durch bittere Erfahrungen erkaufte Zurückhaltung und hören Sie:
Als ich vor ungefähr zwölf Iahren nach Mato-Grasso gelangte, war
dieser Ort noch Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Brasiliens. Das
Bergwerk lag halbwegs zwischen der Hauptstadt und Diamantino, welches
damals seinen stolzen Namen noch verdiente.
Die Gold- und Diamantenausfuhr wurde von dem damaligen Eigner,
Patrick O' Kannon, einem Irländer, in zwei, mir später unterstellten Gruben,
acht Iahre lang betrieben. Dieser Mann lebt übrigens jetzt als vielfacher
Millionär in seiner Heimat. Einschalten will ich noch, daß der Grubenertrag bereits unter dem Genannten nachzulassen ansing. Der

schlane Ire
verkaufte, und sein Nachfolger wurde Mr. Cook — E. F. Cook — der mich
in meiner bisherigen Stellung beließ." —
„Einen Augenblick, Vir. Wartenfels," unterbrach ihn der Andere. „In
Ihren Papieren wird nämlich auch von chemischen Erfolgen gesprochen, —
sind Sie denn gleichzeitig Chemiker? . . ."

„Gewiß. Ich habe Chemie studirt und auch während der Erkrankung
des ersten Bergwerk-Chemikers dessen Geschäfte übernommen. Bei dieser
Gelegenheit gelangen mir nun mehrere ziemlich wichtige Ouecksilber-Analysen.."
„Zum Patent brauchbar?"
„Ach Gott!" lachte der Blonde, „da unten noch Patent-Scherereien!"
Der Frager nickte zustimmend, während der junge Ingenieur fortfuhr:
„Der neue Besitzer bemerkte bald zu seinem Schrecken, daß er das
Werk zu theuer erworben hatte. Durch Sparsamkeit am unrechten Ort,
beispielsweise am Förderungsmaterial, durch Entlassen von besser dotirten,
intelligenten Arbeitern, suchte er nun die Betriebskosten zu verkleinern. Er
verringerte naturgemäß auch die Ausfuhr. Wichtige fachliche calisornische
Erfindungen wurden unbeachtet gelassen, jede Neuerung als zu kostspielig
verworfen. Die alten, primitiven Maschinen waren ja zum Theil garnicht
mehr zeitgemäß, — die Gruben arbeiteten eigentlich nur noch mit Verlust.
Dazu kam als Hauptsache, daß sich die Gruben entwertheten, die Goldadern sich in erschreckender Weise verminderten; an Stelle der reichgehaltigen
Goldquarze traten immer häufiger geschwefelte Erze mit minimalem Edelmetall. Edelsteine fand man — sehr vereinzelte Fälle ausgenommen —
überhaupt nicht mehr.
Unsere letzte Iahresbilanz bedeutete den Anfang des Ruins ..."
„Wurde der Betrieb aufrecht erhalten?" forschte der Zuhörer.
„Es wurde weitergearbeitet."
„Mit reducirten Arbeitskräften?"
„Im Gegentheil; im Vorjahre stellte man plötzlich neue Arbeiter an,
die ganz unnöthige, aussichtslose Förderungsarbeiten machen mußten, — so
eine Art Scheinarbeit.
„Und was geschah denn nun weiter?"
Eines Tages, — vor vielleicht einem halben Iahre, — brachte mein
Chef, außerordentlich gut gelaunt, einen Mann in meine Office, der sich
Whitestone nannte und ein höllisch geriebener Geschäftsmann zu sein schien.
Ich erhielt den Auftrag, ihm die Gruben und den Betrieb zu zeigen,
und Mr. Whitestone orientirte sich überall, — auch in dem ihm auf specielle
Ordre vorgelegten Hauptbuch — bis in das Detail. Er reiste wieder ab;
kurze Zeit darauf erschien ein zweiter Besuch bei uns, dessen Namen ich
vergessen habe, der mir jedoch als Ingenieur vorgestellt wurde.
„Baker? ..." rief der Hausherr in seinem Notizbuch lesend.
„Ich kann mich wirklich nicht erinnern," entgegnete der Gefragte.
„Der angebliche College fuhr mit ein, machte Steinproben und Analysen,
die übrigens zumeist mißlangen, und sprach sich mir gegenüber über Alles
hoch befriedigt aus. Zum Schluß prophezeite er den Gruben die größte
Zukunft. Ich nahm den Mann natürlich nicht ernst und ging wieder in
mein Bureau. Ain andern Tag rief mich Mr. Cook in die Office, wobei

er mir ein großes Schriststück übergab, in welchem die Ansichten des fremden
Collegen womöglich noch drastischer zu Papier gebracht waren.
Dieses Pamphlet erinnerte mich unwillkürlich an die bekannten Seiseilreclamen ..."
Mr. Andrew lächelte.
„Aber dies Alles war nur Vorspiel. Ietzt kommt der Schlußesfect,
Mr. Andrew! Mein Chef stellte in brüsken Wotten das Ansinnen an mich,
das eben gelesene Schreiben, welches die Unterschrist des Verfassers trug,
auch mit meinem Namen gegenzuzeichnen. Ich protestirte energisch, bewies
klipp und klar das Gegentheil sämmtlicher aufgestellten Behauptungen und
erhielt ..."
„Natürlich Unrecht!" rief der alte Herr dazwischen.
„Meine Entlassung!" ergänzte der Iüngere.
„Sie nahmen sosort ans"
„Natürlich! — Eigentümlicher Weise sogar mit schwerem Herzen.
Ich hätte vielleicht nach meiner langen Thätigkeit eine andere Form der
Entlassung verdient, auch hatte ja der Ort, wo alljährlich das Sumpffieber
bedeutende Opfer forderte, nichts Verlockendes. — Gleichviel, der Abschied
wurde mir schwerer, weit schwerer, als ich glaubte, — die liebe Gewohnheit
und dann, . . . was habe ich in den zwölf Iahren da unten Alles erlebt!
Doch das gehört wohl nicht hierher, — meine Meinung über die
neue Actiengesellschaft ist Ihnen jetzt bekannt, Mr. Andrew."
Beide Männer hatten sich erhoben.
Der Aeltere reichte dem Ingenieur seine Hand und sprach in warmem Tone:
„Ich danke Ihnen vorläufig, Mr. Wartenfels. Sie haben mir heute
einen großen Dienst erwiesen. Es wäre für mich, anderer Unternehmungen
wegen, von größter Wichtigkeit gewesen, in Brasilien Fuß zu fassen, —
selbst mit noch bedeutenderen Opfern. Ihre klare, fachmännische Darlegung,

die Art und Weise des dortigen Geschäftsbetriebes, hat jedoch meine Abneigung gegen das mir vorgeschlagene Geschäft bestärkt; ich werde meine
Maßnahmen treffen . . .
Doch nun zu Ihnen. Da Sie doch wohl jetzt zunächst in New-Aork bleiben
werden, erbitte ich baldigst Ihre Adresse. Sie wohnen noch im HStel? —"
„Im Hosfmann-Haus."
„Uebrigens hosfe ich, Sie mit Bestimmtheit östers bei mir zu sehen."
Wartenfels versprach das, indem er sich für die ihm erwiesene Gastfreundschaft bedankte. Noch ein kräftiger Handdruck, und bald ging der
blonde Hüne mit langen Schritten die stille Avenue herunter seinem HStel zu.
Trotz der strapaziösen Reise vermochte er noch lange keinen Schlaf zu
finden. Verschiedene Bilder zogen wie im Nebel an seinem Lager vorüber, bis
endlich die immer wieder zerrinnenden feste Form gewannen, um sich wiederum
aufzulösen. Wohlthuender Schlummer befreite ihn von diesem Gaukelspiel.

Miß Anna-Belle.
Zweites Capitel.
Die Familie Andrew stammte aus Virginia und gehörte sowohl zu
den ältesten als reichsten der City. Durch rastlose Thätigkeit, durch Verbindung mit Familien der besitzenden Klasse hatte sich im Laufe der Zeit
das Vennögen derartig vergrößert, daß die einheitliche Verwaltung desselben
schwierig geworden war.
Ein Theil des Kapitals steckte in den bereits erwähnten Besitzungen in
der Nähe von New-Orleans, woselbst sich ein mit General-Vollmacht versehener
Vertreter befand, dem auch die Controle der Zuckerfabrik und der Plantagen-Beamten oblag. Es war dies naturgemäß ein außerordentlich verantwortlicher,
anstrengender Posten, und Vir. Peddleton, welcher schon lange Jahre für
die Familie thätig war, hatte bereits mehrfach gebeten, ihn von dieser Stelle,
welche eine jüngere Kraft erheische, zu entheben. Mr. Andrew war bei
seinem letzten Besuch in den Südstaaten von seinem Vertreter persönlich
dringend ersucht morden, ihm einen Nachfolger zu geben.
Es war in der That Roth am Mann. Man bedurfte nicht allein
einer kaufmännischen Kraft mit bedeutenden Fachkenntnissen, der Generalvertreter mußte auch stundenlang zu Pferde sitzen können, um besonders
während der Erntezeit einen genauen Einblick in die verschiedenartige landwirtschaftliche Thätigkeit zu gewinnen.
Bekümmert kam Mr. Andren' nach New-Iork zurück. Sein Sohn
und Erbe war zwar bereits 28 Jahr alt, hatte aber — gänzlich aus der
Andrew'schen Art schlagend — nicht das geringste Talent und noch weniger
Lust zu irgend einer ernsten Thätigkeit. Er hatte mit Mühe und Noth auf den:
fashionablen Columbia-College die vorgeschriebenen Examina absolvirt, wobei
er ein leidenschaftlicher toor-ball-Spieler geworden war, den sein tssin
hoch schätzte. In der allerjttngsten Zeit aber hatte seine Vorliebe für das
Ewig Weibliche derart zugenommen, daß der Vater mehrere Male feinen
ganzen Einfluß und bedeutende Geldopfer in die Waagschale werfen mußte.
Man hätte sonst Andrem jun. durch Nachtpolizisten aufheben lassen, eingesperrt und am nächsten Morgen mit allerlei fragwürdigem Gesindel dem
Mchter vorgeführt.
Es war allerdings zweimal der Versuch gemacht worden, den jungen Mann
wenigstens formell zu beschäftigen, zu welchem Zwecke man ihm einen Theil
der einfachen französischen Correspondenz im väterlichen Bureau übergeben
hatte. Das Resultat jedoch überaf alle Erwartungen. Der neue Correspoudent, der vielleicht eher zum Diplomaten geboren war, verstand es, ganz
harmlose Aufträge derartig zu compliciren, daß zahlreiche Kabel einliefen,
welche um bescheunigte Aufklärung baten. Der alte Andrew, welcher in Geschäften wenig Spaß verstand, rief seinen Sprößling zu sich und sagte ihm
in seiner trockenen Manier, er möge sich zum Teufel scheeren.
Jung Harry ging, aber nicht zum Teufel, sondern zu Mrs. Andrew,
welche ihn abgöttisch liebte, und beklagte sich, daß ihn „Pa" derartig vor

dein Buchhalter bloßgestellt habe. Die Mutter beruhigte den erregten
Jüngling, bei welcher Gelegenheit übrigens ganz umnotivirt eine ellenlange
Harry'sche Schneiderrechnung zum Vorschein kam, und versprach, mit „Pa"
zu reden.
Das Resultat dieser Besprechung, welche am folgenden Tage stattfand,
war, daß Harry als Assistent-Clerk in das Comptoir von Mr. Jalbert
wanderte. Hier erhielt er seinen Platz neben einen: uralten gutinüthigen
Buchhalter, bei dein er unwichtige Briefe copiren mußte, um sich den nöthigen
Geschäftsstil anzueignen. Der alte, ehrliche Hopkins, Harrys Mentor,
befaß nur eine einzige Leidenschaft in seiner streng soliden Zahlenseele, und
diese bestand in einer unbezähmbaren Vorliebe für feine Cigarren. Sein Schüler,
in solchen Sachen überaus findig, erkannte bald die taktische Schwäche des
würdigen Herrn und eröffnete ihm freigebig einen unbeschränkten Credit
ans die unübertrefflichen HavannahS seines Vaters; legte ihm am frühen
Morgen der Buchhalter eine größere Anzahl Copien auf das Pult, so fand
der gute Hopkins dafür beim Geschäftsschluß keine jener köstlichen dicken
Cigarren neben dem großen Tintenfaß. Auf diese Weise kam bald ein
stillschweigender Pact zu Stande, und als sich Andrew sen. einstmals kurz
vor Geschäftsschluß nach dem jungen Geschäftsmann erkundigen wollte, fand

er den alten Hopkins in andächtiger Betrachtung einer ihm nicht unbekannten Cigarren-Sorte, — den Platz seines Sohnes aber leer.
Der schwer geprüfte Vater hätte seinem Sohne am liebsten sogleich ein Schiffs-Billet nach dein Nordpol gelöst, beschloß jedoch, nachdem er ruhiger geworden, die mehr befahrene Route nach Bremen zu wählen, woselbst er auch gleichzeitig bessere Beziehungen hatte.
„Eiu junger Kaufmann muß sobald wie möglich aus dem Hause fort," versuchte er seiner entsetzt zuhörenden Gattin in Gegenwart Harrys auseinanderzusetzen.
„Nicht um die Welt!" rief die überaus phlegmatische Dame erregt aus, schloß den Sohn so fest in die Anne, als ginge der Lloyd-Steamer in der nächsten Minute von der Andrew'schen Freitreppe ab — und Harry blieb.
Als Wartenfels am nächsten Morgen beim Frühstück saß, wurde ihn: ein Stadtbrief überbracht, dessen Handschrift ihn: unbekannt war. Ein gewisser A. Whitestone, 11 Market Street, bat den hochgeschätzten Empfänger dieser Zeilen Nachmittags um 3 Uhr zu einer wichtigen Privnt-Unterreduug in die unterzeichnete Wohnung. Der Ingenieur erinnerte sich bald, den Namen des Absenders in Mato-Grasso gehört zu haben, und beschloß, der Einladung zu folgen.
Wartenfcls hatte in den vergangenen Jahren nach Landesausdruck „Geld gemacht". Der Gehalt in Brasilien war hoch gewesen, da schon das

Klima die meisten seiner Fachgenossen auf eine Stelle daselbst verzichten ließ; außerdem war er von Hause aus nicht unvermögend. Es gab allerdings in New-Aork eine große Anzahl beschäftigungsloser Ingenieure aller Nationen, jedoch hatte Wartenfels während feiner langjährigen, verschiedenartigen Thätigkeit bedeutende Fachkenntnisse erworben und verfügte außerdem über eine nicht gewöhnliche Sprachkenntniß.
Nach einem kräftigen Lunch, den er mit einem spanischen Kaufmann, welcher mit ihm die Fahrt von Valparaiso gemacht hatte, eingenommen, verabschiedete er sich von seinem Reisegefährten und ging langsam nach der Market-Street. Bald befand er sich ans dem unteren Broadway, der belebtesten und verkehrsreichsten Straße der Welt, und stand nach längerer Wandenmg vor dem bezeichneten Hause. Er stieg die ausgetretene Treppe eines alten düsteren Gebäudes empor und erblickte nach längerem Suchen ein unsanberes, kleines Messingschild, welches den Namen „A. Whitestone" trug. Unmittelbar nach dem Ton einer dünnen Klingel ösfnete sich die Thür, und eine unangenehme Stimme rief überlaut:
„Ich habe Sie schon erwartet, Herr Ingenieur! — Sie werden sich gewiß wundern, einen alten Bekannten hier zu finden. — Wollen Sie nur gefälligst da hereinspazieren, Herr Ingenieur!" —
Wartenfels betrat ein großes, mit den mannigfachsten Möbeln ausgestattetes Gemach, welches eine Art Antiquitäten-Cabinet zn sein schien.
Kostbare alte, zum Theil reichgestickte Stoffe waren über die hohen geschnitzten oder eingelegten Stühle geworfen. Auf großen und kleinen Staffeleien standen alte, anscheinend werthvolle Bilder.
Waffen aus verschiedenen Zeiten lehnten an den mit seltenen Geweihen geschmückten Wänden umher, und von der Decke herab hingen wunderbar gesormte Metall-Kronleuchter uud Glaslustre.
Whitestone öffnete die Thür zu eineni Nebenraum und bat seinen Besuch, zu folgen. Man befand sich in einem behaglich möblirten Zimmer, dessen einziger Zugang von dem Besitzer sogleich verschlossen wurde.
„Hier sind wir ganz ungestört, mein verehrter Mr. Wartenfels," begann die unangenehme Stimme von Neuem; „hier können wir nns auch ganz ungenirt aussprechen. Darf ich Ihnen eine Cigarre, eine gute Cigarre geben? — Sie werden die Cigarre vielleicht kennen aus Mato Grosso, es ist eine Panatelas Maduros; nun, Sie werden ja Kenner sein! — Hier ist der öigarren-Mschneider!" — —
Wartenfels hatte sich inzwischen den Mann genauer angesehen, es war derselbe, den er vor mehreren Monaten in Mato Grosso kennen gelernt hatte.
Whitestone reichte dem Ingenieur ein brennendes Zündholz herüber.
„Ich möchte Sie bitten, Mr. Whitestone," sagte der blonde Hüne mit ablehnender Handbewegung, „möglichst schnell zum Zweck Ihrer Einladung zu kommen."

„Zum Zwecke meiner Einladung zu kommen," wiederholte die laute Stimme mechanisch. „Gleich, gleich, mein lieber Herr, komme ich zum Zwecke," — dann plötzlich ohne Uebergang:
„Es war ein Fehler von Mr, Coock, Sie ans Mato-Grosso fortreisen zu lassen, ein großer Fehler. Ich hab's gesagt, aber die Leute wollten mir Nichts glauben und fangen jetzt schon an, zu bereuen, jetzt, wo es zu spät ist!"
„Was wissen Sie denn von meiner Abreise aus Mato-Grosso?"
„Was ich davon weiß," lachte der Gefragte. „Nun, ich denke, wenn Sie nicht wären abgereist aus Mato-Grosso, säßen wir Beide doch nicht jetzt zusammen hier in New-Mrk an diesem Tische! — Aber anch von Ihnen, mein lieber Herr, war es nicht klug, so plötzlich davonzulaufen. — Wozu? — Sie hätten ruhig Ihren Profit mitnehmen sollen, wie alle Leute ihn

werden mitnehmen, die was zu thun bekommen mit der neuen Actien-Gesellschaft da unten. — Sie hätten es doch auch am meisten verdient, schon
allein dafür, daß Sie Ihr junges Leben verbracht haben in dem verdammten
Sumpfloch da unten! — Ietzt wird es aber besser werden mit den
Sümpfen," fuhr der Sprecher, immer lauter werdend, fort. Es wird entwässert und nivellirt, neue Maschinen werden kommen, nnd in Diamantino
wird es auch wieder Diamanten geben, so große und so reine, wie an Ihrem
kleinen Finger, verehrter Herr Ingenieur.
Ist der schöne Stein auch aus den Gruben? — Natürlich, wo soll er
denn sonst her sein!"
„Wir wollen den Gruben bessere Zeiten wünschen," entgegnete der
Ingenieur mit ernster Stimme. „Wollen Sie mir nun aber endlich mittheilen —"
„Gewiß werde ich Ihnen mittheilen," unterbrach der Erregte seinen
Gast. — „Alles werde ich Ihnen mittheilen, wenn Sie mich fünf Minuten
ruhig anhören wollen!"
Mit diesen Worten schlurfte er an den mächtigen, bis zur Decke
reichenden alten Wandschrank, entnahm der weiten Tasche seines carrirten
Beinkleides einen großen Schlüsselbund, und bald darauf ertönte ein federndes
Schnurren wie von einem Uhrwerk. Ein kleines Seitenfach sprang auf.
Der kleine Mann sah sich einen Augenblick mit tnumphirendem Lächeln um.
Dann entnahm er dem Fach vier oder fünf Mineralien und stellte dieselben
behutsam vor den Ingenieur.
Gewohnheitsmäßig grisf Wartenfels nach den Stücken nnd sah daranf
seinem Gegenüber prüfend in's Gesicht. Es waren (Goldquarze nnd Golderze
von seltenem Massivgehalt, fast durchweg sogenannte „Geschicke". —
Whitestone schmunzelte, kniff die kleinen, klugen Augen zusammen und
fragte mit leiser Stimme:
„Was halten Sie von diesen Proben, verehrter Herr Ingenieur?"

„Soweit ich dieselben oberflächlich beurtheilen kann, sind dieselben
außerordentlich gehaltig," ivar die Antwort.
„Ist das Ihre Ansicht?"
„Natürlich!"
Der Mann schlurfte leise an den Ingenieur heran und fragte mit vertraulicher Stimme:
„Würden Sie mir Ihre Ansicht auch schriftlich geben, Herr Ingenieur?"
„Und wozu, Mr. Whitestone?"
„Guter Gott, Mr. Wartenfels! Sie sind zwölf Jahre in diesem Lande
und fragen einen Geschäftsmann, wozu er Etwas haben will. Nun, ich
bin, wie Jedermann weiß, ein ehrlicher Geschäftsmann und werde Ihnen
deshalb sogar sagen, wozu ich das will.
Sie sind ein Fachmann, ein tüchtiger Fachmann, Ihre Ansicht ist mir
darum werthvoll. Das letzte Mal waren wir zusammen in Mato-Grosso,
heute sind wir Beide in Nem-Dork, Gott soll missen, wo wir uns das nächste
Mal sehen werden. Heute sind mir doch noch zusammen an diesem Tisch,
deshalb sage ich heute: Geben Sie mir Ihre Ansicht über diese Probe
schriftlich!"
„Die Proben nnd nicht aus dem Bergwerk von Mato-Grosso!"
„Das wissen Sie nicht und ich nicht, Herr Ingenieur! Sie sollen ja
auch nicht schreiben," Whitestone malte dabei mit dein dicken, kurzen Zeigesinger auf der Tischplatte, „die Proben sind aus Mato-Grosso, sondem,"
wieder malte der Finger, „die Proben sind gut! Sie habeü mir doch eben
selber gesagt mit Ihren eigenen Worten, daß die Proben außerordentlich
gehaltig sind."
„Well," entgegnete Wartenfels, indem er sich, Hut und Stock ergreifend,
erhob, „es giebt genügend Sachverständige in der City, deren Name bekannter sein dürfte als der meinige. Unsere geschäftlichen Ansichten scheinen
übrigens doch weiter auseinander zu gehen, wie Sie glauben, Mr. Whitestone,
daher hat eine weitere Unterredung für mich keinen Zweck. Meine Zeit
ist knapp, bitte, öffnen Sie die Thür."
Dem Besitzer der großcarrirten Hose schien dieses Resultat höchst unerwünscht, er bat noch nm einen kleinen Moment Geduld und
schwor fortwährend hoch und theuer auf die Reellität des neuen südamerikanischen
Unternehmens. Während dieses Redeschwalls schloß er vorsichtig seine
Mineralien wieder in das schnurrende Seitenfach, öffnete endlich die doppelt
verriegelte Thür, indem er die Hoffnung aussprach, den verehrten Herrn
Ingenieur recht bald wiederzusehen.
Wartenfels lächelte unwillkürlich, zündete sich beim Fortgehen eine
Cigarre an und beschloß, einen Spaziergang in der frischen Winterluft zu
machen. Es hatte inzwischen stärker geschneit, und lautlos glitten die zahlreichen Fuhrwerke an einander vorüber. Der Verkehr schien noch in der
Zunahme begriffen, das Gewühl wurde stärker, die Wagenreihen immer

länger, und plötzlich befand sich Wartenfels, welcher die Straße überschreiten
wollte, dem schnaubenden Pferdekopf eines wie rasend heranfahrenden Labs
gegenüber. Der Kutscher parirte geschickt, schrie schnell ein paar jener
liebenswürdigen Worte von seinem hohen Sitze herunter und jagte weiter.
Im Vorbeisahren aber hatte Wartenfels eine junge elegante Dame erblickt

und einen Augenblick in zwei dunkle Augen gesehen, welche ihn, gleichsam
Hilfe suchend, anblickten. Wartenfels kannte diesen eigenthümlichen Glanz
und hätte ihn nie vergessen; er stand noch immer, die Püffe und Stöße
des hin und her wogenden Menschenstromes geduldig aushaltend, wie
gebannt auf dem Trottoir. Selten war er von seinen scharfen Augen
getäuscht worden, und auch in diesem Falle stand es bei ihm fest, in dem
mittlerweile längst verschwundenen Cab befand sich Miß Anna-Belle.
Wer einmal längere Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt hat, wird
unzweiselhaft beobachtet haben, daß die amerikanischen Damen besonders für
drei Dinge eine ganz außerordentliche Vorliebe hegen.
Die Schönen der neuen Welt tragen das kostbarste Pelzwerk, besitzen
die herrlichsten Edelsteine und — essen die meisten Süßigkeiten. Man
besuche mit einer Dame während der Hochsaison das Grand-Opera-House
zu New-I)ork und wird die Beweise für obige Behauptung sinden. Angenommen natürlich, daß der betreffende Cavalier die obligate Bonbonniere
nicht vergessen hat, wozu übrigens dem Fremdling nicht gerathen werden kann.
Miß Annie machte zwar beim ‚skoppin^ ihren Freundinnen
gleichfalls häufige Besuche bei dem berühmten „Hunlers" jedoch weit gefährlicher wurden für ihre Geldbörse naturgemäß die famosen Juwelengeschäfte
des Madison Square. Die Leidenschaft für Diamanten wurde übrigens
selbstverständlich von Annies Iugendfreundin Miß May Rehan getheilt,
welche zu österen Malen erklärt hatte, für den Besitz irgend eines reinen,
großen Diamanten ihr Leben zu lassen.
Allzu ängstlichen Lesern gegenüber muß übrigens der Wahrheit gemäß
constatirt werden, daß Miß Rehan wöchentlich mehrere Male für den Besitz
der verschiedensten Dinge ihr Leben ließ. Diese Manipulation schien der
stets heiteren, bildhübschen jungen Dame anch ganz vorzüglich zu bekommen.
Eines Tages nun war besagte Busen-Freundin zu ungewohnter
Morgenstunde bei Annie erschienen, welche gerade beschäftigt war, ihre
Chocolade einzunehmen.
Es fand die bei jungen Damen übliche stürmische Begrüßung statt,
nach welcher Miß Rehan erklärte, die Ueberbringerin einer sensationellen
Neuigkeit zu sein.
„Also doch Mr. Milfort!" rief Annie vergnügt aus. „Tausend herzlichste Glückwünsche, ckarlinA!"

„Welcher Mr. Milfort?" fragte die Freundin in so auffallend gleichgültigem Tone, daß Annie laut lachend die kleine Schauspielerin umarmte,
welche daraufhin herzlich einstimmte.
„Nein, Annie, laß Mr. Milfort in Ruhe und höre:
Als ich das letzte Mal beim Vater war, um mir Taschengeld im
Boraus zu holen, traf ich zufällig einen Juwelenhändler" — Annie und
May saßen auf einmal dicht beisammen — „in seiner Office."
„Verzeihe mir, liebe May, ich klingele blos nach einer Tasse für Dich."
„Danke, Annie, ich trinke nicht! — Also denke, dieser Mann hatte
auf kleinen weißen Papier-Enveloppen die wundervollsten Diamanten,
Brillanten, Opale und — ach Gott! die Namen sind mir jetzt alle entfallen, kurz die prachtvollsten Edelsteine!
Du kennst doch die Brillanten von Mrs. Tallert? — Natürlich! Gar
Nichts dagegen, Annie!"
Annie goß der Freundin Chocolade in die von Juliette gebrachte Tasse.
„Danke, äurlinZ! Und dann denke doch, die Ersparnisse!" —
„Welche Ersparnisse?" fragte Annie hastig, auch zu den zahllosen
Damen gehörend, welche nur um „Ersparnisse" zu machen, einkaufen.
„Aber überleg' doch mal!" — Miß Mai, schlürfte ihre Chocolade —
„In den Juwelier-Geschäften ist doch natürlich Alles viel theurer, denke doch
an die hohen Miethen und das große Personal. Außerdem müssen die
Juweliere doch selbst ihre Steine von den Händlern einkaufen, welche
natürlich doch auch Etwas dabei verdienen müssen!"
„Natürlich!" bestätigte Annie mechanisch.
„Waren große Steine dabei?"
„Solche!" — — — Miß Man bildete mit dem zierlichen Zeigefinger
und Daumen der rechten Hand einen Kreis. „Zum Theil direct aus den
Minen, denn beim Schleifen verlieren doch die Steine gewöhnlich beträchtlich."
„Aber May, — woher weißt Dn denn auf einmal das Alles?"
„Nun, von Mr. Whitestone," entgegnete die Gefragte, ihre Chocolade
austrinkend.
„Von Mr. Whitestone," repetirte Annie und füllte die Tasse von Neuem
— „wer ist denn das eigentlich?"
„Aber so heißt doch der Mann, von dein ich den Ning kaufte!"
„Welchen Ning denn?"
„Ach so!" lachten die hübschen Lippen, — „sieh her!"
Mit diesen Worten streifte die junge Dame den weißen, schwarzbenähten
Handschuh von der Hand nnd hielt ihrer Freundin den Goldfinger hin.
Wie das blitzte und funkelte!
Es war ein schöner Diamant, sehr rein, von jenem cigcnthümlichen
ausgezeichneten Farbenspiel und feinem Schliff.
Miß Annie nahm schnell ihre Ringe ab nnd «eiglich.

„Oh May! — Ist der schön, ckai-Iwß! — Was kostet denn
dieser Steins"
„Rathe!"
„Zeig' noch mal, bitte!"
May ließ den Diamanten in der Sonne spielen.
„Zweihundert Dollars"
„Hundertundfünfzig!"
„Sehr billig!"
„Nicht wahr?" — Miß May trank ihre Chokolade aus und wollte
den Handschuh wieder anziehen.
„Zeig' doch noch mal, bitte!"
Der Stein gleißte und brach seine Strahlen, regenbogenartig rcflectirend, verführerisch im Sonnenlichte.
„Das war aber Glück, äarlmx," seufzte Nnnie, „daß grade der Iuwelenhändler bei Deinem guten Vater war!"
„Gewiß," bestätigte May, „sonst hätte ich diesen Ring ja nie gesehen.
Oh, ich habe mich in den wenigen Tagen schon so an den Ring gewöhnt,
daß ich mich nie von ihm trennen werde; eher lasse ich mein Leben!"
„Hat Dein Vater noch mehrere Einkäufe gemacht?"
„Mein Vaters" lachte Miß May belustigt, „ach, ckarlinA, Du denkst
wohl, er bat mir diesen Ring gekauft?"
„Nun, wer denn sonst?" fragte Annie ganz erstaunt.
,,I(5 selbst!"
„Du selbsts — Hattest Du denn soviel überflüssiges Gelds — Hast
Tu denn schon Deine Modistin bezahlt?"
„Leider nicht," gestand die junge Dame, „ich bin ihr im Gegentheil
noch furchtbar viel Geld schuldig!"
„Aber", —
„Höre nur, äsai-: Ich blieb bei meinem Vater länger als der vorgenannte Händler, und als ich dann die Trevve hinunterkam, erwartete mich
der kleine Mann unten und fragte — er ist übrigens zu komisch — ob
mir denn seine Steine gefallen hätten. Ich bejahte natürlich, worauf er
mir dieselben zum Kauf anbot; zugleich gab er mir seine Visitenkarte und
bat mich um seinen Besuch."
„Und Du warst bei ihm?"
„Gewiß, ckear, und gab ihm einfach ein „I. 0. II."*) auf drei
Monate.
„Ah!" avvlaudirte Annie und griff nach der Chocoladeukaune, welche
aber leer war.
„Nicht für mich, Annie! Ich trinke nicht!"
*) Ich schulde Ihnen.

Annie sann nach, die bequeme Umgehung der väterlichen Autorität
hatte ihr Schwanken beseitigt.
„Denkst Du, liebe May, daß mir Mr. — —"
Whitestone half die Freundin.
„Daß mir Mr. Whitestone auch einen derartigen Stein verschaffen kann?"
„Aber natürlich kann er das! — Er hat mich sogar immerfort gebeten,
ihn bei meinen Freundinnen zu empfehlen."
„Hast Du schon Iemandem Etwas gesagt?"'
„Nein, Ssar!"
„Auch nicht Iane Mordle?"
„Kein Mensch ahnt Etwas davon!"
Annie klingelte und bestellte bei Iuliette neue Chocolade.
„Nicht für mich, cksar, ich trinke nicht mehr," sagte May.
„Aber ich!" erwiderte Annie nnd lachte über das verdutzte Gencht der
Anderen.
„Dn mußt Dich mit dieser Angelegenheit beeilen," sprach May eisrig,
da Mr. Whitestone in nächster Zeit verreisen will."
Damit empfahl sich Miß Rehan unter obligater stürmischer Umarmnng.
Annies Entschluß stand fest. Einen ähnlichen Stein, wie der, welcher
Mays Hand schmückte, mußte sie auch besitzen, und so kam es, daß jener
schon erwähnte Brief entstand. So kam es aber auch, daß die scharfen
Wartenfels'schen Augen Recht behielten, denn die junge Dame in Cab war
tatsächlich Miß Anna-Belle gewesen.
Das „Geschäft" in der Marketstreet war bald perfect geworden, nur
in der Art des Vertrages wich Annie von der Freundin ab. Das Ausstellen eines Scheines war der jungen Dame unangenehm, dafür hatte
Annie ein kostbares Perlencollier mit auf den Weg genommen, um diesen
Schmuck als eventuelles Pfandobject zu benützen.
Ihre Mutter hatte zwar öster von dem großen Werth dieses Erbstückes
gesprochen, aber erstens bedeuten Perlen Thränen, zweitens tragen junge
Mädchen keine Perlen, und schließlich waren dieselben ja bald wieder in
dem kleinen Schränkten, worin Annie ihre Schmucksachen aufzubewahren
pflegte.
Als sie nach Beendigung ihres Geschäftes wieder zurückfuhr, befand sich
in der kleinen rothen Geldtasche, sorgfältig eingewickelt, ein großer Diamant,
nebst einer Quittung über ein deponirtes Perlencollier, welches gegen Zahlung
von dreihundert Dollar zurückgegeben werden sollte. —

Wie es nun so ost geschieht, erregte aber die ersehnte Erfüllung des
Wunsches durchaus nicht die gehosfte Befriedigung. Annie konnte sich sogar
nicht entschließen, den Stein fassen zu lassen, trotzdem das junge Mädchen
während der in der Hochsaison entwickelten Diamantenpracht täglich daran
erinnert wurde.

Miß May dagegen hatte schon lange die ungetheilte Bewunderung der
jungen Damen der tirst c1ass erregt und benutzte jede nur denkbare Gelegenheit, um sich ihres rechten Handschuhs zu entledigen.
Ein Monat war vergangen; ganz New-Dork befand sich in lebhaftester
Aufregung. In ungefähr acht Tagen sollte das große diesjährige Fest im
Andrew'schen Hause stattfinden, welches gewöhnlich schon lange vorher das
Tagesgespräch bildete. Auch die Presse hatte sich wieder in sehr detaillirter
Weise mit dieser wichtigen Affaire beschäftigt. Der Reporter-Findigkeit war
es gelnngen, die Liste der Eingeladenen einzusehen, und man beschrieb, ohne
„indiseret" zu sein, bereits verschiedene neue Toilettenschöpfungen. Im Unionclub wurde Harry von einem seiner Freunde ganz ernsthaft gefragt, ob es
denn wahr wäre, daß bei der Damentour der Schleisenwagen von wirklichen
Leoparden gezogen würde, denen man die Zähne ausgebrochen habe.
„In der That, bo?," antwortete Harry kaltblütig, „da sich aber
ganz merkwürdiger Weise kein Zahnarzt für diese Thiere finden wollte, hat
man ihnen einfach die Zähne gelassen!"
„Aber, Harry, wer kann denn"
„Mein lieber Theophil," unterbrach Harry, indem er, anscheinend verletzt, die Augenbrauen zusammenzog, „ich constatire zu meiner aufrichtigen
Betrübniß, daß Du meinen Worten keinen Glauben schenkst!"
Der weißblonde Theophil Gougan, welcher zwar fünfzehn bis zwanzig
Millionen Dollar erben sollte, jedoch von jener bekannten Gottesgabe einen
ziemlichen bescheidenen Gebrauch machte, zog den Beleidigten erschrocken an die
elegante Bar. Hier gossen die jungen Herren mehrere Versöhnungs-Cocktails
hinter die weiße Binde. —
Miß Annie saß am Vorabend des erwähnten Festes mit ihrer Mutter
in der Bibliothek, emsig in das Studium der langen Einladungsliste vertieft.
Es waren da, alphabetisch geordnet, nnqefähr dreihundert Personen, welche
man gebeten hatte, den Andrew'schen Ball zu verherrlichen. Plötzlich fühlte
Annie ihr Herz schlagen, und wie um Gewißheit zu haben, las das schöne
Mädchen halblaut den Namen Mr. F. Wartenfels. Der Ingenieur war
im Laufe des Winters nur selten in das väterliche Haus gekommen, und
als ihn Annie gelegentlich darüber befragte, hatte er sich mit anstrengender
Thätigkeit entschuldigt. Nur an jenem Abend, als ne Schumann'sche Lieder
gesungen hatte, war er länger geblieben und hatte ihr beim Abschied herzliche Worte über ihren Gesang gesagt. Iedes Wort war in ihrem Gedächtniß
geblieben. Seit jener Zeit fühlte Annie, daß sich ihr bisheriges Interesse
für Mr. Wartenfels allmählich in eine andere Empfindung verwandelt
habe, über die sich Annie jedoch selbst keine Rechenschaft geben wollte.
Der große Tag war endlich gekommen! — In den glänzend erleuchteten
Räumen des großen Hauses war wieder einmal die oröms lZ(z la crsms
versammelt, und immer noch rauschten neue Schönheiten am Arm ihrer
Cavaliere in die Säle herein. Im ersten Saal empfing Mr. und

Ms. Andrew, umgeben von einem Schwarm junger Marineosfiziere, welche
das Amt der Arrangeure übernommen hatten. Die Honneurs im anstoßenden Raume machte die entzückend aussehende Tochter des Hauses,
chaperonirt von dem braven General Risle, welcher bereits hochroth vor
Aufregung war. Harry hatte den Auftrag erhalten, die Gäste zu lanciren,
damit eine Stauung vermieden wurde. Dieser hielt es bedauerlicher Weise
für bedeutend amüsanter, sich mit der äußerst gewagt costümirten Mrs. Talbert
zu unterhalten und derselben die neuesten Clubanekdoten mitzutheilen.
Da ertönten die Klänge einer Schubert'schen Polonaise; es kam eine
gewisse Ordnung in die hin- und herwogende, plaudernde und lachende
Menge. Bald schritten die Paare nach den Tacte der rauschenden Musik
in zwangloser Reihenfolge daher. An der Spitze ging Lord Welton, die
Dame des Hauses, welche eine silbergraue, mit Zobel rerbrämte Schleppenrobe gewählt hatte, führend. Es war ein prächtiges Bild! Wie eine
farbige, glitzernde Riesenschlange wand sich der lange Zug durch die schönen
Räume in den großen Wintergarten, der, völlig ausgeräumt, den herrlichsten
Tanzsaal repräsentirte.
Wartenfels, welcher etwas spät gekommen war, führte Miß Blackburne, eine Nichte der Hausfrau, und kam bei einer Windung der Polonaise
dicht an Annie vorüber, welche in ihrer duftigen Toilette ans Tüll
d'Illnsion wie ein verkörpertes Märchen aussah. Ihre Blicke trafen sich,
Annie grüßte mit den glänzenden, ausdrucksvollen Augen, und Wartenfels
verbeugte sich.
Die Musik ging in den Donauwalzer über, und bald wiegten sich die
Paare nach der jubilirenden Weise. Wartenfels führte seine Tänzerin in
einen Nebenraum, wo dieselbe sosort von Neuem engagirt wurde.

Tie Tanzlust befand sich bald im allerbesten Stadium.
„Halloh, Wartenfels!" rief Mr. Brauch, ein talentirter Maler, den der Ingenieur seit längerer Zeit kannte.
„Was sagen Sie zu dieser Fülle schöner Frauen? — Giebt es das noch irgendwo in solcher Auswahl auf der ganzen, weiten Gotte-nvelt?" —
Wartenfels verneinte lächelnd.
„Sehen Sie 'mal die bildschöne Miß Andrew da drüben mit Lord Welton zusammen. — Diese Schultern, dieser feine Halsansatz! — Wie aus dem Rahmen herausgeschnitten. Ach, ich rergaß, Ihr armen Fachmenschen habt ja für etwas außergewöhnlich Schönes keinen Sinn, keine Augen!" —
Wartenfels ließ den Schwärmer allein und beobachtete von einer Ecke her das in Rede stehende Paar.
Der Lord sprach eisrig auf Annie ein, welche den Kopf leicht nach dem frischen Fliederstrauß gesenkt hielt, den sie am Bnfen trug.
Ein Gefühl der Eisersucht beschlich ihn langsam.
Er blickte wieder hinüber; die Stelle war leer.

Der Hausherr kam auf ihn zu.
„Gut, daß ich Sie finde, Mr. Wartenfels, Professor Knor wünscht Ihre Bekanntschaft zu inachen!"
Der Gelehrte reichte dem Ingenieur die Hand, Wartenfels verbeugte sich.
„Ich las heute früh in der geologischen Rundschrift' einen Vergleich über den Betrieb der Bergwerke und Gruben in Brasilien und Cnlifornien. Haben Sie denselben geschrieben?"
Wartenfels bejahte.
„Vor ungefähr zwanzig Jahren war ich auch als Chemiker in kalifornischen Gruben thätig, welche dem Staate gehörten, deshalb hat mich dieser Aufsah ungemein interessirt. Sie berühren da hauptsächlich zwei Punkte; den naiven Betrieb der brasilianischen Gruben und die dortigen Arbeiterverhältnisse. Könnte denn die dortige Regierung nicht auf leichte Weile eine Aenderung eintreten lassen?"
„Meiner Meinung nach entschieden, Herr Professor. Das Waschverfahren in den Mnto-Grosso-Grnben, welche ich in besagtem Artikel besonders im Auge hatte, war eben bisher sehr roh. Wir arbeiteten bis vor nicht zu langer Zeit beispielsweise lediglich mit dem sogenannten Longtom und führten viel zu spät die Schneuse, also die Ouecksilberlösunq ein. Zur Anlegung großer Reservoirs für den hydraulischen Abbau wollte sich in Brasilien überhaupt keine Gesellschaft verstehen. In Californien kommt ja doch der Betrieb ohne Abbau überhaupt kaum nock, vor."
„Und die Arbeiterverhältnisse in Südamerika?"
„Schrecklich. — Es herrschen wirklich traurige Zustände. Der Unternehmer wirbt in den verschiedenen Hafcnplätzen Arbeiter aller Nationen an und führt die armen Teufel, welche größtentheils nur ihre Muttersprache reden, sofort nach den Gruben. Der Lohn, welcher laut Contract vereinbart ist, wäre ja gar nicht so niedrig, die Leute sind aber immer noch lange Zeit von dem gewöhnlich gewissenlosen Unternehmer abhängig, welcher ihnen Vorschüsse verschiedenster Art gemacht hat.
Die Sclaverei hat man zwar officiell aufgehoben, aber durch das Abhängigkeitsverhältnis; der Vergwerkarbeiter uud der Goldwäsche? thatsächlich wieder eingeführt."
Wartenfels machte eine kleine Pause.
„Vom Sumpffieber, dem verhältuißmäßig wenige Leute entgehen, will ich gar uicht reden."
Professor Knor hatte aufmerksam zugehört.
„Wir sprechen" über dnS Thema wohl noch bei besserer Gelegenheit. Es kommt schließlich wieder auf die sociale Frage hinaus, an welcher Nuß wir uns ja jüngst hier wieder die Zähne nnsgebissen haben. Oder haben Sie vielleicht," fragte der Gelehrte mit feinem Lächeln, „dafür einen Nußknacker in der Tasche?"

„Nein, Herr Professor, in meiner Tasche leider nicht, aber gerade hier im Saale giebt es genug große und genügend übervolle Taschen. Leeren wir zunächst einmal alle diejenigen, welche in der bewußten Tasche über zehn Millionen"
„Also mehr als progressive Steuer? — Junger Freund, dieses Experiment wäre in diesem Lande gefährlich. Ueberdies liegt die Wurzel des Uebels vielleicht noch wo anders ..."
„Gewiß," fuhr Wartenfels erregter fort, „in der schamlosen Corruvtion der städtischen Beamten, in den politischen —"
„Still, still, Mr. Wartenfels, Nichts von der Politik. Danken wir doch Beide dem Schöpfer, daß wir damit Nichts zn thun haben. — Ich sehe Sie noch wieder."
Er reichte dem Jüngeren die Hand und entfernte sich. Bald jedoch kehrte der Gelehrte wieder nm, trat ganz nahe nn den Ingenieur heran und fragte:
„Würden Sie in allernächster Zeit im Auftrage der Regierung nach Califmilien gehen wollen?"

Wartenfels blickte unschlüssig in die tanzenden Paare hinein; da löste
sich aus dem Gewübl eine weiße Mädchengestalt, kam eiligen Schrittes auf
ihn zu und hielt ihm schon von Weitem einen großen, goldigen Orden
entgegen.
„Ueberlegcn Sie die Sache!" hörte er die weiche Stimme den Gelehrten sagen.
„Ich bin vorläufig hier gebunden, sage aber meinen wärmsten Dank
für das gütige Wohlwollen, welches Sie meiner Person mit dein Vorschlag
bezeigen, Herr Professor."
Mr. Knor grüßte und ging auf eine Gruppe Staatsmänner zu.
Annie war unterdessen herangekommen und heftete die schimmernde
Decoration an den Frack des Beglückten.
„Oh. Mr. Wartenfels, ich suche schon so lange nach Ihnen, und
komme sicherlich gerade jetzt im ungünstigsten Moment!" —
„Aber warum denn. Miß Andrem?"
„Nun, nach einer Unterredung mit Mr. Knox werden Sie sich doch
mit nur voraussichtlich doppelt langweilen!"
Statt aller Antwort schlang Wartenfels seinen Arm um die feine Taille,
und schnell mischte sich das junge Paar in die Reihen der Tanzenden.
Wartenfels tanzte elegant und sicher; geschickt führte er seine Dame durch
das Gewirr über das spiegelglatte Parket des großen Wintergartens.
Annie schloß einen Augenblick die Augen; die rauschende Musik erschien
ihr leiser, und ein nie gekanntes, wonniges Empfinden durchbebte die schlanke
Gestalt, welche den Kopf leicht nach der Schulter ihres Tänzers geneigt,
auf den Fußspitzen dahinschmebte.
„Wer ist der blonde Herr, der mit Annie tanzt?" fragte Miß Mordle.

„Das weiß ich nicht, liebe Iane," antwortete Miß Rehan, an welche
die Frage gerichtet war, „jedenfalls sieht er sehr gut aus und tanzt seinen
Walzer tadellos!" —
Ein Marine-Offizier, die Uhr in der Hand, winkte mit dem Taschentuch zur Musik herauf, worauf der Dirigent plötzlich abklopfte.
Es war Büffet-Pause.
In den Nebensälen befanden sich lange Tafeln, mit den erdenklichsten
Speisen beladen.
„Was darf ich Ihnen geben, Miß Andrew?" fragte Wartenfels seine
Tänzerin.
„Nur schnell irgend Etwas zum Trinken — was Sie wollen!"
„Möchten Sie nicht erst Etwas essen?" fragte der blonde Hüne besorgt.
Annie lachte. „Sie sind ja wie meine Mutter. Gut denn, bitte ein
Stück Perlhuhn und Etwas von dieser Crsme. Dann bitte aber zur Belohnung ein Glas Limonade. — Sagen Sie, Mr. Wartenstein, werden Sie
nicht den großen Ball im Opern-Hause besuchen?"
„Nein, Miß Andrew, ich bin in der nächsten Zeit sehr beschäftigt!"
„Das sind Sie eigentlich immer; haben Sie denn nicht endlich genug
gelernt? Papa äußerte neulich, Sie wären so sehr gescheidt"
„Ein Mann in meinem Alter hat doch noch kein Recht, sich zur Ruhe
zu setzen, Miß Andrew," bemerkte der Ingenieur lächelnd.
„Schreiben Sie momentan für die hiesigen Zeitungen?"
„Nur für Fachblätter, wie z. B. die .Geologische Rundschau"."
„Iedenfalls über Gold und Diamanten?" fragte Annie lächelnd.
„Nun, nicht gerade ausschließlich," war die Antwort.
Plötzlich fiel Annie zu ihrem größten Schrecken der im Iuwelenkästchen
befindliche Stein ein.
„Sie sind doch natürlich großer Kenner von Diamanten?" fragte sie
mit etwas unsicherer Stimme.
„Ich habe wenigstens so manchen Stein während meiner Thätigkeit
gesehen."
Eine glühende Röthe überzog das Antlitz des jungen Mädchens. Mit
einem Male erschien ihr die Whitestone'sche Angelegenheit in einem ganz
entsetzlichen Lichte, sie schämte sich, ihre Handlungsweise Wartenfels gegenüber
zu gestehen.
„Wollen Sie mir vielleicht einen Diamanten zeigen, Miß Andrew?"
half der Ingenieur.
Annie bezwang ihre Verlegenheit.
„Ia, Mr. Wai-tenfels," sagte sie nach einer kleinen Weile, osfen die
Augen aufschlagend. — „Aber nicht heute und nicht hier. — Werden Sie
denn jetzt nicht öfter in unser Haus kommen?"
„Ich werde mich schon morgen erkundigen, wie Mrs. Andrew und Ihnen
die Ball-Strapazen bekommen sind."

„Dann werde ich Ihnen Etwas sagen, denn ich vertraue Ihnen!" fügte
Annie hastig hinzu.
„Und ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, Miß Andrew," sagte
Wartenfels einfach.
Annie zog ihre eng bekritzelte Tanzkarte hervor.
„Jetzt kommt wieder eine Quadrille!"
„Wer darf diesmal mit Ihnen tanzen?"

„Lord Welton —"
„Der auch eben seine Rechte geltend machen will," fiel eine freundliche
Stimme hinter Beiden ein.
Der Lord war unbemerkt herangetreten, begrüßte Wartenfels freundlich
und führte Annie hinweg, welche im Fortgehen dem Zurückbleibenden
herzlich die Hand gab.
Wartenfels sah ihnen nach; der Lord schlug die Sammetportiöre zurück,
eine breite Lichtmelle fluthete über Beide hin, von dem Wintergarten
herüber lockten die Auftacte zur Angot-Quadrille, dann fiel der Vorhang
wieder zu.
Einige verspätete Tänzer eilten vorüber.
Mehrere würdig aussehende Herren schritten langsam durch den Raum.
„Wer sind die?" fragte Wartenfels den Maler Brench, welcher sich in
seiner Nähe mit einer Flasche komrosr^ «xtrs, cki-z? beschäftigte.
Jener drehte den Kopf.
„Das sind Privat-Detectivs, lieber Freund!"
„Für uns?"
„Well, je nachdem," lachte der Maler, „zunächst wohl für das schwere
Familiensilber, welches heute in Gebrauch genommen ist.
Ein junger Offizier lief suchend durch die Zimmer.
„Bitte! — es fehlt noch ein Herr zum Carrö! — Ah, Mr. Brench!
— Bitte, kommen Sie schnell!
Der junge Maler leerte mit langem Zuge sein Glas, warf traurige
Blicke auf den angebrochenen Sect und wurde dann fortgezogen.
Wartenfels blieb allein.
Mittemacht mar lange vorüber; was sollte er eigentlich noch hier?
Er stand auf, ging durch die lange Reihe der Gemächer nach dem
Treppenhaus, wo sich die Herreil-Garderobe befand. Einer der herumstehenden Diener reichte ihm Hut und Pelz, fragend, ob sein Wagen vorfahren solle.
„Nein, mein Freund, denn ich habe keinen Wagen!"
Der Diener machte ein verwundertes Gesicht, steckte das eben erhaltene
Geldstück in die Westentasche, öffnete die schwere Glasthür, und Wallenfels
schritt in die schweigende Winternacht hinaus.

Drittes Capitel.

Am folgenden Tage des großen gesellschaftlichen Ereignisses begab sich
Wartenfels in das Andrew'sche Hans. Der alte Haushosmeister Iosua bewillkommnete ihn mit gutmüthigem Lachen, welches seine weißen Zähne bewundern ließ, und erklärte dem Fragenden, daß Mrs. Andrew noch nicht
sichtbar wäre. Miß Andrew dagegen sei bereits vor mehreren Stunden
einmal im Wintergarten gewesen, woselbst man die Pflanzen wieder an ihren
Bestimmungsort gebracht hätte.
Er würde übrigens Miß Andrew sosort benachrichtigen.
Der Alte stieg eilends die Treppe empor.
Wartenfels wollte sich eben in den parlor begeben, da wurden oben
ein paar volle Accorde angeschlagen. Gleich darauf sang eine Altstimme mit
einem etwas fremden Accent:
... Es war, als hütt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blüthmschimmer
Von ihr nur träumen müßt . . .
Wartenfels stützte sich lauschend auf das Treppengeländer.
Wann hatte er wohl zum letzten Male dieses Lied von Schubert singen hören?
Was waren all' die großen Bravour-Arien der berühmtesten „Sterne",
welche er auf seinen Reisen gehört hatte, gegen solche innige Weise.
Wieder einige leichte Accorde und dann mit bewegter Stimme:
Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Walder;
So sternklar war die Nacht . .
Und jetzt wie jubelnd:
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus ....
Das Spiel brach kurz ab; Wartenfels betrat hastig den Salon.
Da hörte er auch schon das Rauschen eines Kleides, und Anna-Belle
stand vor ihm.
Als das junge Mädchen die langen Wimpern hob, lag ein feiner, geheimnißvoller Schimmer auf den dnnklen Augen.
Wartenfels, dies mit raschem Blick gewahrend, sragte deshalb heiter:
„Nun, Miß Andrew, haben Sie sich bereits von den Strapazen des
Zanberfestes erholt?"
„Ach nein, Mr. Wartenfels, im Gegentheil, ich habe herzlich schlecht
geschlafen."
„Bitte," fügte sie halblaut mit einer gewissen Entschlossenheit hinzu,
lassen Sie uns in den Wintergarten gehen, dort sind wir ungestört."
Bald saßen Beide unter einer riesigen Fächerpalme.

Annie zog sosort den vielfach eingewickelten Diamanten aus ihrer kleinen
Geldtasche und reichte ihn dem Ingenieur.
„Was halten Sie von diesem Stein, Air. Wartenfels?"
Der Gefragte besah den Stein genau, grisf nach einer kleinen Taschenluve, welche er gewohnheitsmäßig mit sich trug, und untersuchte noch sorgfältiger.
„Wollen Sie den Stein tragen, Miß Andrew?" fragte er aufblickend.
„Ist er nicht gut?" entgegnete diese ängstlich.
„Es ist jedenfalls kein Stein, um von Ihnen getragen zu werden. Er
hat einen Fehler."
„Oh!" kam es von Annies Lippen.
„Bitte, sehen Sie selbst. Näher — das Auge dicht an die Lupe. —
So. — letzt müssen Sie den Fehler ziemlich deutlich bemerken. — Ungefähr
in der Mitte!"
Das junge Mädchen erblickte bald einen winzigen grauen Fleck.
Der Stein ist doch kein Geschenk oder Andenken? — Es wäre mir
leid, Ihnen eine Freude verdorben zu haben."
„Nein, es ist kein Geschenk."
Annie errothete vor Aerger. Es schien ihr jetzt wieder unfaßlich, wie
weit die Leidenschaft für Edelsteine sie geführt hatte.
„Wie kommen Sie denn zu diesem Stein?" horte Anna-Belle neben sich
fragen, „wenn ich so neugierig sein darf."
Annie schwieg.
„Aha! — letzt kommt sicherlich das große Geheimniß, welches mir
gestern versprochen wurde," scherzte der junge Mann helfend.
„Entschuldigen Sie mein Zögern, Mr. Wartenfels," sprach Annie und
schlang die Hände ineinander, „Sie sollen jetzt Alles hören!"
Mit kurzen Worten gab sie in eiliger Sprache ihrem verwundert zuhörenden Gegenüber eine einfache Schilderung der Sachlage.
„Darf ich diese Quittung sehen, Miß Andrew?"
Diese griff nach der kleinen Geldbörse.
„Hier! . ."
Wartenfels las.
„Auch Beides behalten?"
„Was wollen Sie thun?" fragte Annie schnell.
„Das Geschäft" — der Blonde betonte das Wort mit ironischem Anflug — „rückgängig machen nnd zwar sosort!"
„Sie kennen Mr. Whitestone?"
. . „Zufällig ja, und ich gestehe, daß ich mich heute zum ersten Male
daniber freue."
Annies Gesicht überzog eine Blutwelle.
„Was werden Sie eigentlich von mir jetzt denken, Mr. Wartenfels!"
„Daß ich Ihr Vertrauen wohl zu würdigen weiß, Miß Andrew. —
Besitzt der Mann etwa Schristliches von Ihrer Hand?"

„Nein," versetzte Annie schnell.
„Ich hosfe bestimmt, noch heute diese Angelegenheit erledigen zu
können," erklärte Wartenfels, sich langsam erhebend. „Verzeihen Sie mir
daher, wenn ich mich jetzt empfehlen muß, Miß Andrew." —
Eine schmale Hand legte sich einen Moment mit festem Druck in feine Rechte.
„Ich danke Ihnen, Mr. Wartenfels."
Als sich Annie nach ihrem Zimmer begeben wollte, kam ihre Mutter die
Treppe herab.
„Sieh' da, äarling! — Ich höre soeben, Du feiest schon so lange
munter? Hast Du denn nicht gut geschlafen? —
„Nein, Mutter, ich schlief wenig diese Nacht."
Du hast entschieden zu viel getanzt, Annie! Die große Aufregung macht sich
natürlich heute bei Deinen Nerven geltend. Komm, mein Kind! Ich bringe
Dich wieder zu Bett, Du mußt zunächst einmal ordentlich ausschlafen!
Als Wartenfels das Hans verließ, überlegte er zunächst einen Augenblick, sodann sprang er kurz entschlossen in einen vorüberrollenden Cab und
fuhr zu einem ihm bekannten höheren Polizeibeamten, den er auch zufällig
in seinem Bureau antraf.
„Was kann ich für Sie thnn, Mr. Wartenfels?" rief der joviale Herr,
ihm kräftig die Hand schüttelnd.
Der Ingenieur erzählte.
„Ich werde Ihnen für diesen Braven einen Verhaft-Befehl ausstellen,
von dem Sie im Nothfalle — aber, bitte, nur dann — Gebrauch machen
können. Der Mann ist uns bekannt. Sie können sich übrigens selbst
orientiren."
Wartenfels las: Abraham Whitestone alias Weißstein, aus Galizien
gebürtig, wohnhaft 11, L, Market Street, City. — Dahinter die Buchstaben
„Was bedeutet denn das Schlußzeichen?"
„Polizei-Aufsicht," erwiderte der Beamte, den Verhaft-Befehl mit einer
Wolke Streusand überschüttend. „Wir hatten bisher keine Gelegenheit, gegen
ihn vorzugehen. Ich will Ihnen aber lemanden mitgeben." Der Sprecher
drückte auf einen weißen Knopf neben seinem Pult.
„Entschuldigen Sie mich jetzt, Mr. Wartenfels," fügte er, die Uhr
ziehend, hinzu; „ich muß hier schließen. Es war mir eine Freude, Etwas

für Sie thun zu können. — Gnten Tag!"
Wartenfels ging die Treppe hinab.
Als er unten angekommen, trat höslich grüßend ein Detectiv an ihn
heran, welcher sich ihm anschloß.
Beide begaben sich nach der Market Street.
Sein Begleiter wartete vor der Hausthür.

Miß Anna-Belle.
Vor dein bekannten Messingschild stehend, hörte Wartenfels innen überlaute Stimmen, vermischt mit dem Klappern von Tellern und Schüsseln.
Es war Mittagszeit.
Der Ingenieur läutete.
Das Geschrei verstummte augenblicklich.
Daurauf hörte der Wartende leises Geflüster.
Niemand öffnete.
Er zog noch einmal kräftiger die dünne Glocke.
Nunmehr hörte er Tritte.
„Wer ist denn da?" fragte die Stimme Whitestones mürrisch.
Wartenfels rief seinen Namen durch das kleine, viereckige Gitter.
Sofort öffnete sich die Thür, und die bekannte, unangenehme Stimme lud
ihn ein, hereinzutreten.
„Ich mußte ja, daß Sie würden wiederkommen, Herr Ingenieur!
Haben Sie schon gelesen? 182 ^/z stehen sie heute, und sie werden steigen
noch viel höher. Ob ich jetzt noch Actien habe? ^sU! Für einen guten
Freund sind vielleicht noch welche da!"
Unter diesem Wortschwall führte er seinen Besucher in die rückwärts
gelegene Stube.
„Setzen Sie sich, Herr Ingenieur, ich hole gleich den neuen Kurszettel!"
„Bitte, Mr. Whitestone," unterbrach ihn Wartenfels, stehen bleibend,
„ich wünsche keine Mato-Grosso-Actien, sondern das Perlen-Collier von
Miß Andrew, welches sich in Ihrem Besitz befindet!"
Whitestone hielt sich krampfhaft an einer Stuhllehne fest und starrte
den blonden Riesen an, als ob er einen Geist vor sich sähe.
„Perlen? — Was habe ich mit Perlen zu schaffen?" stammelte endlich
der kleine Mann mit unsicherer Stimme.
„Ist das Ihre Handschrift oder nicht?"
Der Gefragte kam langsam näher und sah mit meitgeöffneten Augen
auf das vorgehaltene Papier. Trotz sichtlicher Anstrengung vermochte er
nicht sofort zu antworten.
„Hier ist der Stein zurück!" fuhr der Ingenieur gelassen fort, „derselbe
hat einen Fehler und ist nicht fünfzig Dollar werth, wie Ihnen ja selbst
bekannt ist."
„Nichts ist mir bekannt!" kam es endlich von den dünnen Lippen.
„Die Perlen zurück!" rief Wartenfels, „oder —
„Nichts gebe ich zurück," fiel die wuthschnaubende Stiinme Whitestones,
der sich endlich gefaßt hatte, ein. Mein Geld will ich! Sonst gebe ich
Nichts zurück!"
„Die Perlen!" rief Wartenfels, „freiwillig, oder ich werde Sie
dazn zwingen!"
„Zwingen wollen Sie mich?" zischte Whitestone und suchte die Thür
zu gewinnen.

Da riß der Ingenieur seinen Rock ans, ergriff den Vcrhaft-Befehl und
hielt das gestempelte Papier dein Andern vor die Angen.
„In der nächsten Minute sind Sie verhaftet!" sagte Wartenfels kaltblütig.
Whitestone kniclte zusammen.
Seine Hand erhob s-ch wie nbnelirend nach dem Papier.
Mit tonloser Stimme murmelte er:
„Wie kommen Sie zu dem Papier? — Was wollen Sie? — ZÄis
wissen Sie von dem Geschäft mit der jungen Dame? — Ich bin ein
ehrlicher Mann! — Ich will Nichts zu schaffen haben mit der Polizei;
stecken Sie das Papier ein, Mr. Wartenfels!"
Darauf ging er niit kleinen, unsicheren Schritten nach dem hohen
Wandschrank, entnahm demselben das Schmuclstück und erhielt dafür Stein
und Quittung zurück.
Wartenfels barg den Schmuck sorgfältig in seine Brusttasche nnd schritt
wortlos znr Thür hinaus.
Der alte Fuchs war glücklich geprellt.
Unten angelangt, gab er dem Beamten das Papier zurück und dankte
ihm für seine Bemühung.
Jener lüftete den Hut und verschwand im Gedränge, während Wartenfels aufathmend seine Wohnung aufsuchte.
Die Saison schien im Abnehmen begriffen. Die Zeit der rauschenden
Feste, sowie der magenverderbenden opulenten Diners war vorüber.
Die Damen hatten genug getanzt. Neue Erfindungen auf dem
Toilettengebiete standen ebenfalls für diesen Winter nicht mehr in Aussicht.
Der übliche Procentsalz Verlobungen hatte auch stattgefunden, darunter Miß

Die Saison hatte ihre Schuldigkeit gethan und konnte getrost gehen.
In den eleganten Schaufenstern der Modistinnen erschienen bereits
einige schüchterne Frühjahrs-Versuche aus Paris oder London, und in den
Clubs studirte man eifrig die Propositionen für die großen Frühjahrs-Rennen.
Lord Welton saß mit seinen? Freunde Kapitän Howard vor dem riesigen
Kamin, welcher sich im Ranchzimmer des Palast-Hotel befand.
Die Herren waren allein.
Sir Francis Howard, früher in indischen Diensten, war der Verabredung gemäß vor einigen Tagen eingetroffen, um mit dem Lord die Jagd-Expedition fortzusetzen.
„Wie sehe ich aus, Willy?" hatte soeben Lord Welton seinen alten
Frennd inguirirt.
Dieser schlug mit der rechten Hand nach den dicken Rauchwolken, welche
ihn einhüllten, blinzelte dann prüfend nach dem Fragesteller und äußerte
lakonisch:

„Wie immer!" —
Lord Welton schien von der Antwort wenig befriedigt. Er hieb nüt
der blanken Feuerzange in die riesigen, lodernden Scheite, daß die Funken
knisternd in den Kamin hinaufstoben.
„Was meinst Du damit?" fragte Seine Lordschaft gereizt.
Erstaunt richtete sich der kleine Kapitän in die Höhe und begann:
„Mein alter Junge! — Dil hast ohne Zweifel hier in New-Dork Unannehmlichkeiten gehabt; ich finde Dich wenigstens ganz verändert vor. —
Du bist sogar anscheinend nervös geworden, ein Zustand, den ich bisher für
eines der vielen Vorrechte des schöneren Geschlechtes gehalten habe. Ich
denke, wir brechen morgen wieder auf! — Wie?" —
Der Freund schüttelte langsam den Kopf.
„VsII, — wie lange willst Du denn eigentlich noch hierbleiben?"
„Was würdest Du dazu sagen, wenn ich mich hier verheirathete?" war
die nnvermuthete Gegenfrage.
Sir Howard hieb wieder nach den Rauchwolken.
„Hör' mal, John! — Diese Idee müßten wir dem hiesigen Klima verdanken; in England wenigstens konnte man Dich doch um keinen Preis bewegen, unter den Töchtern des Landes Brautschau zu halten. — 6«6<,läm!
— Ich verstehe. Du siehst vorzüglich aus, lieber John, wirklich ganz
vorzüglich! . . ."
Der Kapitän lachte dabei, daß die weite Halle dröhnte.
Welton machte ein gekränktes Gesicht.
„Kann man einmal ernsthaft mit Dir reden, Willn?"
Der Freund wischte mit dem großen Foulard die gelachteu Thränen
von den Backen und entgegnete:
„Natürlich, John, ganz ernsthaft. Das wäre doch wohl auch nicht das
erste Mal?"
Eine große Gruppe Politiker betrat lebhaft disputirend den Raum und
verhinderte die ungestörte Fortsetzung der begonnenen Unterredung.
Der Lord schob seinen Arn: in den des Freundes, und Beide begaben
sich in eifrigstem Gespräche in die höher gelegenen Gemächer Weltons.
Ungefähr zur gleichen Zeit, als diese Unterredung stattfand, schritten
die Geschwister Andrew an dem Palast-Hotel vorüber, um, das milde
Wetter benützend, einen Spaziergang in den nahe gelegenen Central-Pnrk
zu machen.
Es herrschte im Allgemeinen zwischen Bruder und Schwester ein leidliches Einvernehmen, welches nur dann eine Einbuße erlitt, wenn Harru,
der sich viel in den Boudoirs der Demimonde herumtrieb, in jenen gewissen
Ton verfiel, den eine wirkliche Dame eben nicht duldet.

In solchen Fällen zeigte aber die sonst sehr nachgiebige Annie den
ganzen unnahbaren Stolz der freien Amerikanerin, welche sich selbst zu
schützen versteht.
„Lieber Harry," hatte noch jüngst die Schwester im Theater geäußert,
vergiß gefälligst niemals, daß ich nicht allein Deine Schwester, sondern auch
eine Dame bin!"
Der junge Herr der Schöpfung hatte betrosfen geschwiegen und sich vorgenommen, seine stark pointirten Anekdoten für verständnißvollere Zuhörerinnen
zu reserviren.
„Giebt es überhaupt noch etwas Langweiligeres für einen jungen
Mann, als Euch junge Dinger!" hatte der erfahrene Menschenkenner blasirt
ausgerufen.
„Mag sein, Harry, jedenfalls dürfte es für eine junge Dame das beste
Zeugniß sein, von Dir langweilig gefunden zu werden!" — —
Heute herrschte übrigens tiefer Friede. Die jungen Leute genoffen mit
gemeinsamem Vergnügen den herrlichen Tag.
Eine ungewöhnlich warme Sonne lachte vom lichtblauen Himmel
hernieder.
Bäume und Sträucher setzten schon hie und da winzige Knospen und
Triebe an, und langsam bereitete die niemals rastende Natur ihren Weröe-Proceß vor.

Ueberall im weiten Park ertönte ein Zwitschern und Iubiliren, als
müßten die so lange ausgeruhten, verschiedenen kleinen Sänger ihre Kehlen
von Neuem ansprobiren.
Annie war brillant zu Fuß, und in einer knappen Stunde gelangten
die Geschwister in die Nähe der ?«Io Aronulls.
Harry wies mit seinem Spazierstock nach der bereits grünschimmernden
Fläche hinüber.
„Sieh', Annie, dort drüben soll das nächste Mssting sein. Lord
Welton nnd Kapitän Howard wollen, höre ich, das Spiel noch mitmachen.
Wie stehst Du denn beiläufig mit Welton?"
Annie blieb stehen und warf den Kopf unwillkürlich leicht zurück.
„Wie meinst Du das, Harry?"
„Wie soll ich denn das meinen? — Du hast doch neulich den ganzen
Abend mit ihm getanzt!" . .
Anna-Belle ging langsam weiter.
„Du hast Dich getäuscht, mein Lieber," sagte sie dann ruhig uud vergrub die feingeschnittene Nase in dem Veilchenstrauß, welcher am bellen
Iagnet steckte.
„Ich habe mich nicht getäuscht!" behauptete der Bruder hartnäckig. „Du
hattest zwei Haupttänzer, Welton und — wie heißt er doch gleich — richtig,
Mr. Wartenfels. — Nicht wahr? — Dieser Mr. Wartenfels scheint übrigens

ein ganz netter Innge zu sein und sieht verteufelt gut aus. Man könnte
ihn vielleicht in unseren Club ballotiren lassen."
Annie lächelte ein wenig.
„Meines Wissens ist Mr. Wartenfels zu beschäftigt, um Mitglied Deines
Clubs werden zu können, bester Harry."
Die Sprecherin dachte dabei an den unvermeidlichen Theophil Gougan,
dessen weißblonder Scheitel zu jeder Zeit am Eäfenster des Irving-Clubs
sichtbar war.
„Wir haben eine ganze Menge außerordentlich beschäftigter Mitglieder,"
fing Harry etwas mißmuthig wieder an.
„Befindet sich vielleicht unter diesen vielen" — dieses Wort wurde
stark betont — „außerordentlich beschäftigten Herren ein gewisser ..."
Harry blieb mißtrauisch stehen.
„Ein gewisser Harry Andrew?"
Harry runzelte die Stirn.
„Das verstehst Du nicht, Anny!" . . .
„Nein, Harry," entgegnete die Schwester, „osfen gestanden, ich verstehe
auch wirklich nicht, wie ein junger, intelligenter, kräftiger Mensch, wie Du
einer bist, den ganzen langen, langen Tag ohne die geringste ernste Thätigkeit verbringen kann! . . . Wenn ich ein Mann wäre, Harry," fuhr die
junge Dame in überzeugendem Tone fort und veranlaßte den Bruder weiterzugehen, würde ich entschieden so lange arbeiten, bis ich irgend Etwas erreicht hätte."
„Und dann?" fragte der Bruder mit langen Schritten an ihrer Seite
bleibend.
„Und dann? . . ." wiederholte Annie etwas außer Fassung. — „Himmel,
Du kannst Dich doch jetzt unmöglich schon zur Ruhe setzen wollen, Harry.
Wieviel junge Leute giebt es denn überhaupt in New-Aork, die Nichts
arbeiten?"
„Meine Zeit wird schon kommen!" sprach nach einer kleinen Pause der
junge Mann in orakelhaftem Tone.
„Hoffentlich!" entgegnete Anna-Bette, stützte sich leicht anf den brüderlichen Arm und bestieg mit ihm einen jener großen, osfenen
Park-Omnibusse, welcher die jungen Leute wieder nach dem Eingang des Partes
zurückbrachte.
Als Anna-Belle ihre Wohnräume betrat, fiel ihr Miß May Rehau,
welche die Rückkchr der Freundin abgewartet hatte, jubelnd um den Hals.
„Endlich, Annie!" . . . Stürmische Umarmung . . .
„Ach, äarlmß! — Du siehst mich überglücklich! — Denke nur, Bob
ist der liebenswürdigste, beste Bräutigam der ganzen Welt! Ieden
Abend bringt er mir irgend eine Aufmerksamkeit. — Heute Blumen, —

Du weißt ja, La France-Rosen, meine Lieblinge, — morgen Haselnuß-Pralinös oder Vanille-Bonbons. — Oh, Annie, wie glücklich bin ich durch
Bob! — Mein Leben könnte ich für ihn lassen!" . . .
„Nun, May," beschwichtigte die Freundin, „hoffentlich kommt es dazu
nicht." —
„Aber Annie," schwabbelte es weiter, „jetzt ist es wirklich die höchste Zeit
für Dich! — Denke doch nur, wie herrlich das wäre: Eine große Doppel-Hochzeit, nur Beide natürlich in ganz gleichen Brautkleidern! — Du! —
Die Cösarine macht also doch mein Kleid! — Weißer Moir6-Antignc, ganz
glatt gemacht, mit langer Schleppe ..."
Eine breite Pantomime deutete die außergewöhnliche Länge dieses
Attributes an.
„Wundervoll, May!" bemerkte Anna-Belle etwas zerstreut und legte ihren
Hut vor dem Spiegel ab.

„Du hast ja ausschließlich französische Romane, cksm," fragte Miß May,
am Tisch lehnend, nnd las halblaut die Titel: Daudet, Bourget, Guy —
Guy ist drollig, nicht, Anny? — Maupassant, Pierre Loti . . ."
„Hast Dn Etwas von Loti gelesen, May? . . . Dann mußt Du den
Islandfischer lesen, Mädchen. — Dn bist ja auch so gern ans dem
Meere . . ."
„Riesig gern, natürlich. — Giebt es Loti auch englisch?"
Das Buch mußt Du im Original lesen!"
. . . „Hör' mal, Annie äsar, eh' ich vergesse — Gott, mein Kopf —
hier habe ich wieder einen Knoten im Taschentuch. — ?9as war das nun
wieder gleich? . . . Warte einmal! — Richtig! — Wer war denn jener
große blonde Herr, mit dem Du bei Euerem Hansball die vielen Extratouren tanztest? — Er hatte einen starken, aufgedrehten blonden
Schnurrbart und tanzte famos Walzer! — Weißt Du denn das gar nicht mehr?
. . Den mußt Du mir nächstens einmal vorstellen; Bob ist nämlich nicht
im Mindesten eisersüchtig, mußt Du wissen. — Ich übrigens auch nicht —
absolut nicht! — Uebrigens Dich mag Bob sehr gern, hat er mir gestern
gesagt, die Farbe Deiner Haare wäre wie alter englischer Mahagoni. —
Das hat auch etwas Richtiges, finde ich. — Ach Gott, es ist ja schon vier
Uhr! — Bob wollte mich nämlich hier abholen. — Deine Eltern werden es
doch erlauben? — Da kommt ein Cab! — Leb' wohl, Annie, oder besser,
leben Sie wohl, Lady Welton!" . . .
Dabei machte May, deren hellbraune Augen vor Ausgelassenheit sprühten,
eine tiefe, cerenwnielle Verneigung und sprach in feierlichem Tone:
„Geruhen Ew. Herrlichkeit morgen den Thee bei uns zu nehmen, oder
haben Ew. Herrlichkeit um diese Zeit Dienst bei der Königin?"
Ehe die Freundin antworten konnte, war der bräutliche Wildfang
schon zur Thür hinausgewirbelt und rief von außen mit jubelnder Stimme
durch die Thür:

„Auf Wiedersehen morgen um 5 Uhr!"
Dann klapperte es die Treppe hinab.
Annie war allein.
Sie warf einen Blick auf die große französische Pendule.
Es blieb noch eine Stunde bis zum Thee, bei welchem sich die
Familie zu versammeln pflegte.
Annie begab sich auf die Couchette.
Nachdenklich glitten ilire Augen über das rothe Lilienmuster.
„Lady Welton!"
Wie kam man auf diese Vermuthung?
Weil Beide den Cotillon zusammen getanzt hatten?
Well er sie beim lebten Schlitten-Corso gefahren hatte?
Annie überlegte.
Die Besuche Weltons waren in jüngster Zeit häufiger geworden; er
hatte seine baldige Abreise erwähnt, sie hatte das conventionell bedauert
und die Hoffnung ausgesprochen, ihn wiederzusehen.
Konnte er am Ende aus dieser harmlosen Aeußerung Schlüsse
gezogen haben?
Annie prüfte sich ehrlich.
Ihre Mutter hatte gelegentlich geäußert:
„Ein junges Mädchen, welches nicht kokett erscheinen will, macht keine
Avancen, welche zu Jrrthümern führen können!"
Hat sie den Lord ermuthigt?
Vielleicht unbewußt?
Warum aber hat ihre Mutter dann Nichts darüber geäußert?
Vielleicht, weil dieselbe einer eventuellen Verbindung geneigt war.
Das junge Mädchen stand auf.
Sie wurde unruhig.
Es war ihr nie der Gedanke gekommen, Lord Welton könne um ihre
Hand anhalten.
Uebrigens: Waren denn die kleinen Neckereien und Anspielungen
überhaupt ernsthaft zu nehmen? —Wollte man sie denn zur Ladn machen?
Es war Annie nicht unbekannt, daß Lord Welton selbst nach amerikanischen
Begriffen sehr reich sei und daß er außerdem am englischen Hofe eine hohe
Stellung bekleide. Annie besaß, wie alle Tochter des Landes, ziemlich viel
praktische Anlagen und sagte sich, daß es dein in Frage Kommenden doch
leicht gewesen märe, unter den Damen der englischen Aristokratie zu wählen.
Etwas beruhigter begann das junge Mädchen Toilette zu machen. —
Da klopfte es leise an der Thür.
Annie horchte.
Es wurde ihr auf einmal so seltsam zu Muthe.
Es klopfte wieder; etwas stärker.
„Bist Du allein, Annie?" — Es war die Stimme ihrer Mutter.

Mrs. Andrew trat ein, schritt schnell auf die Tochter zu und küßte
dieselbe zärtlich auf beide Wangen.
Annie rang nach Fassung.

Beklommen blickte sie die Mutter an; es war so selten, daß dieselbe
zu ihr hinauf kam, es mußte etwas Außergewöhnliches passirt sein.
„Lord Welton ist im parlor, Annie," begann Mrs. Andrew und blickte
forschend dem jungen Mädchen in die Augen.
Annie preßte die Lippen fest zusammen.
Eine unnatürliche Rnhe, über welche sie selbst am meisten erstaunt
mar, kam plötzlich über sie.
„Wünscht er mich zu sprechen, Mutter?"
„Ja, inein Kind! Da es sich aber um eine sehr wichtige Angelegenheit
handelt, kam ich selbst herauf, um Dich vorzubereiten."
„Also doch!" dachte Annie.
„Was kann mir Lord Welton Wichtiges zu sagen haben, Mutter?"
„Lord Welton wird um Deine Hand anhalten, mein geliebtes Kind!"
So hatten die Anderen Recht behalten!
Und schon in der nächsten halben Stunde zwang man sie zur Entscheidung! Ein Gefühl des Trotzes, welches ihr bis zu diesem Augenblicke
fremd geblieben war, stieg in Annie ans.
„Ich verstehe, mein Liebling, daß Dich dieser Antrag überrascht,"
hörte sie die Stimme ihrer Mutter neben sich sprechen. „Ich brauche Dir
wohl nicht auseinanderzusetzen, meine Tochter, daß es heute in Deinen Händen
liegt, die glänzendste Partie zu machen, welche jemals einem jungen Mädchen
geboten worden ist. Lord Welton liebt Dich."
„Was sagst Du dazu, Mutter, was sagt der Vater?" unterbrach
Annie hastig.
„Die Möglichkeit einer Trennung von der einzigen Tochter ist naturgemäß ein schwerer Gedanke für die Eltern," erwiderte Mrs. Andrew
ausweichend, „auf der anderen Seite jedoch ist es wiederum unsere heilige
Pflicht, dem Glück des Kindes nicht im Wege zu steheu. Die Verbindung
mit Lord Welton märe ein Glück," fügte ihre Mutter mit Nachdruck hinzu.
„Darum überlege! Von irgend welcher Beeinflussung kann selbstverständlich keine Rede sein! Dein Herz ist frei, — also wähle!"
Mrs. Andrew umarmte mit einer etwas gemachten Feierlichkeit
nochmals ihre Tochter und verließ dieselbe.
Annie hörte die schwere Seidenrobe die Treppe hinunterrauschen.
Mechanisch beendete sie ihre Toilette und betrat wenige Minuten später
den Salon.
Auf einem niederen Tabouret saß der Lord, nervös in einem Album
mit Familienphotographien blätternd.
Bei ihrem Eintritt erhob er sich schnell, griff nach den mitgebrachten

Veilchen, welche Annie bevorzugte, und reichte dieselben der jungen Dame,
die mit leisem Dank de n duftenden Strauß in ihren Händen behielt.
Lord Welton streiste mit bewunderndem Blick die liebreizende Erscheinung.
„Miß Andrew, ehe diese Veilchen verwelkt sein werden, habe ich New-Dork wieder verlassen . .. Ich wollte Ihnen jedoch noch persönlich Lebewohl
sagen und muß Ihnen gleichzeitig gestehen, daß mir der Abschied diesmal
recht schwer wird . . ."
Annies Beklemmung wich langsam.
Die offene, einfache Art, mit welcher Welton auch bei dieser Gelegenheit
zu ihr sprach, gab ihr mit einem Male jene Sicherheit zurück, welche mau
so viel bei jungen amerikanischen Damen bewundern kann.
„Ew. Lordschaft wird New-Aork doch jedenfalls bald wieder besuchen?"
fragte Annie, mit weiblichem Tact jede mißzuverstehende Aeußerung meidend.
„Das ist allerdings sehr wahrscheinlich — besonders wenn Sie es
wünschen, Miß Andrew . . ."
Annie erröthete gegen ihren Willen leicht.
So ließ es sich also doch nicht abwenden; die Entscheidung nahte.
„Oder ist Ihnen meine Anwesenheit im Hanse Ihrer Eltern gänzlich
gleichgiltig, Miß Anna-Belle?" sprach Welton nähertretend mit gedämpfter
Stimme.
Annie erschrak.
Zum ersten Male hatte er sie mit ihrem Vornamen angeredet. —
Nur jetzt das richtige Wort finden! Nur in diesem Augenblicke keine Unklarheit! —
Die schöne Amerikanerin schlug langsam die stolzen, großen Augen ans
und begegnete ruhig den Blicken des Fragenden.
Dann versetzte sie mit einem kleinen hilfesuchenden Lächeln:
„Oh — es wird mir immer eine Freude sein, Sie im Hause meiues
Vaters sehen zu können. — In der That, Lord Welton, es wäre für mich
völlig deprimirend, zu wissen meine Person könnte vielleicht die Ursache sein, daß Sie unser Haus . . ."
Ihr Gegenüber unterbrach hastig mit abwehrender Handbewegung.
Zu viel Weltmann, um das heikle Gespräch fortzusetzen, und zu sehr
Diplomat, nm feine Ueberraschung zu zeigen, ließ er die gntmüthigen
kleinen Augen auch nicht einen Moment ihren herzlichen Ausdruck verlieren.
Lord Welton ergrisf Annies herabhängende Rechte nnd hielt dieselbe mit
beiden Händen fest.
„Nein, Miß Andrew, das soll uns gewiß nicht trennen, leben Sie
wohl, auf ein nicht zu fernes Wiedersehen, die Tage, welche ich im Hause
Ihrer Eltern verlebt habe, behalte ich dankbar im Gedächtniß.
Anna-Belle fühlte einen Kuß auf ihrer Hand.

Sie stand immer noch regungslos auf demselben Platz.

Das dumpfe Rollen eines abfahrenden Wagens ließ Anna emporschrecken.
Sie blickte umher
Das war vorüber!
Wie das doch Alles so schnell gegangen war.
Dort lag das aufgeschlagene Albuin, in dem Welton geblättert hatte.
Annie nahm es auf und erblickte ihr Bild.
Ob er sie wohl sehr geliebt haben mochte? . . .
Eine mitleidige Regung kam über sie; er war zartfühlend gewesen.
Das wollte Annie nie vergessen — niemals.
Sie trat an das Fenster und blickte lange sinnend nach dem dunklen
Park hinüber.
Die Sonne stand schon tief.
Nur ein feuriger, langsam sinkender, runder Streifen blieb noch zwischen
den hohen Bimmen sichtbar.
Schleierartig heranziehende Dämmerung kämpfte bereits mit dem
Tageslicht.
Annie athmete auf.
Etwas unsagbar Ruhiges, Friedliches zog wieder in das Herz des
jungen Mädchens ein.
5
„Vsin — vidi — vioi?" — rief Sir Howard mit breitem, behaglichen Lachen dem Freunde entgegen, als derselbe cm den Ecktisch herantrat, den man in einer Nische für die Herren bereit hatte. „Sieh', Jolm, daß
Du mir jetzt auf einmal fahnenflüchtig werden willst, hätte ich schwerlich
erwartet! Nun soll ich also mit Colone! North die Reise allein fortsetzen
he? — Na, so setz' Dich doch aber endlich 'mal und erzähle!"
Der Lord nahm langsam Platz, schnellte ein nicht vorhandenes Stäubchen von seinem Frack und murmelte einige unverständliche Worte.
„DaS gab wohl eine höllische Neberraschung?" fuhr der kleine Herr
ungeduldig fort. „Aber in Teufels Namen, so sprich doch endlich, John!"
knurrte er weiter, wüthend an dem borstigen Schnauzbart reißend.
„Mein alter Junge," entgegnete nunmehr Welton gelassen, „eine
Neberraschung gab es freilich, jedoch war dieselbe schließlich wohl mehr auf
meiner Seite."
„Wa—a—a—s . . .?"
Eine Pause entstand.
Endlich räusperte sich Sir Howard und fragte leise:
„Sie wollte nicht?"
„Wenigstens gab mir die junge Dame das sofort zu verstehen."
„Somit hast Du also gar nicht um ihre Hand gebeten?"
„Nein, Willy!"

„Bravo, John! — Correct wie immer. —"
Wieder wurde es still zwischen den Beiden.
Endlich erhob der Kapitän sein Glas ein wenig, sah sich vorsichtig m„
und sprach:
„Lieber John! ... Ich bedauere diese Enttäuschung, welche Du eben
erlitten hast, aufrichtig herzlich, wenngleich — verzeih', John, dem Egoisten
— mir dadurch mein bester Freund belassen wurde. —
Gleickzeitig aber trinke ich mein Glas auf die Gesundheit von Mist
Anna-Belle Andrew, denn diese junge Dame muß das Herz auf dem richtigen
Flecke haben!"
Die hohen, geschliffenen Kelche klangen feintönend aneinander.
„Halloh, (Zsntlsmsn, rief der eben eintretende Colonel, „da komme ich
ja gerade zu rechter Zeit! — Worauf trinken denn die Herren?" —
Der kleine Kapitän zwinkerte zu Welton hinüber nnd erwiderte:
„Auf eine gute Jagd! — Stoßen Sie mit mir an, Oberst, morgen
brechen wir auf!" —
Es ist wohl keine feltene Familien-Erscheinung, daß einem innigen Verhältnisse zwischen Vater nnd Tochter die gleiche Liebe der Mutter zum
Sohne gegenübersteht, nnd daß diese kleine, politische Gruppirung auch gelegentlich scharf zu Tage tritt.
So geschah es auch heilte wieder in der Andrew'schen Familie.
Während Mrs. Sarah Andrew leider nur zu leicht geneigt war, die
Fehler Harrys zu übersehen, erschien ihr das Verhalten Annies auch jetzt
wieder unerklärlich und nicht zu entschuldigen.
„Wie war es überhaupt möglich," fragte sich die würdige Dame, „daß
Annie die Werbung eines Lord Welton refüsiren konnte?"
Umsonst hatte ihr die Tochter unzählige Male versichert, daß man —
ganz abgesehen von einer eventuellen Neigung — ihre Hand gar nicht
begehrt habe, von einer Abweisung folgerichtig also gar keine Rede
sein könne.
Man hatte dem jungen Mädchen wohl nicht umsonst erzählt, daß die
begeisterten Vorkämpferinnen der amerikanischen Frauenbewegung oftmals bei
der Logik strauchelten. Nun, ihr Fall lag doch einfach und klar genug!
Mit der ganzen, ihr zu Gebote stehenden weiblichen Schlauheit klammerte
sich daher Annie an diese Nicht-Abweisungs-Thatsache und entschlüpfte immer

wieder geschmeidig der nach „wie" und „warum" forschenden Mutter. Die
kräftigste Unterstützung fand Anna-Belle allerdings in der Person ihres
Vaters. Mr. Andrew hatte sich zwar offen geäußert, daß ihm die Persönlichkeit Weltons nur sympathisch gewesen wäre. Der, hitte er dann hinzugesetzt, die Trennung von seiner Annie, welche er d,mn so weit vom

Elternhause gewußt hätte, würde ihm dennoch einen nicht zu stillenden
Kummer bereitet haben. —
Außerdem sei ja Annie noch so jung!
Man solle doch dankbar sein, den „Sonnenschein" noch im Hause zu
haben; bald genug würden die Eltern allein sein! —
Was übrigens die angeblich durch sein Kind gehinderte Verbindung mit
dem englischen Hochadel beträfe, — welche er durchaus nicht unterschätzen
wolle, — so wäre er noch im Zweisel, welche Familie älter wäre, die
Weltons oder die Andrews.
„Und jetzt," hatte der alte Herr, welcher überdies Thränen in den
Allgen seiller Tochter zu bemerken glaubte, ärgerlich geendet, „hätten wirdiese Affaire wohl genügend beleuchtet."
Gerade wollte sich die Familie in den Speisesaal begeben, als Josun
ein Telegramm überbrachte.
„Dringend, Sir!" flüsterte der alte Diener.
Mr. Andrew las:
„Bergwerk-Actien-Gesellschaft der vereinigten Gruben von Mato-Grosso
und Diamantino heute fallirt . . ."
Er faltete das Telegramm zusammen und steckte es in seine Brusttasche. —
Die Damen blickten fragend nach dem Familienoberhaupt hiu.
„Doch nichts Unangenehmes?" inquirirte seine Gattin.
„Nein, meine Liebe, wenigstens nichts mich Betreffendes. — Eine
Gruben-Gesellschaft in Süd-Amerika hat hente ihre Zahlungen eingestellt. Ich
hatte mich seinerzeit dafür interessirt, was dem depeschirenden Agenten anscheinend bekannt war."
„Hattest Dn Geld drin, Pa?" fragte Annie geschäftsmäßig.
„Nein," lachte der Vater, über das Interesse seines Lieblings erfreut.
„Mr. Wartenfels hatte nur vor drei Monaten jede Lust benommen, mich
damit einzulassen."
„Du scheinst sehr viel auf das Urtheil jenes Herrn zu geben, lieber
Andrew?" forschte die Dame des Hauses.
„Außerordentlich viel, meine Liebe, Mr. Wartenfels ist ein Mann, vollständig nach meinem Geschmack. Ich würde mit großem Vergnügen diesen
jungen Mann, der über eine erstaunliche geschäftliche Vielseitigkeit verfügt,
gern dauernd an mich zu fesseln suchen."
„Und auf welche Weise würde dies geschehen?"
„Dadurch, daß ich ihn zur Entlastung unseres Freundes Peddleton
nach New-Orleans sende, der in jedem Briefe um eine derartige Hilfe bittet!"
Mrs. Andrew schwieg betrosfen.
Da war es wieder, dieses unbestimmte, bange Gefühl, welches sie an
jenem Abende empfnnden hatte, als der junge Bergwerks-Ingenieur zum ersten
Male in ihrem Hause erschienen war.

Ihre Blicke trafen Annie, welche mit leuchtenden Augen dem Vater,
der sich so lobend über Wartenfels aussprach, zuhörte.
Was sie selbst nicht glauben wollte, es wurde jetzt zur Wahrscheinlichkeit, das Herz ihrer Tochter war bei der Unterredung mit Lord Welton nicht
mehr frei! . . .
„Wann gedenkst Du denn Mr. Wartenfels nach New-Orleans zu senden?"
fragte sie in möglichst unbefangenem Tone.
„Zunächst muß ich doch seine Einwilligung haben!" lautete die Entgegnung;
Prosessor Knox bemüht sich in letzter Zeit wieder mehr um ihn. Er will
ihn gern für die Regierung verwenden. Unbegreislicher Weise will Wartenfels nicht von New-Aork fort." —
„Wozu er wohl gute Gründe haben wird," ergänzte Mrs. Andrew
mit einem forschenden Blick auf Annie.
Die Augen der beiden Frauen begegneten sich.
Annie fühlte ihr Herz klopfen, als habe sie ein böses Genüssen.
Es lag ein fremder, kalter Ausdruck in den Blicken der Mutter.
Das junge Mädchen senkte die Lider; sie glaubte sich plötzlich entdeckt;
ein Geheimniß, welches so fest und heimlich bewahrt schien, war schonungslos an's Licht gezerrt.
Ein Gefühl tiefer Bitterkeit, dem sie vergeblich zu wehren suchte, überkam Annie, und eine düstere Scheidewand richtete sich zwischen ihr und der
Mutter auf.
Schon am andern Morgen hatte Mr. Andrew den Ingenieur aufgesucht; es hatte eine langwierige Unterredung zwischen den beiden Männern
stattgefunden.
Wartenfels war im Princip nicht abgeneigt, das namentlich pecuniär
glänzende Anerbieten des Millionärs anzunehmen, nur der Gedanke, eine
abhängige Stellung zu bekleiden, schreckte ihn immer wieder ab.
Wohl hatte sein bisheriger Wirkungskreis zahllose Schwierigkeiten,
jedoch den einen unschätzbaren Vorzug gehabt, daß er als Chef-Ingenieur
vollkommen selbstständig wirken konnte.
Es dauerte wiederum geraume Zeit, bevor Mr. Andrew ihn über

diesen Hauptpunkt beruhigen konnte. Letzterer zeigte ihm die gesammte
Correspondenz mit Mr. Peddleton und wies unzweiselhaft nach, daß der
Generalvertreter in stetem Hinweis auf sein Alter den Erwarteten als seinen
Nachfolger betrachte.
Diese Thatsache stelle ja schon das beiderseitige Verhältniß ohne Mißdeutung fest. Es kam schließlich eine Art Contract zu Stande, laut welchem
Wartenfels sich, mit weitgehendster Vollmacht versehen, vorläufig auf ein
Jahr nach New-Orleans begab.
Man unterzeichnete gegenseitig.

„Könnten Sie übermorgen reisen, Mr. Wartenfels?"
„Gewiß. — Ich stehe von morgen ab zur Disposition."
rignt! — Wenn Sie übermorgen mit der „Louisiana" gehen,
haben Sie gleich Gefellschaft an Bord. Mr. Brauch geht nämlich nach
dem Süden, um Studien zu machen. Ich habe ihm ror einer Stunde
Empfehlungen mitgegeben. — ^Vsll — mir sehen uns ja noch. Wollen
Sie morgen bei uns essen, Mr. Wnrtenfels? . . .
Dieser lehnte dankend ab. Er würde jedoch versuchen, sich am nächsten
Tage persönlich von den Damen zu verabschieden.
„Jedenfalls sehe ich Sie noch," wiederholte der alte Herr unter kräftigem
Händedruck. „Ich bin sicher, daß für diese Stellung kein besserer Mann
zu finden war."
„Ich will bemüht sein, das wahr zu machen, Mr. Andrew," war die
Antwort.

Zum Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Ein Vermittlungsversuch,

von
Albert Kon Auuille.
— Halle a. S. —

n dem Kampf um den Ursprung des siebenjährigen Krieges ist
jetzt eine gewisse Ruhepause eingetreten, nachdem Naudö, der
inzwischen leider durch einen unerwarteten Tod uns und seinen
Arbeiten entrissen worden ist, den zweiten Theil seiner umfassenden Gegenschrift veröffentlicht und Lehmann in Kürze darauf erwidert hat. Dieser
Moment scheint mir nicht ungeeignet, einen Vermittlungsversuch zu wagen.
Vielleicht gelingt es, einen Standpunkt zu schaffen, auf dem sich wenigstens
die minder erbittert Streitenden versöhnt zusammenfinden könnten.
Bis jetzt stehen sich, wie bekannt, zwei Auffasfungen über Friedrich des
Großen Verhältniß zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges gegenüber, die
eine von Alters her herrschend, deren Vertheidigung neben vielen Anderen besonders Koser und Naudö übernommen haben, die andere von Lehmann neubegründet, die an Hans Delbrück einen treuen Verfechter gefunden hat. Leider
haben nun, wie es bei wissenschaftlichen Kämpfen recht häufig geschieht, die
Parteien ein allzu großes Gewicht auf die Niederkämpfung des Gegners
gelegt. Sie haben die einmal gewählte Position um jeden Preis zu halten,
die feindliche zu überwinden gesucht und dabei auf der einen Seite an
vielen Behauptungen festgehalten, die sich bei ruhiger Betrachtung als unhaltbar erweisen mußten, auf der anderen Seite auch solche Ansichten der
Gegenpartei bekämpft, deren Mchtigkeit klar am Tage lag. Die Folge ist,
daß die große Zahl der Leser nicht mehr weiß, zu wem sie sich halten soll,
daß ne die Frage nicht mehr sachlich, sondern nach reinen Äußerlichkeiten,
sowie nach Sympathie und Antipathie beurtheilt.

Wem es wirklich und allein auf Feststellung der Wahrheit, nicht aber
auf unbedingte Behauptung einer bestimmten Meinung ankommt, der wird
es sorglich vermeiden, aus den Quellen irgend Etwas herauszulesen, was
man nicht bei ganz unbefangener Anschauung darin enthalten sieht, der
wird nicht die Quellen durch die These, sondern vielmehr die These
durch die Quellen meistern lassen. Es kommt also hier nicht darauf an,
eine der beiden Anschauungen durch Dick und Dünn zu vertheidigen, nach
Gründen und Belegen für ihre Richtigkeit auszuschauen, sondern vielmehr
darauf, eine Formulirung der These zu finden, die sich mit dem Inhalt
sämmtlicher Quellen und der ganzen Lage der Dinge ungezwungen vereinigen läßt. Dies eben ist die Aufgabe, deren Lösung ich mit diesen
Zeilen versuchen will.
Die altere Auffassung geht dahin, Friedrich der Große habe nach dem
zweiten schlejischen Krieg den Frieden so lange zu erhalten gesucht, als nicht
außergewöhnlich günstige Conjuncturen einträten oder die Ehre des Staates
ein Losschlagen forderte, er habe namentlich 1756 an keinen Angriff gedacht und nur, unl schwerste Gefahr abzuwenden, zum Schwerte gegriffen,
er habe zwar weitere Erwerbungen für wünschenswerth, ja für ein dringendes Bedürfniß seines Staates gehalten, sie auch nach Ausbruch des Krieges
angestrebt, doch habe er nicht zu solchem Zweck die Waffen erheben wollen.
Lehmann und Delbrück dagegen behaupten, die preußische Politik sei in
jenem Zeitraum auf die Gewinnung von Sachsen und Westpreußen ausgegangen; zu dem Zweck habe Friedrich wiederholt Kriege anzuzetteln versucht, zu dem Zweck habe er im lahre 1756 gerüstet und die Oesterreicher
zu Gegenrüstungen genöthigt, in solcher Absicht sei er schließlich in das

Nachbarland eingebrochen, eine That, durch die er unerwarteter Weise der
geplanten feindlichen Coalition zur Vollendung verhalf; fein Endziel aber
sei gewesen, den Wettiner Kurfürsten für den Verlust seines Landes mit
der böhmischen Königskrone zu entschädigen.
Ich stelle Lehmanns Forschungsweise und Forschungsresultate außerordentlich hoch. Er lehrt namentlich, wie wir uns bei Beurtheilung eines
Vorgangs von den späteren Ereignissen, von der thatsächlichen Entwicklung
freimachen, wie wir jede Action nur aus ihrer Zeit begreisen sollen. Wenn
ich aber auch im Grunde seiner Auffassung nahe stehe, so meine ich doch,
daß er mit seinen Behauptungen zu weit gegangen ist. Friedrichs Offensiv-Msichten nach der Westminsterconvention, vornehmlich sein sächsisches Annexionsund böhmisches Tauschproject scheinen mir ungenügend erwiesen und einigermaßen unwahrscheinlich. Aber auch der Koser-Nauds'schen Anschauung
vermag ich nicht mehr beizupflichten. Die langen Ausführungen und zahlreichen Excerpte Naudös haben nur nur gezeigt, daß sich der alte Standpunkt auch mit dem größten Fleiß und Eiser, der umfassendsten Actenforschung nicht aufrecht erhalten läßt. Die Handlungsweise Friedrichs,
namentlich im Iuli und August 1756, wie sie uns aus der politischen

Correspondenz entgegentritt, die ganze Lage der Dinge zwingt dazu, die
Annahme bloßer Nothwehr zu verwerfen. Demgegenüber will ich meinen
Standpunkt, den ich bei genauem, vorurtheilsfreiem Studinm der beiderseitigen
Schristen gewonnen hobe, darzulegen suchen. Neues Material biete ich
nicht, da wir durch die politische Correspondenz und durch die bisherigen
Arbeiten bereits überreichlich damit versorgt sind. Von den Streitenden
sind, da sie die ganze politische Entwicklnng festzustellen strebten, allzuviel
Dinge in die Debatte gezogen und mit dem wirklich Zugehörigen vermischt
worden, die mit der Frage Nichts zu thun haben, so namentlich der thatsächliche Stand in und zwischen den Staaten der Coalition, wo doch für
das Haupt-Problem nur das ron Werth sein kann, was Friedrich darüber
gewußt und geglaubt hat. Es ist dadurch zwar sehr viel Interessantes zu
Tage gefördert, die eigentliche Frage aber mannigfach verdunkelt worden.
Ich werde mich bemühen, ganz bei der Sache zu bleiben und Alles nur
vom Standpunkt des Königs aus zu betrachten.
Das Erste, was coustatirt zu werden verdient, was zum Verständniß
der preußischen Politik zu wissen nothwendig, ist die Thatsache, daß Friedrich
von der dauernden, unversöhnlichen Feindschaft der Kaiserin-Königin und
überhaupt des Hauses Oesterreich überzeugt war. In den Kaiserlichen sieht
er seine Feinde schlechthin, mit ihnen fühlt er sich auf beständigem diplomatischen Kriegsfuß, mit ihnen erwartet er sicher dereinst in neuen Conflict zu
gerathen. Die Folge davon ist, daß er sich wie ein Fechter jederzeit bereit hält, unter geeigneten Conjuncturen zuzuschlagen oder geplante Angriffe
der Gegner abzuwehren, sowie ferner, daß er den Oesterreichern Feinde zu
erwecken, ihnen und ihren Verbündeten Abbruch zu thuu sucht, wo er irgend
kann. Daraus erklären sich gar manche Tinge, auf Grund deren man
leicht behaupten könnte, Friedrich habe in systematischer Weise ans eine zu
annähernd bestimmtem Zeitpunkt auszuführende Offensive hingearbeitet.
Ohne ein solches systematisches Verfahren annehmen zu brauchen, begreist
man, daß der König im Iahre 1755, wie wir aus Luckwaldts „Westnrinsterconvention" erfahren, unter vortheilhaften Umständen an einen Angriffskrieg gedacht hat, daß er die Türken gegen Ungarn, die Franzosen
gegen die österreichischen Niederlande in Bewegung zu setzen suchte. Er
stand eben beständig auf dem yui vivs, sorgsam alle Constellationen beob^
achtend, um seinen geschworenen Feinden gegenüber nicht in's Hintertreffen
zu gerathen und keine Gelegenheit zu versäumen, durch kühnes Handeln die
ständige Spannung zu lösen.
Dem bedrohten Zustand des Staates aber mußte, wie der König in
seinem politischen Testament von 1752 klar auseinandersetzt, bei Zeiten
ein Ende gemacht werden, einmal weil Unterthanen und Militär nicht fortdauernd in gleicher Weise überlastet werden durften, und dann, weil es ge-
*) Preuß. Iahrbb. 8«, H. 2.

fährlich war, die Sicherheit des Gemeinwesens von den guten oder schlechten
Eigenschaften eines Mannes abhängen zu lassen. Es war daher Friedrichs
Traum — ein Traum freilich, dessen Erfüllung er brennend erstrebte, —
das preußische Gebiet um so viel zu vergrößern, daß er eine Armee von
180 000 Mann unterhalten und jährlich fünf Millionen reinen Ueberschuß
zurücklegen könnte. Dann, so meinte der König, würde sich der Staat durch
sich selbst, d. h. auch ohne Bundesgenossen und ohne überragende Persönlichkeit an der Spitze, erhalten. Selbstredend richtete sich sein Blick in erster
Linie auf Sachsen, dessen Grenzen am weitesten in das Herz der Monarchie
hineinragten. Die Erwerbung dieses Staates oder eines Theiles davon erschien als ganz besonders vortheilhaft, konnte aber doch nur unter den allergünstigsten Umständen erhofft werden. Unbedachtes Vorgehen in solcher
oder dem ähnlicher Richtung war geeignet, den Staat in schwere Existenzkämpfe zu stürzen.
Die genannte Urkunde von 1752 war, wie jedes Testament, für die
Nachfolger bestimmt, wenn sie auch, zur Belehrung der Erben, des Testators

Wünsche und Pläne enthüllte. Da nun Friedrich mit Recht vermuthete,
daß ihm diese Nachfolger an Befähigung nachstehen würden, fo war es nur
natürlich, daß er sie von Unvorsichtigkeiten, von ihre Kräfte übersteigenden
Unternehmungen zurückzuhalten suchte; derartige Rachschlage konnten aber
nur wirksam sein, wenn er selbst nach gleichen Principien zu handeln sich
den Anschein gab. Darum hob er seine zur Zeit der Abfassung unkriegerischen
Intentionen hervor, warnte er vor Copirung seines coup ck' öclat von 1740,
darum setzte er die großen Unternehmungen, die er selbst noch durchzuführen
wünschte und die zum Mindesten das dauernde Ziel preußischer Politik
bleiben mußten, unter die Ueberschrift „Träumereien", wandte er auf sie
die Bezeichnung chimärisch an. Daß er mit jenen friedlichen Aeußerungen
keineswegs seine weiterreichenden Ideen ableugnete, hat schon Delbrück*)
überaus treffend nachgewiesen. Selbstredend ränmte der König auch ein,
daß eine Schilderhebung rathsam sein könnte, doch nur für den Fall, daß
die politische Lage ausnehmend vortheilhaft sei. Um den Lesern aber einen
Anhalt zu geben, malte er eine solche Constellation aus: in Rußland ein
preußenfreundlicher Minister, in dem gegnerischen England eine vormundschaftliche Regierung, ein Soliman in Constantinopel, in dem verbündeten
Frankreich ein ehrgeiziger Staatslenker. Für so beschränkt konnte er natürlich seine Thronfolger nicht halten, daß sie sich an diefe Worte klammerten
und eine Gestaltung der Dinge abwarteten, für deren Eintreten die Wahrscheinlichkeit fast gleich Null war, er wollte eben nur ein Beispiel geben.
Daß er sich selbst durch die Fesseln, die er Andern anzulegen suchte, gebunden gefühlt habe, wird Niemand behaupten dürfen, vielmehr muß man
Lehmann vollkommen zustimmen, der da sagt, der König habe sich selbst

*) Pr. Ibb. 84, S. 36 ff.

etwas mehr zugetraut. Selbstverständlich wollte aber auch er eine Situation
abwarten, die ihm sicheren Erfolg versprach.

Das Iahr 1756 dürfte ihm zur Realisirung der im Testament angedeuteten Absichten anfänglich nicht geeignet erschienen sein, denn in seinen
Correspondenzen tritt uns, mehrfach wiederholt, die Neigung entgegen, den
Frieden zu verlängern.

Nun werden zwar von Lehmann und Delbrück alle bezüglichen
Aeußerungen, auch wenn sie an nahestehende Personen gerichtet sind, für
unglaubwürdig erklärt, und zwar unter Anführung verschiedener Aussprüche
des Königs, worin er die größte Geheimhaltung wichtiger Pläne für sein
Princip erklärt. Hiergegen ist indessen zu erinnern, daß Friedrich mit Bekundung dieses Princips noch keineswegs ein Bekenntniß der Lügenhaftigkeit
abgelegt hat. Es ist doch ein großer Unterschied, ob man Gedanken verschleiert oder ob man directe Unwahrheiten sagt, zu solchen aber hat sich
Friedrich meines Wissens nirgends bekannt. Und wenn auch im diplomatischen Verkehr von keiner Seite offenbare Unrichtigkeiten durchgängig vermieden
wurden, so darf man gewiß nicht behaupten, daß der König auch seine nächsten
Verwandten und Vertrauten in solcher Weise belogen habe. Verheimlicht
hat er ihnen sicherlich Vieles, was er ihnen aber in unzweideutigen Worten
mittheilt, das sind wir genöthigt für richtig anzuerkennen. So sind wir
auch nicht berechtigt, jene Zeugnisse zu verwerfen, nach denen dem König eine
Verlängerung des Friedens zu Anfang 175tt erwünscht war. Daß er überhaupt an keine Offensive gedacht habe, soll damit natürlich keineswegs behauptet sein.

Für den Fall des Krieges aber, gleichgiltig wie er entstand, hatte er
längst einen Plan fertig. Da er, um jeder ernsten Besorgniß um die
Sicherheit seines Besitzes entledigt zu sein, einer stark vermehrten Armee
und bedeutend größerer Einnahmen bedurfte, (180000 Mann, 5 Millionen
Ueberschuß), so' beabsichtigte er die Feindseligkeiten mit der Occupation
Sachsens oder je nach Umständen eines anderen Gebietes zu beginnen, dessen
Hilfsquellen er sich dienstbar machen wollte. Ob er es dann dauernd behalten oder gegen andere Gebiete eintauschen könnte, oder ob er sich beim
Friedensschluß mit geringerem Gebiet begnügen müßte, das hing vom Gang
des Krieges ab; vielleicht hat ihm auch für den allergünstigsten Fall bei
völliger Niederwerfung Oesterreichs der böhmische Tauschplan vorgeschwebt.
Iedenfalls hatte er bei solchem Verfahren einerseits die genügenden Mittel
zur Führung des Krieges, andererseits ein Compenfationsobject in der Hand.
Es giebt keine Quelle, keine Thatsache, die sich nicht mit dieser Auffassung ungezwungen vereinigen ließe. In dem politischen Testament, in
dem Lxposö äu Fouvsrnsinsut, pruLsisn*) ist zwar von der Notwendigkeit, Sachsen zu erobern, die Rede, brauchte aber der König deshalb jeden

Krieg für geeignet zu solch weitreichenden Eroberungen zu halten? Bezüglich des Ausdrucks ,,anöantir Ia 8axs", den der Konig in einem Brief an
seinen Bruder vom 19. Februar 1756 anwendet, kann ich Lehmann nicht
Recht geben. Ich stelle mich ganz auf den Staudpunkt Kosers*) und
Naudös, denn der Zusammenhang ergiebt in der That, daß es sich nur
um eine gründliche Beseitigung der sächsischen Machtstellung handeln kann,
die Friedrich als bereits vollzogen bezeichnet. — Weiter stimmt es zu dieser
Auffassung, daß der König einen französisch-sächnschen Subsidienvertrag zu

hindern suchte, denn dadurch wäre die geplante Occupation des Nachbarlandes
erschwert worden. Er hätte ein actives Eingreisen Frankreichs, an das er
ohnehin nicht glaubte, befürchten müssen. Anch der von Koser angeführte
Ausspruch des Königs vor der Schlacht bei Prag steht mit meiner Daregung nicht im Widerspruch. Friedrich erösfnet da dem englischen Gesandten,
er wolle, wenn er siege, sich so mit den Oesterreichern auszusöhnen suchen,
daß sie sich sogar mit ihm gegen Frankreich verbänden. — Ob dies aufrichtig gemeint war, daran ließe sich billig zweiseln, denn in kritischer
Situation liegt es nahe, dem Verbündeten goldene Berge zu versprechen,
und eine Verbindung der deutschen Mächte gegen Frankreich war von jeher
das Sehnen der englischen Staatsmänner gewesen. Aber warum sollte
nicht Friedrich wirklich nach dem Siege solche Entschädigungen fordern, denen
Oesterreich zuzustimmen vermochte, einen Theil von Sachsen, Westpreußen
oder irgend welches Reichsgebiet? Besonders hochfliegende Pläne wird er
Angesichts der weit über Erwarten umfassenden Coalition kaum noch gehabt
haben. — Endlich aber steht das ganze Verfahren des Königs zu Beginn
des großen Kampfes mit solcher Anschauung vorzüglich im Einklang. Er
nahm das Land vollkommen in preußische Verwaltung, zog daraus die gewünschten Mehreinnahmen, verstärkte seine Armee dnrch Eiureihung der
sächsischen Truppen und nene Aushebungen nicht blos bis auf jene für
nothwendig erkannte Ziffer, sondern weit darüber hinaus, sodaß sie 1757
über 2(XiWli Mann zählte. Naudö^) führt dies an, um zu zeigen, daß
Friedrich wohl die Mittel besaß, sein Heer zu vergrößern, mir scheint aber
daraus gerade hervorzugehen, daß er bisher diese Mittel nicht besaß, sondern
erst durch die Besetzung Sachsens gewann, wenn auch ein großer Theil der
Mannschaften nicht aus Sachsen genommen wurde. Leute hatte er natürlich
auch in Preußen gehabt, aber kein Geld, um ne zu unterhalten. — Und
noch ein anderer Punkt paßt vortrefflich in den Rahmen nnserer Darlegung.
Der König hielt für die geplante Heeresvermehrung, zu der eben die Besetzung Sachsens dienen sollte, bereits seit Langem die nöthigen Waffen und
Montirungsstücke bneit. Im Testament von 1752 zählte er auf, was nnd
wie viel erforderlich sei, und bis zum Iahre 175<I hatte er die angegebene

*) Hist Zisch,'. 74, S, 8V f.
**) Th. II. S. 123,

Zahl von Gewehren sogar überschritten. Die Einkleidung und Bewaffnung
der neuen Truppen konnte somit in kürzester Frist erfolgen. Allerdings war
diese Waffenreserve, nach dem Testament zu urtheilen, für eine wirkliche
Eroberung bestimmt, aber warum sollte er nicht ein Land in der geplanten
Weise ausnützen, um sich dann ein anderes dagegen einzutauschen, vielleicht
ein weit kleineres, wenn die Dinge im Uebrigen nicht besonders günstig
lagen; war es doch sein Princip, sich von den Ereignissen leiten zu lassen.
Wenn nun auch der König weitere Erwerbungen für nöthig hielt,
wenn er auch verschiedene Vorbereitungen dazu getrosfen, Pläne entworfen
hatte, wenn er auch bereits nach Gelegenheiten ausgespäht hatte, so steht es
doch ziemlich fest, daß er für das Iahr 1756 keinen Krieg wünschte. Er
zeigte nch befriedigt, durch die Westminsterconvention noch das Iahr 1757
gewonnen zu haben, er erklärt das eine Iahr so viel Werth als fünf der
vorangegangenen:c. Ich gebe hierin Nauds*) in der Hauptsache Recht, nur
gestehe ich nicht zu, daß Friedrich die gewonnene Zeit nur zu Defensiv-Maßregeln benutzen wollte. Der Prinz von Preußen, der des Königs
Neigungen gekannt zu haben scheint, antwortet am 15. Februar doch sehr
bedeutsam: die damalige Erhaltung des Friedens werde den König in Stand
setzen, den Krieg besser auszuhalten, „si !s oa» ä« l«, cvminonosr
ou quo la prösoiuptiov äs vos «rmsmis les ports Ä vous «ttaHusr."
Dem Prinzen scheint die preußische Offensive wahrscheinlicher, denn einen
Angriff der Feinde erklärt er für Anmaßung. Er würde sich wohl anders
ausgedrückt haben, wenn er nur an eine preußische Schilderhebung wegen
feindlicher Bedrohung geglaubt hätte, denn dann mußte er beide hier neben
einander gesetzte Fälle als Folge der Anmaßung hinstellen. Er hätte vielleicht zusammenfassend gesagt: „Wenn die Anmaßung Ihrer Feinde einen
neuen Krieg heraufbeschwören sollte."
Nichtsdestoweniger wünschte der König den Frieden noch ein bis zwei
Jahre zu erhalten, und dazu stimmt es auch, daß er sich bei der zweiten
Anfrage in Wien das Versprechen zweijähriger Wasfenruhe ausbedang.
Eine Aenderung seiner Intentionen aber mußte eintreten, wenn er sich einem
baldigen Angriff seiner Feinde ausgesetzt fühlte, und in diese Lage kam er
zuerst durch den österreichisch-ftanzönschen Defensivvertrag vom Mai 1756,
bei dem er geheime Artikel wegen Schlesiens vermuthete. Nicht als ob
Friedrich gemeint habe, Frankreich wolle Schlesien erobern helfen, davon
war er noch weit entfernt, doch fürchtete er, Frankreich habe sich verpflichtet,
entgegen dem Aachener Frieden, die Rückeroberung zuzulassen. Das war
es ja auch, was Kaunitz hauptsächlich vom Versailler Hos erstrebte, aber
erst durch Opferung der österreichischen Niederlande erlangen konnte.
Weiter kam hinzu die Ansammlung russischer Streitkräfte an seinen
Grenzen, von der er Anfang Iuni erfuhr, und die er selbstredend von

-) Th. II. S. 147 ff.

Kaunitz veranlaßt glaubte. Daß er gegen diese Bedrohung im Osten rüstete
und Truppen bereitstellte, war natürlich und hat nichts Auffallendes, daß
er in der Instruction für Feldmnrschall Lehwaldt die Eroberung Westpreuszens
in's Auge faßte, ist nur ein bedeutsames Zeichen, wie ihm bei jeder Kriegsaussicht Eroberungen in den Sinn kamen, aber er wollte bei dieser Gelegenheit noch mehr.
Delbrück*) hat mit voller Berechtigung auf die seltsamen Truppenbewegungen aufmerksam gemacht, die der König bei dieser Gelegenheit in
Brandenburg und Pommern ausführen ließ, und Nandus Versuch**),
diese Ausführungen zu entkräften, die Märsche aus zufälligen Gründen zu
erklären, scheint mir nicht gelungen. Ich schließe mich darin ganz Lehmanns
Erwiderung***) an. Hatten die Truppenzüge Nichts zu bedeuten, warum
frägt Friedrich dann bei seinem Gesandten Klinggräfen so sehr interessirt an,
welche Wirkung die Bewegungen auf den Wiener Hof gemacht hätten, und
ob er daraufhin seine militärischen Maßnahmen steigere^). Wenn der König
selbst eine solche Wirkung vermuthete, dcmn hatte er entweder niit dem wohl
verineidbnren Garnisonwechsel eine Thorheit begangen oder er hatte diese
Wirkung bezweckt. Neberdies schreibt er selbst nn Kriegsrath Köper am 4. Juli
täit faire ckes lnouvements anx troupes. Li les ^utriokiens cmt I»
Auerrs clkM8 Is ventrs, on Iss t'era ä«c«uc:Ksr-, s'ils s« sont preoipitö«
sve« Isurg äeluousrrstions, i!s rsnAsinsront bisn vits." Er suchte
die Oesterreicher entweder zu offenen Kriegsmaßregeln, auf Grund deren er
sich als schwer bedroht hinstellen konnte, oder zu klarer Bekundung friedlicher
Absichten zu bestimmen-s-s").
Es ist nun aber nicht zu verkennen, daß Friedrich im Juli die Lage
schlimmer darzustellen sich bemühte, als sie wirklich war, als sie ihm selbst
erscheinen mußte, und zwar ebensowohl seinem eigenen Minister als dem
englischen Gesandten gegenüber. Am 20. Juli nämlich kam ein Bericht des
preußischen Vertreters im Haag, v. d. Hellen, an, adressirt „»v. Roi seul".
Hellen hatte durch seinen englischen College» Aorke alle möglichen Nachrichten
aus Nußland erhalten, die zum Theil die Berichte des holländischen Gesandten Swart in Petersburg zur Quelle hatten, und diese übermittelte er
mit dem Beifügen, daß Mrke gegen Niemanden, also auch gegen die
englische Regierung nicht, als Gewährsmann genannt zu werden wünsche,
da ihm dies Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Hier mar nun in
wenigen Worten gesagt, die Kaiserhöfe hätten die Absicht, im nächsten Jahr
mit 80000 resp. 120000 Mann über Friedrich herzufallen, auch seien
bereits die russischen Gesandten angewiesen, mit den französischen Hand in

*) Pr. Jbb. 79. S. 264 f.
**) Th. H. S. 233 ff.
***) Gött. qel. Anz. 18W. S. 831 f.
f) P. C. XIII. S. 3«.
ff) Vgl. Delbrück. Pr. Jbb. 8«. S. 424 f.

Hand zu gehen. Weiter aber wußte Jorks aus anderer Quelle, vielleicht
vom russischen Gesandten, Grafen Golowkin, daß die Gefahr nicht so schlimm
sei und durch Bestechungen abgewendet werden könne, „daß es im Allgemeinen
leichter sei, diesen Hof (den russischen) von? Handeln zurückzuhalten, als ihn
vorwärts zu treiben." Friedrich theilte nun jene bedrohlichen Nachrichten
sofort durch Handschreiben fast wortgetreu dem englischen Gesandten mit, die
günstigen aber ließ er einfach fort; auch in den darauf folgenden Conferenzen
mit Mitchell am 20. und 21. Juli wurde Nichts davon erwähnt*).
Und ebenso verfährt der König gegen Podewils. Er übermittelte ihn: nur
die besorglichen Nachrichten Hellens, von den beruhigenden kein Wort**)
Und als der Minister an der Authenticität der Uebermittlung zweifelte, da
schien „Se. Kgl. Majestät einigermaßen Feuer zu fassen, als wenn ich zu
incredule wäre". Es lag dem König also offenbar viel daran, seinen
Minister von der Gefahr zu überzeugen. Daß ihn? das nicht gelingen
wollte, ärgerte ihn. Wie würde aber Podewils erst gezweifelt haben, wenn
er Hellens ganze Depesche hätte lesen dürfen.
Höchst beachtenswerth sind auch jene seltsamen „Rouvelles ä sujourä'dui. Drucks 14. juillst"***), über die Delbrücks) und Naud61"j-) genauer
gehandelt haben. Neben anderen wenig bedeutsamen Nachrichten über
Machinationen und Rüstungen der Feinde giebt Friedrich dem englischen
Gesandten zu missen, er habe erfahren, daß alle ungarischen Truppen nach
Mähren und Böhmen aufgebrochen seien, und daß zwei Magazine bei
Leitmeritz-Malschen angelegt würden. Selbst wenn diese entscheidenden
Aouvelles, wie Naudö nachzuweisen sucht, von Oberst Pflng stammen,
der sie, was Delbrück allerdings überzeugend widerlegt, aus Dresden erhalten und den, König in einer stattgehabten Audienz mitgetheilt habe, so
bliebe es doch höchst auffallend, daß für diese wichtigste und obendrein unrichtige Nachricht kein schriftliches Zeugniß eristirte, daß gerade eine nur
mündlich gegebüne Mittheilung nm gefährlichsten lautet, eine Mittheilung,
deren Formulirung ganz im Ermessen des Königs lag. Es ist nicht faßbar, wie gerade Pflug, der, wie NaudS selbst erzählt-f-Z-s-), nur an Scheinbewegungen der Oesterreicher glaubte, solch falsche nlarmirende Nachricht erhalten und gebracht haben soll. Die Behauptung Delbrücks, Friedrich habe
sie aus Pflug heraus verhört, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Wir besitzen aber auch den klaren Beweis, daß Friedrich die Lage
möglichst gefährlich erscheinen lassen wollte. Er ließ im Juli nach seiner
ersten Anfrage in Wien bedrohliche, schlecht verbürgte Nachrichten über
*) Vgl. P. C. XIII, S. 94—99.
**) Vgl. Podewils' Brief an Eichel vom 22. Juli, P. C. XIII, S. 1«4 ff.
***) P. C. XHI. S. 82.
s) Pr. Ivb. 79, S. 266 ff. u. 8«, S. 426 f.
-w Th. II. S. 275 ff.
H1-) Th. II, S. 272. Anm. 3.

österreichische Rüstungen in den Zeitungen verbreiten und zwar in der Form
von fingirten Briefen aus fremden Orten"), Würde er wohl solche Mittel
angewendet haben, wenn die wirklich erhaltenen Briefe zur Motivirung seines
Verhaltens genügt hätten? Daß diese aber in der That nicht genügten,
hat schon Delbrück im Einzelnen nachgewiesen, und wiewohl Naudv viel
militärische Maßregeln der Oesterreicher zusammenzustellen gewußt hat, so
ist es ihm doch nicht gelungen, diese Behauptung Delbrücks und Lehmanns
irgendwie zu erschüttern. Alles, was Friedrich erfuhr, war entweder unzulänglich oder aus trüben Quellen geschöpft.
Was beabsichtigte nun Friedrich mit diesem geschilderten Verfahren?
Wollte er einen unmotivirten Offensivkrieg beginnen? Nach zahlreichen
früheren Aeußerungen zu urtheilen, kann ich das nicht glauben. Wenn ihm
Nichts von östen'eichisch-russischen Angriffsplänen, von einer möglichen Betheiligung oder ihm übelwollenden Neutralität Frankreichs zu Ohren gekommen wäre, so würde er vermuthlich das Schwert in der Scheide behalten
und weitere Ereignisse abgewartet haben, so würde er, wie früher angedeutet, noch ein bis zwei Iahre mit Verstärkung seiner Wehrkraft beschäftigt
geblieben sein. Was er alsdann aethan hätte, bleibt dahingestellt. So
aber glaubt er damit rechnen zu müssen, daß seine Feinde in Kurzem losschlagen, daß sie ihm die gewünschte Frist nicht gewähren würden. Nun
hatte aber der König zwei feste Grundsätze, von denen er gewiß nicht so
leicht abwich. 1. Er wollte sich auf keinen Defensiv-Krieg einlassen. So
schreibt er am 24. Ianuar 1756 dem Grafen Podewils: „Doit>on
oommsncsr uns ßusrrs, (zuanck il taut Iä tairs ckstsnsivs? Mn, car
o'est cks tous lss geurss äs Fusrrs 1« plus «Nsrsuse st la plus risqususs." 2. Er wollte keinen Krieg führen, bei dem er Nichts erwerben konnte: „Iouts gusrrs," schreibt er, Osuvrss 28, S. 124"") „czui ns
insuo vas ä ckss oonquetes, «ffaiblit 1s victorisux st önorvs IMat."
So war es für ihn die gegebene Politik, den zu erwartenden Defensiv-Krieg, bei dem er kaum auf Landgewinn rechnen konnte, durch vorzeitiges Losschlagen in einen Offensiv- und Eroberungskrieg
zu verwandeln. Und diese Wendung eben hat ec seit dem Iuni 1756
verfolgt. Ich sage seit dem Iuni, um einen ungefähren Zeitpunkt anzugeben, doch bleibt es nicht ausgeschlossen, daß ihm der Gedanke, die Dinge im
Fall österreichischer Drohung zum Krieg zu treiben, schon weit früher aufgetaucht ist.
Mit dieser Behauptung stelle ich mich nicht auf den Standpunkt
Lehmanns, denn ich leugne, daß Friedrich den Krieg von vornherein anzuzetteln gesucht habe, ich behaupte vielmehr, daß er noch für einige Zeit, ein
bis zwei Iahre, den Frieden zu erhalten gewünscht hat, noch weniger aber
*) Vergl. P. C. XIII. S. 12« u. 161. f.
**) Vgl. Lehmann, Fr. d. Gr. „. d. Urspr. d. sicbenjahr. Kriegs. S. «7.

huldige ich den alleren Anschauungen, denn weder glaube ich, daß Friedrich
den Krieg für absolut unvermeidlich gehalten, noch auch, daß er ihn als
der Existenz des Staates bedrohlich gehalten habe, vielmehr meine ich, daß
er mit bewußter Eroberungsabsicht zum Schwerte gegriffen hat.
Friedrichs Auffassung der Lage, wie sie sich ihm aus den eingelaufenen
Nachrichten ergeben mußte, war im Iuni vor der ersten Anfrage in Wien
ungefähr folgende: Testerreich plante Krieg und hatte bereits Rußland zur
Schilderhebung bewogen, doch waren dessen Truppen aus unbekannten
Gründen wieder zurückgezogen worden. In Petersburg schien seitdem ein
Sieg des englischen Einflusses nicht ausgeschlossen, da die Nachrichten widersprechend lauteten. Mit Frankreich verband die Kaiserin-Königin eine
Defensivallianz, bei der man geheime Artikel wegen Schlesiens vermuthete,
doch stand eine energische Mitwirkung dieser Macht nach den vorjährigen Erfahrungen *) kaum zu erwarten. In Wien brauchte man, um die Coalition
vollenden und losschlagen zu können, einmal die preußische Offensive, die den
(?asus f«eäoris geben sollte, und dann bedeutend mehr Geld, für dessen
Beschaffung man noch keinen Rath wußte. Offenbar war eine Verschiebung
des Angriffs auf später nöthig geworden, doch wurden in Oesterreich vielfache, wenn auch nicht geradezu bedrohliche Vorkehrungen auf militärischem
Gebiet getroffen. — Dies ergab sich ans den Berichten und der Natur der
Dinge, so auch war die Auffassung am preußischen Hose. Podewils, dem
Friedrich die mildernden Mittheilungen vorenthalten hatte, setzte seinem
Herrn bei jener oben**) erwähnten Audienz, seinem Zorne trotzend, auseinander, wie man sich durch die Schilderbebung Alle zum Feinde machen
werde, wie sich dagegen in der Zeit bis zum nächsten Frühjahr die Situation
Preußens bedeutend verbessern lasse. Er schloß mit den Worten: „kzu'il
n'ötair pas ckoutsux izus los promiois prv^rvs st sucoös ns ssraisnt
psur-ötr« brillants, mai« izus la vomplioation ckss snrismis . . . lui
s«räit sisut-strs raripslor un Mir o« rlu« ,js sironnis la libsrtö

rsspsctususs cks lui rsprvsontsr zmnr I,i cksrnidrs suis." Der
Minister ist also überzeugt, daß vor dem nächsten Frühjahr kein feindlicher
Angriff zu erwarten stelze, und erkennt in der gegenwärtigen Schilderhebung
eine größere Gefahr für Preußen als in dem Erwarten der gegnerischen
Offensive, denn diese Schilderhebung war es ja, deren die Oesterreicher, wie
Klinggräfen aus Wien berichtet hatte, zur Durchführung ihrer Pläne bedurften. Sollte nun der König wirtlich so blind gewesen sein, daß er nicht
einsah, wieviel Schwierigkeiten es seinen Feinden bereiten mußte, wenn sie
gezwungen waren, die Coalition gegen einen osfenbar friedlich gesinnten
Monarchen in Action zu bringen, gegen einen Reichsfürsten, dessen Land von
den Großmächten garantirt war? Der Minister scheint wohl gewußt zu haben,

*) Vgl. Liickwaldt, Wcstminslercoiw., Pr. Jbb, «0, S. WO ff.
**) S. 53.

wohin die Gedanken Friedrichs in Wahrheit zielten, wenn er zugesteht, daß man
zu Anfang vermuthlich glänzende Erfolge haben werde, die freilich seiner
Ansicht nach keine Dauer verhießen. Glänzender Erfolg eben, und nicht
Rettung vom Untergang war es, was Friedrich erstrebte.

Daß der König die drohende Gefahr nicht für besonders groß hielt,
hat Lehmann*) erschöpfend nachgewiesen, namentlich hat er an der Instruction
Lewaldts gezeigt, wie wenig Friedrich von den Russen fürchtete. Und nur aus
solcher Auffassung heraus ist jene Stelle aus Friedrichs Verteidigungsschrist
nach der Schlacht von Kollin zu verstehen, die Lehmann mit vollem Recht
stark hervorhebt. Es heißt dort:**) Oommsut pouvais-js Ssviosr, yus I»
?rauoe sllvsrrait 150000 Koramss äaiis 1'Lmpirs? Oonimsnt pouvais-
.js äsvinsr, yus «st Empirs ss (ieolarsrait, (^us la 8uöäs ss mslsrait,
äs ostts Ausrre, ^us la ?rauos pa^srait ckes 3udsickss a I«, Rv.8sis?"
und daß Frankreich, ohne in Vertrag mit dem König von Polen zu stehen,***)
sich in solchen seinen Interessen ganz entgegengesetzten Krieg mischen werde.
Aus diesen Worten geht klar hervor, daß er, selbst nach vollzogenem
Friedensbruch, nichts Schlimmeres erwartet hat, als einen Kampf gegen
Oesterreich, Rußland und Sachsen-Polen, daß ihm die Mitwirkung Frankreichs überraschend gekommen ist. Mehr hatte er auch, seiner Ansicht nach,
sicher nicht zu fürchten, wenn er friedlich blieb, durch diesen Dreibund aber
konnte er sich nicht in seiner Existenz bedroht fühlen. Weiter geht daraus
hervor, daß er bei Kenntniß der ganzen Folgen seiner That nicht angegriffen
hätte, oder daß er wenigstens die Unterlassung des Angriffs für zulässig
gehalten hat, denn er entschuldigt ja sein Verfahren mit Unkenntniß. Sonnt kann sein vorzeitiges Losschlagen nicht allein die Erhaltung des Staates
zum Zweck gehabt haben. Die Ausführungen von H. Prutzl') können hieran
Nichts ändern, denn er legt nur dar, daß Friedrich trotz der angeführten
Worte wohl Kenntniß von einer großen Coalition (Oesterreich, Rußland,
Frankreich, Sachsen-Polen) gehabt habe. Abgesehen von Frankreich, an
dessen Betheiligung der König offenbar überhaupt nicht geglaubt hatte, mag
dies richtig sein, aber welchen Werth hat das für unsere Frage, außer daß
es einen Ausdruck Lehmanns berichtigt? Thatsache ist eben, daß Friedrich
die Verschwörung nicht für gefährlich hielt, daß er sogar glaubte, seine
Gegner herausfordern zu dürfen, um den zu erwartenden lästigen Verteidigungskrieg in einen gewinnreichen Angriffskrieg zu verwandeln. Da
er sich hierbei verrechnet hat, so hebt er mm hervor, wie er eine solche Entwicklung der Dinge nicht habe ahnen können. In einem besonders kritischen Moment ist er geneigt, die einstigen Warnungen seines Ministers
Podewils als berechtigt anzuerkennen.

*) Friedrich d. Gr. u. d. Urspr. d. sicbenjähr. Kriegs. S. 74 f.
**) Ebenda S. S7, Anm. 2.
***) Ich erimiere daran, daß Friedrich sich bemüht hatte, diesen Vertrag zu hindern,
1-) Forsch, z. br. pr. Gesch. VIII, 1. S. 246 ff.

Natürlich kam im Sommer 1756 Alles darauf an, die geheimen Eroberungsabsichten vor Jedermann, auch vor feinen nächsten Angehörigen zu
verhüllen, denn das Bekanntwerden dieser Absichten hätte nicht blos England
in hohem Maße stutzig gemacht, sondern die bereits vorhandene Opposition
in seiner Umgebung sehr verstärken müssen. Podewils schien ihn trotzdem
zu durchschauen, und so ist es sehr verständlich, daß Friedrich sogar dem
Cabinetsrath Eichel gegenüber scharf betont, er werde ruhig bleiben, wenn
sich auch nur einige sichere I,usur von Hoffnung fände. *) Dadurch konnte
am besten dem Bekanntwerden seiner wahren Absichten vorgebeugt werden.
Auch hier darf man dem König keine Heuchelei zum Vorwurf machen.
Wenn er immer wieder behauptete, er habe den Frieden zu erhalten gewiinscht, er sei nur durch die drohende Coalition zur Schilderhebung gedrängt worden, er werde das Schwert nicht ziehen, wenn ihm Sicherheit
geboten würde, so sagte er keine Unwahrheit, wiewohl er nicht die ganze
Wahrheit enthüllte. Denn in der That wäre es ihm lieber gewesen, den
Krieg noch zwei Jahre hinauszuschieben, in der That hätte er das Schwert
eingesteckt, wenn ihm für diese Zeit der Frieden gnrantirt worden wäre,
nur war es nicht die Furcht vor Niederlagen und Vernichtung, die ihn zur
Offensive bestimmte, sondern die Besorgniß vor gewinn- und somit zwecklosem
Kriege. Demgemäß ist die Darstellung in der Ristoir« cks I» ßusrrs

cke 7 »HL nicht geradezu falsch zu nennen"""").
Bei diesen: Sachverhalt konnte der König auch ein vollkommen reines
Gemissen haben, denn da von seinein Gegner thatsächlich ein unberechtigter
Angriff geplant wurde, so war er durchaus in seinem Recht, wenn
er diesem Angriff durch rasche Offensive zuvorkam. Ob er seine Feinde
gefürchtet und was er sonst mit feinem Vorgehen bezweckt hat, das ist für
die Rechtsfrage und die ethische Beurtheilung völlig gleichgültig.
Was nun die Anfragen des Königs in Wien betrifft, so hat Delbrück***)
sehr richtig hervorgehoben, wie diese mit Nothwendigkeit zum Kriege führen
mußten, wie Friedrich keine befriedigende Antwort erwarten konnte. Auch
ich nehme an, daß sich der König einer solchen Tragweite seines Schrittes
voll bewußt war. Dennoch hat dieser insofern auch hier einigermaßen aufrichtig gehandelt, als er von seiner Gegnerin wirklich das verlangte, was
ihn allein hätte zufriedenstellen und zur Niederlegung der Waffen bestimmen
können. Wenn ihm volle Sicherheit gegeben worden wäre, daß er im
laufenden und im nächstfolgenden Jahr nicht angegriffen wurde, fo hätte das
feinen Wünschen entsprochen und genügt. Ob die bloße Versicherung der
Kaiserin-Königin, die zu geben ihrem Stolz auf's Aeußerste widerstreben mußte,
hierzu ausgereicht hätte, ist eine andere Frage. Friedrich hätte voraussichtlich
") Eichel an Podewils, 2S. Juli 1756. P. C. XIII, S. t21.
**) Vgl. Delbrück Pr. Jbb. 79, S. 230 f.
***) Ebenda S. 2S8.

noch bessere Garantien verlangt, und so wäre es schließlich doch zum Kampfe
gekommen.
Es bleibt aber noch ein Moment zu erörtern, das unsere bisher dargelegte Auffassung von Friedrichs Intentionen etwas modificirt. Gerade zur Zeit der verschärften Anfragen schienen sich die Dinge günstiger zu gestalten als vorher. Der Marguis von Valory versichert dem Grafen
Podewils*), Friedrich habe von Frankreich Nichts für seine Staaten zu
fürchten, ebenso wenig wie von Oesterreich, wenn er nur das Schnürt in
der Scheide behalte; Rußland würde, wie der König selbst am 23. August
seinem Bruder schreibt, von Tag zu Tag englischer. Mitchell hatte von
seinem Petersburger Collegen Williams Nachricht, die Stimmung habe sich
dort auf das Gerücht hin, daß ein preußischer Gesandter zu erwarten stände,
sehr zu Friedrichs Gunsten verbessert. Er schlägt vor, wirklich einen
preußischen Vertreter zu entsenden**). Und daß der König auf diese Nachrichten Etwas gab, ersieht man schon daraus, daß er noch nach der Schilderhebung mit Hilfe Englands durch Bestechung einen Umschwung in Rußland herbeizuführen hoffte, daß er noch lange nachher Frankreichs Neutralität
erwartete, ein Punkt, auf den auch Lehmann aufmerksam macht. Mußte
Friedrich nicht, wenn ihm im Grunde ein vorläufiger Friede lieber war,
erst abwarten, ob sich die Wolken nicht völlig verzogen, bevor er seiner
Gegnerin in Wien nochmals die P-stole auf die Brust setzte? Mir scheint,
die Sache läßt sich nur so erklären, daß der König nun, nachdem die Krisis
so weit vorgeschritten war, nachdem er Alles zum Kriege vorbereitet und
viel Geld dafür ausgegeben hatte, nicht mehr zurück wollte, falls ihn nicht
das wirkliche Aufhören jeder Bedrohung dazu nöthigte, daß er jetzt gerade
die verbesserte Lage zur Durchführung seiner seit lahren gehegten Pläne
auszunutzen und um so glänzendere Erfolge zu erringen gedachte. Die
Oesterreicher hatten die Unvorsichtigkeit begangen, ihn zu bedrohen, er hatte
das Glück gehabt, Beweise dafür zu erlangen, so mochte seine Feindin
dafür büßen. Darum wollte er auch Nichts für die Besserung der russischen
Beziehungen thun, bevor nicht der Krieg mit Oesterreich sicher war. Als
ihn Mitchell mahnte, einen Gesandten nach Petersburg zu senden, da erwiderte er am 24. August, er müsse erst die Schlußdeclaration der Kaiserin-Königin erwarten. Dann erst, als er selbst die Wasfen erhoben hatte,
suchte er Rußland von seiner Gegnerin abzuziehen. Und von welchen seitsamen Bedingungen machte Friedrich schon am 10. luli sein ferneres Stillverhalten abhängig?***) Er verlangte nicht blos, daß sich der russische
Rückmarsch bewahrheite, sondern auch, daß die Motive dieses Rückmarsches
klar würden. Wer friedliche Gesinnung hegt, kann wohl über die Gründe
*i P. (5. XIII. S. 2S6 f.
P. C. XIII. S, 2«9 f,
***) Bgl. Nmids, Th. II. S. 262.

bedrohlicher Bewegungen, nimmermehr aber über die (Gründe der Abrüstung
Aufklärung begehren. Wenn Friedrich davon seine friedliche Haltung abhängig macht, dann ist ihm osfenbar der Krieg erwünschter als der Frieden.
Man beachte nur, daß der König hier nicht wie ein Friedliebender Momente
zusammenstellt, bei deren Eintreten er sich zum Kriege gezwungen fähe,
fondern daß er Bedingungen anführt, unter denen er Frieden halten werde.
Krieg die Regel, Flieden die Ausnahme. Im luli war eben in Folge der
russisch-österreichischen Bedrohung die Gesinnung Friedrichs in der That eine
folche geworden, wie sie ihm Lehmann unter Verwerfung der widersprechenden
Aeußerungen und Umstände von vornherein zuzuschreiben gesucht hat.
Wenn Koser*) einer gegentheiligen Behauptung Lehmanns gegenüber
nachweist, daß Friedrich in der entscheidenden Zeit schweren Herzens gewesen
sei, so steht das mit seinen Offennvplänen keineswegs in Widerspruch. Es

wurde ihm gewiß nicht leicht, eine solche Gefahr über sich heraufzubeschwören,
denn welche Verantwortung lud er auf sich, da er ganz allein, gegen Wunsch
und Willen seiner Bundesgenossen und seiner Umgebung, den Entschluß
zum Kriege faßte, einen Entschluß, über dessen wahre Motive er sich vermuthlich gegen Niemanden frei aussprechen durfte. Lehmann schcint mir
den König doch zu sehr über alles Menschliche zu erheben, wenn er ihn in
solcher Lage frohen Muthes sein läßt. Er zeigt sich schon ohnedies groß
genug, denn wenn er auch die wirkliche Entwickelnn«, der Dinge nicht ahnte,
so mußte er doch mit der Möglichkeit schwerer Complicationen rechnen.
Wie schwierig seine Lage war, erhellt auch aus den ersten Kriegshandlungen. Den Engländern, denen die Occupatio,: Sachsens ungerecht erschien, hatte er versprochen, direct nach Böhmen zn marschiren "*), in Rücksicht auf die Franzosen, die mit Oesterreich defensiv verbündet, mußte er
seine Operation gerade auf Sachsen beschränken, mit dem diese in keinem
Vertragsverhältniß standen. So kam der sonderbare Feldzug von 175<i
heraus, bei dem er nur einen kleinen Vorstoß nach Böhmen machte, Sachsen
hingegen völlig unterwarf.
Und nun noch ein paar Worte über die beiderseitigen Rüstnngen, deren
genaue Darstellung namentlich Naudü zur Grundlage seines Gegenbeweises
gemacht hat. Ich glaube, daß sich hiermit sehr wenig beweisen läßt. Friedrich
war seinen Gegnern in Kriegsbereitschaft so weit voraus, daß er mit geringfügigen Maßregeln und Tnipvenbewegungen diese mehr bedrohte, als sie
ihn mit langdauernden, umfassenden Augmentationen und Aushebungen.
Naudös Nachweis, daß die Oesterreicher schon vor dem Juli osfensiv gerüstet
hätten, scheint mir überdies nicht gelungen, er stützt sich allein ans einen
Ausspruch von Kaunitz über die ungarischen Lager von Raab und Kitfee.
Sie seien bestimmt, sagt dieser, „um sowohl gegen einen aählingen
*) Hist. Zschr. 74. S. 7Z ff,
«) P. C. XIII, S. 29« f.

preußischen Ueberfall unsere Lande zu vertheidigen, als zu großen Unternehmungen jederzeit bereit zu sein." Daß eine solche allgemeine Redensart,
für sich allein gestellt, Etwas beweise, wird Niemand behaupten dürfen.
Im Uebrigen sind nur Defensivmaßregeln und, wie Lehmann es treffend
bezeichnet, Militarisirung zu constatiren. Der Einzige, der sonst von Offensive spricht, ist der Cabinetssecretär Baron Koch, seine Worte aber, die
zudem gar nicht maßgebend sind, können sich ebenso gut auf die künftige
Offensive im Iahre 1757 beziehen, die Niemand bestreitet. Doch alles
Debattiren hierüber ist werthlos, da es nur darauf ankommt, wie König
Friedrich die Sache ansah. Von ihm aber wissen wir, daß ihm die Rüstungsnachrichten nicht genügten, um eine Schilderhebung zu motiviren, daß er
die Oesterreicher durch Truppenmärsche zu verstärkten Maßregeln zu bewegen
und die erhaltenen Nachrichten zu verschlimmern suchte.
Meine Ansicht, die ich hier zu begründen versucht habe, ist also, um
die Hauptpunkte zu wiederholen, folgende:
1. Friedrich sah in Oesterreich seinen unversöhnlichen Feind, mit dem
es über kurz oder lang zu nochmaliger Abrechnung kommen mußte.
2. Er hielt zu dauernder Sicherung seines Staates eine Vergrößerung
für nöthig, wünschte aber in den Iahren 1756 und 57 Frieden zu halten.
3. Er wußte sich 1756 von einer Coalition Oesterreich, Rußland und
vielleicht Frankreich bedroht, hielt aber ihren Abschluß nicht für sicher, ihre
Macht nicht für gefährlich.
4. Er suchte den drohenden Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg zu verwandeln und erhob zu dem Zweck die Waffen. Obwohl dann
die Gefahr sich minderte, wollte er doch die gewonnene scheinbar günstige
Gelegenheit nicht versäumen.
5. Er that Alles, um seiner Schilderhebung den Charakter der Nothwehr aufzuprägen.
Es ist hiernach ein gewisser Wechsel in dem Verhalten des Königs
nicht zu verkennen, das entspricht aber Friedrichs wiederholt bekundeter
Tendenz, seine Handlungen den Ereignissen zu conformiren. Sowie man
versucht, ihm einen speciellen, dauernd festgehaltenen Plan, ob offensiver
oder defensiver Art, unterzuschieben, so geräth man mit den Quellen in
Widerspruch, so sieht man sich zu gewaltsamen Interpretationen genöthigt.
Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er sich für gewisse, leicht zu erwartende
Fälle ein bestimmtes Verfahren im Voraus festgelegt hatte. Er wird schon
Anfang 1756, als ihm der Conflict noch fern erschien, wohl gewußt haben,
was er, wenn österreichische Machinationen bekannt würden, zu thun habe,
denn bereits am 23. März instruirt er Klinggräfen, den Verdacht des
englischen Gesandten am Wiener Hose gegen diesen Hos zu steigern. Es
liegt die Vermuthung nahe, daß er schon damals seine Verbündeten auf die
für solchen Fall geplante Offensive vorbereiten wollte. Dennoch wird man

nicht behaupten dürfen, daß Friedrich zu jener Zeit die kriegerische Entwicklung der Dinge herbeigesehnt und zu befördern gesucht habe.
Meine Auffassung steht somit zwischen den bisher verfochtenen, und so
darf diese Arbeit ivohl als ein Vermittlungsversuch gelten; doch will ich
nicht leugnen, daß meine Theorie mit der Lehmann-Delbrück'schen eine

nähere Verwandtschaft zeigt. Gewiß stehe ich in mehreren wichtigen Punkten
auf Seiten der älteren Anschauung, den Grundgedanken Lehmanns indessen
inuß ich mit voller Entschiedenheit aufrecht erhalten, daß es der Eroberungsund nicht, wie man früher lehrte, der Vertheidigungsgedanke war, der dem
großen König am Ende das Schwert in die Hand gedrückt hat.

Engelbert Humperdinck.

von

Otto Meitze!.

— Köln a./RH. —

s war nm die Zeit der italienischen Greuel auf der deutschen
Opernbühne. Das Publicum watete in Strömen Blutes, es
hagelte Messerstiche; die betrogene Brant, die rerlassene Mutter,
der eisersüchtige Ehemann lauerten in finsteren Schlüften, hinter dichten
Hecken, bei Morgengrauen und bei Mondenschein, ja selbst bei dem qualmigen
trüben Licht derjenigen Lampen, die auf dem Theaterhintergrunde eine
zweite Schaubühne erhellten (Bajazzo 11. Act), ihren Opfern auf, um ihnen
den Todesstoß zu versetzen oder sich wenigstens an ihren Todesqualen zu
weiden und so statt der tragen irdischen lustiz das Faustrecht zu üben.
Das Orchester lieferte förmliche Schlachten, die Posaunen und Trompeten,
dazu die große Trommel freuten sich, daß auch ihre Stunde einmal geschlagen hatte und daß sie von der eintönigen Passivität des Pausenzählens
endlich einmal zur dröhnenden Activität berufen wurden. Den Theaterbesnchern aber sträubte sich das Haar, und die entsetzensvollen Erlebnisse
rüttelten sie mächtig aus der Muße, in die sie bei den süßmelodischen Klassikern
und Romantikern versanken, aus dem staunenden Halbverständniß, iu
dem sie während der modernen Musikdramen dahindämmerten, empor.
Ein undesinirbares scharfes Parfüm strömte von der Bühne nach und
nach in den Zuschauerraum. Scharfe Nasen analnstrten es als ein Gemisch
von Armeleutsgeruch, Patschouli und Fischthran. Das war die neue Kunst,
und da jedes Ding einen Namen haben muß, so taufte man sie in der
Bescheidenheit, die einen hervorstechenden Zug des Endes unseres lahrhunderts
bildet, den Verismus. Die Wahrheit, Wirklichkeit auf der Opernbühne
war entdeckt.

Nach und nach däuchte einigen Wenigen, die noch leidlich nüchterne
Sinne bewahrt hatten, daß es mit der Wahrhaftigkeit des Verismus garnicht so arg bestellt sei, mit der poetischen, mit der inneren Wahrhaftigkeit
nämlich. Denn ob die Dinge ans der Bühne wirklichen Vorbildern nachgedichtet worden, ob sie der Phantasie des Dichters entsogen sind, verschlägt
wenig, scheinen doch die wahrhaften Begebenheiten meist viel unwahrscheinlicher als die erdichteten. Diese Bäuerinnen, diese Hanswürste, die sich
der geschwollenen Gesangssprache des Mnsikdramas bedienen, diese Dirne,
die plötzlich eine Vorliebe für der Vöglein holden Sang entdeckt, diese
Prologe und diese Intermezzos, das hat Alles mit der inneren Wahrhaftigkeit, die allein aus der Natur der handelnden Personen, aus dem Eindruck,
den ihnen die Begebnisse des Dramas verursachen müssen, Nichts zu thun,
wir erkennen darin die gleichen Kunstmittel wieder, die große Männer
schon vorher, nur freilich mit etwas mehr Geschick und Begründung angewandt haben. Der bluttriefenden Ereignisse, die längst in Rigoletto, der
Jüdin, etwas milder in den Hugenotten veranschaulicht worden waren, erinnerte man sich schließlich ebenso genau, wie der erassen Leidenschaftlichkeit
des musikalischen Ausdrucks im zweiten Act der Götterdämmerung, indem
man sich freilich gleich dabei sagen mußte, früher ging es nicht ganz so
grell und brutal her, und indem man bei Wagner außer der auf die Spitze
getriebenen Prägnanz und Schärfe jenes Ausdrucks doch auch des letzteren
kunstvolles Gefüge bewundern mußte. Ia, bei Wagner bedeutete eben diese
thematische Kunst und diese Verfeinerung des musikalischen Nervensystems
seines Musikdramas die Adelung der Gewaltthaten, die sich auf der Bühne
abspielten, wie ja denn auch die Sinnlichkeit durch die Kunst des Dichters
oder des Malers verklärt wird. Aber bei den Veristen war es mit der
Kunst des Ausdrucks ziemlich schwach bestellt, dieser Mangel war es hauptsächlich, der manches kritische Hnhn, das schon wieder einmal Enteneier ausgebrütet hatte und kläglich nach den fortschwimmenden Entlein —– dem hochzuverehrenden, aber unberechenbaren und schwer belehrbaren Publicum, —
gackerte, von Anfang an stutzig gemacht hatte. Mit einem Wort, man
wurde der Greuel satt, weil sie dick aufgetragen wurden, weil die Form,
in der sie vorgeführt wurden, gar zu wenig Kunst verrieth, es zeigte sich
wieder einmal, daß sich nichts so schwer und schnell auf Erden rächt, als
wenn Formfehler begangen werden. Der Verismus hatte abgewirthschaftet.
Das Publicum gähnte, es sehnte sich, wonach, das wußte es selber
nicht, nur daß dies ganz anders sein müßte, als was soeben überstanden war.
Da ereignete sich in Fortunas Spieltempel ein merkwürdiger Fall.
Von den Mören, die aus den beiden Schicksalsurnen, die eine den
Namen des Sterblichen, die andere das ihm verhängte Geschick lesen, zog
die eine den Namen Engelbert Humperdincks, die andere das große Loos
des Erfolges hervor. Fortuna schüttelte ihr in tausend wechselnden
Empsindungsnüancen schillerndes Antlitz. Sie wußte, daß der also Be-

gnadete ein armer Schlucker sei, stutherzig, kein Streber, und daß er den
echten reinen Gottesfunken der Kunst in der Brust hege, lauter Eigenschaften,
von denen eine einzige genügte, um ihren Träger zeitlebens an die Ketten
des mühsamen Ringens und fortdauernder harter Entbehrung zu schmieden.
Die ganze Bevölkerung des Tempels lief zusammen und hechelte in regelrechtem Damenklatsch den seltenen Fall durch. Ein Irrthum war ausgeschlossen, nnd gegen die Instanz der beiden Mören giebt es keine Berufung.
Einige Tage, nachdem das Loos Humperdincks also gekiest worden war,
saß der Schreiber dieser Zeilen an seinem Arbeitstisch und unterzog die
Briefe, die er in seiner journalistischen Eigenschaft empfängt, einer Durchsicht,
um sie auf ihre Verwand lungsfähigkeit in Druckerschwärze auf Papier zu
prüfen. Es war der Weihnachtstag 1893. Einer der Briefe enthielt ein
dickes Manuseript, das aus der alten Musenstadt Weimar einen Opernerfolg
meldete, wie er dort seit Iahrzehnten nicht erlebt worden war, so eindrucksvoll, so einhellig, von der gleichen Wärme bei Iung und Greis und bei Neuund Altdeutsch. Denn man weiß, daß dort immer noch schärfer als im
übrigen deutschen Vaterlande sich die gesammten Musikfreunde in zwei
Parteien sondern, von denen die eine, vom Musikantenvater Liszt in's Leben
gerufen, dem radicalsten Fortschritt huldigt, während die andere sich höchstens
bis zu den Romantiker n versteigt und sogar die wässerigen Altitaliener nicht
ungern hört, Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Grete!" hatte das
Wunder vollbracht und die feindlichen Brüder zu einer ungetheilten Aeußerung
der glühendsten Begeisterung geeinigt. Soll ich es gestehen, daß mich beim
Durchlesen des Manuseripts doch einige leise Zweisel an der Nachhaltigkeit
dieses Erfolges überkamen. Wie so manchmal hatte ich Aehnliches gelesen,
um hinterher zu erfahren, daß der Berichterstatter übertrieben, in Selbsttäuschung befangen, Alles durch ein rosenrothes Verschönerungsglas betrachtet
und die Geißel der Kritik in die Ecke gestellt hatte! Und nun gar meine
verehrten Freunde von der extremen Richtung! Waren sie nicht stets bereit,
in das Schallrohr der Begeisterung zu blasen, wenn sich's um einen der
Ihrigen drehte. Hatten sie nicht an Hans von Bülow das eclatante Beispiel
eines feurigen und scharfzüngigen Vorkämpfers, wie ihn das schwerbewegliche
Publicum braucht, um für eine Kunsterscheinung gewonnen zu werden!
Hatte er nicht, wenn ihm ein Tondichter zu wenig beachtet schien, mit seiner
ganzen Lungenkraft, mit der glänzenden Dialektik, die ihm zu eigen war,
seinen jedesmaligen Schützling als neuen Heiland gepriesen, bis der es
nicht mehr nöthig hatte und es dem unermüdlichen Kampfhahn gerecht schien,
einen Anderen unter seine Flügel zu nehmen! Genauer gesprochen: der
Zweisel entsprang nicht einem Mangel an Vertrauen zu Humperdincks
Muse, die uns am Rhein schon mehrmals durch ihren sinnigen Ernst, ihre
Gemüthstiefe nnd ihre ungekünstelt, obschon kunstvoll ausgedrückte Naivetät
erquickt hatte.
Seine Chorballade „Das Glück von Edenhall" hatte siegreichen Einzug

in die Chorrereine des sangesfrohen Rheins gehalten, und indem sie
dauernden Besitz von Sängern und Hörern ergriff, ein beständigeres
Glück errungen, als es der krystallenen Schaale, die jenen stolzen Namen
trug, zu Theil geworden. Wie erstrahlt der ganze Tonapparat bei den
Worten „Und purpurn Licht wird überall" in warmer Vielstimmigkeit, wie
wird des Kelches ganze Herrlichkeit in der Musik reflectirt. Und wie mahnt,
wenn der Greis die zitternde Schaale füllt, ein leise pochender Rhythmus (in
den Violoncellen, Pauken und Bratschen) daran, von der frevlerischen Entweihung des geheiligten Hansrates abzustehen. Wie weiß Humperdinck jede
grelle Schärfe, wie sie das mißrerstandene Wagnetthum auch in den Concertsaal leider überführt hat, zu vermeiden, beispielsweise beim Zerspringen des
Glases. Wie zwanglos wohl rermittelt, wie garnicht mosaikhaft abspringend
läßt er eine Phrase des Gedichts aus der anderen folgen. Das ist musikalisches Empfinden in jedem Tact, und dennoch kann man nirgend sagen, die
Musik knechte den dichterischen Gedanken.
Eine jede Partitur bietet dem, der sie verstehend liest, nicht allein
das innerlich gehörte geistige, sondern auch für das Auge ein äußeres
graphisches Bild. Man kann, ohne viel von Musik zu verstehen, aus dem
Bilde der bloßen Partitur in Beethoven die Knorren und Kanten, in Mozart
die blühende Grazie, in dem zu schnell vergessenen Raff die glatte Architektonik, in Wagner gar die getreue, stetig wechselnde und doch mit Lapidarschrist niedergeschriebene Anpassung an den Text herauserkennen. Humperdincks Partituren laben das Auge durch die weichen abgeschlissenen Contonren
jenes graphischen Bildes, und hinterher wurde mir klar, was er selbst zu
mir im Gespräch äußerte, als wir von der Anfängerhaftigkeit eines namhaft gewordenen Tondichters im Instrumentiren redeten. „Die Instrumentation," so meinte Humperdinck, „ergiebt sich aus der musikalisch-poetischen
Idee, aus dieser Vermählung des dichterischen Grundgedankens mit seinem
musikalischen Ebenbilde von selbst." Es steckt in seiner Art zu instrumentiren freilich die größte Besonnenheit, aber sie ist derart, daß sie nicht der
Klügelei, dem Raffinement entsprangen ist, Eigenschaften, welche die Wirkung
auf den Zuhörer berechnen, sondern diese Besonnenheit ist vielmehr das
Heraushorchen des musikalischen Klanges aus dem poetisch-musikalischen Gedanken, ne ist concentrirteste Anschauung. Daß sie der Musik so viel Recht
einräumt, um ihr die volle Schönheit ihrer Entwicklung zu wahren, das
verleiht eben seinen Partituren jene Wohlvermitteltheit, daher denn auch
das Vergnügen des Lesers am graphischen Bilde dieser Partituren, von dem

eben gesprochen wurde.
Wieviel mehr ist alles das noch bei der gereisteren Chorballade „Die Wallfahrt von Kevlaar" der Fall, die zwar früher entstand, aber in Folge einer durchgreisenden späteren Ueberarbeituug sowohl in Bezug auf die Individualisirung und plastische Hervorhebung der redenden Personen und einzelnen Vorgänge, wie auf deren Abtönung anf einen einheitlichen

Grundton als bedeutender Fortschritt in die Augen springt. Der todtkranke Sohn, die Mutter, deren Hoffnung nicht versiegt und die an Trostesworten nicht ermüdet, sind zum Greisen erkennbar gezeichnet, dennoch geht der Tonsatz seine ebenmäßige, den Phrasen des Gedichts geschmeidig sich anschmiegende Bahn. Wenn man unter der aufdringlichen Ueberschärfe der modernen Charakteristik zuweilen Martern ausgestanden hat, so drückt man Humperdinck im Stillen die Hand, daß er am Schluß bei den Worten „die Hunde bellten so laut" nicht mehr als einen leichten Schlagschatten der rauhen Nüchternheit in das tiefpoetische Gemälde geworfen hat. Wo die Malerei jedoch zur Hauptsache wird, und wo ihr ein so bestimmter Einfluß zukommt, wie bei der Erscheinung der Mutter Gottes, da kargt auch er nicht mit Farbengluth, die freilich das Ohr nur trisft, um zum Herzen des Hörers zu gelangen. Das zauberisch zarte Erklingen des Liedes ,,0 Lavoti8siro.a", wie die echt volksthümlich gehaltene Choralmelodie der Procession zeigt bereits seine Vorliebe für die Lieder seines Volks, der er sich in Hänsel »nd Gretel, diesem Volk sehr zu Dank, vollends überläßt. Feinsinnig ist das zart angedeutete Erklingen der Todtenglocke am Schluß iu den Singstimmen, der Harfe, den Flöten, Oboen und Pauken, das über die Angaben des Textes hinaus der Schilderung einen poetischen Reiz mehr verleiht. Des Componisten bedeutende Schilde: ungskraft mag man ferner aus der vorüberziehenden Procession ersehen, die, ernst und feierlich gehalten, dennoch nicht dieses kindlich naiven Znges, dieser schlichten Glaubenseinfalt entbehrt, die auch der Andersgläubige den frommen Pilgerfahrten abmerken mag. Humperdinck hat, wie jeder Augenzeuge solcher Volksscenen herausfühlt, die Vorgänge an der Quelle studirt, aber er hat sich gehütet, sie mit den Augen des Kritikers aufzufassen und ihnen jenen Weihrauchduft, jene gewollte Weltentsagnng beizumischen, die Tinels Franciscus durchtränkt. Gleichen Schritt mit seiner Schilderungskunst hält die Tiefe und Bedeutung seines Tonausdrucks, seiner Tonsprache. Die Bitte des Sohnes um Genesung an die lungfrau Maria ist bei aller Einfachheit so rührend, daß sie die Göttliche sicher überreden würde, wenn eben die Gottheit über der Menschen Bitten nicht ihre eigenen Ansichten hätte, und daß sie manches Hörers Auge mit Thränen netzt. Wie das Erleben immer noch die beste Vorschule für das Schildern eines Vorganges bildet, so liegt in dieser Bitte des Sohnes etwas ureigenste Empfindung eingeheimst, und die Zeugen der Entstehung und der ersten Aufführungen der Wallfahrt wollen wissen, daß Humperdincks gesundheitlicher Zustand eine Zeit lang fast so verzweiselt war wie der des Sohnes. Aber die Gottheit entschied diesmal anders wie im Gedicht, und der Todescandidat erhob sich von seinem Leidenslager als ein an Herz und Gliedern neu Auflebender.
Iene Zweisel au der Echtheit des Erfolges von Hänsel und Gretel wurden in mir dennoch durch ein Gefühl freudigster Geuugthuung aufgewogen. Denn einen Würdigeren als Humperdinck konnte das große Loos nicht

treffen, einen ehrlich ernsten Tonkünstler, nn dem jede Fiber Güte des Herzens und edle Natürlichkeit ist. Und so machte ich denn von meinem Vorrecht, die eingehenden Manuscripte zu prüfen, zurecht zu sonnen, hier und da am Stil, und wenn es gegen meine Ueberzeugung verstößt, sogar an der Kritik zu ändeni, diesmal ausgedehntesten Gebrauch, indem ich den Bericht genau so, wie er mir zuging, in Satz gab. Es verflossen keine acht Tage, und ganz derselbe Vorgang wiederholte sich nach der Aufführung in München (30. Dec. 1893). Freilich, je mehr sich die Aufführungen Kauften, als aus Karlsruhe (5. Jan. 1894), Frankfurt a. M. (11. März), Breslau (18. April), Darmstadt (22. April), Mannheim (li. Juni des nämlichen Jahres) eine Siegesbotschaft nach der anderen eintraf, da hatte ich dem Zweifel längst Valet gesagt, überdies hatte mir der Elavierauszug schon den Grund dieses Erfolges bei allen Parteien enthüllt, und endlich im Herbst konnte ich meine Neugier stillen und im Berliner Opernhause mich durch Ohren- und Augenschein von dem bestrickenden Neiz des Werkes überzeugen.
Der erste Eindruck, den ich von dem Märchenspiel empfing, war der einer wundersamen Berauschung. Man kennt ja die Beschaffenheit des Berliner Hofopernorchesters, von dem jedes Mitglied als ein Virtuose auf seinem Instrument gelten darf, und man weiß auch, daß die Schätze, die in ihm längere Zeit brach gelegen, jetzt dank seinen vorzüglichen Kapellmeistern gehoben worden. Weingartner dirigirte, ein noch hervorragenderer Concert- als Operndirigent, da er es noch mehr versteht, das feinste Geäder der Musik nach dessen innerstem Empfindungsgehalt bloßzulegen und ihm den Lebenshauch seiner noblen und temperamentvollen Auffassung einzuflößen,

als gerade das Drama selbst in seinen Grundzügen scharf herauszuheben; er ist
eben zu eigentlicher Musiker, liebt auch am Musikdrama zu sehr den musikalischen Bau, zu sehr die lippig süße Welt des Wohlklauges. Ueberdies war
mir als Gast ein Ehrenplatz angewiesen worden, Nummer eins im Parguet
unmittelbar hinter dem Orchester. Der Zuhörer konnte im Orchesterwohlklange baden, und was da während zweier Stunden auf ihn einstürmte,
seinen Gehörsinn in allen Schnttirungen ergriff, bald durchtobte, durchschüttelte, bald liebkoste, umschmeichelte, das genügte auch wohl ohne die Vorgänge
auf der Bühne, ihn trunken zu machen. Diese selbst wirkten, da wegen der
Nähe des Orchesters die Worte meist unverstanden blieben, als Pantomime
und mit dem Reiz einer neuerweckten Kindheitserinnernng, Und was man
sonst auch wohl an den Weihnachtsmärchen, mit denen die meisten TKeater
die Welt der Halbmttndigen einige Male im Jahr zu ergötzen pflegen, erlebt, daß sie auch dem Mündigen auf kurze Augenblicke den unbefangenen
Kindersinn mit seiner Leichtgläubigkeit, seinem Staunen, seiner Freude an
den Spielen der Phantasie wiedergeben, das wurde hier durch die Musik
in die Sphäre eines musikalisch-dramatischen Kunstwerks erhoben, und es
zeigte sich einmal wieder, daß es ganz auf die Geschicllichkeit und Hin-

gabe des Componisten ankommt, um ein Textgerippe, das sonst sogar trotz
aufgeputzter musikalischer Bekleidung schemenhaft einherschwankt, zum blühenden
Organismus zu wandeln. Es zeigte sich zum zweiten, daß alle schönen
Weisheitssprüche über dramatische Folgerichtigkeit und Theaterwirksamkeit bei
der Kunstgattung, „Oper" genannt, zu Schanden werden. Als ich das Theater
verließ nnd mit einem der namhaftesten Kimstrichter der Reichshauptstadt
zusammentraf, gedachte er mich sogleich mit der Bemerkung zu ernüchtern: „Es
ist Alles gut und schön, wenn man's ein oder höchstens zweimal hört: das
dritte Mal hat man's satt, ja man nimmt es krumm, immer als intuvs
angesehen zu werden!" Nun, es hat sich drittens gezeigt, daß diese Märchenoper auch darin ein echtes Kunstwerk ist, daß sie bei jedem neuen Anhören
Nichts an Reizen einbüßt.
Schon der Text trägt viel Theaterlebensfähigkeit in sich. Er theilt
mit den Figuren der Cavalleria das Vorhandensein von fast lauter „dankbaren" Rollen, das heißt solchen, die nicht allein leicht von den Opernsängern
begrisfen werden, die ihnen auch Gelegenheit geben, einen individuellen
Einschuß in's Rollengewebe zu bewerkstelligen und dem Bühnencharakter die
gehörige Drastik und Frische zu verleihen. Wie den Santuzzas der Kampf
für die betrogene Ehre so leicht gelingt und wie lede ihn in ihrer Weise
auskämpft, weil hier so durchaus weibliche Empfindungen zur Auslösung
kommen, so brauchten die Hänsel und Gretel eben nur ein wenig in ihren
Erinnerungen herumzustöbern, sich die Kinderstube, des Waldlebens Leid
und Freud mit dem Beerensuchen, dem sich Verirren im wirr verschlungenen
Dickicht zu vergegenwärtigen nnd dann derjenigen Kindlichkeit, die jedem
Weibe selbst im reissten Alter anhaftet, die Zügel schießen zu lassen, und
die Darstellung erhielt jenen persönlichen Reiz, der des Bühnensviels bessere
Hälfte ist. Es blieb zum Mißverstehen, zum „Vergreisen" eigentlich nur
die Rolle der Hexe übrig.
Diese nun mag man drehen, wie man wolle; wenig verschlägt es, ob sie
sich ein wenig greller oder zahmer geberdet, sie bleibt in jedem Fall so
gruselig und rauhborstig, daß sie einen schneidenden Gegensatz gegen die
Kinder bildet, und das ist es, was hier Noth thut.
Gerade diese Monstrosität, dieses Hexenscheusal, das gern kleine Kinder
frißt nnd dem beim Anblick eines feisten lungen — der Umstand, daß das
Hänsel stets von einer Dame gespielt wird, sichert ihm ein gewisses Embonpoint das Wasser im Munde zusammenläuft, und dann nicht zum
Wenigsten Hnmperdincks Musik lehren nns, den Charakteren des Märchenspiels, wenigstens der Hexe und dem Geschwisterpaar eine tiefere Bedeutung
abzugewinnen. Das Wort Symbol hat einen übeln Klang, insosern es
meist dazu gemißbraucht wird, nicht bühnenfähige Dinge in das Nebelreich
angeblicher Unfaßbarkeit zu entrücken und den ihnen anhaftenden Geburtsfehler, eben den der Bühnenumvirksamkeit, zu rerdecken. Anders hier, wo

der Charakter an sich schon so bühnenwirksam ist, daß er sich unserer Sinne
mit unentrinnbarer Eindruckskraft bemächtigt.
Die Hexe, in ihrer musikalisch-dramatischen Ganzheit gefaßt, ist die
Personificirung der alles Leben um sich her vernichtenden wüsten Genußsucht,
mit einem Wort der Bestie im Menschen, des auf die Spitze getriebenen
Egoismus. Was des verstockten Sünders Herz zu rühren vermag, des
Kindes Lächeln und Lallen, sein Flehen nnd Schmeicheln, in ihr erzeugt
es nur den Vorgeschmack teuflischen Ergötzens an der Vernichtung dieses
Wesens. Dieser Egoismus wird, indem er sich der Zügel beraubt und unersättlich die Werkzeuge anhäuft, ihn zu befriedigen, grausig; die Figur erreicht
dadurch eine Ueberlebensgroße, sie ragt in's Bereich des Dämonischen, und
so hat es auch der Comvonist verstanden, wenn er der Hexe die Accordfolge
beigab, die die Bedeutung eines Leitmotivs erlangt und deren Nachdruck meist
auf den dissonirenden Accord fällt: 6 L L ^is und H ?is H vis H.

Nebenbei muß auch zugestanden werden, daß das Uebermaß von
Kannibalismus, dessen sich diese Matrone erfreut, der Ernst, mit dem sie
ihren Herenritt vollführt, einen stark humoristischen Beigeschmack gewinnt und
dadurch also einen guten Theil des Widerwillens, den das Nackt-Häßliche
in uns erweckt, beschwichtigt.
Aber auch die Geschwister sind mehr als ein harmlos spielendes Kinderpaar, das sich zufällig in den Wald verirrt. Beide vertreten die reine
Kindlichkeit in ihrer entzückendsten und rührendsten Gestalt. Freilich sind
sie naschhaft, und über ihrem Spieltrieb vergessen sie der Pflicht der
Arbeit. Freilich kann Häuschen ein Grinsen nicht unterdrücken, als seiner
Mutter in der Rage der theuer erworbene Topf mit der von der guten
Nachbarin geschenkten Milch zerbricht. Wenn er doch wüßte, wie ihn dies
Grinsen ehrt, wie seine köstliche Uncultur ihn weit natürlicher und frischherziger erscheinen läßt, als wenn er, ein wohlgezogenes Stadtkind, seine
Empfindungen zu verstecken wüßte. Die Mutter würde ihm nämlich mehr
imponiren, wenn sie sich in diesem Augenblicke nach dem alten Spruch: ?s
oastiA«,sssm, nisi iratus ssssiu! Zwang auferlegt hätte.
Das Nächste ist diesen Kindern das Beste, und um den kommenden
Morgen kümmern sie sich nicht. Sie vergessen ihr Gebet nicht, und es ist
wahr, es hätte ihnen nicht schlecht gestanden, wenn sie dabei der Angst, die
ihre Eltern um sie ausstehen, gedacht und einen frommen Wunsch für sie
in's Gebet verflochten hätten. Das Grauen ist ihnen nicht fremd, andererseits legen sie bei der Verbrennung der Hexe einen Beweis von bemerkenswerther Schlauheit ab. Um ihr Treiben aber schlingt sich das rerklärende
Band inniger Geschwisterliebe. Diese und namentlich ihr in tausend Liedern,
Scherzen, Einfällen geoffenbarter Spieltrieb, der Allem, was sie erleben, eine
verschönende Seite abgewinnen läßt, macht sie zu den Personincirungen der
nämlichen Kindlichkeit, die jedem Menschen Roth thut, um ihn von der
Daseinsnoth zu befreien, um ihm die Freude am Leben wiederzugeben.

Man nehme diese beiden Kindssiguren, die des Componisten Schwester,
die Textdichterin Adelheid Wette und er selbst so recht aus dem Leben,
man darf sagen, aus ihrem eigenen, gegriffen haben; wie sie ebenso unbefangen und natürlich denken und tollen wie die Erstbesten um uns her,
man nehme den Besenbinder und sein Weib, die wir ebenfalls aus dem Alltagsleben wiedererkennen, sobald wir nur die Nase einmal in eine Tagelöhnerstube gesteät haben, und man wird zugeben, daß auch in Hänsel und Gretel
ein gut Stück Verismus steckt. Aber dieser ist eben von einer ganz
anderen Nummer. Dort die erbarmnngslose Härte, die absichtlich grell
aufgetragene Abzeichnung aus dem Leben, hier das Leben in seinen
fesselndsten Seiten erfaßt und durch den nämlichen Spieltrieb, den wir an
den kleinen Titelhelden beobachteten, durch Künstlerhand verschönt und
verklärt, nnd so darf man sagen: Hnmperdinck und seine Schwester
haben den Verismus durch Verismus überwunden, den kunstlos platten,
erbarmungslos rauhen Verismus durch den kunstschön geformten, romantisch
verklärten Verismus. Dort also die dürre, unverhüllte, mit dem Secirmesser herausgeschnittene Dramatik, hier der dramatische Kern in der
weichen Schaale der Romantik, der in's nüchterne Leben hineinlangenden
und durch alle Allsdrucksmittel einer vorgeschrittenen Musik verschönten
Phantast«.
Dem musikalischen Thcil, soweit er nicht schon behandelt wurde, noch
einige Bemerkungen. Der erstaunliche Fortschritt seit der „Wallfalzrt" ist
gleich auf der ersten Partiturseite wahrnehmbar, hat doch Humperdinck
selber inzwischen seine Wallfahrt vollbracht, die zu dem bewunderten
Bayrenther Meister nämlich. Aber so sehr er auch dessen geheimste
künstlerische Athemzüge belauschte, es sind doch mehr formale, mehr compositionstechnische Kunstfertigkeiten, die er ihm ablernt, nicht dessen innerster
Trieb und Art des Schaffens. Er stellt sich sogar in einen gewissen Gegensatz zu Wagner, infosern dessen Kunstschaffen der höchsten, und wo der Stoff
wie im Tristan es erfordert, sogar raffinirten Verfeinerung des dramatischen
Kunstempfindens entstammt, also ein Product gesteigertster Kunstcultur bildet,
während Humperdinck sich mit aufrichtiger Selbsterkenntniß und zufolge
einem aus innerstem Herzenstriebe entspringenden künstlerischen Lebensprogramm mitten in's Volksempfinden, das heißt musikalisch bMenzt, ans
den Boden des Volksliedes begiebt. Er ist im guten Sinne Volkses mponist und hat in anderer Hinsicht eine rettende That vollbracht, indem
er das Publicum durch eine Neubelebung des Volksliedes von der Neßlerei
befreit. Hier mag gleich ein Irrthum berichtigt werden. Dem Anschein nach
ist Humperdinck ein geschickter Ausbeuter des Volksliederschatzes, den er als
thematischer Arrangeur, als Umbildner seinen Zwecken dienstbar macht.
Genauer zugesehen, sinden sich in seinem Märchenspicl jedoch nicht mehr als
zwei Originalvolkslieder: „Suse, liebe Suse" und das Lied des Sand- und
Thaumännchens. Alles Uebrige ist eigene, dem Volkslied nachschaffende

Ersindung, wie das Lied des Besenbinders, das Tanzlied der Geschwister, der
Kinderreigen am Schluß.
Von dieser Kunst, das Volkslied auszugestalten, sindet sich ein reizvolles Beispiel in dem Lied des Besenbinders, wo alsbald ein sehr bezeichnender Contrapunkt das Nagen des Hungers rersinnbildlicht, indeß der

Gesang schlicht und derb weitergeht. Artige Wirkungen erstehen durch das
Abbrechen des Singens wie im Anfang, ein Beispiel, das mit weniger
Geschick Marschner im Hans Heiling (erster Act, zweite Verwandlung, Lied
Konrads) aufgebracht hat. In Bezug auf die populäre Ader, die in ihm
vulsirt, ist Humperdinck am ehesten mit Weber zu vergleichen, den er freilich
nicht an Eleganz, wohl aber an Kunst der Arbeit erreicht.
Humperdmck nahm die Bausteine des Volksliedes und errichtete aus
ihnen kunstvolle Gebäude, und gerade in Bezug hierauf liegt der NutM
auf der Hand, den ihm ein tiefes Studium der Wogner'schen Partituren,
insbesondere der „musikalischen" unter ihnen, des Tristan und der Meistersinger gewährt, musikalisch in dem Sinne, daß hier noch nicht der Text sich
bis zum herrischen Gebieter über die Musik emporgeschwungen. Den seinem
innersten Wesen nach mehr zum Symphoniker als zum Dramatiker veranlagten Humperdinck mußte es zu diesen Werken, denen aus den späteren
Musikdramen etwa noch der erste Act der Walküre, der erste des Siegfried,
die Rheintöchterterzette und das Meiste ans dem Parsifal beizugesellen ist,
weit stärker hinziehen, als zu den consegnentesten Verkörperungen der musikdramatischen Tendenz Wagners. Nicht also des Musikdramatikers, der den
Strom seiner unendlichen Melodie an den Felsen und Burgen der Leitmotive
vorüberführt, sondern des dramatischen Symphonikers Wagner, der ein
Grundmotiv ersinnt und durch dessen mannigfaltigste, den Wellenlinien des
dramatischen Gedankens amalgamisch augeschmiegte Abwandlungen die Ausdruckskraft des Wortes hebt und rerschönt, war er Gesell. Als Beispiel
hierfür darf gleich die erste Scene gelten, in der die „liebe Suse" mit
proteischer Verwandlungsfähigkeit stets den Grundton zu der naiv lustigen
Schäkerei der beiden Kleinen abgiebt. Gleich darauf, in der zweiten Scene,
in der er ein Tanzlied in die Sphäre der feinen Kunstform erhebt, finden
wir einen Beleg dafür, daß er auch vorwagnerisclien Ueberlieferungen nicht
abhold ist, und nach Art des alten Vaudevilles oder Rondos immer wieder
auf ein Ritorncll zurückgreist, wobei er denn anch zeigt, daß er in der
Herausarbeitung einer wirksamen Steigerung seinen Mann steht.
Ist er in Bezug auf die wandlunMeiche Anpassung des Grnndmotivs
an die Poesie ein Schüler Wagners, so folgt er ihm in dessen Neubelelmng
der von unseren clafsischen Meistern ererbten, namentlich durch die Meistersinger wieder rerlebendigten Kunst der Vielstimmigkeit. Humperdinck ist ein
PolyphoniKr ersten Ranges, und es scheint, daß seine Iugendeindrücke im
Dom zu Paderborn, seine Studien unter Hillers conservatirer Leitung seinen
Sinn dafür aufgeschlossen und gekräftigt haben. Ist doch die Polypionie,

die Kunst, Stimmen von abweichender individueller Gestaltung zu einem
harmonischen Gesammtorganismus zusammenzuschweißen, gerade ein Kunstmittel, das der Musik von keinem anderen Kunstzweige streitig gemacht
werden kann: was sonst verwirrt, hier dient es innerhalb der Grenzen der
Uebersichtlichkeit zur Steigerung des Ausdrucks, und was man auch gegen
die neueste deutsche Schule vorbringen mag, man muß ihr die Pflege der
Polyphonie, die nur ein Erzeugniß eines eisrigen Studiums der Kunst des
Contrapunktes bildet, zum Ruhme nachsagen, man muß ihr das Verdienst
lassen, daß sie den bedeutendsten und eigentlichsten Zweig der musikalischen
Compositionstechnik wieder zu Ehren gebracht hat, man darf betonen, daß
sie sich seitens der durch Brahms vertretenen classicisirenden Partei wenigstens in Bezug hierauf nicht schelten zu lassen braucht.
Sein gnter musikalischer Geschmack bewahrt ihn andererseits davor,
innerhalb jener symphonischen Grundirung die Kleinmalerei zu weit zu
treiben und mit musikalischer Illustration Siibenstecherei zu treiben, die uns
in manchen nachwagner'schen Musikdramen zuerst interessirt, um uns nach und
nach in gelinde Verzweislung zu rersetzen. So ersinnt er, sobald der Besenbinder mit Schätzen beladen heimkehrt, eine Art Auskrammotiv, das er nun
wieder während des Folgenden, ohne allzu peinlich an den einzelnen Worten
musikalisch zu deuteln, als motivischen Untergrund beibehält. Mit einem
Wort, er ist ein Meister der thematischen Arbeit, insbesondere auch der
thematischen Oekonomie.
Die Gefahr, sobald ein Bühnenkunstwerk allzu symphonisch gehalten
ist, liegt allerdings nahe, daß der Tert allzu sehr im guten Sinne von
der Musik überwuchert wird, und wirklich hat Humperdinck an vereinzelten
Stellen seiner Lust am Musiciren zu viel Spielraum gelassen. Des Besenbinders Worte „Drüben hinter'm Herrenwalde" könnten rom Standpunkt
theatralischer Einfachheit und Zweckmäßigkeit musikalisch kärglicher behandelt
sein, und hier wird das dichte Gewebe, das die Musik um die Worte webt,
als störend empfunden. Der eingefleischte Musiker freilich, dem die Worte nur
Folie zur geliebten Kunst der Töne bilden, wird auch hier in Wohllaut und
in Kunst motivischer Arbeit schwelgen. Gerade das specinsch musikalische
Interesse, das das Märchenspiel an allen Enden erweckt, sicherte ihm den
Beisall der Kenner, während die Volksthümlichkeit seiner Melodien das Volk
selbst gewann, das über die zuweilen zu reichlich bemessenen polyphonen
Dosen gern hinwegsieht, sobald es nur mit den Melodien für's Ohr, mit
den fesselnden Vorgängen für's Auge nicht zu kurz kommt.
Ie weniger Humperdinck sich namentlich in melodischer und modulatorischer
Hinsicht m Wagners Schlepptau begiebt. je beherzter er seine Zuflucht zur Volksweise nimmt, um so erfrischender und launiger wirken

die Tonfolgen, zwei
„Citate", die er dem Meister entlehnt, das eine aus den Meistersingern,
wenn Hans Sachs singt: „Ob Euch gelang, ein rechtes Paar zu finden,
das zeigt sich an den Kindern." Humperdinck läßt es leise anklingen,

sobald die Mutter dein Besenbinder auf seine Frage nach den Kindern
Bescheid ertheilt. Das andere begleitet das Gelächter des Befenbinders
über den von seinem Weibe eingestandenen Zornesausbruch, der den neuen
Topf in Scherben brach, und stammt aus der Götterdämmerung, wo sich
die lachenden Rheintöchter einer ähnlichen Tonfolge bedienen.
Bülow hat bekanntlich einmal gesagt: Im Anfang war der Rhythmus.
Nichts ist ein typischeres Kennzeichen des musikalischen Decadents als die
rhythmische Verschwommenheit, die man, insofern der Rhythmus das Rückgrat der Musik bildet, als musikalische Rückendane bezeichnen kann. Und
Nichts vermag die blühende Frische, die kernige Urgesundheit des Humperdinck'schen Märchenspiels besser zu begründen, als ihre kernige Rhythmik.
Auch hierin ist er, indem er jeden verschwommenen Combinationen aus dem
Wege geht, ohne doch in's Banale zu verfallen, ein echter Sohn unseres
Volkes.
Einer ist es insbesondere, der dem Componisten zu Dank verpflichtet
sein muß, es ist der deutsche Wald, dessen geheimnißvollen Zauber, dessen
Grausigkeit, wie seine warme Behaglichkeit — der Wald ist nur dein Wort,
nicht dem Wesen nach männlichen Geschlechts und müßte, nebst dem Mond,
eigentlich weiblich lauten, wie es in romanischen richtiger fühlenden Sprachen
auch der Fall ist — er mit einem Geschick, das an Weber anknüpft und
sich dreist neben Wagner behaupten darf, geschildert hat.
Warum die Engel nicht singen, wo doch ein schöner Chor dem herrlichen
Bühnenbilde am Ende des zweiten Bildes eine machtvolle und rührende Bekräftigung verliehen hätte? Vielleicht fürchtete er die Kindlein aufzuwecken,
vielleicht mißtraute er den Theaterchören, die in der Intonation und
Schattirung nur selten sich bis zu engelhafter Vollkommenheit aufzuschwingen,
dagegen immer ein leidliches lebendes Bild zu stellen vermögen. Ich weiß
die Gründe nicht, halte aber die Theaterwirkung trotzdem für hinlänglich
poetisch und sinngemäß. Gerade dies feierlich stille Schreiten während einer
heilig wonnigen Musik übt einen eigenen Zauber aus, und wer weiß, ob
ein solcher dieser Scene so eigenthttmlich und sicher wäre, wenn Choristinnen
dazu sängen.
Der erste begeisterte Vorkämpfer des Märchenspiels war zugleich derjenige, der die Weimarer Erstaufführung geleitet, Richard Strauß. Es ehrt ihn, den Virtuosen der modernen Orchestrik, dem nicht wohl ist, wenn
nicht „alle Mann" ihre höchsten Kräfte einsetzen, daß er als der Erste den
hohen Werth der Humverdinckschen Schöpfung erkannte. Sein eigner Hang,
die kühnsten Räthsel der Klangcombinationen und der Contrapunktik zu
lösen, hielt ihn nicht ab, dem schlichten Kunstwerk eine glühende Begeisterung
entgegenzubringen, und da es immerhin ein hohes Verdienst bleibt, auf dem
Kimstgebiet Etwas zu „entdecken", so mag der Brief hier einen Platz finden,
in welchem Strauß seiner Freude über diese Entdeckung Ausdruck giebt.

Er war damals Hoskapellmeister in Weimar, und Humperdinck hatte wie
jeder andere Sterbliche, der eine Oper aufführen lassen will, die Partitur
an die Intendanz zur Prüfung und Begutachtung übersandt.
Weimar, 30. Oct. «3.
Lieber Freund!
Soeben habe ich die Partitur Deines Hansel und Grete! durchgesehen und setze mich gleich hin, um zu versuchen, Dir zu schildern, in welch' hohem Grade mich Dein Werk entzückt hat.
Wahrlich, es ist ein Meisterwerk erster „Güte", zu dessen glücklicher
Vollendung ich Dir meine innigsten Glückwünsche und meine vollste Bewunderung zu Füßen lege; das ist wieder seit langer Zeit Etwas, was
mir imponirt hat.
Welch herzerfrischender Humor, welch' köstlich naive Melodik, welcke
Kunst und Feinheit in der Behandlung des Orchesters, welche Vollendung
in der Gestaltung des Ganzen, welch' blühende Erfindung, welch' prachtvolle Polyphonie und Alles originell, neu und so echt deutsch.
Mein lieber Freund, Du bist ein großer Meister, der den lieben
Deutschen ein Werk bescheert, das sie kaum verdienen, trotzdem aber
hoffentlich recht bald in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wissen
werden.
Na und wenn nicht, so hab' einstweilen von einem trenen Freunde
und Gesinnungsgenossen innigsten Dank für die Freude, die Du ihm
bereitet hast . . .
Ich denke, Hansel und Gretel soll hier an Weihnachten heranskommen
. . . es ist rerteufelt schwer — das Hänselchen!
Nochmals herzlichsten Glückwunsch nnd tausend Grüße Deines
treuen Freundes nnd Bewunderers
Iiichard Strauß.
Ein Opernerfolg, nicht der „warme", „große", „überaus freundliche",
„durchschlagende", der in den meisten Tageszeitungen über fammtliche Erstaufführungen, die irgendwo veranstaltet werden, gemeldet zu werden pflegt,

sondern der echte, nachhaltige Opernerfolg ist heutzutage im buchstäblichen
Sinne ein gewichtiges Ding, insosern er dank den Gesetzen über das Aufführungsrecht die Eigenschaft besitzt, sich in schweres Gold umzusetzen, und dem
Componisten eine ansehnliche Rente abwirft, Und so hat denn Humperdinck,
als er den goldenen Regen über sich hereinbrechen sah, so schleunig es gehen
wollte, seinen festen Stellungen entsagt und ein stattliches Landhaus in
halber Höhe über dem anmnthigen Oertchen Boppard am Rhein erstanden,

wo er ausschließlich seiner Muse lebt. Hier war es, Ivo ihn der Schreiber
dieser Zeilen aufsuchte und ihn um Auskunft über seine Lebensschicksale bat.
Den Landsitz krönt ein Thürmchen, zu dein eine kleine Wendeltreppe führt.
Die Aussicht gewährt einen malerischen Rundblick auf das Rheinthal und
die Berge, die es im Halbkreise diesseits einrahmen und die jenseits den
Horizont begrenzen. Das Zimmerchen bietet höchstens zwei Personen Unterkunft und enthält als einzige Ausstattung zwei Stühle und einen Klapptisch,
für den Fall, das; auch hier dem Hausherrn ein günstiger Einfall lächelt.
Tapeten schildern die Lebensschicisnle Hänsels und Gretels, so schnell hat
sich die Industrie eines beliebten und anziehenden Gegenstandes beinächtigt.
Hier, ungestört von der Symphonie, die in den unteren Wohnräumen drei
helle, noch nicht ganz in der väterlichen Polyvhonie bewanderte Kinderstimmen
vollführten, nahmen wir Platz.
„Ich bin einer der preisgekröntesten Comvonisten der Gegenwart,"
begann er, während ein Anflug von sarkastischem Lächeln um seine Lippen
spielte. „Aber man fürchte Nichts. Fast all' meine Preiscompositionen sind
entweder der Vernichtung anheimgefallen, oder sie führen in den Tiefen
eines wohlthätigen Notenschrankes ein unschädliches Dasein. Auch an meinen
Jugendcompositionen wird kein naseweiser Freund sich vergreisen können.
Ein Dachstuhlbrand machte ihrem Dnsein ein Ende. Das geschah zu Siegburg, wo ich am 1. September 1854 geboren wurde und iin Elternhause
die Jahre der Kindheit nnd manche Rnstzeit meines Jünglingsalters verbrachte. Und so wird die Nachwelt einmal von meiner Opernskizze Elandine
von Villabella unbehelligt bleiben, da sie damals ebenfalls den Feuertod
erlitt. Beiläufig, ein anderes nieiner Werke ist diesen: Schiclsal entronnen
und prangt noch heute in der Nähe von Siegburg in Seligenthal. Ich
hoffe, daß in der nächsten Auflage von Bädeckers Rheinlanden ihm das
Schiclsal zu Theil wird, unter den Sehenswürdigkeiten aufgezählt zu werden,
und daß die Seliqenthaler daran demnächst eine Marmortafel anbringen
werden mit der Inschrift: erbaut von Humperdinck. Es ist ein schlichtes
Spritzenhaus. Denn auch ich hatte den Kampf zwischen Pflicht und Neigung
durchzukosten, infofern mich die Erste auf die Baukunst verwies, während die
Zweite mich immer mächtiger zur Tonkunst hinzog. Es ist schade, daß das
Zeitalter der Michelangelos und Leonardo da Vincis vorbei ist, sonst würde
ich auf meine Visitenkarten setzen lassen können: „Architect und Eomponist"
und beim Bauen eines hübschen Palastes gleich eine Symphonie entwerfen
und über den in den Lehrbüchern der Aesthetik so nachdrücklich erörterten
Zusammenhang zwischen Musik und Baukunst lange Artikel schreiben können,
nennt man doch die erste eine gefrorene Musik und die zweite eine tönende
Baukunst. Wer wohl mag Etwas daran sein, daß die musikalische Satzkunst, die wohlwollende Kunstrichter mir nachrühmen, durch meine Beschäftigung
mit der Baukunst eine Förderung erhalten hat.
Die Tonkunst hatte ich mir indeß auch nicht „aus den Fingern ge-

sogen", und auch ich mache von dem Gesetz der Vererbung, das in den
Biographien der Tondichter wenigstens immer das Ausgangsinotiv spielt,
keine Ausnahme. Mein Großvater mütterlicherseits war ein aus Böhmen,
dem Lande der echten Musikanten, eingewanderter Domccmtor in Paderborn,
meine Mutter uannte eine schöne Stimme ihr eigen. Sie war es, deren
Singe- und Musicirlust sich auf mich übertrug. Unter welch schwierigen
Weg- und Witteningsverhältnissen sind wir manchmal nach Bonn gepilgert,
um ein Stücllein guter Musik zu erhaschen. In dem frommen Paderborn
war es auch, wo ich das Gymnasium absolvirtc, um für das Baufach die
wünschenswerthe allgemeinwissenschaftliche Bildung mitzubringen.
Musikalische Anregung fand ich dort grade in genügendem Maße, um
meine Naturanlnge nicht verkümmern zu lassen. Namentlich waren es die
alten Messen, die der Domchor damals noch mit Orchesterbegleitung sang, —
ein asketischeres Kirchenregiment hat die Instrumente inzwischen aus dein
Tempel gejagt . . ."
„So daß," warf ich ein, „es jetzt für den Musiker in der katholischen
Kirche bald so öde ist, wie in der protestantischen ..."
„Es waren die Symphonien Mozarts und Haydns, die ich theils iu
Concerten, theils durch Musicircn kennen lernte, die mir kräftig zu Herzen
gingen und meine Neigung zur Musik immer heftiger entzündeten. Auch
manch Blättlein Notenpapier wurde beschrieben und von mir und einigen
spielkundigen Kameraden zu unserm größten Vergnügen aufgeführt. Ter
Respect, den sie vor mir hatten, erhielt einen kleinen Stoß, als ich vor

unserm Musikdirector mit einem Hymnus zur Heimkehr der siegreichen
Truppen aus Frankreich erschien, und als er bei der Probe mit Entsetzen
merkte, daß Tenor und Sopran in Octaven sangen. Welch unerhörtes
Verbrechen! Außerdem weigerte sich der Klarinettist, seine Stimme zu blasen,
bevor ich ihm nicht ein Instrument verschaffte, auf dem er zwei Töne zu
gleicher Zeit hervorbringen könnte. Ter Hymnus blieb unausgeführt.
Wirklich befleißigte ich mich während eines halben Jahres ernsthafter
Studien der Baukunst, bis es mich nicht länger bei dem vorzugsweise durch
praktische Rücksichten und den Wunsch uach einer späteren soliden bürger
sichen Lebensstellung dictirten Beruf hielt, ich packte die Ouvertüre zu der schon
genannten, damals noch unverbrannten Oper unter den Arm und ging zu
Ferdinand Hiller in Köln, der von meiner Arbeit mit einiger Verwunderung
Vermerk nahm und auf meine Frage, ob er mir riethe, Musik zu studiren,
erwiderte: „Wem denn sonst, wenn nicht Ihnen!" Ich nahm denn also
Unterricht am Kölner Conservatorium, bei Hiller, Jensen, Gernsheim in den
theoretischen Zweigen, bei Seiß im Clavier.
Nach dreijährigem eifrigen Besuch benutzte ich noch ein viertes Jalw,
um als Erterner des Conservntoriums von Siegburg aus inir auf dein
Violoncell einige Fertigkeit anzueignen.
Unterdeß säumten die musikalischen Preisstipendien, deren ich schon

erwähnte, nicht, auf mein gebenedeites Haupt herniederzuträufeln, ich wurde
Stipendiat der Mozart-Stiftung in Frankfurt und benutzte alsbald die
dadurch erlangte äußere Unabhängigkeit, mich noch innerlich, will sagen,
künstlerisch unabhängiger zu machen, mich zu vervollkommnen, lenkte also
nieine Schritte nach der berühmten Kunststadt München. Franz Lachner, dem
ich mich weiter anvertraute, weilte am Starnberger See, und da er um
eines lerngierigen Musikantleins willen seine „Sommerfrische" nicht einzuschränken gedachte, so nahm ich meine Stunden während seiner Spaziergänge im Schatten alter Buchen und Eichen. Das war denn auch darnach.
Meine Naturliebe, meine Gesundheit gewannen darunter, um den Contrapunkt blieb es schwach bestellt. Das besserte sich, als ich in aller Form
die Musikschule in München bezog, wo ich bei Rheinberger Contrapunkt
studirte und in zwei aufeinanderfolgenden lahren je eine meiner beiden
Balladen für die Prüfungsconcerte schrieb, zuerst die Wallfahrt, dann das
Glück von Edenhall, die ursprünglich die reisere war, aber durch die spätere
Umarbeitung der Wallfahrt wohl von dieser wieder überholt sein mag.
Die Wallfahrt schrieb ich unter den scheinbar ungünstigsten äußeren Umständen, die sich denken lassen.
Auch auf mich hatte nämlich das Hosbräuhaus seine Anziehungskraft ausgeübt. Eine Prüfungscomposition mußte fertig werden, da nicht allein die
Augen des Conservatoriums, sondern auch die meiner gütigen Preisverleiher
erwartungsvoll auf mir ruhten. Was blieb Anderes übrig, als hinter dem
Maßkruge mich an's Werk zu setzen, die Skizze auf's Papier zu bringen,
sinnend ein Thema aus dem anderen zu entwickeln. le größer das Gewirr,
desto bereitwilliger floß mir der Contrapunkt vom Bleistist, und wie aus
Steingeröll und Schlamm der klare Quell, so entschwebten aus dem prosanen
Geräusch der klappernden Krüge, der schwatzenden Menschen, von der Atmosphäre nicht zu reden, Polnhymnias lichte Gebilde. In der Münchener
Zeit entstand auch eine von Cohen in Bonn rerlegte Orchesterhumoreske,
gefällig und nicht schwer fpielbar, für kleines Orchester, die schon in
manchem Sommerconcert mancher philharmonischen oder Badecapelle gern
gehört worden ist. Kurze Zeit vor dem zweiten Prüfungsconcert ereilte mich
der Mendelssohnpreis.
Den Statuten der Stistung gemäß mußte ich meinen Wanderstab nach
Italien setzen. Jndeß schweiste mein Geist nach Griechenland hinüber. Der
Münchener Generalintendant Freiherr von Perfall, gleichzeitig auch oberste Behörde der Musikschule, hatte mich beauftragt, zu Aristophanes' Fröschen Musik
zu schreiben, die ich beinahe beendete, bis der gleich zu erwähnende Bayreuth«
Zwischenfall die Sache unterbrach, und die ich dann, weil inzwischen auch auf
dem Münchener Theater andere Unternehmungen den alten Komödiendichter
wieder in den Hintergrund drängten, liegen ließ. Ich glaube nicht, daß, wenn
neuerdings ein Intendant den Plan, Aristophanes mit meiner Hülfe musikalisch zu assaisonniren, wieder in Fluß brächte, ich dazu Rein sagen würde.

In Neapel, in der Villa d'Angri, weilte im Winter 1870—1880
Richard Wagner. Mit der Unverfrorenheit des wandernden Musikanten,
dem Selbstbewußtsein des Preisgekrönten, schickte ich ihm ohne weitere
Empfehlung und Förmlichkeit eines Morgens meine Visitenkarte in's Haus,
und richtig, nachdem der Meister zuerst den Zudringlichen hatte abwehren
wollen, ließ er mich, anders entschlossen, wieder einholen, und bald
waren wir eisrig am Plaudern. „Wie eigenthümlich," sagte er, „daß wir in
Deutschland noch immer an dem alten Wahnglauben festhalten, hier in
Italien gäbe es für unsere Musiker irgend Etwas zu holen, wo doch jeder
italienische Musiker, sobald er ein wenig mündig geworden, sich sosort an
den Busen der musikalischen Allmutter Deutschland zu werfen trachtet.
Wenn der alte Verdi, der sich das leisten kann, ein Stipendium stistete,

um junge Italiener beispielsweise nach Bayreuth zu schicken, — bei dem „beispielsweise" schnitt er eine vielsagende komische Grimasse — das würde mich nicht wnndern, ich fände es sehr in der Ordnung.

„Wie wäre es denn, junger Preisgekrönter, wenn Sie mir beim Parsisal, den ich soeben von der Skizze säuberlich in die Partitur zu übertragen im Begrisf stehe, hülfen? Verstößt das nicht gegen Ihre Grundsätze? Wird Sie die Kölner Mutterschule nicht verfehmen, wenn Sie für den Bayreuther Ketzer Noten copiren und copiren lassen?"

Es läßt sich wohl denken, daß ich auch nicht einen Augenblick unschlüssig war, das Anerbieten anzunehmen. Ich erhielt da einen Begrisf von Wagners auch im Alter nicht verminderter Schnelligkeit im Fertigstellen der Partitur. Eine Skizze von 3 bis 6 Systemen bildete seine einzige Vorlage, nach der er dann so schnell die Partitur fertig stellte, daß ich mit dem Copiren derselben kaum gleichen Schritt zu halten vermochte. Dabei wurde an der räumlichen Ausdehnung des Entwurfs so wenig geändert, daß er sogar die Tactlinien der Partitur zuerst für die ganze Scene ausliniirte, ehe er eine einzige Note hineinschrieb. Auch später bewies er seine aus einer ungemeinen geistigen Concentration entspringende Sckmellfertigkeit bei der Verwandlungsmunk zum Parsisal. Es stellte sich nämlich bei den Proben heraus, daß die Wandeldecorationen zu lange Zeit brauchten, um mit der ursprünglich zu kurzen Musik mitzukommen, Wagner schrieb eine Supplementmusik, wahrlich nicht die minderwertigsten Seiten der Partitur, von einem zum anderen Tage.

Nachdem ich einen kleinen Urlaub genommen, nm die Wunder Siciliens keimen zu lernen, wohnte ich an Wagners Geburtstage am 22. Mai in Neapel einer höchst denkwürdigen Probe bei, in welcher der ganze Parsisal am Clavier aufgeführt wurde. Ioseph Rubinstein, der inzwischen verstorbene Pianist, ersetzte das Orchester, Wagner sang den Amfortas, Gurnemanz und Parsisal, ich die Ritter, der ebenfalls inzwischen verstorbene Balladencompom'st Plüddemann markirte den Chor, Wagners Töchter sangen die Stimmen aus der Höhe. Der Abend bedeutete vorläufig meinen Abschied vom Hause Wagner. Man wird mir glauben, wenn ich betheuere, daß sich

wenige Ereignisse mit gleicher Genauigkeit in meine Seele eingeprägt haben. — Inzwischen war wieder einmal ein Preis frei, diesmal derjenige der Meyerbeerstistung. Ich fühlte in mir, modern gesprochen, die „Mission", mich darum zu bewerben, sandte die Ouvertüre zu den bereits erwähnten „Fröschen", einen ebenfalls aus dem Reiche der feuchtfröhlichen Amphibien stammenden Zug des Dionysos, eine achtstimmige Fuge, die beweisen sollte, daß ich auch die für die Preisrichter „angenehmeren und freudevolleren Töne" des doppelten Contrapunkts genügend „anzustimmen" der Mann wäre, sowie einen Einacter, „Die Fischerin", Text frei nach Goethe. Natürlich hatte ich Wagner gegenüber Nichts von meiner Bewerbung geäußert, da ich, wiewohl mit Unrecht, fürchtete, der Name Meyerbeer würde seine Laune verderben, schämte mich daher wie ein armes junges Mädchen, die sich soeben mit einem reichen alten Herrn verlobt hat, als ich im Wahnfried, dem Bayreuther Heim des Meisters, mit der Siegesnachricht erschien, daß ich auch dem Meyerbeerpreise nicht entgangen sei.

„Aon «Ist, nun «Ist," sagte Wagner, indem er mich lustig auf die Backen klopfte, „Sie sehen, es giebt noch Richter in Berlin."

Seit Neujahr 1881 war ich nämlich vollständig nach Bayreuth übergesiedelt. Ich hatte sogar meinen kleinen praktischen Wirkungskreis gefunden, indem ich die dortigen vom verstorbenen Anton Seidel begründeten Abonnementsconcerte leitete. Chorstücke wie Bruchs jugendlich frische Ballade „Schön Ellen", die Symphonien der Classiker bildeten das Hauptrepertoire. Wagner war gütig genug, die meisten der zur Aufführung gelangenden Werke vorher mit mir durchzugehen. Seine Auffassung über die Tempi wich häufig von der landesüblichen ab. So nahm er den zweiten Satz der Mozart'schen Es-Äv.r-Symphonie als Adagio, die Einleitung zur Weihe des Hauses von Beethoven als Marschweise und nicht als Choral.

Aus den Vorproben zum Parsisal, die im Sommer 1881 begannen und an denen ich thätigsten Antheil nahm, erwuchsen im Winter die Proben. Ein Hauptsteckenpferd von mir waren die Knabenchöre, die ich mit möglichster Feinheit ausarbeitete. Weiter siel mir das Einstudiren der Bühnenmusik, der Dienst hinter den Coulissen, den der Zuhörer nur merkt, wenn eins der zahlreichen Schräubchen des complicirten Räderwerks sich lockert, zu. Vorübergehend verschaffte mir ein Aufenthalt in Paris, wo ich des ehrwürdigen alten Turgenieff Bekanntschaft machte, viel Anregung. Die Aufführung des Bühnenweihfestspiels darf ich übergehen, da ich nur Bekanntes wiederholen müßte.

Wagner, der sich von den Anstrengungen seiner letzten künstlerischen That in Venedig erholte, berief mich dorthin, damit ich seine Iugendsymphonie, die später die Runde über die deutschen Concertsäle machte, einstudirte. Die Aufführung fand am 25. December zum Geburtstage der Frau Wagner statt, den der aufmerksame Gatte gern ans solche Art beging. Es sollte das letzte Mal sein, daß ich den Meister von Angesicht sah. In Paris ereilte mich dann die Nachricht von seinem Tode. (13. Februar 1883.)

Btto Neitzel in Köln a./RH.

Meine Frei herrlichkeit benutzte ich, NM auch dem Lande der Castagnetten
nnd Toreros einen Besuch abzustatten, der für die Schatzkammer meiner
Erinnerungen äußerst lohnend aussiel. Ich besuchte Burgos, Toledo, Madrid,
Cordoba, Ivo mir eine gleichgiltige Frage nach einem guten Kaffeehanse eine
Einladung in ein gastliches Spanierhaus eintrug, die dann eine von mir
schnell arrangirte musikalische Abenduuterhaltung nach sich zog. Sevilla und
Cadiz fesselten mich vorübergehend. In der zweiten Stadt saß ich auf dem
Sande, durch welchen damals noch kein Ingenieur eine Eisenbahnschiene gestrebt hatte, und rertraute mich der „Diligencia" an, auf deren Imperiale
ich nach 24 stündiger Fahrt Gibraltar erreichte.
Die Gegend, die ich da im Schneckenschritt durchfuhr, bildete ein Präludium zum Thema Wüste und wirkte nach Goethe durch die Abwesenheit
störender Aeußerlichkeiten auf die musikalische Phantasie. Wider Goethe, der
in seiner musikalischen Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren augenscheinlich nicht die Programmmnsik einbegrisf, wurde ich von einem Sonnenuntergang auf Tarisas Höhen so angeregt, daß ich ihn in Musik umsetzte: es sind
dieselben Eindrücke, die dem ersten Satze meiner erst theilweise dem Brutosen
meiner Phantasie entkrochenen — ich schreibe leider ziemlich langsam —
„maurischen Rhapsodie" zu Grunde liegen. Es war wohl ein nicht alltägliches Schauspiel, als ich da von einem Erdtheil auf den anderen hinüberblicken durfte, die Cultur im Rücken, die Barbarei vor mir, Beides getrennt
durch das Mittelmeer. Wie Wotan, der von den Prophezeiungen der Erda
gekostet, begehrte mich's noch mehr zu wissen, ich fuhr nach Tanger hinüber,
wo ich fleißig die Cafös aufsuchte und an den eigenthümlichen Instrumenten
und Gesängen der Mauren, den tiefen Tönen der Bambusflöten, den
Rhythmen der Tamburins soviel Vergnügen fand, daß ich sie in einem
anderen Satz „Ein Abend im Mohrencafö" musikalisch zu schildern versuchte.
Meine Lehr- und Wanderjahre waren zu Ende, und ich mußte jetzt
darnach trachten, ein seßhaftes und brauchbares Mitglied der bürgerlichen
und insbesondere der musikalischen Gesellschaft zu werden, ich beschloß daher,
mich nach einem der zahlreichen Musikdirector-Posten Deutschlands umzusehen. Ich bin kein Blender — bitte, keine Einrede —, fremden Menschen
gegenüber ein wenig schüchtern, wenig von meiner Größe durchdrungen,
ein Feind der Grobkörnigkeit, der Schlagwörter auf hundert Meter Entfernung, und daher begab es sich, daß, wie ich der preisgekrönteste Componist gewesen war, ich jetzt der abgewiesenste Candidat für die Musikdirection wurde. Ich nährte mich denn zunächst schlecht und recht von
Arrangements des Parsisal für kleines Orchester, war vorübergehend
musikalischer Hausrath beim Kanonenkönig Krupp in Essen und nahm 1885
eine Stelle als Lehrer der Theorie, sowie als Leiter der Ensembleklassen
am Conservatorinm in Barcelona an. Welch eine herrliche Sprache, die
spanische, so weich und schmiegsam nnd doch so männlich! Ich lernte sie
emsig und nicht ohne Erfolg. Auf musikalischem Gebiet war es mir ver-

gönnt, eine That zu vollbringen, indem ich die Barcelonesen mit den
Sonaten Beethovens bekannt machte. Trotzdem war der Aufenthalt in der
Diaspora doch so wenig nach meinem Sinn, daß ich bald wieder nach
Deutschland zurückkehrte und gern eine kleine Lehrerstelle am Kölner
Konservatorium annahm. Nach kurzer, durch meine Erkrankung uöthig gewordener Erholungsrast im Elternhause, das inzwischen von Siegburg nach
Bonn verlegt worden war, übertrug mir der Schott'sche Verlag in Mainz
die Stelle eines musikalischen Bearbeiters. Aus dem älteren Opernarchiv
schien mir Aubers „Ehernes Pferd" recht modernisirungswerth, ich revidu-te
Text und Musik und konnte an den Theatern zu Weimar, Karlsruhe,
Frankfurt, Kassel meine Bemühungen von schönem Erfolg gekrönt finden.
Einer Bearbeitung von Bachs Wohltemperirtem Clavier für zwei Claviere
möchte ich noch Erwähnung thun, die den Liebhabern das Verständniß des
alten Testaments der Musik bequem zu erschließen geeignet ist. Ich ordnete
die Präludien und Fugen nicht nach der chromatischen Tonleiter des Originals,
sondern nach dem Quintencirkel. In Mainz besuchte mich zu längerem
Aufenthalte Siegfried Wagner, dessen musikalische Neigung sich endlich
nicht länger unterbinden ließ, und den mir seine Mutter zur musikalischen
Unterweisung anvertraute. Im Iahr 1889 verließ ich meine dortige
Stellung, um ein Iahr wieder im Elternhause zu verbringen. Dem Wunsch,
für die Kinder meiner Schwester Adelheid Wette, der Textdichterin
meiner Märchenoper, das Material zu einer kleinen Weihnachtsaufführung
zu liefern, entstammten die ersten Nummern von Hänsel und Gretel. Auch
fand ich hier eine wackere junge Dame, zufällig sogar eine engere Landsmännin von mir, die sich entschloß, mich unpraktischen Mann am sanften
Gängelbande durch die Stürme des Lebens zu geleiten, und die ich 1892
zum dauernden Bunde heimführte. Seit Herbst 1890 nahm ich eine
Lehrerstellung am Hoch'schen Conservatorium in Frankfurt an uud warf mich
gleichzeitig als Opernreferent für die Frankfurter Zeitung der Iournalistik
in die Arme. Unter sothanen erschwerenden Umständen vervollständigte ich,
modelte um, iustrumentirte — wie das meine Gewohnheit leider ist, mit
dem Feuer unter den Nägeln — die Skizzen, die ich bisher entworfen, und
gab dem Märchenspiel die Gestalt, in der es jetzt vorliegt. Die Schicksale
desselben sind bekannt. Ich schnürte, sobald mir günstige Sterne leuchteten,
mein Bündel und ließ mich hier am schönen Rhein nieder."
Von Humperdincks neuestem Werk, der schon erwähnten maurischen
Rhapsodie, deren Erstaufführung sich das musikalische Leeds vorbehalten,

bekam ich bereitwilligst die beiden ersten Sätze zu sehen. Die Themen
zeichnen sich durch Originalität aus, und namentlich in rhythmischer Hinsicht
stehen dem Musikfreunde Ueberraschungen bevor. Die ersten Violinen
spinnen im ersten Satz (Scene auf Tarisa) eine Cantilene aus, mit ihr
verbindet sich das Englische Horn, bis der Töne Strom immer reicher und
mächtiger anschwillt. Dabei stoßen wir auf Tactarten wie ^/«, ^/»/ die
6*

an Beethovens ^/g, ^n dessen letzter Claviersonate) gemahnen, übrigens
nur den Zagen erschrecken können. Noch origineller wirkt im „Schlangenzanber" die Tactart ^ 4--l-^/», also eigentlich ^/8, freilich von einer
ganz anderen rhythmischen Wirkung als die übliche 8/8 Tactart. Ein dritter
Satz soll dem Opiumrausch gewidmet sein, ein vierter einen Ritt durch die
Wüste, „nicht auf einem Kameel, sondern auf feurigem Berberhengst", wie
der Componist sogleich sorglich hinzufügte, veranschaulichen. Meine Wünsche,
auch hiervon Etwas kennen zu lernen, brach der freundliche Wirth mit einer
Allseinandersetzung über Notenpapier ab, die durch meine Frage nach einem
mächtigen auf seinem Pnlt befindlichen Block Radirgummi angeregt wurde.
„Das Papier zu meinen Skizzen rostrire ich stets selber. Es hat für
mich etwas Demüthigendes, in das vom Grareur und Drucker mühsam liniirte
Notenpapier Bleististskizzen einzutragen, die, wie Ihnen die starke Abnützung des
Gummis beweist, ost nur allzu vergänglich sind. Habe ich nun meine Skizzen
verwandt, so falte ich die Blätter fein säuberlich zu Fidibussen und mache so
die Hosfnngen mancher Autographensammler und nachlebender Erläuterer und
Biographen zu Schanden. Man kann in Zweisel sein, ob ich mehr boshaft
oder geizig bin" . . . „schlau auf alle Fälle", fetzte ich in Gedanken hinzu;
wenigstens hatte er durch die Papiererörterung den neugierigen Frager zum
Schweigen gebracht.
Es erübrigt noch, der Musik zu Ernst Rosmers Märchen „Die
Königskinder" zu gedenken. Die Composition, das lehrt der erste Blick,
geht weit über die übliche Schauspielmusik hinaus, die, da sie sich sonst meist
auf den Rang der Folie beschränkt, eben sonst auch nicht eines Humperdinck
Feder in Bewegung gesetzt hätte. Es ist in den Königskindern zwischen den
gesungenen Stücken, den mnsikalischen Schilderungen der Aufzüge und Schauscenen und andererseits dem Melodram zu unterscheiden. Die Lieder, die
Scenen verrathen den Componiflen der Märchenoper in jedem Belang. Die
nämliche dem Volksgemüth entsprossene Weise, der gleiche einfach kernige
Rhythmus, und in den großen Schaufcenen, den Orchesterstücken, der Ourertüre,
der Einleitung des dritten Acts die nämliche herzerquickende Polyphonie.
An dieser Einleitung zum dritten Act, an der Musik zu sämmtlichen
Melodramen beobachten wir eine Steigerung der Humperdinck'schen Theatertechnik, dies Wort im vornehmsten Sinne genommen. Die Stimmung wird
mit einem einzigen Motiv stets in unnachahmlicher Treue und Tiefe getroffen, und die allzu, ost symphonische Art von Hänsel und Gretel, die
Freude am schönen Spiel der Töne ist einer strengen Maaßhaltung, einer
knappen Prägnanz, die nur das Wesentliche hervorhebt, dies aber hell beleuchtet, gewichen. Hieraus schon ist zu ersehen, daß wir von Humperdinck
noch bedeutende Dinge zu erwarten haben.
In allen Dramen, die im Großen und Ganzen, so zu sagen, nach
musikalischer Behandlung dürsten, findet sich, wie noch kürzlich Richard Batka

im Heft 21 des „Kunstmart" treffend erörterte, ein nicht in Münk aufgehender Rest. Streicht der Dichter den hinweg, so begiebt er sich eines
wichtigen Thcils zur Bereicherung nnd Belebung der Handlung. Um diesen,
der Hauptsache nach im leichtfüßigen Dialog bestehenden Factor nicht entbehren zu müssen, behalf sich Mozart mit dem Seccorecitativ, indes; Weber
im Freischütz ruhig den gesprochenen Dialog beibehielt. Im Jahrgang 1847
der Allgemeinen musikalischen Zeitung setzt Otto Nicolai seine Ansichten
über diesen Gegenstand auseinander, seine Aufsätze gehören zun? Besten,
was darüber gesagt morden ist. Man betrachte seine „Lustigen Weiber"
einmal von diesem Gesichtspunkt aus, und man wird über die aalglatte
Vermittlung, die er zwischen Musik und Dialog angebracht hat — es sei
nur an das Duett zwischen Falstnfs und Fluth im zweiten Act erinnert —
erstaunt sein. Ihm schwirrten, wie aus seinen Aufsätzen hervorgeht, darüber
noch mancherlei Dinge durch den Kopf, mit welchem sie leider sammt seinem
Träger allzufrüh in die Erde versenkt wurden.
Man wird nicht bestreiten wollen, daß auch die Meistersinger ein gut
Theil solchen Restes aufweisen, der freilich wieder mit so viel interessanter
musikalischer Arbeit bekleidet worden ist, daß wir ihn nicht gewahren,
wenigstens nicht Derjenige, der es ernst mit der Kunst meint, sich den Text
so zu eigen macht, den Fäden des musikalischen Gewebes so lange nachspürt,
bis er wieder die höhere Rechtfertigung des «unmusikalischen oder wenigstens
musiksremden Textrestes durch die schöne und geistvolle musikalische Garnitur
herausempsindet. Sicher ist, daß Wagner einen Höhepunkt erklommen
hat, über den hinaus uns der musikalische Athem ausgehen würde, und daß

es nicht gut sei, wenn seine Nachfolger etwas Anderes thnn, als stets auch
die Schüler berühmter Philosophen gethnn, als die romantischen Componisten
mit Beethoven vollbracht, nämlich die einzelnen Ausstrahlungen des vorangegangenen Genius bis in die feinsten Schwingungen weiter zu zerlegen, sie
zu differenziren. In einer Hinsicht scheint sogar eine Umkehr von Wagner
geboten, nämlich im Sprechgesnng, den wir bei Wagner als eine conseguente
Folgerung seines musikdramatischen Systems empfinden, der uns aber bei
Anderen geschraubt und unnatürlich bedünkt. Lassen wir ferner auch die schwere
Schädigung nicht außer Acht, den die Ueberherrschnft dieses Sprechgesanges
und namentlich auch sein Mißbrauch auf die Kunst des Gesanges ausgeübt hat.
Je mehr ivir uus von Sage und Legende wieder zn modernen Stoffen
zurückwenden, desto mehr wird, wie ebenfalls Bnttu hervorhebt, sich auch
jener Nest anhäufen, weil es nun eben unserm Gefühl widersteht, Nachbar
Hinz und Kunz, selbst wo sie sich pathetisch in den Haaren liegen, oder wo
ihre Kinder den Familienkampf durch die ewige Geschichte Romeos und
Julias sühnen, statt singen, sprechen zu hören. Deswegen sind auch in
neuester Zeit wieder Versuche aufgetaucht, jenen Rest nicht zu componiren,
sondern ihn sprechen zu lassen, oder man hat sich dem Melodram zugewandt.
Wer Ernst Possart einmal den Manfred hat vortragen hören — und wer

es nicht gethan, säume nicht, dieser erhabenen und merkwürdigen Darbietung
des bedeutendsten Declamationskünstlers der Gegenwart theilhaftig zu werden
— wird bald inne geworden sein, daß Possart in den begleiteten Stellen
den Tonfall der Musik scheinbar ungezwungen nachahmte, daß er beinahe
Musik sprach. Aehnliche Versuche, ohne Musik doch Musik zu sprechen,
weist bekanntlich die französische Tragödie auf, in der diese Declamationsgattung traditionell ist. Dem Possart'schen Beispiel sich anschließend, ist
nun Humperdinck noch einen Schritt weiter gegangen, indem er die Declaination überall da, wo er sie mit Musik umgiebt und ausdeutet, in Tonhöhe
und Rhythmus festlegt, so zwar, daß diese Festlegung der sinngemäß empfundenen
und verständnißvoll vorgetragenen Declamation abgelauscht ist und eigentlich
nur eine Steigerung der Declamation bis zum Halbgesang bildet. Iedenfalls wird der Zwiespalt zwischen der nicht intonirenden, die feste Tonhöhe innehaltenden Declamation mit der in das Bett der Töne eingezwängten, begleitenden Musik des Melodrams vermieden. Ferner ist der
Declamirende besser im Stande, seinen Worten die gemäße Klangschattirung
zu verleihen, als der Sänger, bei welchem eine solche Geschicklichkeit
namentlich in gewissen schwierigen Tonlagen die allerhöchste und feinste
Kunstfertigkeit voraussetzt. Endlich ist hierdurch zwar in dem Beispiel
der Königskinder nicht der Rest beglichen, insosern wir hier keine Oper
mit Dialog, sondern ein Schauspiel mit Melodram vor uns haben, aber
Humperdincks Melodram zeigt eben den Weg, auf dem auch in einer Oper
jener Rest zu begleichen ist. Statt des Seccorecitativs, des gesprochenen
Dialogs spinne man den Faden der Musik ruhig weiter und hänge an ihm
die halbgesungene Declamation lose auf, und wir haben nicht mehr nöthig,
uns diese Rippenstöße versetzen zu lassen — „der Dialog fetzt ein, wie
schrecklich, die Musik fängt an, schon! endlich!" je nachdem! Es scheint sonst
nicht, als ob in den Königskindern etwas durchaus Lebensfähiges zu Stande
gekommen sei. Das dürfte in erster Linie an den zu grellen Contrasten zwischen
der Uebernaivetät der Titelhelden und der gräulichen Nichtsnutzigkeit der
Uebrigen zu suchen sein. Iedenfalls hat das Stück des Mhrenden viel, und
wer ein wenig mit der Analyse des Theatereindrucks vertraut ist, wird auch
gleich herausgemerkt haben, daß an dieser rührenden Wirkung Humperdinck mit
seiner schönen, stimmungs- und charaktervollen Musik einen großen Theil hat.
Unterdeß sank der Abend auf die Rheinebene, die sich mit einem feinen
Nebeldunst überzogen hatte, dem Herolde guten Wetters, nur verließen unser
Dachstübchen und traten auf die Veranda hinaus, wo unser die erste Erdbeerbowle des Iahres, aus Früchten des eigenen Gartens bereitet, harrte
und wo ich mit einem der begabtesten und gesinnungsvollsten nicht allein, sondern
auch der wahrhaft liebenswürdigsten Componisten einen unvergeßlichen Abend
verlebte.

Der 5ebensquell in den ZNythen der Völker.

von
August Wünsche.
— Dresden. —

n' wir aus den kosmogonischen und theogonischen Mytheu und Sagen
der Völker das Rauschen eines Lebensbaumes vernehmen, durch
dessen Früchte sich Götter und Menschen ihre ungeschwächte Lebenskraft und ewige Iugendfrische erhalten, so nicht minder das Sprudeln einer
Quelle des Lebenswassers, die Leben schafft und zu Ende gehendes oder bereits
erloschenes Leben wieder zu neuem Sein erweckt. Daß gerade dem Wasser
eine solche Wirkung zugeschrieben wird, darf nicht Wunder nehmen. Schon
in der altindischen Götterlehre wird nach den Veden Varuna neben Indra,
dem Gotte der Binnenwelt, und Agni, dem Gotte des Erdfeuers, als Gott
des Ueberhimmels gedacht, der mit seinem himmlischen Wassevsee in das
irdische Wasserreich, da wo die Himmelsdecke mit dem Weltocean zusammenstößt, hereinragt und überall Leben hervorruft. Nach der orphiichen Lehre

des Hieronymus und Hellanikos gilt das Wasser als das Princiv, aus
dem sich die Erde verdichtete und mit ihr als Dyas den nie alternden
Drachen erzeugte. In der Illas XIV, 200 wird der Okeanos als der
Erzeuger der Götter (Hscov -^ve^v) und der Mutter Tethys betrachtet.
Aehnlich verhält es sich mit der eddischen Schöpfungslehre. Auch hier bildet
das Wasser (Eliwagar) den Hauptbestandtheil des Weltstoffes, aus dem
das erste menschliche Gebilde Z)mir entstand.
Doch betrachten wir nach diesen kurzen Vorbemerkungen die Sagen
vom Quell des Lebens in den verschiedenen Mythologien der Völker im
Einzelnen. In der nordsemitischen Heldensage verweisen wir auf die
Adapalegende, welche nicht zu den assyrischen Abschristen der Bibliothek
Asurbanipals, sondern zu den in ?sll-sl-L.marna gefundenen Texten gehört.

Dieselbe steht in enger Verwandtschaft mit den übrigen Sonnenmythen der
nordsenntischen Völker. Vergl. LKlwtspis äs 1a SaussaKs, Religionsgeschichte 2. Aufl. S. 219. Nach dieser Legende, deren Kenntniß wir
H. Zimmer n in den Beigaben zu Gunkels Schöpfung und Chaos verdanken,
hatte Adapa einst bei spiegelglatter See gefischt, war aber von dem heranstürmenden Südwind in's Meer geworfen worden. Darüber ergrimmt, setzte
er ihn außer Wirksamkeit, indem er ihm die Flügel zerbrach, sodaß er sieben
Tage lang nicht wehen konnte. Infolgedessen hörte die Frühlingsvegetation
auf, und die beiden Götter Tammus und (Zis-si-ga flüchteten sich in den
Himmel des Anu.
Adapa wurde darauf von Anu zur Rechenschaft gefordert, da er aber
in einem Trauergewande erschien und die entflohenen Götter fürbittend für
ihn bei Anu eintraten, wurde dieser nicht nur zur Milde gestimmt, sondern
beabsichtigte sogar, weil er das Innere der Erde und des Himmels geschaut,
ihm die Unsterblichkeit zu verleihen, indem er ihm die Speise des Lebens
und das Wasser des Lebens vorsetzte. Doch Adapa schlug die Gabe des
Gottes aus, weil Ea ihm gesagt, man wolle ihn mit der Speise des Todes
und mit dem Wasser des Todes bewirthen. Auf diese Weise verscherzte er
sich die Unsterblichkeit.
Von einem Wasser des Lebens ist auch iu dem babylonischen Epos:
Die Höllenfahrt der Istar die Rede. In diesem Gedicht unternimmt Istar,
welche wahrscheinlich den Morgenstern als Göttin der Fruchtbarkeit darstellt,
eine Wanderung in das Todtenreich. Dafür muß sie aber büßen, die Befruchtung hört auf, das Leben auf der Oberwelt erlischt. Um dem Unheil
ein Ende zu machen, schreiten die oberen Götter ein; ein Diener erhält
von ihnen den Auftrag, den Genius der Erde herbeizubringen, um die
Mar mit dem Wasser des Lebens zu besprengen, damit sie auf die Oberwelt zurückkehren könne. Vergl. Schrader, Höllenfahrt der Istar. Gießen
1874, S. 103—105.
Unter den babylonischen Göttern wird ferner Ca, der Herr aller Geheimnisse, als Schöpfer der lebenspendenden Quellen betrachtet, die bei Beschwörungen in Anspruch genommen werden. Da er wegen seiner Erhabenheit
und Größe nicht selbstthätig beim Beschwörungswerke mit eingreisen kann,
so tritt sein großer Sohn Marduk an seine Stelle, unter dem wir uns die
aus dem Ocean sich erhebende Frühsonne vorzustellen haben. Er bringt als
der große Priester der Beschwörnng das zu derselben erforderliche Wasser
der Reinigung herauf.
Wie die Inder in dem Wasser der Wolke das lebende und heilende
Element in der ganzen Natur gesehen, zeigen zwei kleine Lieder im
Rigveda I, 23.
Die Wasser (^pss) geh'n auf ihrem Psad,
Verschwistert sie den Opfernden,
Mit Honig mischend ihre Milch.

Die Wasser bei der Sonne dort,
Bei denen auch die Sonne weilt,
Sie seien unserm Opfer hold.
Die Wasser, unsrer Kühe Trunk,
Ruf' ich herbei, die Göttinnen,
Den Strömen will ich Opfer weih'n.
In den Wassern ist Amrita, in den Wassern Heilkraft,
Die Wasser zu verherrlichen,
Seid, ihr Priester, schnell zur Hand.
In den Wassern, sagte Soma mir,
Sind alle Heilmittel im Verein
Und Agni, der das All erquickt.
O Wasser, gießt der Krankheit Heilkraft
Verscheuchend auch auf meinen Körper',
Daß lang' ich noch die Sonne schau'.
(Nach Graßmann).
Der Unsterblichkeitsquell heißt bei den Indern Amrita, und die Götter
trinken aus ihm auf dem Berge Meru, welcher auf folgende Weise entstanden sein soll. Götter und Riesen trugen einst den Berg Mandar in das Milchmeer, wickelten die Schlange Ananden um ihn und drehten ihn
so lange im Wirbel herum, bis die Milch des Meeres zu Butter gerann.

Aus dieser gingen der Mond, das Glück, der Ueberfluß und die Wissenschaften hervor. Zuletzt erschien ein Genius, Namens Danawandi, mit
einem kostbaren Gefäße, welches den ewiges Leben wirkenden Amritatrank
enthielt. Um ihn entstand ein gewaltiger Streit zwischen den Göttern und
Riesen, die Einen wie die Anderen wollten ihn haben, doch jene bezwangen
diese und stürzten sie den Berg hinunter in den Abgrnnd. Im alleinigen
Besitze des Trankes genießen die Götter ihn fortan auf dem Berge Meru
in ungestörter Rnhe.
Dieser Mythus ist von den Einen im astronomischen Sinne dahin gedeutet worden, daß der im Milchmeer sich drehende Berg Mandar die im
Luftmeer sich um ihre Are bewegende Erde und die Schlange Ananden den
Aequator vorstelle. Andere dagegen denken an gewaltige Erdrevolutionen,
auf welche eine Zeit der glückseligsten Culturentwickelnng folgte.
Um Vieles einfacher gestaltet sich der Mythus, wenn er auf das
Gewitter bezogen wird. Das Milclmeer ist der Wolkenhimmel, der Berg
Mandar die Gewitterwolke, durch die das ganze Wolkenmeer sein segenbringendes Naß der Natur spendet und Alles belebt und erquickt.
Der Götterberg Meru wird dann zu der aus dem Gewitterkampfe hervorgegangenen
einzelnen lichten Wolke, aus der die Götter den belebenden Trank schöpfen.
Von dem Amritatrank aber muß sicher noch der Somatrank unterschieden werden, den die Gottheit Trita in einem Brunnen zur Erhaltung der Unsterblichkeit bereitet. Max Müller (Vorlesungen, Serie II, Deutsche
Uebersetzung, S. 453) und v. Hahn (Sagwissenschaftliche Studien S. 121 f.)

sehen in dem Soma der Inder das den Himmelsraum erfüllende weiße
und gelblich weiße Lichtwasser.
Im altpersischen Mythenkreise liegt die Quelle des Lebens gegen Osten
in einem unbekannten dunklen Lande, oder zwischen Abend und Mittag
gegenüber dem Throne des Iblis (Teufels) und heißt Ab-Zendeghian.
Wer aus ihr trinkt, wird unsterblich und bleibt ewig jung. Andere lebenspendende Quellen des himmlischen Paradieses sind Arduisur und Selsebil.
Iene gehört mit zu den vier Quellen auf dem Berge Alborsch, von denen
die Bewässerung der Erde ausgeht. An ihr wächst der heilige Hom, der
Baum der Unsterblichkeit. Vergl. Windischmann, Zoroastrische Studien,
Berlin 1863, S. 171 ff. Mit dieser vergleicht der große penische Lyriker
Hafts die Lippen des Geliebten.
O Du, mit Wangen, schön wie Eden,
Und Lippen gleich dem Selsebil.
Der Selsebil setzt Dir zu Liebe
So Herz und Seele auf das Spiel.
Der junge Flaum um Teine Lippe,
Gehüllt in grünliches Gewand,
Ist einer Schaar von Acmsen ähnlich
Rings um des Selsebiles Rand.
(S. Rosenzweig-Schwanau, Der Divan des Hafis II, Nr. 3. S. 189.)
In der jüdischen Scge wirkt der mysteriöse Brunnen der Mirjam belebend und wundertlMg. Tie Israeliten erhielten ihn anf ihrem
Durchzuge durch die Wüste wegen der Tugend der Mirjam, der Schwester Moses.
Nach ihrem Tode wurde er ihnen aber wieder entzogen und ruht im See
Tiberias versenkt, wo er nur dann und wann heraufsteigt und seine
wunderthätige Wirkung auf die im See Badenden ausübt. S. Thaanith 9a.
Einmal ging ein Aussätziger nach Tiberias hinab, um sich in dein
See zu baden, da fügte es sich, daß der Brunnen der Mirjam aufstieg und
er dadurch gesund wurde. Im Midrasch Koheleth zu Cav. i, 9 — vergl.
Midrasch zu Leviticus Abschn. 22 — wird die Frage, wo sich der Brunnen
der Mirjam besinde, nach einer Ansicht dahin beantwortet: Wer den Berg
Ieschimon besteigt, sieht im See Tiberias Etwas wie ein kleines Sieb.
Das ist der Brunnen der Mirjam. Nach einer anderen Ansicht aber befindet er sich gerade gegenüber dem mittleren Thore der alten Synagoge
von Serongin. Ierusch. Kil. IX g. E., 32ä.
Auch im Neuen Testament fehlt die Borstellung vom Wasser des
Lebens nicht. Wie die Selbstbezeichnung Iesu als „das Brot des Lebens"
(Ioh. 6, 35) an die unsterblich machende Frucht des Lebensbaumes im
Paradiese erinnert, so hat nach unserem Dafürhalten das im ersten Theile
des Gesprächs Iesu mit einer Samariterin am IakMbrnnnen vorkommende
lebendige oder lebenspendende Wasser den alten Mytlnis von der Quelle des

Lebenswassers zur nothwendigen Voraussetzung*). Obwohl das Weib keine
rechte Vorstellung von dem lebendigen Wasser Iesu hat, auch nicht begreift,
woher er dasselbe nehmen soll, da er keinen Schöpfeimer besitzt und der
Brunnen tief ist, so bekommt das Gespräch durch die geschickte Dialectik des
Redners doch eine solche Wendung, daß in ihrem Herzen das Verlangen
nach dem Wasser erweckt wird und sie in die bittenden Worte ausbricht:
„Herr, gieb mir dieses Wasser, damit ich keinen Durst bekomme, noch
hierher zu gehen brauche, um zu schöpfen" (Joh. 4,15). Da Iesus merkt,
daß er auf die begonnene Weise mit der Frau nicht zum Ziele kommt, indem
sie an der sinnlichen Vorstellung rom lebendigen Wasser haften bleibt, bricht
er plötzlich das Gespräch ab nnd nimmt einen neuen Anfang.
Nach den mythologischen Vorstellungen der Griechen gelten Ambrosia

und Nektar als der Trank, durch den sich die Götter unsterblich und jugendlich und frisch erhalten. Als Zeus sich mit Hera verheirathet, schoß im
Hesperidengarten im fernen Westen auf einem Eiland nicht nur ein Baum
mit de n Unsterblichkeitsäpfeln auf, sondern es entsprang auch der Ambrosiaauell mit dem Unsterblichkeitstranke. Homer zwar betrachtet Ambrosia für
die Speise und Nektar für den Trank der Götter. Wildtauben müssen
durch die Plankten (Irrfelsen) hindurchfliegen, um dem Zeus die Ambrosia
zu bringen. (S. Odyssee 10, 5? ff.), oder es schaffen die Plejaden, eine
Art Nymphen, dem Zeus die Speise aus dem Sitze der Seligen vom
Okeanos herbei. Iedoch nach anderen Zeugnissen ist Ambrosia eine Flüssigkeit, die in Bächen ror dem Schlafgemach des Zeus vorbeisließt.
So sehnt sich der Chor im Hippolytos des Euripides V. 735 ff. nach
den Wonnegärten des Elysiums:
„Da der Atlas den Himmel trägt,
Und ambrosische Bäche wallen
Beim bräutlichen Lager Kronioiis."
Auch der keltische Mythus kennt, wie H. Zimmer in seinem Aufsatze:
Keltische Beiträge II (f. Zeitschrist für deutsches Alterthum Bd. XXXIII
1^1889^ S. 257 ff.) ausgeführt, ein im Westen gelegenes Land, in welchem
die seligen We'en sich nicht nur an den Früchten wunderbarer Aepfelbäume
mit silbenveißen Zweigen laben, sondern sich auch an süßen Zöasserströmen, die
kostbaren Meth und Wein spenden, bei ihren ewig dauerndn Wettspielfesten
ergötzen.
In der griechischen Litteratur haben wir in der Bearbeitung des
Alexanderromans durch Pseudo-Kallisthenes, dessen Anfänge bis in die Zeiten
der Herrschaft der Ptolemäer hinaufreichen, eine Episode, welche von
Alexanders Zuge nach dem Lebensguell handelt. Dieselbe ist dann zu den
*) Sicher ist das griechische Kvllor ««n hebräisch nicht mit mszim «KsHim
lebendiges Wasser, sondern vielmehr mit ins obaj^im Wasser des Lebens zu übersetzen.
ilszim obszini, das blos fließendes, in steter Bewegung treibendes Wasser im Gegensatze zu still stehendem, ruhigem Wasser bedeutet, paßt nicht in den Zusammenhang.

Arabern und Persern übergegangen, und wir begegnen ihr nicht nur in der
Weltchronik des TabarZ und bei Thaalabi in den Geschichten des Propheten,
sondern auch im Schahname des Firdusi, im Iskandern«me des Nizam!
und in einem persischen Prosaromane*). Wiederholte Anspielungen auf
die Episode sinden sich bei Hafis (f. v. Rosenzweig-Schwanau, der Dinian
des Hafis II, S. 3; III, S. 573), Dschelal-ed-din Rumi und anderen
Dichtern. Als Niederschlag, gewissermaßen als das Ergebniß der verschiedenen
morgenländischen Auffassungen der gedachten Episode, geben wir in folgendein
Surüns Darstellung in seinem Commentare zu Sadis Gulistan.
Nachdem der Verfasser eingehend die Genealogie des Königs von Rum**)
erörtert und alle Ansichten über dessen Beinamen: Dsulkarnein, der Zweigehörnte, beigebracht hat, schildert er die zahlreichen von ihm unternommenen
Eroberungszüge. Nach der Unterwerfung Persiens wendet er sich nach den
Ländern des Westens bis zum Sonnenuntergang, dann nach den Ländern
des Ostens, wo die Sonne aufgeht. El Chidher und Aristoteles sind seine
Begleiter, Ersterer befehligt den Vortrab des Heeres, Aristoteles weilt als
Rathgeber an seiner Seite. Als er zur Abwehr der Einfälle der Völker Gog und
Magog eine hohe Mauer errichtet hat, sprach er: „Es ist kein Land mehr
übrig, in das ich nicht gekommen wäre, außer dem Lande der Finsterniß,
wo man nur gesagt hat, daß sich die Quelle des Lebenswassers besindet."
Und er wandte sich nach den Gegenden, die gegen den Nordpol liegen, bis
er sich jener Finsterniß nahte. Da sprach er zu seinem Lehrer und zu den
Gelehrten, die ihn begleiteten: „Ich will in diese Finsterniß einziehen." Sie
erwiderten: „O König, die Propheten und Könige, die vor Dir gewesen, find
nicht in dieselbe eingetreten, nur fürchten, es möchte Dir etwas Unangenehmes
widerfahren." Er beharrte aber auf seinem Entschlusse hineinzugehen und
fragte hierauf die Gelehrten: „Welches von den Thieren hat das schärfste
Gesicht?" Sie antiwrteten: „Das Pferd." „Und welches Pferd," fragte er
weiter, „sieht am besten?" Sie antworteten: „Die junge, braune Stute."
Da schied er aus den braunen Pferden 6OW weibliche Füllen aus und
wählte 6009 Männer von Verstand und Erfahrung und setzte über jedes
Tausend einen von den Weisen zum Anführer und stellte El Chidher an
die Spitze von 2(Xi0, welche den Vortrab bildeten. Dann befahl er dein
übrigen Heere, sie sollten da bleiben, wo sie wären, und sich Wohnungen
bauen und sich nicht entfernen, bis er zu ihnen zurückgekommen wäre. El
Chidher sprach zu ihm: „O König, wenn wir nun in die Finsterniß hineingegangen sind, so wird ,«e'ner den Anderen sehen, was sollen wir dann
machen, wenn wir uns verirren?" Da gab er ihm ein rothes Amulet und
sagte: „Wenn Ihr Euch verirrt, so wirf dieses Amulet auf die Erde:
*) Bergl. W. Hertz, Aristoteles in den Alexander-Dichtungen des Mittelalters.
Abhandlungen der K. b. Akademie der Wissenschaften XIX. Bd., 1. Abth. 189«, S. 33 f.
**) Unter Rum verstehen die Araber das ostidmische Reich in seiner ganzen Ausdehnung.

wenn Du es hinwirfst, so wird es klingen, so geht dann ihm nach." El
Chidher zog nun vor ihm her, bis er an das Thal gelangte, wo die Quelle
war. Da roch er einen starken Geruch, und er dachte, die Quelle möchte
in diesem Thale sein. Er warf daher das Amulet in das Thal, und es
klang. El Chidher stieg sosort vom Pferde und fand die Quelle, und es
war ein weißes Wasser, weißer als Milch und süßer als Honig und wohlriechender als Moschus, und er trank daraus und wusch sich und bestieg
wieder sein Pferd und erreichte feine Gefährten; aber der Zweigehörnte
fand das Thal und die Quelle nicht. Beim Herausgehen kamen sie an
einem Thale vorbei, in welchem rothe Rubinsteine und grüne Smaragdsteine
lagen, und sagte zu ihnen: „Nehmt davon." Einige nahmen etwas davon, andere
nahmen Nichts; als sie aber aus der Finsterniß herauskamen, fanden sie,
daß das, was sie genommen hatten, Edelsteine waren, und es reute die,
welche Nichts genommen, und die, welche genommen, daß sie nicht noch
mehr genommen hatten. Die Dauer ihrer Wanderung in der Finsterniß
war 4V Tage, nach anderen noch mehr." S. Graf, Anmerkung zu Sadis
Rosengarten S. 264 ff. Nach Surliri liegt die Quelle des Lebenswassers
in den Gegenden am Nordpol. Die wichtigste Mweichung der Darstellung
bei Surür! von anderen moslemischen Ueberlieferungen besteht darin, daß
Chidher den Weg nach dem Lebensquell kennt und Alexander als Wegweiser
dient, während er sonst mit den Wegverhältnissen durchaus nicht vertraut
ist, obwohl er an der Spitze des Vortrabs des Heeres steht.
Bei persischen Dichtern finden sich auch sonst noch zahlreiche Anspielungen
auf das Wasser des Lebens. So heißt es in dem mystischen Epos: Schah
wa-Guda: „Wenn Nachts aus der Finsterniß das Haupt empor der Mond
hebt, so ist das gerade so, als wenn aus der Finsterniß heraus das
Lebenswasser erscheint." (Vergl. Eth6, Alexanders Zug zum Lebensquell im
Land der Finsterniß. Sitzungsberichte der K. b. Akademie der Wissenschaften
zu München. Philosophisch-philologische Klasse 1871. S. 362.)
Der Dichter Hafis sagt in einem seiner Lieder:
»Fernehin aufsuchte des Lebens Quell
Alexander — er hat ihn nicht gekostet;
Wir, wir kosten ihn im Vaterland
Bei der Schenke grauem Guardiane."
(Daumer, Hafis Nr. 120, S. 138).
In einem anderen Liede heißt es:
.Kein Lebenswasser schenket
Man einem Iskander:
Durch Kraft und Gold erreichet
Man dies nimmermehr."
(S. v. Rosenzweig-Schwanau, Der Diwan des Hafis II, S. 3.)
Dahin gehört auch der Vergleich:

..Welch' ein Slbstand! Chisers Wasser
Fließet in des Dunkels Schooß:
Und der Urquell meine« Wassers
Sind die Worte: „Gott ist groß!"
(Daf. III, S. 93.)
Als eine Anspielung auf das Lebenswasser dürfen auch die Worte des
Dichters gelten:
»Gestern Morgens hat man Rettung
Bor der Trauer mir gebracht,
Lebenswasser mir gegeben
In dem Dunkel jener Nacht;
Mich dem eig'nen Ich entrissen
Durch des Wesens Strahlenschein
Und in heller Eigenschaften
Glase mir gereicht den Wein."
(Daf. III, S. 573.)
Nach germanischem Götterglauben ruht das Unsterblichkeitswasser in der
Unterwelt verborgen. Wir erinnern zunächst an den Urdsbrunnen. Derselbe quillt unter einer der drei Wurzelu der Weltesche Mgdrasil, Schwäne
schwimmen auf ihm, und die Nornen, die Schicksalsjungfrauen, sitzen an ihm
und schöpfen täglich Wasser aus ihm und besprengen damit den Weltenbaum,
damit er seine Lebenskraft behält und nicht durch die Schlange Nidhöggr,
welche die Wurzeln benagt, und durch die Ziege Heidrun und die vier
Hirsche, die das Laubwerk abfressen, verdorrt.
„Begossen wird die Esche, die Iggdrasil heißt,
Der geweihte Baum, mit weißem Nebel.
Davon kommt der Thau, der in die ThAer fallt:
Immergrün steht er über Urds Brunnen."
(Simrock, Edda S. 260.)
Das Wasser der Urdsquelle ist so heilig, das Alles durch dasselbe
verklärt und verjüngt wird. Alles, so heißt es, was in den Brunnen
kommt, wird weiß wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt.
Gerade dieser Zug zeigt, daß das Wasser nicht blos belebende Kraft besitzt,
sondern auch auf Alles, was mit ihm in Berührung kommt, verjüngend wirkt.

Die naturalistische Deutung des Urdsbrunnen liegt nahe. Er stellt das
dunstige Himmelsgewässer dar, die auf ihm schwimmenden Schwäne sind die
schwangestalteten Walküren oder Wolkenfrauen. Von Hahn versteht unter
dem Urdsbrunnen den Mond, d. i. die kreisrunde Oeffnung, welche der ausgebildete Hos des Mondes in die dunstige Himmelsdecke schneidet und dem
Menschen die Durchsicht nach dem Ueberhimmel, dem altindischen Varuna, mit
dem weißen oder gelben Lichtwasser gewährt. Nur anders gedacht, fällt der
Urdsbrunnen mit 0ckains«Kr d. i. dem Unsterblichkeitsfelde zusammen, einem
Ort im Lande Glaesisvellir (Glanzfeld, Glanzhimmel), worunter sicher das
blaue, von den Strahlen der Sonne erleuchtete Luftreich zu verstehen ist, wo
Niemand stirbt, jeder Kranke gesund wird, jeder Greis sich verjüngt.

In der deutschen Göttersage besitzt der Brunnen der Hulda oder Hold«
belebende Kraft, in dem sie hinter der Wolke in einem schönen blauen Garten
die zu ihr emporgestiegenen Seelen der Verstorbenen bewahrt, welche sie
dann durch das himmlische Gewässer erneuert und durch ihre heiligen Thiere,
vor Allem durch den Storch Adebar (d. i. Odem- oder Lebensbringer), oder
durch das Manenkäferchen als Kinderseelen zu neuer Geburt den gebärenden
Frauen auf die Erde zurücksendet*). Durch Localinrnng des himmlischen
Wolkenbrunnens oder Wolkenberges auf die Erde ist die Ammenrede entstanden,
daß die neugeborenen Kinder aus dem Brunnen geholt oder vom Storche gebracht werden. Wir besitzen eine niedersächsische Sage, in der erzählt wird, daß
Waldminchen (d. i. Waldminne), wahrscheinlich nur ein anderer Name für
die Göttin Hulda, einmal ein unartiges Mädchen in die Berghöhle führte.
Hier traf sie mit vielen anderen kleinen Mädchen zusammen, lief mit ihnen
auf eine Wiese, pflückte Blumen und spielte mit ihnen. Da sich aber auch
hier das kleine Mädchen nicht besser aufführte, so kam es in eine Mühle, in
der es mit vielen Weibern und Männern nicht nur jung gemahlen wnrde,
sondern auch gut geartet daraus hervorging. Vgl. Colshorn, Märchen und
Sagen S. «2, Nr. 31.
Die zum Himmel in Huldas Reich emporgestiegenen Seelen verstorbener
Menschen können aber nicht ohne Weiteres wieder zurückkehren, sondern
müssen erst in ihrem Brunnen erneuert und verjüngt werden. Wegen der
erneuernden und verjüngenden Kraft hat Huldas Brunnen auch den Namen
Iungbrunnen erhalten. Schambach und Müller verzeichnen in ihrem Werke:
Nicdersächnsche Sagen und Märchen Nr. 81. S. 59 f. noch viele solcher
Brunnen und Teiche, die als Kinderbrunnen gelten. So kommen in Odagsen
die Mädchen aus dem Tünnekenborn, die Knaben aus dem Wellenborn.
Auch Vardeilsen hat einen besonderen Knabenbrunnen ,uucksr cksr stsinküls'
und nicht weit davon einen Mädchenbrunnen in einem Bache. In Holzerode
kommen die Kinder aus dem Glockenborn und aus dem Rattenstein, einem
Felsen mit einer kleinen Höhle. Zufolge einer Sage holt eine Wasserjungfer
die neugeborenen Kinder aus einer Quelle, die sich zwischen der Papiermühle
bei Kleinen-Lengden und dem Eichenkrug befindet. In den Ilkenborn sollen die
Kinder noch heute Brod, Zwieback und Blumen werfen als Gaben für die
neugeborenen Kinder, die darin sitzen. Desgleichen ließen früher die Mütter
oder Mägde ihre Kinder Kuchen oder Zwiebäcke in den Reinhardsbrunnen
bei Göttingen werfen oder thaten es auch selbst.
Sicher liegt der Vorstellung von dem Heraufholen der Neugeborenen aus
*) Es ist bezeichnend, daß in vielen indogermanischen und semitischen Sprachen die
Seelen immer als Lufthauch gedacht sind, wie dies die Wörter: Pneuma, gpiritu«,
sviWs (von ensnios. Wind), oepbs««!,, niseb in ihrer etnmologisckxn Bedeutung beweisen. Daher herrscht auch der Glaube, daß die Seelen beim Tode des Menschen den
Körper verlassen, zum Himmel ausschweben und als Schäfchen an ihm dahinziehen.

Brunnen, Teichen und Bächen auf die Oberwelt der Gedanke zu Grunde,
daß das vegetative und animalische Leben aus der Unterwelt hervorkeimt.
Der Brunnen der Hulda, aus dem die Kinder geboren werden, deckt
sich sicher auch mit dem eddischen Brunnakr (Brunnenfeld), dem Reiche der
Göttin Idhun, die als eine schmerzheilende Maid geschildert wird, welche des
Götteralters Heilung kennt, wie nicht minder mit dem von der Schicksalsjungfrau Urdhr bewachten Brunnen Üdhroerir. Daß auch letzterer das
Wolkengewässer darstellt, beweist die Mythe von Süttunger, welcher den
Unsterblichkeitstrank in einen Berg (den Wolkenberg) verschloß, Odhin aber
befreite ihn, indem er den Riesen mit Hilfe der Riesenmaid Gunnlödh
überlistete. Vielleicht fällt sogar Mimirs Brunnen und der kosmogonische
Brunnen Hvergelmir, ans dem alles Leben seinen Anfang nimmt, mit
Huldas Brunnen zusammen.
In den Dichtungen des Mittelalters ist uns nur der trojanische Krieg
des Pfaffen Konrad von Würzburg bekannt, in dem von einem Waffer
der Wiederverjüngung die Rede ist. Dasselbe kommt aus dem Paradiese,
und es heißt von ihm Vers 10657—10664:
Lin ws?«sr vor äsm risrsäis
tsilst in vier snäs »iob
sn s!ms ursvrlngs lintsrtiob,
cks2 K»m ir ouok 2s Ksils.
von is^slioksm teils

ein w«ni« dets si Asnsmsv.
s« was mit ir «s lanäs Komsn
in v»««sn lisbt von goläs rüt.
Mit Hilfe dieses Wassers bereitete Medea den Zaubersaft, durch de
n
sie den Vater Iasons wieder in's Leben zurückrief.
Hnä äü äin sslbs in «rst gstrsk
,inä im äiu iiiisr sin äuron ßisn«,
äü nam clsr Küni« und smiillen«
dar in sln Ksr^s blüsnds zngsnt.
sr >vss »n Krsttsn und sn tuFsot,
»l» sr vor drixi« ^lrsn wss.
gsdsilst wart er und gen»s
von sllsr «insr »wssrs dil.
sin K^r, »lssm sin tüds grü,
ds« wart im ssm sin s!ds Mt
und wsrt sin run«slsnte« vsl
gestrsoKst unds seüus glst.
sm mnnt sls»m sin rüsenblat
begunds dlus^sn unds rotsn.
im w»rt diu snslleKeit ^sdvtsn,
ds« sr sprsn« rsbts slsam sin Kir«.
(V. 10782–1« 797').
*) Ter trojanische Kr«g von Konrad von Würzburg von A. Keller, Stuttgart.
Literarischer Verein. 185,3.

Die reichste und phantasievollste, wenn auch bisweilen in's Abenteuerliche hinüber schweifende Ausgestaltung hat der Mythus vom Wasser des
Lebens entschieden in der Nolkspoesie der Märchen gefunden. Orientalische,
deutsche, nordische, slavische, ungarische, italienische und griechische Märchen
handeln vom Wasser des Lebens, aber allen sind gemisse Grundzüge eigenthümlich, selbst die mythologischen Beziehungen treten allenthalben noch deutlich hervor. In der Regel quillt das Wasser des Lebens im Innern eines
Berges in einem weit entfernt gelegenen Lande und kann nur zu gewissen
Zeiten, meistens gegen Mittag oder Mitternacht, geschöpft werden. Ein
grausamer Drache oder ein anderes wildes Ungeheuer hält strenge Wacht
und muß erst durch einen schweren Kampf besiegt oder durch eine List
getäuscht werden. Auch auf dem weiten Wege zum Lebenswasser stellen sich
dem Suchenden große Hindernisse und Gefahren entgegen, sie werden aber
durch den guten Rath eines. Riesen, einer alten Frau, eines Zwerges oder
einer Heiligen, sowie durch die Dienstleistung treuer Thiers glücklich überwunden. Meist ist es ein kranker König, der nach dem Lebenswasser verlangt, well er durch kein anderes Mittel seine Gesundheit wiedererlangen
kann, bisweilen fordert es auch eine launische Prinzessin oder eine Mutter,
die ihren Sohn dadurch aus dem Wege schaffen will. Von den drei
Söhnen des Königs gelingt es immer nur dein Dritten, in den Besitz des
Lebenswassers zu kommen, die beiden Aelteren unterliegen den Gefahren
und Versuchungen des Weges. Mit dem Schöpfen des Lebenswassers aber
hängt gewöhnlich die Entzauberung einer gefangenen Prinzessin zusammen,
die dann später erscheint und sich mit dein Helden vermählt, wobei zugleich
der Betrug entdeckt wird, den die beiden anderen Brüder gespielt haben,
indem sie dem Jüngsten unterwegs das Lebenswasser wegnahmen und mit
gewöhnlichem vertauschten. In manchen Märchen sprudelt neben dein
Brunnen des Lebenswasser zugleich noch der der Schönheit und Wiederverjüngung, sowie der des Todes, und der Held schöpft aus allen ein
Krüglein oder eine Flasche.
Zum Schlüsse unserer Betrachtung «erweisen wir noch auf das finnische
Rationalepos Kalewala. In diesen, erscheint das Lebenswasser als eine Art Honig,
der die Kraft besitzt, Todte wieder in's Leben zn rufen. Lemminkäinen, der
bei der Werbung um die herrliche Tochter der Louhi, der Mrthin von Pohjci
(Rordland), durch die dritte ihm gestellte Aufgabe, einen Schwan auf dem
Tuonela zu schießen, uin's Leben gekommen ist und in Stücke zerhauen im
Flusse des Todtenlandes liegt, wird von seiner trauernden Mutter, die
seinen Tod in der Heimat aus seiner Bürste erfahren, aus der plötzlich
Blutstropfen rinnen, überall gesucht. Von der Sonne, der Nichts verborgen
bleibt, erfährt sie endlich den Ort, wo er sich befindet. Eiligst begiebt sie
sich zil dem gepriesenen Schmied Jlmarinen und bittet ihn, ihr einen langen
kupfernen Rechen mit Eisenzähnen zu schmieden. Mit diesem holt sie die
Stücke des Leichnams ihres Lieblings nach und nach aus dem Todteilflusse,

fügt sie zusammen, so daß Fleisch mit Fleisch, Knochen mit Knochen, Sehne
mit Sehne und Ader mit Ader wieder vereint werden. Darauf murmelt
sie verschiedene Zaubersprüche, und der Sohn liegt vor ihr bereits geheilt
wie im tiefen Schlummer, es fehlt ihm nur noch das Leben und die
Sprache. Da entbietet sich das leichtbeflügelte Bienchen, ihr von Tapios
blühenden Feldern und Metsolas Fluren den heilenden Honig zu bringen,
um ihn auf die Wunden des zerschlagenen Leibes zu streichen. Das

Bienchen kommt sehr bald zuruck mit dem heilenden Saft, und freudigen
Herzens streicht die Mutter ihn auf den Schlummernden. Doch umsonst,
seine Lippen regen sich nicht. Nun sendet sie das Bienchen zum zweiten
Male über neun gewaltige Meere auf die honigtriefende Insel Tuuri nach
dem köstlichen Safte aus, doch auch dieser erweist sich an dem Kranken
wirkungslos. Hierauf muß das Bienchen über die Wolken bis hinauf zum
neunten Himmel fliegen, nm von dort die Wundersalbe zu holen. Die
Mutter sagt:
„O Du leichtbeflügeltes Bienchen,
Flieg' zum dritten Male hinaus,
Schwing' Dich auf bis über die Wolken,
Bis zum neunten Himmel hinauf;
Dort erst findest Du reichlich Honig,
Süßer Tropfen übergenug.
Die der Ewige einst gesegnet,
Der allmächtige Gott geweiht;
Die er selbst auf Wunden gestrichen,
Seinen Kindern als Heilung bot.
Tauch' die Flügel in diesen Honig,
Feuchte den Mund mit diesem Saft,
Trag' ihn sorglich unter dem Mantel,
Bring' in Deinem Kleid ihn her,
Daß ich die Wunde damit streiche,
Den zerschlagenen, kranken Leib!"
Das Bienchen macht sich abermals auf den Weg, schwebt am ersten
Tage längs dem Ringe des Mondes und dem Rande der goldenen Sonne
vorbei, am zweiten Tage gelangt es bis zum Rande des Siebengestirns,
am dritten Tage endlich fliegt es in Iumalas Wohnung, zum Sitze des
ewigen Schöpfers, hinauf, wo in Geschirr von reinstem Silber und Gold
der heilbringende Saft bereitet wird. Voll beladen mit ihm kehrt es
summend wieder zurück. Als die Mutter den Honig selbst zuvor mit der
eigenen Znnge geprüft nnd ihn als den wunderthätigen Saft aus dem Vorrathshause des Ewigen erkannt hat, bestreicht sie mit ihm leise
„Den vom Schlaf befangenen Sohn,
Legte Salbe über die Wunden,
Träufelte Saft auf jedes Glied;
Strich nach oben hinauf und unten
Auch die Mitte salbte sie ein;

Und die Stimme mächtig erhebend,
Nahm sie also das Wort und sprach:
Nun erwache, o Sohn, vom Schlummer,
Auf, erhebe Dich aus dem Schlaf,
Von dem unglückseligen Lager,
Von dem traurigen ^Krankenbett!"
Der Kranke erhebt sich hierauf und erwacht aus seinem Tramn. Er gewinnt
seine frühere Stärke wieder, ja er wird noch schöner und herrlicher von Ansehen als zuvor. Beim Erwachen spricht er:
„Lange hab' ich Armer geschlafen,
Hab' wohl allzulange geruht,
Lag von tiefem Schlummer befangen,
Hab' schwere Träume geträumt."
Die Mutter läßt sich nun von ihrem wieder in's Leben zurückgerufenen
Sohne berichten, wie er in Tuonelas Strom in Manalas Reich gerathen
sei. (Vergl. Rune 15.)
Es unterliegt keinem Zweisel, daß auch mit dem über den Sternen
im Hause des Schöpfers bereiteten Wunderhonig nichts Anderes als das
Gewässer des von der Sonne durchstrahlten himmlischen Dunstkreises gemeint
sein kann.
Damit haben wir den Mythus von dem Quell des Lebens in den
Mythen der Völker, soweit uns das Material zu Gebote stand, erschöpft.
Durch tiefere, noch mehr in's Einzelne dringende Untersnchung wird sich
sicherlich noch mancher Zug gewinnen lassen, der zur Beleuchtung des
Mythus beiträgt.

IiSs trois villes.

von
Aurr Wslter Goldschmtdr.
— Breslau. —

aß das „Gesetz der poetischen Entfernung" mutatis mutaväi«
auch für den Kritiker gilt, ist eine jener schätzbaren Halbrichtigkeiten, die sich allmählich zur Unbedingtheit „ewiger Wahrheiten"
hindurchgemausert haben. Gewiß: man kann mit völliger Unbefangenheit
nur über historisch abgeschlossene Thatsachen urtheilen, in deren Betrachtung
sich nicht die blinde Tagesleidenschaft mengt, und die unerbittliche Richterin,
die Zeit, wird sicher viele unserer scheinbar bestfundirten Meinungen resolut
umstülpen, — aber soll sich deswegen der kritisch veranlagte Zeitgenosse vor
eitel Objectivität und „historischem Sinn" höchstselbst zum saoriLoiu äoll'
iiltsllottu gegenüber den Erscheinungen der Gegenwart verdammen? In

der That scheint die gräßlichste Epidemie des Iabrhundertendes, die Mes
nivellirende Unpersönlichkeit, mehr nnd mehr zu dieser Consequenz zu drängen.
Um es mit wenigen Worten zu sagen: Das Gefühl für Werthdistauzen
drobt uns vorloren zu gehen. Unser ästhetischer Sehnerv ist geschwächt.
Die fürchterliche moderne Ueberproduction auf litterarischem Gebiete mag
erheblich dazu beitragen. Und so rauschen denn die genialen und die
talentvollen, die hochwerthigen und die minderwertigen Schöpfungen an
dem kritischen Sinn vorüber, ohne daß es zu einer geklärten
Lummunis vvinio der Kunstverständigen käme. Nur was mit der
— uicht gerade uuumgänglichen — Genialität die resolute Ellbogenkraft
vereint, pflegt sich nachhaltig im Bewußtsein der verehrlichen Mitwelt durchzusetzen. Eben darum thut es noth, hin und wieder einmal auf ein auf-

tauchendes bedeutsames künstlerisches Phänomen, das sich dem ungeübten Auge
kaum zu entschleiern pflegt, mit erhobenem Finger mahnend hinzuweisen.
Es bietet sich heuer dazu wiederum die erwünschte Gelegenheit. Emile Zola
hat vor Kurzem seinen „I^s trois villss"-Cuelns mit „Paris" gekrönt.
Das Riesenwerk liegt abgeschlossen vor dem kritischen Blick. Wer es hat
sich bisher, so viel ich weiß, noch keine Stimme erhoben, die den großen
Werthabftand zwischen den „RouAvn Uacanart" und „I^ss trois villss"
und den Fortschritt in Zolas künstlerischer Entwicklung constatirt hätte. Und
doch ist hier nach meinem Dafürhalten ein Fortschritt zu erkennen, so gewaltig, daß er uns eins der wenigen repräsentativen Werke des Iahrhundertendes geschenkt hat — Zolas stanckarä-^ork. Doch wir müssen
uns zunächst kurz erinnern, was Zola war, ehe wir verstehen können, was
er geworden ist.
Ueber die herkömmliche „öffentliche Meinung", die Zola schlechthin einen
„Naturalisten" schilt, läßt sich mit wenigen Worten zur Tagesordnung
übergehen. Sie gehört zu den lieblichsten „privaten Faulheiten", die man
sich denken kann. Denn unter einem „Naturalisten" kann man sich allerlei
schöne Dinge vorstellen. Wer die ästhetischen Kinderschuhe ausgetreten hat,
wird freilich wissen, daß der Naturalismus «ans vkrass, die persönlichkeitlose
Nawr Photographie, eine Ungeheuerlichkeit und eine Unmöglichkeit ist, weil
die Welt, schopenhauerisch gesprochen, nur in unserer Vorstellung eristirt.
Und wer sich vollends an Zolas eigene gute Definition des Kunstwerkes
erinnert — „I7n «suvr« ck'art sst un ooin ck« In naturs vu ä travsrs
un tsinpöi-anront" — wird sich wohl hüten, ihn als waschechten Naturalisten abstempeln zu wollen. Uebrigens hat schon Georg Brandes in
„Menschen und Werke" nachzuweisen versucht, wie Zola durchweg sein
eigenes Temperament in die umgebende Wirklichkeit hineinträgt und in der
romantisirenden Ausdeutung der unbelebten Natur aus dem verschrieenen
Naturalisten geradezu ein Snmboliker wird. Aber es lohnt auch heute noch,
unter den katzenjämmerlichen Nachwehen des Nichts-als-Natnralismus, der
uns, wenn man Herrn Arno Holz, dem alerandrinischi'pielerischen Vorfeinerer
unserer Technik, glauben will, angeblich das Drama der Zukunft schenken
wird, durch ein kräftiges Wörtlein auch aus den rückständigen köpfen den
umnebelnden Rausch zu scheuchen. Was bleibt aber dann vom Naturalisten
Zola übrig? Zweisellos vor Allem der Verist, um mit diesem guten, weil
eindeutigen Worte zu operiren. Der Verist, der trotz des starken romantischen Einschlags in seinem Charakter den romantischen Mondschem nnd die
weltfremde Phantasmagorie durch das helle Tageslicht der Wirklichkeit ersetzt, der rücksichtslos Alles zu Ende sagt, was sonst die schwärmende Zärtlichkeit mit verschönernden Schleiern zu bedecken liebt. Mit dem Vensten
aber steht bei ihm der Erperimentator im engen Bunde. Der naturwissenschaftlich geschulte Geist, der mit Taine den Menschen ans seinem Milieu
heraus begreist und aus der gegebenen Urzelle in verschiedenen Umwelten

verschieden gestaltete Individuen sich entwickeln läßt — als phantasiemächtiger
Illustrator von Taines historischer Psychophysik. Aus dieser Tendenz zu
mechanistischer Construction der Erscheinungen erklärt sich wesentlich sein
Arbeiten in Cyclen. Nun hat gewiß Brandes Recht, wenn er meint, daß
„das poetische Verdienst allein auf der Ausführung jeder einzelnen Erzählung
beruhte." Gewiß ist „ein Dichterwerk in zwanzig Bänden wie jenes hundert
Stadien lange Gemälde, von dem Aristoteles mit Recht behauptet, daß es
kein Kunstwerk sein würde." Zlber trotzdem hat es einen eigenen Reiz, die
in den schrankenlosen Räumen der Phantasie beimische Dichtung plötzlich auf
eracte Basis gestellt zu sehen und den rothen Faden verfolgen zu können,
der sich von einem Theilstück des Cyclus zun, anderen schlingt. Zola darf
endlich auch in seiner Weltanschauung mit Fug als „Naturalist" bezeichnet
werden. Er kennt kein transcendentes Idealreich — so habe ich ihn früher
einmal zu charakterisiren versucht —, „in das sich Trost suchend die Trübsal
der Creatur flüchten könnte; ihm ist die Natur die große, grausam liebende
Allmutter, die in geheimnißvoller Laune abwechselnd zeugt und vernichtet
und über zerschmetterten Individuen die Gattung zu leuchtendem Siege führt,
und sein Gott ist der große Vau, der Vater alles Lebens, der im Geschlechtstrieb den Einzelnen mit der Gruppe verknüpft. —
Aber ist mit allen diesen Bestimmungen Zolas künstlerische Eigenart
erschöpft? Ich glaube: nein. Ich hab? in einer früheren Studie über
Garborg alle ästhetische Betrachtung auf die eine große Kernfrage zurückzuführen versucht: „Wie steht der Dichter zu seinem Problem?"

Erst mit
ihrer Beantwortung scheint sich nur das Räthsel der dichterischen Individualität
zu lösen. Wie Zola zu seinen Problemen steht, lehrt schon ein flüchtiger
Blick ans seine bedeutendsten Schöpfungen. Er ist oder war wenigstens
bisher wesentlich „Dingdichter", dem das Stoffliche, das gehäufte „Ereigniß", zumeist das damit versinnlichte, weltanschauung-typische Problem überwucherte und verdeckte. Die Seele war in seinen Werken von der Materie
vergewaltigt. Nur an den sozusagen transparenten Stellen der Darstellung, wenn ich mir das Bild erlauben darf, schimmerte schüchtern das
Problem hindurch — und dann zumeist in abstract theoretisirender Form,
in der ost der bakelschwingende Geschichtsprosessor an die Stelle des veranschaulichenden Plastikers zu treten scheint. Man denke an „Nana",
„Germiual", „tVarßsnt" und „I/osuvrs", wo der Romandichter Sandoz
Zolas eigene ästhetische Theorie in oft störender Breite vorträgt .... Es
ist interessant, zu beobachten, ob und wie weit ein Dichter Psychologe
sein kann, in dessen Werken der rohe Stoff mit ungestümen Umarmungen
die zarte Psyche schier zu erdrücken droht. Man vergleiche hier wieder
Brandes' treffliche Worte: „Zola ist als Dichter nicht vor Allem Psychologe,
so wenig, wie sein erster Lehrer Taine es war. Er schildert selten die
Entwicklungsgeschichte des Individuums, vielmehr die Eigenthümlichkeit desselben als bleibend und fest. Und er ist besonders darauf angelegt, die

Charakteristik großer Gruppen, großer Massen zu geben. Schon Zolas
Neigung, das Wesentliche zu schildern, das Allgemein-Giltige, das, was so
wenig ranabel wie möglich ist, treibt ihn dazu, aus dem Seelenleben das
höchste Gefühlsleben, das feinste Gedankenleben herauszusondern, wie Etwas,
das nicht für ihn liegt und woran er kaum zu glauben scheint. Er hält
sich am liebsten an die großen, einfachen Grundtriebe, an die einfachsten
seelischen Zustände." Er ist mit einem Worte MassenPsychologe.
Was Brandes hier sagt, gilt zweisellos für den „Rougon-Macquart-"
Cyclus. Es gilt nicht mit gleicher Unbedingtheit für „I«s ti-ois vMss".
Denn hier ist, das möchte ich als das große Novum gebührend betonen,
Zola in doppelter Hinsicht über sich selbst hinausgekommen, ,,I^s«
trolg villes" bedeuten nicht mehr und nicht weniger als Zolas
Verinnerlichung. Psyche ist aus den rohen Umarmungen des Stoffes
befreit und regt freiheittrunken das zarte Flügelpaar. Materie und Geist
halten sich in Zolas neuem Cyclus das Gleichgewicht — und zugleich hat
Zola hier seinen ersten genialen Vorstoß in das Gebiet gewagt, das ihm
bisher tsrra incognita war, in das dunkle und gefährliche Gelände — der
Jndividualvsychologie. Nicht, als ob er plötzlich ein ganz Anderer geworden wäre, als er war: er ist auch hier der Massenbeweger,
Massenbändiger ron ehedem, der titanisch fabulirende Wirklichkeitsphantast, dem
die wilde Einbildungskraft ost über die regelrechten Dämme des sorgfältig
gesichteten äooumsnt Kunmin schießt; aber sein Wesen hat einen nenen Ring
angesetzt, hat sich verjüngt, entwickelt, erweitert — wie mir scheint, unter
dem befruchtenden Hauche der erstarkten philosophischen Speculation, die ihm
den Blick für das Wesen der Erscheinungen schärfte. Man erinnert sich,
wie stark jederzeit der Theoretiker in ihm gewesen ist. „I^,ss trois villss":
das ist Zolas Weltanschauung, in mächtig gesteigerten Epopöen wie in
ewig dauerndem Erz abgeprägt.
Wenn in den „Rougon-Macquart" in homerischer Breite eine Encyclopädie des modernen Lebens sich entrollt, so ist hier mit genialem Tiefblick
aus dem Gedankenringen des Iahrhunderts das freilich nicht ganz reinlich
aufgehende Facit gezogen. Der verinnerlich te Zola hat nns — so läßt
es sich wohl am besten und kürzesten formnliren — das Drama des
metaphysischen Bedürfnisses geschenkt. Des metaphysischen Bedürfnisses
in seinen mannigfachen Gestaltungen uud seiner qualvollen, nimmermüden
Jagd nach Befriedigung. Denn es kleidet sich in mancherlei Form, und es
trägt mancherlei Begehr. Es quillt aus dem sieberglühenden Hirn des
Grüblers, dem der Glaube Nichts und die Wissenschaft nicht genug zu
bieten hat; es steigt, wie brünstiger Opferrauch, aus der von dumpfen
Dünsten umwölkten Massenfeele, die ein neues Eden, ein märchenhaftes
Utopien erträumt, in dem alle socialen Uebel der Gegenwart wie mit einem
Zauberschlage in Nichts sinken. Es klammert sich hier an grobe, morsch
gewordene Symbole, es erweitert sich dort zu festlich-brünstiger Weihe-

stimnmng; es wird hier vom isolirten Individuum, dort vom Collectivbewußtsein der Blasse getragen — aber es schickt in aller Vielgestaltigkeit
seine Fasern zu der einen großen Urwurzel jenes Zuges zum Zukünftigen,
Ubersinnlichen, Vollkommenen hinab, der so alt ist, wie die Menschheit
selbst und nur mit ihr verschwinden wird. Man hat glücklicherweise das
metaphysische Bedürfniß wieder achten gelernt; die Zeit ist tiefer geworden.
Das alte modrige Aufkläricht, das in den staubigen Ecken des Positivismus
schimmelte, ist gründlich hinweggefegt, und die flachen Auch-Freidenker, die
es im allein selig machenden „Materialismus" so herrlich weit gebracht
hatten, fühlen sich jäh vom Faulbett ihrer durch keinen Zweiselhauch getrübten „Ueberzengung" emporgeschreckt. „Alle tiefen Menschen sind religiös,"
hat der nächst Ibsen größte Nordländer, Arne Garborg, auszusprechen gewagt. Religiös nicht im Sinne der Dogmengläubigkeit, sondern der unausrottbaren Metaphysik des Gefühls. Religiös ist das Volk — nicht jenes

buntgewürfelte Ich-weiß-nicht-was, das sich heut Volk nennt, sondern jenes Volk, das Volkslieder singt und Märchen dichtet; religiös ist das Genie, das, naiv und gefühlsmächtig, im tiefsten Grunde dem „Volke" verwandt ist; religiös ist selbst Zarathnstra, der geniale Titan, der allen modernen Götzen die große Dämmerung heraufführen wollte und doch als echter Metapysiker des Gefühls die „ewige Wiederkunft" lehrte und in priesterlichen Feiertönen den Uebermenschen predigte. Erkennt man hier nicht den immer lebendigen Strom, der sich von den Neuplatonikern über die mittelalterliche Mystik bis zu Spinozas intellectueller Gottesliebe und bis auf unsere Tage zieht? Die zeitlich bedingten Formen der Mystik mögen wechseln, aber sie selbst stirbt nicht aus. Denn sie ist nichts Anderes, als die gefühlsmäßige Ausschöpfung dessen, was wegen der Feinheit nnd Fülle der Erscheinungen nicht zu erkennen noch auszusagen ist. Es giebt heutzutage kein größeres Drama zu schreiben, als das des metaphysischen Bedürfnisses in seiner modernen Erscheinungsform.

Es ist charakteristisch, in welchen Rahmen Zola dieses Drama gesetzt hat. Er hätte ein hochdifferenzirtes, isolirtes Individuum, das alle Brücken zwischen sich und der großen ungefügen Masse abgebrochen hat, zum tragischen Helden wählen, er hätte den Kampfplatz des Conflicts in eine Einzelpsyche verlegen können. 3lber das wollte und konnte der Massenbeweger, Massenbändiger in ihm nicht, Und so setzte er denn zur Veranschanlichung seines Problems den gewohnten virtuos beherrschten Kolossalapparat in Bewegung: gewaltig entrollte Totalansichten der „drei Städte", die ihm in der Gegenwart die Brennpunkte des metaphysischen Bedürfnisses in seinen verschiedenen Ausdrucksformen und Befnedigungsversuchen zu sein schienen — Lonrdes, Rom, Paris. Wer es lind diesmal nicht die „einfachen Grundtriebe", die bei ihm sonst eine blinde Vielheit im Nebel verschwimmenden Zielen zutreiben, es sind die Urtriebe in raffinirter, destillirter, vergeistigter Form. Die beiden Mächte, an denen nach aller genetischen Psychologie seit

Schiller die moralische Welt hängt, Hunger und Liebe, haben sich zum — metaphysischen Vedürfniß transformirt. Und es wirken hier nicht nur, wie sonst bei Zola — um in der platonischen Dreitheilung zu bleiben — der „begehrende" und der „zornmüthige" Seelentheil — sondern gebieterisch schwebt hier über beiden der specifisch menschliche, unthierische, grübelnde, auf alte Räthsel neue Antworten suchende Verstand. Diese Feuersäule des grübelnden Verstandes aber, die der dumpfen Menge wegweisend nach dem gelobten Lande voranschreitet, kann nnr die hochentwickelte Einzelpersönlichkeit sein. Ein neuer großer Fortschritt und ein neues Verinnerlichung-Symptom! Keine centrisugale Masse mehr, die sich in auseinander stiebende, wenn auch virtuos dirigirte Atömchen zersplittert — sondern eine Vielheit, gruppirt um einen festen Mittelpunkt, einen repräsentativen Vordergrundtypus, in dem der große Conflict seine Entscheidungsschlachten schlägt, alle Fäden zusammenlaufen, alle Strahlen ineinander fließen. Der Abbö Pierre Froment ist dieser beherrschende Problemträger des Cuelns. Das ist — bei Zola — ebenso neu, als es großartig ist. Das andere große Wunder ist geschehen: Zola ist Individualpfychologe geworden. Ob er es wirklich geworden ist? — Der aufmerksame Beobachter wird hier zugleich die Entwickelungsmöglichkeiten und die Grenzen von Zolas Talent erkennen. Denn es zeigt sich bei näherem Zusehen, daß dieser Pierre Froment trotz mancher individualisirenden Versuche tatsächlich nur Typus ist. Daß er weiter Nichts ist, als der Reflex des großen Iahrhundertconflicts, weiter Nichts als die sich ihrer selbst bewußt gewordene Massenpsyche. Wir dürfen das nicht vergessen, ohne deswegen unsere Bewunderung für den großen Typus herabzustimmen, den Zola zu formen verstand. Es war ein Meistergriff, der Darstellung in ihm einen Mittelpunkt zu geben, und es war ein freilich durch Zolas Natur bedingtes Geniestück, einen Priester zum Vordergrundtypus zu wählen. Nur im Priester konnte die Massenpsyche mit ihren Widersprüchen und Wünschen sich bewußt werden, der das metaphysische Bedürfniß noch im Dogmengrunde verankert ist. Nur vom Priester wölbte sich zur großen Menge die verbindende Brücke. — Gehen wir ein M'nig in die Einzelheiten, die in diesem Falle lange nicht vom gleichen Interesse sind, wie die allgemeinen Gesichtspunkte, die sich aus der Betrachtung des Gesammtcyclus ergeben. Lourdes: Das ist das brünstig erwartete Wunderland, dem in mächtiger Symbolik der mit tausend qualvollen Gebresten beladen« Zug ruhelos durch die endlose Ebene entgegenrollt. Aber nnr denen, die im Glauben unerschüttert sind, bringt es die Genesung. Von Marie de Guersmnt, Pierres Iugendfreundin, weicht im Augenblicke der Ekstase durch das „Wunder" der Autosuggestion der dumpfe Baun der Willenslähmung. Zlber Pierre Froment, in dem die Skepsis des Vaters mit dem frommen Liebebedürfniß der Mutter kämpft, sieht uur „frommen Schwindel" nnd Selbstbetrug. Seine Reise ist eine einzige große Enttäuschung; er kehrt

heim, wie er gegangen war — mit der brennenden Sehnsucht nach einer nenen Religion. Rom: Das ist das zweite Experiment des weichherzigen Grüblers. Dichterisch ein von großartiger, stellenweise genialer, aber zu Zeiten auch überhitzter Phantasie entworfener Kolossalfresco. Pierre Froment will die alten Lebensmächte des Christenthums erneuern, der verknöcherten Staatsreligion neue Lebenssäfte zuführen, die päpstliche Hierarchie zum Kampf für die neue Religion der Liebe und die große sociale Gefundung

mobil machen. In solch holdem Wahn hat er sein Buch „Das neue Rom"
geschrieben, aber damit nur erreicht, daß es auf den Wäex librvru.lv.
pr«lubitoruiv. gesetzt wird. Er eilt zu seiner Verteidigung selbst nach
Rom. Und er findet? Corruption, Stagnation und Verelendung im Volke,
und in der päpstlichen Hierarchie eine kluge Compromißpolitik, die von der
Hand in den Mund lebt, ohne flammende Gefühle, ohne große Ideen, ohne
führende Geister. Und er widerruft, nicht aus Feigheit — sondern weil
er desillusionirt ist. Paris: Das ist der große Hexenkessel, in dem alle
Verderbtheit und Hochcultur, alle Größe und Narrheit, alle widerstrebenden
Theorien und Greuelthaten durch einander gähren. Zugleich Pierre Froments
drittes und letztes Experiment. Er hat seinen Glauben verloren, aber er
ist Priester geblieben, mit zerrissenem Herzen, um seinem socialen Liebeswerk nachgehen zu können. Doch er muß bald sehen, daß alle Mildthätigkeit
gegenüber dem grauenhaften Massenelend, wie es aus verfahrenen Gesellschaftsverhältnissen resultirt, ohnmächtig ist. Er kostet alle Qualen des
Meruisten und alle Unzulänglichkeit revolutionärer Theorieen durch, bis er
unter dem Einfluß seines Bruders, eines Chemikers und Pontivisten, sich
in gesundem Egoismns auf sich selbst besinnt. Er wirft den Priestertalar von sich, wird ein neues, lebensfreudiges Geschöpf, radelt — als moderner Vollmensch sogar, heirathet und wird Handwerker. Das ist die
eine Lösung, die der Bauer Zola, der große Plebejer, giebt. Daneben
aber klingt, ungestaltet, eine zweite schönere und tiefere Lösung von weiteren
Perspectiven mit, verdeutlicht in dem wundervollen Symbol von dem
himmlischen Sämann, der zwischen den Wolken schreitet und die goldene
Sonnensaat auf die Dächer von Paris streut, aus der die künftige Ernte
der Wahrheit und Gerechtigkeit reisen soll. Und Marie hält zu dem flammenden Tagesgestirn ihren und Pierres kleinen Sohn empor, der die große
Sonnenernte einsammeln wird. Dem neuen, kräftig im Leben wurzelnden
Geschlecht, dem das metaphysische Bedürfniß nur noch die Wonnen der
Ewigkeitsstimmung, nicht mehr die Qualen der rastlosen Iagd nach übersinnlichen Tröstungen schenkt, gehört die Zukunft. Das ist die andere
Lösung, die der große Mensch Zola giebt, dem sich in den galligen
Pessimismus immer ein starker Tropfen von optimistischem Utopismus mengte.
Ich muß zu meinem Bedauern gestehen, daß ich „Paris" als Ganzes
für keine gelungene Krönung des grandiosen Cuelns halten kann. Vor
Allem vermißt man daran die sonst bei Zola gewohnte Gewissenhaftigkeit

der Arbeit. Vieles wirkt übertrieben; meistens ist grau in grau oder aber blau
in blau gemalt. Und mit der Psychologie nimmt es der Autor im Einzelnen
nicht genau. Pierres Bruder Guillaume ist zugleich der kühle Positivist
und schwärmende Anarchist, der mit einem geheim»ißvollen Sprengstoff (die
chemische Formel hat uns Zola leider vorenthalten) zu Demonstrationszwecken
zehntausend Pilger in die Luft sprengen will. Dabei vollziehen sich seine
inneren Wandlungen mit einer unheimlichen Art von Schnellpsychologie,
und die Verbindung der beiden Seelen, die er in sich trägt, wird nicht recht
deutlich. Was ober am schwersten wiegt: Zu Gunsten dieses unbegreiflichen
Doppelwesens ist der Schwerpunkt des ganzen Werkes verschoben. Pierre
ist auf das Niveau flachster Unbedentendheit hernbgedrückt, und an seine Stelle
tritt als Vordergrundtypus Guillaume. So geht die Einheit des Planes
natürlich aus den Fugen, und der Nest ist Desorganisation. Der Kritiker,
der es in der That in gewissem Sinne „besser machen" soll, darf hier
wohl kurz skizziren, wie er den weiteren Verlauf gewünscht hätte: Pierre
Froment hätte nach dem Scheitern aller, auch des letzten Experimentes,
selbst Anarchist werden und dann, je nach dem Leidenschaftgrad, auf den
er gestimmt war, untergehen oder gesnnden müssen. Das wäre Consequenz,
Größe und Tragik gewesen; das hätte eine würdige Krönung des Riesenwerkes dargestellt.
Wir müssen und werden natürlich, trotz Allein, ,,I^e8 trois viUss"
dankbar nehmen, wie sie sind. Man hat Zola oft ungerecht beurtheilt.
Nietzsche desinirte ihn als „die Freude, zu stinken". Gewiß: wem Zola
bei der ersten Lectüre nicht centnerschwer auf die Nerven fällt, dessen Neimen
sind nicht weit her. Und was Nietzsches überfeines Nervensystem am
Kunstmerk schätzt — „Glätte und südliche Lichtschauder und Vollkommenheit" —
das kann Zola freilich nicht bieten. Aber der Kritiker hat die Pflicht, sich
bis zu einem gewissen Grade zu entpersönlichen, d. h. die Schranken
der eigenen Persönlichkeit zu erweitern und sich für fremdartige Individualität
die Empfänglichkeit zu wahren. Vermag er dies, so wird er Zoln als
großen und tiefen, starken und ernsten Künstler zu ehren wissen. Und
wenn die „Nougon-Macguart" rergehen sollten — sie werden es nicht —
so werden doch „I^ss troi8 villss" bestehen bleiben als das stanclarä-nork
eines zu später, aber glänzender Vollblüthe gereiften Künstlergeisteö.

Vier Briefe Iustinus Kerners an §evin ^chücking.

(!Nit ungedruckten Versen und einer Zeichnung.)

Herausgegeben und eingeleitet von

L. L. Schilling.

— München. —

an geht vielleicht nicht fehl, wenn man als eine Begleiterscheinung
der großen Bewegung der Romantik in der ersten Hälfte unseres

Jahrhunderts jenen eigenartigen philosophischen Mpsticismns betrachtet, der, auf einer mangelhaften Kenntniß der Naturkräfte beruhend, „das
Nachtgebiet der Natur" allmahlich in den Mittelpunkt des Tagesinteresses
rückte und ihm durch Wissensdurst und Unkenntniß, durch ernsten Eiser für eine
wichtige und merkwürdige Erscheinung und den allergröhsten Schwindel seine
Bedeutung sicherte. Wir kennen heute diese Bewegungen nur noch dem
Namen nach; man kann als ihren Anfang, wenn man nicht gar auf Cagliostro
und Saint-Germain zurückgreisen null, den Mesmerismus und als ihre
letzten, theilweise jedoch schon durch audere Foctoren beeinflußten Nachwehen
den modernen Spiritismus ansehen. Waren die Zeiten der Aufklärung die
mageren, io waren die der Romantik die fetten Iahre der Phantasie, jenes
Ueberschusses ron Phantasie, der einen Brentano veranlassen konnte, Iahre
seines Lebens bei einer „stigmatisirten" Nonne im Münslerlande zuzubringen,
ohne sich im Mindesten dadurch beirren zu lassen, daß ron zuständiger
Seite die Symptome des sogenannten Leidens dieser Kranken als geradezu
erschwindelt erwiesen wurden. Hatte iudeß früher die Liebe zum Mnsticismus am Ende auf den Weg zur Kirche geführt, so leitete sie
einige Iahrzehnte später in jenen seltsamen Irrgarten ron trauscendental aufgefaßten
Versuchen, von denen Tischrücken und Tischklopfen als die merkwürdigsten
Erscheinungen des Somnambulismus die weiteste Verbreitung fanden.

Der „Geisterdoctor" von Weinsberg ist es vornehmlich, mit dessen
Namen die Bewegungen jener Zeit für immer verknüpft sind.

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht.
Durch des ArzteS Kunst nur flüchtig:
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig,

hat er selbst mit jenem gutmüthigen Humor gesagt, der sein Bild für
die Nachwelt verklärt und die in diesen Versen ausgesprochene Erwartung
unmöglich macht. Seit an jenem Novembertage des Jahres 1826 Friderike
Hauffe, die „Seherin von Prevorst", sein Haus in Weinsberg betreten, hatte
er sich „der Magie ergeben, ob ihm durch Geistes Kraft und Mund nicht
manch' Geheimnis würde kund", und die wirklich seltsamen Erscheinungen,
die seinen Weg hier kreuzten, nahmen nach und nach mehr und mehr alle
seine Beobachtungen in Anspruch. Es lag in Kerners Natur, in seinem
gemüthreichen Charakter, in dem die Gefühle eine so überaus große Rolle
spielten, daß er mit einer gewissen inneren Freude und Bereitwilligkeit die
Erscheinungen jenes Somnambulismus als Spuren des „Hereinragens der
Geisterwelt" in die irdische Umgebung geradezu andächtig entgegennahm.
Für manche freilich brachte die Zeit eine Erklärung, und so mar es mehr
ein Facit, was der englische Arzt Braid zog, als eine neue Entdeckung, daß
er die Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus als einen
schlafähnlichen Zustand kennzeichnete — hervorgebracht durch anhaltendes
Nichten der Aufmerksamkeit auf einen nicht aufregenden Gegenstand — „bei
deni die Thätigkeit des bewußten Denkens und Wollens erschlafft ist,
während die Sinnesthätigkeiten und ein ihnen speciell zugehörendes Gebiet
des Denkorgans zu functioniren fortfahren." Wer die Geister waren nun
einmal in Weinsberg eingezogen*) und wollten nicht weichen, zumal jede
Erscheinung von ihnen in Kerners Zeitschrift Magikon registrirt wurde, die
Blätter aus Prevorst thaten das ihrige, den Wunderglauben im Lande neu
zu erwecken, und fo siel eine neue Bewegung ähnlicher Art, die sich von
jenseits des Weltmeers bemerkbar machte, in Deutschland auf einen überaus
günstigen Boden.

Wie vorher den ersten Anzeichen des Hypnotismus, so lag auch dem
sogenannten Tischrücken ein wahrer Kernpunkt zu Grunde, daß er freilich
völlig physiologischer und mechanischer Art war, sollte sich auf den mannigfachsten Umwegen erst später erweisen. — Der Versuch wurde au: einfachsten
gewacht, indem man auf einen Hut oder ein hohes Trinkglas ein Brettchen
oder Tellerchen von Blech legte, das die Anwesenden mit ihren Fingerspitzen

*) Vgl. Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von
Theobald Kcrner. Stuttgart, 18!>7. — Der alte Dekan Klüpfel, von dem ich Euch dieses
Frühjahr sagte, daß er hier als Geist gehe, ist gegenwärtig äußerst unruhig, namentlich
machte er mir selbst kürzlich nächtlich in Schuh und Strümpfen Visite und murmelte
etwas an mich hin; aber ich konnte ihn nicht versteheir. Was will er? Brief 456.

berührten. Das Brettchen — der Versuch war auch mit einem ganzen
Tisch möglich — setzte sich dann langsam in eine kreisende Bewegung. Ia
noch mehr, bei angespannten Einwirken konnte der berührte Gegenstand dahin
gebracht werden, auf einer Seite auf seine Unterlage zu klopfen.

Die Ausdehnung dieser Versuche ist bekannt. Es gab vornehmlich in
Deutschland kaum ein Haus, dessen Tische nicht einmal den ungewohnten
Weg um ihre eigene Achse einschlugen, versagte doch auch selten der „Klopfgeist" seine Pflicht, in Frage- und Antwortspiel, bei welchem der Tisch
durch Erheben und Aufstampfen eines Fußes je nach Verabredung Buchstaben des A-B-C, ja oder nein oder Zahlen angab, auf die weitgehendsten
Fragen geduldig Antwort zu ertlMen. Die Sache drohte zn einem Unfug
schlimmster Sorte auszuarten, Schwindler beuteten sie aus, das ungebildete

Publicum formte sich die seltsamsten Begriffe und ließ allem Aberglauben die
Zügel schießen.
Nicht nur, daß man den Tisch als Rathgeber in allen Familienangelegenheiten zuzog, daß man ihn als Arzt benutzte, sich von ihm die Zukunft und
die Vergangenheit auseinandersetzen ließ, zu Guadelupe erschien 1853 gar
eine ganze Novelle, die einen Stuhl zum Verfasser hatte und doch durchaus
nicht sehr hölzern geschrieben war.
Iir. Iustinus hatte nun freilich die Eigenschaft geistvoller Menschen,
sich bisweilen gleichsam auf einen Punkt außerhalb ihrer selbst zu stellen und
ihre eigenen Bestrebungen mit emem Spott zu kritinren, der um so anziehender nnd reizvoller wirkt, weil er keinen Menschen verletzt, und er hat
diesen liebenswürdigen Zug auch in Wort und Schrist nicht selten bethätigt,
aber es hieße zu viel von ihm verlangen, wenn man hätte forder n wollen,
daß er mit kritischem und zweiselndem Blick diesen Bestrebungen sich gegen-
übergestellt hätte.
Im Gegentheil, in einer „Geschichte und Erklärung der somnambulen
Tische" führte er die allerauffallendsten Erscheinungen dafür in's Feld, und
seine Erklärung bestand im Wesentlichen in der Kennzeichnung des sogenannten
Nervengeistes als Urheber.
Die Allgemeine Zeitung vom 4. April 1853 regte eine wissenschaftliche
Behandlung der Frage an, das Cotta'sche Wochenblatt für gebildete Leser
antwortete mit einer längeren, späterhin noch weiter fortgesetzten Ausführung
aus der Feder Levin Schückings, der die von ihm im Verein mit seiner
Gattin Louise geb. Freiin von Gall beobachteten Erscheinungen beim Tischerücken nnd -Klopfen mittheilte und zur Vervollständigung nnd Berichtigung
dieser Ausführungen aufforderte.
Sie erschien in Nr. 50 desselben Iahrganges. Ihr Verfasser ging von
der Thatsache aus, daß, so merkwürdig in mancher Beziehung oft die
Antworten seien, sich doch entschieden zeigte, daß eine der den Tisch
berührenden Personen „das jedesmal Vorgebrachte weiß, oder
einmal gewußt hat, oder doch gewußt haben kann". Und wie man

im Traum oft Rechenerempel löst, ohne bewußtes Denken und Wollen, wie
gar jener alten Erzählimg nach die ganze Teufelssonate von Tartini im
Traum gehört ward, so geben auch jene von der erwähnten Avvercevtion
geschiedenen Functionen des Gehirns den eigenen Fragen in Gestalt des
Klovfgeistes Antwort. Schließlich inachte Faradan dein Geheiinnißvollen
dieser Erscheinung vollends ein Ende, indem er nachwies, daß Personell,
die ihre Hände auf den Tisch legen, bald beginnen „im Sinne sogenannter
ideomotorischer Bewegungen unbewußt einen beträchtlichen Druck auszuüben,
der nur in eine bestimmte Richtung gelenkt zu werden braucht, um selbst
schwere Tische in Gang zu bringen."
Damit war das, was dein großen Publicum die Erscheinung so anziehend machte, todtgeschlagen, und Zeit und Mode gingen darüber hinweg.
Unsere folgenden Briefe sind mit Ausnahme des ersten aus jener
Zeit, wo die Lösung aller dieser Probleme noch unabgeschlossen und unklar
war, und sie bieten einen Beitrag zur Culturgeschichte unseres Jahrhunderts.
Ihnen voran liegt eine in Stahl gestochene Zeichnung von Kerners
Tochter Marie, den alten Justinus auf einem Scheine! darstellend, iin langen
Gewände, auf den Knotenstock die Hände gestützt. (S. S. 119.) Darunter
stehen die launigen Verse:
Dies soll ich sein — ich weiß es nicht —
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.
Der erste Brief ist von seiner eigenen Hand, die folgenden Dictat.
I.
Sr. Wohlgeboren
Herrn Dr. Levin Schücking
zu Augsburg.
Herzliebster Freund!
Eure liebevollen Worte haben mich recht innig erfreut. Es ist mir
lieb, daß Ihr meiner noch denket, besonders in Eurer großen Freude*), die
mir fast bange macht, weil ich in meinem Leben, wem: ich recht fröhlich
mar, gewiß bald einen Jammer zu erwarten hatte. — Gott aber schütze
Euch vor allem Leid! Mir fließt es immer reichlich zu, und mein Herz
wurde, seit Ihr uns verlassen, so betrübt, ja so verzweiflungsvoll, als
irgend eines Menschen Herz. Fraget nicht warum, es ist doch nicht zu
helfen**). Wollte Gott, es dürfte so ein banges Menschenherz Alles singen
und sagen, es würde ihm leichter!
*) Schücking hatte sich eben mit Luise von Galt verheirathet.
**) Vor nicht langer Zeit war Kerners letzter noch lebender Bruder gestorben.

EMPTY

Es tönt der Bach so klagend,
Dem Wandersmanne sagend:

In mir auch wohnt ein Leid.
Es raufchen drein die Bäume,
Erzählen ihre Träume
Der grünen Einsamkeit.
Der Vogel singt in Lüften
Sein Leid aus — aus in Düften
Strömt es die Blum' der Flur,
Und oft ertönt's in Nächten,
Als ob uns Lüfre brächten
Wehlaute der Natur.
Und schweigen sollt' alleme,
Auf daß es fröhlich scheine,
Ein banges Menscheicherz?
Nicht singen soll's, Nichts sagen,
Stumm dulden, Niemand klagen,
Daß es zerreißt der Schmerz?
Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart ganz*), wo er von
einem Freudenfeste zum andern geladen wird und des betrübten Kerners
wohl nicht mehr denkt. Ich höre, er geht jetzt nach Berlin.
Freiligrath schrieb mir am Christfeste und sandte mir schöne Erinnerungen von seiner Frau und den Töchtern des Herrn Landraths in St. Goar*–).
Mit innigstem Vergnügen lese ich die mit L. bezeichneten Aufsätze in
der Allgemeinen Zeitung***) und kürzlich auch das herrliche O'Connell Gedicht.
Die interessante Novelle im Morgenblatt sing ich auch an zu lesen. Würden
nur meine Augen nicht immer schlimmer. Mit dem Schreiben geht es
noch durch's Gefühl der Finger, aber mit dem Sehen besonders von Buchstaben ist es sehr arg, und bei all dem noch den Arzt machen und so viel
Leid im Herzen tragen — o, das ist hart. Ich ende, damit ich nicht
weiter klage, und sage nur noch, daß ich Euch innigst liebe, mich Eurer
Freundschaft freue und Euch nie vergessen werde.
Gitt sei mit Euch! Vergest mich nicht!
In Liebe
Weinsberg, den 8. Februar 44. Euer Iustinus Kerner.
Vielleicht eine Einlage in den Brief ist ein Blatt mit den folgenden
Versen gewesen:
*) Geibel ging nach einem Besuche in Weinsberg nach Stuttgart, wo er von der
lebhaftei Geselligkeit ganz in Beschlag genommen wurde.
**) Landrath Hellberger.
Levin Schücking war Redacteur an der „AugZb. Allg. Ztg.*

k. L. Schücking in München.
Ich hab' ein Herz gefunden,
Ist's Dein, Levin, ist's Dein?
Ich kann es nicht erkunden,
Ich darf es nicht behalten,
Nicht legen in die Falten
Des meinigen hinein.
Da würd's ihm auch zu trübe,
Da fand es auch kein Glück.
Kam es vom Sitz der Liebe,
Kam es vom Sitz der Musen,
Zu Deinem warmen Busen
Kehr' es nur flugs zurück.
I. Kerner.
II.
Weinsberg, den 22. October 1853.
Verehrtester, geliebtester Freund!
Seit Sie mit Ihrer herrlichen Frau Köln verlassen*), wollte ich Ihnen
schon oftmals schreiben; besonders trieb es mein Herz an, Ihnen für die
nachsichtige Beurtheilung meines letzten Blüthenstraußes**) zu danken, aber
ich konnte nicht erfahren, wohin Sie gezogen, da ich ganz außer aller gelehrten
Welt lebe. Ietzt erst, nach dem Erscheinen Ihres Sendschreibens an mich
im Morgenblatte***) fiel mir ein, daß man Ihren jetzigen Wohnsitz wohl
am besten durch die Redaction dieses Balttes erfahren könnte. Dies geschah,
und kann ich an Sie doch ein paar Worte richten, aber verehrtester,
theuerster Freund, in welcher Lage bin ich! Ich liege schon gegen drei
Wochen am Schleimsieber, und ob ich es überstehen werde, steht Gott anheim; ich schreibe dies Ihnen auch, damit Sie ersehen können, daß ich in
diesem Zustand Nichts denken und Ihnen über den merkwürdigen Inhalt
Ihres Sendschreibens eigentlich Nichts erwidern kann; ich kann nur Folgendes
sagen: Meine Beobachtungen über das Tischklopfen waren zu kurz und so
wenige, als daß ich aus ihnen schon eine Theorie bilden konnte; ich sagte
auch in jenem Schristchen, daß es zur Bildung von Theorien wohl zu früh
sei. Ich, der ich so sehr an Geister glaube, und namentlich gerade die
Existenz solcher, als welcher sich Ihnen jener Klopfgeist kundgiebt, so oft
vertheidigte und Hunderte von Erfahrungen von deren Hereinragen in unsere
Natur anführte, suchte dennoch, ehe ich diese Erscheinung des Tischklopfens
einem Verstorbenen unterlegte, eine natürliche Ursache desselben aufzufinden.

Ihre weitläufigeren Beobachtungen sind mit solcher Umsicht und Klarheit
angestellt, daß ich nun gern von jener Theorie abstehe, aber jetzt weiter
über die Sache nachzudenken, erlaubt mir gegenwärtig mein Krankheits-

*) Levin Schücking war von Köln auf sein Landgut zu Sassenberg bei Münster i. W.
gezogen.

**) Der letzte Blüthcnstraufz, Stuttgart, Cotta 1853; von Schücking, der zur Zeit
noch Redacteur an der „Kölnischen Ztg." war, in dieser beurtheilt.

***) Vgl. Einleitung.

zustand nicht. Nur eine Bitte richte ich auf's Angelegentlichste, Dringendste
an Sie und Ihre liebe, herrliche Frau. Schon anderthalb Jahre hat mein
gutes Weib das Unglück, daß sich an ihren Füßen, besonders dem einen,
ganz bösartige, eigenthümliche Geschwüre, ähnlich den sogenannten Carbunkeln,
bilden, wo, wenn das eine nach langer Zeit und Schmerzen wieder geheilt
ist, wieder ein anderes entsteht. Sie haben die Form von Cokarden, in
deren Mitte sich ein Propf abgestorbenen Zellengewebes bildet, und bis
dieses sich herausgeschafft, ist der Schmerz oft wie zum rasend werden. Ich
habe in diesem Sommer mit ihr mehrere Bäder, namentlich unser belobtes
Wildbad, besucht, wo sie vier Wochen lang in den naturmarmen Quellen
badete, aber es scheint auch dieses fruchtlos gewesen zu sein, denn es bilden
sich immer neue Geschwüre mit den unaussprechlichsten Schmerzen. Eine
Reihe von Aerzten betrachteten schon die Geschwüre, und die Meisten muhten
bekennen, daß derlei noch gar nie gesehen; was sie auch dagegen verordneten,
fruchtete noch gar nichts, nur kalte Wasserumschläge mildern noch die Qual;
auch das Aufstreichen von reinem Opium auf die Geschwüre verursacht
zwar augenblicklich starken Schmerz, aber bringt endlich doch Linderung. Das
Ausbleiben der Geschwüre und das Ende dieses grenzenlosen Jammers
konnte aber noch durch nichts bezweckt werden.

Nun bitte ich Sie und Ihre liebe Frau aufs Allerdringendste, doch
Ihren Klopfgeist zu fragen: durch was können die Geschwüre an den Füßen
der Doctor Friederike Kerner in Weinsberg geheilt werden?

Ich beschwöre Sie, senden Sie mir die Antwort doch sogleich zu. Ich
kann vor Weinen und vor Schwäche meiner Enkelin nicht weiter diktiren.
Ich zweifle, ob ich diese Krankheit überstehe und Sie je wiedersehe. Vergessen
Sie mich nicht und seien Sie meiner innigsten Liebe und Verehrung versichert

Ihr Dr. Justinus Kerner.

III.

Sr. Wohlgeboren
Herrn Levin Schücking
Sassenberg bei Münster i. W.

Mein herzliebster, verehrtester Freund!

Meinen herzlichen Dank für die schnelle Antwort auf meine Anfrage.
Der ärztliche Rath des Tisches ist sehr vernünftig, ja bewunderungswürdig
ausgefallen und wir werden ihn auch rerwenden, sobald' ein, bis Ihre
Antwort kam, angewandtes Mittel, das jetzt sehr gut wirkt, später wieder
fehlschlagen sollte. Wir haben auch uns inzwischen überall um frische
Feigen umgesehen, wir meinten nämlich, es mimten solche sein, die frisch
vom Baume gebrochen würden, oder sollten es auch Feigen sein, wie man
sie zu jeder Jahreszeit in den Handlungen zu verkaufen hat? Darüber haben
Sie doch noch die Güte, uns durch den Tisch belehren zu lassen.

g'

Hernlann Hanfs*) schrieb mir, er habe Ihren Aufsatz**) nicht bälder
drucken lassen, bevor er selbst Versuche mit einem Tische angestellt. Diese
seien äußerst merkwürdig ausgefallen und hätten auch seine Freunde in Verwunderung gesetzt Sei ich einmal wieder gesund, wolle er sie mir mündlich
mittheilen. Was er nun fand und meint, weiß ich nicht, es soll mich wundern,
wenn er das Gleiche wie Sie fand, aber freuen, weil er immer ein großer
Verfolger meines Geisterglaubens und der Seherin von Prevorst war.

Von Posen schrieb mir kürzlich ein H:rr von Grinowski, oder wie er
sich nennt und fragte mich zu Rath wegen seiner Frau, die das Tischschreiben vier Tage lang getrieben und dann die Krankheit bekommen
habe, die Viele schon dadurch erhalten hätten. (Ich kenne diese Krankheit
nicht.) Es habe sich gebessert, aber die Frau habe immer behauptet, die
Geister sprechen jetzt in ihrem Kopfe und lassen ihr Tag und Nacht keine
Ruhe. Aber jetzt spreche sie keine Silbe mehr, man könne kein Wort aus
ihr herausbringen. Ich schrieb ihm, er solle uns vorher zu wissen thun, auf
welche Weise seine Frau die Manipulation gemacht, ob in einer Kette
oder allein, wie sich die Krankheit bei Anderen, von denen er schreibe, gezeigt und geendigt habe. Ich bin nun begierig, was er schreiben wird.

Sie sollten den Geist im Tische doch auch noch über Mehreres ausfragen,
was nach diesem Leben geschieht. Welche Menschen in einen Zustand kommen
wie er? Ob er mit dem Wissen der Menschen und der Welt auch in
seinem jetzigen Zustand fortschreite, da er selbst von gemischten Apparaten
spreche, die zu seiner Zeit noch nicht bekannt waren, sowie auch das Betupfen der Mandeln durch das Aetzkali noch keine sehr lange Erfindung sei.

Eschenmayer***) behauptete ost auch, daß solche Erscheinungen Dämonen,

Lügengeister seien, wodurch die Windbeutelei des Ihrigen auch eine Erklärung
fände. Sctzm Sie doch genau Ihre Betrachtungen weiter fort, und es soll
mich herzlich freuen, fernere Nachrichten von Ihren Erfolgen zu erhalten.
Ich liege noch immer sehr elend zu Bette und kann nicht glauben, daß
ich mich in meinem hohen Alters) von diesen harten körperlichen Angriffen
je wieder werde erholen können.
Von der schönen schriststellerischen Tyätigkeit Ihrer vortrefflichen Frau
hörte ich schon früher lobend sprechen, namentlich von ihren Lustspielen.
O könnten wir uns doch einmal wiedersehen und uns unser Inneres
mittheilen, wie es schristlich nicht geschehen kann.
*) LcbK 180?—1862, Redacteur des Morqenblattes.
*') Siehe Einl.
***) E., Karl Adolf von, geb. den 4.,Iuli 1798 zu Neuenburg i. Würt., kam 1811
als außerordentlicher Professor der Philosophie und Meinem nach Tübingen. Er suchte
die erste« mit den Grundlagen der letzteren, dm Naturwissenschaften auf seine Art zu verknüpfen und gerieth darüber in eine Art von Mysticismus, die Geistesverwandtschaft mit
Kerner erkennen läßt. Er starb 17. November 1852.
Kerner war 67 Iahre alt.

Aber dennoch lassen Sie mich in der Ferne nicht ohne Ihre lieben
Briefe, deren Erscheinen mir die Nacht meines langen Lebens erheitern kann.
Gott segne Sie, Ihre Gattin und Kinder und schenke Ihnen Gesundheit und immer Frieden. Schreiben Sie mir bald.
In alter Liebe und Verehrung Ihr treuer
Justiims Kerner.
Weinsberg den 9. November 1853.
Ihr Brief hierher war auch vier Tage zu mir unterwegs, sowie der
meinige zu Ihnen.
IV.
Weinsberg, den 17. Februar 54.
Verehrtester Freund!
Ich hätte Ihnen längst geschrieben, aber ich habe nie erfahren können,
wo Sie sind, in Darmstadt oder am alten Ort und um es nicht zu lange
anstehen zu lassen, schreibe ich Ihnen nun unter der alten Adresse.
Ich habe mit großem Interesse Ihre ferneren Beobachtungen im
Morgenblatt gelesen und sie sind der Art, daß sie allerdings Nachdenken
und weitere Beobachtungen verdienen. Wären die Antworten bei dem Tifchklovfen bei allen Beobachtern so wie bei Ihnen, so könnte man allerdings
nicht zweifeln, daß Ihre Erklärung die richtige ist, und ich werde i'ie auch
durchaus noch nicht verwerfen, besonders da sie mit den Erfahrungen der Seherin
von Prevorst so sehr übereinstimmt und mit anderen Hunderten von Erfahrungen,
die ich seit vielen Jahren in den Blattern aus Prevorst, im Magikon u. s. m.
veröffentlichte und für deren Wahrheit ich trotz aller Mißkennung und Verspottung des gebildeten Publicums und namentlich auch meines ungläubigen
Vetters Hennann Hauff kämpfte. Das waren aber meistens allerdings nur
Erscheinungen von der Art wie Sie auch einige und mir völlig glaubwürdige
im Morgenblatt erzählten, wovon Sie eine ja auch selbst erlebten. Wenn
man aber von Anderen als von Ihnen wieder Erfahrungen von diese»«
Tischklopfen hören muß, so kommen sie einem eben doch gar zu bunt und
trivial vor, als daß man glauben könnte, es seien dieses Kundgebungen von
Verstorbenen und namentlich von jenen, für die sie sich ausgeben. Was
sagen Sie zu folgender Beobachtung, sie rührt von einer sehr ehrenwerthen,
durchaus nicht überspannten Frau her, deren Wahrheitsliebe ich so wenig
als die Ihrer lieben Frau bezweifle. Diese Frau kam vor einigen Monaten
sehr eilend und bestürzt, von Mannheim aus zu mir gereist und bat mich
mit Thränen, ihr doch gegen eine gespenstische Verfolgung, die sie erleide,
Hilfe zu verschaffen. Sie erzählte die Sache so:
„Es war ein Mädchen von 13 Jahren, Tochter einer Schwester von
Neustadt a. d. Hardt bei mir auf einige Wochen in Mannheim. Diese
drehte mit meinen Töchtern öfters einen Tisch bei mir, ohne aber Fragen
an ihn zu richten, ich selbst nahm keinen Theil daran, als daß ich nur

zusah. Als ich eines Abends nach Hause kam, sprangen mir meine Kinder
entgegen und riefen: „Ach denk nur, denk nur, wer in unserem Tisch ist,
wir hörten, daß er einem durch Klopfen antworte, wenn man ihn frage,
und da klopfte er: ‚Herzog Ulrich von Württemberg'. Sie machten nun
vor mir mehrere Fragen aus seiner Geschichte u. f. w. und er beantwortete
sie alle, wie ein lebender Mensch; z. B. sagte er, er sei nicht so schlimm
gewesen, wie man meine, er habe im Leben ein anderes Motto gehabt,
als ihm Wilhelm Hauff in seinem Romane Lichtenstein zugeschrieben und
er sagte uns dies Motto auf lateinisch. Oft sagte er, er reite jetzt und
dann machte er Töne wie den eines galoppirenden Pferdes, ost sagte er
auch, er liebe uns und wolle uns die Hände drücken, dann hob er einen
Fuß auf und drückte unsere daruntergelegten Hände ganz sanft. Ie öster
wir den Tisch gebrauchten, desto thierischer, oder vielmehr desto menschlicher
wurde er.
Nun drehte meine Nichte einen Schemel, bei diesem aber kam es nie
zum Klopfen, aber er wurde wie rasend und fuhr auf den Ulrich zu, sowie

Ulrich auf ihn, wenn man die Hand auf ihn legte und sie gaben einander
Stöße, daß man für ihre Füße befürchten mußte. Da wir den Schemel
nicht befragen konnten, so fragten wir den Tisch, den Ulrich, wer in dem
Schemel sei und er antwortete: ‚Nero'. Aus einem anderen Tische, den
das Mädchen drehte, sprach der Franzose Danton und aus wieder einem
anderen Ludwig XIV. und aus dem Ofenschirme, den sie auch drehte,
sprach Robespierre. Danton fuhr immer auf Louis XIV. los und stieß
ihn mit den Füßen und Ulrich begehrte zuletzt aus dem Zimmer, wo die
Tische standen, ganz hinaus, in ein Zimmer, das keinen Tisch hatte. Ob
ich gleich, wie gesagt, am Tischdrehen nie Theil nahm, erzählte jene Frau
weiter, wurde ich von da an und nun seit drei Wochen jedes Mal, wenn
ich Nachts einschlafen wollte, von einem Schlag wie auf den Boden erweckt,
worauf mir immer war, als komme Etwas auf mich zu, und dann verfiel
ich in Bewegungen und Krämpfe, wie beim sogenannten Alpdrücken, und
wegen dieser Anfälle, die mich immer mehr beängstigten, nahm ich meine
Zuflucht zu Ihnen, und bitte Sie, mir, ist es Ihnen möglich, Hilfe zu
verschaffen. Wir fragten den Ulrich, woher denn das komme, er antwortete:
‚das thut der Nero, und ich bin es, der Dich jedesmal durch diesen Schlag
auf den Boden erweckt, denn käme er im Schlafe zu Dir, so wäre es für
Dich nur noch übler/ Ich bereitete ihr ein Amulet, das die Seherin von
Prevorst mir für ähnliche Fälle einst anrieth, und das ich immer als für sehr
probat fand, denn schon in der ersten Nacht, da sie es anhatte, blieben jene
Anfälle ans und kamen auch seit Monaten, wie sie schrieb, nicht wieder.
Aber ich verbot sehr, daß sie ferner dem Tischrücken auch nur beiwohne. Ich
sagte schon, daß jene Tischdreherin eine Tochter ihrer Schwester in Neustadt
war; die Mutter dieses Mädchens schrieb neulich einen Brief an ihre Nichte,
die Tochter der krankgewesenen Frau in Mannheim. Er lautete so naiv,

daß man glauben sollte, er sei Satire, aber er ist reine Wahrheit und
Ernst. Sie schreibt:
„Welches Glück ist uns widerfahren, glaube es, denn es ist gewiß!
Ich sagte: unser Lichtschirm ist so schön und zu einein guten Zwecke, wer
wird wohl in ihm fein? Da drehte Marie denselben und aus ihm sprach,
denke Dir unser Erstaunen, Friedrich von Schiller. Wir leben seitdem mit
diesem hohen Geiste im innigsten Vertrauen, er giebt uns die Bücher an,
die mir lesen sollen oder nicht. Von seinen Werken verwirft er viele,
namentlich die Räuber. Er sagte, er wolle die Erziehung von Marie,
meiner jüngsten Tochter übernehmen, mir sollen ihn nur immer fragen, er
sei viel frömmer geworden und empfehle uns das Gebetbuch von Prälat
Kapff und machte auch unserem kranken Vetter Verordnungen gegen die
Kripp. Aus einem Tische sprach der Römer Cassius, aber weil wir ihn
nicht verstehen, übersetzte ihn uns Schiller; aus meinem Arbeitskorbe spricht,
denke Dir, die Schriftstellerin Pichler, und, worüber Dil lachen und es
nicht glauben wirst, aber ich versichere Dich, daß es die reine Wahrheit
ist, — wir drehten das Nachtgeschirr und aus diesem spricht die —
Pompadour" —
So schrieb diese naive, gewiß aber sehr wahrheitsliebende Frau, die
ganz selig ist, in solcher interessanten Gesellschaft zu leben, und was sagen
nun Sie dazu? Sehen Sie, da kann ich nicht glauben, daß, wenn diese
Kundgebungen auch von Verstorbenen oder von Geistern sind, sie diejenigen
Personen sind, für die sie sich ausgeben. Es könnten nur Lügengeister,
Dämonen oder sonst eine Race anderer Geister sein, aber dieses habe ich
auch noch keine Gründe anzunehmen, solange mir noch die somnambulen
Erscheinungen, die Wirkungen des lösbaren Nervengeistes des Menschen,
das vom Hirn getrennte Leben auf der Herzgrube, die Seelenlehre zc.
noch eine Erklärung möglich machen. Wer ich will Ihnen auch Ihre
Meinung durchaus nicht bestreiten, denn ich gehe immer gern 'auf das
zurück, daß wir eben so gar wenig noch wissen und uns der Faden, der
uns in eine andere Welt zu führen rerfpricht, wo er am festesten zu fein
scheint, so oft plötzlich zerreißt. So besteht auch mein ganzes Wissen und
mein ganzer Glaube nur in dem kleinen Verse:
Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich ward genommen,
Doch weiß ich fest, daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.
O Theuerster! Ich lebe gegenwärtig in einem unbeschreiblichen Jammer,
der mir alles andere Denken und Treiben nicht zuläßt, das ist das fortwährende Kränkeln und Leiden meiner armen Frau, mit der ich so sehr
«erwachsen bin, daß ihr Tod auch der ineine sein muß*).
*) Schon am 1«. April 1354 starb sie, Kerner starb am 21. Februar 1862.

Mein ganzes Nervensystem wird dadurch täglich zerrütteter und lnein
Augenlicht immer schwächer. Wollen Sie mich in meiner Nacht erfreuen,
so schreiben Sie mir doch bald wieder.
Von der kürzlich erschienenen neuen Dichtung Ihrer vortrefflichen Frau
hörte ich schon viel würdiges Lob. Hatte ich nur noch Augen zum Lesen
und meine Frau bessere Lungen, um mir vorlesen zu können. Von Männern

bin ich hier gänzlich verlassen.
In Liebe und Verehrung Ihr alter treuer
Justinus Kerner.

Ueberwunden.
von
I! Dutten.
— Tilsit. —
relle Septembersonne überstrahlte die kleine freundliche Billa, in
deren Vorgärtchen Reseda duftete, Georginen und Astern blühten,
und fand auch ihren Weg in die Zimmer und zu dem blonden
Kopf einer ungewöhnlich schonen Frau, die bei ihrer fleißigen Arbeit anfangs
ihrer nicht achtete, dann aber einen Theil des Fenstervorhangs herabließ,
da das helle Licht sie blendete und störte. Diese gedämpfte Beleuchtung
hob die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, so daß es dem Manne, der rom
Nebenzimmer aus eintrat, nicht zu verdenken war, wenn er eine Weile
unter der Portiere zögerte, ehe er weiter rorschritt. Nun hob die Dame
ihren Kopf und blickte ihm lächelnd entgegen.
„Ist die Sprechstunde schon zu Ende, Albrecht?"
„Sie muß es sein, da ich eben Botschaft aus Blankenwerder erhalten
habe. Der älteste Knabe ist erkrankt, und der Vater schreibt so besorgt,
daß ich den Wagen nicht warten lassen will."
„Blankenwerder," miederholte sie bestürzt. „Das ist eine weite Fahrt.
Wann kehrst Du zurück?"
„Vor Abend keinesfalls. Freund Böhlau wird sich anfangs ohne mich
behelfeu müssen."
„Könnten wir dem Negierungsrath nicht lieber absagen lassen?" fragte
sie mit einer gewissen Erregung.
„Aber Schatz, seit wann ist das bei uns Mode? Dies ist doch nicht
das erste Mal, daß Du einen Gast allein empfängst. Er kommt gewiß
nicht früh, und ein bis zwei Stunden später bin ich auch wieder da."
„Eine lange Zeit, da er mir nicht sympathisch ist."

„Desto mehr scheinst Du es ihm zu sein."
„Du sagst das so vergnügt."
Hinter ihrem Stuhl stehend, legte er seine Hand unter ihr Kinn und
hob ihr Gesicht ein wenig in die Höhe. „Soll ich nicht stolz darauf sein,
daß meine Martha jetzt nach zehnjähriger Ehe noch so hübsch und jung aussieht, wie damals, als ich um sie warb? Oder wunderst Du Dich, daß
ich nicht eisersüchtig bin?"
„Dazu hast Du freilich keinen Grund," sagte sie innig.
Da küßte er sie herzhaft und wandte sich zum Gehen. „Lebewohl, Schatz."
„Holt Dich der Wagen nicht ab?"
„Die Pferde stehen im Russischen Hos, dort werde ich aufsteigen."
Damit war er zur Thür hinaus.
Sie sprang auf, wollte ihm nachrufen, daß in dem Hotel gerade der
Regierungsrath wohne, und daß es wohl doch besser sei, ihm abzusagen,
aber dann setzte sie sich wieder hin. Es könnte seine Verwunderung oder
seinen Unwillen erregen, und das war die Sache nicht werth. Wieder
nahm sie ihre Arbeit zur Hand und nähte eisrig. Sie hatte nicht oft solche
ruhige Stunden. Die beiden Kinder waren für ein paar Tage zum Besuch
der Tante aufs Land gefahren, da konnte das zierliche Schürzchen zu Evas
Geburtstag heut tüchtig gefördert werden. So fleißig nähte sie, als hinge
ihr Leben an der Vollendung der Arbeit, aber es lag etwas Mechanisches
in diesem Eiser, das einen guten Beobachter wohl hätte zu der Ueberzeugung
bringen können, ihre Gedanken seien wo anders. Nur einmal hob sie die
Hand, um den Fenstervorhang wieder hinaufzuziehen, da die Sonne jetzt
nicht mehr ihren Platz streifte, aber nicht ein einziges Mal sah sie auf,
bis das Dienstmädchen hereinkam, um Herrn Regierungsrath Böhlau zu
melden.
„Bitte ihn, einzutreten," sagte sie gewohnheitsmäßig, doch dann blickte
sie nach der Uhr und preßte die Lippen auf einander. Er kam früher, als
sie ihn erwartet hatte, die Stunden des Alleinseins würden noch länger sich
ausdehnen.
Im nächsten Augenblick stand der Gast vor ihr.
„Sie haben gestattet, gnädige Frau."
Sie lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, und sagte
dabei: „Sie müssen zunächst mit mir allein vorlieb nehmen, da mein Mann
über Land gefahren ist."
„Ihr Herr Gemahl scheint eine große Praxis zu haben. Wo ich in
diesen Tagen auch gewesen bin, überall klang mir sein Name entgegen."
„Da Sie sein Schulgenosse waren, müssen Sie ja wissen, daß ihn
Pflichttreue und Pünktlichkeit stets ausgezeichnet haben, und die verlangt das
Publicum in erster Linie vom Arzt."
„Ia, wir wußten schon damals, daß er viel erreichen würde."
Sie blickte lebhaft von ihrer Arbeit auf, die sie noch nicht fortgelegt

Ueberwunden.
hatte, obgleich es jetzt damit nur langsam vorwärts ging. „Was nennen.
Sie viel erreichen? Mein Mann ist einfacher Arzt in einer Provinzstadt,
während Sie — man sagt, Ihr Posten als Negierungsrath hier sei nur
ein Durchgangsstadium — man prophezeit Ihnen eine glänzende Carriöre.
„Man könnte damit Recht haben," sagte er mit einigem Selbstgefühl,
„aber, gnädige Frau, wie wenig hat man, im Grunde genommen, davon!"
„Es ist doch schon Manchem des Strebcns merth erschienen," meinte
ne mit einem feinen Lächeln.
„Ich will gewiß nicht behaupten, daß es mir an Ehrgeiz fehle. In
meinem Berufe will ich es weit bringen, nicht mein Leben lang auf niedriger
Stufe ausharren, aber rechte Befriedigung habe ich nicht zu erwarten. Der
Arzt, der Prediger wirken unmittelbar, sehen ihre Erfolge vor sich und ernten
Dank dafür, während der Jurist, mag er es noch so weit bringen, immer
nur der unpersönliche Theil eines Ganzen sein kann."
„Wählten Sie Ihr Studium nicht selbst?"
„Was weiß solch ein Knabe von achtzehn Jahren, was es mit den
verschiedenen Berufen auf sich hat! Mein Vater war Jurist, wünschte, ich
solle in seine Fußtapfen treten. Referendar — Assessor — das klang Alles
so rerloöend, so schneidig; nachher bei Licht besehen, mar die Herrlichkeit
nicht groß."
„Und selbst der Regierungsrath genügt nicht mehr," spottete sie
freundlich.
„Lachen Sie mich nicht ans, gnädige Frau, oder vielmehr, thun Sie
es gerade, Ihr Lachen kleidet Sie so hübsch, klingt so jugendlich."
„Herr Regierungsrath."
„Wenn Sie müßten, wie ich alles Junge, Jugendliche liebe! Giebt
es irgend einen Erfolg im Leben, der uns für den Verlust der Jugend entschädigen könnte? Sie, gnädigste Frau, haben gewiß noch keine Betrachtungen
darüber angestellt, aber in meinem Alter —"
„Ich bin nicht lange genug jung gewesen," sagte sie sehr ernst, „um
Ihnen auf dies Gebiet folgen zu können. Seitdem ich aber die Jugend
einmal abgestreift habe, ist mir die Flucht der Jahre nicht mehr recht zum
Bewußtsein gekommen. Mein Pflichtenkreis ist so groß, daß ich nicht viel
Zeit zum Nachdenken habe. Heut ist's hier still, weil meine Kinder rerreist
sind, sonst herrscht genug Lärm und Leben um mich."
„Vielleicht, daß in der Ehe dem Menschen das Altern nicht so zum
Bewußtsein kommt. Ich lebe allein."
Hatte er erwartet, daß sie so antworten würde, wie es vielleicht die
meisten anderen Frauen gethan hätten, so irrte er sich; sie hatte die Lippen
sest auf einander gepreßt und sprach kein Wort. Erst als die Pause anfing
unheimlich lang zu werden, und er nicht geneigt schien, sie zu unterbrechen,
sagte sie unrermittelt: „Welchen Eindruck hat unser Städtchen auf Sie
gemacht?"

„Es ist nicht schlechter lmd besser, als andere dieser Größe. Wenn
wir Regierungsbeamte nicht in ganz große Städte kommen, so ist es unser
Schicksal stets, ans einen viel zu umfangreichen Collegenkreis angewiesen zu
sein. Um so froher war ich, hier einen lieben Schulbekannten als Arzt zu
sinden und in seiner Gattin —" Böhlan beugte sich mit geschmeidiger
Grazie ein wenig vor und suchte mit zwingendem Blick die Augen der ihm
Gegenübersitzenden — „die holdseligste Frau. Ihr Haus, gnädige Frau,
bedeutet für mich den Vorzug Althausens vor allen anderen Städten seiner
Größe und Art."
Es ging bei seinen mehr geflüsterten, als gesprochenen Worten ein
starkes Aufathmen durch ihre Gestalt, und ihre Arbeit sinken lassend, blickte
sie ihm roll in's Gesicht.
„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrath, wenn ich diese Sprache zurückweise. Es mag an der kleinstädtischen Luft liegen, die mich dauernd umgiebt, daß mir der Sinn für solche Complimente mangelt. Dem Schulfreunde meines Mannes steht unser Haus stets osfen, aber Niemand darf
diese Schwelle überschreiten, der ein Alleinsein mit der Frau zu Schmeicheleien
benutzt."
Ein kurzes Schweigen folgte diesen Worten. Sie hatte sich anscheinend
in vollkommener Ruhe in ihren Stuhl zurückgelehnt und sah still vor sich
nieder, aber gerade ihre Ruhe reizte ihn. War er eine Stunde früher, als
beabsichtigt, hergekommen, sobald er im Hotel von Dr. Münzers Fahrt gehört hatte, nur um eine solche Behandlung ertragen zu müssen? Hatte er
darum so oft Erfahrungen über seine Unwiderstehlichkeit gemacht, um hier,
gerade hier, zurückgewiesen zu werden? Das scheidende Tageslicht war
noch hell genug, um ihm die Schönheit ihrer Züge, die vornehme Anmuth
ihrer Erscheinung deutlich zu zeigen. Wie er sie anschaute, lag ein heißer
Glanz in seinen Augen, und mit eindringlichem Flüstern beugte er sich
wieder vor.
„Ist es Recht, gnädige Frau, so hart gegen einen Mann zu sein, der
Ihnen doch einmal wenigstens, vor langen Iahren, nahe stand, der um
Ihretwillen über die alten Beziehungen geschwiegen hat und unverbrüchlich
schweigen wird und zum Dank dafür nur um ein klem wenig Freundlichkeit in den kurzen Augenblicken eines ungestörten

Beisammenseins bittet?
Warum mußte ich Sie so jung und schön wiedersinden, der ich die süßesten
Stunden meines Lebens verdanke, deren Erinnerung nie für mich ihren
berauschenden Zauber verloren hat."
Sie hatte sich jäh aufgerichtet und unterbrach ihn mit einer gebieterischen
Bewegung ihrer Hand. Dann sagte sie nicht laut, aber mit wunderbar
klarer Stimme: „Wenn Sie den Muth haben, an unsere alte Bekanntschaft
zu erinnern, so rerlange ich wenigstens, daß Sie es ohne Umschreibung
und ohne jedes poetische Beiwerk thun. Dann erzählen Sie der Wahrheit
gemäß, wie damals vor 18 Iahren auf dem Schützenfeste einer kleinen

Stadt ein junger Iurist, der eben seinen Assessor gemacht hatte und mit
dem Nimbus dieser Errungenschaft Alles blendete, wieder und wieder mit
einem 16 jährigen Mädchen tanzte und dabei soviel Zärtliches und Romanhaftes sprach, bis dem dummen, kleinen Geschöpf Herz und Kopf in Unruhe geriethen. Wie er ihr dann vorschlug, mit ihm im Walde sich zu
ergehen, und wie sie willenlos folgte, weil sie keine Ahnung davon hatte,
daß irgend eine Gefahr dabei sein könnte. Wie er dort mit Betheuerungen
seiner Liebe und seinen Zärtlichkeiten sie weiter bethörte und ihr nicht Zeit
ließ, zur Besinnung zu kommen, bis sie plötzlich zu dem Bewußtsein erwachte, daß ihr etwas Unerhörtes angethan sei. Wie da das Mädchen
entfloh und stundenlang im Walde umherirrte, immer mit dem Gefühl, sie
dürfe sich vor keinem Menschen mehr blicken lassen, weil Ieder ihr ansehen
müsse, wie sie gesündigt habe, und doch auch wieder im Zweisel, ob das,
wovon sie nie Etwas gewußt oder gehört hatte, wirklich Sünde sei. — Soll
ich weiter erzählen, Herr Regierungsrath?" Wie seltsam der scharfe, kalte,
klare Ton, mit dem sie jedes Wort gesprochen, zu ihrer sonstigen, sanften,
wohllautenden Stimme in Gegensatz stand! Er hatte keinen Versuch gemacht,
sie zu unterbrechen; nun sagte er nur: „Sie sind hart, gnädige Frau."
„Ich habe Mitleid mit dem armen, jungen Ding, dem seine Unschuld
zum Verderben wurde."
Ein Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft hätte ablegen können,
das aber wohl am meisten rerletzter Eigenliebe entspringen mochte, legte
ihm die höhnischen Worte auf die Lippen: „Zum Verderben? Ich fand
die Frau in den behaglichsten Verhältnissen wieder, rerheirathet, geliebt
und bewundert."
„Also Sie wollen mehr hören: So tragen auch Sie die Verantwortung,
wenn ich Etwas berühre, das auszusprechen ich mich um des Mannes willen,
der es beging, schämte. Das Mädchen kam Abends fiebernd und rerstört
nach Hause. Die Eltern sahen die beim Verirren im Walde erlebte Aufregung als genügende Strafe an und schalten nicht über Etwas, das sie
sonst als unvernünftiges, knabenhaftes Gelüste streng getadelt hätten. Von
einem anfänglichen Zusammensein mit dem Assessor wußten sie glücklicherweise Nichts. In dieser ersten schlaflosen Nacht ihres Lebens reiste das
Kind zum Weibe. In ihrem kindischen Sinn kam dem Mädchen kein
Zweisel darüber, daß des Assessors Liebesbetheuerungen Wahrheit seien, und
Mitleid regte sich wieder in ihrem Herzen für den Mann, vor dem sie in
wilder Empörung geflohen. Er würde am folgenden Tage kommen, um
sie zu werben und sich mit ihr zu r erloben. Das Kind in ihr glaubte es um
seiner Liebe willen, und das Weib verlangte es um der eigenen, aber auch
um seiner Ehre willen. Ia, als der Tag verging, ohne daß er erschien,
sagte sie sich, sie müsse ihn durch ihre Flucht beleidigt oder entmuthigt
haben, und da ihre sieberhafte Aufregung von Stunde zu Stunde stieg,
gewann sie, die Furchtsame, Scheue, es über sich, im Dunkel der Abend-

stunde ihn aufzusuchen, um zu erfahren, daß sie sich in ihm nicht getäuscht
haben könne. Da sagte er ihr, daß er gar nicht in der Lage fei, jetzt
schon eine Frau zu ernähren, daß er erst eine Anstellung brauche, daß er
sie aber liebe und —" Hier schwankte doch die klare Stimme ein wenig, als
ob der Erzählerin etwas den Athem versetze, und diese Pause benutzte der Gast,
um zu murmeln: „Was sollte, was konnte er sonst sagen?" Ohne darauf
zu achten, fuhr die Stimme wieder muthiger fort: „und es ihr nie genug
danken und vergelten könne, wenn sie trotzdem ihn öfters Abends besuchen wolle."
Eine Weile war es ganz still, dann begann Frau Martha noch einmal,
aber heiser, fast tonlos: „Die Eltern des Mädchens haben nie erfahren,
was ihr Kind in jenen Stunden erlebt nnd gelitten, darum konnten sie nie
begreifen, was es so plötzlich, von einein Tage zum anderen, so ernst, so
abhold allen Jugendtändeleien gemacht, einen solchen Wissensdrang in ihm
entfacht hatte, und nie auch konnten sie verstehen, warum das Mädchen sich
zur Lehrerin ausbildete und nach bestandenein Examen eine Stelle annahm,
obgleich sie es in: Elternhause so gut hätte haben können. Sie wußten
eben nicht, daß ihre Tochter um das Eine rang, ohne das sie nicht leben
zu kennen vermeinte und das ihr abhanden gekommen war, um Selbstachtung. Und das Ziel wurde errungen in heißer, schwerer Arbeit. Als
das Mädchen auf Jahre treuester Pflichterfüllung, in denen sie fremden
Kindern eine liebevolle, ernste Beratherin gewesen war, zurückblicken konnte,
verlor sie allmählich das Gefühl auf ihr lastender Schmack', und sie fühlte
sich nicht mehr verantwortlich für das, was einst ein unreifes Kind gefehlt,

mit dem sie Nichts niehr gemein hatte. Sie konnte wieder klar und offen
in die Welt sehen, sie konnte das Weib eines ehrenhaften Mannes werden
und zagte nicht davor, die Pflichten einer Mutter zu übernehmen."
Es war immer dämmeriger im Zimmer geworden. Die Stimme
schien das einzig Lebende darin, denn die Sprechende machte keine Bewegung, und der Mann hielt seinen Kopf gesenkt und rührte sich nicht. Erst
als sie schmieg, erwachte wieder etwas Dämonisches in ihm, das Verlangen,
diese Frau, die in ihrem stolzen Selbstgefühl ihn so tief verachtete, zu
demüthigen: „Was aber hätte das Mädchen gethan, wenn jene Stunde im
Walde Folgen gehabt hätte?"
„Wie kann ich wissen, was jenes Kind gethan hätte, an dem ich keinen
Theil mehr habe?" Das klang noch ruhig, aber dann wurde ihre Stimme
erregter: „Nur das Eine weiß ich, hätte jenes Mädchen in wenigen Tagen
sich zu dem entwickeln können, was erst acht Jahre zu Wege brachten, sie
hätte ihr Kind geliebt, gehegt und gepflegt, hätte angstvoll jeder Regung
entgegengearbeitet, die an seinen Vater erinnerte nnd hätte ihm denselben
nicht gegeben, auch wenn der Mann auf feinen Knieen sie gebeten hätte,
sein Weib zu werden, und alle Schätze der Welt ihr zu Füßen gelegt hätte,
— nicht um dessentwillen, was er in einer Stunde des Rausches verbrochen, sondern wegen des später Geschehenen."

Ihre Worte trafen ihn wie Peitschenschläge und beraubten ihn für
einen Angenblick jeder Mäßigung. „Was würde wohl Dr. Münzer dazu
sagen, wenn er ein wenig aus dem Vorleben seiner Frau erführe?"
Wie sie sich jetzt langsam erhob, schien sie ihm zu wachsen, so groß
und hoheitsvoll stand sie ihm gegenüber. „Wenn ihm der Name genannt
würde, so würde er sagen: „Also das ist der Mann, dessen Verbrechen ich
kenne, dessen Namen ich aber nie wissen wollte, weil die Achtung vor
meiner Frau — ja, die Achtung, würde er sagen — mich verhindern
müßte, mich mit ihm auseinanderzusetzen."
„Albrecht kennt Ihre Vergangenheit?"
„Glauben Sie, ich wäre sein Weib geworden, ohne zu beichten? Er
warb erst um mich, als er mich lange gekannt und als Erzieherin in einem
befreundeten Hause schätzen gelernt hatte. Als er erfuhr, weshalb ich mich
anfangs gegen eine Ehe sträubte, da nahm er mich doch liebend und vertrauend an sein Herz; und in jener ersten und einzigen Stunde
der Aussprache gelobten wir uns, daß, wenn jemals eine Stimme sich erheben
sollte, um das Vergangene in die Oefsentlichkeit zu zerren, ich meinem
Manne auch den noch verschwiegenen Namen nennen müßte, damit er ihn
der öffentlichen Meinung übergeben und ihr das Urtheil anheimstellen könnte,
wen die Schmach jener Geschehnisse thatsSchlich träfe."
„Eine solche Stimme wird sich nie erheben, gnädige Frau, hätte es
nie gethan."
Da sie diese leisen Worte für eine Form der Abbitte ansah, neigte
sie milder ein wenig den Kopf.
„Leben Sie wohl, gnädige Frau, und entschuldigen Sie mich bei
Ihrem Gatten, wenn ich seine Rückkehr nicht abwarte. Ein Unwohlsein
Wieder neigte sie wortlos ihren Kopf. Langsam schritt er zur Thür,
zögerte einen Augenblick und kehrte noch einmal zurück. „Ich habe heut
eine Lection empfangen, gnädige Frau, die ich verdient habe, nicht nur um
der Vergangenheit willen, ich habe mich auch heut nicht wie ein Ehrenmann
benommen. Sie können nicht wissen, was mir, dem innerlich früh Gealterten, Ihre lebensvolle Erscheinung war — Reiz und Vorwurf zugleich,
und wie Ihre klare, gefestigte Natur mich hinriß zur Bewunderung und
darum gerade auch zu dem brennenden Verlangen, Sie zu demüthigen.
Zur Strafe will ich Ihnen jetzt gestehen, daß ich viel darum gäbe, ich könnte
auch einmal auf meine Vergangenheit mit dem Gefühl, nicht mehr für alles
Gesündigte verantwortlich zu fein, zurückblicken. Sollte eine solche Stunde auch
für mich noch möglich sein, so würde ich Sie Ihnen verdanken, gnädige Frau."
In der nächsten Minute mar sie allein.

Zur Psychologie des Kunstgenusses.

von
tz. Vrömsr.
— Hamburg, —

Lust ist Uebergang d:s Menschen von geringerer
zu gröberer Vollkommenheit,
Spinoza, Sthik, III, Theil, Destnitionen der Affecle.

^aß ein echtes Kunstwerk einen Genuß bereitet, der in seiner Eigenart von jeglichem
Wohlgefallen anderen Ursprungs verschieden ist, weiß Ieder aus Erfahrung. Wie
er — ganz allgemein, principiell genommen — zu Staude kommt, worin sein specisisches
Wesen besteht, das ihn von jedem anderen Lustgefühl trennt, darüber gehen die Ansichten
auseinander.
Der künstlerische Genuß setzt mehrere Bedingungen, subjective und objective, voraus.
Er ist zunächst überhaupt nur möglich, wenn ein aufnahmefähiges Subject vorhanden
ist. Die menschliche Seele gleicht einem Saitenspiel. Ist es falsch gestimmt, so vermag
kein Meister es harmonisch erklingen zu lassen: wer von Hause aus kein Organ für
künstlerisches Gefühl mitbringt, auf den findet jenes Problem keine Anwendung. Freilich
dürfte ein absolutes Fehlen oieses Gefühls ausgeschlossen sein, und das, was wir Un»

empfanglichkeit nennen, mehr auf ungenügender Bildung des ästhetischen Sinnes, als auf
dessen gänzlicheni Mangel beruhen.
Zu dieser individuellen subjectioen Bedingung kommt noch eine allgemeine. Sonst
pflegt das Wohlgefallen irgend eine Beziehung auf unser Begehren zu haben, obwohl
dies nicht — wie Schopenhauer annimmt — für alle Fälle zutrifft. Eine solche
Beziehung fällt für den ästhetischen Genuß gänzlich weg'). Der Philosoph
*) Bielleicht erscheint Manchem dieser Satz zweifelhaft. Wenn ein schönes Landschaftsbild in uns den Wunsch erregt, diese Schönheit in der Natur selbst zu kosten,
oder wenn eine Dichtung den Charakter beeinflußt, so liegt selbstverständlich eine Beziehung
auf das Wollen vor. Indeß wird sofort klar, daß es sich hierbei nur um eine individuelle
Begleiterscheinung des ästhetischen Genusses handelt, daß hieraus aber kein grundlegender
Factor für dessen Wesen gewonnen werden kann. Eine weitere Behandlung dieses
Problems, das in die Tiefe der Metaphysik hineinführt, erscheint hier unthunlich.

des Pessimismus findet in dieser Bestimmung sogar den Kern des ganzen Problems, das
er in den Worten ausdrückt: „Wie ist Wohlgefallen und Freude an einem Gegenstand
möglich, ohne irgend eine Beziehung desselben auf unser Wollen?"*) Nur wenn unser
Wille verstummt, kann der Kunstgenuß rein und unverfälscht durch irgend welche Sonderinterefsen zu Stande kommen. Ties ist z. B. der Grund, warum Tendenzdichtungen als
solche lmkünstlerlsch sind, da die Tendenz, nicht als Kunstmittel, nicht als Symbol
gebraucht, unmittelbar auf unser Wollen wirkt**).
Aber das Einschlummern des Willens ist eben nur Bedingimg und noch dazu eine
solche negativer Art. kann jedoch nicht als wesentlicher Grund des Wohlgefallens an Kunstiverken aufgefaßt werden. Vor Allem läßt sich die eigenthümliche Beschaffenheit des
ästhetischen Genusses daraus nicht ableiten, noch ein Maßstab daraus gewinnen, nach
dem wir seine Intensität im einzelnen Falle beurtheilen können. Denn die Aufhebung
des Willens ist hier stets geboten, sowohl bei einem stärkeren, wie bei einem schwächeren
Wohlbehagen. Auch wenn man annimmt, daß das Glück und die Freude negativer
Art seien, und daraus folgerichtig schließt, daß nach Aufhebung des Unrast schaffenden
Willens, dieses schlimmen Positivums, ohne Weiteres ein Zustand des Wohlbehagens
gegeben werde, so kann man nicht die Entstehung des ästhetischen Wohlgefallens als
ebenso selbstverständlich folgern. Dazu gehört etwas positio Schöpferisches, welcher Art es
auch sein mag, und zwar gemäß der Eigenthümlichkcit des Kunstgenusses etwas
Schöpferisches von selbstständiger Eigenart***).
Dies Positive kann nur in dem Object liegen, was dem Unbefangenen von vorn»
herein selbstverständlich ist, was aber auch gut scheint durch Analyse nachzuweisen.
Schopenhauer erblickt den positiven Factor darin, daß die Welt der Vorstellung, an sich
selbst schmerzlos, „ein sehenswerthes Schauspiel, durchweg bedeutsam, aufs Wenigste
belustigend-st)", enthält. Daß sich der Kunstgenuß auf einen schönen oder bedeutsamen
Inhalt gründe, ist eine weitverbreitete Ansicht, die sich zudem auf ein ehrwürdiges
Alter und namhafte Autoritäten berufen kann. Sie hängt auf's Eugste mit der Meinung
zusammen, daß die Aufgabe der Kunst in der Nachahmung bestehe, falls man unter
Inhalt den von der Natur gegebenen Stoff-s-s-) versteht. Es wird sich indessen zeigen,
daß man nur dann das Wesen des Kunstgenusses aus dem Inhalt ableiten dar f, wenn
man diesen Begriff erweitert oder überschreitet, womit jene Ableitung im Grunde ihren
Werth verliert — man müßte denn der Sprache Gewalt anthun und in den Begriff
„Inhalt" mehr legen, als in Wirklichkeit in ihm liegt.
Bekanntlich erblickte schon Aristoteles das Wesen der Kunst in der Nachahmung,
wie er die Kunstthätigkeit aus dem Nachahmungstriebe herleitete. Sein großer Vorgänger
Plato sprach sich in ähnlichem Sinne aus-s-I-I-). Ohne Frage würde es höchst einseitig sein,
*) Parerga und Paralipomena. II. Band, Cap. 19.
**) Daß diese Dichtungsart oft eine verstandesgemäßc Art der Behandlung zeigt,
fällt zwar mehr in die Augen, doch ist nicht in dieser — die sich auch auf anderen
Gebieten der Kunst sindet — sondern in der Beziehung auf den Willen ihr eigentliches
Wesen begründet.
***) Ich füge oies hinzu, well die Factoren, die das Wesen des Kunstschönen ausmachen, sich keineswegs mit denen decken, auf denen das Naturschöne beruht. Es handelt
sich hier nur um erstere.
s) A. a. O.
f-f-) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß hier und im Folgenden
mit dem Begriffe „Stoff" stets der stoffliche Inhalt, nicht das Material gemeint ist.
-s-s-s-) Ter Unterschied zwischen Beiden besteht darin, daß Plato die Nachahmung auf
die finnlichen Erscheinungen, Aristoteles ans das innere Wesen der Dinge bezog. Vgl.
Zeller: Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie. 4. Aufl. S. 140 und 190.

wollte man den stofflichen Gehalt, den die Nachahmung liefert, als gänzlich gleichgültig
und nebensächlich betrachten. Es ist selbstverständlich, daß er eine Bedingung enthält,
ohne den das Kunstwerk nicht besteht. E; fragt sich nur, ob ans ihm ein wesentlicher
Factor, der den Kunstgenuß in seiner Eigenart begründet, gewonnen werden kann. Dies
erscheint aus mancherlei Erwägungen zweifelhaft.
Es müsztc, wollte man den Inhalt als grundlegend für das ästhetische Wohlgefallen
ansehen, ein Kmistmerk deshalb als vollkommen gelten, weil es uns jene? ‚sehenswerthe
Schauspiel" getreu reproducirt, weil es eine genaue Nachahmung der Natur ist. Aber
doch wird Niemand in künstlerischer Beziehung einen noch so gewissenhaften Zeitungsbericht über eine echte Dichtung, Niemand eine noch so wohlgetroffene Photographie über

eine Madonna Mnrillos stellen. Woher kommt dies? Weil die getreue Wiedergabe der
Natur noch keine Kunst schafft, weil der Anblick jenes Schauspiels an sich noch keinen
ästhetischen Genuß bedingt. Wer durchschaut besser die Welt der Vorstellung, als der
Gelehrte, der ihre Thatsachen sammelt und ihre Gesetze erforscht, mag er nun als Naturforscher das unendliche Gebiet der Erscheinungen meistern, mag er als Historiker dem
Schicksal der Menschen und Volker nachspüren! Nicht aber wird es uns einfallen, den
Genuß, den ihm die Forschung, uns deren Mitteilung bringt, cmen ästhetischen zu nennen.
Gewiß ist cs möglich, daß ästhetisches Wohlgefallen hinzukommt — wobei allerdings
noch nicht einmal gesagt ist, daß es in diesem Falle forderlich ist — aber daß es hier
Kern nnd Zweck ist, kann Niemand ernstlich behaupten.
Die Reprodnction der Natur als solche schafft noch keine Kunst, und ein Bestreben,
das Nichts weiter bezweckt, ist im Grunde ein wissenschaftliches, was z. B. von manchen
Erzeugnissen der modernen naturalistischen Schule gilt. Was solch' Bestreben zu leisten
vermag, wird schon durch die Wissensckpst geliefert, und während diese, anch da, wo sie
nur beschreibt, nicht erklärt, ihre volle B rcchtignng hat, ist es unmöglich, Ienem einen
Platz und eine Berechtigung als Knnst zu geben*).
Ia, durch das Leben selbst, durch die Natur wird eine Kunst, deren Wesen in der
Nachahmung besteht, überflüssig gemacht. Möglichst getreu nachahmen nnd reproduciren
kann nichts Anderes heißen als: möglichst überzeugend die Illusion hervorrufen, daß das
Abbild dem Vorbilde gleicht, im höchsten Grade: daß es selbit das Vorbild ist. In
diesem Sinne würde man deshalb jene Trauben des Zeuxis fur ein vollkommenes Gemälde
halten, weil die Vögel daran pickten, d. h. weil die Nachahmaug eine vollkommene war.
Aber wenn es nur auf diese Illusion ankommt, die im besten Falle ja Nichts weiter als
denselben Eindruck wie die Natur selbst erwecken kann, meistens aber weit hinter dieser
zurückbleiben wird, so begreift mau nicht, weshalb man sich überhaupt auf diesem Wege
einen Genuß veischaffen soll, den mau weit einfacher durch die Natur selbst, durch das
Vorbild, gewinnen kann. Welches ist die Daseinsberechtigung der Kuust als solcher, wenn
sie Nichts als ein Abklatsch des Lebens ist? Wenn ihr Wesen aus dem stofflichen InlM
abgeleitet wird, so ist sie neben der Natur, die diesen viel unverfälschter darbietet, überflüssig und höchstens eine artige Spielerei,
Oder aber: eine solche Nachahmung hat andere als künstlerische Zwecke nnd kann
wegen ihrer besonderen Ziele ihre volle Berechtigung haben, ohne daß sie darum als Knnst
angesprochen werden darf. Der Iäger ahmt den Lockruf des Wildes nicht aus ästhetischem,

*) Es ist klar, daß die hier und im Folgenden beigebrachten Argumente, wie sie
ihre Beispiele aus den Gebieten der Einzelkünste nehmen müssen, bald diese, bald jene
Knust mit größerer Schärfe als die übrigen treffen. Dadurch dürfte indessen die Beweiskraft nicht abgeschwächt werden, denn was nicht das Wesen der Einzelkünste bilden kann,
kann auch nicht als grundlegender Factor in der diese umfassenden Kunst als Gesammtheit gelten.

sondern höchst praktischem Interesse nach. Die Photographie des Freundes dient nicht
künstlerischen Zwecken, sondern will uns thatsächlich das Urbild ducch'S Abbild ersetzen,
Will eben nur ein Abklatsch des Lebens sein und kennt kein größeres Lob, als daß sie
zum Sprechen ähnlich ist, d. h. diese Illusion möglichst vollkommen erreicht. Auch sie
verfolgt durchaus persönliche, praktische Zwecke. Anders in der Kunst. Auf sie pafzt
merkwürdig genau der mathematische Satz: wo es nur auf den Inhalt ankommt, kann
man Gleiches für Gleiches setzen, d. h. man könnte dann die Kunst aus dem Leb,'»
streichen und durch die Natur ersetzen.
Ich füge diesen — wenn ich so sagen darf: apriorischen Gründen einen aposteriorischen
hinzu. Jedes Kunstwerk bietet inhaltlich einen größeren oder kleineren Abschnitt aus
einem Wclibilde — wobei der Begriff „Bild" in weitester Ausdehnung genommen ist.
Gewiß finden sich manche Werke mit einem an sich durch Größe oder Erhabenheit hervorragenden Inhalt. Wer wie unzählig viele geben uns nur einen so winzigen Abschnitt,
daß dieser, losgelöst von der künstlerischen Form, sich keineswegs von dem stofflichen
Gehalt des Alltags unterscheidet. Der Stoff vieler ausgezeichneter Gemälde und Novellen,
besonders aber fast aller lyrischen Gedichte, ist, der Form entkleidet, Nichts w.iter, als
was jeder Beliebige unen'clich oft empfindet, fühlt und erlebt, kann also unmöglich das
sein, was die Kunst grundlegend als solche schafft, was das Wesen des ästhetischen
Genusses enthält.
Ten richtigen Weg zu unserem Ziel, zur Beantwortung der Frage, worin der
ästhetische <wnuß bestehe, möge uns ein Wort des tief denkenden Amerikaner» Emerson
zeigen: „Bei den schönen Künsten ist nicht Nachahmung, sondern Neuschaffung der Endzweck." (Essay über die Kunst.) Es ist klar, daß wir das spccifische Wesen des Knnstgenusses am sichersten aus dem der Kunst ableiten können. Das ihr mit der Natur
Gemeinsame ist der Inhalt, das Verschiedene ist die Verbindung, die dieser mit anderen
Elementen cingeht. Die „Neuschaffung" ist die Gcsnmmtheit der künstlerischen
Com Position und an ihr im Besonderen die Art, durch die der Künstler das aus der
Natur Geschöpfte zum Ausdruck bringt und dadurch als Neuschöpfung entstehen läßt.
Diese Art sei Äs Form bezeichnet, und somit gewinnen wir den Satz, daß das
spccifische — von der Natur verschiedene —Wesen der Kunst in der Form besteht.
Es leuchtet sofort ein, daß dieser Ausdruck hier in einem weit umfassenderen Sinne als
„äußerliche Form" gebraucht ist. Vor Allem ist dem Mißverständnisse vorzubeugen,
daß man darunter die technische Feinheit, glatte Harmonie oder — in der Dichtkunst —
gar nur die gefällige sprachliche Ausdrucksweise darunter versteht. Es ist vielmehr die
gesammte Neuprägung des stofflichen Inhalts — einschließlich der rein äußerlichen
Bestimmungen. Wesentlicher ist die innere NcuWvfung. Mag das Metall gut oder
schlecht sein, auf seinen materiellen Werth kommt es in der Kunst wenig an, wenn es
nur mit dem Stempel des Geistes gemünzt iit. Sicherlich muß der stoffliche Inhalt
gewissen Bedingungen unterliegen, damit er brauchbar ist. Und doch möchte man sagen,
daß es wenig in dem von der Natur gebotenen Stoff giebt, was völlig auszuscheiden sei.
Der echte Künstler gleicht dem König Midas: was er berührt, wird vollwcrthiges Gold.

Fast jeder Stoff hat etwas Bedeutungsvolles an sich, irgend einen Factor, der als Ausgangspunkt, als Motiv für die Kunst dienen kann.
ES scheint gut, das, was eben als innere Nenschöpfung bezeichnet wurde, noch
näher hervorzuheben. Wie es als Form für den Inhalt bezeichnet werden kann, so auch
als die Seele, die der Künstler in den Stoff haucht. Nur wo dies seelische Element, das
ureigenste Werk des Schaffenden, nickt fehlt, ist die Möglichkeit für einen tieferen Eindruck
gegeben. Mag die Technik noch so fein, die Natur uoch so gelreu copirt sein: das Alles
kann nur unsere Vorstcllungs- und Verstandcsthätigkeit anregen und uns doch seelisch
unberührt lassen. Auch der Inhalt kann allerdings schon für sich Freude bereiten, diese
ist indessen nur stoffliches Interesse und weit davon entfernt, Kunstgenuß zu sein. Ans
S.*

dem Inhalt beruht — wenn man diese Bestimmung nicht zu strenge nimmt — die
Wahrheit, auf der Form die Schönheit eines Werkes. Letztere aber allein kann Wesensgrund des ästhetischen Genusses sein.
Es kommt nicht soviel darauf an, wie man wohl behaupten hört, daß man hinter
dem Kunstwerk eine starke Persönlichkeit steht. Persönlichkeit heiszt nichts Anderes als
Charakter, und der Charakter ist das Ergebniß eines zur Entwickelung gereiften Willen».
Daß aber der Wille Nichts mit der Kunst zu thun hat, ist bereits erörtert. Es ist vielmehr besser, wenn der Künstler als Persönlichkeit ganz hinter dem Werk verschwindet.
Im Grunde gilt dies auch für die am meisten subjcctive Kunst, die Lyrik, denn es handelt
sich in ihr nicht um die Person des Darstellenden, sondern des Dargestellten — eine
Unterscheidung, die, so paradox sie klingen mag, mir doch von Wichtigkeit erscheint, die ich
in diesem Zusammenhange aber nur andeuten kann.
Dasz die Form ohne Inhalt Nichts ist und keinen ästhetischen Genuß bereiten
kann, sondern nur durch Neuschaffung dieses Inhalts, ist fast überflüssig zu bemerken.
Ebenso wichtig ist aber ihre Bedeutung für das Kunstwerk als dessen «aus«, e«sen,Ii oder
Wesensgrund*).
Nunmehr läßt sich bestimmen, welches etwa die Lösung des zuerst aufgestellten
Problems ist. Subjective Bedingung des ästhetischen Genusses ist die Fähigkeit des
Nachempfindens und das Einschlummern des Willens. Alle geistige Thätigkeit stellt sich
beim ästhetischen Genuß dar als Empfindung**), verbunden mit dem sie begleitenden
Lustgefühl einerseits und den aus den Empfindungen folgenden Vorstellungen andererseits.
Wodurch wird das Lustgefühl erregt? Durch das Mittel des auf dem Wege der Empfindung uns zum Bewußtsein gebrachten künstlerischen Odjects. Ties Object zeigt ein
Doppeltes, den stofflichen Inhalt und die Composition oder Form, die jenen als neue
Schöpfung zum Ausdruck bringt. Nun ist es offenbar, daß das beim ästhetischen
Genuß geweckte Lustgefühl nicht auf jenen allein bezogen werden kann, daß es vielmehr
auf das Wesentliche des Objects, die Form — in d,m angegebenen Sinne — in eriier
Linie bezogen werden muß. Mithin enthält es — gleich dem Kunstwerk — etwas
Doppeltes: das stoffliche Interesse und eine tiefere seelisä e Erregung, die eben nichts
Anderes als das künstlerische Wohlgefallen ist, das wir suchten. Toß es nicht aus dem
Inhalt entstanden sein kann, zeigt sich schon daran, daß es sich uns als verschieden von
den Lustgefühlen darstellt, die jede angenehme Gesichts- und Gchörsenipfindung u. s. w.
begleiten. Sein Grund kann nur in etwas Seelischem liegen. Nur der Geist kann auf
den Geist wirken. Nur trenn wir die Beseelung dcs Strffes, d. h. die Vollkommenheit
der Kunstform spüren, gewinnen wir den Genuß, der sich über die Freude an schönen
Worten, Farben und Tönen erhebt. Etwas Schlummerndcs wird in uns geweckt, dadurch
wir über uns selbst, über nns als Alltagsmenschen emporgehoben werden. Wir erfahren,
daß wir außer unserem werktäglichen Leben eines höheren Taseinsgenusses fähig sind,
den wir weder durch die Vorstellungskraft oder den Verstand erkennen, noch irgendwie
mit unserem Willen in Verbindung sctzcn können, der uns vielmehr nur durch das Gefühl,
durch ein tiefes, unter der Oberfläche des gewöhnlichen geistigen Lebens liegendes Gefühl
vermittelt wird.
Werden wir aber nach der Gefühlsseite hin gehoben, so ist damit unmittelbar eine
innere Erhebung unserer ganzen Persönlichkeit gegeben. Daß eine solche, d. h. ein Ueber»
*) Ich sinde in Heines „Gedanken und Einfällen" (III. Kunst und Litteratur) den
Satz: „In der Knnst ist die Form Alles, der Stoff Nichts."
*«) Empfindung im Sinne der neueren Psychologie gebraucht als Bezeichnung für
ein Element eines objectiven Erfahruugsinholts. Vgl. Wundt: Grundriß der Psychologie.
2. Aufl. S. 34.

gang von geringerer zu größerer Vollkommenheit, mit Wohlgefallen verbunden ist, ist
selbstoerständlich und nicht weiter beweisbar, wie ja Spinoza gerade durch solchen Uebergang den Begriff der Lust dcfinirt. Aehnlich erfolgt bei unseren Handlungen eine
Erhöhung des Seelenlebens nach der S.'ite des Willens, bei der wissenschaftlichen
Thütigkeit nach der des Verstandes. Der Grund und das Wesen des ästhetischen Genusses
beruht in dem Hinauswachsen der Persönlichkeit über den Cansalnexus der Erscheinungsioelt, dem Abstreifen des Alltäglichen und dem Aufsteigen zu einer vollkommneren
Daseinsform.
Vielleicht mag dies Ergebniß dürftig erscheinen, weil es schließlich zu etwas fast
Selbstverständlichem führt, was auch der mwefangen Genießende empfindet. Aber es
scheint mir gerade dirin eine gewisse Bestätigung dieser Analyse zu liegen, daß sie mit
dem in der Erfahrung synthetisch Gegebenen übereinstimmt^).
5) Vgl. zu diesem Aufsatz Oskar A. H. Schmitz: „Ucber Dichtung." Vau. 18i)7.
1. und 2. Heft. S. 31.

I^llustrirte Bibliographie.

Problematische Naturen. Von Friedrich Spiclhagen. Jllustrirt von Richard Gut»
schmidt. Jubilänms-Ansgabc, Leipzig. Verlag von L. Swackmann.
Nur wenige Monde trennen uns noch von dem Tage, da einer der gefeiertsten
Schriftsteller, der seit fast 30 Jahren seinen Ruf als einer der ersten Vertreter des
„modernen Epos" bewahrt l«it, Friedrich Spiclhagen, seinen 7tt. Geburtstag feiert. Als
einen Jubel jung ling feierte den «iO jährigen Poeten Oskar Blumenthal: und auch jetzt —
nachdem ein neues Deccnuium vergangen — wird man diese Bezeichnung noch auf ihn anwenden
dürfen. Friedrich Spielhagen ist jung geblieben und zugleich der Alte geblieben, mögen ihm
dies die Einen zum Lobe, die Anderen zum Tadel nachsagen. Er ist jung geblieben in
der Leidenschaftlichkeit, der Wärme, mit der er fort und fort an die Probleme der Zeit
herantritt, sie in seinem Sinne beleuchtend, und er ist, indem er — frei von dem Quietismus des Greisenthums und seiner Neigung znm RiickwärtSflüchten in die Vergangenheit,
zu beschaulicher Betrachtung — sich von den Strömungen des Tages tragen läßt und
zu den Fragen der Gegenwart, sei es zustimmend oder ablehnend, Stellung zu nehmen
sucht, in gewissem Sinne stets Modem gewesen, was auch die neue Generation dagegen
— und in mancher Hinsicht mit Recht — einzuwenden hat. Und Spiclhagen ist im
Aus: Friedrich Spiclhagen, Problematische Naturen. Jubiläums-Ausgabe, Leipzig. L. Staackmaun.

«uS: Friedrich Epielhagen, Problematische Naturm, JubilinimS.-AuSgabe, Leipzig, L, Staackmonn,

Ausi Friedrich Spielhageu, Problematische Naturen, Jubiläums Ausgabe, Leipzig, L. Staackmann,

Wesentlichen der Alte geblieben, in den Idealen, die er verfochten, in seinem heißblütigen
Subjectioismus, dessen leidenschaftliche Warme uns ebenso oft fortreißt, wie er andererseits oft zu einer die künstlerische Wirkung gefährdenden Einseitigkeit wird. Friedrich
Spielhagen ist mit seinen glänzenden Vorzügen und seinen Schwäck>en, die heutzutage
klarer erkennbar sind, und auf die von gewisser Seite heute mit Vorliebe hingewiesen
wird — abgesehen von der größeren Reife — derselbe, der er war, w er seine „Problematischen Naturen" schrieb. Von der wunderbaren Wirkung, die dieses Werk bei seinem
ersten Erscheinen übte, erfahren wir staunend aus dein Munde derer, die es erlebt, und
von den Litterarhistorikern. Wenn wir uns unter diesem Eindrucke an die Lectüre
dieses „Hauslehrerromans" machen, werden wir, so schr wir uns auch im Banne des
Dichters fühlen, eine geringe Enttäuschung nicht verhehlen können. Die Wirkung auf
uns steht mit der berichteten nicht im Einklang. Wir müssen eben von diesem Eindrucke
abstrahiren — die Schuld liegt hier weniger am Dichter, als — ob es auch etwas
paradox klinge — am Leser. Denn mir find Kinder einer anderen Zeit, als jene war,
in der das Werk entstand und von der es voll war. Der Stimmung, der Sehnsucht
jener Tage, da unter dem Drucke der Rcaction, unter der llnbefriedigung der politischen
Verhältnisse neue Kräfte, nene Ideale sich emporzuringen. eine neue freiere Aera herbci-
Lu»: Friedrich Epielhzgen, Problematische Naturen. Iubiläum»-Ausgabe, Leipzig, L, Staackmann
zuführen suchten, gab Spiclhagens Schöpfung unübertroffenen Ausdruck. Hier ward ausgesprochen, „was Iedermann empfunden und Niemand noch gesagt". Man müßte in
diese Zeit sich zurückversetzen können, um die Wirkung auf die damalige Generation zu
begreifen und dem Werke voll gerecht werden zu können. Welchem Leser wird das
glücken? Aber wer wird nicht mit Interesse das Spiegelbild einer versunkenen Epoche,
die ein scharfäugiger Beobachter und gestaltungskräftiger Bildner festgehalten und der
Nachwelt überliefert hat, betrachten, und wer wird nicht mit Antheilnahme eines gefeierten
Schriftstellers Erstlingswerk — denn trotz der vorangegangenen Schöpfungen kann man
Wohl im Sinne des DWers dieses Werk, das den Ausgangspunkt seiner litterarischen
Rnhmeslaufbahn bildete, als solches ansehen — zur Hand nehmen; und wie Viele wird
es nicht geben, die auch ohne das sich an der lebenswahren Gcstaltung moderner Menschen,
on der Jdeenfülle und der glänzenden Prosa des Romons — trotz aller von der Kritik
mit mehr oder minder Berechtigung hervorgehobenen Schwächen desselben — erfreuen
werden. So begrüßen wir diese schöne, mit hübschem Bilderschmuck versehene Iubiläums-Ausgabe der „Problematischen Naturen", von denen der erste Band vorliegt, der zweite
Band im November erscheinen wird, freudig und wünschen dem Buche — was freilich
wohl ein überflüssiger Wunsch ist — weiteste Verbreitung. -l-.

Bibliographische Notizen.
Die Gletscher der Alpen. Von Iohn
Tmrdall. Autoristrte deutsche Ausgabe,
mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Braunschweig, FriedrichBieweg
u. Sohn.
Von dem Verfasser vorliegenden Buches,
dem bekannten englischen Naturforscher, ist
bereits ein Werk: „In den Alpen" erschienen. Auch hat der Verfasser in dem
vor etwa 2 Iahren erschienenen Buche
„Fragmente" das Leben in den Alpen geschildert und allerlei Aufzeichnungen ans
den Alpen geliefert. In dem vorliegenden
Werke, das bis jetzt in deutscher llcbersetzung noch nicht erschienen war. schildert
nun der Verfasser seine Gletschertouren in
den Alpen und verbindet damit die Entwickelung der verschiedenen Gletschertheorien,
sowie die Resultate seiner bezüglichen wissenschaftlichen Forschung. Das Buch gliedert
sich hiernach in 2 Haupt-Abschnitte. In
dem ersten schildert der Verfasser seine Alpentouren sowie das Leben eines Alpenforschers,
und im zweiten ordnet er die beobachteten
Erscheinungen und sucht sie auf ihre physikalischen Ursachen zurückzuführen. Die erste

Abtheilnng enthält im Allgemeinen: Tie Reisen Tlrndalls in den fünfziger lahren in das Berner Oberland, nach Tirol, an den Genfer See und das Al«r lls ^la'o, zwei Besteigungen des Mont Blanc, des Finsterahorn und zwei Besteigungen des Monte Rosa, sowie eine Winter-Expidition auf das A«r cl« Elues. Die zweite Abtheilung bildet den eigentlichen wissenschaftlichen Theil. Der Versasser bespricht in derselben in einzelnen Capiteln Licht und Warme, ihre Eigenschaften, den Ursprung und die Bewegung der Gletscher, sowie die bezüglichen verschiedenen Gletscher-Theorien. Ueberall, sowohl aus der bloßen Schilderung wie in den wissenschaftlichen Erörterungen leuchtet der geistvolle Verfasser heraus, der es versteht, dem Schwung seiner Phantasie auch die nölhigen Worte zn geben. In der Verbindung der Schilderung der Rciseeindrllcke mit der wissenschaftlichen Beobachtung und in der Fülle der Anregung für letztere liegt ein Hanptwerth des Buches. Dasselbe ist gut ausgestattet, mit Abbildungen versehen und wird nicht nur den zahlreichen Alpenfrcunden, sondern auch denjenigen, die Freude an der Natur haben, reichlichen Ge» nuß bereiten.

K.

Kiautschau und die Oftaiiatische Frage. Von R. Schumacher. Berlin, Fnßinger.

War schon durch den chinesrsch-japanesischen Krieg das Interesse für den Osten Asiens wachgerufen, so mußte dasselbe in erhöhtem Maße wachsen, als Deutschland überraschend und in energischer Weise in China ftsten Fuß faßte. Allerdings war deutscherseits schon lange nach einer gimstigen Kohlenstation in Ostasien Umschau gehalten worden. Kiautschau, die neue deutsche Besitzung, ist in den Tagesblättern zum Schlag» wort geworden. Es kann daher sehr erwünscht erscheinen, wenn von einem gründlichen Kenner der dortigen Verlmltnisse die ostasiatische Frage näher erörtert wird.

Ein solcher Kenner ist der Verfasser des vorliegenden Buches, der die japanische Formosa-Ezpedition mitgemacht hat. Ter Verfasser gicbt zunächst einen Ueberblick über die Stadt Kiautschau, über die Bevölkerung, die Producte des Landes, die Verkehrswege und über das Klima. In weiteren Capiteln werden behandelt: Von Schangbai nach Nanking und das erste Heim der deutschen Iustructeure, von Nanking nach Formosa und der Feldzug daselbst. Am Schluß, widmet der Verfasser den chinesischen, im Besonderen aber den japanesischen Verkältnissen eine nähere Besprechung. Dieses letzte Capitel ist sehr interessant und giebt mit gesundem Urtheil über die Iapaner Haren Aufschluß, infolge dessen der Nimbus, von dem für Manchen die japanische Armee umgeben war, einigermaßen erblassen dürfte. Das Buch ist recht lesenswerth.

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaction der „Historischen Zeitschrift". III. Band: Vorträge nnd Abhandlungen von Heinrich von Sybel. Mit einer biographischen Einleitung von Varrentrapp. München nnd Leipzig, R. Oldenburg.

Wer Heinrich von Snbel liebte und verehrte, nnd deren Zahl dürfte in Deutsch» land sehr groß sein, der wird mit Freuden, wozu sich freilich die Wehmuth gesellt, den gebotenen Band aufschlagen. Ist er doch gewissermaßen ein letztes Andenken, l»S uns der Verstorbene hinterlassen hat, ein Andenken, durch das besonders die Vorzüge des edlen Menschen und Freundes, weniger

die des großen Historikers eine neue Beleuchtung erfahren. So find es vielfach Gedächtnißrcden und Nachrufe, die er, der Berufensten einer, einem Ranke, Waitz, Giescbrecht u. A. gezollt hat. Einige historische Kleinigkeiten laufen mit unter? leider aber hat sich unter Sybcls Papieren keine Fortsetzung von der „Begründung des Deutschen Reiches" gefunden, dessen Vollendung zum Leidwesen der ganzen gebildeten

Welt so jäh unterbrochen wurde. Als besonders lesenswerth musz auch die von Varrentrapp mit warmer Hingebung und eindringendem Verständnis; geschriebene Biographie Sybels bezeichnet werden, die dm Band einleitet. v<l.

König Saul. Drama in 4 Aufzügen von Adalbert v. Hanstein.

Das Drama wurde bei seiner ersten Aufführung im Theater des Westens in Berlin gut aufgenommen und bekundete damit seine theatralische Wirkung. A. v. Hanstcin hat sich einen biblischen Stoff gewählt und in ihm eine der großen, das Menschengeschlecht bewegenden Fragen — die Glaubensfrage — behandelt. Samuel ist der Vertreter des alten starren Glaubens, der nur einen Herrn und König Jchova kennt, Saul, der Abtrünnige, nach weltlicher Macht, nach Ruhm und Ehre Dürstende, welcher als Charakter dem Kampfe mit Jenem nicht gewachsen, schließlich dem Cäsarenwahn verfällt. Inwieweit Samuel die Priesterschaft im Gefolge hat, wird aus dem Verlaufe der Handlung nicht ersichtlich, im Gegentheil wird gerade das bürgerliche Element, und mit Recht, als zu ihm schwörend, ja ihn rufend, hingestellt, denn im jüdischen Volke lebte zu jener Zeit doch noch der alte Gottesglaube, der sich dem Wahnwitz Sauls gegenüber offenbaren mußte. Der sonst warmherzige, vertrauende Saul freilich hielt Alles, was sich ihm entgegenstellte, für Priesterwerk, weil in seinem weltlichen Streben der Sinn für selbstloses Aufgehen in ein Glaubensideal keinen Boden fand. Daß das wankelmüthige Volk, von Saul gegen das Priesterthum aufgestachelt, auch in Samuel bald nur den Priester sieht und sich gegen ihn wendet, ist wohl erklärlich. — Vou den Nebenfiguren ist David im Allgemeinen nach der biblischen Ueberlieferung gezeichnet, ebenso die Kinder Sauls, während Abner, was bei einem alten Feldherrn kaum wahrscheinlich, für die Gunst der Amalekiterin Risva Vaterland und König vcrräth, — Vorzüge des Dramas sind reiche, fließende Handlung und reizvolle Sprache; das Ganze ist eine Schöpfung von befriedigender, wenn auch nicht zündender Wirkung. vt.

„Ich suche Dich!" Biographische Erzählung von Nahida Ruth Lazarus (Nahida Renn,). Berlin, Siegfried Cronbach.

Die Gattin des bekannten feinsinnigen Psychologen Moritz Lazarus, Frau Nahida Ruth Remu-Lazarus, deren Buch „Das jüdische Weib" seiner Zeit in den weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat, erzahlt uns unter obigem Titel ihre Lebensschicksale. Schon als Nahida Remy vor einigen Jahren als unermüdliche Vertheidigerin des Judenthnms auftrat, beschäftigte mau sich viel mit ihrem Wechselvollen Lcbensgange. Sie i!t in der That eine eigenartige Erscheinung unserer Zeit, und schon darum verdient das vorliegende Buch Beachtung. Im Allgemeinen stehen wir biographischen Erzählungen skeptisch gegenüber, da sich die Verfasser nur zu leicht zu phantafievollen Abschweifungen und damit oft genug zu einer Art Selbstverherr» lichung hinreißen lassen. Von Beiden hat sich Nahida Rem« ferngehalten. Unzweifelhaft erregt das Buch — ganz besonders vom psychologischen Standpunkte — das Interesse der Leser; nnr ist der Stil zuweilen etwas schwülstig. Ter Titel des Buches findet seine Erklärung in dem Kämpfen und Ringen nach Erkenntniß des 'wahren Glaubens, den die Verfasserin, einer streng gläubigen christlichen Familie entstammend, im Judenthum zu finden meinte.

Draufzen im Leben. Von Alfred Guth. Berlin, Hugo Storni.

Tie vorliegenden Skizzen sind nicht für weitere Kreise geeignet, die meisten werden nur dem aufmerksamen Leser verständlich sein. Auch fehlt es den Arbeiten an Wärme, überdies stimmen sie in jenen pessimistischen Ton mit ein, der den Schöpfungen einer Reihe jüngerer Schriftsteller eigen ist. — Der Verfasser hat vornehmlich nach der

Natur gezeichnet, selbstverständlich in der
Art des Künstlers, dem sein Empfinden den
Griffel führt: manchmal ist er ganz subjektiv geblieben. Immer zeigt sich das
Streben nach der kürzesten und treffendsten
Form der Darstellung, und es ist ihm hierbei vor Allem um Wahrheit des Ausdrucks,
nicht aber um Schönheit oder graziöse
Zierlichkeit zu thun gewesen. Daß Alfred

Guth plastisch anschaulich zu malen weiß,
ist wohl erkennbar, ebenso sein Bemühen,
den gewählten Stoff seelisch zu vertiefen.
Die Straffheit in der Zeichnung, welche
gegen ein wohlgefälliges Sichgehenlassen im
Gestalten wesentlich absticht, führt nicht
selten zu weit und artet in jene springende
Manier aus, welche mit einem Worte
einen fernliegenden Gedanken errathen
haben will. Auf solche Weise wird nicht
nur das Verständnisz beeinträchtigt, sondern
auch das Mitdenken verwirrt und der
Gesammteindruck herabgedrückt. Leider
macht sich zuweilen eine gewisse Monotonie
im Ausdruck bemerkbar, die den ästhetischen
Genuß beeinträchtigt. — Als eigenartige
Versuche, mannigfaltige Verhältnisse der
Menschenscele in Bezug auf Natur und
Cultur zu veranschaulichen, sind die gutgeivählten Miniaturbilder der Beachtung
werth. vt.

Ter Rekrut. Militärische Briefe zur (5rbauung für Rekrut und Instructor von
Hans Wedel. Nagu-Kanizsa. —
Philipp Fischels Commiss.-Verlag.

Der Verfasser, Lieutenant in einem
österreichischen Infanterie-Regiment, schildert
in humoristischen Versen die Ausbildung
des Rekruten der Infanterie vom Eintritt
bis zur Schlußbesichtigung. Sowohl der
Fachmann als auch der Nichtmilitär werden
das harmlose im Allgemeinen nett ausgestaltete, mit vielen kleinen einfachen
Skizzen versehene Büchlein mit Vergnügen
lesen.

Liugegangene Lllcber. Lesprecdung nacd äuswabl der Nedactiou vorbedalten.

^u» krsmcls» 2uv?s». Live llslbinonatssebrlkt. 1808, llekt U, IS. Stuttgart,
ventsede Verlags änstalt,
LsseKsr-Stovs, U^rrist, OnKel loms ttlltte,
lilustr. l.lg, II—A,. Stuttgart, ventsebe
VerlaM änstalt,
Look, ^lkrsck Vo ckie Strassen enyer werden.
Ueseiüedten, lirossenbaiu, liuumert IZouge.
Lovrrsst, ?aul. jenseits des Oe«ms. /vutorlsirte l'ederset«ung aus ,lem pran«nsiseden
von I^otiutr Sed,nidt ^ Ott« vaiuMauu.
2 Ible, Oppeln, Ueorg ZlasKe,
Oi»«?lo, Siusspps, s«nv nuove ussia kr» i
mnuti l'ni»iiri, poemett« lirieo, Xicastr«,
Stab. ?iv, V. Xleotei-a,
OaK»», ?sllx, »ümmtliei,« VerKe poetisebcu
Indult», liitnl XX, Sllime, Irauerspiel in
klink äul«ibzen, I^ii«i^, llreitKopf Q llärtel,
MsU», Lmoi«, Li» Uedesdriuu». Soedlles Seitdiid I„ drei äelen, I^eip^ig, IZodert Briese,
Sep.-Oto,
^sKnks, ^«rma»»i, ?»rst visinarcK, sein
I^edc» »»ck seim' üeit, Vaterland isebes Lbrcaund Ikeldenduei, des 19. ,lui,ruundvrts. Lkg,
I u. 2, Lerlin, ?aul Littel, llist«iisel,er
Verlag,
ZsdrKu»Ssrt, lZ« nsu»»sK»ts, iu Lildnissen.
^lit änderen beruusgegeden vou Kurl VercK-Meister. llg, 12, u. Ui, verl,, ?bot«gr. ilesellsed,
^uv?s, ?rlsctrioK, ?rok, Di,, Zlartin I^utder.
«ein locben dem denr^eben VolKs er^äl,lt,
.Vit lülduissen und ?aesimile, 4, äull,
verlin, Sieiu^nroti, ^ 'lrosebel.
Xsllsr, O., ?rok, Or., Die OswkriKanlseden Inseln,
Leriin, Seimli ^ Uruul.
XrMK, Vis, Zlonatssobrikt lllr iisseutlicdes
I^eden. llerau»WberliledardWrede.M, IK7,
Lerlln, Dr. li. «recke.
Xu»»t?ss«Ki(iKts, ^!>,ll?svnst»s. llerausgegeden von ll, XnacKkuss und Zlax Ueorg
Abnmermittm, Ziit lll,er liXiOäddildunge,,,
VI, ädtdlg, ll, liaud: UotiK und lienaissaiu,e

von Il. KuueKkuss. Melekeld, Veliuigen und
Kissing,
I,^orol^, virectoribm. Oovs,,lat und
Xaiserreicb. I7i)5i—lsld, I_edertragen von
»»Kar Zlarseban von Niederstem, «it änl,»ng: „Xi,voleon in der XariKstur." Ug,
7—12, t/?ii«ig, Ikeinried Scbinidt ö Karl
Unutber.
IsovsIUstUl. Ileraus?, von I^otl,itr Scbmldt.
I. ^itbrg, Ijnod 4 und ö, Oppeln, U,«r^
ZlusKe.
IlepKiiro, I?in Zlüreden Zladeli. sillder aus
dem modernen Kllnsticrleden, Suricb, Lüsar
Scl,midt.
Hurst»Ssiictsr», lTnevKIopädisebes Viirterducb
der LnFliseueu uud ventseden Sprscde,
Vit änMde der äusspwebe nscd dem
vb«netisi^,en S.vstem der Aetl,« le ?«us«uut-
1,»njzen.«'l,eidt, lir«sse äusMde. I^ielig, 7,
Lerliu, I^ngensebeidt'sede Verlagsbuebblg,
Il«Kdur?, M^^, Nas Veid Im Liisteu«Kainpke,
I^eip^ig, i?riedrikk ?fsn.
Ssatsr, H«?o, Lüiseukllrsten, IZ«mgn aus den
dodc» ?l»sn«Krelsen cker Öcgenwart. 2uricb,
Ollsar Sclunldt.
RliruKnl, Slussppe u. O»Kar Sülls.
Xene» Italienised'dentscl,es und dentseditallealsebe« Vörterducb, I^kg, 14. Iveip2ig,
tieiLl,ard?»uei,uit«,
SssoK. Otto, Die Lutviclielung der autiKen
ciesebledtssedrelduuF und andere populäre
Sebrikten, kieriin, Sieinenrotb ^ rrosebel,
SUrs», Lci lilvg und Ding, Lrsäblung »us
germaolseder vr«eit. Dresden, L, ?iersons
Verlag,
LvKinldil»^?rleow, ^itterarisene
ObaraKt^rdilder. Viesdvden, I.tltMnKireden
uud LriieKing,
L^ppsvdeoK, VUKslm, Die IZeligion der
Lodvndeit, lbr ?undmneut, I^eipxig, nermann
Ilsaeice.
Ols Vs,Ssn ill«Zsrl llonatssedrilt «ur ?örderung der?riedensdeweguug, llerausg, v.
Laronin Lertda vou Suttner. VIl. ^sbrg-Xr. 7 u. S. «ien, L. ?iersons Verl«.
VMl»«rolQ, S«»lav, Ueckicdte. Vismsr,
Villgerolb Ven^ol.
VrsSs, S1oKaril, Voiu L»unie des Indens,
Erledtes und Lrdacdtes. ileriin, Dr.
Ii. «rede.
Schleiische Buchdrniserei, «ung, und verla«,ZInstalt o, S. Schoiiiaender, Bc»lln>,

preis pro Heft 2 «A, pro Quartal (3 hefte) 6 ^K,
pro Jahr (^2 hefte) 2H °^

November IM8.

Inhalt.

Ziehungen theils zu anderen Einzelnen, theils zu einer Gemeinschaft? 21,3
Fr. Rubinstein in Berlin.
Sterbende Völker 23«
Georg Engel in Berlin.
vorspiel zur „Keuschen Susanne" 255
j)auline Ehiger in Berlin.
«ine Stunde Realistik 26 ^
Bibliographie 263
Hans «roemer, Va, XIX. Jahrhundert in wort und Bild. Berlin, ventsches
Verlagshaus Bang K To, (Mit Zilustrationen,)
Bibliographische Notizen 27 H
Hierzu ein Portrait: Georg «Lngel.
Radirnng von Johann kindner in München.
,N»rd und Sud" erscheint am Ansang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeiloge.
—— preis pro Buartol (Z Hefte) e Mark, —
All« Buchhandlungen uud Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von »Sord und Süd" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. ll., ^3, ^S.

EMPTY
EMPTY

Nord und öüd.
Eine deutsche ZN o n a t s s ch r '.
Herausgegeben
Paul Lindau.
I.xxxvu. Band. — November ^8')8. — ^ vtt 2 .'
Vrc? lzu
?chlesis!Ke Vuchdruckerei, Aunst, il„d verleg!? >!,istiilt

EMPTY

Nord und 5üd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
I.XXXVII. Band. — November W8. — Heft 260.
lMit einem Portrait in IZnoirang- Georg Lngel,1
VreSlsu
Schlesische Buchdruckerei, Kunst, und vcrlags.Anstalt
v. S. Schottlaender.

EMPTY

^ö«io«^.^W^ Anna-Belle.
Roman
von
Alfred Kon Vellmsnn.
— Dresden. — «Fortsetzung,,
Viertes Capitel.
^ls Wartenfels am anderen Morgen zur vorgeschriebenen Zeit
an Bord der „Louisiana" kam, hatte er nicht den Eindruck, als
ob das Schiff in einer halben Stunde segelfertig sein könne.
Wagen auf Wagen brachten noch in schier endloser Reihe die mannigfachsten Stückgüter heran, Matrosen und Arbeiter verstauten die Ladung,
und überall herrschte die emsigste Thätigkeit. Verschiedene Eguivagen, denen
Paffagiere und deren Begleitung entstiegen, rollten herbei, und jene bekannten
Scenen, welche die meisten Menschen bei längerer Trennung für unerläßlich
halten, begannen sich abzuspielen.
Aus einem ankommenden Cab winkte der Maler Branch lebhafte Handgrüße, und bald beobachteten die beiden jungen Leute gemeinschaftlich vom
Deck aus das Leben und Treiben zu ihren Füfzen.
Inzwischen war wie mit einem Schlage das Verladen beendigt worden.
Laut und eindringlich erscholl die rüclsichtslose Dampfpfeife zum ersten
Male, wie gewöhnlich nicht geringe Bestürzung unter den Damen erregend.
Nach einer kleinen Weile wiederholte sich dasselbe Manöver, begleitet
von den durchdringenden Tönen des Gong, welcher die Nicht-Passagiere
aufforderte, von Bord zu gehen.
Der Kapitän Mr. E. V. Gager erschien auf der Commandobrücke,
salutirte den Paffagieren und spähte mit vorgehaltener Hand unter dem
breiten Mützenschirm nach der Stadt hinüber.
In diesem Moment raste der Andrew'sche Wagen über die Lcmdungsbrücke und hielt mit kurzem Ruck längs des Schiffes.

Mr. Andrew stieg aus, kam an Bord und ging sofort auf den Kapitän
zu, dem er ein starkes Packet Papiere übergab. Sodann winkte er Wartenfels herzu und stellte ihn dem Führer der Louisiana vor.
Kapitän Gager zog die Uhr, Mr. Andrew verabschiedete sich, drückte
ZÄrtenfels sowie dem jungen Maler noch einmal kräftig die Hand und
verließ das Schiff.
Das Fallreep ging rasselnd in die Höhe, die Dampfpfeife schrie zum
letzten Male, der Telegraph spielte, die Maschine begann zu arbeiten, und
mit langsam drehender Schraube fuhr die Louisiana in den weiten Hafen
hinaus.
Wartenfels lehnte am Schiffsgeländer und blickte über das leicht bewegte Wasser. Die Morgensonne glitzerte auf den kleinen Köpfen der kurzen
Wellen, beschien die kolossale Bronze-Statue der Freiheitsgöttin und spiegelte
sich rothgoldig in ihrem Riesen-Diadem.
Plötzlich drangen klar und immer deutlicher wohlbekannte Klänge an
das Ohr des gespannt Lauschenden.
Ein großer Llond-Steamer fuhr hinaus.
Majestätisch kam der schwimmende, buntbewimpelte Koloß näher;
begleitet von Hellem Jubel und Tücherschwenken intonirte das Orchester des
deutschen Schiffes: „Heil Dir im Siegerkranz!"
Die Fahrzeuge entfernten sich bald von einander, der junge Ingenieur
aber lauschte sinnend den leiser werdenden Klängen, welche die auffrischende
Brise zu ihm herübertrug.
Heil Dir im Siegerkranz! ....
Blitzschnell, aber mit greifbarer Deutlichkeit zogen längst rergangene
Zeiten an ihm vorüber.
In langem Trabe kamen die blitzenden, klirrenden Schwadronen und
die dumpfrnsselndcn Batterien auf grünem elastischen Rasen an dem greisen
Kriegsherrn vorbei.
Wartenfels runzelte die Stirn.
Ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf.
Er sah sich wieder als jungen, hoffnungsvollen Offizier: es war am
St. Barbara-Feste. Man feierte nach uraltem Brauche den Jahrestag der
Schutzpatronin seiner Truppe, der Waffe der Zukunft.
An der langen Tafel herrschte begeisterte Fröhlichkeit, alle Waffengattungen waren als Gäste vertreten. Allmählich geriethen die vom Weine
erhitzten Gemüther der jungen Offiziere in jene gefährliche, durch Meinungsverschiedenheiten gereizte Stimmung, welche so leicht verhängnißvoll wird.
Die älteren Kameraden waren größtenteils schon aufgebrochen.
„Und ich bleibe dabei, meine Herren," hörte Wartenfels im Geiste
die unvergessenen Worte wieder, „eine geschlossen gerittene Attacke im
richtigen Moment angesetzt, endet noch heute mit dem Verlust einer jeden
Feld-Batterie."

Wartenfels erinnerte sich auch noch genau seiner Entgegnung, die er
als einziger Vertreter seiner Waffe damals schnell bereit hatte.
„Gewiß, Prinz Wildburg, besonders wenn die betreffende Batterie mit
Pfefferkuchen schießt, — was Ihnen vielleicht ganz angenehm wäre!" —
Todtenstille war dieser Aeußerung gefolgt.
Man versuchte später zu vermitteln, zumal der Prinz mit einem
regierenden Hause nahe verwandt war, — umsonst.
Das Duell war unvermeidlich.
Wartenfels schoß damals seinem Gegner eine Kugel in den rechten
Unterarm und wurde kurze Zeit darauf aus der Residenz rersetzt.
Er war in Folge dessen augenblicklich um seinen Abschied eingekommen.
„Ueberlegen Sie sich das gründlich, Graf Wartenfels!" glaubte der
Ingenieur noch heute die sonore Stimme des ihm väterlich gesinnten
Commandeurs zu hören. Es wäre schade, wirklich schade um Ibre Carriere."
Vergeblich; der junge Offizier beharrte bei seinem Entschluß, und als
er dann später im schlichten Neiseanzug zur Bahn fuhr, rückte gerade sein
altes Regiment zum Ererciren aus.
Die Trompeter bliesen: Heil Dir im Siegerkranz.
Wartenfels war eine Waise.
Der Vater fiel bei Grarelotte, die geliebte Mutter hatte diesen Schmerz
nicht lange überlebt. Er besaß noch einen älteren Bruder, der verheirathet
war und auf dem Familiengute in Westfalen lebte. Der Majoratsherr
hatte sich nie sonderlich für den Iüngeren interesi'irt, und der Briefwechsel
zwischen Beiden war in den letzten Iahren fast gänzlich eingeschlafen.
Auf der Ueberfcchrt nach New-Dork hatte der junge Mann einen reichen
Schiffsrheder aus Valparaiso kennen gelernt, welcher allmählich für Wartenfels
eine außergewöhnliche Theilnahme gezeigt hatte.
Mr. Greenwood, ein geborener Deutscher, hatte ihm vorgeschlagen, mit
nach Süd-Amerika zu gehen, und ihm sogar einen vorläufigen Platz in
seinem Geschäft angeboten.
Wartenfels war zu seinem Glück auf diesen Vorschlag eingegangen und
hatte sich auf diese Weise die vielen traurigen Erfahrungen erspart, welche

der in New-Dork bleibende Eingewanderte machen muß, ehe er eine Anstellung erhält.
Nach zweimonatlichem Aufenthalte in Valparaiso hatte ihm dann sein
Gönner eine Stellung bei der Gruben-Gesellschaft verschafft.
Nun begann die Schule des Lebens.
Wenn die anderen Angestellten zur gewohnten Stunde ihr Lager aufsuchten, faß Wartenfels noch lange in der kleinen Stube des blockhaus-
ähnlichen Gebäudes über seiner englischen oder spanischen Grammatik. Unzählige Male ging er auch hinüber nach dem Maschinenhaus und ließ sich
gegen reichliche Spenden von Tabak oder Whisky von der Nachtwache die
rastlos arbeitenden Maschinen erklären. Vom Sumpffieber war er ebenfalls

nicht verschont geblieben. Mit bewunderungswerther Energie und Zähigkeit
machte sich der junge Deutsche dort unten seine Stellung. Allmählich wurden
die Betriebsleiter aufmerksam, und als man ihn nach zehnjähriger Thätigkeit
zum ersten Ingenieur gemacht hatte, da blickte Wartenfels nicht ohne zu
schaudern auf den zurückgelegten Weg.
Ein überlauter Zuruf riß ihn aus seinen Träumereien.
„Halloh, Wartenfels!" rief Mr. Branch und schüttelte den Arn, des
Ingenieurs. „Wollen sie denn nicht Miß Andrew begrüßen?"
Wartenfels blickte dem Fragenden verblüfft in's lachende Gesicht.
Der Maler zog ihn eilig nach dem Hinterdeck.
„Da! — sehen Sie«"'
Man war mittlerweile aus der Bai hinausgelangt.
Ein elegantes Boot kreuzte hinter dem Stern des Dampfers.
Am Mast, der sich unter einer Wolke großer, schimmernder Segel bog,
stand eine junge Dame und winkte unausgesetzt nach dem großen Dampfer
herüber.
Es war Annie.
Im Boote befand sich außerdem ihr Bruder Harry, welcher seine
weiße Seemannsmütze schwenkte, und mehrere flinke Blaujacken. Am Top
flatterte das Sternenbanner lustig im Winde.
„Hören Sie?" rief der Maler neben ihm.
Wartenfels beugte sich, soweit er konnte, nach dem Boot herunter.
Annie hatte die Hände an den Mund gelegt und rief mit größter Anstrengung durch dieses Sprachrohr Etwas zu der „Louisiana" herauf.
Wartenfels lauschte gespannt.
Das kleine Boot, welches brillant geführt wurde, schoß gerade scharf
an dem Steamer vorbei.
„Glückliche Reise, Mr. Wartenfels!" tönte es in demselben Moment
deutlich über das Wasser.
Darauf fiel die Aacht in eleganter Curve vor dem Winde ab und
wendete nach dem Hafen zurück. Bald sah man nur noch das große Segel
als einen blendend weißen Fleck über das blaugrüne Wasser glänzen. —
Man befand sich auf hoher See . . .
Die langen gleichmäßigen Wogen des Atlantic rollten unter der „Louisiana" hin, welche sich tactmäßig hob und senkte.
Auf Deck hatte sich unterdessen jene Eintheilung vollzogen, welche allmählich bei jeder längeren Seereise stattfindet. Die Species der Deckläufer
hatte ihre bekannten Wanderungen angetreten; in den langgestreckten
Schiffsstühlen lagen Damen mit mehr oder weniger ängstlichen Gesichtern,
und die „Entdecker" welche zu jeder lahreszeit Wale oder Eisberge wittern,
hatten das Marineglas am Auge.
Wartenfels ging nach dem Rauchzimmer.

Knapp vor dessen Eingang lag in einein eleganten Schiffsstuhl eine
pikant aussehende Dame mit leidendem Gesichtsausdruck und stark gefärbtem Haar.
Als der bochgewachsene Mann an ihr vorüberschritt, hoben sich die
langen kohlschwarzen Wimpern langsam, und der rothzebundene Roman glitt
von der Pelzdecke, welche die schlanke, fröstelnde Gestalt umhüllte, zu
Boden.
Wartenfels that ihr auch den Gefallen, das Buch aufzuheben.
Ein ermuthigendes Lächeln huschte über die unnatürlich rothen Lippen,
welche ein ausdrucksvolles „Danke, mein Herr!" hauchten.
Der Ingenieur lüftete höflich die Mütze und verschwand vorsichtigerweise im Rauchsalon.
Es war ja nicht seine erste Reise! —
In dem kleinen ledergepolsterten Räume hatten sich mehrere Gruppen
gebildet. Einige spielten Poker, ohne welches Spiel das Rauch-Cabinet
eines amerikanischen Steamers eine nationale Eigenthümlichkeit einbüßen
würde. Andere politisirten heftig und schmauchten dabei ihre kurzen Kalkpfeifen mit mehr oder minder gutem Tabak.
In einer Ecke faß ein alter, glattrasirter Herr, die Hände in den
Taschen; er schien zu schlafen. Wartenfels wurde jedoch bald eines Besseren
belehrt, als der Betreffende, ohne seine Stellung wesentlich zu verändern, mit
verblüffender Gewandtheit an ihm vorbei zur offenen Thür hinausspuckte.
Ein Europäer würde mich wahrscheinlich getroffen haben, dachte der
Blonde und begab sich wieder in die frische Luft. —
Richtig! ...
Da war schon Freund Branch im eifrigsten Gespräch mit der jetzt viel
weniger leidend aussehenden Dame.
Er ging schnell an den? Paar vorüber.

Der kleine Neger-Steward bearbeitete seinen Gong mit dem üblichen Kraftaufwand.
Man begab sich in das Speisezimmer hinunter zum Lunch.
Der Ober-Steward mies die Plätze an.
„Neben dem Kapitän, mein Herr," wurde ihm zugeflüstert.
Sein Gegenüber wurde der „geschickte" glattrasirte Herr, welcher eine äußerst stattliche Dame, Madame Duval, zur Nachbarin hatte.
An Wartenfels' linker Seite nahm eine höchst elegante Erscheinung mit selten dunklem Teint und kostbaren Boutons in den winzigen Ohren Platz.
Mrs. Hazlewood, welche ihr Kind, ein ungefähr zehnjähriges allerliebstes Madchen init prachtvollem schwarzen Haar und den großen, tiefblauen Augen der Mutter, bei sich hatte, war eine Cubanerin.
Außerdem saßen noch etwa ein Dutzend Personen, meist Herren, am Tisch.
Der Platz des Kapitäns blieb noch unbesetzt.

An der anderen Tafel, vonl ersten Offizier präsidirt, war Mr. Branch placirt worden, und zwar zufällig neben die starkblonde Erscheinung.
Ungefähr zwanzig Personen, die Damen ebenfalls in der Minderzahl, aßen hier mit.
Die Bewegungen des Schiffes waren mäßig, die Seeluft hatte den üblichen Appetit gemacht, und Jedermann erfreute sich in bester Stimmung an dem von farbigen Stewards servirten, vorzüglich zubereiteten Lunch.
Nach Beendigung der Mahlzeit ging Wartenfels mit dem Maler auf Deck umher, um frische Seeluft zu schnappen.
„Ich beneide Sie!" sagte Branch auf einmal.
„Warum?"
Der Maler ließ den Arm seines Reisegefährten fahren und stellte sich breitbeinig vor ihn hin.
„Warum glauben Sie wohl, daß Miß Anna-Belle Andrew heute eine Segelpartie unternahm.
„Vermuthlich weil es ihr Vergnügen gemacht hat," erwiderte Wartenfels trocken.
„Warum glauben Sie," inquirirte Branch in demselben Tonfalle weiter, „daß Lord Welton plötzlich abgereist ist?"
„Mein lieber Freund," entgegnete Wartenfels ruhig, „Sie scheinen mich in der That mit einen, Redactions-Briefkasten zu verwechseln," dabei suchte er seine Promenade fortzusetzen.
Der Maler blieb aber hartnäckig stehen.
Noch behielt er seinen Trumpf in der Hand.
Behutsam erfaßte er den obersten Roäknopf des Blonden und fragte, jedes Wort sorgfältig betonend:
„Warum hat Lord Welton einen Korb erhalten?"
„Von wem?" war die hastige Gegenfrage.
Mr. Branch gab den Knopf frei und lachte triumphirend.
Seine Rechnung stimmte. —
Dann hakte er wieder seinen Arm ein und ging mit Wartenfels weiter, ihm die letzten Vorgänge in der Andrew'schen Familie berichtend.
„Aber woher" . . .
„Bitte," unterbrach Branch kurz, „das ist meine Sache. Mr. Wartenfels," schloß der junge Amerikaner, „Sie sind ein Deutscher, nicht wahr?"
Der Ingenieur nickte.
„Wissen Sie, was ein Amerikaner mit Ihren Chancen gethan hätte?
VsIl, ich will es Ihnen sagen; der säße jetzt anstatt auf diesem alten ooastsr^) in der Fisth Avenue neben seiner Braut!
Adieu! Ich muß jetzt Wasserskizzen machen. Auf Wiedersehen!"
Wartenfels strich sich den kurzgeschorenen blonden Spitzbart.
*) Küstenfahrer.

Ganz so unrecht hatte der ja nicht!
Vor zehn Iahren wäre das wahrscheinlich auch so ungefahr seine Meinung gewesen. Man sah jetzt eben durch eine trübere Brille in das Leben hinein. Das jugendliche Drauflosgehen war dem wägenden Zweifel gewichen. Als er Anna-Belle seinerzeit die bewußten Perlen zurückbrachte, da hatte das jungerblühte Mädchen seine Hand ergriffen und ihm dabei in einer so lieblichen herzinnigen Weise gedankt, daß er wie berauscht in seine Wohnung zurückgekehrt war.
Dann kam aber . . . eben dieses leidige „aber!"
Und dann noch Etwas: man hatte seine Dienste verlangt, er hatte den discreten Auftrag ausgeführt. Nun kam er gleich hinterher und verlangte gewissermaßen seinen Lohn? War das ritterlich oder männlich?
Schließlich, hatte er denn überhaupt schon ein Recht, die vielbegehrte Erbin zu verlangen? Etwa mit dem Rechte der wahren Liebe?
So Etwas las sich ja ganz gut in einem Roman, aber in der prosanen Wirklichkeit! ...
Uebrigens, hatte denn Welton, der Rang und Reichthum besaß, Anna-Belle weniger geliebt als er? Oder war Branch überhaupt falsch unterrichtet?
Nachdenklich setzte er seinen Spaziergang fort.
Ueberlautes, salvenartiges Gelächter kam aus dem Rauchsalon.

Wartenfels ging hinein.
Auf einem Tisch faß, lebhaft gesticulirend, der alte, glattrasirte Herr,
mit seinen dünnen, langen Beinen hin und her pendelnd.
Um ihn herum stand dicht gedrängt der größte Theil der männlichen
Passagiere und lauschte seinen mit scharfem Sarkasmus gewürzten Reden
und Mtzen. Er war so eine Art moderner Wanderprediger.
„Was also ist der Verderb unserer amerikanischen lugend?" rief der
alte Herr.
Eine kleine Pause entstand.
„Ihr wißt das nicht?" schrie der Redner zornig und schlug sich auf
seinen rechten Schenkel, daß es klatschte.
„Nein! Nein!" erscholl es ringsum.
„Der Whisky!" donnerte der Sprecher, mit einer halbkreisbeschreibenden
Bewegung auf die vielen, zum Theil geleerten Gläser zeigend, welche umherstanden.
Begeistertes Händeklatschen ertönte.
Man wollte sich amüsiren und trachtete daher, den Alten bei guter
Laune zu erhalten.
Mr. Ionathan Knor, — so hieß der originelle Danke« nach der Passagierliste — klingelte. . .
„Ein Glas Whisky!" schrie er dem eintretenden Steward über die
Köpfe seines Publicums zu.

Brüllendes Gelächter ertönte.
Der Whisky wurde ihm von dienstfertigen Händen gereicht.
Mr. Knox machte eine entschuldigende Handbewegung und docirte weiter:
„Nicht mäßig genossen, wie ich das beispielsweise thue," er hielt das
mit einem Ruck geleerte Glas demonstrativ empor, „in diesem Falle ist er
sogar auf einer Seereise anzurathen; nur in so enormen Quantitäten, wie
Ihr ihn zu 'genießen pflegt, Iungens, ist der Whisky verderbenbringend!"
Erneutes Bravo hatte das Experiment begleitet.
„Ich war überall in der Welt," ging es weiter, „und habe jedes
ehrliche Handwerk getrieben. Ich war Photograph, Agent, Börsenmakler,
Detektiv, Maler, Schriststeller, Schauspieler, Clown und Prediger!"
Frenetischer lubel ertönte.
„Ich war auch in Deutschland," fügte er, Wartenfels mit bedeutsamem
Blicke streisend, hinzu. „Meine erste Liebe," der Erzähler seufzte komisch,
„war eine junge, schöne, blonde Deutsche."
„Ah und oh!" machten die entzückten Zuhörer.
Ionathan Knor niüte stolz befriedigt.
„Leider kam ich nicht dazu, mich ihr zu erklären. Die liebe, junge
Dame befand sich nämlich nie allein, sondern immer nur in Begleitung der
Mutter oder einer recht bejahrten Tante! Da es mir nun thatsächlich nicht
gelang, meine Angebetete ungestört zu sprechen, war nur natürlich damit auch
die Möglichkeit genommen, meinen Antrag zu machen. Vielleicht," greinte
Knor in unendlich komischen Fistel-Tönen, „hat das bedauernswerthe Kind
auf diese Weise Nichts von meiner innigen Zuneigung erfahren!"
„Schade!" klang es wieder bedauernd im Kreise.
„Lange blieb ich übrigens zu meinem großen Glück nicht in diesem
Lande. Man hätte mich sonst sicherlich gelegentlich einmal in's Gefänguch
geworfen! Es war nämlich damals in Deutschland so ziemlich Alles verboten. Sogar meinen eigenen Kopf, Gentlemen, durfte ich nicht einmal
zum Fenster des Eisenbahnwagens herausstecken!" . . .
Gelächter und Fußstampfen wurde laut, während der Alte Athem
holte. Der Mann hat gar nicht einmal so Unrecht, dachte Wartenfels
bei sich.
„Aber Gentlemen, das Bier war sehr gut!" endete Ionathan Knox
mit einem versöhnenden Seitenblick auf den Deutschen, der sich wohlweislich
ganz passiv verhielt.
Eine Pause entstand.
Der Stoff schien für heute erschöpft.
„Gentlemen!" rief eine helle Stimme: „Drei Hurrah für Mr.
Ionathan Knox!"
„Hipp, Hipp — Hurrah!" krähten die dankbaren Zuhörer aus vollem
Halse, und der Wander-Prediger ließ sich von seinem erhöhten Sitze hinuntergleiten.

Man zerstreute sich.
Die Damen in Diner-Toiletten wnrden sichtbar.
Ohrenzerreißend erscholl der Gong.
Die Stunde zur Hauptmahlzeit war da.
Die Herren begaben sich in ihre Kabinen, um Toilette zu machen.
Das Meer war wieder ruhiger geworden und schimmerte in allen
Farben.
Am Heck saß der Maler vor seiner Staffelei, mit breitem Pinsel
einige Lichter in eine flott angelegte Wasserstudie setzend.
„Ach, Mr. Wartenfels," rief er dem Näherkommenden zu, „wer
d—a—s malen könnte!"
Hierbei deutete er mit dem langen Pinsel auf die in ewiger Bewegung
befindlichen, durchsichtigen, blaugrün-wogenden Fluthen.

„Dafür giebt es eigentlich gar keine Farben! Sehen Sie mal schnell
jene Welle dort! — Nicht so! — Durch die hohle Hand!
Da sind hundertmal mehr Töne drin, wie ich auf meiner Palette
habe!" —
Mit unglaublicher Geschwindigkeit nahm der junge Künstler etwas
blaue, grüne und rothe Farbe in den Pinsel, worauf er mit kecken, leichten
Strichen in die Skizze hineinwischte.
„Immer noch zu hart, — immer wieder zu glasig" — murmelte
Branch, sich mit blinzelnden Augen weit zurückbiegend.
Die letzten Töne des Gong waren rerhallt.
„Kommen Sie jetzt zu Ihrer Collegin!" mahnte Wartenfels.
„Eine Malerin an Bord'i" fragte Branch, schnell seine Pinsel auswaschend, in überraschtem Tone.
Der Große nickte belustigt.
„Scheinbar eine ganz bedeutende Künstlerin; sie trägt nur etwas zu
viel Farbe auf.
„Ah," nickte Branch, verständnißvoll das linke Auge zukneisend. „Sie
sind wohl neidisch, mein Lieber?"
Lachend begaben sich Beide hinunter.
Der Kapitän war bei Tisch erschienen, machte in verbindlichster Weise
die Honneurs und beantwortete mit rührender Geduld die merkwürdigsten
Fragen der Damen nach Fahrt und Ankunft feines Schiffes. Im Verlaufe
der Mahlzeit lud er den Ingenieur ein, mit ihm die Gesundheit von Mr.
Andrew und seiner Familie zu trinken.
„Andrews sind wohl schon ein Dutzendmal mit mir gefahren," erzählte
Kapitän Gager; „auf ihrer letzten Reise haben wir sogar den Geburtstag
von Miß Andrew hier an Bord gefeiert. Meine Mannschaft," fügte er

heiter hinzu, „hat den Tag auf alle Fälle noch in bester Erinnerung. Das
Geburtstagskind trug nämlich damals zur Feier des Tages im Damensalon,
den wir in einen Concertfaal umgewandelt hatten, mehrere Lieder vor.
Die übrigen Passagiere folgten dem guten Beispiele, und dieses improvisirte
Concert gefiel derart, daß man es am nächsten Tage gegen Entree wiederholte. Den recht ansehnlichen Betrag erhielten eben meine Leute."
Der Kapitän rieb mit dem Zeigesinger sinnend seine Stirn.
„Warten Sie einen Moment! — Ich glaube, ein deutsches Lied war
es, welches Miß Andrew damals sang und dessen Melodie mir noch lange
im Kopfe herumging. Ich bin nämlich ein großer Musikfreund — Miß
Andrew war übrigens noch so liebenswürdig, die Noten der Schiffs-Bibliothek einzuverleiben."
Die Damen waren aufmerksam geworden und riethen hin und her.
„Mr. Coock!" rief der Kapitän dem am Buffet stehenden Oberste ward
zu. „Holen Sie uns doch, bitte, aus dem Musikzimmer die Noten. Sie
liegen jedenfalls auf dem Clavier.
Als die Notenblätter kamen, suchte der Kapitän eine Weile in denselben
herum, dann rief er:
„Das muß das Lied sein!" und reichte Wartenfels das Blatt.
„Bitte den Text!" riefen mehrere Damen.
Der junge Mann las:
.... Es war, als bätt' der Himmel
Tie Erde still geküßt.
Daß sie im Blüthenschimmer
Von ihm nur träumen müßt . . .
Er glaubte die innige, glockenreine Stimme wieder zu vernehmen und
wurde sich bei der steten Erinnerung an Anna-Belle so recht deutlich bewußt,
wie sehr er sie eigentlich liebte. —
„Weiter, weiter, drängten die Damen!" ....
Wartenfels konnte unmöglich weiter lesen.
Er reichte das Lied seiner Nachbarin.
„Oh! — Schumann! — den liebe ich sehr und habe früher selbst
seine Lieder gesungen."
Die Unterhaltung wendete sich auf musikalisches Gebiet, und die Damen
beschlossen, den Nachmittag ein wenig zu musiciren.
Nach Tisch wurde Wartenfels vom Kapitän zu einem Spaziergang
aufgefordert.
„Waren Sie schon im Maschinenraum?"
„Nein, Kapitän!"
„Da wollen wir mal hinuntergehen."

Beide stiegen langsam hintereinander die schmale eiserne Leiter rückwärts
hinunter.
Die „Louisiana" befand sich um diese Zeit ungefähr in der Höhe der
Bcchama-Jnseln und mußte demnach in der Nacht oder gegen Morgen des
nächsten Tages die Floridastraße passiren, um in den Golf von Mexiko zu
gelangen . . .
Wie eine weißglühende Scheibe sank die Sonne in den Ocean hinab.
Ihre seltsam reflectirenden Strahlen bildeten eine schimmernde Brücke nach
dem Dampfer herüber. Die riesige Wasserfläche lag gleich einer schweren,
bleiernen Masse unbeweglich da. Kein Lüftchen regte sich. Die Temperatur

nahm zu.
Eine Heerde fliegender Fische schnellte sich ganz dicht beim Schiffe aus
dem Waffer heraus, flog einige Secunden neben dem Steamer her und
fiel dann wieder schwerfällig klatschend-in ihr Element zurück.
Wartenfels war wieder an Deck gestiegen, während sein Führer noch
das Zwischendeck besuchen wollte.
Der erste Offizier trat an ihn heran.
„Wo ist der Kapitän, Sir?"
„Vermuthlich noch im Zwischendeck."
„Danke sehr!"
Der Offizier eilte davon . . .
Es war mittlerweile dunkel geworden, aus dem hellerleuchteten Musikzimmer klang ein melancholisches Lied.
Wartenfels zündete sich eine Cigarre an und ging auf Deck umher.
Als er an dem Rauchsalon vorbeikam, erscholl frohes Gelächter.
„Zpssob, Lpssek!^ — lärmten die Stimmen durcheinander.
Dann wurde es mit einem Male ganz stille, und unmittelbar darauf
hörte er die Stimme des Predigers in der Wüste, wie man Mr. Knor
getauft hatte.
„Genügsame Menschen," murmelte Wartenfels im Wciterschreiten.
Eilige Tritte wnrden hörbar.
Ein feuriger Punkt, von der brennenden Cigarre herrührend, kam das
Deck entlang, und bald stand Branch vor ihm.
„Halloh, Wartenfels! — So allein? — Sie versäumen Vieles! Mr.
Knor erklärt da drinnen die NewWrker Polizeiverwaltimg für das erbärmlichste Genndel der Welt!" -
„Du lieber Gott! Das steht doch fast täglich in einer New-Z)orker
Zeitung."
„Gewiß. Komisch ist nur, daß der Sohn vom Polizeiinspector Byrnes,
der die Reise mitmacht, im Rauchsalon ist."
„^Vsll, und was sagt der?"
„Oh, Billy hält sich den Bauch vor Lachen. — Uebrigens, da läutet

mai: schon wieder zum Essen. Man ißt doch auf See wirklich den ganzen
Tag!" -
„Man hat aber auch wirklich den ganzen Tag Appetit."
Bei der Abendmahlzeit ließ Mr. Knox wieder alle Puppen tanzen.
Er erzählte kostbare Anekdoten, machte sich aus Apfelscheiben falsche Zähne,
declcnuirte, aß brennende Korken und erreichte, daß besonders die Damen
Thränen lachten. Man fand aus, daß Ionathan Knor, der soviel zur
Unterhaltung der Passagiere beitrug, eigentlich freie Fahrt haben müsse,
worauf unter stürmischer Heiterkeit sosort eine diesbezügliche Petition an
den Kapitän beschlossen wurde.
Das Essen hatte länger gedauert.
Während die Damen sich allmählich zurückzogen, saßen die Herren der
Schöpfung noch gar lange beim schäumenden Glase Bier, welches in vorzüglicher Qualität an Bord war. Wartenfels, der lange mit dem
Schiffs-Ingenieur geplaudert hatte, befand sich unter den Letzten, welche aufbrachen.
Als er den langen schmalen Gang zu seiner am Ende gelegenen Kabine
herunterging, hörte er flüsternde Stimmen. Eine Thür ösfnete sich halb,
ein voller, weißer Frauenarm wurde einen Moment sichtbar, eine Gestalt
zwängte sich heraus, und der junge Maler stand plötzlich vor ihm.
„Wasserstudien?" fragte Wartenfels leise.
„Still!" hauchte der Andere zurück und verschwand.
In der Nacht wurde Wartenfels plötzlich durch ein polterndes Geräusch aus seinem Schlummer gerissen.
Er rieb sich ermunternd die Augen . . .
Horch! — Noch einmal! — Das Schiff erzitterte und dröhnte.
Er kannte dieses unheimliche Poltern genau; die Schraube, welche
zeitweise keinen Widerstand mehr fand, lief außerhalb des Wassers. Gleichzeitig erhielt er einen seitlichen Stoß, der ihn fast von seinenl
Lager geschleudert hätte. —
Es mußte starker Seegang sein. —
Ueber sich hörte er schwere, mühsame Tritte hin- und herstampfen.
Der Dampfer schlingerte ganz bedeutend.
Wartenfels fuhr rasch in seine Kleider und begab sich an Deck.
Ein Steward stürzte an ihm vorüber, einige unverständliche Worte
ausrufend.
Der Ingenieur erfaßte das Messinggeländer der Kajütentreppe und
wollte hinauf.
„Schlechtes Wetter, Sir!" tönte eine gleichmüthige Stimme hinter
ihm; es war Mr. Knox. — „Vslü — Ich kenne unseren Kapitän, der
würde uns in einem alten Waschfaß durch die Floridastraße bringen! —
Wenn nur," — das wurde leiser gesprochen — „die Maschinen ausreichen."
„Sind denn die nicht stark genug?"
Knor sog bedächtig an seiner kaltgewordenen kurzen Pfeise.

„'Noll! . . . Sie waren ja gestern selbst im Maschinenraum, Sir."
„Ich bin kein Schiffs-Jngenieur," wich Jener, aus.
„Unser Steamer," erläuterte endlich der Glattrasirte vorsichtig, „soll
nach dieser Reise stärkere Maschinen bekommen, weil diese nicht genügen und

außerdem alt sind. Die „Louisiana" stand schon im vergangenen Jahre
auf der Liste für große Reparatur, aber die Compagnie" — hier machte Knor
mit Daumen und Zeigefinger die Pantomime des Geldzahlens.
Wartenfels suchte nun auf Deck zu gelangen.
Die Ausgangsthiir mar verschlossen.
Er schlug mit der Faust dagegen.
„Was giebt's?" donnerte schließlich eine Stimme von außen her.
Gleichzeitig wurde aufgeriegelt.
Der Kapitän, in Gummimantel und Kapuze, von Wasser triefend,
wurde sichtbar.
„Sie sind's, Mr. Wartenfels? Wollen Sie heraus?" Dabei zog er
ihn mit schnellem Griff in das Compa Wuschen herein.
Der scharfe, salzige Gischt sprühte dein Herantretenden wuchtig in das
Gesicht. Auf dem Deck stand das Waffer bereits zollhoch. Ein Seil zum
Festhalten war mittschiffs gespannt.
„Nehmen Sie mal den Wettermantel vom Stuhl!" . . .
So,"
„v^u. . . .
„Festhalten! An der Eisenstange!" schrie der Kapitän, mit seiner
Stimme gegen den heulenden Wind kämpfend.
Eine starke See schlug massig gegen die Wände des Hänschens, daß
dieselben krachten und zitterten.
Die „Louisiana" legte sich stark auf die Seite, richtete sich aber sogleich
wieder auf.
Auf dem festgemachten Tische lag eine bunte Schiffskarte.
„Hier sind wir jetzt!" rief der Kapitän, mit dem Finger auf einen
durch eine rothe Nadel mnrkirten Punkt zeigend. „Wir hoben immer noch
schlechten Wind! — Fast directen Westwind! — Da drüben liegt die Küste.
Da dürfen wir nicht zu nahe herankommen! . . .
Wartenfels blickte auf den Barometer.
Das Instrument zeigte ein Minimum.
„Der geht schon wieder herauf!" schrie der Kapitän tröstend.
Eine ungeheure See kam über Deck gefegt.
Die gewaltige Wassermasse schlug zum Theil auf das Oberlicht.
Unwillkürlich blickten beide Männer besorgt nach oben.
Das mehrere Zoll dicke Glas hielt glücklicherweise den riesigen Druck
aus. Die Bewegungen des Dampfers wurden immer heftiger nnd unregelmäßiger. Er arbeitete mühsam; die Schraube kam kaum mehr ordentlich
in das Waffer hinein.
„Wenn nur die Schraube hält, Kapitän!"

„Die ist ja ganz neu!" gab dieser gelassen zurück.
Das Waffer kam nun auch hier herein; ein Seitenlicht war zerschlagen
worden.
„Sie müssen wieder herunter, Wartenfels! Es kann hier oben ungemüthlich werden," rief der Kapitän in das Ohr des jungen Mannes.
„Ich muß auch wieder auf die Brücke!"
Damit schob er Wartenfels hinaus und tastete sich mit vorgebeugtem
Oberkörper am Seile entlang zur Commandobrücke, woselbst sich der erste
Offizier befand, den man angebunden hatte.
Es wurde noch ärger . . .
Das Schiff nahm stetig Wasser über.
Man hörte die Pumpen mühsam arbeiten.
Durch die brausenden Windstöße drang kaum vernehmlich die trillernde
Pfeise des Bootsmannes.
Eine See donnerte von rückwärts heran, brach sich krachend und
schäumend an der Schanzverkleidung und warf den langsam Schreitenden
an die Thür des Rauchsalons heran.
Wartensels erfaßte gedankenschnell den Thürring, schob den Riegel
zurück und riß die Thür auf, welche schallend hinter ihm zuflog.
Er fand die Passagiere fast vollzählig versammelt.
Alles war reisefertig.
Man konnte ja nicht wissen!
Mehrere Damen schluchzten laut.
Einige nervös erregte Herren versuchten hin- und herzulaufen, mußten
aber schleunigst festen Halt suchen.
Der Morgen dämmerte allmählich herein.
Ein fahles Licht verbreitete sich quälend langsam über den ganzen
Horizont, während der Sturmwind tiefgraue Wolkenmassen durcheinander trieb.
Plötzlich ertönte der Schisfstelegraph . . .
Die Maschinen gingen schwächer . . .
„Es ist Etwas gebrochen!" rief Iemand halblaut.
Alles schwieg lauschend.
Wieder klingelte der Telegraph.
Die Passagiere sahen sich rathlos an.
Eine unheimliche Pause entstand.
Da singen die Maschinen wieder an stärker zu arbeiten.
Die Thür sprang auf, der Kapitän trat ein. Das Seewasser lief in

kleinen Bächen an seiner Kleidung herunter.
„Meine Damen und Herren," erklärte der Führer der „Louisiana", es
ist absolut kein Grund sich zu beunruhigen. Wir machen soeben eine kleine
Cursändenmg. In einer Stunde, denke ich, sind wir im Golf von
Mexico."
Die Thür schlug wieder zu.

„Bravo, Kapitän!" rief Ionathan Knox, und gleichzeitig begann die
peinvolle Beklemmung, welche auf den Passagieren gelastet hatte, langsam zu
weichen. Man athmete wieder auf.
Die See ging zwar noch sehr hoch, die Bewegungen des Steamers
waren jedoch durch den veränderten Curs bedeutend ruhiger sowie gleichmäßiger geworden.
Man steuerte gerade in vorsichtigem Bogen um die Halbinsel Florida
herum. Als zum Frühstück gerufen wurde, befand sich die „Louisiana" bereits in den Gewässern des Golfes.
Die Frühstückstafel wies allerdings große Lücken auf. Sämmtliche
Damen hatten sich wieder in ihre Kabinen zurückgezogen, um die Nerven,
denen man nächtlicherweise so überaus viel zugemuthet hatte, wieder in das
nöthige Gleichgewicht zu bringen.
Die gutmüthige Stewardeß, selbst noch ein Abbild des ausgestandenen
Schreckens, eilte geschäftig hin und her, auf dem klirrenden Tablet die
verschiedenen Beruhigungsmittel tragend.
Die Herren hatten sich zusammengesetzt. Gemeinsame Erlebnisse erfordern auch vereinten Gedankenaustausch. Man hatte sich einen tüchtigen
steisen Toddy bestellt und besprach lebhaft die Ereignisse der letzten Stunden.
„Gentlemen!" stöhnte ein älterer wohlbeleibter Herr, mit seiner reichberingten dicken Hand über den kahlen Schädel streichend, „ich fahre heute
bereits das zehnte Mal auf dieser Linie und kenne Etwas von dem Fahrwasser. — Gott verdamm' mich, wenn wir nicht höllisch nahe an der Küste
Heranwaren! Der Westwind, den der Teufel holen soll, hätte uns in der
Nacht beinahe einen schlimmen Streich gespielt!"
„Das erste Glas dem Kapitän," rief Wartenfels mit lauter Stimme,
worauf die dicken rauchenden Gläser in kräftigem Einverständnisse gegeneinanderstießen.
„Ein Glück nur, daß die Schraube ausaehalten hat," siel ein anderer
Paffagier ein, „sonst säßen wir aller Wahrscheinlichkeit nicht um diesen
famosen Trank. Nicht wahr, Mr. Coock?"
Der Ober-Steward lächelte geschmeichelt.
Er beaufsichtigte nach alter guter Schiffssitte stets persönlich die Mischung
der mannigfachen Getränke, und ein Coock'scher Toddn war noch stets das
Entzücken der Kenner gewesen.
Endlich brachen die Herren auf. Es galt, den versäumten Schlaf
wieder einzubringen.
Als Wartenfels seine Kabine aufsuchte, bemerkte er an einem improvuirten Tisch Mr. Ionathan Knox und zwei andere Passagiere beim Poker.
„Im Rauchzimmer ist es zu naß!" rief der Glattranrte dem Vorbeigehenden zu.
Die See ging nicht mehr hoch.

Schwärme ron Möven flogm von der Landrichtung herüber, sielen ein
oder begleiteten auf graziösen Schwingen das Schiff, welches, eine dicke,
qualmige Rauchsäule hinter sich lassend, unaufhaltsam vorwärts dampfte.
Am Morgen des nächsten Tages bot sich der Schiffsgzsellschaft ein
überraschender Anblick.
Das Meer war nur schwach bewegt und leuchtete in jenen intensiv
tiefblauen Farben, die man leicht geneigt ist, auf Bildern mit dem Prüdica:
„unnatürlich" abzufertigen.
Dieses Blau, nur bedeutend abgetönter, zeigte auch der heitere
Himmel, an welchen: hin und wieder einige duftige, weiße Wölkchen sichtbar
waren. Das freundliche Bild beschien eine goldme Morgensonne. Die
gesammte Passagierwelt hatte sich auf Deck eingefunden.
Es hatten sich verschiedene Gruppen gebildet, in denen es äußerst lebhaft zuging. Die überstnndene Gefahr hatte die Menschen näher gerückt.
Jeder fühlte sich veranlaßt, seine Special-Eindrücke mitzutheilen, und somit
entstand eine frohe Lebendigkeit, welche nach dem Voraufgegangenen doppelt
angenehm wirken mußte.
Auf der Nehling der rückwärtigen Schanzverkleidung saß der Schiffszimmermann mit seinem Gehilfen, die entstandenen Schäden eilig provisorisch
ausbessernd. Matrosen machten die locker gewordenen Boote wieder fest.
Ein Boot fehlte.
Es mar weggeschlagen worden.
Am Eingang zum Maschinenraum stand Kapitän Gager, seine
Cigarette rauchend.
Wnrtenfels kannte die Schiffs-Etikette zu gut, um den Führer der
„Louisiana" anzusprechen, und wollte grüßend vorbei.
Mr. Gager kam jedoch auf ihn zu und fragte händeschüttelnd:
„^Vsll, ausgeschlafen?"
Wartenfels bejahte und erkundigte sich nach den Maschinen.
„Alles vortrefflich! Nicht einmal übermaßig warm gelaufen! Nun,

es mar, Hofs ich, ihre letzte große Anstrengung. Das Schiff erhält neue
Maschinen. Wir verlieren leider durch die letzte Nacht so gegen 15 Stunden,
die sich beim besten Willen nicht wieder einbringen lassen!"
Eine farbige Zofe brachte einen Schiffsstuhl, belegte denselben mit
Decken nnd rückte ihn nn die Sonne.
Unmittelbar darauf erschienen zwei distinguirt aussehende Damen.
„Miß Gleney mit ihrer Gesellschafterin," bemerkte Gager leise.
Die Herren nahmen die Mützen ab.
Die genannte Dame wendete den Kopf herüber und dankte mit anmnthigem Lächeln.

„Eine Freundin von Miß Andrew," erzählte der Kapitän leiie. „Sie
ist das einzige Kind eines enorm reichen Plantagen-Besitzers in Louisiana.
Das wäre Etwas für Sie, Mr. Wartenfels! — Kommen Sie, ich will
Sie vorstellen."
Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Mr. Gager auf die beiden Damen
zu und machte seinen Begleiter bekannt.
Hierauf empfahl sich der Kapitän bald.
Wartenfels sprach zunächst seine Verwunderung aus, die jungen Damen
erst jetzt zu sehen.
Die beiden Amerikanerinnen sahen sich verständnißvoll an.
„Oh," klagte Miß Gleney, während eine feine Röthe ihr Gesicht färbte,
„ich muß mich wirklich schämen, eine Amerikanerin zu sein! — Ich leide
nämlich ron der Abfahrt bis zur jeweiligen Ankunft des Schiffes an der
Seekrankheit. So habe ich auch dieses Mal erst heute meine Kabine verlassen können. Die letzte Nacht," fügte die junge Dame unter leichtem
Lächeln bei, „hat aber auch meine ohnehin geringe Seefestigkeit auf eine zu
harte Probe gestellt!
Sie gehen auch nach New-Orleans oder noch weiter, Mr."
„Wartenfels", half der Ingenieur.
„Wir kommen ron Washington und wollten ein paar Tage in Ncw-Fork bei Verwandten bleiben. Da die ,Louisianc^ aber schon am anderen Tage segelte und wir immer gern mit Kapitän Gager fahren, blieb mir
leider diesmal keine Zeit, meine Freundinnen in der City zu sehen.
Haben Sie den Winter dort verlebt, Mr. Wartenfels?"
Dieser bejahte.
„Dann müssen Sie mir ein wenig erzählen: ich habe da so viel
Bekannte. Aber wollen Sie sich nicht zu uns setzen?"
Wartenfels zog einen Stuhl heran und berichtete von seinen geselligen
Erlebnissen im vergangenen Winter. Bei Erwähnung des Andrew'schen
Festes unterbrach Miß Gleney im bedauernden Tone:
„Wie gerne hätte ich diesen Ball mitgemacht! Wir waren aber leider
am gleichen Tage zum Empfang im Weißen Hause."
„Sie sind mit Miß Andrew befreundet?"
„Sogar sehr gut. Anna-Belle kenne ich seit" — Miß Gleney zählte
lächelnd — „zwölf lahren. Leider kommt ihre Familie in letzter Zeit so
selten nach dem Süden, daß wir uns nur wenig zu sehen bekommen.
Denken Sie sich übrigens mein Pech! Als wir noch in der Bai waren,
soll Annie mit ihrem Bruder Harry in einer Aacht gesehen worden sein.
Ich lag unglücklicher Weise bereits wieder auf dem Sopha meiner Kabine,
und Mrs. Wood wollte mich nicht stören."
Die Gesellschafterin blickte ron ihrem Buche auf, grisf nach dem Lesezeichen und entgegnete lächelrd:

„Es hätte wohl auch zu lange gedauert, ehe mir an Deck gekommen
wären."
„Mß Andrew wird das gewiß noch sehr lange bedauern," wollte
Wartenfels ablenken.
„Hat denn Miß Andrem noch mehr Bekannte an Bord?" forschte die
junge Dame. . . .
„Ein Schiff! — Ein Schiff!" — riefen mehrere Passagiere — Alles
drängte sich mit Ferngläsern nach der Seite zu, wo der Ingenieur mit den
Damen saß, und überhob ihn somit der Antwort.
Das Fahrzeug, ein französisches Vollschiff, kam ziemlich dicht an die
„Louisiana" heran. In eine Fluth meißer Leinwand gehüllt, wiegte sich der
elegante langlinige Bau mit feinen drei schlanken Masten vorüber.
Man wechselte die üblichen Signale, während die Flaggen der beiden
großen Schwester-Republiken dreimal zum Salut gedippt wurden.
„Herrliches Bild!" rief Wartenfels aus. „Ein gewaltiges Stück ron
der echten Poesie des Seelebens ist doch den Menschen mit dem Dampf
hinweggenommen. Das immer seltener werdende Segelschiff und die
schwindende Postkutsche bilden für mich immer die mehmüthigen Ueberreste
einer gemüthvolleren Zeit."
,,^1l ri^Kt, Vir!" bemerkte der hinzutretende Kapitän lachend, „nur
gehen eben die beiden genannten Institute etwas langsam. Unser Freund,
Mr. Branch, ist gerade eifrig damit beschäftigt, den Franzosen auf seine
Leinewand zu kriegen. Auf Bildern macht sich ja so ein Segelschiff entschieden ganz schön! Beiläufig, Sie sollten heut zum Lunch erscheinen.
Miß Glenen!"

„In der That, das wäre eine Idee! Dann müssen mir aber —
setzte sie mit einem schnellen Blick auf die kleine Uhr hinzu — aufbrechen
und Toilette machen."
Die Damen erhoben sich.
„Auf Wiedersehen, Mr. Wartenfels, auf Wiedersehen, Mr. Gager!"
Man trennte sich.
Genau achtundvierzig Stunden später fuhr die „Louisiana" bei
herrlichstem Wetter den Mississippi herauf. Zu beiden Seiten des Riesenstromes lagen blühende Plantagen mit prächtigen Landhäusern. Ein
Regierungskutter, welcher nebenbei noch die rothe Sanitätsflagge zeigte,
legte bei.
Der Arzt stieg an Bord.
Mit ihm kam ein bejahrter, freundlichblickendor Herr, der auf den
Kapitän zuging und ihn nach herzlicher Begrüßung fragend ansah.
„Da ist Mr. Wartenfels!" rief Gager.
Beide gingen auf den Ingenieur zu.

„Willkommen im Süden!" rief der Neuankömmling mit ausgestreckter Hand.
„Mr. Peddleton," ergänzte der Kapitän.
Freudig überrascht ergriff Wartenfels die dargebotene Rechte, und bald
befanden sich Beide im eifrigsten Gespräch.
Der Arzt verließ das Schiff.
Der Kapitän eilte auf die Brücke.
Hell klingelte der Telegraph. . . .
Die Maschinen gingen langsam. . . .
Kurze Commandoworte schallten durch das Sprachrohr.
Die Kolben drehten sich immer träger, man hörte noch einmal den
Telegraphen, unmittelbar darauf stand die Maschine.
Der Dampfer wurde unter lautem Gebrüll von ein paar Dutzend
buntgekleideten Negern festgemacht.
Eine große, letzte Verabschiedungs-Scene erfolgte.
Breite Verbindungsbrücken wurden schnell zum Quai hinübergeschoben.
Kleine Karren mit dem Schiffsgepäck rollten darüber.
Die Passagiere verließen das Schiff.
Bagage-Träger liefen hin und her.
Schreiende Zeitungs-Verkäufer drängten sich an Bord; überall herrschte
jenes typische Leben und Treiben, welches die Ankunft oder Abfahrt eines
großen Schiffes mit sich bringt.
Wartenfels begab sich schnell zum Kapitän, um ihin Lebewohl zu sagen.
Beide Männer hatten sich liebgewonnen.
Darauf verabschiedete er sich von Miß Gleney und den übrigen Reisegefährten. Ms der Ingenieur endlich mit Mr. Peddleton nnd dem Maler
zur Landungsbrücke schritt, bemerkte er zufällig Mr. Jonathan Knox, der
mit verschränkten Armen über das Geländer blickte und seine unzertrennliche
Kalkpfeife in das Gewimmel hineindampfte.
Das ist auch so eine der vielen charakteristischen Erscheinungen der
Union, dachte Wartenfels, sich umblickend.
Man hatte diesen Mann als Zeitvertreib benützt, stets waren die
Lacher bereitwilligst auf seiner Seite gewesen, er mar bejubelt worden, —
jetzt kümmerte sich Niemand mehr um ihn.
Eine gefallene Größe!
Derartige Menschen sind gewissermaßen als Repräsentanten der vox
populi aufzufassen, denen man in stillschweigender Übereinkunft das Recht
zugestanden hat. Alles zu sagen, was ihnen beliebt. Nur eine gewisse
Dosis Witz und Schlagfertigkeit verlangt das stets dankbare Publicum.
Der stets zu Tage tretende breite Humor der großen amerikanischen Nation
schützt diese Existenzen während ihrer Thätigkeit. — —
Mr. Branch nahm nun auch Abschied.
„Auf Wiedersehen, Mr. Wartenfels! — Zur Erinnerung an die Reise!"

Mit den letzten Worten schob der Maler ihm schnell ein kleines
flaches Packet in die Tasche — „Ich bleibe vorläufig in St. Charles' Hotel
und hinterlasse dort auf alle Fälle meine zukünftige Wohnung. Leben Sie
wohl, meine Herren!" —
Ein Buggy mit zwei edlen langrückigen Trabern hielt etwas abstits.
„Können Sie einige Meilen weit fahren, oder wollen Sie rorher im
Hotel ausruhen und speisen?"
„Ich fahre sogar sehr gern, Mr. Peddleton, und bin absolut nicht müde."
Ein in Bereitschaft stehender Neger sprang auf einen Wink heran.
„Besorge das Gepäck dieses Herrn und komme mit Deinem Wagen
nach, Iimmy!"
Der farbige Kutscher sah sich fragend um, die Pferde wurden unruhig.
„(Zo — cm!" — rief Peddleton, und der leichte Wagen rollte davon.

Fünftes Capitel.

New-Orleans ist sowohl die bedeutendste als auch eigenartigste Stadt
der amerikanischen Südstaaten. Ohne ihren landesüblichen Anstrich zu rerlieren, besitzt die Hauptstadt der Provinz Louisiana durch die rerschiedenartige

Nationalität ihrer Bewohner einen durchaus kosmopolitischen Charaktev.
Einen größeren Procentsatz der Bevölkerung, gewissermaßen die
Aristokratie der Einwohner repräsentiren die Creolen, jene Nachkommen der
alten französischen und spanischen Colonisten. Diese historischen Familien
bewohnen noch größtentheils den ältesten Stadttheil, in welchem auch das
ftanzösische Idiom ausschließlich vorherrschend ist.
Der Fremde, die altehrwürdigen Häuser mit dem traditionellen französischen Gitterbalkon betrachtend, wird jedenfalls nicht ohne überraschende Entdeckungen aus diesen interessanten Straßen in sein modernes vielstockia.es
Hotel zurückkehren.
In meilenweitem Bogen um die Stadt herum liegen, gewöhnlich dem
Laufe des Mississippi folgend, die zahlreichen Besitzungen der reichen Familien.
Auch die Plantagen, welche Mr. Andrew besaß, umfaßten, ziemlich
zusammenhängend, eine halbmondförmige, größere Biegung des Riesenstromes.
Auf der größten Plantage, dem Ocean-Haus, befand sich das uralte
prächtige Wohngebäude der Familie, dessen einer Seitenflügel dem Generalvertreter überlassen worden war. Näher an die Stadt gelegen war die
Welham-Plantage, wo ebenfalls ein comfortables Wohnhaus stand. Außerdem gehörten noch drei kleinere Anpflanzungen zu dem großen Complex;
diese wurden jedoch nach einer Art Pacht-System durch selbstständige
Manager verwaltet . . .
Der Wagen mit seinen beiden Insassen näherte sich dem Ocean-Haus.
Es war ein mächtiges regelmäßiges Niereck aus grauem Sandstein, um

welches eine hohe Galerie von Marmorsäulen lief. An der Frontseite, nach
dem Strome zu, befaß der Bau einen breiten, verschnörkelten Eisenbalcon.
Das Haus stand in einem sehr großen uralten Park, durch dessen Urwüchsigkeit man lediglich breite Wege gebahnt hatte.
Effectvoll hoben sich die tiefdunklen Pinien ron dem hellen Marmor
der Säulen-Galerie ab, und der balfamische Geruch wahrer Wälder von
Citronen- und Magnolien-Bäumen durchduftete die Luft.
Der Wagen rollte auf guterhaltener Straße an dem Strome entlang,
dessen reißende Fluthen man auf alle mögliche Weise einzudämmen suchte.
„Hier können Sie nun gleich Ihre Kunst beweisen, Mr. Wartenfels,"
sagte fein Begleiter, nach dem Strome weisend, „fast alljährlich wird uns
bei den Ueberschwemmungen ein Stück von dem schmalen Landstreisen weggespült."
Man umfuhr das Viereck in weitem Bogen und hielt an der Freitreppe. Farbige Diener eilten herbei.
Ein alter weißköpfiger Neger in schwarzer Kleidung kam langsam heraus
und grüßte mit devoter Handbewegung.
„Sie kennen sicherlich den alten Iosua in New-Aork?" fragte Mister
Peddleton lächelnd.
„Gewiß Mr. Peddleton!" —
„Dies ist hier sein leiblicher Bruder, Benjamin, unser Haushosmeister.
Eine — höchst wichtige Persönlichkeit, — er hat unter Anderem den
Kellerschlüssel."
Wartenfels reichte dem würdigen Weißkopfe freundlich die Hand.
Die Herren betraten die große gewölbte Halle, von der aus eine riesige
Marmortrevve in die oberen Räume führte.
„Essen wir im Freien, Benjamin?"
„Ia, Herr! — Vorn in der Gallen« ist der Tisch gedeckt!"
Nachdem der Reisestaub entfernt worden, begaben sich Beide durch eine
mächtige Glasthür nach vorn, wo eine blumengeschmückte Tafel einladend bereit stand.
„Blumen haben wir hier bei nns im Ueberfluß und in den schönsten
Exemplaren, das hat Ihnen jedenfalls schon Miß Andrew erzählt, welche
ja den Wintergarten in New-Dork unter besondere Obhut nimmt. Aber
wir rerfügen auch über andere seltene und gute Producte."
Dabei blinzelte der joviale Sprecher vergnügt nach dem blanken Kühler,
aus welchem dickköpfige Flaschen neugierig hervorschauten.
Mr. Peddleton ergrisf eine derselben, hob den Korken und goß langsam seinem Gaste ein.
„Im Namen von Mr. Andrew heiße ich Sie hier willkommen, Mr.
Wartenfels!"
Das Mahl, einfach aber gut zubereitet, näherte sich seinem Ende.

Der junge farbige Diener brachte Kaffee, Cigarren nebst verschiedenen
Spirituosen herbei und entfernte sich.
Mr. Peddleton blies bedächtig den blauen Rauch seiner Cigarre von
sich und begann:
„Sie werden sich vielleicht wundern, Mr. Wartenfels, daß ich schon
so bald über unsere Geschäfte zu reden anfange, aber je früher Sie mit
den hiesigen Verhältnissen vertraut sind, desto lieber wird es Ihnen ja
schließlich selbst fein. Ich habe Sie deshalb auch gebeten, den Wagen anstatt der Bahn zu benützen, weil gerade der von uns zurückgelegte Weg
fast ausschließlich über Erde führt, welche Mr. Andrew angehört.
Sie haben ja gesehen, es ist ein tüchtiges Stück Land, somit auch ein
tüchtiges Stück Verantwortung für uns. Deshalb ist es mir auch sehr
lieb, daß mir Mr. Andrew endlich eine jüngere Kraft hierher geschickt hat.
Ich allein bin natürlich leider nicht mehr im Stande, so thätig zu
sein, wie vor etwa fünfundzwanzig Iahren, da ich hierherkam. — Auch hat
sich ja der Besitz inzwischen nicht unbedeutend vergrößert."

Wartenfels, welcher den Ausführungen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, blickte den Sprecher prüfend an.
Die warmherzige, entgegenkommende Art, durch welche sich der Amerikaner des Südens von dem Bewohner der Nordstaaten unterscheidet/ war
verschwunden. Der kaltblütige, trockene, energische Geschäftsmann hatte jetzt
die Oberhand gewonnen.
So ungefähr mußte die Persönlichkeit beschaffen sein, welche auf diesen,
schwierigen Posten so lange Iahre unermüdlich die Interessen des New-Dorker
Millionärs vertrat.
„Ich denke nun," fuhr Mr. Peddleton fort, „daß Sie zunächst auf
der Welham-Plantage bleiben, weil diese näher an der Stadt heran liegt.
Sie haben von dort täglich eine Anzahl Züge, welche in fünf bis zehn
Minuten nach der Stadt fahren; somit bleiben Sie in guter Verbindung
mit der Zuckerfabrik, welche ja als Chemiker uud Ingenieur Ihr gleichzeitiges
Iuteresse beanspruchen wird. Gerade über die dort aufgestellten Maschinen,
welche jetzt Verbesserungen erhalten sollen, möchte ich so bald wie möglich
Ihr Urtheil haben.
Die Angestellten werden wir noch heute sehen, da ich gewöhnlich am
Schluß der Woche in die Stadt fahre. Wir können nun," bemerkte der
alte Herr, seine Uhr ziehend, „wenn Sie nicht zu müde sind, über die
Felder nach Ihrer neuen Heimat gehen, woselbst das Gepäck hoffentlich bereits eingetroffen sein wird."
Die Herren brachen auf.
Man schritt zunächst den Strom entlang.
„Hier beginnen gleich die uns gehörigen Reisfelder," erklärte Mr.
Peddleton. „Wir verringern aber alljährlich den Anbau, weil die Pflege
zu viele Arbeitskräfte erfordert und sich selbst dann nnr selten lohnt. Der

Reis ist eben bekanntlich ein penibler Bursche. Während er wächst, genügt
ihm die stärkste Regenperiode nicht, man muß immer noch künstlich bewässern.
Sie sehen hier überall die kleinen Canäle und Abtheilungen, während der
Ernte ist er dann wieder so wasserscheu, daß ein paar Regentage das ganze
Geschäft verderben können."
Man hörte rasche Hufschläge.
Ein Mann galoppirte auf die Beiden los.
„Halloh, Awkins!" rief Mr. Peddleton dem staubbedeckten Reiter entgegen, welcher, sich rückwärts legend, ruckartig das dampfende Pferd parirte
und an seinen breiten Strohhut faßte.
„Wo wollen Sie hin?" . . .
„Zur Reismühle, Sir, und dann wieder zurück nach Welham-Plantage,"
war die überlaute Antwort.
„Wann zahlt Ihr den Lohn drüben aus?"
„Voll." — der Mann dachte nach — „in einer Stunde etwa!"
„Da können wir gleich dabei sein," wandte sich der alte Herr an den
Ingenieur, der unterdessen Pferd und Reiter gemustert hatte.
Der Reiter war ein sehniger, verwegen aussehender Mensch, mit braungebranntem Gesicht und Nacken, sowie lang herunterhängendem Schnurrbart.
Er trug ein loses Flanellhemde, Gamaschen aus Rindsleder und saß auf
hohem, reich plattirtem mexikanischen Sattel.
Das Pferd, ein bildschöner, selten kräftiger Mustang, biß zeitweise
tückisch nach den Beinen seines Reiters, oder schnappte auch mit weit
zurückgelegten Ohren um sich und suchte irgend Etwas zu fassen.
Dabei stieß der Gaul ab und zu ein boshaftes, kicherndes Gewieher
aus. —
„Wie lange hat der schon den Sattel auf dem Buckel, Awkins?"
fragte der General-Vertreter.
„Vsll!" — wieder eine unendliche Pause — „vor vier Wochen steckte
er noch in der Heerde, Sir!"
Die Herren sahen sich überrascht an.
Man trennte sich wieder.
Der Reiter war nach wenigen Augenblickeu in einer Staubwolke
verschwunden.
„Dieser Mann war früher comdo? und ist jetzt nach der Welham-Plantage stationirt. Wir ziehen nämlich unseren Bedarf an Pferden und Manlthieren selbst. Awkins hat die Zucht unter sich und ist gleichzeitig
Aufseher und eine Art Zahlmeister. Ich habe überhaupt das Princip auf
den Plantagen, mit möglichst kleinem Aufsichts-Personal zu arbeiten.
Viele Leute machen blos Confusionen. Lieber zahle ich mehr Lohn,
allerdings müssen dann die Aufseher auch tüchtig sein. So werden Sie
beispielsweise in Ihrem neuen Aufenthaltsorte nur den Verwalter, ferner
Awkins und einen älteren farbigen Vormann finden. Außerdem wohnt

noch dort der Zuckerdirector, wie ihn die Neger nennen; Mr. Breddon ist
aber den ganzen Tag in New-Orleans und kommt gewöhnlich erst mit
einem späten Zuge zu feiner Frau zurück. Er ist der einzige verheirathete
Beamte."
Mr. Peddleton blieb stehen und hob den Bambusstock.
„Hier beginnt nun abwechselnd Baumwolle und Zuckerrohr.
Unsere Baumwolle dürfte wohl zu der besten gehören, welche in der
ganzen Welt geliefert werden kann, und übertrifft in allen drei Sorten —

wir haben überhaupt nur die bessere: Los, Koock und fair — sogar die
westindische, welche durch mangelhafte Reinigung noch mehr Abgang hat.
^sll, ich denke, das Geschäft ist Ihnen von Süd-Amerika bekannt;
speciell Brasilien ist eine große Concurrenz für uns."
Man ging weiter und überschritt auf einer primitiven Brücke den
ziemlich wasserreichen Bach, der aus einem kleinen, von Maulbeerbäumen
umfaßten glitzernden Weiher zu kommen schien. Hart an diesem Wasser
erhob sich ein Compler heller, freundlicher Gebäude. Das größte davon
war ein zweistöckiger Granitbau, den ein paar dicke Thürme flankirten.
Etwas entfernt davon standen langgestreckte niedrige Lehmbauten, die
Wohnungen der permanent angestellten Plantagen-Arbeiter enthaltend.
Ter Pfad bog scharf nach links ab und führte über weite Zuckerrohr-Pflanzungen nach der, von einem hohen Pallisadenzaun umgebenen Ansiedelung.
Nach kurzer Zeit war das Ziel erreicht, und die Eintretenden schritten
durch das geösfnete Thor in einen tennenartig gestampften Hosranm.
Hier standen in zwei langen Colonnen die Arbeiter bereit, ihren Wochensold zu empfangen.
Auf die freundliche Begrüßung Peddletons erscholl ein vielstimmiges:
„Guten Abend, Herr!"
Wartenfels betrachtete sich die Männer.
Es waren ausnahmslos kräftige, muskulöse Gestalten in reinlicher
Kleidung, die da drüben leise murmelnd und nach Negerart lebhaft gesticulirend, auf die Auszahlung warteten.
In einer Gruppe zusammen stand ein kleiner Trupp Weißer.
Man mußte schon scharf zusehen, um unter diesen, von dem obligaten
Riesen-Strohhut beschatteten braun gebrannten Burschen eine Nationalität
feststellen zu können.
„Es sind größtentheils Mexikaner und Spanier," erläuterte der alte
Herr, seine Gedanken errathend. „Sehr intelligente Leute, nelche ich für
die Bedienung der Feldmaschinen benöthige; leider gelingt es nicht, zwischen
ihnen und den Farbigen ein dauerndes Einvernehmen herzustellen."
„Eisersucht und Rassenhaß!" bemerkte Wartenfels.
Der Generalvertreter nickte zustimmend.

Ein breitschultriger Mann erschien in der offenen Hausthür und kam
rasch auf die Beiden zu.
„Da kommt der Verwalter," sagte Mr. Peddleton.
„Guten Abend, Gentlemen!" grüßte eine Baßstimme.
„Guten Abend, Mr. Hurst. Mr. Wartenfels, dieser Herr ist der
Verwalter von Welham-Plantage."
Hurst trat an den Ingenieur heran.
„Willkommen, mein Herr!"
Die beiden Männer gaben sich die Hand.
Awkins erschien mit einem klirrenden Lederbeutel in der Hand. Ein
Holztisch nebst Stuhl wurden unter das weit herüberhängende, Schatten
spendende Hausdach gestellt.
Der Zahlmeister der Plantage setzte den Geldsack wuchtig auf die
Tischplatte, nahm ein langes Buch unter dem linken Arm hervor, zog seinen
Revolver aus der hinteren Hosentasche und legte denselben vor sich hin.
Die Auszahlung begann.
Jeder aufgerufene Arbeiter quittirte seine Namensnennung mit lautem
„hier", empfing das ihm gebührende Geld und machte sein Kreuz. Einige
ichrieben ihren Namen.
Es herrschte eine wohlthuende Stimmung unter den Leuten.
Wartenfels rerglich unwillkurlich diese fröhlichen, selbstbewußten Menschen
mit den Grubenarbeitern in Brasilien.
Was waren da unten für elende, armselige und verkommene Geschöpfe
gewesen!
Tie Arbeiter hatten nunmehr ihren Lohn erhalten und zogen gruppenweise nach dem dicht gelegenen Store, wo sie sich gewöhnlich am Schluß
der Woche bei den Klängen des Banjo oder ihrer eigenthümlichen, schwermüthigen Lieder einen Extra-Whisky gönnten.
Mr. Peddleton führte den Ingenieur in dessen Wohnung hinauf.
Eine Reihe behaglich eingerichteter Zimmer, zum Theil nach dem
Mississippi gelegen, stand dem Ankömmling zur Disposition.
Nach längerer Rast begaben sich die beiden Herren im Bnggy zur
Eisenbahnstation, um nach der Zuckerfabrik zu fahren.
Daselbst lernte Wartenfels den Director, die beiden Ingenieure, sowie
den ersten Chemiker kennen, und nach kurzer Zeit begab sich die kleine
Versammlung in das neuerbaute Maschinenhaus, in die Lagerräume und
die Werksäle, um Wartenfels einen flüchtigen Ueberblick der großen Anlage
zu geben.
Aufmerksam hörte derselbe die Erläuterungen der rerschiedenen Führer
an, versuchte dabei auch, durch wiederholte Fragen einen möglichst schnellen
Einblick zu gewinnen, vermied es hingegen sorgfältig, ein bestimmtes Urtheil
abzugeben, obwohl ihm dies verschiedentlich nahe gelegt wurde.
Der Generalvertreter hatte den Beamten, die von der Ankunft des

Neuangekommenen bereits unterrichtet waren, in seiner freimüthigen Art
mitgetheilt, daß man den jungen Ingenieur zu seiner Entlastung hergeschickt

habe und daß derselbe von Mr. Andrew mit ähnlicher Vollmacht betraut
wäre, wie er selbst.
„Ich ersuche Sie daher, Gentlemen," schloß Mr. Peddleton, «jedem
Wunsch, den Mr. Wartenfels in geschäftlicher Beziehung äußert, in der
weitgehendsten Weise Rechnung zu tragen!"
Der Director begrüßte Wartenfels zunächst, indem er die Hoffnung
aussprach, daß ihre geschäftlichen und persönlichen Beziehungen stets die
günstigsten sein möchten.
„Um so mehr," setzte Mr. Braddon lächelnd hinzu, „als wir auch
Nachbarn auf der Welham-Plantage geworden sind. Also gute Nachbarschaft, Mr. Wartenfels."
Der Mann machte trotz seiner Liebenswürdigkeit keinen guten Eindruck
auf Wartenfels. Ohne besonders viel auf Aeußerlichkeiten zu geben, war
ihm ein gewisser spöttischer Gesichtsausdruck im Verein mit der unnatürlichen Freundlichkeit des Directors durchaus unsympathisch.
Die schrille Dampfpfeise, welche den Schluß des Geschäftes anzeigte,
erinnerte an den Aufbruch.
Mr. Peddleton, der Director und Wartenfels benützten die Bahn,
um gemeinsam nach der Welham-Plantage zurückzufahren. Hier verabschiedete sich Mr. Braddon von den Beiden, welche den Wagen bestiegen,
der die Herren nach dem Ocean-Haus brachte.
Das Essen wurde diesmal in dem Speisezimmer, dessen Wände mit
den Bilder n der Familie Andrew geschmückt waren, servirt.
Wartenfels war schweigsam.
Obwohl von einer falschen Bescheidenheit völlig frei, hatte er dennoch
das unbehagliche Gefühl, als habe man ihn überschätzt.
Seinem Gegenüber siel die andauernde Zurückhaltung des jungen
Mannes auf.
„Nun, Mr. Wartenfels," fragte er, „welchen Eindruck haben Sie
denn heute von dem zukünftigen Wirkungskreis gewonnen?"
Der Gefragte blickte ruhig auf.
„Ich mache eben," erwiderte er, „zu meiner Freude die Beobachtung,
daß ich auch in der Ferne ein guter Deutscher geblieben bin. Man nannte
uns ja," fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, „das Volk der Denker. —
Vielleicht hätte man auch sagen können der .Bedenket.
„Mr. Wartenfels," warf der alte Herr in warmherzigem Tone ermuthigend ein, „erklären Sie sich mir gegenüber doch ganz aufrichtig!"
Der Ingenieur rückte seinen Stuhl zurück und sprach sich rückhaltslos aus.
Er setzte auseinander, daß sich seiner Thätigkeit folgerichtig die verschiedensten Schwierigkeiten entgegenstellen würden, wie das gewöhnlich und

mohl auch unvermeidlich zu geschehen pflege, wenn sich irgendwo an leitender
Stelle eine Neubesetzung vollzöge, besonders durch einen Fremden. In
diesem Falle würden die Hindernisse voraussichtlich noch bedeutender sein,
weil man in ihm zunächst nur den Fremden, gewissermaßen den Eindringling
sehen würde und die dann eintretende vielleicht unbewußte Opposition das
ersprießliche Zusammengehen gefährden würde."
„Ist Ihnen die Vollmacht nicht ausreichend genug?" unterbrach Mr.
Peddleton.
„Völlig ausreichend, Mr. Peddleton, völlig ausreichend. Ich betrachte
dieselbe auch durchaus nicht blos als ein Stück Papier, von dem ich im
Nothfalle Gebrauch machen kann, sondern ich würde mich im Gegentheil
bei jeder Gelegenheit auf dieses Vertrauens-Document stützen, um mich
überall da genau zu orientiren, wo ich es für nöthig halte.
Sie werden mir nun entgegenhalten," unterbrach sich der Ingenieur
mit abwehrender Handbewegung selbst, „daß eine Vollmacht ja stets ihren
Gebrauch zum Zweck hat, jedoch hier — kurz gesagt, ich fürchte," sprach
er lachend weiter, „daß der Nutzen, den ich hier bringe, nicht im richtigen
Verhältnis; stehen wird zu den Weiterungen, die durch meine Thätigkeit
hervorgerufen werden müssen."
„8top!" rief Mr. 'Peddleton heiter herüber.
„Noch nicht! — Mr. Andrew erwartet nämlich in Folge einer, zwischen
uns in New-'Iork getroffenen Abmachung Nachricht von mir. Was ich
Ihnen gegenüber eben ausführen wollte, würde wohl ungefähr der Inhalt
meines Schreibens an Mr. Andrew sein; ich wollte Sie eben nur davon
unterrichten . . . Auf welche Weise ich die Schwierigkeiten aus dem Wege
räumen will, wie ich mir meine Stellung hier zu machen gedenke, das ist,
wie ich aus Erfahrung weiß, natürlich lediglich meine Sache.
Es handelt sich auch für mich in diesem Falle nur um das „ob", das
„wie" wird sich schon finden lassen.
So, und jetzt, wenn Sie fo wollen: stop!"
„Bravo, Mr. Wartenfels!" applaudirte der Generalvertreter. „Das
war vernünftig gesprochen. Ich kann die Bedenken, welche Ihnen übrigens
alle Ehre machen, vollständig begreisen und bin sehr erfreut, daß wir gleich
am ersten Tage Gelegenheit zu dieser Aussprache fanden. Daß Veränderungen stattsinden werden und müssen, ist ja klar. Man verlangt jedoch
von Ihnen keine plötzlichen, übermenschlichen Erfolge. Mr. Andrew wollte
als Hauptsache nicht blos einen controlirenden Fachmann an diesem Platze
haben, sondern gleichzeitig eine Vertrauensperson, von deren Zuverlässigkeit
er sich selbst überzeugt hat. Das war nicht leicht! desbalb hat man mich

so lange — zu lange ^- hier allein gelassen! Bleiben Sie bei uns, Mr.
Wartenfels; nehmen Sie mich beim Wort, der Entschluß wird Ihnen nicht
leid!" . . .
Es wurde wieder still im Zimmer.

Die Blicke des jungen Mannes glitten über die gegenüberhängenden
Bilder hinweg, auf welche das Kerzenlicht siel.
Die Augen des Familienoberhauptes schienen ihm vorwurfsvoll zu
folgen . . . Weiter streiste sein Auge das liebreizende Antlitz Anna-Belles;
ihre dunklen, träumerischen Augen erhielten durch das flackernde Licht ein
frappirendes Leben.
Peddleton suchte seine Hand.
Wartenfels ergriff dieselbe mit festem Druck.
Beide Männer standen auf.
Der alte Herr blickte fragend nach ihm hin.
„Ich bleibe!" sprach Wartenfels entschlossen.
Zu später Stunde fuhr Wartenfels in fein Heim zurück.
Der Mond beschien die glatte Fahrstraße, neben welcher der Riesenstrom dahinrauschte.
Große, ihm unbekannte dickleibige Käfer, Zirpen und Falter wiegten
sich brummend, surrend und schwirrend durch die nächtliche Stille oder
strichen schwerfällig vorbei.
Der warme Wind brachte einen schweren, berauschenden Duft von
Magnolienblüthen herüber.
Die Pferde schnaubten.
Bald hielt der Wagen vor dem hohen Pallisadeuthor, in welches der
farbige Kutscher ein paar Worte hineinschrie.
Ein Neger kam herbei.
Das Thor ächzte schwerfällig.
Wartenfels stieg aus und ging in das Haus.
Er begab sich auf seinen Balkon und blickte nach dem Mississippi, in
welchem das blanke Mondlicht spielte.
Von dem Store herüber tönte das tactmäßige Händeklappen der
johlenden Negerburschen, begleitet von dem zupfenden, näselnden Ton eines
Banjo. Das letzte Dampfboot fuhr Ladung suchend mit klagendem Gepfeis
die Landungsstationen ab.
In der Ferne erstarben die schwachen Hufschläge und das gedämpfte
Rollen des forteilenden Wagens.
Allmählich wurde dann Alles still.
Am andern Morgen' begab sich Wartenfels in den Hos, um mit Awkins
über die Pferdefrage zu berathen.
Der ehemalige con'bov führte ihn auf ein, hinter den Stallungen
gelegenes Stück Grasland, wo etwa ein halbes Hundert Pferde nnd Maulthiere weidete.

Prüfend überflog der Blick des Führers die hohe kräftige Figur des
Fremden und wies dann auf einen jungen, starkknochigen Fuchshengst, der
sich zutraulich schnuppernd näherte.
„Gut und fromm, Sir!" sagte der Mann und strich mit der flachen
Hand mehrere Male liebkosend über den blanken Hals des Pferdes.
„Es wäre jetzt gute Zeit zum Probiren; ich muß gerade nach der
Reismühle!"
Wartenfels war einverstanden.
Er wollte sich ohnehin die Maschinen der Mühle ansehen.
Bald standen die Pferde bereit, und in schlankem Trab: ging es die
Felder entlang.
Awkins schien Eile zu haben.
Er schnalzte gellend mit der Zunge, und sein junger Mustang ging
nach mehreren wilden, bockenden Lanzaden in einen langen, weitgreisenden
Galopp über.
Wartenfels blieb an seiner Seite.
Eine freudige Stimmung überkam ihn.
Genoß er doch wieder einmal seit langer Zeit das schöne Gefühl, ein
gutes Pferd unter sich zu haben!
Seine Brust hob sich breiter; er athmete in langen Zügen die entgegenwehende frische Morgenluft.
Die Pferde flogen prustend, nebeneinander bleibend, über den weichen
Boden. —
Awkins hob die schwere Peitsche.
„Dort drüben liegt die Mühle! Achtung, Herr! — Ietzt kommt der
Bach!" —
Die beiden Pferde spitzten die Ohren, hoben sich fast gleichmäßig kräftig
zum Sprung und nahmen ohne Anstrengung den ziemlich breiten Wasserlauf.
Der Weg wurde jetzt schmaler und steiniger.
Man ritt langsam, Awkins voran, den Weg zeigend.
Noch eine kurze Biegung um kleine Cedern-Anpflanzungen, und die
Mühle lag vor ihnen.
Die Reiter saßen ab.
Ein Negerjunge nahm die Zügel der Pferde.

Awkins zeigte mit stolzer Geberde auf die Thiere.
„Unsere Pferde sind nicht einmal warm geworden, Herr!"
Wartenfels betrat die Mühle.
Das Klopfwerk wurde von mehreren Arbeitern für die kommende Ernte
hergerichtet. Bei einer Schälmaschine stand ein intelligent aussehender Weißer
und bemühte nch, aus einem primitiven Kasten passendes Handwerkzeug
herauszusuchen.
Mißmuthig schüttelte er den Kopf und versuchte in schlechtem Englisch
einem nebenstehenden älteren Neger seine Wünsche klar zu machen.

Nach vergeblichen Versuchen bückte er sich wieder auf seine Arbeit
herunter.
Wartenfels, welcher glaubte, bei dem vorangegangenen Redeschwall
spanische Laute herausgehört zu haben, trat herzu.
„Sind Sie ein Spanier?"
„Ia, mein Herr!" antwortete der Angeredete schnell, erfreut, seine
Muttersprache zu hören, indem er sich aufrichtete. Dann setzte er auseinander, man habe ihm den Auftrag ertheilt, die Maschinen einzurichten,
er fände aber für die feineren Maschinenteile nur ungenügendes Handwerkzeug in der Mühle vor.
Der Ingenieur versprach Abhilfe und ließ sich das Werk zeigen.
Es mußte Manches geschehen.
Wartenfels riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch, schrieb das fehlende
Handwerkzeug auf und reichte es dem Spanier, der es dankend entgegennahm.
Hierauf verließ er die Mühle, bestieg sein Pferd wieder und ritt nach
dem Ocean-Haus, um sich die Dämme anzusehen, welche man dort zum
Schutze gegen die Ueberschwemmung neu aufgeführt hatte.
Als er wieder in seinem neuen Wohnort angelangt war, fand er ein
Billet von Mr. Peddleton vor. Dieser lud ihn ein, den 3 Uhr-Zug zu
benutzen, da die Fabrik neue Maschinen ankaufen wolle, wobei er seinen
fachmännischen Rath nicht entbehren möchte.
In der Stadt angekommen, begab man sich sogleich in das Fabrikgebäude, woselbst eine kleine Conferenz abgehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit entstanden Meinungsverschiedenheiten.
Director Braddon erklärte den Ankauf zweier recht kostspieliger
Maschinen für durchaus nöthig; geschähe dies nicht, behauptete er kategorisch,
so würde der Reinertrag der kommenden Saison erheblich hinter den Vorjahren zurückbleiben.
Es handelte sich bei diesen Neuanschaffungen hauptsächlich um die Vervollkommnung einer Walzenvorrichtung, welche die beim Pressen übrigbleibenden Rückstände vom Rohzucker trennt.
„Dazu braucht man doch keine vollständig neuen Maschinen!" warf
Wartenfels trocken ein.
Der Director horchte, sein Gesicht dem Sprecher zuwendend, fragend auf.
„Wie meinen Sie das, Mr. Wartenfels?" fragte er mit lächelnder
Miene.
„Ich meine, daß man die in Frage kommenden Walzen unschwer in
die alten Maschinen einsetzen kann. Ich selbst habe ror nicht zu langer
Zeit in New-Aork die gleiche Vorrichtung an Maschinen älterer Constrnction gesehen.
Der Director trommelte nervös mit seinem Bleistist.

„Das können wir ja gleich ausfinden, meine Herren!" rief Mr. Peddleton. „Wir gehen nach dem Maschinenhans; dort ist Mr. Wartenfels gewiß so freundlich, seine Behauptung praktisch zu beweisen."
„Völlig einverstanden," sagte der Director zuvorkommend und biß sich
auf die Lippen.
Man brach auf, und bald standen die Fachleute um die vorjährigen
Maschinen, welche sich in tadellosem Zustande präsentirten.
Wartenfels bat um einige Minuten Zeit, da er sich kurz orientiren
müsse. Sodann löste er mehrere Verbindungsschrauben, nahm eine Kolbenstange heraus und besah sich die Innen-Construction.
Schließlich griff er nach einem Stück Papier und zeichnete.
Die Umstehenden erwarteten das Resultat.
Braddon flüsterte mit seinen Ingenieuren.
„Gewiß!" hörte man plötzlich die ruhige Wartenfels'sche Stimme.
„Die Herren werden mir bald Recht geben."
In knapp sachlicher Manier erbrachte der Blonde nun den thatsächlichen
Beweis, daß die vorhandenen Maschinen zu der geplanten Verbesserung
völlig ausreichten.
„Wie hoch sind denn die neuen Maschinen angesetzt?" fragte der
Generalvertreter den Director.
Derselbe blätterte in seinem dicken Katalog.
„2200 Dollars!"
„Beide?"
„Iede einzelne natürlich!"
Wartenfels rechnete eilig und sagte darauf:
„Ich verpflichte mich, die ganze Reparatur für etwa 500 Dollars zu
übernehmen."
Eine peinliche Stimmung herrschte nach diesen Worten unter den Versammelten.
Der Director klappte seinen Katalog zusammen.
„Wenn Sie das Risico übernehmen wollen, Mr. Wartenfels?" preßte
er endlich hervor.
„Selbstverständlich!" kam es kühl zurück. Ich werde sosort eine

Zeichnung machen und dann behufs eines genauen Kostenanschlages mit
einem Fabrikanten in Verbindung treten.
Der Director wurde durch einen Diener abgerufen.
Man ging auseinander.
Mr. Peddleton schritt mit Wartenfels zum Fabrikthor hinaus.
Beide besprachen eingehend die stattgehabten Vorgänge.
Während der alte Herr nach der Plantage zurüclkehrte, schritt Wartenfels die lange Kanalstraße hinunter, wo sich die Maschinenfabriken befanden.
Ein großes Etablissement erregte seine Zwfmerksamkeit.

Ueber der Einfahrt stand in langen Lettern die Firma:
C. W. Braddon.
An einem Thorbogen lehnte ein Mann mit blauer Blouse, schläfrig
seine Pfeise qualmend.
„Liefert diese Fabrik auch für die LoutK national suzzar Oompav.v?"
„Ia, Herr!" brummte der Gefragte nach einer Weile zwischen der
Pfeise hervor.
„Ihr Chef ist wohl verwandt mit dem Director der Zuckerfabrik?"
Der Mann ösfnete die Augen ein wenig, nahm langsam seine Pfeise
aus dem Munde, spie über die Straße und sagte endlich mürrisch:
„Sein Bruder!"
Nach dieser glänzenden rhetorischen Leistung drehte er dem Besucher
phlegmatisch den breiten, schmierigen Rücken zu und schlurfte, billig riechende
Tabakswolken hinterlassend, auf seinen ausgetretenen Pantoffeln in das
Gebäude hinein.
Eine Thür siel krachend hinter ihm in's Schloß.
Wartenfels 'ließ seiner Gewohnheit gemäß einen leisen Pfiff hören
und begab sich in das Restaurant Vonderbank, um Etwas zu genießen.
Auch die enragirtesten Bewunderer der Vereinigten Staaten werden bei
Erwähnung der amerikanischen Küche mehr oder minder trübselige Reflexionen
nicht unterdrücken können.
Mit Ausnahme einiger Speiseplätze von Weltruf, wie beispielsweise
Delmoniko in New-Dork, befindet sich, besonders anfänglich, der Gaumen
und Magen eines Europäers in keiner beneidenswerthen Lage. Ter Fall
ist um so schwieriger, als die ürst o1g,ss-Restaurants neben französischer
Küche auch unerschwingliche Preise führen, daher nur den bevorzugten
Sterblichen einen dauernden Besuch ermöglichen.
Eine Oase in dieser materiellen Wüste war das Haus Vonderbank,
an dessen gastlicher Tafel sich Wartenfels jetzt behaglich niederließ.
Der Wirth, Holländer von Geburt, der das mit einem Hotel verbundene Restaurant schon Iahrzehnte leitete, war daselbst ein reicher Mann geworden, hatte sich aber immer noch nicht entschließen können, die wohlverdiente Ruhe zu genießen.
Auch heute schritt der alte Vonderbank, dessen Erscheinung an die
Bilder altholländischer Meister gemahnte, würdevoll von Tisch zu Tisch,
um seine Gäste zu begrüßen oder von besonders bevorzugten Kunden
Bestellungen entgegenzunehmen.
Wartenfels fand hier gewöhnlich Bekannte.
Die großen Baumwolle-Fürsten, Besitzer der umliegenden Plantagen,
Börsenleute, Ingenieure, Makler, Agenten — Alles pflegte sich lner nack,

dem Schluß der Geschäfte zu versammeln, entweder in den kühlen, gewölbten
SSlen oder unter der breiten, schattigen Zelt-Veranda.
Sein Menu war bald zusammengestellt.
Eine ihm wohlbekannte Gestalt arbeitete sich durch die immer zahlreicher
werdenden Gäste; es war der Maler Branch.
„Hier!" rief Wartenfels mit winkender Handbewegung und lehnte
einen noch unbesetzten Rohrsessel neben sich an den Tisch.
„Guten Tag, Mr. Wartenfels!" begrüßte ihn Branch freudigst überrascht, „wo stecken Sie denn eigentlich?"
„Ja, wo stecke ich eigentlich?" lautete die Gegenfrage. „Ich hatte
bis jetzt wirklich keine Zeit, mir das zu überlegen. Seit meinem Hiersein
habe ich einfach von früh bis spät gearbeitet."
„Aber das ist ja gar kein Leben!"
„Finden Sie mich so elend aussehend?"
„Im Gegentheil! — Noch brauner und gesünder scheinen Sie mir
geworden. Aber wo wohnen Sie denn eigentlich?"
Wartenfels erzählte.
„Da haben Sie wohl von dem herrlichen New-Orleans noch wenig
gesehen? Lieber Freund! — Unser Süden! — Das ist Etwas für den
Maler! — Diese Mädchen und Frauen! — Mit vierzehn Jahren schon
heiratsfähig; schnell und üppig gereift wie diese Früchte hier auf den: Tisch!"
„Aha!" machte Wartenfels.
„Sie werden doch übrigens am Sonnabend in das Eden-Theater
kommen?"
„Wohin?"
„Guter Gott, in das Eden-Theater in der Canalstraße. Da waren
Sie wohl noch gar nicht?"
„Nein!" entgegnete der Ingenieur belustigt.

„Man hat," fuhr der junge Maler eifrig fort, „die Goulue aus Paris
kommen lassen und —"
„Wer ‚man'," unterbrach fein Nachbar unbarmherzig.
„VeH, ich nicht und Sie nicht," klang es erregt, „hören Sie doch
endlich 'mal zu! Die Goulue —"
„Wer ist denn das überhaupt, die Goulue?" fragte Wartenfels, von
seinem Fisch aufblickend.
„Die Goulue ist eine der besten Cancan-Tänzerinnen der ganzen Welt,"
erläuterte, in stiller Verzweiflung zur Decke blickend, der Enthusiast, „sie
trat früher in: ^sröin 6s ?uris auf und soll hier mit unserem star,
Katie Macdonald, zusammen tanzen. Wissen Sie, wie hoch die Wetten stehen?
Verstehen Sie, die Wetten, wer besser tanzt?"
Wartenfels gestand seine Unkenntnis?.
„Ein paar junge Herren der französischen Colonie haben bereits tausend
Dollars gelegt. Die Franzosen kennen die Goulue sckion ron Paris her."
12*

„Das sind wohl hier Ihre Landstudien, Branch? — Ihr Maler seid
beneidenswerthe Menschen!"
„Ach was! So Etwas mnß man einfach sehen, ob Maler oder nicht.
Das fällt eben in die Rubrik Sport. Sie müssen sich das entschieden auch
anschauen. Es wird Ihnen immerhin eine Abwechselung sein. Jedenfalls
doch amüsanter wie die ewigen Maschinen!"
Beide lachten herzlich.
„Also werden Sie kommen?" drängte der Maler.
„Ich komme! Wo wohnen Sie?"
„Canalstraße 142; es ist in der Nähe vom Eden-Theater."
„Aha," machte Wartenfels.
„Uebrigens hat sich neulich eine junge Dame sehr nach Ihnen erkundigt,
Mr. Wartenfels."
„Wer war denn das?"
„Miß Gleney. Ich denke, Sie werden demnächst eine Einladung vom
Iockey-Club zu einem Gartenfest erhalten."
Wartenfels sah nach der Uhr und sprang auf.
„Entschuldigen Sie mich, Branch, ich muß den Abendzug erwischen."
„Haben Sie denn heute noch zu arbeiten?"
„Ziemlich viel zu zeichnen. Leben Sie wohl!"
„Also am Sonnabend, Mr. Wartenfels, nicht vergessen. — Ich bin
den ganzen Nachmittag zu Hause."
„L,Il rigltt! Guten Abend!"
„Auf Wiedersehen!"
„Sonderbarer Schwärmer," brummte Branch, dem Forteilenden nachsehend. „Wenn dieser Mann wollte! — Sobald ich wieder in New-Aork
bin, muß ich doch mal vorsichtig auf den Busch schlagen, wie seine Chancen
bei Mß Andrew wirklich stehen."
Bekannte traten ein und hinderten den jungen Mann, seine Betrachtungen fortzusetzen.
Wartenfels hatte nunmehr einen Ueberblick seiner zukünftigen Thätigkeit
gewonnen und eine ungefähre Tageseintheilung getroffen.
Das Personal kam ihm im Allgemeinen ziemlich vertrauensvoll entgegen, nur mit den Beamten der Fabrik, welche sämmtlich unter dem
Einflusse des Directors zu stehen schienen, konnte er nicht recht vorwärts
kommen. Seine Anordnungen wurden zwar respectirt, aber es bildete sich
östers eine Art stillschweigender Opposition, welcke die Ausführung der von
ihm geäußerten Wünsche nach Möglichkeit — scheinbar unabsichtlich — zu
rerzögerte.
Es war bisher der Brauch gewesen, daß der Fabrikleiter sich seine

Organe engagiren konnte und eine jede Anstellung sodann, der Formalität
Halver, durch Mr. Peddleton sanctionirt wurde.
Wartenfels hatte nun vorgeschlagen: die Administration solle die Beamten
selbst auswählen und nach einer gewissen Probezeit definitiv anstellen.
Entsprächen dieselben während dieser Frist den gehegten Erwartungen nicht,
so sei es ja dem Direktor stets unbenommen, seine Bedenken zu äußern.
Auch mit der bisherigen Arbeitercontrole war Wartenfels nicht ganz
einverstanden. Zunächst erschien es ihm geboten, das Aussichtspersonal zu
vennehren; Awkins sollte vor allen Dingen entlastet werden, man niußte
auch neue Vormänner für die kommende Ernte suchen.
Dazu kam, daß zwischen den weiften Arbeitern und der Negerbevölkerung eine steigende Erbitterung herrschte, welcher man im
Ernstfalle ziemlich machtlos gegenüberstand.
Wartenfels hatte über alle diese Punkte eingehende Besprechungen mit
dem Generalvertreter gehabt, wodurch er erreichte, daß man zunächst auf
der Welham-Plantage einige tüchtige Leute anstellte.
Die einschneidenden Veränderungen in der Organisation der Fabrikb^amten sollten bis zur bevorstehenden Ankunft Mr. Andrews verschoben
werden.
Die Contracte der Vermaltungsbeamten verboten überdies eine sofortige
Abänderung der bestehenden Verhältnisse.
Der Erwartete sollte kurz vor der Ernte eintreffen; bis dahin wollte

man die Vorbereitungen auf den Feldern und in den Mühlen getroffen
haben. Wartenfels verdoppelte seine Thatigkeit; wenn er staubbedeckt heimkehrte, erfrischte er sich durch ein Bad und begab sich nach eingenommener
Mahlzeit in die Fabrik oder zu den Mühlenwerken.
Seine zähe, das Klima gewohnte Constitution ließen ihn glücklicher
Weife mit spielender Leichtigkeit alle Strapazen ertragen; arbeiten aber —
das hatte er gelernt!
Die Sonne brannte fürchterlich sengend hernieder, als Wartenfels um
die Mittagszeit an dem bereits halbhohen Zuckerrohre entlang ritt.
Es herrschte eine vollständige Tropentemveratur, und selbst einige farbige
Arbeiter, welche Stromwasser auf die Reisfelder schaffen mußten, waren
der Gluthhitze unterlegen und hatten heimgeschasst werden müssen. Trockene,
glühende Luft brütete und zitterte über den weiten Feldern. Wartenfels
sprach einige liebkosende Worte zu dem schönen Pferde.
Das brave Thier legte die feinen Ohren scharf nach vorn, mit lang
vorgestrecktem Halse, leise wiehernd, den heute spärlich fließenden Bach
witternd.
Der Ingenieur ritt über eine starke Brücke, welche er kürzlich angelegt hatte.
Die Hufe der Pferde hallten einige Male dumpf auf den festen Bohlen.
Dann war wieder Alles still.

Alfred von Hellmann in Dresden.
Die Natur schien zu schlafen . . .
Plötzlich erscholl ein gellender, markerschütternder Schrei.
Wartenfels fuhr empor und blickte nach der vermeintlichen Schallrichtung . . . Noch einmal derselbe durchdringende jammernde Ruf, nur etwas gedämpfter.
Der Reiter hob sich schnell in den Bügeln und blickte, auf den Sattelknopf gestützt, spähend umher.
Da gewahrte er, nahe der Reismühle, dicht bei dem kleinen Cedernwäldchen, einen Trupp Menschen, welcher sich langsam vorwärts bewegte.
Das Pferd herumreißen und ihm die scharfen Eisen geben, war das
Werk eines Moments.
Das erschreckte Thier flog in gewaltigen Sätzen den Weg zurück, und
bald hatte Wartenfels die Leute eingeholt.
Es waren weiße Arbeiter, welche in ihrer Mitte einen jungen Neger
vorwärts zerrten, der einen Strick um den Hals trug, in dessen Schleise
er immer wieder vergeblich die krampfhaft zitternden Hände zu zwängen
versuchte.
Das Gencht des armen Burschen hatte bereits jenen grauvioletten
Schimmer angenommen, welchen der Neger im Augenblick einer Todesgefahr
erhält. Die großen, gelblichen Augäpfel rollten mit einem flehenden, verzweiselten Ausdruck hin und her und blieben dann instinctmäßig auf Wartenfels gerichtet, während seine Kehle gurgelnde Laute auszustoßen versuchte.
Vom Pferde herunter und den Revolver herausreißen war im Nu
geschehen.
Der kleine Trupp hatte gehalten.
„Den Burschen los!" schrie Wartenfels und ließ den Hahn spielen.
Der Mann, welcher den Neger würgte, sah gerade in den kurzen
Lauf der Waffe hinein und ließ mechanisch die Schlinge fahren.
Die Anderen hielten noch fest.
„Was hat der Bursche gethans" . . .
Die Männer blickten sich an.
Einer von ihnen nahm das Wort; Wartenfels erkannte sosort den
Mann aus der Reismühle, der die Maschinen repariren sollte.
Derselbe berichtete gelassen, der Farbige habe sich an einem weißen
Mädchen vergriffen, er müsse seine That büßen.
„Hindert uns nicht daran, Herr!" beendete der Spanier mit entschlossener
Miene. —
„Wo sind die Beweise?" rief Wartenfels.
Wieder blickten sich die Männer an.
Ein Aelterer, der den nur noch mühsam Widerstand Leistenden am
Arme gefaßt hielt, sprach über die Schulter zu dem Ingenieur herüber:
„Das Mädchen wollte vor einer halben Stunde zum Essen gehen,
wurde aber unterwegs von dem Neger überfallen. —

Miß Anna-Belle.
Wir machten uns gleich auf den Weg und fanden diesen da. —
Es war kein Anderer weit und breit zu sehen. — Das Mädchen
schwört, daß es ein Farbiger war." —
„Es giebt aber viele Farbige!" donnerte jetzt Wartenfels. „Ist er
schuldig, so wird er seiner Strafe nicht entgehen, ohne Beweise hingegen ist
es schmachvoll von Euch, sich an dem armen Teufel zu vergreisen."
Der Bedauernswerthe war auf den Boden niedergesunken und in Folge
der ausgestandenen Angst unfähig, zu reden.
Wartenfels hatte seinen vorläufigen Zweck erreicht und Zeit gewonnen.
Die Leute schienen unentschlossen und beriethen stürmisch untereinander. —
Schnell suchte er seinen momentanen Vortheil zu nützen.
Er steckte seinen Revolver weg und ersuchte den Spanier in möglichst
gleichgültigem Tone, Wasser herbeizuschaffen.
Der Mann sah ihn verblüfft an, aber ging.
„Ihr seid vom Ocean-Haus?" wandte sich der Ingenieur an die Anderen.

„Ia, Herr!" kam es von zögernden Lippen.
„Hütet Euch, dem Burschen nur ein Haar zu krümmen!"
Eine trotzige Stille entstand.
„Geht jetzt!" . . .
Die Arbeiter schwankten zunächst unschlüssig, kamen jedoch, wenn auch
laut murrend, der erneuten, energischen Aufforderung nach.
Das Wasser wurde gebracht.
Der am Boden Liegende trank, wobei er sich zusehends erholte. ^
Wartenfels reichte dem Spanier die Hand, dann saß er wieder auf.
Der Mann ging langsam seinen Gefährten nach, welche zeitweise stehen
blieben und die Köpfe umwendeten. —
Kaum waren seine Peiniger außer Sicht, so stand der Farbige
langsam vom Boden auf, rieb sich den wundgescheuerten Hals sowie seine
schmerzenden Glieder und schüttelte die geballte Faust den Verschwundenen nach.
Dann erzählte er mit fliegendem Athem.
Er käme von seinen Eltern, die auf der Nordfarm wohnten, sei auf
dem Wege nach der Stadt gewesen, wo er in einer Zuckerfabrik beschäftigt
wäre. — Von einem weißen Mädchen habe er Nichts gesehen. —
Wartenfels schnitt dem lebhaft Gesticulirenden das Wort ab.
„Faßt in den Steigbügel!"
Der Neger lehnte ab.
Er ging schnatternd und verwünschend neben dem Pferde her. Am
Bache angekommen, ließ er sich an besonders niedriger Böschung heruntergleiten und schlürfte dann gierig das trübsickernde Naß. —
Der Hengst hob laut wiehernd den feinen Kopf.
Eine weißgraue Staubwolke, in welcher man allmählich die Umrisse
eines Reiters erkannte, kam langsam näher.
Wartenfels sah scharf hinüber.

Alfred von Heilmann in Dresden.
Man unterschied jetzt eine Art Pony mit einem auffallend langbeinigen
Menschen auf dem Rücken.
„Halloh, Mr. Wartenfels," hörte der Ingenieur eine ihm bekamt
dünkende Stimme rufen.
Der Pony begann zu traben.
Er trng Mr. Ionathan Knox.
Zu noch größerem Erstaunen des Anderen begrüßte ihn sein ehema'iger
Schiffsgenosse in fließendstem Deutsch.
„Ich glaubte Sie um die Lunchzeit sicher zu Haus! — Nun bin ich
Ihnen entgegengeritten. — Sie suchen eine gute Firma für Lieferung von
Maschinen? — Hier ist meine Geschäftskarte. — Wir machen auch Verbesserungen und Reparaturen, nehmen sogar Maschinen älterer Construction
in Zahlung — Ich vertrete von heute ab die Firma Klaywood und Liston
in New-Orleans." —
Wartenfels mußte lachen.
Ihm fielen die Schiffspredigten ein.
„Leider bin ich augenblicklich schon versorgt, Mr. Knox. Die Karte
kann ich ja für alle Fälle zu mir stecken. — Sie sprechen ja übrigens wie
ein Deutscher."
Statt jeder Antwort steuerte der Glattrasirte, sein kleines langmähniges Pferd mit den dünnen Beinen bearbeitend, an Wartenfels' Seite.
Von dem schwarzen Burschen nahm er nicht die geringste Notiz.
Wartenfels jedoch erzählte ihm den Vorfall.
Knox wiegte mißbilligend seinen Kopf.
„Das hätten Sie nicht thun sollen, Mr. Wartenfels! Das sind interne
Angelegenheiten! ^ Die Leute sind ja auch rüch'ichtsvoll und gehen in der
verdammten Mittagssonne heraus, um Niemanden zu geniren. — Warum
stören Sie denn diese disereten Menschen? . . .
Er schrie? . . . Das ist sein gutes Recht! . . . Sind Sie der Sheriff?"
„Nein!" —
„Ietzt haben Sie die Weißen auf dem Halse!" —
„Das andere Mal vielleicht die Schwarzen!" —
„Dann können Sie ruhig wieder mit der „Louisiana" zurückfahren.
Sie kennen doch das rermaledeite Klima! — Macht die Menschen hitzig!
Auch die Frauenzimmer!" . . .
Dann brummend:
„Noch dazu ein Farbiger! — Der gilt h-,er im Süden nicht mehr wie
eine Crevette!
Man war zur Welham-Plantage gelangt.
Mr. Knox empfahl noch einmal eindringlich die Herren Klaywood und
Liston, dann ritt er eilig nach der Stadt zurück.
Wartenfels sah sich nach seinem Schützling um, — der war verschwunden.
(Schbch folgt.)

Georg Gngel.
von
Albert Weiderich.
— Berlin. —
ic Natur ist allen Völkern die erste Lehrmeistern: der Poesie gewesen, die auch heute noch ihren starken Einfluß auf Alles, was
man „singen und sagen" nennt, ausübt. Der Dichter, der sich
dem mächtigen Banne der Natur hat entziehen können, ist noch nicht erschienen und wird wohl hosfentlich auch nie erscheinen. Anders

singt der
Solm des beiteren Südens, wo beim frohen Becherklang in den Osterien
anmuthige Lieder in einer wohllautenden Sprache erschallen, anders der
derbe Mann des Nordens, der in grünem lägerrocke nnd hohen Stiefeln
über Haideland und Sümpfe wandernd, der müherollen Arbeit der kraftvollen Bauern zuschaut, ihnen mit einem derben „guten Tag auch!" die
Hand schüttelt und dann weiter streist über Acker und Brachland, bis es
endlich hinter einer Kieferdüne erscheint — das gewaltige, unendliche Meer.
Georg Engel gehört dem biederen, derben Stamme der Pommern an,
der in seinem Charakter starke Ausdauer, frisches Drauflosgehen mit jenem
köstlichen, urwüchsigen Humore rereint, der unser Herz so wundersam ergreist,
weil er wie ein Lachen unter Thränen erscheint. Engel wurde im lahre
18W zu Greisswald geboren, ron wo er jedoch nach dem Tode seines
Paters nach Breslau übersiedelte, um dort das Gnmuaimm zu absolviren.
Zwar erst zum Kaufmannsstande bestimmt, zeigte er doch bald eine so große
Begabung für Kunst und Wissenschaft, daß man den erst gefaßten Plan
umstieß, und Engel im lahre 1888 die Berliner Universität bezog, um
dort Germanistik und Geschichtswissenschaft zu studiren. 1890 folgte Engel
einem Rufe an das Berliner Tageblatt, dessen litterarische Redaction er
jedoch schon im lahre darauf niederlegte, um sich ganz der Schriststellerei

widmen zu können. Seit jener Zeit lebt Engel als freier Schriftsteller in
Berlin, in idyllischem Zusammensein mit seiner über Alles verehrten Mutter
emsig schaffend und strebend.
Schon des Dichters äußere Gestalt läßt in ihm den Pommern erkennen: der hohe, breite Wuchs, die kräftige/sympathische Stimme und vor
Allein die munderbaren, glänzenden Augen, die so tief sind, wie die
pommersche See, und in denen es leuchtet und blitzt und erzählt von neckischen Kobolden, die am verschwiegenen „Düfteteich" ihre Purzelbäume
schlagen, von Nixen, die ihre schneemeißen Leiber in den mondbeglänzten
Fluthen wiegen, und von armen Menschenkindern, die, sehnsuchtsvoll am
Strande stehend, wehmüthig auf das bezaubernde Spiel schauen.
Engel ist eine, man möchte sagen, pantheistisch-romantische Natur.
Jeder, auch der lebloseste Gegenstand, gewinnt Leben unter den warmen
Strahlen seiner Phantasie, die Sumpf und Haide, Haus und Hof mit
guten und bösen Geisterchen bevölkert. Und die neckischen Hauskobolde, die
in Engels erstem Romane „Ahnen und Enkel" ihr Wesen treiben, stehen
zweifellos in Zusammenhang mit dem grausig dürren Phantome, das in der
letzten Erzählung „Die Last" sich wie ein Mene Tekel zwischen die beiden
sündig Liebenden stellt.
Diese romantische Veranlagung Engels macht ihn zum berufenen Dichter
des pommerschen Meeres. Nicht als ob er in seinen Dichtungen farbenprächtige Schilderungen des gewaltigen Wassers zu geben pflegte, nein, er
sumbolisirt das Meer in seinen Gestalten, denen er einen romantischen
Schleier überzuwerfen weiß, so daß sie sich der fühlenden Seele gleich als
„Leute vom Meere" offenbaren. Und auch eine so gemaltige, kraftrolle
Natur wie den Kapitän Holstein in „Des Nächsten Weib" konnte nur ein
Dichter schildern, der die würzige Luft der See mit vollen Zügen athmete,
der dem muthigen, selbstbewußten Treiben der Schiffer zuschaute und das
gemaltige Rollen und Fluthen der Wogen mit ansah.
Doch wie der Mensch am Meere seine Kraft beweisen kann, so zeigt
das grausame, gemaltige Element auch die Schwäche des Irdischen. Was
sind die festesten Brücken über die lauernden Fluthen? Ein kurzer Sturm,
ein mildes Aufbäumen der Wogen reißt auch die kühnsten Bauten in den
Mgrund. Der alte Baron in „Des Nächsten Weib" ist so ein Zerschmetterter,
der in genialem Größenwahn« die kühnsten Pläne auszuführen suchte, bis
das Geschick mit einem Hohnlachen Alles zu Boden riß. Und auch der
König Ahasver in dem dramatischen Gedichte „Hadasa" ist solch ein verwegener Geist, der sich erheben will über Natur und Menschen, der das
Meer geißeln läßt wie ein widerspenstiges Roß und die Völker zivingt,
ihm Tempel zu bauen.
Die Erkenntniß der menschlichen Ohnmacht ist den Dichtem aller
Zeiten zugleich eine Quelle für das Tragische wie für das Komische gewesen. Scheitert ein großer Charakter an dem Streben nach dem Unend-

lichen, so wirkt das tragisch, verlegt der Dichter jedoch den Conflict in
eine niedere Sphäre, so erreicht er eine köstliche Komik, wie sie Engel in
den Paaren „Pilz und Schimmel" in „Des Nächsten Weib" und „Bazeluth
und Thel" in der demnächst am Lessingtheater in Scene gehenden „keuschen
Susanne" zu Stande gebracht hat. Es liegt so viel Rührend-Lächerliches
darin, wenn der Disponent Pilz in seinem Compagnon, dem Detaillisten
Schimmel, ein niederes Subject sieht, das ihn nur an seinem Ideale, Großkaufmann, Engrossist zu werden, hindert; wenn er sich schließlich ron dem
Detaillisten separirt, um mit seinem Engrosgeschäft kläglichen Bankbruch zu
erleiden, während der rührige Schimmel fleißig weiter Butter und Heringe
verkauft, mit den Dienstmädchen klatscht und es zu blühendem Wohlstande

bringt. Es liegt ein so köstlicher Humor in der Gestalt des Richters
Bazeluth, der sich für den Tugendhaftesten, Gerechtesten und Weisesten aussiebt und im Grunde doch nur ein arger Heuchler, ein Weiberjäger und
Kettendieb ist.
Mit hunwristischen Figuren hat Engel überhaupt ein großes Glück.
Welch prächtige Gestalten find nicht in dem Roman „Ahnen und Enkel"
Spätzlein, der Ouellensucher, und sein Feind, der Prosessor Beckmann, den
ein ironisches Schicksal selbst die fo wüthend bestrittene Quelle finden läßt,
oder Tante Gusting, die ihren sieben Freitischen die Neuesten Nachrichten
ersetzt! Welch guten Wurf hat der Dichter nicht im Hexenkessel mit dem
pommerschen Offiziersburschen Iochen gethan oder in seinem letzten Schauspiel „Mschied" mit den beiden Brüdern Witt, von denen der eine das
Podagra hat und über die Münchhausiaden des biederen Cavitano stets in
höchste Wuth geräth. Und wie köstlich parodirend schildert er in der „keuschen
Susanne" die hochwohllöbliche Wache und deren hochehrwürdigen Herrn
Hauptmann!
Und wie der Humor in Engels Charakter wohl ein Geschenk der im
Mondschein sich tummelnden Wellen fein kann, so ist ihm auch zweisellos
jene leise Melancholie, die gleichsam wie ein durchsichtiger Nebel über seinen
Gestalten schwebt, von dem ewigen Plätschern der Wogen, von dem unendlichen, geheimnißvollen Gewässer des Meeres überkommen.
Diese düstere, melancholisch-romantische Stimmung herrscht besonders
in zwei Werken Engels vor, in dem „Hungerdorfe" und der „Last". Die
gewaltigsten sittlichen Conflicte werden hier in einer furchtbar packenden
Weise behandelt. Die Psychologie ist von eiserner Notwendigkeit. Der geistig
etwas stumpfe Klas des Hungerdorfes muß seine greise Mutter erschlagen,
die ihn vergebens von der Liebe zu feinem leichtfertigen Weibe zu befreien sucht.
Und ebenso ehern nothwendig ist es, daß der Baner Wilms, den die
Last seiner kranken Frau materiell und geistig schier zu erdrücken scheint,
zwar in Liebe zu feiner jungen Schwägerin Hedwig, die ihn rettet nnd befreit,
entbrennt, in dieser Liebe jedoch keine Ruhe, keinen Genuß sinden kann,
da ihn das Gespenst seiner kranken Frau überallhin verfolgt.

1.30
Albert Weiderich in Berlin.
Eine schwere dmnpfe Stimmung liegt über der „Last". Kein überlauter Ton, keine entfesselte Leidenschaft. Aber unten in der Tiefe, da lauert der Sturm wie eine gefräßige Wölfin. Man legt das Buch in einer
peinlichen, drückenden Stimmung aus der Hand.
Aber man bewundert es, man bewundert die Einfachheit der Mittel,
mit denen gearbeitet wird, die Einheit der Stimmung und die wundervolle
Plastik der Gestalten. Wenn man nicht schon vor dem Erscheinen der Last
gewußt hätte, daß Engel ein hochdramatischer Dichter ist, dieses Buch, ob?
gleich ein Roman, hat es überzeugend bewiesen. Man kann den Stücken
Engels vorwerfen, was man will, aber das Eine steht fest: sie find äußerst
dramatisch. Mit einer staunenswerthen Sicherheit weiß Engel das
Dramatische, das Theatralische zu treffen. Alle seine Stücke „Der Hexenkessel,"
„Hadasa", „Abschied" sind bühnenwirksam. Aber noch hat er in dieser
Sphäre nicht das Große geleistet, wie er es im Epos zweisellos mit dem
„Hungerdorfe" und der „Last" gethan hat. Doch wir haben auf dramatischem Felde von ihm, dem geborenen Dramatiker, der garnicht anders als
bühnenwirksam schreiben kann, noch viele Früchte zu erwarten, wenn nur
erst — auch im Drama — sein frisches Draufgängerthum, seine kühne
Iägerrocknatur einer leiseren, aber desto tieferen künstlerischen Behandlung
Platz gemacht hat.
Und das wird nicht allzu lange währen. Ist Engel doch ein äußerst
strebsamer Künstler, der es ernst meint mit seiner göttlichen Kunst und kein
loses Spiel treibt weder mit Worten noch mit Gefühlen. Was einst
Hermann Conradi von sich sagte, gilt auch von Engel: „Und was ich nicht
gefühlt, das sing' ich nicht!"
Engel ist daher auch kein Modedichter, er gehört keiner Schule an,
weder den Idealisten noch den Realisten. Wohl stand er im Anfange seiner
Laufbahn stark im Banne Gustav Freytags und Turgenieffs, wohl wirkte
Ibsen auf ihn ein, wohl nahm er, was zu nehmen er für gut hielt, von
den Naturalisten. Aber jetzt hat er sich emancipirt, jetzt wandelt er seine eigene
Bahn, seine eigene Richtung, die man wohl, wenn man denn doch schon einen
Namen nennen soll, am treffendsten durch ein Schlagwort bezeichnen könnte, das
der Dichter einst selbst zu den Zeiten seiner kritischen Thätigkeit als das Ziel
der modernen Poesie aufstellte: „Auf realistischem Kahne in's romantische Land!"
Realistische Romantik — es ist eben diese eigenthümliche Art, deren
Symbol die unendliche See, das sich weithin erstreckende Meer ist, dessen
nächtliche Wellen der schelmisch lächelnde Mond küßt und auf dem sich allerlei
zauberhaftes Volk herumtummelt, das aber auch brüllen und heulen kann
unter Donner und Blitz und wie ein entfesseltes Ungeheuer tobend an die
Pforten der Erde pocht.

Die Lehren des amerikanisch-spanischen Krieges.
von
A. Kogsils Kon Vieuerstein.
— Breslau. —
.Kampf um die letzten bedeutenden Reste des ungeheueren

Kolonialbesitzes des spanisch-habsburgischen Weltreiches Karls V.
und Philipps II. hat die Aufmerksamkeit der alten und neuen
Welt diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans anf's Höchste erregt.
Unter dem Vorwande der Befreiung Eubas vom spanischen Joch mit einer
bewaffneten Intervention in einer internen Angelegenheit einer fremden
Macht, ohne völkerrechtlichen Grund unternommen, gewann er, wie sich mit
den Erfolgen und den Friedensbedingungen der Amerikaner sehr bald herausstellte, ausschließlich den Charakter eines Actes maritimer Expansionspolitik, für welche die Zustände auf Euba, da Spanien die von der Union
geforderten Reformen zugestanden hatte, nebst der Verfolgung der Interessen
der namentlich an der cnbanischen Zuckerproduction betheiligten Geschäftsleute Nordamerikas, nur den Deckmantel bildeten.
Die anglo-sächsische Mischrasse der Vereinigten Staaten, über 71 Millionen
zählend, mit einer ungeheueren, namentlich für das vollwerthige Kriegsmaterial der Flotte in Betracht kommenden Eapitalskraft hinter sich, hat in
diesem Kampfe über den seiner Zeit stärksten Zweig der romanischen Rasse,
Spanien, mit gegen 19 Millionen spanischen Bewohnern, gesiegt; und allem
Anschein nach hat die alte Welt in Folge des Krieges fortan mit dem Auftreten eines neuen aggressiven Factors auf dem Gebiete maritimer Welt- nnd
Wirthschaftspolitik, dem der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, zu rechnen.
Auf Grund welcher Verhältnisse eine alte See- und Militärmacht wie
Spanien, wenn auch kaum zweiten Ranges, der kaum seit einem Jahrzehnt
geschaffenen maritimen Wehrmacht der Union und ihrer geringen Söldnerarmee erlag, und die Lehren, welche der amerikanisch-spanische Krieg nicht

nur den betheiligten Staaten, sondern auch dem Auslande bietet, dies zu
betrachten erscheint um so mehr von besonderem Interesse, als namentlich
wichtige militärische und besonders maritime Fragen, die im Mittelpunkt
der Tagesinteressen stehen, durch den Krieg erneute Klärung und Bestätigung
vieler wesentlicher über sie gebildeter Ansichten fanden.
Selten hat ein Krieg die Nothwendigkeit umfassender und sorgfältiger
Vorbereitungen der Nationen schon im Frieden, um bei einem Conflict
gerüstet zu sein, bewiesen, wie der derzeitige amerikanisch-spanische. Zwei
große, durch den Atlantischen Ocean getrennte Länder, das eine, Spanien,
mit ausgedehntem Colonialbesitz, dessen theilweise Lostrennung vom Mutterlande das anfängliche Ziel seines Gegners, und dessen Aufrechterhaltung
nur durch eine entsprechend starke Flotte möglich war, befand sich nicht im
Besitz dieser Flotte, das andere, ohne jeden Colonialbesitz, jedoch mit ausgedehnten Küsten und dem Sitz seines Hauptreichthums an denselben, Nord-Amerika, verfügte über starke nnd völlig moderne, denen des Gegners weit
überlegene Geschwader, und so traten beide Staaten in diesem Kampfe
einander gegenüber. Spanien dabei mit einem auf der allgemeinen Wehrpflicht mit allerdings sehr starken Eremvtionen beruhenden Landheere, von
alten, glorreichen Kriegsüberlieferungen und großer Uebermacht gegenüber
dem amerikanischen, die Vereinigten Staaten dagegen mit einer weit
inferioren Söldner- und Miliz-Armee, ohne jede Traditionen und namentlich,
mit Ausnahme der ältesten Heerführer, ohne jede praktische Kriegserfahrung
in größeren Kriegs- und Heeresverhältnissen.
Sehr bald zeigte sich die rollige Minderwerthigkeit der maritimen
Wehrmacht nnd Rüstungen Spaniens in der Katastrophe seines Philippinen-Geschwaders ,bei Manila, die zugleich eine höchst mangelhafte Armirung,
Bewachung und Befestigung der Bai von Subic, sowie der Inseln Isola
Grande und Corregidor, wie auch der Forts von Cavite hervortreten ließ,
so daß ungeachtet des heldenmüthigen Kampfes Admiral Montojos und
seiner Mannschaft das weit überlegene Kriegsmaterial der Amerikaner an
Schisfen, Armirnng und Ausrüstung glänzend zur Geltung kam und die
Lehre in Flammenschrist in den Annalen des Seekrieges verzeichnete, daß
nur Schisfe von gleichwerthiger Armirung, Panzerung und sonstigen Gefechtseigenschaften im modernen Seekriege mit gleichen Chancen einander gegen-
über treten können.
Ferner, daß Holzschiffe Panzerschisfen gegenüber verloren sind, und daß
in einer starken Armirung an schweren und schnellfeuernden Calibern von
20 Centimetern und darüber nnd namentlich an Schnellfeuergeschützen
mittleren und kleineren Calibers sowie in starkem Panzerschutz für Gürtel
und Deck eine Hauptbedingung des Sieges liegt.
Was die Torvcdowaffe betrifft, so ist dieselbe weder bei Cavite, noch
bei Santiago in offensiver Weise zur Geltung gelangt, da die wenigen
Minen, welche in der Bucht von Cavite gelegt waren, im falschen Moment,

und daher ohne zu schaden, von den Spaniern zur Entzündung gebracht
wurden, und da das Geschwader Deweys die überdies schlecht vertheidigte
Minensperre im südlichen Theil der Einfahrt bei der Insel Corregidor
umging, und da Admiral Montojo von den drei kleinen Torpedobarkassen,
die, an richtiger Stelle bei Corregidor verwandt, Erfolg hätten erzielen
können, keinen Gebrauch machte. In rein defensiver Hinsicht zeigte sich allerdings
die Torpedosperre bei Santiago von allergrößtem Werth, und sie wurde von
den beiden Torpedobootsjägern Admiral Cerveras und den Geschützen der
Hafeneinfahrtsbefestigungen mit Erfolg bewacht. Der spanische Admiral
verfügte über keine Torpedoboote und wollte, wahrscheinlich mit Rücksicht
auf die Sicherheit der Bewachung der Minensperre, von der für ihn Alles

abhing, die beiden Torpedobootsjäger in nächtlichen, vielleicht unwirksamen,
dann jedoch wahrscheinlich auch unter eigner Aufopferung erfolgenden Unternehmungen um so weniger aufs Spiel setzen, als derartige Dampfer von
fast 400 Tonnen selbst zum nächtlichen Ueberfall großer Panzerschiffe wenig
geeignet, sondern dazu kleinere Boote in beträchtlicher Anzahl erforderlich
sind. Den Spanier n sowohl wie den Amerikanern fehlte an den betreffenden
Brennpunkten des Krieges eine Torpedoflottille, mit der die Ersteren namentlich ihre Vertheidigung, die Letzteren ihren Angriff hätten unterstützen
können. Die Torpedowaffe ist daher auch in dem derzeitigen Seekriege
mit einem Wort nicht zur Perception gelangt, so daß derselbe in den
Grundsätzen, die sich für ihre Organisation und Verwendung als maßgebend
herausgestellt haben, Nichts zu ändern vermag. Das Eine aber hat sich
betreffs des Tonnengehalts der Torpedoboote unzweiselhaft herausgestellt, daß
die kleinen Torpedoboote ron 100 bis 200 Tonnen und darunter sich zur
Verwendung mit großen Panzerschiffen oder gegen dieselben im Kampfe auf
offener See nicht eignen, da ihre Geschwindigkeit im Berhältniß zu der der Panzerschiffe keine genügend größere ist, um rasch genug der vernichtenden Wirkung
von deren Geschossen entgehen zu können und ihre große Kohlenergänzungsbedürftigkeit ihnen, den Bewegungen der Panzerschiffe continuirlich zu folgen,
sehr erschwert und sie überdies in den Torpedobootszerstörern einen sehr gefährlichen Gegner besitzen, so daß amerikanischerseits bereits der künftige alleinige
Bau von Torpedobooten von 200 bis 400 Tonnen beschlossen ist und auch
deutscherseits in Zukunft, und zwar vielleicht schon innerhalb des Rahmens
des neuen Flottengesetzes, nur Torpedodivisionsboote gebaut werden dürften.
Obgleich im Besitz von 14 solcher Torpedoboote von 368—750 Tonnen,
3 Torpedobootsjägern und von 13 Torpedobooten unter 129 Tonnen, begingen die Spanier den Fehler, nicht bereits vor Ausbruch des Krieges so
viele derselben wie möglich in den cubonischen Häfen zu versammeln, um
sie dort z. B. bei Santiago wirksam verwerthen zu können.
Was den Kreuzerkrieg betrisft, von dem man sich auf vielen Seiten
in der Ausnutzung des beiden Gegnern in Folge ihrer Nichtbctheiligung an
der betreffenden Convention rorbehaltenen Kaperausrüstungsrechts ganz

besondere Erfolge auf dem Gebiete der Zerstörung des Seehandels beider
Parteien versprach und besonders erwartete, daß nicht nur zahlreiche
Handelsschiffe aufgebracht, sondern auch die Zufuhr des Gegners durch die
arinirten Hilfskreuzer verhindert und dieselben eine rege Thätigkeit bei den
beiderseitigen Geschwadern zum Aufklärungsdienst :c. ausüben würden, so
war das Endergebniß desselben, wenn auch beiderseits, namentlich von den
Amerikanern, eine Anzahl Handelsdampfer des Gegners weggenommen
wurden, dennoch im Ganzen ein sehr unbedeutendes, für die Entscheidungen
des Krieges völlig irrelevantes. Obgleich die Union bei Ausbruch des
Krieges außer den Kreuzern der Flotte über 62 für den Dienst derselben
erworbene und armirte Hilfskreuzer und Spanien über 32 derselben verfügte, so hat deren Thätigkeit keine einzige der Operationen des Krieges
durch ihre Zerstörung oder Schädigung des Seehandels des Gegners beeinflußt oder die beiderseitigen Flottengeschwader durch ihre aufklärende
Thütigkeit :c. irgend merklich unterstützt, so daß der derzeitige Krieg Erfahrungen auf diesem Gebiet und besonders über den Werth der
Hilfskreuzer als Handelszerstörer nicht geliefert hat. Er hat dagegen bestätigt,
daß der Ausgang des Kampfes zur See lediglich von dem Verhalten und
Schicksal der Schlachtflotten abhängt, und daß die auf Schädigung der
gegnerischen Hifsquellen abzielenden oder sonstigen Operationen die Nothmendigkeit, die Schlachtflotte des Gegners zu besiegen, nicht eliminiren
können, und daß daher heute wie früher dem Kreuzerkriege nur eine
secundäre Rolle zufällt.
Von großer Bedeutung für die Beurtheilung des Werthes der beiden
stärksten Schiffsgattungen, der Schlachtschiffe und der Panzerkreuzer, im
Kampfe gegeneinander war die Katastrophe von Santiago. Denn sie erwies
abermals evident, daß die starke Armirung und Panzerung moderner
Schlachtschiffe denselben die Ueberlegenheit und relative Unverwundbarkeit
vor jeder anderen Schiffsgattung sichern. Sie bewies zugleich, ebenso wie
der Kampf bei Cnvite, daß die Entscheidung im Seekriege in den Kämpfen
der Schlachtflotten gegen einander und nicht im Kreuzerkriege liegt, und
daß eine Flotte nur dann stark ist, wenn sie einen entsprechend bedeutenden
Kern von Schlachtschiffen ersten Ranges, d. h. ron starker Armirung.
Tonnengchalt und Panzerschul) besitzt.
Die Armirung der amerikanischen Schlachtschiffe Indiana, Iowa,
Massachusetts, Oregon und Texas war der der spanischen Panzerkreuzer
Almirante Oauendo, Maria Teresia, Vizcmia und Eristobal Eolon an
schweren Geschützen derart überlegen, daß jedes der vier erstgenannten
Schiffe an Geschützen schweren Calibers, d. h. ron 20 «m und darüber,
doppelt so stark armirt war, wie die vier spanischen Kreuzer zusammen
genommen. Im Speciellen betrug dieselbe bei der Indiana, dem Massachusetts
und dem Oregon je vier 33 cm Geschütze und je acht 20 «m Geschütz?!
beim Iowa vier 30 «m Geschütze und acht 29 cm Geschütze- beim Texas

zwei 30 om Geschütze und beim Panzerkreuzer Brooklyn acht 20 orn Geschütze.

Bei den Spaniern jedoch beim Almirante Oquendo, Maria Teresia und Vizcaya nur je zwei 28 ow Hontario-Geschütze, und dem Cristobal Colon fehlten die für ihn bestimmten beiden 25 Armstrong-Geschütze gänzlich. Die Panzerung der Indiana, Massachusetts und Oregon betrug je 45,7 oro. im Gürtel- oder Seitenpanzer, 43,2 cin in den Geschützthürmen, 27,1 cm am Commandothurm und 7 om an Deck. Die der Iowa bezw. 35,3 cm, 38,1 om, 25,3 om und 7,6 om, und die des Texas bezw. 30,5 cm, 30,5 ora, 30,5 ora und 5,1 «w. Die Panzerung des Oquendo, Maria Teresia und Vizcaya dagegen nur 30,5 om, bezw. 25 oin und 5 om, und die des Cristobal Colon sogar nur 15 cm, bezw. 15 om, 15 ow und 4 cm. Vermöge dieser Ueberlegenheit an schwerem Geschütz und namentlich auch derjenigen an Schnellfeuergeschützen mittleren und kleinen Calibers und deren Wirkung, sowie der besseren artilleristischen Schulung der Amerikaner, brachten dieselben die Artillerie der Spanier binnen kürzester Frist zum Schweigen — die Mannschaften waren, wie die spanischen Offiziere selbst aussagten, unter dem Schnellfeuer der Artillerie des Gegners einfach nicht an den Geschützen zu halten — schossen die Schiffe der Spanier in Brand und trafen dieselben 198 Mal im Panzer (der Oquendo hatte 61 Löcher im Panzer, die Vizcaya 24, die Maria Teresia 33, der Colon 80), während die Panzer der amerikanischen Schiffe im Ganzen nur 14 Treffer aufwiesen. Die Spanier verloren 400 Todte und Verwundete, die Amerikaner noch kein halbes Dutzend. Allerdings war die Panzerung der spanischen Schiffe stark genug, um ihre vitalen Theile derart zu schützen, daß sie die Fahrt bis zu einer gewissen Grenze fortzusetzen vermochten und ihre Maschinen mit Ausnahme der des Vizcaya bis zu dem Augenblick, wo derselbe in Folge des Crepirens eines in seinem Innern getroffenen Torpedos in die Luft flog, gebrauchsfähig blieben; allein mit dem Moment, wo sie, in Brand geschossen, in Flammen standen und 20 Procent ihrer Bemannung todt oder verwundet war, blieb ihnen keine andere Wahl, wie auf den Strand zu laufen, die Schiffe zu verlassen und, von den Insurgenten am Ufer unter Feuer genommen, sich zu ergeben.

Es könnte befremden, daß die überlegene Geschwindigkeit der spanischen Panzerkreuzer, welche bei den Versuchsfahrten 20 Knoten gegenüber 15, 16 und 17 Knoten der genannten amerikanischen Schiffe liefen, den ersteren das Entkommen nicht ermöglichte. Allein einerseits war der wirksame Feuerbereich der der Bewegung der spanischen Schiffe folgenden amerikanischen nicht so leicht zu durchmessen, und andererseits hatten die ersteren, wie versichert wird, fast ein Drittel ihrer Geschwindigkeit durch Ansatz an den Schiffsrümpfen und namentlich die mangelhafte Instandhaltung der Maschinen und Ungeübtheit ihres Personals eingebüßt. Ihre factische Geschwindigkeit war daher wahrscheinlich etwa dieselbe wie die der amerikanischen Schiffe, deren Rumpf bei dem langen Kreuzen und Liegen in See stark unklar sein

mußte. Der Krieg liefert daher in dieser Hinsicht die eindringliche Lehre, nicht nur Maschinen und Rümpfe möglichst im Stande zu halten, sondern namentlich rechtzeitig für ein sorgfältig geschultes Maschinistenpersonal zu sorgen.

Wenn der Kampf bei Santiago auch nicht das Bild einer nach den Regeln der Kunst von beiden Theilen, um die Entscheidung herbeizuführen, durchgefochtenen Seeschlacht, sondern nur dasjenige eines Durchbruchsversuchs und eines Kampfes um das Entkommen und der Verfolgung bot, so hat derselbe jedoch die schon aus der Schlacht am Ialu deutlich hervorgegangene Lehre von Neuem bekräftigt, daß jedes Holzwerk in Folge feiner Feuergefährlichkeit eine große Gefahr für Kriegsschiffe in sich schließt und daher grundsätzlich nicht beim Bau von Kriegsschisfen zu verwenden ist, daß ferner das Feuer der Schnellfeuergeschütze von der größten Bedeutung für Panzerschiffe ist, und daß das Feuer der Hauptbatterien unter Deck der Panzerschiffe geleitet werden muß. Ueberdies wird in dem Bericht der amerikanischen Commission, welche die gestrandeten spanischen Schiffe zu untersuchen bestimmt war, auf Grund des Indieluftsprengens des Panzerkreuzers Vizcana in Folge der Explosion eines im Innern des Schiffes von einer feindlichen Granate getroffenen Torpedos gefordert, daß künftig sich keine Torpedos in der Armirung der Schlachtschiffe besinden dürfen, eine Forderung, die jedoch, wenn die Torpedos genügend sicher untergebracht sind, kaum auf Berücksichtigung zu rechnen hat.

Außerordentlich mußte auffallen, daß der Durchbruchsversuch nicht bei Nacht stattfand, er verrieth sich überdies, wie berichtet wird, schon durch das Dampfmachen der Schiffe Cerveras bei Tage. Allein wenn vielleicht auch das schwierige Passiren des versenkten Rumpfes des Merrimac in der engen Einfahrt einen Grund für das Auslaufen bei Tage bilden mochte, so hatte man spanischerseits, wie Admiral Cervera unlängst erklärt hat, auf das Resultat einer günstigen, nur bei Tage erkennbaren Vertheilung der Streitkräfte der Amerikaner vor der Hafeneinfahrt gerechnet, war jedoch durch die falsche Nachricht der Signalstation, daß ein starker Transport amerikanischer Schiffe in Begleitung von zahlreichen Kriegsschiffen sich in Höhe von Sibonev befände, getäuscht worden, da in Wirklichkeit nur der Panzerkreuzer New-Mrk, eine armirte Dacht und ein drittes kleineres Schiff nach der Höhe von Sibonen abgegangen waren. Das Urtheil der Fachmänner neigt sich jedoch, ungeachtet dieser eventuell sich bietenden Chance, dem Verbiet zu, daß der Durchbruchsversuch unbedingt bei Nacht unternommen werden mußte, und daß dies daher auch für künftige derartige Falle im Allgemeinen als Regel zu gelten hat. Die Verhältnisse bei

Santiago haben überdies bestätigt, daß Torpcdoangriffe nur bei Nacht und
unter der Voraussetzung sorgfältigster Schulung und Vertrautheit mit dieser
Wasfe, die den Spaniern offenbar fehlten, mit Aussicht auf Erfolg ausgeführt zu werden rermögen, und daß die Torpedoboote, wie erwähnt,
zur Erlangung größerer Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit einen

gewissen beträchtlichen Tonnengehalt, oder andernfalls eine starke Anzahl
erfordern.
Der Durchbruchsversuch Admiral Cerveras, nach dreimal wiederholtem
Befehl seiner Regierung, erfolgte unglücklicherweise gerade in dem Moment
vor Santiago, wo der Landangriff auf den improvisirt, aber stark befestigten
Platz abgeschlagen war, und wo das Feuer der spanischen Schiffsgeschütze
die Amerikaner vielleicht von den Höhen von San Iuan zu vertreiben
vermocht hätte. Iedenfalls hätte, solange das Geschwader in der Bai
weilte, ein Sturm auf Santiago, von seinem Feuer in der Flanke gefaßt,
keine Aussicht auf Erfolg versprochen, und wäre namentlich ein Durchbruch
seiner Besatzung nach Westen oder Nordwesten kräftig von ihm unterstützt
worden. Die Subsistenz-Dauer der Befatzung Santiagos vermochte das
längere Verweilen Cerveras bei Santiago allerdings nicht zu verlängern,
eher vielleicht noch etwas zu verringern; allein der Durchbruchsversuch erscheint, als äußerster Nothbehelf betrachtet, etwas zu früh erfolgt zu sein,
und erschwerte dieser Umstand jedenfalls einen im letzten Moment unternommenen Durchbruchsversuch der Garnison des Platzes. Er lieferte
überdies spanischerseits den Beweis, daß sich das Madrider Cabinet zu sehr
um die Leitung der Operationen des Flottenführers kümmerte, ein Uebelstand, der auch amerikanischerseits bei der Flotte empfunden wurde. Die
beiden Kampfactionen zur See lieferten ferner den Beweis, daß die sorgfältige Ausbildung der Marine-Artilleristen ein Gegenstand von höchster
Bedeutung ist, und daß die Entscheidung von Seeschlachten, nach den Erfahrungen des spanisch-amerikanischen Krieges, in erster Linie von der
Tüchtigkeit der Marine-Artillerie abhängt.
Noch ein anderes Moment von Bedeutung ergiebt sich erneut aus den
Erfahrungen des Krieges, nämlich dasjenige, daß schnelles Kohleneinnehmen,
wie dies von den Marineverwaltungen Englands, Deutschlands und neuerdings
auch Frankreichs anerkannt ist, unter Umständen von höchster Wichtigkeit
für die Operationen und selbst die Erhaltung einer Flotte zu werden vermag.
Das auf den Antillen übliche langsame Verfahren der Kohlenergänzung verursachte Admiral Cervera einen verhängnißvollen mehrtägigen Zeitverlust, so daß
sein Geschwader, da die Kohlenergänzung bei Santiago mehrere Tage beanspruchte, anstatt von dort rechtzeitig wieder auslaufen zu können, um der Einschließung durch die amerikanische Flotte zu entgehen, von derselben blockirt
und unwiderruflich dem Verhängniß Preis gegeben wurde, welches das Geschwader am 3. Iuli ereilte. Die Kohlenfrage aber spielte in dem derzeitigen
Kriege noch in anderer Hinsicht für die Operationen eine ungemein wichtige Rolle.
Wenn sich selbst den Amerikanern, ungeachtet der verhältnißmäßigen
Nähe der Häfen ihrer Südküste an den Antillen, der Mangel einer Kohlenstation in deren Gewässern empfindlich fühlbar machte, so zeigte sich die
Abhängigkeit von einer solchen um so mehr bei den Spaniern, als der
überhaupt nur gegen 3 Wochen reichende, überdies wohl kaum vollständige

etatsmäßige Kohlenvorrath des Geschwaders Cerveras, der in Martinique
und Cura?ao nur völlig unzureichend ergänzt zu werden vermochte, bei
seinem Eintreffen in Santiago aufgebraucht war und in Folge der erwähnten Umstände zur völligen Unterbindung der Actionsfreiheit des
Geschwaders bei Santiago führte. Nur höchst unvollkommen und unsicher
vermögen rechtzeitig instradirte Kohlen-Transportschiffe den Mangel an
Kohlenstationen, überdies angesichts der sie bedrohenden Thätigkeit der
feindlichen Kreuzer, zu ersetzen, und die Operationen zeigten ferner, daß die
Kohlen für Kriegsschiffe, um deren vollste Leistungsfähigkeit beanspruchen zu
können, von bester Qualität sein müssen. Selbst zahlreiche schnelle und gut
armirte Schiffe vermögen Nichts anzurichten, wenn es ihnen an entsprechenden Kohlenstationen, um ihren Vorrath an Triebkraft nach längerer
Fahrtdauer wieder ergänzen zu können, fehlt, die allein ihre operativen
und taktischen Leistungen verbürgt.
Man hat bereits in Frankreich das Facit der Lehren des amerikanischspanischen Krieges bezüglich der Kohlenstationen zu ziehen begonnen, und
drängt sein neuer Marineminister Loeroy nicht nur auf die Schaffung von
Kohlendepots auf allen Seewegen, die seine Kriegsschiffe befahren können,
sondern auch auf diejenige stark befestigter Stationen oder Depots, wo die
Flotte im Falle einer Gefahr eine sichere Zufluchtsstätte und genügende
Kohlenvorräthe sinden könne. Wenn das Geld der Nerv des Krieges ist,
bemerkte der Minister, so ist die Kohle der Nerv des Seekrieges; und es
ist daher dringend geboten, daß jede Macht auf dem Wege, der zu ihren
Colonien führt, ausreichende stark beschützte Kohlenlager besitzt. Schaffen
wir also Kohlenlager! Ueberdies hat das französische Mittelmeergeschwader
bei feinen diesjährigen Manövern Versuche des Kohleneinnehmens auf hoher
See, dem Beispiele der deutschen Flotte folgend, ausgeführt, die jedoch noch
zu keinem günstigen Resultate führten. Der Minister trat ferner ebenfalls,

unter Berücksichtigung der in dieser Hinsicht allerdings negativen Erfahrungen
des derzeitigen Krieges, für die Entwicklung der mobilen Küstenvertheidigung
und die Vermehrung der Torpedoboote ein; die Forts allein genügten nicht
mehr, um eine Küste oder einen Hafen zu vertheidigen; man brauche
Küstenbewachungsschisfe und Torpedoboote, abgesehen ron automobilen Torpodos, und allerdings würde sich, meine er, die Vertheidigung Santiagos
und der Passage bei der Corrcgidor-Insel ganz anders wirksam gestaltet
haben, wenn die Spanier dafür eine ausreichend zahlreiche, gut geschulte
Torpedoflottille besten Materials besessen hätten. In diesem Falle hätte
sich das Cernirungsgeschwader Admiral Sampsons voraussichtlich den nächtlichen Torpedoangriffen der Spanier gegenüber bei Nacht in einer derartig
respectvollen Entfernung von der Hafeneinfahrt halten müssen, daß namentlich
ein bei Nacht unternommener Durchbruchsversuch des Geschwaders Cerveras,
unterstützt von der Torpedoslottille, wohl geglückt sein würde.
Spanien besaß keine tüchtige Torpcdoslottille in den Cubonischen Ge-

wässern, obgleich feine Flottenliste, wie erwähnt, 14 Torpedobootsjäger von
300—800Tonnen, 4 Torpedoboote 1. Klasse von 100—300 Tonnen und
9 Torpedoboote 2. Klasse unter 100 Tonnen aufwies; jedenfalls waren
diese Fahrzeuge nicht an den wichtigsten Punkten, zu denen nächst Havanna
Santiago zählte, concentrirt, dagegen verfügte es über die Flottenstationen
und Kohlendepots von Havanna, Santiago, San Juan auf Puertorico
und eine Anzahl vortrefflicher, wenn auch kleiner Kriegshäfen wie die Bai
von Cienfugos, Manzanillo, die von Nive, Nuevitas, Cardmas u. a.
Allein bei der Inferiorität feiner Flotte der der Union gegenüber vermochte
es von den Vortheilen, die diese Stützpunkte seinen maritimen Operationen in
den Antillengewässern geboten haben würden, keinen Gebrauch zu machen.
Man befand sich in Spanien offenbar, wie wir im Lande selbst und
namentlich in dessen Kriegshafenplätzen Cadir, Cartagena, Ferrol :c. wahrzunehmen Gelegenheit hatten, über die Bedeutung des Machtfactors, den
die starke Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte über die spanische bildete,
sehr im Unklaren. Man hatte es, obgleich der Krieg mit der Union
wegen Eubas seit Jahren bevorstand, verabsäumt, die für die Aufrechterhaltung des Besitzes dieser wichtigen Colonie, die für die Judustrien
Cataloniens und der Baskischen Provinzen sowie für die Agricultur-Producte
Kastiliens ein unersetzliches Absatzgebiet bot, unerläßliche, der amerikanischen
womöglich überlegene Flotte zu schaffen, und verabsäumte es in unbegreiflicher Verblendung, die Kriegserklärung der Union durch dilatorisches Verfahren wenigstens so lange hinauszuziehen, bis die beiden einzigen modernen
Schlachtschiffe 1. Klasse Pelano und Carlos V. sowie die 4 Panzerkreuzer
2. Klasse Cardenal Cisneros, Princesa de Asturias und Cataluna vollendet
und operationsfähig waren. Man vertraute zu sehr auf die der amerikanischen Milizarmee weit überlegene Landmacht von über 100 WO Mann
disciplinirter und besser wie jene geschulter spanischer Truppen auf Euba
und unterschätzte den materiellen und moralischen Effect, den jdie Schläge,
welche die überlegene amerikanische Flotte an sehr wichtigen Punkten der
Küsten der spanischen Colonieen auszutheilen vermochte, auf die auf Euba
bereits in der Jnsurrection befindlichen, auf den Philippinen durch sie zu
ihr veranlaßten Eingeborenen auszuüben vermochten.
Wenn auch der Krieg bemies, daß die Ueberlegenheit der Flotte bei
völliger Durchkämpfung eines Colonialkrieges nicht die Endentscheidung zu
geben, sondern daß die Flotte ihre Erfolge an der Küste nur einseitig auszunützen vermag, und daß dauernde Erfolge auch im Kriege mit überseeischen
Colonien, wenn derselbe bis aufs Aeußerste durchgekämpft wird, — es sei denn
daß eine hermetisch Blokade, die den empfindlichsten Lebensinittelmangel erzeugt,
durchgeführt zu werden vermöchte, — nur in Verbindung mit Landtruppen
erreicht werden können, so war doch die Ueberlegenheit und die Action der
amerikanischen Flotte eine so gewaltige, erfolgreiche und nachhaltige, daß,
nachdem sie durch ihre beiden Seesiege die unbestrittene Herrschaft nicht nur

in den betreffenden Colonialgewässern, sondern überhaupt zur See gewann,
die unterlegene Partei zur Anbahnung von Friedensverhandlungen schritt, in
der Erkenntniß, daß zwar der Widerstand auf Cuba noch lange Zeit durchzuführen, jedoch auf die Dauer der Ueberlegenheit der materiellen Machtmittel
der Union und ihrer Flotte gegenüber aussichtslos sei, da eine Ergänzung und
gehörige Avprovisionirung der Streitkräfte und des Kriegsnlaterials Spaniens
auf Cuba, in Folge der fortan unbestreitbaren Herrschaft der Amerikaner zur See
und da Cuba keine Waffen- und Munitionsfabriken besitzt, sondern betreffs deren
Erzengnisse ausschließlich vom Mttterlande abhängt, fernerhin unmöglich war.
Im Grunde genommen war daher, wie die Verhältnisse bei der
spanischen Flotte lagen, der Widerstand der Spanier zur See gegen die
Vergewaltigung Cubas durch die Union überhaupt aussichtslos, und fand
sich Spanien durch die demüthigenden Forderungen derselben in die kritische
Lage versetzt, zur Aufrechterhaltung seiner Nationalehre mit weit inserioren
maritimen Streitkräften den Kampf um Cuba und auf den Philippinen zu
führen, und vermochte dasselbe, da die Union den Kern seiner Macht bei
Havanna nicht angriff, die Ueberlegenheit seines Landheeres über das amerikanische nicht zur Geltung zu bringen. Allerdings sprach vor Beginn des

Krieges Manches gegen die unbedingte Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte,
wie z. B. ihre aus Deserteuren aller Nationen zusammengewürfelte Söldner-Bemannung, die geringe Erfahrung ihrer Führer im Seekriege in größeren,
Stil, ferner gewisse Eigenschaften der als für das Feuer aus den großen
Geschützen im Innern zu schwach gebaut geltenden Schiffe sowie der Mangel
an Marine-Artilleristen :c.; allein die absolute Ueberlegenheit ihrer Armirnng an
schweren sowie Schnellfeuer-Geschützen mittleren und kleinen Calibers sowie an
Panzerschutz war als fundamentales Moment derselben unbestritten. Das einzigs
Mittel Spaniens, den Ausbruch des Krieges so lange hinzuziehen, bis es
wenigstens an Zahl und Armirung der Panzerschiffe der Union einigermaßen
gewachsen war, um dann mit seinem immer noch inferioren Geschwader den
Kampf zur See ausschließlich offennv unter Anwendung des Rammens, wie
Tegethoff bei Lissa gegen die an Panzerschutz und Armirung weit überlegeue
italienische Flotte, zu führen, wurde spanischerseits nicht angewandt, und die
Concessionen an die Insurgenten, die den Ausbruch des Krieges verhindert
hätten, zu spät gewährt. Der Krieg bestätigt daher in dieser Hinsicht die
alte Lehre, daß ein Land nur bei vollster Rüstung mit auf der Höhe der
Zeit stehenden Kriegswerkzeugen zu ihm schreiten darf, und daß, wenn es vorher zum Kriege gezwungen wird, nur die energischste, die eigene Vernichtung
und völlige Aufopferung nicht scheuende Offensive die Ungleichheit der StreitnUttel zu Gunsten des Schwächeren auszugleichen vermag. Die bei Cavile
und Santiago befolgte reine Defensive der Spanier führte jedoch zu ihrer
Vernichtung bei ganz verschwindender Schädigung des Gegners.
Wenn daher nicht nur die Regierung Spaniens, sondern namentlich
seine Marine-Verwaltung sowie auch die Cortes dafür verantwortlich zu

machen sind, daß sie die Kriegsmarine des Landes, auf deren Stärke und
Tüchtigkeit die Existenz desselben als Colonialmacht beruhte, in einem derart
minderwerthigen Zustand ließen, wie es sich erwies, so muß andererseits der
Verzicht auf jede Offensive sowohl der Geschwader- wie der Landtruppen-Führer
der Spanier, bei allen Sympathien und aller Anerkennung für ihre heroische
Haltung, aufs Schärfste verurtheilt werden. Heldenmüthig bereit, das Opfer
ihres nnd ihrer gestimmten Mannschaft Lebens zu bringen, mußten sie es
so namentlich bei Santiago in der Offensive und hier mindestens mit einem
Durchbruchsversuch der Landtruppen bringen, um dem Gegner wenigstens
starke Verluste zuzufügen, die ihn schwächend, auf den Verlauf des Krieges
und seine Friedensbedingungen von Einfluß zu sein vermochten.
Wir berühren damit die Erscheinungen und Lehren, welche die verhältnißmäßig sehr in den Hintergrund getretenen Operationen des Krieges
zu Lande brachten.
Bevor wir jedoch zu ihrer näheren Betrachtung schreiten, sei noch einiger
für die Stelle, wo sich Land- und Seekrieg berühren, den Küstenkrieg, in
Betracht kommender Momente gedacht. Die altspanischen Befestigungen mit
ihrem mächtigen, jedoch weder durch Erde noch etwa durch Betonirung und
daher völlig ungeschützten Mauerwerk haben sowohl bei Santiago (Fort Morro
und Batterie Socapa) wie auch bei San Iuan auf Portorico uud auch bei
Manila, die beiden ersteren in Praxi gegen den artilleristischen Angrisf selbst
der schwersten amerikanischen Schiffsgeschütze von 33,30 und 20 oro. eine
derartige Widerstandsfähigkeit bewiesen, wie man sie ungedecktem Mauerwerk
allgemein nicht zugetraut hatte. Dasselbe gilt bei allen modernen permanenten
Befestigungsanlagen bekanntlich als ein überwundener Standpunkt. Während
die derartigen Befestigungen San Iuans einer allerdings nicht sehr nachhaltigen
Beschießung amerikanischer Schiffe derart Widerstand leisteten, daß die
Amerikaner mehr materiellen Verlust durch ihren Munitionsaufwand, wie
die Beschossenen materiellen Schaden erlitten, wurden das Fort Morro und
die Batterie Socapa allerdings schließlich von den Amerikanern in Trümmer
geschossen und so vorgefunden; allein es gelang den Spaniern unterhalb beider
Werke eine beträchtliche Anzahl noch völlig intakter, namentlich 6 zölliger
Geschütze vollkommen gedeckt aufzustellen und bis zum letzten Moment wirksam zu erhalten. Das Bombardement San Iuans sowie dasjenige der
Hafeneinfahrtsbefestigungen von Santiago und dasjenige Manzanillos und
anderer Küstenplätze hat sich mit Ausnahme desjenigen der sehr schwachen Befestigungen der Nipe Bai im Wesentlichen erfolglos erwiesen, und der Werth
des materiellen Hindernisses und selbst völlig veralteter Mauerbefestigungen
gegenüber dem Angriff einer Flotte ist dadurch deutlich illustrirt worden.
Bei Santiago sowohl wie bei Manzanillo und neuerdings bei San Iuan
auf Portorico wurden daher die Amerikaner zur Landung behufs Ueberwältigung
der Befestigungen bezw. Umgehung des Hindernisses, welches sie boten, genöthigt.
Dieser Vorgang schließt selbstverständlich keineswegs in sich, daß heut zu den

veralteten Befestigungen durch ungedecktes Mauerwerk zurückgekehrt werden
könne, allein er beweist, daß denselben eine weit größere Stärke und Widerstandskraft innewohnt, wie man sie ihnen zutraute, und daß daher gebotenen
Falls mit ihnen zu rechnen ist, und sie noch verwendungsfähig sind, und daß
namentlich eine tüchtige Armirung und Vertheidigung ihr Widerstandsvermögen
sehr zu erhöhen vermag. Das Bombardement der Stadt Santiago blieb in
Folge der zu großen Entfernung der Schiffsgeschütze fast wirkungslos, und

dasjenige aus Feld- und Belagerungsgeschütz gelangte nicht zur Durchführung.
Die Beschießung der Hafeneinfahrtsbefestigungen Santiagos und diejenige San Iuans sowie mehrerer cubanischer Küstenplätze blieb somit im Wesentlichen ohne Erfolg, und man durfte gespannt sein, ob der Ausfall der seiner Zeit geplanten, inzwischen durch die Friedensverhandlungen vermiedenen concentrischen Beschießung San Iuans von der See und dem Lande l,er ein neues Argument gegen die Effectlosigkeit von Bombardements als Mittel, nm die Uebergabe fester, gut vertheidigter Plätze zu erzwingen, liefern würde.
Iedenfalls schienen die Amerikaner hinsichtlich des ebenfalls von starken, aber im alten Stil gemauerten Forts umgebenen Kriegshafens Havanna von der Wirkungslosigkeit eines Bombardements und der Notwendigkeit des regulären Angriffs zu Lande auf die Festung überzeugt zu sein; allerdings mag der Wunsch, die blühende Hauptstadt der Perle der Antillen zu schonen, bei ihrem Beanstanden des Bombardements mitgesprochen l>aben.
Sowohl bei San Iuan wie bei Havanna würden sich, wäre es zur Durchführung des Angriffs auf die erstere oder beide Festungen gekommen, voraussichtlich interessante Lehren für den Belagerungskrieg ergeben haben. Die Beschießung der Hafeneinfahrtsbefestigungen Santiagos, sowie diejenige der übrigen Befestigungen um Santiago hat in dieser Hinsicht bereits den großen Vortheil der Verwendung rauchlosen Pulvers durch die Spanier ergeben, die die Beantwortung ihres Feuers durch die Amerikaner erschwerte und diesen die Batterien unterhalb Fort Morro und Socapa, im Verein mit deren guter Deckung, völlig verbarg. Die Union ist daher noch im Laufe des Krieges zur sosortigen Bestellung großer Quantitäten rauchlosen Pulvers geschritten.
Was den Landkrieg betrifft, dessen Gebiet wir damit berühren, so hat auch hinsichtlich seiner der amerikanisch-spanische Krieg, wenn auch nicht außergewöhnliche neue, epochemachende Lehren gebracht, so doch alte, gewichtige von Neuem bekräftigt.
Um mit den Philippinen zu beginnen, so war Spanien auch dort, wie wir des Näheren dargelegt und bekannt ist, weder gegen den Angriff des bei Hongkong aktionsbereit liegenden amerikanischen Geschwaders noch gegen die im Falle des Krieges mit der Union und deren nahe gelegtem Einschreiten bei Manila zu erwartende Erhebung der Tagalesen gerüstet.
Spanien hatte hier den Fehler begangen, anstatt berechtigten Wünschen der Mehrzahl einer 9 Millionen zählenden Bevölkerung rechtzeitig Concessionen

zu machen und, wenn es dazu nicht entschlossen war, doch derartige Streitkräfte auf der Insel zu versammeln, die seine Herrschaft aufrecht zu erhalten vermochten, einen Compromiß unter Geldentschädigung der Führer der früheren insurrectionellen Bewegung und Versprechung von Zugeständnissen mit der Insurrection zu schließen, der, da es dieselben nicht hielt, durch das Auftreten der Amerikaner den Aufstand wieder hell auflodern ließ.
Während es bei Cuba Spanien nur an dem allerdings äußerst wichtigen Factor, einer wenn auch nicht seine Gewässer völlig beherrschenden, so doch zu Operationen in denselben mit einiger Aussicht auf Erfolg befähigten Flotte fehlte, mangelte es dagegen den Spanien: bei den Philippinen, wie wir sahen, nicht nur an einem demjenigen Admiral Deweys auch nur annähernd gewachsenen Geschwader, sondern auch an der erforderlichen Anzahl und hier auch an Tüchtigkeit der Landtruppen, um den Aufstand, an dem dort über 100 000 bewaffnete Eingeborene betheiligt waren, niederschlagen zu können. Die spanische Besatzung des Archipels von der Größe der Königreiche Preußen und Sachsen zusammengenommen, betrug 1897 nur ca. 20 000 Mann; und zur Unterdrückung des Aufstandes wurden vom 4. September 1896 bis 24. April 1897 27 000 hinüber geschickt. Wenn die veraltete Holzschiffflotte der Spanier bei den Philippinen im Verein mit der Landmacht zwar hinreichte, die einzelnen Inselgruppen im Zaume zu halten, so versagten die übrigen Factoren der dortigen Macht Spaniens jedoch völlig, nachdem diese Flotte bei Cavite vernichtet war und jdie spanische Landmacht unter aufreibenden, auch an Gefangenen sehr verlustreichen Kämpfen aus ihren Stellungen in den Provinzen Bacolor, Bulacan, Batangas, La Lagnna und Cavite von den Insurgenten vertrieben wurde. Die Spanier begingen auch hier den Fehler, sich im Ganzen strict defensiv zu verhalten, anstatt dem Kern der Schaaren Aguinaldos mit zu diesem Zweck vereinigten 25 000 Mann osfensiv gegenüberzutreten. Sie erlitten daher in den Gefechten um die vorgelegenen Stellungen Manilas eine Niederlage nach der anderen und sahen sich schließlich nur noch auf die treugebliebene Inselgruppe und die Festung Manila beschränkt, deren alte Umwallungen, Mauern und breite Wassergräben wieder als letzter Stützpunkt der spanischen Macht zur Geltung kamen, deren Fall jedoch nur eine Frage des Vorhaltens der Proviantvorräthe und des Erfolges einer Beschießung durch das Geschwader Deweys und die Insurgenten war.
Der Mangel an offensivem Geist der Kriegführung der Spanier und an Concentration der Streitkräfte für die entscheidenden Momente des Krieges ist es, der dieselbe zu ihrem größten Nachtheil kennzeichnete, und wenn die tropische Regenzeit größere Bewegungen der Truppen verbot oder sehr behinderte, so mußten sie vor Eintritt derselben an wenigen wichtigsten Punkten concentrirt werden, um nicht einzeln, wie die Garnisonen Ost-Cubas und diejenigen der Philippinen, dem numerisch überlegenen Angriff zum Opfer zu fallen.

Die Hauptlehre des Landkrieges sowohl auf den Philippinen wie auf
Cuba besteht daher in der erneuten Bekräftigung der alten bewährten strategischen Grundsätze des Zusammenhaltens der Streitkräfte an den wichtigsten
Punkten, des Uebergewichts der Offensive und der rechtzeitigen und ausreichenden Verproviantirung und Munitionsversorgung zur Defensive bestimmter Plätze.
Bei dem Kriege gegen Cuba zeigte sich die bemerkenswerthe Erscheinung,
daß die Kriegsleitung der Union, welche über ein stehendes Heer von nur
27 009 Mann verfügte und sehr wohl herausfühlte, daß dasselbe der
dortigen spanischen Landarmee von etwa 130 000 Mann, die sich auf
starke Befestigungen, namentlich diejenigen Havannas stützte, nicht gewachsen sei, genöthigt war, ein für den Angriff auf Cuba geeignetes Heer
erst zu schaffen, und inzwischen die Ueberlegenheit ihrer Flotte zu vergeblichen Beschießungen kleiner spanischer Küstenplätze, sowie zur Herstellung
einer nicht vollständigen Blokade der Haupthäfen, und als sich das spanische
Geschwader Cerveras nach Santiago begeben hatte, zur Einschließung
desselben benutzte. Da die Hafeneinfahrtsbefestigungen und Minensperren
Santiagos zu stark waren, um die Einfahrt ohne unverhältnißmäßige Opfer
forciren zu können, schritt das Washingtoner Cabinet zur Anordnung der
Landung des Expeditionscorvs General Shafters bei Santiago. An zahlreichen Punkten demonstrirend, gelang es, wie zu erwarten war, unter
dem Schutz der Schiffsgeschütze die Landung an einer von den Spaniern
nur schwach besetzten Stelle zu vollziehen, und da die Spanier, obgleich
mit der Einschließung Cerveras Santiago das unzweiselhafte Object des
in Tampa zusammengezogenen Expeditionscorps bildete, den Fehler begingen,
die in der Mhe gelegenen Garnisonen und Kriegsvorräthe nicht rechtzeitig
zu seiner Vertheidigung heranzuziehen, so war weder eine Offensive derselben gegen die sich entwickelnden Truppen des Landungscorps noch ein
nachhaltiges Aufhalten derselben bei seinem Vormarsch gegen Santiago möglich.
In Folge der numerischen Schwäche der Spanier gelang es den Amerikanern, die um Santiago vorgelagerten Positionen der Spanier trotz
hartnäckiger Gegenwehr zu nehmen und, wenn auch ihr Angriff auf Santiago
selbst scheiterte und sogar einen höchst kritischen Moment fur die gesammte
Operation hervorrief, durch Heranziehung ihrer Verstärkungen Santiago
einzuschließen und im Verein mit dem Proviant- und Munitionsmangel
des Platzes zur Capitulation zu zwingen. Wenn auch eine Unterstützung
der Vertheidiger von Santiago ron Havanna her, da die Amerikaner die
See beherrschten und eine Eisenbahnverbindung auf der über 70 deutsche
Meilen betragenden Entfernung fehlte und überdies die Regenzeit herrschte,
nicht möglich war, so beging doch die spanische Kriegsleitung den Fehler,
wie erwähnt, zu spät Verstärkungen, Proviant und Munition aus den
nahe gelegenen Garnisonen nach Santiago zu senden und keine Offensive
der letzteren zu veranlassen. Sie versuchte, Santiago, Guantanamo, Holguin

und Manzanillo gleichzeitig zu halten, anstatt alle Streitkräfte und Vorräche dieser Plätze rechtzeitig nach dem entscheidenden Punkte Santiago zu
dirigiren und mindestens denselben durch Offensivunternehmungen in Flanke
und Rücken der Amerikaner zu unterstützen. Daß dies trotz der Regenzeit,
wenn auch sehr schwierig, möglich mar, bewiesen das Eintreffen der Verstärkungen von Holguin und die Bewegungen der Amerikaner.
Die fehlerhaft strategische Vertheidigung Santiagos und der Fehler Ceroeras, sich
dort einschließen zu lassen, bilden daher ein warnendes Beispiel und Lehre,
wie in einer derartigen Lage nicht verfahren werden soll. Ebenso aber
documentirte sich die völlig unzureichende Vorbereitung, mit welcher die
Union den Zug gegen Santiago an Belagerungsgeschütz, Sanitätsvorkehrungen,
Lagervorrichtungen, Transportmitteln zc. unternommen hatte. Diese schweren
Fehler wurden jedoch noch durch denjenigen der Spanier übertroffen, daß
sie, als ihnen die Lebensmittel knapp wurden, keinen Durchbruch nach
Mrden oder Nordwesten oder in beiden Richtungen versuchten, wo sie bei
den festen Plätzen Holguin oder Manzanillo Proviant und Munitionsvorräthe angetroffen hätten, deren erster« sich überdies für den
Unterhalt der nicht sehr beträchtlichen eigentlichen Besatzung Santiagos auch
auf dem Lande in Ost-Cuba hinreichend gefunden haben würden, da
sowohl Holguin wie das unfern gelegene Banamo Hauptviehzuchtsstätten
und Fleischproductionsorte desselben sind. Allein eine namentlich nach
dem gescheiterten Durchbruchsversuch Ceroeras unbegreifliche Passivität
fesselte die Spanier an Santiago, dessen Angreifer eine Zeit lang numerisch
schwächer wie seine Vertheidiger und namentlich incl. derjenigen des umgebenden Gebietes waren. Allerdings ergiebt sich aus dem Inhalt der Depesche
des General Linares vom 12. Juli an Marschall Blanco und den Kriegsminister eine derartige quantitative und physische Schwäche der Besatzung,
daß der Durchbruchsversuch gegen Ende der Belagerung nicht die mindeste
Aussicht auf Erfolg besaß. Immerhin hätte er mit dem der Flotte zugleich versucht werden müssen. Die kriegsgeschichtliche Lehre, daß ein blockirter
Platz auch ein genommener ist, falls es dem Belagerten die Blockade nicht
zu sprengen gelingt, gelangte auch hier wieder zum deutlichen Ausdruck.
Andererseits aber zeigte sich der Werth des materiellen Hindernisses tüchtiger,
wenn auch improvisirter Befestigungen und für belagerte Kriegshäfen aus
Minen bestehender Hafensperren, wenn sie von starken Befestigungen unter
Feuer gehalten werden, aufs Eklatanteste, und Admiral Sampson hatte
Recht, das Wagniß ihres Forcirens, um die Flotte Cerveras, die ihm doch

mit der Zeit anheimfallen mußte, zu vernichten und als ein zweiter
Farragut genannt zu werden, nicht zu riskiren. Die Capitulation von
Santiago zeigt überdies die auffallende Erscheinung, daß sie außerhalb gelegene Garnisonen in sich schloß, die nicht voin Feinde cernirt oder belagert waren, ein Verfahren, welches gegen allen Kriegsgebrauch und Kriegsrecht ist und dessen Urheber der § 295 des spanischen Militärgesetzes mit

lebenslänglicher Haft bedroht; und man darf gespannt sein, wie das über
General Toral abzuhaltende Kriegsgericht die Verhältnisse der Capitulation
des Näheren darlegen und beurtheilen wird.
Die weitere Fortsetzung des Krieges bewies, daß die Union sowohl in
Ermangelung einer starken permanenten und zugleich kriegsmäßig ausgebildeten
Landmacht, wie in Folge der Regenzeit immer noch nicht in der Lage
war, die Entscheidung am Sitz der spanischen Macht, den Westprovinzen
Cubas nebst Havanna, herbeizuführen, und daß sie inzwischen durch die
Beschießung und den Angriff auf die kleinen Küstenplätze Manzanillo, Nipe,
Tunas de Laza, Iibara u. a. die Macht Spaniens auf Cuba zu brechen
und die wichtigeren derselben in dem östlichen Theil der Insel allmählich
in ihren Besitz zu bringen suchte. Die Kriegführung der Amerikaner war
daher in Folge der mangelnden Vorbereitung ihrer Landmacht für den
Angriff auf Cuba und die befestigte Hauptstadt Manila, theoretisch betrachtet, insosern fehlerhaft, als sie nicht von vornherein als Hauptziel der
Ueberwältigung des Kerns der spanischen Colonialmacht deren Landheer bei
Havanna und die starke Besatzung der Festung Manila in's Auge faßte;
denn mit den Erfolgen der Flotte hörte deren Wirksamkeit, mit Ausnahme
der überdies nicht hermetischen Durchführung der Blockade der Haupthäfen,
außerhalb des Bereichs der Schiffsgeschütze auf. Sie bestätigte daher von
Neuem die durch die Kriegsgeschichte vielfach illustrirte Lehre, daß für den Besitz
weiter und auch colonialer Ländergebiete nicht bei der Flotte, mögen deren
Erfolge gegen die feindlichen Geschwader und an den Küsten auch noch so bedeutend sein, wenn nicht etwa die feindliche Hauptstadt von ihr überwältigt
oder die Lebensmittel- und Kriegsmaterialzufuhr abgeschnitten wird,
sondern bei der Landmacht die Entscheidung, bei vollständig durchgeführtem Kampfe, ruht.
Wenn die Union ferner zu dem für die Entscheidung des Krieges
irrelevanten Angriff auf Portorico schritt, so erfolgte derselbe ausschließlich,
um einerseits die blühende, überdies eine große Steigerung ihrer Productionskraft versprechende Insel als werthvolles Faustpfand für ihre Abtretung in ihren Besitz zu bringen, und andererseits in ihr eine Flottenund Kohlenstation ersten Ranges, im Verein mit Key-West und Santiago
von größter Bedeutung für die Beherrschung Westindiens, der Zugänge zum
caraibischen Meer und dem künftigen Nicaraguacanal zu gewinnen.
Der Kampf der Union, unter dem Deckmantel der Befreiung Cubas,
angeblich für eine Gruppe von Handelsinteressenten der Vereinigten Staaten
unternommen, gestaltete sich daher mit den militärischen Erfolgen unter
Decouvrirung feiner Endziele zum ausgesprochenen Streben nach unbedingter
maritimer Vorherrschaft Nord-Amerikas, nicht nur im Golf von Mexico,
fondern auch im caraibischen Meer, und somit nicht nur gegenüber Central-Amerika, sondern auch gegenüber den Staaten der Nordküste Süd-Amerikas.
Er bietet mit der sich während seines Verlaufs stetig steigernden Erweiterung

seiner Ziele der Welt, im Verein mit der gleichzeitig stattgefundenen Besitzergreifung der Hawai-Jnseln und der Ladronen, den Beweis, daß die
Union, vor der Hand allerdings wohl nur im Interesse ihrer weiteren
wirthschaftlichen Entmickelung, die Bahn maritimer Erpansions- und Colonialpolitik eingeschlagen hat; und dieser Vorgang, sowie die bereits im Verlauf des Krieges erfolgende Vermehrung ihrer Flotte von etwa 100 auf
158 Schiffe, sowie der Umstand, daß dieselbe heut 8 Panzerschisse erster
Klasse, 16 Torpedozerstörer und 22 Torpedoboote im Bau hat, die gegen
1900 vollendet sein werden, weist deutlich darauf hin, daß die übrige Welt
mit den Vereinigten Staaten binnen vielleicht einem Jahrzehnt als einer
Seemacht ersten Ranges und einer Colonialmacht zu rechnen haben wird,
so daß das Resultat des Krieges in dieser Hinsicht für die alte Welt
in einer Erschwerung des Wettbewerbs auf den wirthschaftlichen Gebieten
und dem der Colonisation, gegenüber der in der Folge sich entwickelnden
Concurrenz Nord-Amerikas bestehen dürfte.

Leo Tolstoj.
Gedanken über Gott und Aus dem Tagebuche Tolstojs.
von
Eugen Heinrich Schmir.
— Budapest. —

Vom Verfasser ausschließlich autorisirte Ausgabe.

Vorwort des Herausgebers.
cm Text der vorliegenden, für die Beurtheilung der Weltanschauung
Tolstojs höchst wichtigen Schrist liegen theils russische Handschristen zu Grunde, welche der Autor an den wegen der Angelegenheit der Duchoborzen verbannten Wladimir Tschertkoff (derzeit
in Purleigh-Esser) sandte, theils Briefe, welche derselbe an den seiner Zeit
wegen Verweigerung des Militärdienstes eingekerkert gewesenen Redacteur
des „Vrede" in Haarlem I. K. van der Veer sandte. Die Zusammenstellung des Ganzen stammt von Tschertkoff. Die Herstellung des vorliegenden deutschen Textes ist die gemeinsame Arbeit von Albert Skarvan,

einem Arzt, der seiner Zeit, wegen eines ähnlichen Delictes wie van der
Veer, in Kaschau in Ungarn eingekerkert war, und des Herausgebers dieser
Schrist, der derselben einige Titelüberschristen beisügte.
Die Wichtigkeit und Subtilität des Gegenstandes der Schrist bestimmte
mich, die Handschrist an Leo Tolstoj selbst behufs Durchsicht zu übersenden.
Der Autor antwortete in einem freundlichen Briefe wörtlich: „Die Aufschristen sind sehr gut und die ganze Uebersetzung ausgezeichnet klar und
schön." Ich veröffentliche diese Worte, weil es bei vorliegender Schrift
von besonderer Wichtigkeit ist, daß die Feinheiten des Ausdruckes möglichst
authentisch wiedergegeben seien.
Budapest, Festung, am 28. April 1898.
Dr. Eugen Heinrich Schmit.

Gedanken über Gott.

I.

Gott ist für mich Dasjenige, wonach ich strebe, Dasjenige, im Hinstreben nach welchem mein Leben besteht und welches daher auch für mich
da ist, jedoch unumgänglich in der Weise, daß ich Ihn nicht begreisen, nicht
benennen kann. Falls ich Ihn begreisen möchte, erreichte ich Ihn, und ich
hätte nicht, wonach zu streben; es gäbe auch kein Leben mehr. Was hier
als Widerspruch erscheint, ist, daß ich Ihn nicht begreisen und nicht benennen kann und Ihn doch zugleich kenne: die Richtung zu Ihm kenne.
Ia, es ist dies von meinem Wissen das einzig Glaubwürdige.
Ich kenne Ihn nicht, und zugleich ist es mir allemal fürchterlich, wenn
ich ohne Ihn bin, und nur dann bin ich furchtlos, wenn ich mit Ihm bin.
Noch sonderbarer ist es, daß ich es gar nicht noth habe, Ihn in meinem
jetzigen Leben mehr und besser zu kennen, als ich Ihn jetzt kenne. Ich
kann und will Ihm näher kommen, und hierin besteht mein Leben, jedoch
meine Annäherung vergrößert mein Wissen nicht im Mindesten und kann
es auch nicht vergrößern. Jeder Versuch, mir eine Vorstellung über dies
mein Wissen zu bilden (z. B. daß Er Schöpfer sei, daß Er gnadenvoll sei
und Aehnliches mehr), entfernt mich von Ihm und verhindert meine Annäherung zu Ihm.
Noch sonderbarer ist, daß ich einzig und allein Ihn wahrhaftig (d. h.
mehr als mich selbst) zu lieben vermag. Einzig und allein in dieser Liebe
giebt es keinen Rückgang (im Gegentheil fortwährenden Fortschritt), keine
Sinnlichkeit, kein Schwänzeln, kein Zugefallenthun, keine Angst, keine Selbstzufriedenbeit. Alles Gute liebt man nur vermittelst dieser Liebe, so daß
dabei noch herauskommt, daß wir lieben, folglich auch leben durch Ihn und
vermittelst Seiner. So denke, oder besser gesagt, fühle ich Gott. Ich habe
noch hinzuzufügen, das schon die Benennung „Er" einigermaßen stört: das
„Er" macht Ihn kleiner.
Zu dieser Definition Gottes muß ich noch die Definition Arnolds
hinzufügen, in welcher ich immer die wesentlichste Seite, von welcher wir
Gott auffassen, betont sah. (M. Arnold leitet seine Desinition von den
Propheten des alten Testamentes ab, und sie war thatsächlich bis auf
Christus genügend vollständig.) „Gott ist das Ewige, Unendliche, außer
uns Bestehende, uns Führende, von uns Gerechtigkeit Verlangende. Man
kann so sagen: das Gesetz des Menschenlebens ist der Wille Gottes in
Bezug auf denjenigen Theil des Menschenlebens, der in unserer Macht steht."
— Ich sage, diese Definition war genügend bis auf Christus. Iedoch Christus
offenbarte uns, daß die Erfüllung dieses Gesetzes außer seiner äußeren Verbindlichkeit für die Menschenvernunft, noch einen anderen einfacheren, das
ganze menschliche Wesen ergreisenden inneren Antrieb hat ^ die Liebe.
Nicht die Liebe zum Weibe, zum Kinde, zum Vaterlande und anderem

Aehnlichen, fondern die Liebe zu Gott (Gott ist die Liebe), die Liebe der
Liebe, dasselbe Gefühl von Güte, Rührung, Lebensfreude, welches dem
wahren, glückseligen unsterblichen Menschenwesen eigen ist.

II.

Gott erkennen wir weniger mittelst der Vernunft, auch nicht so sehr
mittelst des Herzens, als vermittelst des Gefühles der völligen Abhängigkeit
von Ihm. Es ist das ein ähnliches Gefühl wie das, welches der Säugling
am Mutterschooße empfindet. Er weiß nicht, wer ihn hält, wer ihn wärmt,
nährt, jedoch er weiß, daß ein Iemand da ist, und er weiß es nicht blos
— er liebt ihn auch.

III.

Ich betrachtete früher die Lebenserscheinungen, ohne daran zu denken,
woher die Erscheinungen kämen und weshalb ich sie sehe.
Dann habe ich begriffen, daß Alles, was ich sehe, vom Lichte, welches
die Erkenntniß ist, abstammt. Und ich freute mich derart, daß ich Alles
aus Einem ableitete, daß ich mich völlig zufriedengestellt fühlte in der Anerkennung der einigen Erkenntuiß als Ursprung vom All.
Später jedoch sah ich, daß die Erkenntniß ein Licht sei, welches zu
mir durch ein mattes Glas dringt. Das Licht sehe ich, doch dasjenige,
was das Licht hervorbringt, kenne ich nicht. Ich weiß jedoch, daß es da ist.
Diese Quelle des Lichtes, welche mich beleuchtet, welche ich nicht kenne,
von deren Existenz ich jedoch Kenntniß habe, ist Gott.

IV.
Iawohl, Liebe ist Gott.
Gewinne lieb Denjenigen, der Dir Leid that, den Tu verurtheilteft,
nicht liebtest, und all das, was vor Dir seine Seele verbarg, wird verschwinden, und Du wirst, gleichsam durch ein klares Wasser, am Boden
das göttliche Wesen seiner Liebe erblicken, und Du wirst es nicht noth
haben, ihm Verzeihung bieten zu können. Nur Dir selbst wirst Du vergeben
müssen, daß Du Gott nicht liebtest in Demjenigen, in dem Er war und
wo Du Ihn wegen Deiner Lieblosigkeit nicht sahest.
V.
Liebe ist Offenbarung Gottes im eigenen Innern, dem zu Folge ein
Streben, aus sich herauszuwachsen, sich zu befreien, ein göttliches Leben zu
führen. Dieses Streben ruft Gott, das heißt Liebe bei Anderen hervor.
Mein Hauptgedanke ist, daß Liebe bei Anderen Liebe hervorruft —
Gott, der in Dir wach ist, weckt denselben Gott bei Anderen.
VI.
Lieben heißt dasselbe verlangen, was der geliebte Gegenstand verlangt.
Die Gegenstände unserer Liebe verlangen jedoch Entgegengesetztes. Deshalb

soll man dasjenige lieben, was immer ein und dasselbe verlangt. Ein
und dasselbe verlangt Gott.
VII.
Liebe zu Gott heißt das rerlangen, was Gott verlangt. Er aber
verlangt Heil für Alles.
Brüder, nun lieben wir einander! Wer liebt, der ist aus Gott geboren
und kennet Gott, weil die Liebe Gott ist. (Es heißt, Gott ist die Liebe,
soll aber heißen: Liebe ist Gott.) Uebrigens auch: Gott ist die Liebe, das
heißt, wir kennen Gott nnr in Gestalt der Liebe, und die Liebe ist Gott,
das heißt, wenn wir lieben, sind wir nicht Götter, sondern Gott.
VIII.
Sonderbar, wieso ich früher die unzweiselhafte Wahrheit nicht sah,
daß sich hinter dieser Welt und hinter unserem Leben in dieser Welt irgend
Jemand, irgend Etwas birgt, der es weiß, wozu diese Welt besteht, wozu
wir darin, wie im Siedewasser die Blasen, aufsteigen, platzen und verschwinden.
Zweiselsohne geschieht Etwas in dieser Welt, und es geschieht durch
alle lebenden Wesen, und es geschieht auch durch mich, durch mein Leben.
Wozu wären sonst vorhanden diese Sonne, der Frühling, der Winter,
und vollends wozu dieses dreijährige, von Lebensfülle strotzende Mädchen,
dieses altersblöde Mütterlein, dieser Wahnsinnige. Diese abgesonderten
Wesen, die augenscheinlich für mich keinen Sinn haben und doch sich an
das Leben klammern, so ihr Leben beschützen, in denen doch so stark das
^ebensrad sich dreht, diese Wesen liefern mir vor allem Anderen den Beweis,
daß sie nöthig sind für irgend eine vernünftige, gute, mir unfaßbare
Thätigkeit.
IX.
Im Gebete zu Gott ward es mir klar, daß Gott einem reellen Wesen
ähnlich ist, nämlich Liebe ist, welche das All darstellt, wovon ich in Form
von Liebe einen Saum berühre und betaste. Es ist dies kein bloßes
Gefühl, nichts Abstractes, sondern ein Wesen, das rcell ist. Und ich
tastete Gott.
X.
Alles, was ich kenne, kenne ich deshalb, weil ein Gott da ist und ich
Ihn kenne. Einzig hierauf kann man eine feste Grundlage bauen in Bezug
auf den Menschen, in Bezug auf sich, sowie auch in Bezug auf das Leben
außer der Zeit und außer dem Raum. Nicht nur finde ich dies nicht
mystisch, sondern ich finde, daß die entgegengesetzte Anschauung mystisch ist,
und daß das die einige Allen verständliche und Alleu zugängliche Realität ist.

XI.
Warum rerzagen Sie? Sie erwarten etwas Großes. Sie erwarten,
so scheint es mir, Gott in Donner nnd Gewitter und nicht in der Ruhe.
Das Beste ist, wie Sie sich ausdrücken, das, daß man nicht hat, wohin
sich zu bergen. Hierin, denken Sie, ist mehr denn in Anderem sichtbar
und tastbar die Hand Gottes.
Sie sagen, es hätte den Anschein, als ob ich Gott nicht anei'kenne.
Da ist ein Mißverständniß. Ich anerkenne sonst Nichts, außer Gott.
Es scheint mir, ich schrieb Ihnen und theilte Ihnen auch wörtlich mit
meine Definition Gottes. Gott ist das All, das unendliche All, als dessen
Theil ich mich bekenne. Darum begrenzt sich in mir Alles durch Gotl,
und ich empfinde Ihn in Allem. Und dieses ist keineswegs eine Redensart, sondern dasjenige, vermöge dessen ich lebe.
XII.
Was ist Gott? Wozu ist Gott?
Gott ist das Unbegrenzte, das ich in mir als begrenzt erkenne. Ich stelle
den begrenzten, Gott den unbegrenzten Leib vor. Ich bin das Wesen, welches
l)3 Iahre lebt; Gott ist das ew'g lebende Wesen. Ich bin ein Wesen,

welches in den Grenzen seines Begriffsvermögens denkt; Gott ist ein Wesen,
welches im Denken keine Grenzen hat. Ich bin ein Wesen, welches manchmal
etn wenig liebt; Gott ist ein Wesen, nelches immer unendlich l ebt. Ich
bin der Theil; Er ist das All. Ich kann mich nicht anders begreisen, denn
als einen Theil von Ihm.

XIII.

Wenn Dich eine ungelöste Frage gnält, so fühlst Du Dich als krankes
Glied irgend eines Ganzen, eines gesunden Kvrpers, fühlst Dich als kranker
Zahn eines gesunden Körpers und bittest den ganzen Körper, er möge
dem Gliede helfen.
Der ganze Körper ist Gott; das Körperglied bin Ä.

XIV.

Ein Aberglauben, der zumeist unsere meiaphysischen Begriffe verwirrt,
ist der Aberglaube, daß die Welt erschaffen worden ist, daß sie aus Nichts
hervorging, daß es einen Gott-Schöpfer gebe.
Eigentlich haben wir keinen Grund und auch keine Noth, einen Gott-Schöpfer vorauszusetzen. Die Chinesen nnd Hindus kennen diesen Begriff
nicht. Es ist aber auch ein Gott-Schöpfer und Fürsorger ganz und gar
unrereinbar mit dem christlichen Gott-Vater, Gott-Geist, von dem ein Theil
mir innewohnt, mein Leben ausmacht. Er ist unvereinbar mit dem Gott,
der Liebe ist.
Gott der Schöpfer ist gleichgültig, läßt das Leiden und das Böse zu.
Gott der Geist befreit von dem Leihen und vom Bösen und ist immer die
vollkommene Güte. Emen Gott den Schöpfer giebt es nicht. Es giebt ein

Ick, welches mittelst der ihm verliehenen Sinneswerkzenge die Welt erkennt und seinen inneren Gott-Bater erkennt. Er ist der Ursprung meines
geistigen Ich. Die äußere Welt jedoch stellt nur meine Begrenzung dar.

XV.

Sie schreiben in Ihrem Brief, daß Sie keinen Gott erkennen und
anbeten können, weil er nicht gut, aber böse sein müßte. Mir scheint das
ein sehr verbreitetes Mißverständnis; zu sein. Gut oder böse kann allein
ein Gott sein, der der Schöpfer der Welt und des Menschen und der
Belohuer und Vestrafer der Menschen ist. So ein Gott ist aber Nichts als
ein abscheulicher Merglaube, einen solchen Gott kann sich kein redlicher
Mensch denken. Wer ohne eine Idee von der unendlichen Vernunft und
Liebe, von welchen wir uns als endlichen Theil fühlen, begrenzt durch Zeit
und Raum, kann ein vernünftiger und guter Mensch nicht leben.

XVI.

Oft sprechen die Menschen vom Bösen, welches Gott den Menschen
zufügt. Und bei solchem Reden und Denken bilden sich die Menschen ein,
daß sie an Gott glauben und ihn anbeten.
Gott also thut Böses. Und falls Gott Böses thut, so ist er nicht gut,
ist er nicht die Liebe, und falls er nicht gut ist, eristirt er nicht.
Es stammt dies daher, iveil die Menschen derart überzeugt sind, daß
dasjenige, was sie Böses thun, nicht nur gut sei, fondern, wie sie behaupten,
sogar vorzüglich, z. B. die ausschließliche Liebe zu den eigenen Kindern, daß,
wenn sie das Böse erfahren, welches als Folge ihrer Fehler d. h. Sünden
auftritt, sie dann nicht sick, sondern Gott beschuldigen. Deswegen erkennen
sie in der Tiefe ihrer Seele Gott als böse an, d. h. sie leugnen Ihn und
erlangen deshalb keinen Trost ron Ihm.

XVII.

Es geziemte sich, das zn thun, was die Duchoborzen thun, — sich vor
Jedermann zu beugen, eingedenk dessen, daß Gott ihm innewohnt. Ist dies
factisch unausführbar, so sollte man es im Geiste thun.

XVIII.

Ich fühlte die herannahende Formänderung des Lebens, genannt —
der Tod.
Nein, auch dies wäre eine zu kühne Behauptung. Nicht eine Form-
änderung, sondern denjenigen Uebergang, bei dem man klarer und näher
seine Einheit mit Gott fühlt.
Ich stelle mir das derart ror:

Die Gerade ist Gott. Die engeren Stellen sind die Annäherung zum
Tode und die Geburt. An diesen Stellen ist Gott näher. Er ist durch
Nichts verborgen. Und in der Mitte — da wird Er durch die Complicirtheit des Lebens erstickt.

XIX.

Das Bewußtsein, das Empfinden des in uns lebenden und durch uns
wirkenden Gottes können wir in uns nicht immer tasten.
Es giebt Thätigkeiten, denen man sich ganz und ungetheilt hingeben
muß, ohne an etwas Anderes zu denken, als eben an diese Arbeit. Dabei
cm Gott zu denken, ist unmöglich, zerstreuend und unnöthig.
Man soll einfach ohne Anstrengung leben, sich seinem Hange hingebend,
jedoch sobald sich ein innerer Zweisel, Kampf, Verstimmtheit, Angst, Abneigung einstellen, da soll man sich ungesäumt seines geistigen

Wesens
bewußt, seines Bandes mit Gott bewußt werden, nch ans der körperlichen
in die geistige Sphäre übertragen und zwar nicht deshalb, um den Werken
des Lebens zu entrinnen, sondern umgekehrt um sich mit allen Kräften zu
ihrer Vollbringuug zu wappnen, um die Hindernisse zu bekämpfen und zu
besiegen. Aehnlich wie der Vogel, der die Flügel zusammenlegt, wenn er
auf den Füßen sich fortbewegt, aber sosort, wenn ein Hinderniß da ist, die
Flügel ausbreitet und emporfliegt. Alles wird auf diese Art leicht, alles
Schwere rerschwindet.

XX.

Folgendes ist mit mir geschehen. Ich fing an immer abstracter über
die Lebensfragen nachzudenken; darüber, worin das Leben bestehe, wo es
hinziele, was die Liebe sei, und ich entfernte mich immer mehr, nicht nur
vom Begriffe des alttestamentlichen Gott-Schöpfers, sondern auch vom Begriffe des Vaters, der beseligenden Erkenntniß des Ursprunges alles Lebens
so wie auch meiner selbst. Und der Teufel umgarnte mich. Mir nel es
ein, daß es möglich sei, daß es besonders wichtig sei, im Interesse de,7
Einigung mit den Chinesen, Konfucianern und Buddhisten, sowie mit
unseren Atheisten, Agnostikern, diesen Begriff des Vaters ganz zu umgehen.
Ich dachte mir, daß man Befriedigung finden könne in dem Begriffe nnd
der Erkenntniß desjenigen Gottes, der nns innewohnt, ohne denjenigen Gott
anzuerkennen, der nns als einen Theil seiner selbst durchdringt. Und
sonderbarerweise, mir wurde es plötzlich bange, einsam und schrecklich. Ich
wußte nicht, weshalb, fühlte es jedoch, daß ich plötzlich schrecklichermaßen
geistig berabsiel, daß ich jeder geistigen Freude und Energie verlustig ward.
Und erst dann besann ich mich, daß dies daher komme, weil ich mich
von Gott entfernte. Und ich sing an zu denken, — sonderbar ist's
zu sagen, ich sing an zu rathen, ob es einen oder keinen Gott gäbe, und-

es ward mir, als ob ich Ihn neuerdings gefunden hätte. Und ich fühlte
mich darob so freudig, ich wurzelte in so fester Ueberzeugung in Ihm, in
der Ueberzeugung, daß ich mit Ihm verkehren kann und verkehren muß
und daß er mich hört; ich gerieth darob in solche Freude, daß ich die letzten
Tage das Gefühl habe, daß es mir sehr wohl fei und ich mich frage,
woher meine Lust käme. Iawohl, Gott ist Gott, und ich brauche mich nicht
zu beunruhigen, sondern habe mich nnr zu freuen.

Ich befürchte, daß dieses Gefühl vergehen, sich abstumpfen werde. Ietzt
aber fühle ich mich sehr freudig, ganz so, als wäre ich ein Haarbreit davon
gewesen, das theuerste Wesen zu verlieren. Ich dachte sogar, daß ich es
verlor. Und ich verlor es nicht, sondern erkannte nur seinen unendlichen
Werth. Ich hoffe, daß wenn es auch vergehen sollte, dies entzückendste Gefühl,
mir dennoch viel neu Erworbenes bleiben werde.

Möglicherweise ist dies dasjenige, was manche den lebendigen Gott
nennen; falls es das ist, so fühle ich mich sehr schuldig vor ihnen, daß ich
ihnen nicht beistimmen wollte und sie bestritt.

Das Hauptsächlichste an diesem Gefühle ist das Bewußtsein der vollen
Sicherheit, das Erkennen dessen, daß Er eristirt, gut ist, daß Er mich kennt,
daß ich ein Theil von Ihm bin, eines seiner Kinder. Alles was sich mir
als böse darstellt, scheint mir deshalb so, weil ich mir und nicht Ihm
glaube. Aus diesem Leben, wo so leicht nach seinem Willen gehandelt
werden kann, da dieser Wille zugleich mein Wille ist, kann ich nirgendshin
fallen, als einzig nur zu Ihm, und in Ihm ist völlige Freude, völliges Heil.
Alles das, was ich da schreibe, kann nicht Ausdruck verleihen dem,
was ich empfand. Schmerzt mich Etwas physisch oder moralisch, stirbt mein
Sohn, geht das zu Grunde, was ich lieb habe, kann ich selbst Nichts mehr
thun, warten Leiden meiner, da entsinne ich mich plötzlich, was Gott sei,
und Alles wird wieder gut und freudig und licht . . .

XXI.

Es giebt keinen einzigen gläubigen Menschen, der nicht zeitweise von
Zweiseln über die Existenz Gottes befallen würde. Und diese Zweisel schaden
nicht; im Gegentheil, sie führen zu höherem Verständniß Gottes.

Man gewöhnt sich an den Gott, den man kannte, und glaubt nicht
mehr an Ihn. Nnr dann glaubt man an Gott, wenn er sich uns in
neuem Lichte offenbart. Und Er offenbart sich Dir von neuer Seite dann,
wenn Du Ihn mit ganzer Seele suchst.

XXII.

Ich dachte riel über Gott und das Wesen meines Lebens nach, und
dabei schien es mir, als ob ich nur zweiselte über das Eine und über das
Andere. Da prüfte ich meine Argumente, und darnach, unlängst, entstand
einmal einfach in mir der Wunsch, sich auf den Glauben an Gott und an

die Unzerstörbarkeit meiner Seele Ztt stützen; und ich verspürte zu meiner
Ueberraschung solch feste ruhige Gewißheit, wie ich sie niemals zuvor kannte,
so daß meine Zweisel und Proben augenscheinlich meinen Glauben nicht
nnr nicht gelockert hatten, sondern geradezu bekräftigt.

XXIII.
Man soll sich niemals vorsätzlich Gott annähern. „Nun nähere ich
mich Gott an; nun fange ich ein Leben in Gott an. Ich habe dem Teufel
nachgelebt, nun werde ich Gott nachleben. Ich will es versuchen, es kaun
nicht schaden." Hierin liegt allerdings ein Schaden, und zwar ein großer
Schaden. Mit dem Gehen zu Gott ist es ähnlich wie mit dem Heirathen.
Man soll es nur dann thun, wenn man trotz des Wunsches, nicht zu gehen,
nicht zu heirathen, es dennoch nicht unterlassen kann. Nicht, als ob ich
sagte: suche vorsätzlich das Aergerniß. sondern Iedem, der die Frage so
stellt: „Heda, ich will es versuchen, ob ich mich nicht verrechne, wenn ich statt
zum Teufel, zu Gott hingehe," schreie ich aus voller Kehle zu: „Gehe hin zum
Teufel, unbedingt zum Teufel! Es ist hundertmal besser, sich am Teufel zu
verbrennen, als am Scheidewege zu stehen oder heuchlerisch zu Gott zu gehen.
XXIV.
Ich las Herbert Spencers Antwort an Balfour (aus einem Artikel
Spencers: Alr. öaltour's Oialsctics über das Bekenntniß des Agnosticismus,
wie sie jetzt den Atheismus zu nennen pflegen. Ich sage, daß der Agnosticismus, obschon er etwas vom Atheismus Verschiedenes bedeuten will, indem
er die vermeintliche Unmöglichkeit zu wissen in den Vordergrund stellt, im
Grunde genommen dasselbe ist wie der Atheismus und zwar aus dem Grunde,
weil die Wurzel des Ganzen im Nichtanerkennen Gottes steckt.
So las ich Herbert Spencer, der nicht etwa sagt, daß er den Wunich
heg?, den Glauben an Gott abzuschütteln, sondern daß er genöthigt sei, dies
zu thun. Selbsttäuschung ist die einzige Alternative, die noch übri^ bleibt.
„Es ist kein Vergnügen," sagt er, „sich als verschwindend kleines Wärzlein
auf dem Planeten zu erkennen, welcher Planet wieder ein verschwindend
kleines Sandkorn ist im Vergleiche mit dem All der Dinge (ich möchte ilm
fragen, was er unter dem „All der Dinge" verstehe). „Diejenigen, denen
der erbarmungslose Sturm der Veränderungen Leiden zufügt, di: ost unheilbar sind, sinden keinen Trost in dem Gedanken, daß dieselben von blinden
Kräften herkommen, die theilnahmlos, einmal die Zerstörung einer Sonne,
dann wieder den Tod eines Wurmes verursachen. Die Betrachtung eines
Universums ohne einen irgendwie begreislichen Zweck gewährt keinerlei Genugthnnng. Der Wunsch zu erkennen, was der Zweck von dem Allen ist, ist nicht
weniger mächtig im Agnostiker, als in den anderen Menschen, und erweckt
in ihm Sympathie für eine solche Annahme. Indem er aber selbst keinerlei
Erklärung findet, empfindet er zu seinem Bedauern die Unfähigkeit, die
Erklärungen anzunehmen, welche ihm die Anderen bieten."

Ganz dasselbe sagte mir vorgestern N.: „Es geht irgend eine Rotation
vor sich, und mitten in diesem Wirbeln, das endlos ist in Raum und Zeit,
erscheine, lebe, rerschwinde ich. So viel fleht fest. Alles Uebrige aber,
das heißt die Vorstellung irgend eines vernünftigen Wesens, von dem ich
abstamme und dem ich in Gemeinschaft mit Allem, was existirt, zur Verwirklichung seiner Ziele diene, dieser Gedanke ist eine Selbsttäuschung."
Es giebt zwei verschiedene und sich gegenseitig widersprechende Weltanschauungen, die man sich so vorstellen kann:
Die Agnostiker sagen: „Ich, ein von meinen Eltern geborenes Wesen,
betrachte mich in der gleichen Weise, wie alle anderen lebenden Wesen, die
mich umgeben, und die unter gewissen Bedingungen eristiren, die meiner
Forschung zugänglich sind, und erforsche mich selbst und die anderen Dinge,
die belebten ebensowohl nie die unbelebten, und die Bedingungen, unter
welchen sie eristiren. Und in Uebereinstimmung mit dieser Forschung ordne
ich mein Leben. Fragen nach dem Ursprung erforsche ich in derselben
öLeise, sowohl durch Beobachtung, nie durch Experiment, und gewinne so
immer größere Erkenntniß derselben. Was aber die Frage betrisft, woher
dieses Universum stammt, warum es eristirt und warum ich in demselben,
so lasse ich sie unbeantworlet, denn ich sehe die Möglichkeit nicht ein, dieselbe ebenso bestimmt, klar und überzeugend zu beantworten, wie ich die
fragen beantworte, welche die Dinge innerhalb des Universums betreffen.
Taher nehme ich auch die Antwort auf die Frage nicht an, die darin besteht, daß ein angebliches rernünftiges Wesen eristirt, Gott, von welchem
wir abstammen" (wie man allgemein sagt, „von welchem die Welt abstammt"
und womit man die Weltschöpfung meint, welche die christliche Lehre nicht
anerkennt), „welches Wesen aus irgend einer ihm selbst bekannten Ursache
das Gesetz meines Lebens bestimmt hat, weil diese Antwort nicht so klar
und beweisbar ist, wie die wissenschaftlichen Antworten, welche sich ans die
Uriachen und Bedingungen der rerschiedenen Naturerscheinungen beziehen."
So sprechen d,e Agnostiker, und indem sie die Möglichkeit einer Erkenntniß, die nicht durch Beobachtung und Zergliederung von Beobachtungen
gegeben ist, nicht zugeben, so ist das, wenn auch nicht richtig, so doch durchaus logisch und folgenchlig.
Der Christ andererseits, der Gott anerkennt, sagt: „Ich bin mir meiner
Existenz bewußt, nur weil ich mich als rernünfti/es Wesen fühle. Und
indem ich mich selbst so fühle, kann ich mein Leben und das Leben alles
Dessen, was existirt, in gleicher Weise auch nur als vernünftig begründet
anerkennen. Diese Weise des Seins muß also einen Gegenstand, ein Ziel
haben. Dieses Ziel meines Lebens muß außer mir liegen, in jenem Wesen,
für welches sowohl ich, wie Alles, was existirt, als Mittel dient zur Erreichung des Zieles des Lebens. Dieses Wesen existirt, und ich muß

in
meinem Leben sein Gesetz oder seinen Willen erfüllen. Fragen über die
Natur dieses Wesens, welches von mir die Erfüllung seines Gesetzes ^er-

 —laugt, und von welchem irgendwie in Raum und Zeit dies vernünftige
Leben entsprang in mir und in anderen Dingen, Fragen wie: „Was ist
Gott?" „Ist Er persönlich oder unpersönlich?" „Hat er die Welt erschaffen, und wie erschuf Cr sie?" „Wann erwachte eine Seele in mir?"
„Wann und wie entsprang sie in Anderen?" „Woher kam sie, und wohin
wird sie gehen?" „In welchem Theile des Körpers hat sie ihren Sitz?"
alle die Fragen muß ich unbeantwortet lassen, indem ich im vorhinein erkenne, daß ich im Bereiche ihrer Beobachtung und Zergliederung nie zu
einer endgültigen Antwort komme, indem hier Alles in der Unendlichkeit
des Ranmes und der Zeit verschwindet. Aus diesem Grunde kann ich
auch die Antworten nicht acceptiren, die die Wissenschaft ertheilt auf die
Fragen, wsher das Universum (die Sonnen und Welten) stammt, woher
die Seele abstammt, und in welchem Theile des Gehirnes sie ihren Sitz hat."
Der Agnostiker vorerst, indem er sich als bloßes Thier erfaßt und in
Folge dessen annimmt, daß er Alles blos durch die äußeren Sinne erfassen
könne, nimmt keinen geistigen Ursprung an und versinkt in Folge dieses
Verzichtes bis zu jener Sinnlosigkeit der Existenz, die die Forderungen der
Vernunft beleidigt.
Die Christen andererseits, die sich selbst blos als Vernunft weien anerkennen und daher auch nur das annehmen, was den Forderungen der Vernunft entsvricht, acceptiren nicht die Folgerungen aus den Daten der
äußeren Erfahrung und betrachten diese Daten als phantastisch und irrthümlich.
Beide haben in gleicher Weise Recht. Die Differenz zwischen Beiden,
und diese ist sehr wesentlich, liegt in der Thatsache, daß entsprechend der
ersten Anschauung Alles im Universum streng wissenschaftlich logisch und
rationell ist, ausgenommen die Meinung über das menschliche Leben selbst
und über das All selbst. Diese haben in Folge dessen hierin keine Meinung
und mögen daher von solchem Standpunkte viele interessante und anziehende
Betrachtungen anstellen, werden aber trotz aller Anstrengungen nichts Nützliches an den Tag bringen, was die Führung des Lebens betrifft. Hingegen
der letzteren Anschauung entsprechend, gewinnt das Leben des Menschen und
deo ganzen All einen bestimmten, vernünftigen Sinn, der auch die unmittelbarste, einfachste, allgemeinste Anwendbarkeit besitzt für das Leben, und
der gleichzeitig die Möglichkeit wissenschaftlicher Forschung nicht ausschließt,
welche in solchem Falle jedoch auf dem ihnen eigenthümlichen Gebiete anzustellen sind.

XXV.

Nichts beweist besser die Existenz Gottes, als die Versuche der Evolutionisten, die Sittlichkeit anzuerkennen und sie ans dem Kampfe um's
Dasein zu deduciren.

Daß sie sich aus dein Kampfe um's Dasein nicht ergeben kann, ist ja
augenscheinlich. Und zugleich fühlen sie, daß es ohne dieselbe nicht geht;
sie anerkennen die Sittlichkeit und bemühen sich, dieselbe aus ihren eigenen
Voraussetzungen zu deduciren, obzwar es ebenso sonderbar und unlogisch
ist, die Sittlichkeit mittelst der Evolutionstheorie zu deduciren, als sie aus
den Vorschriften, die Gott am Berge Sinai den Israeliten gab, folgern zu
wollen. Ihr Fehler, der darin besteht, daß sie nicht erkennen, daß das
Bewußtsein des eigenen geistigen Ich ein Resultat Gottes, ein Theil von
ihm ist, ohne welche Erkenntniß es keine vernünftige Lebensanschauung geben
kann, führt sie dazu, das Ungerechtfertigte, sogar Widersprechende, Wunderbare
in der Vorstellung des Sittlichen zuzugeben, das heißt zuzugeben denselben
Gott, den sie aus ihrer Lebensanschauung ausgeschloffen hatten.
Vorgestern trug mir ein Franzose in Frageform vor, ob nicht zur Begründung der Sittlichkeit das Gute und Schöne genüge? Dies bedeutet wieder denselben Gott, den sie in Folge der geistigen Krankheit, die ihnen
anhaftet, nicht zu nennen wagen.

XXVI.

In dem, was Sie über das Verständnis) des Lebens nnd über Gott
sagen, bin ich, ich will nicht sagen einverstanden mit Ihnen, sondern denke
ebenso wie Sie.
Ich sage deshalb nicht, daß ich einverstanden bin, weil es schwer ist,
sich im Gespräche über diese Dinge genau auszudrücken. Worte können
entweder Überflüssiges oder zu wenig sagen; deshalb kann man niemals eine
bestimmte Formulirnng als vollständig dem eigenen Verständnisse entsprechend
auffassen. Ich fühle nur, daß wir in einer Richtung denken und empfinden,
und dies freut mich ungemein. Es ist unmöglich, über diese Dinge nicht
nachzudenken. Es denkt jedoch unwillkürlich ein Jeder darüber in seiner
eigenen Weise. Man kann und soll in Forin bringen die Schlüsse, welche
im Leben anwendbar sind, wie das z. B. Moses that: „Du sollst nicht
tödten!" nnd Christus: „Widerstehe?nicht dem Uebel!" Ich wiederhole es
aber, daß ich in derselben Richtung denke und damit völlig einverstanden
bin, daß das Maß des Verständnisses des Lebens abhängig ist vom Maße
ver Reinheit, der Demuth und der Liebe.

XXVII.

Was bin ich denn mitten in diese Welt gesetzt? An wen soll ich

mich wenden? Bei wem soll ich Antwort suchen?
Bei den Menschen etwa? Sie wissen keine; sie belachen das, wollen es nicht missen. Sie sagen: „All das ist haltloses Zeug. Denke nicht darüber nach. Hier ist die Welt mit ihren Genüssen. Genieße sie!"
Sie verführen mich jedoch nicht. Ich weiß, daß sie selbst nicht an das glauben, was sie sprechen. Ebenso wie ich quälen sie sich, und es nagt

an ihnen die Angst vor dem Tode, vor sich selbst, vor Dir, mein Gott, den sie nicht nennen wollen.
Auch ich nannte Dich lange Zeit nicht; auch ich that lange Zeit dasselbe, was sie. Ich kenne diesen Trug; auch weiß ich, wie sehr er am Herzen nagt und wie schrecklich die Verzweislungsflammen sind, verborgen im Herzen desjenigen, der Dich nicht nennt. Man kann sie begießen so viel man will, sie werden doch in ihrem Innern ebenso brennen, wie sie in meinem Innern brannten.
Iedoch, mein Gott, ich nannte Dich, und meine Leiden hörten auf.
Meine Verzweiflung entschwand.
Ich verdamm; m?ine Schwächen, ich suche Deinen Weg, verzweifle jedoch nicht mehr und empfinde Deine Nähe, Deine Hilfe, so ost ich Deinen Pfad wandle. Auch empfinde ich Dein Verzeihen, wenn ich von ihm ablenke.
Dein Weg ist licht und einfach. Dein Ioch ist beseligend, und Deine Bürde ist leicht. Ich jedoch irrte lange umher außer Deines Weges, lange Zeit in meiner abscheulichen Iugend warf ich mit Stolz jedwede Last von mir, spannte mich aus jedem Ioche und entwöhnte mich Deine Pfade zu wandeln, so daß mir Dein Ioch und Deine Bürde schwer schienen, wenn ich auch weiß, daß sie selig und leicht sind.
Me',n Gott, verzeihe mir die Verirrungen meiner Iugend, und hilf mir, Dein Ioch ebenso freudig zu tragen, wie ich es freudig aufnehme.
Aus Tolstojs Tagebuch,

Ueber das menschliche Wissen.

Höchst bezeichnend ist der Gegensatz, wie sich die Menschen zu zwei Kategorien des Wissens verhalten: zum Wissen, welches den Namen sührt: moralische Lehre oder auch Religion, und dem Wissen, welches man als Wissenschaft zu bezeichnen liebt.
Menschen, die weit vorwärts gekommen sind in der erster^n Kategorie des Wissens, nämlich in der moralischen Lehre, stellen zumeist als Vorbild die ror ihnen gewesenen Weisen auf: Mencius, Konfucius, Sokrates, Plato, Buddha, die Brahminen, Christus, Iesaias. Sich selbst hielten diese Lehrer für unwissend (Sokrates sagte dies ansdrüälich). Ihre Weisheit betrachten sie als eine Weisheit, welche von den Vorfahren auf sie gekommen war.
Die eigene jedoch halten sie sür unbedeutend.
Ganz entgegengesetzter Anschauung sind die Leute der sogenannten Wissenschaft. Diesen scheint es immer, daß vor ihnen Niemand Etwas wußte, daß nur mit ihnen die Wissenschaft in den Besitz, wenn auch nicht der ganzen Wahrheit, so doch eines so großen Theiles derselben gelangt sei, daß die Vorgänger davon garnicht zu träumen wagten. Wenn ein Mann der Wissenschaft der Art und Weise gedenkt, wie die früheren Männer der Wissenschaft über das Weltall dachten, wie sie sich die Be-

ichasfenheit des menschlichen Organismus vorstellten, was sie über den Ursprung der Welt und dessen, was sie erfüllt, und Aehnliches dachten, so ist
er derart überzeugt davon, daß alle Vorgänger im Irrthum waren, daß er nicht umhin kann, fämmtliche wissenschaftliche TlM'gkeit mit Ausnahme der eigenen und der seines Zeitalters zu verachten.
Ganz umgekehrt verhält es sich in der Sphäre moralischer Lehren: ein Christ, ein Buddhist, ein Konfucianer können nicht umhin, sich selbst und die Lehre ihres Zeitalters zu verachten.
Und thatsächlich können in der wissenschaftlichen Erfahrung derartige Umwälzungen eintreten, wie z. B. die Entdeckung der Elemente und der neueren chemischen Theorie; daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls sei, sondern nur ein klein winziger Begleiter einer der unzähligen Sonnen.
Oder im Bereich der Kleinigkeiten: der Nutzen des Aderlassens oder die Perhorrescirung desselben.
Im Bereiche des moralischen Wissens kommt Aehnliches nicht vor, kam niemals vor und kann auch niemals vorkommen. Buddha, Christus (gleichviel, ob sie eristirten oder nicht,) bleiben für uns immer dieselben moralischen Idealgestalten, und wir können uns keine höheren denken.
Selbstrerständlich meine ich hier nicht diejenigen sittlich rohen Menschen, welche die moralische Größe Christi nicht begreisen und sich für Gelehrte halten, sich etwa einbilden, daß, wenn Christus ein Revolutionär gewesen wäre und Buddha so, wie sie ihn wünschten, es viel besser nm die Welt stünde.

Zur socialen Frage.

Die Menschen wissen deshalb so wenig, weil sie entweder über Sachen nachgrübeln, welche dem menschlichen Verständnisse nicht zugänglich sind, z. B. über Gott, Ewigkeit, über den Geist u. a. Aehnl. Oder aber, weil sie über Dinge nachdenken, über welche nachzudenken es sich nicht der Mühe lohnt, z. B.: wie das Wasser gefriert, über die Theorie der Zahlen, welche

Art von Bakterien bei jeder bestimmten Art von Krankheiten vorkommen u. a.
Aehnl. Sie greisen immer entweder zu weit oder zu wenig.
Es giebt nur einen engen Pfad des Wissens ebenso wie auch des
Guten, nämlich zu wissen, wie man zu leben hat.
In Allem haben die Anarchisten Recht, sowohl in der Verneinung des
Bestehenden, als auch in der Behauptung, daß bei den bestehenden Sitten keine
Gewaltherrschaft ärger sein könnte, als die jetzige. Sie irren nur darin, daß man
die Anarchie mittelst Revolution verwirklichen, also quasi Anarchie stisten kann.
Die Anarchie wird in's Leben treten, jedoch nur auf die Art, daß sich immer mehr
und mehr Leute finden werden, welche keines Schutzes von feiten der staatlichen
Gewalt benöthigen werden, und daß die Zahl derer mehr und mehr zunehmen
ivird, welche sich schämen werden, Gebrauch von dieser Gewalt zu machen.

Es ist ganz richtig, daß betreffs der Frauen und ihrer Arbeit viele
ungemein schädliche, von Alters her eingefleischte Vorurtheile bestehen, und
noch richtiger ist, daß man die zu bekämpfen hat. Ich meine jedoch nicht,
daß Frauenvereine, welche Bibliotheken und Frauenasyle stisten, die Mittel
in diesem Kampfe darstellen. Nicht das empört mich, daß die Frauen
einen geringeren Gehalt als die Männer beziehen, denn die Preise werden
nach der Arbeitsleistung bestimmt. Aber es empört mich der Umstand, daß
die Fran, die Kinder zu tragen, zu nähren, aufzuziehen hat, außerdem noch
sämmtliche Arbeiten in der Küche verrichten muß, bei der Feuerhitze stehen,
Geschirr waschen, Wäsche reinizen, Kleider nähen, Tische, Fußboden, Fenster
putzen muß. Warum wälzt man alle diese schwere Arbeit ausschließlich auf
die Frau? Der Landmann, der Fabrikarbeiter, der Beamte, jedweder
Mann hat oft Nichts zu thun. Er wird jedoch liegen, seine Pfeise rauchen
und der schwangeren, kranken, kinderbeladenen Frau, die sich ihm darin
unterwirft, überlassen, beim Ofen in der Hitze zu stehen oder die schreckliche
Wascharbeit zu verrichten oder bei Nacht nach dem kranken Kinde zu sehen.
Und all dies wegen dem Averglauben, daß es eine specisische Weiberarbeit gäbe.
Es ist das ein schreckliches Uebel, und von ihm stammen unzählige
Krankheiten unglücklicher Frauen, vorzeitiges Altern, vorzeitiger Tod, Stumpfheit der Frauen selbst ebenso wie auch ihrer Kinder.
Die meisten Leiden, welche sich aus dem Verkehr des Mannes mit der
Frau ergeben, haben ihre Quelle in dem völligen Nichtbegreisen des einen
Geschlechtes durch das andere.
Selten findet man einen Mann, der es begreisen würde, welche Bedeutung Kinder für die Frau haben, welche Stelle sie in ihrem Leben
einnehmen, und noch seltener findet sich eine Frau, die zu begreisen rermag,
was für den Mann die Pflicht der Ehre, die gesellschaftliche Pflicht, die
religiöse Pflicht bedeuten.
Was kann unvernünftiger und schädlicher sein, als die modernen Gespräche über die Gleichheit der Geschlechter, ja über die Superiorität der
Frau über den Mann. Für einen Menschen von christlicher Weltanschauung
kann es selbstverständlich gar nicht in Frage kommen, daß irgend welche
ausschließliche Rechte dem Manne zukommen sollten, daß mon die Frau
nicht ebenso zu achten, nicht ebenso zu lieben habe, wie Jedermann. Iedoch
zu behaupten, daß die Frau dieselben Geisteskräfte besitze, wie der Mann,
und ganz besonders, daß die Frau ebenso wie der Mann von der Vernunft
geleitet werde, daß sie auf dieselbe ebenso bauen könne, wie der Mann,
heißt von der Frau Dinge verlangen, die sie nicht leisten kann (ich spreche
nicht von den Ausnahmen, sondern von der Durchschnittsfrau und von
dem Durchschnittsmanne), heißt sie aufregen und mit der Voraussetzung
aufreizen, daß sie dasjenige nicht machen wolle, was sie eigentlich zu

machen fähig wäre, da sie hiezu den kategorischen Imperativ der
Vernunft besitze.
Auf die Frage, wie man ohne Staat, Gericht, ohne Militär nnd
ähnliches Anderes eristiren könne, kann keine Antwort gegeben werden,
da diese Frage falsch gestellt ist.
Es kann nicht das die Frage sein, wie wohl der Staat zu organisieren
wäre, ob in der jetzigen oder einer anderen Weise. Weder ich noch sonst
irgend Iemand kann zur Lösung derartiger Fragen berufen sein.
Es obliegt uns aber allerdings, und zwar nicht unserem Belieben gemäß, sondern unumgänglich die Lösung der Frage, wie wir zu handeln
haben, angesichts des fortwährend aufs Neue eintretenden Dilemma: ob ich
mein Gewissen den mich Hmgebenden Verhältnissen zu unterordnen habe, ob
ich mich mit dem Staate, der verirrte Mewchen an den Galgen hängt,
Soldaten zum Morde commandiert, mittels Branntwein und Opium das
Volk demoralisirt und andere ähnliche Dinge vollbringt, einig zu fühlen
habe, oder ob ich vielmehr meine Handlungen nur meinem Gewiffen unterzuordnen und folglich auch keinen Antheil an der Regierung zu nehmen
habe, deren Thaten meinem Gewissen widerstreben.
Was nun daraus folgen wird? Welche Formen der Staat dabei
annehmen wird? Das Alles weiß ich nicht. Nicht als ob ich es nicht
wissen wollte, sondern ich kann es nicht wissen. Ich weiß nur so viel, daß
aus dem Umstande, daß ich der mir eingegebenen höheren Regung meiner
Vernunft und Liebe, mit anderen Worten, der rernünftigen Liebe folge,
sich als Resultat nichts Böses ergeben kann. Ebenso wie nch nichts Böses
daraus ergeben kann, wenn die Biene dem ihr eingegebenen höheren Instinct

folgt nnd mit dem Schwarme, den keine reriäßt, ihrem Untergange zugeht.
Jedoch, ich wiederhole es, ich will über diese Frage nicht urtheilen.
Darin eben besteht die Macht der Lehre Christi — und zwar nicht etwa
deshalb, weil Christus ein Gott oder ein großer Mann gewesen ist, sondern
deshalb, weil seine Lehre an und für sich unbezwingbar ist — darin eben
besteht der Werth der Lehre Christi, daß sie den Menschen aus der Sphäre
ewiger Zweisel nnd Räthsel auf den festen Boden der Gewißheit überträgt.
Du Mensch, vernünftiges nnd gutes Wesen, weißt es, daß diese Eigenschaften in Dir die höchsten sind; außerdem weißt Du auch, daß Du heute
oder morgen stirbst und verschwindest. Wenn ein Gott eristirt, so fährst
Du zu ihm, und Er wird Rechenschaft fordern von Deinen Thaten, ob Du
seinen Gesetzen oder doch wenigstens den Dir verliehenen höheren Eigenschaften entsprochen hast. Oder falls kein Gott eristirt, so erkennst Du
doch mit Hülfe der Vernunft und Liebe Deine höheren Eigenschaften, und
Du mußt ihnen Deine anderen Bestrebungen unterordnen und nicht umgekehrt diese Deiner thierischen Natur, der Sorge um die Bequemlichkeiten
des Levens, der Aew'stigung vor Unannehmlichkeiten, materiellen Nöthen.

Eugen Heinrich ?chmit in Budapest.
Ich wiederhole es, nicht darin besteht die Frage, welche Art von
Gemeinleben die sichere, die bessere sein werde, ob dasjenige Gemeinwesen,
welches sich mittelst Kanonen, Flinten, Galgen vertheidigt, oder dasjenige,
welches sich nicht mittelst dieser Mittel rertheidigt? Sondern die Frage,
die einzige Frage für Iedermann, eine Frage, der man nicht ausweichen
kann, besteht darin, ob Du, vernünftiges und gutes Wesen, welches für
eine kurze Frist in dieser Welt erschienen ist und jeden Moment daraus
verschwinden kann, Antheil nehmen willst am Tödten verirrter Leute oder
ohne Auswahl aller Leute, die einem fremden Volke angehören, welches wir
„Feinde" benennen? Willst Du Antheil nehmen an der künstlich veranstalteten Degenerirung von Generationen mittelst Opium und Branntwein,
um Deines eigenen Nutzens willen? Willst Du ein Theilnehmer dieser
Thaten sein oder auch nur in Solidarität treten mit denjenigen, die sie
vollführen, oder willst Du es nicht? Und die Antwort auf diese Fro^e
kann für diejenigen, für die sie aufgetaucht ist, nur eine einzige sein. Was
jedoch daraus folgen wird, weiß ich nicht, weil es nur zu wissen nicht gegeben ist. Was man aber zu thun hat, das weiß ich ohne allen Zweisel.
Wenn Ihr aber doch fragt: was daraus folgen wird? antworte ich,
daß gewiß Gutes folgen wird, weil man nach dem höchsten und bekannten
Gesetze handelt, wenn man nach dem Gewissen und der Liebe handelt.
Auf daß eine Handlung sittlich sei, ist es nöthig, daß sie zwei Bedingungen genüge. Sie muß zum allgemeinen Wohle der Menschheit beitragen
nnd muß, zweitens, die Selbstvervollkommnung des Individuums befördern.
Eine Handlung muß, um sittlich zu sein, jdurch zwei positive Coordinaten bestimmt werden, sie muß immer in das Feld der zwei positiven
Coordinaten zu liegen kommen, wie folgende Zeichnung zeigt:
Htrvdeu «im »
22

Aus Tolsiojs Tagebuch.
So daß, falls eine Handlung in gleicher Weise durch das Streben
nach dem Allgemeinwohle und nach persönlicher Vervollkommnung bestimmt
wird, sie in's Feld ^ auf die Diagonale zu liegen kommt. Im geradezu
entgegengesetzten Falle wird die Handlung in das Feld O fallen und ganz
böse sein.
Liegt sie im Felde U, so wird sie, obzwar das Gemeinwohl erstrebend,
doch der persönlichen Selbstvervollkommnung nicht dienen. So die Thaten
sämmtlicher staatlichen Organisationen, Revolutionen, Inquisitionen.
Falls die Handlung in das Feld L zu liegen kommt, wird sie, obzwar
bestrebt, der Selbstrervollkommnung zu dienen, doch des Strebens zum Allgemeinwohle bar sein. So beschasfen sind alle asketischen Handlungen,
das Stehen auf der Säule n. a. ähnl.
Die Lage der Mehrzahl der Menschen, die, obzwar von wahrer brüderlicher Gesinnung durchdrungen, doch mittelst Lug und Trug von den Gewalthabern unterdrückt, genöthigt werden, ihr eigenes Leben selbst zu rerderben, diese Lage ist gräßlich und scheint keinen Ausweg zu haben.
Zwei Answege stehen vor uns, und beide sind verschlossen. Der eine
besteht im Trachten, die Vergewaltigung, mittelst Vergewaltigung, Terrorismus, Dolche; die Verschwörungen der Regierungen gegen die Völker äußerlich
zu sprengen, wie das unsere Nihilisten und Anarchisten versuchten. Oder
aber, man versucht, in's Einvernehmen mit dem Staate zu treten, demselben
nachzugeben und selbst mitzuthuu an dem Thun des Staates, so allmählich
das Netz, welches die Völker umstrickt, zu lösen und diese zu befreien.
Beide Auswege sind verschlossen.
Dnnamit und Dolch rufen, wie dies die Erfahrung beweist, nur noch
Reaction hervor, rerderben die werthvollste Waffe, die einzige, welche uns
zur Verfügung steht, die Waffe der öffentlichen Meinung.
Der andere Ausweg ist dadurch verschlossen, daß es die Regierungen
bereits aussindig gemacht haben, bis zu welcher Grenze man das Theilnehmen am Regierungswesen denjenigen Menschen, die eine Umgestaltung
des Staates herbeiwünschen, gestatten kann. Sie lassen nur dasjenige zu,

was das Wesentliche nicht stört, sind aber äußerst zartfühlend dem gegenüber
was für sie schädlich ist, zartfühlend deshalb, weil die Sache ihre Existenz
betrifft. Menschen, die mit ihnen nicht einig sind und eine Reform herbeiwünschen, lassen sie nicht nur deshalb zu, um ihren Wünschen zu genügen,
sondern thun es im eigenen Intsresse, im Intensse des Staates. Diese
Menschen wären für den Staat von Gefahr, falls sie, keinen Antheil am
Staatswesen nehmend, gegen den Staat auftreten würden, weil sie auf
solche Art die mächtigste Waffe, die öffentliche Meinung gegen den Staat
kehren würden, und deshalb sucht der Staat diese Menschen dadurch unschädlich zu machen, daß er, ihnen gewisse Rechte zugestehend, sie auf seine

Seite bringt, — ebenso wie man es mit den Mikrobenculturen thut, —
sie dann den Bestrebungen des Staates dienstbar macht, nämlich der Unterdrückung und Ausbeutung des Volkes.
Beide Auswege sind fest und undurchdringlich verschlossen. Was bleibt
nun übrig?
Mittelst Gemalt ist es unmöglich, den Staat zu sprengen; die Neaction
wird dabei nur um so größer. Ebenso wenig kann man sich auch den
Reihen der Negierung beigesellen, da man zum Werkzeuge des Staates
wird. Eines bleibt übrig: zu kämpfen gegen den Staat mittelst Gedanken,
Worten und Werken, mittelst des Lebens, ohne zu weichen, ohne sich den
Reihen der Regierung beizugesellen, ohne mittelst der eigenen Person zur
Macht des Staates beizutragen.
Dies Eine ist von Röthen und ist zweifelsohne von Erfolg.
Dieses will Gott, dieses lehrte Christus.
Man sagt: eine Schwalbe macht keinen Sommer. Soll jedoch desivegen,
weil eine Schwalbe keinen Sommer macht, diejenige Schwalbe, welche bereits den Frühling spürt, nicht die Flügel schwingen, sondern zuwarten?
Auf diese Art müßte jedes Gräslein, jede Sprosse warten, und der Sommer
käme niemals.
Das größte Uebel hochgebildeter Leute, wie z. B. Amiels, besteht in:
Ballast ihrer vielseitigen und vorzugsweise ihrer ästhetischen Bildung. Dies
hindert sie zumeist, dasjenige zu wissen, was sie wissen, wie sich Laotze ausdrüclt. Und das ist eine Krankheit. Es thut ihnen leid, den Ballast
hinauszuwerfen, und sammt dem Ballaste finden sie keinen Platz im Boote
der christlichen Erkenntnis;. Und es scheint ihnen unwahrscheinlich, daß man
einem so kleinen Werke, wie die christliche Errettung ist, ein so zusammengesetztes und verfeinertes opfern könnte.
So war es mit Amiel, und so steht es mit einer Legion von Anderen.
Wohlthcitigkeit.
Ich Hobe mich überzeugt, daß man unmöglich wohltätig sein kann,
ohne ein völlig gutes Leben zu führen, und noch weniger kann man es sein,
wenn man ein böses Leben führt. Die Bedingungen eines bösen Lebens
sich zu gute machend, macht man Exkursionen in die Sphäre der Wohlthätigkeit.
Ich habe mich überzeugt, daß man durch Ausübung von Wohlthätigkeit
nur dann sich und Anderen Befriedigung schaffen kann, wenn die Wohlthätigkeit sich als das unumgängliche Resultat eines guten Lebens ergiebt,
nnd daß die Forderungen eines solchen guten Lebens sehr entfernt von denjenigen Bedingungen sind, unter denen ich lebe.

Ich habe mich überzeugt, daß die Möglichkeit, ivohltlMig zu fein, die
Krone und die kostbare Vergeltung eines guten Lebens ist, und daß, um
dieses Ziel zu erreichen, man eine lange Treppe gehen muß, deren erste
Stiege ich noch gar nicht einmal betreten habe.
Den Menschen Wohlthaten erweisen kannst Du nur, wenn nicht blos
Andere Nichts davon wissen, sondern auch Du selbst nicht weißt, daß Du
Gutes thust, auf daß die rechte Hand nicht wisse, was die linke thut, einzig
so wie es m der Lehre der zwölf Apostel heißt: Deine Gabe soll so ans
Deinen Händen gehen, daß Du es nicht wissest, wem Du giebst.
Wohlthätig kannst Du nur dann sein, wenn Dein ganzes Leben ein
Dienst für das Heil ist.
Wohlthätigkeit kann kein Zweck sein, sie ist unumgänglich das Resultat,
die Frucht eines guten Lebens.
Welche Früchte aber kann es geben an einem trockenen Baume, der
keine lebenden Wurzeln besitzt, keine lebende Rinde, keine Aeste, keine Sprossen,
keine Blätter, keine Blüthen?
Man kann wohl Früchte anhängen, so etwa wie mau Aepfel und
drangen mittelst Bändchen an den Christbaum hängt. Der Christbaum
wird jedoch davon nicht lebend und wird weder Aepfel noch drangen tragen.
Bevor man an Früchte denkt, ist es nöthig, den Baum einzuwurzeln,
zu pfropfen und groß zu ziehen, muß mau früher an gar Bieles denken,
um gar Vieles sich bemühen und sich nicht freuen der guten Früchte, die
wir Anderen geben.
Man kann zwar fremde Früchte, mit denen der trockene Baum behängt
ist, verschenken; daran ist jedoch Nichts, was auch nur Aehnlichkeit hätte
mit dem Guten.

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.
von
, Rsrl Wiedermsnn.
— Leipzig. —

III.*)

was bringt den Einzelmenschen aus seiner Vereinzelung heraus
und in Beziehungen theils zu anderen Einzelnen, theils
zu einer Gemeinschaft?
(„Egoismus und Altruismus.")

i' Mensch ist von Natur ein egoistisches (eigensüchtiges) Wesen uno
bleibt es sein Leben lang." Dieser Ausspruch Schopenhauers
ist in seinem ersten Theile unbestreitbar; ob auch in seinem
zweiten, wird zu erörtern sein. Der vorherrschende Charakterzug bei dem
Kinde ist Begehrlichkeit und Eigenwille. Schon der Säugling, sobald er
nur seine Händchen gebrauchen kann, greist nach Allem, was er zu erreichen
vermag, und sucht es an sich zu ziehen. Um es ganz sicher zu haben, steckt
er es am liebsten in den Mund. Er unterscheidet nicht, ob das Begehrte
ihm nützlich oder schädlich sei. Wird es ihm verweigert oder entzogen, so
wird er ungeberdig und schreit.

Dieser Eigenwille und diese Begehrlichkeit pflanzt sich auch noch in die
Iahre fort, wo das Kind nicht mehr blos instinctmäßig, sondern mit Bewußtsein handelt. Es wirft die Puppe weg, die es hat, und greift nach
der seines Schwesterchens; es verschmäht die ihm gebotene Speise und verlangt nach der, die es Andere genießen sieht. Die erste Aufgabe der mütterlichen Erziehung ist es, dieser Begehrlichkeit und diesem Eigenwillen entgegen zuarbeiten. Geschieht dies nicht, wurzeln diese Neigungen tiefer ein, so
werden sie zu schlimmen Mitgaben für die spätere Iugend, ja bisweilen
für's ganze Leben.

*) Vergl. Artikel II: „Welches ist die Benimmmig des Menschen auf der Srdc?
Genuß oder Thatigsein?" im Augimheft 1898.

In etwas höherem Alter zeigt sich diese egoistische Anlage u. A. bei
den Knaben in dem Ehrgeiz, der Anderen „Herr zu werden", d. h. sie im
Mngkampf zu besiegen, die der Mädchen in dem Bestreben, ihresgleichen
an Pntz zu übertreffen.

Wie bei dem einzelnen Menschen, so ist auch bei ganzen Völkern der
egoistische Zug in ihrer Kindheit vorherrschend und bleibt es oft so lange,
bis ihnen entweder die Kraft dazu entgeht, oder bis ein ebenso egoistisches,
aber stärkeres Volk über sie kommt. Fast alle die Völker, die in der Geschichte eine Rolle spielen, haben in ihren Anfängen und theilweise bis zu
ihrem Untergange eine Politik der Eroberung, der Vergewaltigung, der
Ausbeutung ihrer Nachbarn verfolgt, allen voran das große römische Volk,
weniger das griechische, das schon früh einer mehr friedlichen, civilisatorischen,
colonisirenden Richtung zuneigte. Es ist ein Zeichen wachsender Cultur,
wenn die Eroberungskriege seltener werden und an ihre Stelle der friedliche
Verkehr, der Austausch der verschiedenen Erzeugnisse einer schaffenden Arbeit
tritt. Ein solcher Wandel erfolgt jedoch selbst in den Zeiten angeblich weitverbreiteter Civilisation erfahrungsmäßig nur spät und auch da meist nur
zögernd oder nothgedrungen. Der griechische Philosoph Aristoteles hat (im
rollen Gegensatz zu Schopenhauer) den Menschen ein ^6>sv mXmxiv, d. h.
ein „Gesellschaftswesen" genannt. Allein das gilt nicht von der ursprünglichen Beschaffenheit, vielmehr nur von der Bestimmung des Menschen, nicht,
wie er von Natur ist, sondern wie er durch die Cultur werden soll.

Es fragt sich nun, welches sind diejenigen Anlagen oder Triebe des
Menschen, durch welche derselbe aus seiner Vereinzelung herausgelöst und
in Beziehungen zu anderen Menschen und zu einer Gemeinschaft verfetzt wird?
Hier muß sich zeigen, welche von den treibenden Kräften, die von den
verschiedenen Moralisten empfohlen werden, sich wirksam zur Erreichung
eines solchen Zieles erweisen.

Prüfen wir zuerst diejenigen, deren Gemeinsames das Streben nach
Lust, nach Glück, nach Nutzen oder Wohlbesinden ist!

Offenbar enthalten diese Bestrebungen Nichts, was den Egoismus ausschlösse oder auch nur milderte. Die Lust, das Glück, das Wohlbesinden,
die ich genieße, das ist meine Lust, mein Glück, mein Wohlbefinden. Ob
ich meine Lust, mein Glück, mein Wohlbesinden mit einem Anderen theilen
will, ob der Genuß dieser Güter dadurch für mich verringert oder vermehrt
wird, das ist eine Sache für sich; gewiß ist nur so viel, daß hier überall
mein Ich, meine Person im Vordergrunde steht und den ersten Anspruch
auf Lust, Glück u. f. w. für sich selbst erhebt.

Die Vertheidiger der Genußlehre haben dies nicht verkannt, konnten es
nicht verkennen. Zugleich aber fühlten sie, daß eine lediglich auf einen ausschließenden Egoismus gebaute Moral doch gar zu einseitig, mit dem natürlichen Empfinden des Menschen doch gar zu sehr im Widerspruch wäre.

So sind sie denn auf den Ausweg rerfallen, neben dem Egoismus,
als dem ihrer Anschauung nach eigentlich ursprünglichen, normalen Zustande

des Menschen, einen zweiten Znstand oder eine zweite Art der Lebensauffassung zu construiren, wonach der Mensch, obschon seiner Natur nach Egoist,
dennoch auch das Gegentheil davon sein oder werden sollte, nämlich ein
Förderer der Lust, des Glücks, des Wohlbefindens Anderer. Sie haben
dafür den nicht eben schönen und wohllautenden Namen „Altruismus" erfunden (von dem lateinischen Worte altsr, der Andere).
Es galt nun, eine Brücke zu schlagen von jenem Egoismus zu diesem
Altruismus, die Kluft zu überbauen oder zu rerdecken, die vom Standpunkte der Genußlehre aus eigentlich das Eine vom Anderen trennt.
Am leichtesten hat es sich damit Schopenhauer gemacht. Ihm zufolge
soll der Mensch, dieser geborene Egoist, aus „Mitleid" sich anderer
Menschen annehmen.
Wie freilich der „geborene Egoist" dazu komme, dies zu thnn, erscheint
ihm selbst räthselhaft, und er nennt daher das Gefühl des Mitleids ein
„Mysterium"!
Seinem früheren Schüler und späteren Gegner Nietzsche geht das schon
zu weit. Der echte Mensch, sagt er (und darunter versteht er den „Kraft" oder „Uebermenscken"), weiß von einer so schwächlichen Empsindung Nichts;
wenn er einem Anderen eine Wohlthat erzeigt, ihm von seiner Machtfülle
Etwas giebt oder zugesteht, so geschieht dies nur, weil diese Ueberfülle
selbst eine solche Entleerung verlangt. Das Gefühl davon steigert nur
wiederum fein Selbstgefühl, also seinen Egoismus.
Zu einer wirklichen Ueberleitung des Egoismus in Altruismus erscheint
das Mitleid nicht geeignet. Der, gegen den es geübt wird, fühlt sich leicht
dadurch gedemüthigt und erniedrigt, der, welcher es übt, empfindet leicht
eine gewisse Eitelkeit in dem Bewußtsein, wohlthun zu können. Es gehört
eine besondere Gemüthsanlage dazu, um von einer solchen Ncbenempnndung
gänzlich frei zu bleiben, und eine besondere Kunst des Gebens, um so zu
geben, daß der Empfangende sich nicht dadurch peinlich berührt fühlt.
Aber noch eine andere Gefahr ist bei der Ucbung von Mitleid vorhanden, nämlich die, daß durch die Art, wie die Wohlthat erwiesen wird,
sowohl dem, der sie genießt, wie der ganzen Gesellschaft mehr geschadet als
genützt werde.
Durch unbedachtes Almosengeben hat man lange Zeit hindurch ein
massenhaftes Bettler- und Vagabundenthum großgezogen. Erst die neue,
verbesserte Armenpflege ist dahin gekommen, an die Stelle dieses blinden
Mitleids die, freilich viel mühsamere, aber auch viel wirksamere und in
höherem Sinne wohlthätige Fürsorge für die Armen zu setzen, welche dem
ohne seine Schuld Arbeitslosen Arbeitsverdienst zu verschaffen sucht, dem
Arbeitsscheuen dagegen ihre Hilfe versagt. Der gute, weichherzige Geliert
that einmal den sonderbaren Ausspruch, es sei doch eine recht weise Ein-

richtung Gottes, daß es so viel Elend auf Erden gebe, denn dadurch erhielten recht viele Menschen Gelegenheit, mitleidig zu sein! Heutzutage wird
theils durch polizeiliche Verbote, theils durch „Vereine gegen Hausbettelei"
den Einzelnen das gedankenlose Mitleidüben erspart, und man thut recht
daran. Der wirkliche Zweck des Wohlthuns wird jedenfalls auf andere
Weise besser erreicht. Es ist sehr die Frage, ob das „Achtgroschenstück",
welches Gellerts Freund, statt „das Rhinoeeros zu sehen", dem ersten
besten Bettler gab, nicht in der nächsten Schenke vertrunken worden ist.
Auf einer höheren Stufe, als das bloße Mitleid, steht das sog. „Mitgefühl", vermöge dessen der Eine nicht blos die augenblickliche Noth des
Anderen zu lindern sucht, sondern dessen ganze Lebenslage, im Guten und
im Schlimmen, in Freude und Schmerz, gleichsam wie seine eigene mitempfindet und nach Möglichkeit theilt. Es verräth ost mehr wahren Altruismus, wenn Iemand neidlos an des Anderen Glück, an seinen Erfolgen im Leben (selbst beim Mangel eigener) sich mit ganzer Seele betheiligt, als wenn er einem Notleidenden Etwas von seinem Ueberfluß giebt.
Die schottischen Moralisten (Adam Smith u. A.) betrachteten als das die
Menschen verknüpfende Band und als das nothwsndige Gegengewicht des
Egoismus die sogenannte „Sympathie", d. h. das Gefühl der Gemeinsamkeit aller Menschen. Neuere deutsche Philosophen haben dies dahin erweitert
oder erläutert, daß sie sagen, der Mensch habe neben dem Trieb der Selbsterhaltung auch einen „sympathischen Instinct" für das Wohl der Gattung
(einen Trieb der Arterhaltung). Der Militarist Bentham giebt dieser
„Sympathie" noch eine andere Anwendung. „Die Sympathie," sagt er, „ist
selbst eine Lustempfindung, also gleichzeitig egoistisch und altruistisch. Meinem
Freunde Vergnügen bereiten, gewährt mir Lust. Beim Anblick der Schmerzen
meines Freundes empsinde ich selbst Unlust." Hier ist nun freilich schon
ein altruistisches Motiv, das der Freundschaft, vorausgesetzt. In sehr
charakteristischer Weise fügt sodann der berechnende Engländer noch einen
weiteren Grund hinzu, der gegen den aussckließlichen Egoismus sprechen
soll. „Außerdem," sagt er, „könnte eine egoistische Handlung von mir
einen Act der Rache ron Seiten eines Anderen zur Folge haben oder den
Verlust meint's guten Rufs."
Es ist auch gesagt worden: wer Anderen eine Lust bereite, genieße
selbst dadurch die größte Lust. Man denkt dabei wohl an einen großen
Grundbesitzer, der seinen Leuten zum Erntefest, oder an einen Fabrikanten,
der seinen Arbeitern bei irgend einem Anlaß Freibier mit Tanz giebt.
Gewiß ist ein solcher etwas mehr Altruist, als ein Filz, der seiner Umgebung
und sich selbst diese Freude versagt; allein, ob er auch in allen Beziehungen
so leutselig handeln werde, ob ferner nicht hier ebenfalls die Eitelkeit im

Spiele sei, dafür giebt eine solche einzelne Handlung noch keine Bürgschaft.
Manche Moralisten rufen statt solcher einzelner Triebfedern wie Mit-

leid, Wohlwollen u. f. w. das allgemeine Gefuhl der „Liebe" an, bezüglich mit dem Beisatz „christliche Liebe".

Gewiß kann es Nichts geben, was dem Egoismus entschiedener gegenüberstände, als die Iohanneische Mahnung „Ihr Kindlein, liebet Euch untereinander!" Nur geht es damit, wie mit allen solchen Allgemeinheiten: je allgemeiner, desto schwieriger in ihrer Anwendung auf den Einzelfall.

Ein katholischer Moralphilosoph — mit dem Beisatz 8. ^I. (sooistatis Zssu) auf dem Titel — hat die Ausführung des Gebotes der Liebe folgendermaßen zu specialisiren versucht: „Gott befiehlt, liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! Das kann aber doch nur bedeuten: ähnlich wie Dich selbst, denn ich selbst bin mir doch näher, als mein Nächster.,, Er stellt dann eine Stufenleiter der Liebe auf: zuerst kommen Eltern, Geschwister, Landslente, dann, je näher Iemand Gott steht, (das könnte auf einen Unterschied nach der Religion und Confession gehen).

Hinsichtlich der Bethätigung der Liebe stellt derselbe Schriststeller den Grundsatz auf: „Was Du nicht von Anderen erleiden magst, das thue auch keinem Anderen! Was Du willst, daß Dir geschehe, das thue auch Anderen!" Also Liebe nicht als freie Gabe, sondern auf Gegenseitigkeit, gleichsam nach dem Princip einer Versicherung! Weiter werden dann folgende Regeln gegeben: „Niemand ist verpflichtet, einem Armen von dem mitzutheilen, was er zu seiner eigenen und seiner Familie Erhaltung nöthig hat. Nur in der äußersten Noth hat er ihm soviel zu geben, als ohne schweren eigenen Nachtheil geschehen kann. Wer mehr besitzt, als zur Befriedigung des standesmäßigen (!) Bedürfnisses der eigenen Familie nothwendig ist, hat im Allgemeinen die Pflicht, wenigstens zuweilen (!) die Armen zu unterstützen. Er soll das thun, auch über die strenge Pflicht hinaus, aus freier Liebe, zugleich aus Klugheit wegen des herrschenden Hasses der Besitzlosen gegen die Befitzenden. Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung für die Neichen, für die Armen zu forgen."

Durch diese Anweisungen wird nun freilich der Strom der Liebe, der sich nach des Apostels Worten von allen auf alle Menschen ergießen sollte, mit so vielen Wehren und Schleusen ab- und eingedämmt, daß davon wenig übrig bleibt.

Alle die bisher genannten Gefühle, welche angeblich genügen sollen, um den Egoismus in Altruismus zu verwandeln, leiden an zwei bedenklichen Mängeln. Für's Erste sind sie zu unbestimmt in ihren Wirkungen, solange sie nicht von anderswoher eine feste Richtung für ihre Bethätigung empfangen. Für's Zweite können sie bestenfalls nnr das Verhältnis des Einzelnen zu anderen Einzelnen regeln, nicht aber, was doch ebenso nothwendig ist, das des Einzelnen zu einer Gemeinschaft. Denn mit der schönklingenden Phrase, e'5 möchte Iemand „die ganze Menschheit mit Liebe umfassen", oder mit dem Absingen des Schiller'schen Verses „Seid umschlungen, Millionen!" ist es nicht gethan.

Diesem letzteren Mangel hab?n wieder andere Philosophen in mannigfacher Weise abzuhelfen gesucht. Darwin nimmt im Menschen (zum Unter« schied vom Thier) einen „socialen Instinct" an, der, sei er ererbt oder erworben, über die egoistischen Triebe siege. Aehnlich Comte, der einen solchen Jnstinct für das Erzeugniß einer allmählichen Ausbildung des Menschen hält. Spencer meint, der Einzelne gelange durch „Anpassung" an die allgemeinen socialen Verhältnisse immer mehr dahin, daß er, indem er seine Lust befriedigt, zugleich das allgemeine Wohl fördere. Ein anderer englischer Philosoph, Leslie Stephen, stellt umgekehrt die Sache so dar, als ob die Sympathie für fremde Lust und Unlust, indem sie das Gemeinwohl fördere, dadurch wieder dem Einzelnen zu Gute komme. Hiernach würde der Einzelne, indem er altruistisch handelt, gleichwohl seinem Egoismus dienen. Schon die schottischen Moralisten nahmen ein doppeltes Gefühl im Menschen an, ein individualistisches und ein gesellschaftliches oder sociales, und glaubten, daß letzteres überwiege. Strauß, Feuerbach, Wundt gebrauchen für den Ausdruck „Sympathie" den vielleicht richtigeren „Gemeinsinn".

Bei allen solchen Hypothesen (denn etwas Anderes als eine Hypothese ist doch die Annahme nicht, daß gewisse Gefühle dem Menschen entweder angeboren seien oder ihm im Laufe seines Lebens — man sagt nicht, wie und wodurch — anfliegen sollen,) ist nur Eines unverständlich. Entweder sind diese Gefühle mit dem, nach dem Ausspruch derselben Philosophen den alleinigen Grundzug des Menschenwesens bildenden egoistischen Lustgefühl verträglich, aber dann ist dieses letzte nicht der alleinige Grundzug des Menschen, sondern der Mensch ist ein zwiespaltiges, zwischen Egoismus und Altruismus getheiltes Wesen. Oder sie sind nicht damit verträglich sondern werden als etwas Fremdes, ja Widersprechendes angesehen, dann bleibt unbegreislich, wie sie über den Egoismus, der doch zuerst und zunächst von dem menschlichen Wesen Besitz genommen haben soll, das Uebergewicht gewinnen und diesen zur Selbstverwandlung in sein Gegentheil vermögen können.

Erweisen sich somit alle die Versuche, vom Standpunkte der Genußlehre ans eine Ueberleitung aus dem Egoismus in den Altruismus zu

gewinnen, als künstlich und darum nicht überzeugend, so müssen wir sehen, ob es vom Standpunkte der culturschaffenden Thätigkeit aus vielleicht eher gelingt.
Wir haben dabei jedenfalls den Vortheil, daß dieser Trieb seiner Natur nach ein Hinausstreben des Wesens, denl er innewohnt, über sich selbst, eine Entwicklung, eine Erweiterung der Daseinssphäre desselben bedingt und somit von selbst zu einer Durchbrechung der ab- und ausschließenden Schranken des Egoismus führt, während alle die Motive des Gennßsystems, Lust, Glück, Nutzen, weit mehr ein Beruhen des Individuums in sich, ein Selbstbehagen und Selbstgenügen bezeichnen und zu einer Veränderung dieses Zustandes von sich aus keinen Anlaß und Anstoß geben.
Es bedarf daher für uns nur einer Beobachtung des einzelnen

Menschen, wie er vermöge jener inneren, treibenden Kraft allmählich aus dem Zustand, in dem das Kind sich besindet, in immer höhere Stufen der Cnltnr übergeht, um wahrzunehmen, wie damit zugleich der ursprüngliche Egoismus sich in Altruismus verwandelt.
Die erste Stufe dieser Verwandlung bildet die Geselligkeit. Der Thätigkeitstrieb (und jedes gesunde Kind besitzt einen solchen, geivölmlich sogar einen sehr lebhaften) verlangt nach Erweiterung des Kreises, in dem das Kind sich bisher bewegte. Das für sich allein Spielen wird ihm langweilig; es sucht Gespieleu. Hier aber muß sein Egoismus schon das erste Opfer bringen. Das Kind möchte wohl, daß die anderen Kinder gerade nur die Spiele spielten, die es selbst liebt, allein es muß nachgeben, muß an anderen Spielen Theil nehmen und zufrieden sein, wenn die anderen Kinder später auch seine Spiele mit ihm spielen.
Es möchte gern die Puppe oder ein sonstiges Spielzeug eines anderen Kindes haben, allein es erhält dasselbe nur um den Preis, daß es sein eigenes Spielzeug dem anderen leiht. Es ist das zwar noch keine eigentliche Ueberwindung des Egoismus, aber doch der erste Schritt dazu, Um nach der einen Seite hin seinen Egoismus zu befriedigen, muß das Kind ihm nach einer anderen Seite entsagen. Ein verzärteltes Kind, das ganz im Banne der Begehrlichkeit und Eigenwilligkeit läge, würde lieber vereinsamt bleiben, als sich zu einem Spiel bequemen, das es nicht selbst gewollt; ein an Thätigkeit gewöhntes kann eine solche Ausschließung nicht lange ertragen.
Bei Erwachsenen ist dieser altruistische Einfluß der Geselligkeit noch merkbarer. Die gesellige Sitte heischt manches Opfer der Eigenliebe und der Selbstsucht. Sie verlangt z. B., daß Ieder zu der Unterhaltung Etwas beitrage, daß er aber nicht sich allein der Unterhaltung bemächtige, sondern den Anderen ihr Theil daran gönne. Der Egoist fehlt leicht gegen das Eine oder das Andere, er sitzt wohl in einer Gesellschaft stumm und läßt sich von den Anderen unterhalten, oder er will allein das Wort führen und die Anderen zum stummen Zuhören verurtheilen. In beiden Fällen wird er sich in der Gesellschaft bald vereinsamt fühlen, und das wird seinen Egoismus nöthigen, sich den Anderen anzupassen.
Aus dem allgemeinen geselligen Verkehr scheiden sich sodann besondere engere Verbindungen, Freundschaften, ans. Auch bei diesen wird es bald merkbar werden, ob das Wesen der durch sie Verbundenen mebr zum Genuß oder zur Thätigkeit hinneigt. Im ersten Falle wird ihre Freundschaft leicht etwas Schwärmerisches haben und im Geben und Empfangen von Zärtlichkeiten schwelgen, im anderen Falle werden sich die Freunde in gemeinsamen Bestrebungen nach den gleichen oder ähnlichen Zielen begegnen. Ihre Freundschaft wird sich weniger direct von Person zu Person, als eben durch ein solches Medium hindurch, darum aber um so kräftiger uud dauernder äußern. Für jene und diese Art von Freundschaft bietet uns die Geschichte des geistigen Lebens Deutschlands im vorigen Jahrhundert bemerkenswerthe

Beispiele, dort in Geliert und Gleim, hier in Lessing und seinem Kreis und in Goethe und Schiller. Bei Gellert und Gleim, den Dichtern der Empfindsamkeit, bildet die Freundschaft einen unentbehrlichen Bestandtheil ihres täglichen Wohlbefindens und eines gewissen rafsinirten Lebensgenusses.
Sie sind unglücklich, wenn sie nicht womöglich Tag für Tag brieflich oder persönlich sich mit „Freunden" unterhalten können. Sie schreiben ihnen, auch wenn sie Nichts zu sagen wissen, als daß sie „ihr Freund" sind, und von denselben Nichts erfahren wollen, als eben solche Versicherungen der Freundschaft. Dabei läuft auch wohl ein gut Theil Egoismus mit unter. Gleim war beflissen, wen er nur konnte von seinen Freunden in seine Nähe zu ziehen und für ihn zu sorgen, aber hauptsächlich doch zu seinem eigenen Vergnügen, als eine Art von dichterischem Hosstaat. „Seine Freunde/ bemerkt ein Zeitgenosse, „müssen ihm sklavisch dienen, weun sie nicht seine Gunst verlieren wollen."
Er kündigte leicht einem Freunde die Freundschaft auf, wenn dieser nicht genau an dem Tage, wo Gleim es erwartet, geschrieben hatte, war aber wieder versöhnt, wenn der Freund reumüthig schrieb*). Die Nachwelt hat daher guch von diesem Freundschaftscultus nichts Anderes geerbt, als eine Reihe von Sammlungen großentheils ziemlich inhaltsleerer Bliese aus

Gleims „Freundschaftstempel", einem Zimmer in seiner ehemaligen Wohnung
zn Halberstadt mit einer Galerie von Portraits der allerverschiedensten, zum Theil
geradezu antipodischen Persönlichkeiten, die insgesammt Gleims „Freunde"
waren oder die er doch so nannte.
Anders stellt sich die Freundschaft dar sowohl in dem Kreise Lessings und
seiner Freunde (Mendelssohns, Kleists, Nicolais, Abts, Engels), als auch und
noch mehr in dem herrlichen Verhältnis, unserer beiden großen Dichterfürsten
zu einander, welches wohl beispiellos in der Geschichte der Litteratur ist.
Hier ist von zärtlichen Aufwallungen, ron schwärmerischen Betheuerungen
u. dgl. m. Nichts zu spüren; dafür aber sehen wir die Freunde einander geistig
fördern durch Anregungen und Ideenaustausch aller Art. Zeugen dessen
sind die Briefwechsel Lessings mit seinen Freunden und der klassische Goethe-Schiller'sche Briefwechsel.
Die parlamentarischen Freundschaften unserer Tage erwachsen aus dem
gleichen Boden gemeinsamer thätiger Bestrebungen, überdies hier für Lebensinteressen einer ganzen Nation, und erhalten dadurch den gleichen Werth.
In noch höherem Grade sindet eine Abstreisung des Egoismus statt,
wenn der Einzelne eine Faimlie gründet und so sich zum Mittelpunkt
eines Kreises von Wesen macht, die nicht blos durch Bande des Blutes,
sondern auch dadurch, daß sie in matericller wie in geistiger Beziehung

*) S. mein „Teutschland im 18. ^ahrhmd.rt," 2. B?., I. Thl., Z. Sllthlg.,
S. 62, 9S.

den Mitgenuß seiner schaffenden TlMigkeit haben, auf's Innigste mit ihm
verbunden sind.
Auch hier macht es einen großen Unterschied, ob die beiden Personen, die
sich für's Leben verbinden, dazu lediglich den Drang nach Befriedigung eines
Lustgefühls, das Verlangen nach Glück oder die Freude am äußeren Wohlbefinden, oder ob sie eine höhere, auf thätiges
Zusammenwirken für gemeinsame Culturzwecke gerichtete Gesinnung mitbringen, ob der Mann blos an der
Schönheit oder den geselligen Talenten der Frau, diese nur an dem Rang
oder Reichthum des Mannes Gefallen findet, oder ob Beide nach ihrer
gegenseitigen Vervollkommnung und nach der gemeinsamen Heranbildung ihrer
Kinder streben. Der Hagestolz gilt mit Recht für einen Egoisten. Vom
Standpunkt des Genußprincips aus kann er sich damit rechtfertigen,
daß er entweder besser und behaglicher leben könne, wenn er nicht für Frau
und Kinder zu sorgen habe, oder daß er sein „Lustgefühl" außerhalb
der Ehe befriedigen und daher jedenfalls, wenn überhaupt, sich erst dann
„binden" wolle, nachdem er sein Leben genossen habe. Ein Mann, der
nicht von unordentlichen Leidenschaften beherrscht wird, nicht blos nack
äußerem Glück und Behagen sich sehnt, sondern dem es um ein thatenreiches, nützliches, in jeder Hinsicht befriedigendes Leben zu thun ist, wird
sicherlich das Bedürfnis? empfinden, auch diese Seite seines menschlichen
Wesens, die Freude an einer edlen Häuslichkeit, die Erholung und
Kräftigung, die eine solche ihm rerspricht, nicht verkümmern und veröden
zu lassen.
Gewöhnlich schon vor Gründung einer Familie und eines eigenen
Haushaltes, sicherlich bei einer solchen, wird wohl jeder Mann sich um
einen Berns, d. h. eine geregelte schaffende TlMigkeit umthun. Ein solcher
Beruf hat neben seiner materiellen Bestimmung, dem, der ihn ausübt, die
Mittel zur Existenz zu verschaffen, auch' eine hohe ideale, die innere
Berufung zur werkthätigen Betheiligung an dem allgemeinen Culturwerke.
Wer überhaupt keinen Beruf hat, entzieht sich damit dieser Betheiligung
und wird mit Recht als ein seinen gesellschaftlichen Pflichten abtrünniger
Egoist getadelt. Die Ausrede: „Ich habe es nicht nöthig," bekundet nur,
daß, wer so spricht, seine günstige finanzielle Lage nicht als eine Aufforderung
zu um so energischerer schaffenden Thätigkeit in Folge seiner reicheren
Mittel dazu (NoblesM obli^s), sondern nur als eine Einladung zu thaten«
losem Genusse betrachtet.
Ein jeder Beruf, der niedrigste wie der höchste, der materielle oder
mechanische, wie der ideale oder geistige, hilft an dem gemeinsamen Culturwerke schaffen und bringt daher auch den, der ihn recht betreibt, in Beziehungen zu Anderen und zu der großen culturschaffenden Gemeinde.
Iedes Mitglied dieser Gemeinde, der niedrigste Arbeiter wie der höchste
Beamte, der berühmteste Gelehrte, Künstler oder Erfinder, hat seinen vollen
Antheil an dem gemeinsamen Culturwerke. Keiner darf den Anderen gering

achten, Keiner darf aber auch den Anderen beneiden oder gar hassen, weil
derselbe aus einer höheren Stufe der gesellschaftlichen Ordnung steht; Alle
müssen sich gegenseitig zu fordern und so dem (Manzen zu dienen suchen.
Jeder muß sich b.'wußt sein, daß er für seine Thätigkeit der Mitwirkung
der Anderen bedarf, der geinige Arbeiter des mechanischen und umgekehrt.
Wo diese Gegenseitigkeit sehlt, da findet ein bedauerlicher Rückfall in den
Egoismus statt. Wo Ieon nur an sich, an seinen Nutzen, an sein Glück,
an seine Lust denkt, da steht es schlimm um das Ganze. Hier schlägt die
Kant'iche Maxime ein, wonach jeder Einzelne so handeln soll, daß, wenn
Alle so handelten, das Ganze sich wohl befände.
So wächst der einzelne Mensch durch die natürliche Entwicklung
seines Wesens, durch Geselligkeit, Freundschaft, Ehe, Beruf ganz von selbst

in Beziehungen zu anderen Menschen hinein. Im geselligen Kreise, in
einem selbstgewählten Verein von Freunden, in einem Familienverband mit
seinen mannigfachen Verzweigungen (einer Sippe, wie es unsere Vorfahren
nannten), endlich in einem bestimmten Berussstand als Körperschaft legt er
von der ursprünglich egoistischen Abgeschlossenheit immer mehr ab, wird sein
Denken, Fühlen und Handeln immer mehr altruistisch, auf Gegenseitigkeit
und auf Hingabe an allgemeine, nicht blos selbstische Interessen gerichtet.
Als Bürger und Staatsbürger ordnet er sich jenen größeren Gemeinschaften, der
Gemeinde und dem Staate, ein, in denen die allgemeine Culturarbeit sich in
organisirter Gestalt vollzieht, und selbst darüber hinaus nimmt er als Glied
der großen civilisirten Völkerfamilie an deren gemeinsamen Culturfortfchritten
Theil, sei es werkthätig oder wenigstens mit seiner vollen Sympathie.
Lo bilden sich die höchsten Tugenden aus, ein lebendiger, thätiger Gemeinsinn, ein kräftiger und opferfreudiger Patriotismus, eine Hingebung
für» Baterland mit Gut und Blut, endlich der Sinn für allgemein menschliche cirilisatorische Schöpfungen.
Und wenn wohl ganze Völker in Gefahr stehen, einer egoistischen Ausschließlichkeit und Selbstüberhebung zu verfallen, wie im Alterthum die
Griechen, die alle anderen Völker für bloße „Barbaren" achteten, in unserer
Zeit die Franzosen mit ihrem charakteristischen Verlangen nach Rang und
Einsluß des „ersten Volkes der Welt", die Engländer mit ihrem Anspruch
auf alleinige Herrschaft über die Meere, so hilft die culturschassende Thätigkeit,
auch diese Schranke zu durchbrechen, indem ne die Bölker antreibt, entweder
gemeinsam große Culturwerke zu vollführen, oder in der Vollführung solcher
mit einander zu wetteisern.
Noch in anderer Weise bringt der Allen gemeinsame Trieb schaffender
Thätigkeit die Menschen einander näher und verwandelt den Egoismus in
Altruismus. Schon halb bewußt, instinctiv betrachtet der einzelne Mensch alle
andern Menschen, auch die ihm persönlich fernstehenden, als Cnlturnesen gleich
ihm, als mit ihm solidarisch rerbunden. Ia, er dehnt dieses Gefühl der
Solidarität bisweilen sogar auf solche Naturwesen aus, die in irgend einer

Welse in den Bereich seiner Culturwelt hereinbezrgen worden sind. Wenn
wir in einer Baumpflanzung ein junges Stämmchen vom Winde verbogen
oder geknickt finden, so richten wir es auf, befestigen es an einem Pfahl,
suchen auch wohl es mit Baumwachs ^,u heilen. Von Würmern angenagte
Blumen in nnserm Garten befreien wir von solchen. Für gezähmte Haustiere thun wir noch mehr; wir suchen auch den fremden Hund vor dem Ertrinken zu retten, ein gefallenes Pferd aufzurichten. Die grausame Behandlung eines Pferdes oder Zughundes wird als „Thierquälerei" nicht
blos getadelt, sondern unter Umständen bestraft. Die muthwillige Schädigung
einer jungen Anpflanzung gilt als ein ganz besonderer Grad von Rohheit
und rerfällt ebenfalls dem schärfsten Urtheil der öffentlichen Meinung.
In noch viel höherem Grade bethätigt sich dieser Trieb des Helfens
natürlich da, wo es ein uns gleichartiges Culturwefen, einen Menschen gilt.
Einem Ertrinkenden, sei es ein Kind oder ein Erwachsener, eilt jeder in
der Nähe Besindliche zu Hülfe, ohne sich zu besinnen, ja vielleicht ohne zu
überlegen, ob er überhaupt oder unter den gegebenen Umständen zur
Rettung fähig sei, und ob er nicht sein eigenes Lebe n aufs Spiel setze.
Was in Schillers „Tell" dieser seiner Gattin antwortet, da sie ihm vorwirft, er habe bei seiner Rettung Baumgartens nicht an die Seinen gedacht:
„Weil ich an Euch gedachte, liebes Weib,
D'rum rettet' ich den Vater seinen Kindern —"
das kommt auch im Leben häufig vor, wie viele rührende Beispiele solcher
Rettungen bezeugen. Man denke nur an jene wackeren Männer, die ihre
in der Lm'gloch-Höhle eingeschlossenen Kameraden retteten, dabei aber selbst
dem Tode nahe waren. Und wie ost wagen sich Schisfer zur Rettung Schiffbrüchiger von Weib und Kind hinweg durch Sturm und Wogendrang auf
schwankendem Kahn immer und immer wieder an das gefährdete Schiff.
Oder man denke an jenen braven Kapitän des gescheiterten Schiffes „Iltis",
der mit seiner Mannschaft, nachdem sie zuvor die Passagiere gerettet, ohne
an die eigene Rettung zu denken, todesmuthig in die salzige Tiefe versank.
Wie ost setzen sich Bergleute den todbringenden Gasen aus, um ihre Gefährten zu erretten.
Was zuerst Einzelne thaten, das ist allmählich die Sache Vieler geworden.
Wir haben, neben den behördlich organisirten, freiwillige Feuerwehren und
Rettungsmannschaften; wir haben an unseren Küsten wohleingerichtete Anstalten zur Bergung der Mannschaft gestrandeter Schiffe und ihrer Habe.
Aber auch bei dieser Hilfeleistung in einzelnen Fällen ist es nicht geblieben. Dasselbe Gefühl der Solidarität, welches dort zum Eintreten auch
für Fremde antrieb, hat es dahin gebracht, daß eine organisirte „gemeinnützige
TlMigkeit" die Hilfsbedürftigen (wer sie auch sein mögen) ans den verschiedensten Sinsen des Lebens mit ihrer schützenden und fördernden Tätigkeit umgiebt. Der Säugling, welcher die mütterliche Pflege entbehren muß,

wird in Krippen, das etwas herangewachsene Kind in Kinderbewahranstalten
oder Kindergärten aufgenommen, und etwas später sind es Knabenhorte
und Mädchenheime, welche die zur Schule gehende Iugend in den Freistunden
vor Versuchungen bewahren. Für Besserung rerwahrloster Knaben giebt

es Rettungs- und Besserungshäuser und ähnliche Anstalten, für die Erholung
und Wiederkräftigung der durch das Sitzen in der Schule blutarm oder
kränklich gewordenen Knaben und Mädchen zahlreiche sogenannte Feriencolonien und Milchstationen in den Städten. Besonders begabte Knaben
aus armen Familien erhalten Unterstützungen, um sich eine höhere Bildung
anzueignen; für Studirende sind Stipendien nnd Freitische, für junge Gelehrte
und Künstler Reisestipendien in der Form von Stiftungen theils rom Staate,
theils aber auch von Privaten errichtet; für den bedürftigen Theil
der Bevölkerung bestehen Volksküchen, Asyle für Obdachlose, Werkstätten
für Solche, die augenblicklich ohne Arbeitsverdienst sind, Veranstaltungen
für Bildung und Erheiterung des Volkes, und alle diese Einrichtungen
nehmen fortwährend zu an Zahl und an Umfang. Zahlreiche Privatpersonen opfern in den zu solchen Zwecken gebildeten Vereinen nicht
nur ihr Geld, sondern auch ihre Zeit, Kraft, Bequemlichkeit für die gute
Sache der Humanität. Und so gewinnt der Altruismus auch in der Form
der gemeinnützigen Thätigkeit dem Egoismus immer mehr Boden ab, feiert
immer erfreulichere Triumphe!
Fürwahr, wenn Buckle sogt, die Cultur habe auf moralischem Gebiete
nichts Neues hervorgebracht, so darf man ihm nur diese vielen Beweise von
Humanität entgegenhalten, an denen unsere Neuzeit so reich ist, n ährend noch
das vorige Iahrhundert nur Wenig oder Nichts dcnon kannte.

sterbende Völker.

Zfr. Kubinstcin.
— Berlin. —

in« derjenigen Punkte, welche die Gegenwart und ihr Denken
scbarf von allen früheren historischen Perioden unterscheiden,
ist das Verschwinden der Kleinlichkeit aus der Betrachtung
öffentlicher und allgemeiner Dinge, der gewonnene Uebsrblick über große
Blassen von Land, Menschen, Volkern und Zeiten. Das demokratische oder,
wie andere wollen, das naturwissenschaftliche Zeitalter ist zugleich das
statistische, insosern der Ueberblick über große Massen dem logischen Kovf gestattet, Schlüsse aus einem so gewaltigen Material zu
ziehen, daß jene Unsicherheit, die nach Helmholtz aller Induction anhaftet, auf ein Minimum
reducirt nQ'd und diese Schlüsse die Sicherheit ron Naturgesetzen gewinnen.
Diese moderne Geistesnchtung hat uns gelehrt, die Gesetze des Individuums anzuwenden auf größere Corporationen, auf die Gesellschaft, auf
ganze Nationen. Wir betrachten heute den Staat und das Volk im Lichte
jener Naturgesetze, die für das Einzelwesen giltig sind. Das organische Individuum besteht im letzten Grunde aus mikroskopisch kleinen Wesen, Zellen;
die Gesellschaft, das Volk setzt sich zusammen aus Einzelwesen, die für den
Begriff dasselbe sind wie für den Einzel-Organismus die Zellen.
Das ganze Weltall hat man angesehen als einen einzigen großen
Organismus. Heine meint in trunkener Laune, die Sonne sei „nur eine
rothe, betrunkene Nase, die Nase des Weltgeists," die alten Peruaner
verehrten eine Weltseele, bei den Mystiken:, z. B. in Iacob Vöbmes Schristen,
ist dies ein feststehender Begriff.

Folgen die großen Organismen den Gesetzen der kleineren, so kann
auch ein Volk, eine Nation ein Kindhcitsalter haben, blühen, wachsen und
gedeihen, endlich auch altern und sterben, so meint man. So kann folgerichtig auch ein ganzes, großes Volk vernichtet werden, ans der Geschichte
verschwinden. Wo sind die alten Philister, Hethiter, und EtruSker, die
alten Pelasger, Assyrier und Egnpter geblieben, die uns so stolze Baudenkmäler und massenhafte Zeichen einer hohen Cultur hinterlassen haben?
Welches Volk hat die geheimnißvollen Städte in Mexico und Moatan gebaut, die heut in Trümmern liegen? Wer saß in Peru vor den Incas,
wer in Palästina vor den erobernden Iuden? Fragt man die Indianer
in Ducatan danach, so antworten sie: Wer weiß es!
Aber auf der anderen Seite starben z. B. die Iuden als Volk und leben
doch noch, zerstreut unter allen übrigen Nationen der Erde, in körperlicher
und geistiger Beziehung zäh die Typen ihrer Vorfahren von vor mehr als
tausend Iahren festhaltend. Also muß das Sterben der Völker anderen
Gesetzen folgen als der Tod der Individuen, nnd es muß für die Nationen
zu finden sein, was die Individuen bisher vergeblich gesucht haben, — ein
Iungbrunnen. Diesen Gesetzen nachzugehen, ist gegenwärtig von besonderem
Interesse, weil Europa zur Zeit einem großen Völkerkrankenhaus gleicht, angefüllt mit Patienten. Der kranke Mann am Bosporus laborirt an
chronischem Siechthnm, Griechenland muß sich von den Folgen eines tüchtigen
Aderlasses erholen, ebenso wollen tüchtige Diagnostiker an Spanien und
Frankreich Keime tödtlicher Krankheit entdeckt haben, und auch Italien ist gelegentlich nicht frei von acuten fieberhaften
Temperatursteigerungen. Außerhalb Europas hält der Tod ebenfalls reiche Ernte, denn in China soll gar
ein Volk von vierhundert Millionen mit dem Tode ringen, das anscheinend
nicht einmal Leibeserben hat, sodaß die illegitime europäische Verwandtschaft
pietätlos sich schon das Erbe theilt, während der Erblasser noch athmet
und lebt.
Ehe wir nun festzustellen suchen, ob alle diese kranken Völker eine absolut aussichtslose Prognose haben, müssen wir vorher nach den Ursachen
fragen, die ein Individuum im normalen Lauf der Dinge dahinraffen.
Warum stirbt der Mensch, da doch Heilsames in den Gärten wächst,

so heißt eine lateinische Lehrfrage aus der salernitanischen Aerzteschule des
zwölften lahrhunderts. Die Antwort ist die allbekannte, gegen den Tod
ist kein Kraut gewachsen. lüdische und christliche Theologie erklärt Krankheit
und Tod für die Strafe der Sünden. Der Tod ist der Sünde Sold,
heißt es in den panlinischen Römerbriefen. Nach theologischer Auffassung
hat also der Tod des Individuums moralische Ursachen.
Die Zoologen knüpfen den Ursprung des Todes an die Fortpflanzung.
Prosessor Alexander Gölte*) weist darauf hin, wie die ?oclopkria Fsirimipara
") Ueber den Ursprung des Todes der Metozoen. Rostock, 1885.

sich mit Neimen ersüllt, darauf platzt die Zellhaut, die Keime isoliren '-ich, werden
frei, und das Mutterhier ist im Act der Fortpflanzung verloren gegangen,
ist todt. Hier fallen Fortpflanzung und Tod zeitlich zusammen. Die
P?dophria ist ein Urthier, ein Protozoon. Bei den höheren Thieren, den
Metazoen, meint Götte, sei Fortpflanzung und Tod nur zeitlich auseinandergetreten und daher der Zusammenhang beider Vorgänge nicht mehr so leicht
erkenntlich wie bei den Protozoen. Aber in Wahrheit knüpfe der Tod
bei den höheren Thieren ebenfalls an die Fortpflanzung an. Dies sucht Götte im
weiteren Verlauf seines Werkes wissenschaftlich zu erweisen. Erwägt man,
welche Sünde bei den Theologen am schlechtesten wegkommt, so ist die
theologische und zoologische Auffassung ganz gut zu vereinigen!
Alle diese Theorieen über den Ursprung des Todes können nicht befriedigen. Vielmehr müssen wir bessere Erklärungen für die
Nothwendig-Kit des Zugrundegehens alles Lebenden in dem Darwinschen Gesetz der
Anpassung an die umgebenden Lebensbedingungen suchen. Der Mensch und
alle lebenden Geschöpfe, Thiere wie Pflanzen, stehen nicht vollkommen selbstständig in der Natur, sondern sind bestimmten äußeren Lebensbedingungen,
des Bodens, des Klimas, der Temperatur, der Nahrung in ihrem inneren
Bau angepaßt, so daß sie nur dort leben und sich vermehren können, wo
diese Bedingungen ganz oder doch annähernd vorhanden sind. Die Anpassungsbreite kann sich steigern, d. h. wir lernen allmählich unfern
Organismus auch anderen Lebensbedingungen, stärkeren Reizen anzupassen,
aber nur in einem bestimmten Tempo, graduell, nicht plötzlich. Ans gewaltsame Veränderungen folgt Todesstrafe im strengsten Sinne des Wortes.
Abhärtung ist Anpassung an niedrigere Wassertemperaturen als je zuvor
mit unseren Hautnerven in Berührung kamen, Ansiedlung in den Tropen
setzt gute Fähigkeit der Anpassung voraus. Wie begrenzt diese Fähigkeit
ist, lehren die Schicksale der Engländer in Indien, der Holländer in lava,
der Deutschen in Ost- und Wcstafrika.
Die Haut des Chirurgen ist dem Reiz des Eiters angepaßt, der sie
beim Operiren bespült, die Haut des Negers dem Sonnenlicht, sein Körper
dem gelben Fieber und der Malaria. Immunität gegen Krankheiten bedeutet erworbene Anpassungen. Unser ganzes Leben, all unsere körperliche
und geistige Erziehung, unsere Cultur besteht im Erwerben immer neuer
Anpassungen, im Aufsuchen und Ertragen immer neuer und stärkerer Reize.
Auch eine psychische Anpassung giebt es. Sie besteht in der Leichtigkeit, sich in veränderte Verhältnisse und Aufgaben zu sinden. Gute psychische
Anpassung ist ein Zeichen von Intelligenz*). Frauen besitzen sie im All-
*) „Der Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere," sagt H. Türck (Der geniale
Mensch. 2. Auflage, S. 287), „auf dem alle anderen Vorzüge beruh, n, ist dag eindringenden Interesse, Ws er seiner Umgebung entgegenbringt." Die Boraussctzung der
bewuszten, psychischen Anpassung ist daher: Erkenntniß. Der geniale Mensch ist somit
zugleich der anvassun^sfähigste.

gemeinen in weit geringeren, Grade als Männer und find deshalb stets
Stützen conservativer Richtungen in jeder Beziehung*). Die Anpassung
besteht in der Fähigkeit, umzulernen.
Was man als größere Treue der Frau rühmt, ist oft Nichts weiter als
diese geringere geistige Beweglichkeit. Der unintelligente Landwirth rerlangt
für seine Products stabile Preise, der einfältige Rentier verlangt „etwas
Bestimmtes" an Zinsen, auch wo dies der Natur der Dinge nach gar nicht
möglich ist, nur damit sie Beide nicht nöthig haben, ihrem Gehirn die
Mehrarbeit zuzumuthen, die eine Gewöhnung an neue Verhältnisse verlangt.
Die psychische Anpassung ist nicht möglich ohne eine gesteigerte Arbeitsleistung
des Gehirns, wie das Fieber auch nur eine, von einem starken Reiz (Anpassungsreiz) verursachte Thätigkeit der Körperzellen vorstellt. Beschränkte
Menschen müssen instinctiv fühlen, daß ihr Gehirn dieser verlangten Anpassungs-Mehrarbeit nicht gewachsen ist, denn sie gehen jeder Möglichkeit,
neuen Reizen zu begegnen, ängstlich aus dem Wege. So verhält sich der
Philister beiderlei Geschlechts, dagegen macht das Aufsuchen immer neuer Reize
und die dadurch erworbene rasche Anpassungsfähigkeit das Gehirn des Intelligenten prompter, geschmeidiger, sicherer und gewandter. Jemand hat
den Ausspruch gethcm: Der Kluge und der Dumme thun eigentlich immer
dasselbe, sie unterscheiden sich nur durch den Zeitpunkt, wann sie es thun.
Dies bezeichnet sehr gut die schneller« oder langsamere Anpassung beider
Kategorien.
Ich suche nun das Wesen der Gesundheit und des Lebens in der guten

Anpassung an die umgebenden Lebensbedingungen: Gesundfein heißt Angepaßtsein. Krankheiten sind Störungen der Anpassung, hervorgerufen durch
eine neue, stark differente Lebensbedingung, auf die unser Organismus
bisher nicht gestoßen war. Ist die Krankheit überwunden, so besitzt der
Organismus einen neuen Anpassungsmechanismus. Kann er die zur Ueberwindung des neuen Anpassungsreizes erforderlichen Kräfte nicht aufbringen,
so tritt der Tod ein, mit mechanischer Nothwendigkeit. Tod ist also der
Mangel an Anpassung. Der Verlust oder das Schwächerwerden
dieser wichtigen organischen Eigenschaft ist, naturwissenschaftlich
gesprochen, die Ursache des Todes der lebenden Geschöpfe.
Ehe der Verlust der Anpassung äußerlich erkennbar wird, ist er innerlich im Organismus schon vollendet. Ehe also der Mensch stirbt, ist er
eigentlich schon todt, sein Leben ist consumirt, sein Recht auf Dasein verfallen. Es giebt viele Menschen, Institutionen und Völker, die todt sind,
ohne es zu missen. Eine Starrheit allen Neuerungen, neuen Ansichten und
Bestrebungen gegenüber markirt das Erlöschen der Anpassung. (Misonöisnms.) Da aber der Mensch über diese seine inneren Zustände nicht klar
') Goethe (Iphigenie):
gefaßt. —

— Ein Weib bleibt stiit' auf einem Sinn, den sie
1,!

ist und ihm die mehr oder weniger deutliche Empsindung der Schwäche zum
Nachdenken und Verarbeiten der neuen Ideen peinlich und schmerzlich ist
— es ist das Gefühl des nahenden Todcs —! so wirft er dieses peinliche
Gefühl als Haß gegen Neuerungen und Neuerer nach außen. Es geht
damit wie mit dem bösen Gewissen. Wer zu schwach ist, den Forderungen
desselben nachzukommen und den inneren Widerstand zu überwinden, der
haßt denjenigen, aus dessen Mund diese Forderungen des eigenen Gewiffens
zu ihm sprechen, statt sich selbst zu hassen. Nicht Ieder ist von so rücksichtsloser Osfenheit wie Richard der Dritte, der in Shakespeares Drama
gesteht, diß er in sich selbst kein Mitleid für sich finden kann — die Stimme
des vorher gewaltsam zurückgedrängten, nunmehr erwachten Gewissens!
Ebenso wie Individuen verhalten sich der Anpassung gegenüber
Familien, Geschlechter, Stämme, Völker und Rassen, nur daß selbstverständlich durch die große Zahl der Individuen und die größere Mannigfaltigkeit
der umgebenden Bedingungen sich die Verhältnisse Kier complicirter gestalten.
Also können auch die Völker sterben, wenn sie die Fähigkeit der
Anpassung verlieren. Gleich im Anfang zählte ich bereits eine Anzahl
gestorbener Volksindividualitäten auf. Die Individuen solcher gestorbener
Völkerkörper, die Zellen des nationalen Organismus können, wie wir gleich
sehen werden, weiter leben, aber ohne ein Haupt ihrer Art. Das Haupt
macht das Individuum aus, sie leben fort als Glieder einer fremden
Volksindividualität, erleiden also eine ethnolog'sche Degradation.
Der Gegensatz der Anpassungstendenz, der FS')igkeit zur Aufnahme,
Asi'imiiirung des Neuen, ist d'.e Vererbung, die Beharrungstendenz, das
Festhalten am Alten. Bei Geschlechtern und Völkern bezeichnet man diese
Principien als Vermischung und Inzucht.
Karl Blind in London*) hat geglaubt, die von Lord Salisburn
politisch verwerthete Anschauung von den sterbenden Völkern bekämpfen zu
müssen. Er nennt d,es Wort hart, grausam, politisch ebenso unklug wie
geschichtlich unrichtig und führt als Beweis d.e lediglich vorübergehende Zerrissenheit Englands und Deutschlands in verschiedenen geschichtlichen Perioden an.
Blind will auch nicht an die „gänzliche Verrottetheit der lateinischen
Msst," glauben. Er meint, es gebe in diesem Sinne gar keine lateinische
Rasse. Die französische Nation sei ein Gemisch aus Iberern, Kelten,
deutschen Franken und Goten, im Süden der alten Griechen und
Sarazenen. Das spanische und portugiesische Volk enthält iberische Basken,
Kelten, Griechen, Phönicier, Karthager, Sueven, Vandalen,
Alemannen, Goten und Mauren.
Der Umstand, daß sich in all diesen Ländern Mundarten der rö'mischen Cultursprache erhalten haben, mache Franzosen, Spanier und Pm- tugiesen
nicht dem Blute nach zu Lateinern. Ebensowenig die Süd- und Mittel-
*) Zeitgeist Nr. ZI, 1898.

amerikaner, wo spanische und portugiesische Volksbruchtheile dem Stamme
der rothhiutigen Ureinwohner aufgepfropft worden sind.
Bei der Eroberung und Ansiedelung Britanniens durch germanische
Juten, Friesen, Angeln, Sachsen, Hunnen und Rugier gingen die
Dinge, was die Sprache betrifft, anders zu . . . Wie steht es selbst mit
der lateinischen „Rasse" in Italien? Dort saßen vor Alters'im Norden
und gegen die Mitte hin Etrusker, die in ihrer Volksmasse wahrscheinlich
von mongolischem, in ihrer oberen Kriegerkaste vielleicht von thracischem
Stamme waren. Ferner Kelten, wirkliche Lateiner, im Süden Griechen

und Karthager; in späteren Zeiten Goten und Longobarden, in
Unteritalien endlich auch Normannen und Araber . . . Von einer
lateinischen Rasse kann man also kaum sprechen. Am allerwenigsten in
Spanien, Frankreich, Portugal oder gar in den südlichen und mittleren
Ländern der neuen Welt. Darnm soll man diese Völker, was ihre
staatliche Zukunft betrifft, nicht über einen Kamm scheren.
Mit übertriebenem Stolz wird jetzt vielfach behauptet: der germanische
Stamm werde fortan das Culturfeld allein behaupten; denn die „Lateiner"
ebenso die turanischen Völker seien dem Msterben geweiht oder noch in
tiefe Barbarei versunken.
Wie erklärt man sich da aber die plötzliche Macht und Cnlturentwickelung
der Iavaner, die sogar schon von den europäischen Mächten als bündnißfähig betrachtet werden?
Man lasse doch also solche geschichtswidrige Betrachtungen! Sie taugen
Nichts. Sie machen unnöthig böses Blut. Der Laus der Welt, der schon
vielerlei hat auf- und nieder- und wieder aufgehen seh:n, kann eines Tages
diese herzlose Lehre von den „sterbenden Völkern", die die Macht des
jeweilig Stärkeren als dis einzige Recht anerkennt, ganz unvermnthet zu
Schanden machen.
Soweit Karl Blind. Es thut mir leid, seine Gründe gegen die
Wahrheit der Lehre von den sterbenden Völkern für Scheingründe erklären
zu müssen, mehr geeignet, den Bedürfnissen des Tagesschriststellers zu dienen,
als denjenigen ernster Wissenschaft. Sicherlich wird keine Person und keine
Nation es gerne hören, daß man sie für sterbend erklärt und ihr damit
zart andeutet, sie thäte gut, sich begraben zu lassen. Die große Masse, die
dem Augenschein huldigt und von den tieferen Gründen des Daseins Nichts
ahnt, ist überhaupt kein Feld für solche Lehren. Auch daß die Ähre vom
Leben und Tod der Nationen herzlos sei, kann ich nicht zugeben. Die
Wissenschaft steht jenseits der Empfindungen und hört nur auf die Prädicate
wnhr und unwahr. Die Wissenschaft als solche hat kein Herz. Sie ist
eine Sache der Beobachtung, der Abstraction und des Denkens und nicht
des Gefühls. Herr Blind bringt ganz heterogene Qualitäten in diese
Fragen hinein, die hier Nichts zu suchen haben. Herr Blind hat Mitleid
mit den Schwachen und Verfallenen. Das ist modern. Ich habe Mitleid

mit den Besseren und Tüchtigeren, denen die ungeheuere Schaar der „Vielzuvielen", wie Nietzsche sich ausdrückt, im geheimen Bündniß Licht und
Luft streitig macht.
Es kommt also darauf an, festzustellen, ob die Lehre von den sterbenden
Völkern „unhistorisch" ist oder nicht, d. h. ob nie im Laufe der Geschichte
große Völker einen Todeskampf durchgemacht haben und schließlich feindlichen
Mächten und der eigenen inneren Schwäche erlegen sind. Auf das Glänzendste
ist vor Kurzem in einem Buche von Dr. Albert Reibmavr*) bewiesen
worden, durch welche Umstände Familien, Völker und Rassen im Kampf
um's Dasein sich am Leben erhalten und wodurch sie sterben. Wir entnehmen aus diesem werthvollen Buche, daß für den Menschen und seine
gesellschaftlichen Gebilde dieselbe Gesetzmäßigkeit herrscht, die wir überall in
der Natur antreffen.
Vorher babe ich aber noch eine zuvor vergessene Unrichtigkeit in Karl
Blinds Auffassungen richtig zu stellen. Wenn auch die sogenannten
lateinischen Völker, Franzosen, Spanier, Italiener u. f. w., nicht reinen
Stammes sind, sondern fremdes Blut im Laufe der Geschichte in ihren
Volkskörper aufgenommen haben, so ist die Bezeichnung doch gerechtfertigt
nach dem Satze: ^ potiori Kt äsn«iriiriatio, d. h. der Name des Volks
wird gewählt nach dem vorwiegenden und herrschenden Bestandtheil der
Volksmasse. Ist ein solch herrschender Theil vorhanden, der an Charaktereigenschaften und Zahl überwiegt, so drückt er im Laufe der Zeit der ganzen
Nation seinen Stempel auf, wosern die herrschende Kaste sich überhaupt
mit den übrigen Volksbestandtheilen vermischt. So entsteht ein einheitlicher,
scharf ausgeprägter Nationalcharakter, der sich mit ungeheuerer Zähigkeit vererbt, dem die fremden Blutbeimischungen wohl einige Züge hinzuthun oder
nehmen können, der aber im Großen und Ganzen durch alle Epochen der
Volksgeschichte hindurch constant bleibt. Diesen typischen Volkscharakter
meint man, wenn man von semitischer, lateinischer, germanischer
Rasse spricht, und man darf das unbeschadet der früheren Blutmischungen mit
vollem Rechte thun. Auch die Iuden sind kein rassenreines Volk, solche
Völker giebt es überhaupt nicht, ein vollkommen rassenreines Volk würde
nach einer Reihe von Generationen entarten und sterben. Die Iuden haben,
wie die Biblische Geschichte erweist, egyptische, ferner edomitische und andere
kanaanitische Stämme in ihren Volkskörper aufgenommen und assimilirt,
trotz alles Eiserns der Propheten gegen die „fremden Götter" und die
Frauen fremden Stammes. Selbst Salomo und David hatten nach der
Bibel ausländische Frauen. Die reine Inzucht wurde bei den Iuden
strenges Gesetz erst nach der Einwanderung aus dem babylonischen Exil unter
Esra und Nehemia. Später haben die Iuden Elen«nte aus allen Völkern
*) Inzucht und Vermischung beim Menschen. Bei Franz Teuticke. Wien und
Leipzig. 1897.

aufgenommen und so dem Volkskörper beständig neues Blut zugeführt, ohne daß
sich der Nationalcharakter in wesentlichen Zügen verändert hätte. Herrn Blinds
Beispiele nationaler Vermischung beweisen also nicht das, was er beweisen will.
Auch den Aufschwung des japanischen Volkes in der Gegenwart hoffe
ich mit wissenschaftlicher Sicherheit im weiteren Verlauf meiner Darlegungen
erklären zu können.
In überzeugender und gründlicher Weise weist nun Reibmayr in
dem bereits erwähnten Buche die Wirkung der Inzucht und Vermischung
auf die Erforschung der Culturgeschichte nach und vindicirt diesen Factoren
einen weit höheren Antheil an den Ereignissen der Geschichte, als bisher
irgend ein Forscher gethan hat. Die Geschichte aber ist Nichts als
die Beschreibung des Lebens und Sterbens der Völker*). Betrachten wir also genauer die Gesetze des Werdens und Vergehens der Nationen, wie sie Reibmayr entwickelt.
Die Vererbung ist eine ihrem Wesen nach erhaltende Kraft und strebt
darnach, den Nachkommen die ganze Natur ihrer Vorfahren zu übermachen,
jede pyhsische, moralische und intellectuelle Verbesserung, ebenso wie jede
Verschlechterung in allen diesen Richtungen. Alle Formen psychischer
Thätigkeit sind vererbte Instincte, sinnliche Auffassung, Gedächtniß, Gewohnheiten, Phantasie, Begabung für Kunst, Naturwissenschaften und abstractes
Denken, Gefühle, Leidenschaften und Charakter. Dasselbe gilt für gewisse
pathologische Erscheinungen. Die Eltern haben eine Tendenz, alle psychischen
Eigenschaften, die allgemeinen wie die individuellen, die alten wie die neuerworbenen zu vererben. Eines der Eltern kann einen vorwiegenden Einfluß auf die psychische Veranlagung des Kindes haben. Doch ist öfter die
Vererbung keine directe, es werden gelegentlich körperliche und geistige Eigenschaften der früheren Vorfahren ererbt, ohne daß die Nachkommen den Eltern
ähneln. (Atavismus. Rückschlag.)**) Ein anderes wichtiges Gesetz, das mit
der Vererbung in causalem Zusammenhange steht, ist das Gesetz der
Correlation des Wachsthums, welches besagt, daß für ein einseitig
begünstigtes Organ ein oder mehrere andere entsprechend verkümmern,
woraus ersichtlich wird, daß die Natur Nichts verschenkt. Durch übermäßigen
Gebrauch können geistige und körperliche Charaktere in's Extrem gezüchtet,
umgekehrt durch Nichtgebrauch alle Theile der Organisation geschwächt und
verringert werden. Sowohl die Folgen des Nichtgebrauchs wie die des
übermäßigen Gebrauchs sind in einem gewissen Grade vererbbar.
Ueber die Gesetze der Inzucht, also der concentrirtesten, specialisirten
Vererbung haben wir durch die Erfahrungen bei Züchtung der Hausthiere

*) Was man bisher .Geschichte" genannt hat, beruht daher auf einer sehr äußerlichen Auffassungsart.
In seiner jüngst veröffentlichten Rectoratsrcde „Ueber Vererbung und Anpassung",
Straßburg 1898, behauptet der vorhin erwähnte Zoologe Götte gradezu, es gebe keine
directe Vererbung von Eltern auf Kinder, nur indirecte.

vieles Sichere festgestellt, besonders durch Charles Darwins umfangreiche
Arbeiten auf diesem Gebiet.
Wir erfahren hier zunächst, daß durch die Cultur die natürliche Auslese, wie sie in der Natur durch den scharfen Kampf um's Dasein in Thätigkeit ist, in ihrer Wirksamkeit stets eine Störung erleidet. Wo die
natürliche Auslese in ungehemmter Thätigkeit sich befindet, ist selbst eine
sehr nahe Inzucht nicht schädlich, wie wir dies an freilebenden Pflanzen
und Thieren beobachten können. Doch ' scheinen selbst hier gelegentlich
Kreuzungen nöthig zu sein. Im Ganzen scheint die Kreuzung ein
ebenso wichtiges Naturgesetz zu sein, wie die Inzucht.
Gestattet man Individuen einer und derselben Varietät oder selbst
denen einer distincten Varietät, sich frei zu kreuzen, so wird im Verlauf
von wenigen Generationen eine Gleichförmigkeit der Charaktere erlangt.
Man kann unterscheiden: weite Inzucht, d. h. die allgemeine Vermischung
innerhalb einer und derselben Varietät, nahe Inzucht, innerhalb eines kleinen
Kreises von Individuen derselben Varietät.
Wo keine Zuchtwahl (Inzucht) angewendet wird, werden keine distincten
Rassen gebildet. Hochveredelte Rassen können nur durch unablässige Zuchtwahl und große Aufmerksamkeit erhalten werden. Hochveredelte Thiere
degeneriren gerne.
Nahe Inzucht ist nothwendig, um eine Rasse zu veredeln, aber beim
Hervorbringen dieses Resultats ist die größte Sorgfalt nothwendig wegen
Neigung zur Unfruchtbarkeit und Schwäche. Die Folgen einer lange fortgesetzten nahen Inzucht sind Verlust an Größe, an constitutioneller Kraft
und Fruchtbarkeit, zuweilen in Begleitung einer Neigung zu Mißbildungen.
Krankhafte, beiden Eltern gemeinsame Neigungen werden durch nahe Inzucht
verstärkt und gehäuft. Der Mensch hat die Neigung, die Zuchtwahl jedes
Charakters bis in's Extrem zu führen; dies führt zur Divergenz, selten zur
Convergenz der Charaktere. Die guten und schlechten Wirkungen naher Inzucht
treten nur allmählich und über mehrere Generationen vertheilt auf. Sie
entgehen dadurch leicht der Beobachtung des kurzlebigen Menschen.
Die Culturträger der Menschheit auch in der prähistorischen Zeit
müssen nun in vorwiegender Inzucht gelebt haben, weil nur auf diesem
Wege hervorragende geistige Charaktere gezüchtet und sirirt werden können.
Alle Völker treten in die Culturgeschichte ein mit einer auf

strengste Inzucht gerichteten Verfassung.
Es gab in der Entwickelung des Menschen (nach Wallace) eine
Periode, wo in Folge einer unbekannten Ursache die Intelligenz sich rascher
zu entwickeln begann, und diese erlangte alsbald den überwiegenden Einfluß
für das Dasein des Menschen. Die Vervollkommnung der Intelligenz
bewährte sich in unendlich höherem Grade nutzbringend, als irgend eine
Abänderung der Organisation. Die durch Zuchtwahl zu erreichenden
Aendenmgen erfolgten mit Nothwendigkeit von jetzt an fast nur nach der Seite

der Intelligenz hin; die physischen Charaktere rerharrten sast unverändert auf
der bereits erlangten Entwickelungsstufe, die Organe der Intelligenz und
die Intelligenz selbst vervollkommneten sich von Generation zu Generation.
Diese Wallace unbekannte Ursache ist darin zu suchen, daß
zu dieser weiten Inzucht noch eine engere hinzukam, nämlich die
Bildung einer aus der Inzuchthorde oder dem Stamm sich abzweigenden,
auf engerer Inzucht aufgebauten Kaste und das durch diese Abzweigung
hervorgerufene Princip der Arbeitsteilung. Diese Ursache sehen wir
bei allen Thieren, wo wir eine auffallende Züchtung von hervorragend
geistigen Charakteren beobachten, in Thätigkeit, wie z. B. bei de n Bienen
und Ameisen. Auch die Züchtung gewisser geistiger Tätigkeiten bei unseren
Hausthieren (Iagdhunden) gelingt nur, wenn der Züchter einzelne Exemplare
auswählt und in enger Inzucht hält.
Tie Ursachen der Inzucht beim Menschen sind theils äußere, ron der
Natur abhängige, theils innere, mit der Organisation des Menschen zusammenhängende. Die äußeren Ursachen sind die primär wirkenden, während die
inneren erst dann mehr in Wirksamkeit treten, wenn die Inzucht durch
mehrere Generationen Gelegenheit hatte, bestimmte Rassencharaktere zu
züchten. Haben diese unterscheidenden Rassencharaktere Zeit gehabt, sich zu
fixiren, dann sind die inneren Bedingungen viel starker wirksam und bleiben
wirksam, wenn die äußeren in Wegfall kommen.
Die natürlichen äußeren Ursachen der Inzucht bestanden in territorialer
Abgeschlossenheit des besiedelten Landes durch Meere, Wüsten, große Ströme,
hohe Gebirge. Beispiele hierfür sind: Italien, Spanien, Griechenland, Arabien, Indien, ferner Hochthäler, ringsum mit schwer zugänglichen Gebirgsketten umgeben. (Mexico, Peru, Schweiz.) Auch
ein Land, ron großen Strömen umflossen, wie die babylonische Eigene, bot
in jenen fernen Zeiten einem Volke einen großen Schutz. Eine fast uneinnehmbare natürliche Festung war das Nilthal. Alle diese Länder waren
natürliche Festungen der Inzucht, und die dort wohnenden Völker waren
vor Vermischung mehr geschützt als andere. Daß dieselben Ursachen
noch heute wirksam sind, sehen wir an der gewaltigen Blütbe
der Intelligenz und der Körperkraft auf den britischen und
den japanischen Inseln, wodurch jene Im'elvöiker zu Herrschern über
iln-e Nachbarn werden. Hier hot Herr Blind für einmal eine Antwort
auf seine Frage. Ie kleiner der Inzuchtherd ist (kleine Inseln und Halbinseln), desto rascher geht die Herausbildung charakteristischer Eigenschaften
vor sich, desto weniger Generationen sind hierfür erforderlich, desto rascher
solgt aber auch Degeneration. Auf kleinen Inseln kann man am leichtesten
hervorragend: Eigenschaften bei Hausthieren züchten. Bekanntlich wurde
Darwin zuerst durch Beobachtungen an d^r Fauna und Flora der
Galapagosinseln im Pacisic zur Aufstellung seiner Gesetze der Variation
von Thieren und Pflanzen gebracht. Da alle Speeles dieser Inseln vom

benachbarten Festlande stammten, so war es leicht, die durch Inzucht eingetretenen Veränderungen gegen die entsprechende Species des Festland«
hier festzustellen.
Die ältesten Städte der Chaldäer, Phönicier, Iuden, Griechen, Icömer
waren wahre Inzuchtherde, doch verlieren die Städte diesen Charakter, je
weiter bei einem Inzuchtvolk die Cultur fortschreitet, je größer ein solcher
Staat wird. Bei beginnender Degeneration des Volkes verwandeln sie sich
vielmehr in wahre Vermischungsherde, wie dies besonders in Rom und
Athen auffallend war. Ierusalem machte wegen der überaus strengen Inzuchtgesetze der Iuden hierin eine Ausnahme.
Das Land war in den ältesten Zeiten Genossenschaftseigenthum, der
persönliche Landbesitz bildete sich erst später. Da das Land gemeinsam
bearbeitet wurde, so war die Bildung einer nicht körperlich arbeitenden
Kaste erschwert. Zu gleicher Zeit herrschte noch das Matriarchat oder
Mutterrecht, d. h. nicht der Vater, sondern die Mutter war das Haupt
der Familie. Das Matriarchat bildete die Uebergangsstufe von der
thierischen Genossenschaftsehe (wobei Weiber und Kinder Stammeseigenthum
waren)*) zur Familie. Weder unter der Herrschaft der Genossenschaftsehe noch unter der Herrschaft des Mutterrechts war ein
socialer Fortschritt von Bedeutung möglich, da es zur Bildung
einer engeren Inzuchtkaste nicht kommen konnte. — Vor den diesjährigen Reichstagswahlen haben Frau Cauer und Fräulein Anita Augspurg einen Aufruf an die Wähler gerichtet, um nach ihrer Stellungnahme
zur „Frauenfrage" die Parteien in fortschrittliche und rückschrittliche einzutheilen. Nun bilden freilich diejenigen modernen Damen, die sich bis zur
Forderung des „Mutterrechts" entwickelt haben, nur einen kleinen Theil

der emancipationslustigen Frauen, aber doch den energischesten und conseauentesten, und die Gesetzgeber sollten sich hüten, soweit sie den Damen
sonst entgegenzukommen gesonnen sind, irgendwie das „Patriarchat", d. h.
die Suprematie des Vaters in der Familie in vermögensrechtlicher und
anderer Beziehung antasten zu lassen, weil das Vaterrecht die Grundlage unserer Cultur gebildet hat und noch weiter bildet. Ich bedauere daher, mit den Damen Cauer und Augspurg über das, was
in dieser Frage fortschrittlich und rückschrittlich ist, in einem unüberbrückbaren Gegensatz mich zu befinden. Aber ich habe für meine Auffassung die
Erfahrung von Iahrtausenden, jene Damen außer einer verdammenswerthen,
plebejischen Neigung zur Auflehnung gegen die Grundlage der Gesellschaft, die Familie, nur die Autorität des Herrn Bebel. Dabei soll man
sich nicht durch das Geschrei nach bloßer „Gleichberechtigung", „Gleichstellung

*) B!a„ ersieht aus dieser Darstellung, wie rückschrittlich der moderne Socialismus
in seinem innersten Kern ist, da er die Kinder wieder wie in der Urzeit zum Stammeseigenthum machen will.

des Mannes mit der Frau" und wie alle diese verderblichen Redewendungen
heißen, täuschen lassen. Wo Herrschaft erstrebt wird, larvirt sie sich zunächst
immer hinter den Bestrebungen für „Gleichheit". So ist es mit der
„Parität" dn Katholiken und Protestanten, so sing die Unterjochung der
deutschen Universität Prag an, so würde es auch in der Frauenfrage
gehen. Man scheue sich nicht, den Satz zu vertreten, daß die aristokratische Natur keine Gleichheit kennt, daß es im allgemeinen Interesse liegt,
wenn der Tüchtigere und Intelligentere über den weniger Scharfblickenden
und geistig Inferioren herrscht. Innerhalb jeder menschlichen Gemeinschaft muß es einen Herrn und Leiter geben, sonst kann eine höhere organische Einheit nicht bestehen. Die Gleichheit ist anarchistisch, ein rückschrittliches Princip. Das Princip des Fortschritts in der Natur heißt Herrschaft und Unterwerfung, weil nur so höhere Gemeinschaften
bestehen können. Petrucchio sagt in der Zähmung der Widerspenstigen
ganz richtig, daß er Nichts weiter habe etabliren wollen als „vernünftig
Regiment". Die Frauen, die nicht gehorchen können, die von ihren
„Rechten", von Gleichheit mit dem Manne :c. schwätzen, sind zur Bildung
der nächst höheren Stufe, die sie über die Einzeleristenz emporhebt, zur
Bildung von Ehe und Familie unfähig und unwürdig. Gehorsam, Unterwerfung ist Liebe, Trotz auf Gleichheit bedeutet Unfähigkeit zur Liebe,
anarchistischen Egoismus*). Bei den slavischen Völkern Europas besteht
vielfach noch der genossenschaftliche Landbksitz (Zadruga, Mir). Dort sind
noch überall mutterrechtliche Anklänge vorhanden. Der demokratische
Zug der mutterrechtlichen Zeit ist noch heute in der slavischen Sippengesellschaft
vorherrschend und war zweisellos von jeher ein Hinderuiß für die Bildung
von hervorragenden führenden Kasten, wie sie nur unter der aristokratischen Herrschaft des Vaterrechts möglich ist. Wie man sieht, gehören
also diese Fragen zu den tiefgehendsten, die die Völkergeschichte kennt.
Ie strenger nun ein Volk das Vaterrecht durchführte, je höher es das
Inzuchtprincip stellte, desto früher kam es zur Bildung einer führenden
Kaste, desto früher zur Züchtung intellectueller und Charaktereigenschaften,
die dem Volke nicht nur im Kampfe um's Dasein mit der Natur, sondern
auch andern Völkern gegenüber von Vortheil sein mußten, besonders gegen-
über solchen, die unter der Herrschaft des Mutterrechts standen, wo die
Vermischung eine stärkere war und es zur Bildung einer führenden Kaste
nicht kommen konnte. So ist es verständlich, daß das Vaterrecht im Kampfe
der Sitten um's Dasein als das vortheilhaftere die Oberhand behieN. Die
geschichtlich bedeutsamen Völker, vor allen Dingen die Römer, treten mit
ausgesprochenem Vaterrecht in die Geschichte ein. Die Völker, welche
das Mutterrecht (d. h. die Frauenemancipation!) beibehielten,
sind entweder verschwunden oder auf niederer Culturstufe stehen

') Vgl. Goethe: „Ist Gehorsam im Mmüthe, wird nicht fern die Liebe sein/

geblieben lMaven) und haben nie eine Rolle in der Geschichte ge«
spielt*).
Waren nun die Ursachen lange genug in Thätigkeit. so daß die neugezüchteten Rassencharaktere fest firirt waren, so traten nach dem Gefetze
der Correlation auch Veränderungen in den inneren Organen, fpeciell in
der feineren Organisation des Gehirns ein, die sich als noch wirksamere
Scheidewände der Völkerstämme erwiesen als äußere Rassencharaktere, oder
hohe Berge, tiefe Thäler und Meeresarme. Dahin gehört die Sprache
(beruhend auf Disserenzirung im Bau des Kehlkopfes) und die Religion.
Die Ehe stand bei den alten Culturvölkern unter der strengsten Controle der
Religion, daher wirkte der Cultus einer stärkeren Vermischung der Geschlechter
und Stämme am meisten entgegen. Dies ist vielfach noch heute der Fall,
die Religion war also von jeher ein mächtiges Förderungsmittel
der Inzucht. Auch die Kasten bei den antiken Völkern waren eine religiöse
Institution, noch bis in unser Iahrtausend hinein war der Eintritt in
unsere Adelskaste mit religiösen Ceremonien verbunden. Daher hängen alle
Inzuchtvölker, solange sie unvermischt bleiben, mit größter Zähigkeit an
ihrer Religion und sind die gottesfürchtigsten unter den Völkern. (Hindu,
Egypter, Iuden, Römer.) Der enge Zusammenhang von Inzucht mit
religiöser Gesinnung ist noch heute zu beobachten. Die abgelegensten und
auf die strengste Inzucht angewiesenen Alpenthäler sind stets in Bezug auf

die Religion am comervativsten (Grödner-Thal in Tirol), ebenso der Adel. Dagegen bringt Blutmischung und Degeneration die Volksreligionen
in's Schwanken. Der Glaube hat seine zähesten Wurzeln im Blut.
Somit ergiebt sich, daß, je länger die Inzucht dauert, sie die Kluft zwischen
den einzelnen Rassen um so größer und tiefer macht. Innerhalb des Volkes
selbst hatte die führende Kaste lediglich die Eigenschaften des ganzen Volkes
quantitativ höher entwickelt, und darum fühlte sich auch die niedere Kaste
Eins mit ihr.
Anders verhielt es sich natürlich, wo höhere und niedere Kaste verschiedenen Inzuchtvölkern angehörten, wo also die höhere Kaste durch Eroberung gebildet war. Dort war der Kampf in Permanenz (Muselmann
und Rajah!). Die Bildung solcher führenden Kasten, also Specialisirung,
Arbeitstheilung bedeutete für das Volk, das dazu gelangte, einen enormen
Vortheil im Kampf um's Dasein.**)
*) Das Wiederauftreten des „Mutterrechts" in ier Gegenwart hat die Bedeutung
einer atavistischen Idee in einer Zeit vielfacher Völkerdegeneration.
**) Vgl. Schiller:
Wer etwas treffliches leisten will,
Hütt' gern was Groszes geboren,
Ter sammle still und unerschlafst
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Nationalcharakter ist erblich, Inzuchtvölker haben Charakter, Mischlinge sind wegen ihrer Charakterlosigkeit bekannt.
Das Bewußtsein der Inzuchtkaste, die hervorragenden Eigenschaften des
Volkes in ganz besonderem Grade zu besitzen, erzeugte bei allen Inzucht-Völkern (Egypten:, Iuden, Indern, Griechen, Römern) den bekannten Inzuchtstolz, die Meinung, zum Herrschen auserwählt zu sein. Die Herrschsucht wurde daher bei diesen Völkern und Kasten (Adel) bis in's Extrem
gezüchtet. Der Mensch macht überall sich selbst zum Blaß aller,Dinge
und glaubt sich berechtigt, Alles zu verachten, was anders ist als er.
Uebrigens dürfen diese Erscheinungen nicht rein ethisch beurtheilt werden.
Solange der Mensch ein ganz naturgemäßes Leben zu führen gezwungen
war, seinen Geist und Körper harmonisch im Kampf um's Dasein anstrengen
mußte, so lange hatte selbst die allerengste Inzucht, die sogenannte Bruderund Schwester-Ehe> keine schädliche Folge. Wird aber den organischen Wesen
der Kampf um's Dasein künstlich erleichtert, auf die Hervorbringung bestimmter Eigenschaften ein besonderes Gewicht gelegt und durch Generationen
auf dieses Ziel hingearbeitet, so wird das Verhältnis; der einzelnen Theile
des Organismus (Correlation) in einer das organische Gleichgewicht
schädigenden Weise gestört und vor Allem die natürliche Auslese gehemmt.
Damit beginnt regelmäßig die Degeneration. Wie nun früher im gesunden
Zustande die Inzucht die Harmonie verfeinerte und vermehrte, wird sie
jetzt die Disharmonie der Theile verstärken und ausbilden. Auf Grund
dieser Erfahrung haben die Inzuchtvölker die engste Inzucht als Blutschande
verpönt und die Eheverbote der einzelnen Verwandtschaftsgrade immer weiter
hinausgerückt. Doch ist die sehr nahe Inzuchtehe noch heute bei vielen
Naturvölkern Sitte. Auf die geschilderte Weise kommt durch nahe Inzucht
zugleich mit Veränderungen des Daseinskampfes und der Hemmung der
natürlichen Auslese stets eine körperliche und auch eine geistige Degeneration
im Verlaufe mehrerer Generationen zu Stande.
Diese körperliche Degeneration bildet weiterhin den Boden für die
überall und zu jeder Zeit in der Natur vorhandenen Krankheitskeime und
das Heer gewisser erblicher Krankheiten, welche dann eine große Rolle in
der natürlichen Auslese der degenerirten Familien spielen.
Hieeaus ergiebt sich wiederum die Nothwendigkeit des Vorhandenseins
zerstörender Factoren in der Natur und im Menschengeschlecht.*) Man weiß
heute, daß die Würmer, die die Leichen verzehren, in einer bestimmten
Reihenfolge einander ablösen, um die Zerlegung der complicirten Eiweißkörper des Leichnams zu beschleunigen. Solche „Würmer" giebt es überall
in der Natur, und sie wittern die innerliche Zersetzung von Weitem. Wo
Aas ist, sammeln sich die Geier! Die Theologen hoben sich den Kopf
zerbrochen, nm die Existenz der zerstörenden (bösen) Kräfte mit Gottes All-
*) Zu diesen rechne ich auch den Krieg und glaube darum nicht an „ewigen" Frieden

gute vereinbar erscheinen zu lassen, aber die naturwissenschaftliche Erfahrung
macht ihre Bemühung in diesem Punkt überflüssig und weist den zerstörenden Mächten wie den aufbauenden ihren berechtigten Platz an.
Solche zerstörende Kräfte sind für die menschliche Gesellschaft alle übermäßig
egoistischen, zum Gehorchen unfähigen, antisocialen Personen, ferner die
Geisteskranken. Wenn der extrem egoistische Mensch nach dem Satz handelt:
Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt, so leugnet er damit die Existenz der
Außenwelt. Er muß aber der Außenwelt psychisch angepaßt sein, um leben
zu können. Hierzu gehört auf der höchsten Stufe, wie wir bereits
sahen, bewußte Erkenntniß der Außenwelt. Wer daher diese principiell
leugnet, muß schließlich mangels Anpassung zu Grunde gehen. Der Wahnsinn wiederum besteht in einer unrichtigen Interpretation der sinnlichen
Daten, die gleichfalls zu defecter Anpassung, also zum Tode führen muß.
Da die menschliche Natur Schranken haben muß, um psychisch gesund zu
bleiben (Anpassung heißt Nichts weiter als Beschränkung), so folgt daraus,

daß schrankenlose Macht schon identisch ist mit Wahnsinn. So werden die
Tyrannen, Despoten und absoluten Herrscher zugleich naturnothwendig die
größten Zerstörer. Ich erinnere hier an die römischen Cäsaren, an
Napoleon I., der schließlich in Folge zu großer Macht die richtige Schätzung
der Natur der Dinge verlor. Meistens wüthen freilich diese aus dem Gleichgewicht gekommenen Menschen gegen sich selbst. Die Männer und Frauen,
deren antisociale Instincte überwiegen, gelangen nicht zur Fortpflanzung, und
ihre Art erleidet eine beständige Verminderung.
Napoleon I. zerstörte eine Menge überlebter, innerlich todter Institutionen, er war ein Werkzeug in der Hand der Natur wie andere zerstörende
Kräfte, die wir unter dem Bilde des Teufels, des Widersachers zusammenfassen. Wir sind zu dem Ausspruch berechtigt, daß der Todes- wie der
Lebensreiz ron außen kommen muß, da selbst ein innerlich nicht mehr anpassungsfähiger Organismus noch lange bestehen kann, solange sich in den
äußeren Bedingungen nichts Wesentliches ändert. Aber es findet jedes
China sein Iapan, jedes Spanien sein Amerika, jeder innerlich morsche
Mensch den Versucher, der seinen verborgenen inneren Zustand offenbar macht.
So benutzt die Natur auch das scheinbar Verkehrte, Nutzlose, Verdorbene, um
Lebensunfähiges zu vernichten, neues, besseres Streben an seine Stelle zu setzen!
Ein durch viele Generationen firirter Inzuchtcharakter wird durch gelegentliche Vermischung nicht ausgelöscht. Der conservative Sinn einer
Kaste, einer Bevölkerung, das ist der unausrottbar fest ffxirte Inzuchtcharakter.
Dieser Charakter erstarrt schließlich, wird anpassungsunfähig, und damit wird
sein Träger, das betreffende Volk, die betreffende Kaste, lebensunfähig. Dies
sind die Völker, von denen man sagt: Nichts gelernt und Nichts vergessen,
und so begreist sich auch, warum für diese dem Tode verfallenen Völker-Individualitäten der Zerstörer ron außen kommen muß.
Es giebt also sterbende Völker und hat beständig welche gegeben!

Infolge der geschilderten Degeneration geht nicht nur die führende
Kaste zu Grunde, sondern es verschwindet auch das schlecht geführte Volk,
aus der Geschichte, indem es unterjocht wird und sich vermischt. Dies ist
die Art, wie ein Volk sterben kann (Polen).
Unter unseren Augen führt zur Zeit die herrschende Kaste der Großgrundbesitzer in Preußen einen solchen Existenzkampf, durch gegen die heraufdrängenden bürgerlichen Schichten, mit deren Lebensbedingungen sich die
bisherige Form der Bewirthfchaftung des Bodens nicht mehr verträgt. Der Stand
der adeligen Großgrundbesitzer hat durch zu günstige künstliche Erleichterung
des Kampfes um's Dasein (Vorbehaltung der Staats- und Offiziersstellen
für den Adel seit Friedrich II.) die natürliche Auslese verloren und hat
aufgehört, anpassungsfähig zu sein. Die französische Revolution hatte dieselben Ursachen. Da solche Revolutionen immerfort statthaben, andere sich
vorbereiten, so kann diese so vielbesprochene französische Revolution in der
Geschichte nur den Werth einer unbedeutenden Episode einnehmen, als
welche man sie wohl bald allseitig auffassen wird.*)
Das Heilmittel für die Schäden der Inzucht ist die Vermischung.
Es scheint eines der wichtigsten Naturgesetze zu sein, daß sich alle organischen Wesen verwandter Art gelegentlich vermischen. Zwischen verwandten
Rassen werden durch Kreuzungen Verschiedenheiten derselben verwischt. Sind
die sich vermischenden Rassen der Zahl nach ungleich, so absorbirt die eine
die andere. Bei Kreuzungen distincter Nassen sind Rückschläge häufig, sechs
bis acht Generationen sind erforderlich, um die neuen Charaktere zu firiren.
Ein Charakter, welcher lange Zeit rein und unverändert gezüchtet worden
ist, wird auch ferner trotz Kreuzung überliefert, solange die äußeren Lebensbedingungen dieselben bleiben.
Das höher gezüchtete Culturblut bleibt Sieger, was die
intellectuellen Fähigkeiten anlangt, wenigstens für die ersten Generationen. Thiers von reinein Blut mit hervorragenden, charakteristischen
Eigenschaften erfahren durch Vermischung in Bezug auf die gezüchteten
Eigenschaften regelmäßig eine Verschlechterung. Körpergröße, constitutionelle
Kraft, Fruchtbarkeit werden dagegen durch die Kreuzungen distincter Formen
regelmäßig verbessert.
Verschwinden die erstarrten und degenerirten Völker aus der Geschichte,
so bleiben doch den Anthropologen die Spuren ihrer Charaktere in der
Mischrasse, in der Mischsprache und Religion noch lange erhalten. Es besteht bei der Vermischung ein Unterschied zwischen Körper und Geist. Bei Mischungen zwischen Negern und Weißen in heißen Klimaten
*) Anm. bei der Corcectur: In überraschender Weise ist dies kürzlich in der
Pariser „R«vuo NsnoKs' bestätigt wordei'. Tort wird ausgeführt, dah heute fast alle
hohen Offizier» und Verwaltungsstellen in Frankreich wieder in den Händen der ehc^
malS, vor der Revolution emigrirten Adelsfamilien sich befinden.

siegt das Negerblut in Bezug auf die Hautfarbe und andere untergeordnete
Charaktere, in geistiger Beziehung siegt immer das ältere Culturblut. Die
besten Resultate ergeben Kreuzungen von Varietäten, die sich körperlich und
geistig sehr nahe stehen. Große Unähnlichkeit an Rasse und Charakter führt
bei Kreuzungen zur Charakterlosigkeit, zur Bildung unharmonischer Charaktere.
Anch kommt es hierbei häufig zum Rückschlag auf entfernte halbwilde Vorfahren. Bei Kreuzungen zwischen sehr ungleichartigen Rassen ist stets das

Weib, wenn es freie Wahl hat, das aufwärtstreibende Moment*). Das
Weib steigt nur selten und nur gezwungen (entartete ausgenommen) unter
ihre Rasse oder Kaste herab, eine Halbblutindianerin oder Negerin heirathet
keinen Indianer oder Neger, sondern am liebsten einen Weißen. Ist auch
die hochgezüchtete Eitelkeit des Weibes die Ursache dieser Erscheinung, so ist
sie doch ein ethnologischer Nutzen. Wo ein Trieb in der Natur so mächtig
ist, wie die weibliche Eitelkeit, kann man immer sicher sein, daß er einer
im Sinne der Naturzwecke nützlichen Function dient!
Selbst wo die Kopfzahl der geistig überlegenen Rasse nicht im Verhältnis steht zu der niederen, mit der sie sich vermischt, ist der überwiegende
Einfluß der höher gezüchteten Rasse unverkennbar. Selbst ein in geringer
Zahl vorhandenes Culturvolk prägt einem niederen in wenigen Generationen
bei Vermischung seinen Charakter auf (Griechen — Romer).
Die Macht der Eroberung bleibt schließlich nicht maßgebend, die Sprache
der Sieger, wenn sie ans niederer Culturstufe steht, wird von der höherstehenden Sprache der Besiegten fast regelmäßig verdrängt. Die Sprache
der siegreichen Langobarden und Westgoten in Spanien und Italien verschwand, ebenso die Sprache der Franken und Burgunder in Frankreich.
Auch für die Religion scheint das Gesetz zu gelten, daß schließlich die böherstehende Siegerin bleibt.
Was die Ursachen der Vermischung anbelangt, so liegen sie bei der
Starrheit des alten Inzuchtvrincips in sehr großen Gewalten, übermächtigen
Naturkräften, die das mächtige Band der trägen Inzuchtgewohnheit sprengen,
das organisch erstarrte Volk vernichten und den überlebenden Tbeil wieder
jugendfrisch und lebenskräftig machen. Bei aller anscheinenden Grausamkeit ist die Natur doch milde in ihren Methoden. Was in der
Nitur stirbt, war, wi: schon angedeutet, innerlich schon vorher todt. Das Ende
ist nur das Manisestwerden eines bisher latenten Processes. Inoavaoitv «f
Mslioration, sagt Emerson mit Recht, is tlw roorbick ckistsiuflsr.
Die Unfähigkeit, fortzuschreiten, ist die einzige krankhafte Körperconslitution! Die Natnr tödtet Individuen und Völker erst dann, wenn ihre
Erstarrung auf keine andere Weise mehr zu überwinden ist. Man kann
sagen: die Natur kämpft nur gegen schlechte Ideen, gegen Menschen nur, so-
') Etwas Achnlickics hat schon Havelock Ellis behauptet.

weit jene Ideen in diesen unreränderlich fest firirt sind. Alles muß in
Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will!
So treffen wir denn geologische Revolutionen, verstärkten Kampf um's
Dasein durch stärkere Besiedelung, klimatische Aenderungen, Kriege, Unterjochungen von Völkern durch andere als Ursachen der Vermischung.
Der Kindesmord bei prähistorischen Völkern, die Vernichtung der
männlichen Krieger nach dem Siege geschah zum Zweck der Erhaltung der
Reinheit des Stammes. Der Kindesmord bezog sich nach Muche nur auf
die außerhalb der Horde geborenen Kinder. So sollte nach ,der Bibel bei
der Eroberung Palästmas durch die Iuden von feindlichen Völkern Alles
vernichtet werden, „was den Odem hat". Als man statt dessen' mit dem
steigernden Bedarf des Ackerbaus an Kräften anfin g die gefangenen Krieger
zu Sklaven zu machen, wurde die Aufrechterhaltung der Inzucht sehr viel
schwerer. Die Abneigung gegen Vermischung war auch die Ursache der
Feindschaft der Inzuchtvölker gegen den Handel. Den Schisfshandel Salomos
besorgten bekanntlich Phönicier. Heute ist der Handel ein sehr wichtiger
Factor für die Blutmischung der Völker.
Der vortheilhafteste Zustand für das physische Wohlergehen der Völker
ist ein Wechsel von Inzucht und Vermischung unter sich sehr nahestehenden
Stämmen. Die Vermischung blutsverwandter Stämme erweist sich förderlich für die körperlichen und geistigen Eigenschaften derselben. Diesen
Wechsel von Inzucht und Vermischung sehen wir gerade bei dm für die
Culturgeschichte wichtigsten Völkern, Egypteni, Iuden, Griechen, Römern,
Germanen. Abwechselnd ist der Particularismus (Inzucht) und die
Ceutralisation unter einem führenden Stamm (Vermischung) in Thätigkeit,
bis ein Stamm dauernd die Herrschaft an sich reißt. Die Beziehung auf
das heutige Deutschland liegt nahe. Offenbar ist der Rückgang an Charakter,
den das öffentliche Leben in Deutschland seit Begründung des Reiches unleugbar
aufweist, zurückzuführen auf die steigende Vermischung der deutschen Stämme,
infolge des Krieges, im Besonderen durch das Anwachsen der Städte. Die
guten Wirkungen dieser Vermischung werden erst in den nächsten Generationen
zu Tage treten, können aber nicht ausbleiben. Auch die seit Beginn dieses
Iahrhunderts geführten Kämpfe um die Verdrängung der absterbenden
führenden Klasse der adligen Großgrundbesitzer in Preußen von der Regierungsgewalt durch das aufstrebende Bürgerthum, die ich schon vorher berührte,
gehören hierher.
Bei dieser Vermischung particularer Stämme desselben Volkes sind die
Wirkungen günstig, die körperliche und geistige Elasticität wird größer,
extreme schädliche Charaktere werden nicht gezüchtet, die Erstarrung der
ClMaktere wird verhindert. Auch der Rückschlag, der sonst bei Vermischung sehr
differenter geistiger und körperlicher Charaktere die Regel ist, wird vermieden.
Das vorher erwähnte Gesetz, wonach bei Vermischung immer das
höhere Culturblut siegt, gilt nur, wenn auf eine Vermischungsperiode eine

Inzuchtperiode folzt. Dauern die Vermischungen an, so muß schließlich
auch altes Culturblut fast spurlos in der großen Vermischung verschwinden.
So erging es Chaldäern und Phöniciern. Dies nnd also wirklich
gestorbene Völker. Ebenso ist das römische Culturblut durch fortwährend
ungünstige Blutmischung in den östlich-asiatischen und nordafrikanischen
Provinzen verschwunden.
Hat aber auch schon die aus der Mischung hervorgegangene neue Raffe
einen festen Typus erhalten (Nordamerikaner), so treten doch noch viele
Generationen hindurch Individuen auf, die den einen oder den andern der
ursprünglichen Typen wieder rein aufweisen.
Auf diese Weise erklären sich die 11°/» Blonden unter den heutigen
Iuden und Italienern als Rüäschlag auf eine frühere Mischung einer
dunkelhaarigen mit einer blonden Rasse.
Perioden vorwiegender Vermischung, in denen die Bildung ausgesprochener
Charaktere noch nicht möglich ist, bilden in der Geschichte der Cultur dunkle
Jahrhunderte (so das Zeitalter nach der Völkerwanderung, das berüchtigte
Mittelalter). Die Cultur macht in solchen Perioden nicht blos scheinbare,
sondern wirkliche Rückschritte.
Es ist sicher, daß die Verbesserung der Verkehrsmittel seit dem Beginn
dieses Iahrhunderts die Vermischung ganz außerordentlich begünstigt hat.
Eine Menge betrübender Erscheinungen aus der Geschichte der letzten dreißig
Iahre finden hierin ihre Ursache. Sicher aber wird es in einzelnen
Ländern wieder zu einer Inzuchtperiode kommen. Man muß hier nicht
den Maßstab der menschlichen Lebensdauer anlegen, sondern mit den großen
Zeiträumen der Natur rechnen. In Amerika war Iahrhunderte hindurch
eine intensive Vermischungsperiode im Gange, doch sehen wir jetzt, wie die
Abneigung gegen England und Europa in den Vereinigten Staaten wächst
(Amerika den Amerikanern, eine Inzuchtparole!) und wie sich der amerikanische
Continent immer stärker abschließt (Hochschutzzoll, Einwanderungsgesetze).
Die Fruchtbarkeit aller Mischlingsrassen ist eine große; durch fortwährende Inzucht, unter bestimmten Verhältnissen, erlischt dagegen die Fruchtbarkeit. Die anglopolnnesischen Bastarde auf der Pitcairninsel
haben sich 2 ^2 nlal rascher vermehrt, als die Angelsachsen in ihrer Heimat
sich zu vermehren pflegen. —
Die Art von körperlicher Schönheit, wie sie uns in den Werken der
besten griechischen Künstler erhalten ist, konnte sich nur in einer Inzuchtkaste bilden, die dem harten Kampf um's Dafein entrückt ist. Ein solches
Schönheitsideal muß aber früher oder später degeneriren nnd verschwinden,
weil die natürliche Schönheit vollstes Ebenmaß (Correlation) zwischen Körper
und Geist zur Bedingung hat und diese Harmonie zwischen Körper und
Geist im Degenerationsstadium von Inzuchtkasten verloren geht. Degenerirende
Inzuchtvölker und Kasten haben daher ein verschrobenes unnatürliches
Schönheitsprincip (Moderner Realismus).

Reibmanr hebt als sehr merkwürdig hervor, daß der heutige Culturmensch die vieltausendjährigen Erfahrungen unserer Vorfahren in Bezug auf
Züchtung der Charaktere beim Eingehen einer Ehe mißachten zu können
glaubt. Hierbei ist in den höheren Ständen zur Zeit fast nur das Eigenthum der ausschlaggebende Factor.
In gesunden Verhältnissen spielt der Reichthum bei der Zuchtwahl
keine ausschließliche Rolle, wichtige geistige und körperliche Eigenschaften
kommen gleichfalls zur Sprache. In Zeiten der Degeneration dagegen hat
die Rolle des persönlichen Eigenthums bei der Zuchtwahl stets zu den
schädlichsten Folgen geführt.
Im Ganzen wirkt die Vermischung ganz außerordentlich nützlich für
die Ausbreitung der Cultur trotz der Rückschläge in den ersten Generationen.
5Dhne Blutmischung und erbliche Uebertragung ron Culturganglien sind die
Fortschritte der Cultur außerordentlich langsame und haften nur äußerlich.
Die Inzucht dient der Bildung von Culturganglien, die Vermischung verbreitet sie. So müssen Inzucht und Vermischungsperioden, aristokratische und demokratische Zeiten mit einander abwechseln. Gegenwärtig scheint in Europa und Amerika überall wieder ein aristokratisches
Zeitalter heraufzuziehen.
Die Vermischung ist auch das einzige Heilmittel gegen die Schäden
extremer Inzucht, die Erstarrung der Charaktere, ihre Züchtung zu Extremen,
ferner gegen die krankhafte erbliche Degeneration der Inzuchtkasten und
Völker. Bei dieser Kur gehen die nicht mehr Anpassungsfähigen in enormer
Zahl zu Grunde (natürliche Auslese), und die Kur kann nur gelingen
durch den geschichtlichen Untergang der Inzuchtkaste oder des
Inzuchtvolkes, welches geschichtliche Volk aber nicht zugleich ein
anthropologisches ist. Nur dadurch kann die Menschheit stetig fortschreiten, daß die einstmaligen Pfadfinder der Cultur schließlich geschichtlich
zu Grunde gehen.
Unsere Erwägungen lassen auch erkennen, welche Bedeutung für die
eventuell nöthige Degeneration der führenden Kaste einem Mittelstande zukommt, dessen sähigste Köpfe freiwillig oder durch Zwang in die führende
Kaste aufgenommen werden. Englands Aristokratie ist darum so lange an der
Macht geblieben (— und wird es voraussichtlich noch lange sein —), weil sie verstand, den fähigen Köpfen aus dem Mittelstande den Zutritt zur herrschenden

Kaste nicht allzusehr zu erschweren. In Preußen wird die herrschende
Kaste ihre Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit in dieser Hinsicht wohl bald mit
dem Verluste der Macht bezahlen. Wo nur eine Bauern- und Adelskaste
vorhanden ist wie in Polen, wird das Volk, wenn die Adelskaste degenerirt
oder ausgerottet wird, führerlos.
Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf die vielen hochintereffanten
Ausführungen Reibma,,rs über die Bedeutung des Kasten- und Ständewesens für die Inzucht, über die Jnzuchtgesetze der Hindus, über Inzucht

– in den italienischen Städterepubliken (V enedig, Pisa, Florenz, Genua),
in den Hansestädten des Mittelalters, auf den Einfluß der Cultur auf den
Kampf um's Dasein, über die Culturkrankheiten, Tuberkulose und Geisteskrankheiten, die den Degenerationsproceß beschleunigen und vollenden, über
die Beziehung der entartenden führenden Kaste zu Revolutionen und Bürgerkriegen, über das eigenthümliche Gesetz, daß die Zeit der höchsten Blüthe
und Macht einer Nation oder Kaste schon mit dem beginnenden Verfall
zusammentrifft und äußerer Schein und Glanz den Mangel an angeborener
innerer Kraft ersetzen muß, näher eingehen. In solchen Zeiten hängt dann
die Machtstellung eines Reiches weniger von der Kraft und der geistigen
Arbeit der führenden Kaste als von dem Genie einzelner an der Spitze derselben stehender Personen ab. In diesen Zeiten tritt der Absolutismus in seine
natürlichen Rechte, doch hält dieser glänzende Schein nie lange vor. Alsdann verhelfen nationale Schicksalsschläge der lange gehemmten Auslese zu ihrem Recht.
Historische Völker, die sich vermischen, sterben völlig, nicht vermischt
können sie im unterjochten Zustande fortleben (Basken, Iren, Inder,
Chinesen,Juden:c. Ein parasitisch fortlebendes Volk sind die Zigeuner).
Alle Inzuchtvölker gleichen sich darin, daß sie das Stadium des Verfalls
und der Degeneration regelmäßig verkennen und es, gestützt auf die oben
erwähnte äußere Machtentfaltung, für eine Zeit hoher Blüthe halten (Liö«le
cks I^ouis XIV). Degenerationsperioden fallen stets mit einer Blüthezeit
der Medicin und der Rechtswissenschaften zusammen. Das massenhafte
Auftreten von Neurasthenie, Hysterie, Paralyse, Tuberkulose bei einigen Völkern
der Gegenwart ist wohl auch größtentheils Degenerationszeichen.
Betrachten wir nun an der Hand dieser sicheren Naturgesetze den
Zustand der lateinischen Rasse in der Gegenwart, fühlen wir ihr den Puls
und besprechen wir die Prognose, denn offenbar sind die Völker der lateinischen
Rasse alle mehr oder weniger krank.
Spaniens Bevölkerung stammt ursprünglich aus Afrika, der Stamm
der Iberer kam wahrscheinlich in prähistorischer Zeit, als die Meerenge
von Gibraltar noch eine Landbrücke war. Ein Rest dieses Stammes sind
die Basken in den spanischen Nordprovinzen, deren Sprache so schwer zu
erlernen sein soll, daß selbst der Teufel dies nicht zu Wege brachte, als er
sich einst in eine schöne Baskin verliebte. Wie so häufig hielt sich der aus
der Ebene und dem Süden vertriebene Volksstamm in den Gebirgen des
Nordens. Weitere BKandttheile der spanischen Blutmischung lieferten die
Phönicier, die Römer, die Mauren, die Germanen (Goten und
Alanen), die Iuden. Im 11. und 12. Iahrhundert waren die Vermischungen zwischen Iuden und Christen so zahlreich in Spanien, daß
Rabbiner aus Polen nach Spanien reisten, um ihren Glaubensgenossen
die Interessen der Inzucht mehr an's Herz zu legen. Der lange Kampf
der Mauren und Christen, der bis zum Ende des 15. Iahrhunderts dauerte,
schuf eine große Isolirung und Opposition der einzelnen Provinzen, die der

Inzucht förderlich war. Auf die germanische Beimischung weist in
Catalonien nur noch hier und da das blonde Haar hin, während sonst
die Spanier durchweg schwarze Haare haben. Eugenie Montijo war
eine blonde Spanierin. Der veränderte Kampf um's Dasein, die günstigeren
Lebensbedingungen haben die germanischen Stämme hier ebenso rasch zum
Verschwinden gebracht, wie in Italien und Nordafrika — durch Degeneration. Durch die große Differenz der Völker der purenäischen
Halbinsel ist die Blutmischung keine günstige, durch die Austreibung der Iuden
und Mauren außerdem der Beimischung werthvollen Culturblutes beraubt.
Die Nation hatte bisher nur eine Bluthеperiode aufzuweisen, im
14. und 15. Iahrhundert. Die abgeschlossene Lage der Halbinsel und
der Particularismus der einzelnen Stämme war einer engeren Inzucht
außerordentlich günstig, es kam aber zu leicht zur völligen Fernhaltung von
Vermischungen, zur Erstarrung und Degeneration durch zu lange fortgesetzte
Inzucht. Der spanische Nationalcharakter weist Züge auf wie Stolz, Ritterlichkeit, große Vaterlandsliebe, poetische Begabung und Phantasie. Spanien
ist „das schöne Land des Weins und der Gesänge"; ferner Scharfsinn,
diplomatische Klugheit, aber auch Grausamkeit, Faulheit, Herrschsucht, religiösen
Fanatismus, Bigotterie. Vermöge der letzten Eigenschaften steht Spanien
seit Iahrhunderten unter der Herrschaft des ultramontanen Clerus. Es
läßt sich nun mit Leichtigkeit nachweisen, daß eine das Land beherrschende
Kirche, oder sonstige Organisation, die keine Vorstellungen duldet, welche sich
über ihr eigenes Intelligenzuiveau erheben, den ganzen geistigen Standard
der Nation herunterdrückt. Starr katholische Gegenden weisen weniger
Gymnasiasten, weniger Studenten liberaler Berufe, weniger höhere Schulen auf.

Noch kürzlich ist Alles dieses in dem Werke des verdienstlichen Prosessors
Schell in Würzburg: „Der Katholicismus, das Princip des Fortschritts"
zugegeben worden. Die nordischen Nationen haben durch die
Reformation dieses geistig retardirende Moment abgeschüttelt,
zum größten Theil auch Frankreich und Italien, am wenigsten Spanien
und Oesterreich. In Frankreich und Italien erhebt, wie wir auch gegenwärtig sehen, inZeiten politischen und gewerblichenNiedergangsderultramontane
Clerus sosort wieder sein Haupt, um die verlorene Macht zurückzugewinnen.
Der Angelpunkt für Spaniens Zukunft ist nicht die Frage, ob
Monarchie oder Republik, sondern: ultramontan oder nicht ultramontan?
Herr Castelar, der Führer der Republikaner, ist ein ebenso eisriger Sohn
der Kirche, wie irgend ein Royalist; die Frage der Staatsform hat für
dieses Land gar keine Bedeutung. Wo die Republikaner fehlen, kann es
nie eine wahre Republik, nur den Schein einer solchen geben. Es ist
sogar anzunehmen, daß der Clerus die spanische Republik unterstützen wird,
wenn das Königthum nicht mehr zu halten ist, schon um die Aufmerksamkeit
von der Hauptfrage abzulenken. Der starr-katholische Fanatismus
ist im spanischen Blute so fest durch Inzncht firirt, daß ein Auf-
17'

geben dieses Princips nur durch Vermischung mit fremdem
Blut und Vernichtung eines großen Theils der Nation, der
nicht mehr anpassungsfähig ist, bewirkt werden kann.
Die Erstarrung und Verderbtheit bezieht sich auch nicht, wie in Frankreich, blos auf die herrschende Kaste, so daß nach ihrer Vernichtung der
gesund gebliebene Mittelstand die Führung der Nation übernehmen könnte.
Ein solcher Mittelstand fehlt in Spanien fast völlig, und darum liegen die
Dinge für das Amlebenbleiben der spanischen Nation so ungünstig wie
möglich. Das Schiclsal Spaniens, das sich voraussichtlich im nächsten lahrhundert erfüllen wird, ist Eroberung und Besetzung durch eine fremde Rasse.
Die spanisch-amerikanischen Mischlingsrassen werden kein besseres Geschick
haben. Von Norden her drängen die Amerikaner, die einen Theil von
Mexico schon verschlungen haben, den übrigen wirtschaftlich beherrschen
und bereits Cuba und Portorico der lateinischen Rasse entrissen haben.
Von Süden her verkleinern das spanische Terrain Chile und
Argentinien, die bereits eine erhebliche Mischung nordeuropäischen Blutes
zu der ursprünglichen Bevölkerung aufweisen. Die Tage der spanischen
Rasse sind gezählt.
Günstiger liegen die Verhältnisse für Frankreich. Tie französische
Revolution hat die entartete herrschende Kaste des Landadels vernichtet und
von der Macht vertrieben. Das Königthum stürzte lediglich mit ihm, weil
es seine Interessen zu sehr mit denen der Grundbesitzer vermischt hatte
und nicht ein Königthum des ganzen Volkes, erster Diener der Nation,
Anwalt der Armen, sondern Anwalt der Reichen und Großen sein wollte.
Der König war in Frankreich nur der erste Adlige und hat darum billig
das Schicksal seines Standes getheilt!
An Stelle des depossedirten Adels trat das Bürgerthum, in einer
nicht übermäßig gesunden Verfassung. In drei Generationen hat es seine
Kraft verbraucht und ist heute reis, von der nächstfolgenden Schicht, dem
Kleinbürger-, Bauern- und Arbeiterstande ersetzt zu werden.
Die Verhältnisse der Blutmischung liegen in Frankreich nicht ungünstig,
es giebt ebenfalls einzelne particularistische Stämme (Provenyalen, Bretonen, Auvergnaten), die ein Material für günstige Blutmischung liefern.
Die Stadt Paris ist der Blutmischung sehr ungünstig. Der Grundzug
des Nationalcharakters ist eine grenzenlose Eitelkeit, äüas ein Franzose thut
und sagt, ist Pose, ist Theater, d. h. für Zuschauer berechnet. Groß in
allem Kleinen und klein in großen Dingen ist eine auch noch heute richtige
Charakteristik. Der Schwerpunkt eines Franzosen liegt nicht in ihm, sondern
außer ihm. Dem Franzosen fehlt die Kernhaftigkeit, der männlich-feste,
unerschütterliche Charakter des Engländers.
Trotz aller Blutmischung hat das bewegliche Keltenblut, wie es uns
Cäsar schildert, bisher sich fest behauptet.
D:iß die constitutionelle Fruchtbarkeit der höheren Stände in Frankreick

abgenommen hat, ist bekannt, ein Zeichen, daß die führende Kaste den
Zenith ihrer Gesundheit überschritten hat. Schutzzollsystem, Fremdenhaß,
Chauvinismus beweisen, daß Inzuchtgedanken die Oberhand haben, obwohl
doch eine Auffrischung des Blutes durch vortheilhafte Vermischung den
höheren Ständen sehr noth thut. Dagegen giebt es in Frankreich, abweichend
von Spanien, einen gesunden Bauernstand, von dem eine Regeneration des
Volkes zu erwarten steht, wenn die bisher führenden Elemente vernichtet
sind, was den Anzeichen nach nicht mehr lange ausbleiben kann. Man
darf nicht vergessen, daß die Zeichen der Degeneration, die ja in Frankreich
unleugbar vorhanden sind, sich lediglich auf die höheren Klaffen beziehen,
im Ausland dagegen meistens das ganze Volk afficirt erscheint. Solange
aber ein Volk in einem gesunden, im Kampf um's Dasein nicht übermäßig

geschützten Mittel- oder Bauernstand eine Reserve hat, bedeutet das Zugrundegehen der herrschenden Kaste noch nicht die Vernichtung des Volkes
selber. —
'Am günstigsten liegen die Verhältnisse für die Lebensfähigkeit des
Volkes in Italien. Die furchtbare Völkerfluth der Völkerwanderung hatte
für Italien eine so ungünstige Blutmischung herbeigeführt, daß tausend
Iahre erforderlich waren (also mehr als dreißig Generationen!), um wieder
eine Blüthezeit heraufzuführen, die Renaissance mit ihren herrlichen Producten der Malerei, der Dichtkunst, der Politik und des Handels. Da
aber diese Blüthe sich meistens nur auf kleine städtische Inzuchtherde bezog,
so' war sie naturgemäß von kurzer Dauer. Gegenwärtig befindet sich Italiens
Bevölkerung trotz scheinbarer Beweise vom Gegentheil in einer aufstrebenden
Zeit. Wie Deutschland besitzt Italien einzelne particularistische Stämme
(Norditaliener, Toscaner, Sicilianer, Süditaliener), die gelegentlich auseinanderfallen, gelegentlich unter Leitung eines Stammes geeinigt sind.
Diese Rolle spielt gegenwärtig Piemont, das italienische Preußen.
Ungünstig ist der große Culturunterschied Piemonts, Genuas, Venetiens,
der Lombardei, Toscanas gegenüber Calabrien, Apulien, der Romagna,
Sicilien, doch überwiegt an Macht, Reichthum, Einfluß der Norden. Das
phantastische Element in der Politik Italiens vertritt der Süden, Crispi
war Sicilianer. Der Norditaliener ist zähe, fleißig, klug, berechnend, mit
Unternehmungsgeist begabt, in den Wissenschaften experimental, nicht abstract.
Der Süditaliener ist leichtlebig, heißblütig, phantastisch, poesievoll, aber
träge, bigott, abergläubisch. Vom Neapolitaner sagt ein englischer Schriststeller, er nähme den unverkennbaren Taugenichtscharakter an, sobald er
einundzwanzig Iahre alt sei. Es ist zu erwarten, daß das Element des
Nordens die südliche Rasse Italiens, die auch durch Auswanderung beständig verliert, allmählich verdrängen und ersetzen wird.
Somit ist das Wort von den „sterbenden Völkern" ein schwerwiegendes,
schwierig zu begründendes. Völker sterben nicht so leicht, und wo dies nach
außen so scheint, sind in den Tiefen der Nation, in dem bescheidenen Unter-

Fr. Rubinstein in Berlin.

holz der Natur, noch eine Menge von kräftigen Gewächsen vorhanden, die
bisher im Schatten einer herrschenden Klasse gediehen, die aber, wenn ihre
Zeit erfüllt ist, sehr wohl im Stande sind, die Führung des Volkes nach
außen und innen würdig zu übernehmen. Nicht das Klafsenprincip ist verwerflich, sondern nur die starre Abgeschlossenheit der Klassen von einander,
die die Klassen zu Kasten macht.
Verwerflich sind auch alle Erschwerungen des Aufsteigens aus niederem
Stande zum höheren und herrschenden, denn alle Privilegien rächen sich
an den Privilegirten, gesund bleiben Völker und Stände nur, wenn der
Kampf um's Dasein mit seiner regelmäßigen Ausjätung des Lebensunfähigen
unvermindert in Geltung bleibt. Die gesundeste Staatsverfassung bildet
demnach eine aristokratische Oligarchie (die constitutionellen Monarchien sind
nichts Anderes), die beständig durch Aufnahme der tüchtigsten Elemente aus
anderen Ständen sich regenerirt.
Inzucht und Vermischung sind die Factoren, die im Leben und Sterben
der Völker eine Rolle spielen, der erste arterhaltend, Eigenschaften fixirend
und veredelnd, aber schließlich in Erstarrung, Anpassungsverlust, Tod
endend. Das zweite Princip artverändernd, Geschwindigkeit, Elasticität
des Denkens, Lebensfähigkeit bringend, wo diese Eigenschaften verloren zu
gehen drohten.
Aber selbst wo Völker sterben, von besseren, tüchtigeren verschlungen
werden, da geht ihre Culturarbeit nicht zugleich mit ihrer Volksindividuali^tät
verloren. Im Mischblut beider ist der Antheil des gestorbenen Volkes noch
jahrhundertelang nachzuweisen.
In der ewigen Natur blüht neues Leben auch aus Ruinen, und tröstlich bleibt die Gerechtigkeit der Natur, die nur tödtet, was innerlich schon
längst nicht mehr lebensfähig war, eine Gerechtigkeit, die auch den schmerzensreichen Tod der Völker benutzt zum Aufbau neuer größerer, glänzenderer,
edlerer Nationen.

Vorspiel zur „Keuschen Susanne".

von
Georg Engel.
— Berlin. —

Düstere Haidclandschaft. In der Ferne verschwommene Umrisse einer alterthümlichen
Stadt. Man sieht ein paar undeutliche Lichter flimmern. In der Mitte ragt grau und
unheimlich der Rabenstein mit dem Galgen. — Links eine kleine Anhöhe, mit Gestrüvp
und Tannen bewachsen. Dazwischen die Hütte des Scharfrichters.
Es ist Nacht. Heller Mondschein und pfeifender Wind. Vor der Hütte des Scharfrichters
hängt an einer kurzen Querstange eine erleuchtete Laterne und die Armsünderglocke, die
vom Winde hin und her bewegt wird.
Ueber Allem liegt der Eindruck öder Verlassenheit.
Von links der Büttel, von rechts der Seiler mit einem Strick in der Hand. Als
sie zusammentreffen, beide mit allen Zeichen der Furcht.

Seiler: Alle guten Geister Meister Büttel seid Ihr's?
Büttel: Iesus Maria „Im Namen des Gesetzes", wollt' ich
sagen, Ihr seid es doch, Meister Seiler?

Seiler: Ia, ich bin's.
Büttel («usathmend,: Gott sei Dank — ich bin es auch. — Hm, die
Gegend ist hier ein Bischen ungemüthlich, was?
Seiler: Ia, so zu sagen „ohne landschaftlichen Reiz".
Büttel: Ganz recht; und gespenstisch und kalt.
Seiler: In der That, sehr windig. Hu!
Büttel: Aber dafür muß uns das Bewußtsein trösten, daß wir hier
gewissermaßen im Auftrag des Königs handeln.
Seiler (die,kappe ziehend,: Den Gott behüte.
Büttel lgKichsali«: Und erhalte.
Beide zusammen: Amen.
Büttel (erschleckend,: Sagtet Ihr nicht Etwas?

Teiler (unsicher): Nein, es war nur das Käuzchen, das vom Ravenstein
ein bischen dazwischenkrächzte.
Büttel: Wirklich, nur das Käuzchen? — Ganz gewiß? — War's auch
Nicht's Anderes? («r drückt sich an den Seiler,)
Seiler (ebenso)! Hoffentlich nicht. (Sie stehen Rücken an Rücken.) Ich glaube,
Ihr zittert, Geratter?
Büttel (mit den Zähnen klappernd,: Stimmung, lieber Freund, Alles
Stimmung. — Wir modernen Menschen sind Nichts so sehr unterworfen,
als der sogenannten „Stimmung". — Dieser Galgen, das Käuzlein, und
Ihr mit Eurem Strick; das kann auch einem beherzten Mann in die Glieder
fahren.
Seiler: Freilich, freilich. Im Bertrau'n, mich halten hier auch nur
nieine Berufspflichten. — Wer ist es denn eigentlich, den wir heute hinrichten?
Büttel: Ach, ein ganz verhungerter Kerl — ein Dichter.
Seiler: Was? Schon wieder?
Büttel: Ja, es ist der fünfundzmanzigste in dieser Saison.
Seiler: Merkwürdig, daß die Sorte so hartgesotten bleibt; lauter
unverbesserliche Sünder.
Büttel: Thut nichts. Wir räumen jetzt tüchtig unter ihnen aus.
Namentlich, seitdem der König ^
Seiler (die «appe ziehend): Den Gott behüte.
Büttel (gleichfalls): Und erhalte das neue Gesetz erlassen bat,
wonach jeder Schinierant, der ein langmeiliges oder schlechtes Stück aufführen läßt, am selben Abend einfach aufgeknüpft wird. Seit dieicr Zeit,
Gevatter, zeigen sich doch schon merkliche Zeiclen der Besserung.
Seiler: Gott geb's.
Büttel (greift nach dem Strick): Jetzt zeigt einmal Eure Arbeit, Meister
Seiler. — Es muß diesmal etwas ganz Hervorragendes sein; ein wahres
Meisterwerk von einem Strick. Versteht Ihr?
Seiler: Nicht so ganz. Warum denn eigentlich?
Büttel: Weil er für einen Capital-Verbrecher bestimmt ist. — Denkt
Euch, gestern Mend erst wurde der Kerl nach einer zweistündigen, hochnotli
peinlichen Sitzung wegen eines miserablen Stückes verurtheilt, und heute
Nacht fand die Obrigkeit schon wieder ein neues Trauerspiel bei ihm vor.
Seiler: Pfui! Das ist ja ein ganz gemeingefährlicher Bursche.
Büttel: I«, es ist der rein« Lustmord. (Er zieh, eine »nsürmliche Uhr au, der Toste.,
Zeit, Zeit. Drei Viertel auf Zwölf. In einer Biertelstunde soll die Strangulation vor sich gehen.
Seiler: Da werde ich mich einstweilen überzeugen, ob der Galgen
auch ordentlich für die Feierlichkeit im Stande ist.
Büttel: Thut das. — Und ich werde unterdessen den hochverehrten,
gelahrten Herrn Henker aufwecken. — Das ist ein Mann; ich sage Encki,

weitn der sich nur seine Brille aufsetzt, fällt die ganze Bande bereits in
Ohnmacht.
l>5r macht ein paar Schritte, Inzwischen haben stch die Fenster der Hütte erhellt,)
Büttel (bleibt plötzlich stehen): Aber was seh' ich? Der blutige Doctor
schon wach? O, Ihr glaubt gar nicht, welche Freude der Mann an seinem
Beruf empfindet, welcher Eiser — welcher Fleiß.
Dröhnende Stimme (»°n innen): Weib, mein Matterwerkzeug.
Weibliche Stimme: Hier, liebes Männchen.
Erste Stimme: Gut, jetzt noch das Beil; wo steckt das Beil?
Weibliche Stimme: Hier! Alles da. — Rege Dich nur nicht auf.
Männerstimme: Ich will mich aber aufregen, Weib. Mein Beruf
besteht ja gerade darin, mich aufzuregen. — Stoß die Thür auf — so.
(Der Henker tritt heraus, Sr ist eine grobe herkulische Gestalt in blutrothem Henkerkleid. Aus der Nase
trägt er einen Kneiser, in der rechten Hand ein Beil, Er athmet schnausend die srische Luft ein,)
Henker: Ha, welch' ein Bluthimmel! — Die Raben schreien, ich bekomme meine unerbittlichsten Gedanken. (Zu den beiden Anderen, die stch tief verneigen)
Seid Ihr da, Nachtgewürm? Warum habt Ihr den Delinquenten nicht
gleich mitgebracht? — Wißt Ihr denn nicht, daß man allgemein darauf
gespannt ist, wie glänzend ich ihn heute wieder hinrichten werde?
Büttel: Die ganze Stadt, gelahrter Herr, spricht von nichts Anderen,.

Seiler: Ia, man ist geradezu entzückt über Eure große Schlagfertigkeit
mit dem Beil.
Henker: Glaub' ich. ^ Heute habe ich leider nur eine Aufknüpfung,
und obgleich ich bekanntlich die witzigsten Anknüpfungen zu finden weiß, so
verstehe ich doch mit diesem Ding hier weit besser umzugehen. (Zc,,«ingt das
Beir.) Seht Ihr, so — die elegantesten Wendungen,
Büttel: Hinreißend.
Seiler: Welch' schneidender Witz.
Henker: Still, da kommt was. — Sie bringen ihn. 'rauf zum
Armsünderglockchen und laßt es heulen. — Oh ich fühle es, heute liefere
ick, eine Mschlachtung erster Klasse.
Seiler: Pfui, da haben wir den Missethäter.
(Der Zug init dem Delinquenten. Zwei geistliche Brüder gehen voran und stngen unter religiösen
Eeremonien, Das Armsünderglöckchen läutet leise dazwischen. — Der Dichter, düere Gestalt, strohgell»
Mähne mit Lorbeerkranz, die Scharwache, Richter, Boll,)
Geistliche Brüder (stngen tief und feierlich,:
Tic Siiiid' ist groß, das Leben kurz,
Auf alles Böse folgt der Sturz,
Weh' über Dich, den Armen:
Bald tagt dem Frevel
Das Gericht.
Die Schärfe zuckt,
Das Stäbchen bricht —
Such' anderswo Erbarmen,
Erbarmen.

Iunges Weib: Gott, ist das rührend.
Alte Vettel: Was sucht Ihr denn hier?
Junges Weib: Gevatterin, wißt Ihr noch Nichts von meinem Unglück? Denkt Euch, ich habe ja einen Iungen zu Hause sitzen, der durchaus
Dichter werden will. — Bei unseren Verhältnissen! — Da will ich den
Delinquenten bitten, ob er nicht ein paar Thränen auf mein Sagtüchlein
weinen möchte. Das soll nämlich eine treffliche Sympathie gegen die
Dichterei abgeben.
Alte Vettel: Kann ich mir denken. — Hu, wie der Wind pfeist.
Richter: Ruhe! Ist Alles für das Hochgericht bereit?
Henker: Alles, Ew. Liebden, namentlich ich ben'nde mich heute in
vortrefflicher Verfassung.
Richter: Um so besser. Das peinliche Verfahren nehme mithin seinen
Anfang.
Dichter: Peinliches Verfahren? — schrecklich — schrecklich. — Hochverehrte Anwesende, ich darf mir wohl erlauben,'hinzuzusetzen, daß es mir
auch im allerhöchsten Grade peinlich ist.
Richter: Schweigt!
Dichter: Ganz nach Wunsch — ganz nach Wunsch.
Richter: Missethäter — Du bist eines miserabelen Stückes überführt
und weißt, was Dir nach dem heilsamen Gesetz unseres allergnädigsten
Herrn daraufhin berorsteht. Bereust Du wenigstens, was Du gethan hast?
Dichter: Bereuen? — Herr Richter, die Verschmelzung des Idealismus
und des Realismus
Richter: Schweig, bereust Du?
Dichter: Alle Verfechter meiner Richtung
Richter: Schweig, bereust Du?
Dichter: Aber als Anhänger der Modernen
Henker: Lump, ich bin auch ein Anhänger der Moderuen. (M»« d«
Geberde de? Strangulirens,) Geh' in Dich, so lange es noch Zeit ist.
Dichter (entsetz«: Der auch da? Dann ist Alles aus. — Guten
Abend, hochverehrter Herr Doctor, darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?
Henker: Lump, hast Du noch einen letzten Wunsch?
Richter: Dann schnell, denn Deine Uhr ist abgelaufen.
Dichter: Ach ja, dann wünsche ich, daß man das letzte unglückliche
Kind meiner Muse mit mir zusammen begräbt, («reist nach dem Manuscript, weiche,
ihm hinten uns der Tasche guckt,) Darf ich das hossöN?
Henker (fürchterlich): Ia, das verspreche ich Dir, ich selbst werde es
höchsteigenhändig begraben.
Dichter (überreicht dem Henker das Manuscript – wehmüthig,: Hier hast Du es,
guter Mann. Es ist ein kleines Mädchen und heißt Susanne. Ein herziges

Ding. Laß auch ein Kreuzlein auf unseren Hügel setzen und schreib' einen
Vers hinauf. Bielleicht:
„Hier ruhen Beide, Vater und Kind
Schrill über ihnen pfeift der Wind."
Henker: Nein, nein. Nichts von Pfeifen. Das könnte man für eine
herzlose Anspielung halten.
iE« schlägt zwölf,)
Richter: Es thut mir leid. Wir müssen jetzt mit der erhebenden

Feier beginnen.
Henker (ihn packend): Delinquent, willst Du vielleicht noch ein „letztes Wort berühmter Männer" sprechen?
Dichter (tritt vor und legt die Hand auf's Her,)! Nun denn, meine hochverehrten Freunde, Sie sehen mich so bewegt, ich kann nur sagen, ich bin besser als mein Stück.
Junges Weib: Ach Gott, das ist wirklich rührend.
(Das Ilrmsiinderglöckchen beginnt zu läuten)
Richter: Henker, jetzt thu, was Deines Amtes.
Volk (einplne Stimme«: Hängt ihn auf — hängt ihn auf.
«Ter Zug bildet sich von Neuem und schwenkt auf das Hochgericht zu. Der Wind beginnt fürchterlich zu heulen. Man hört Raben und Kauzchen krächzen, Sin Unwetter zieht auf. Dazwischen klingt da« Annsnnderglöckchen,)
Geistliche Brüder (singen):
Die Siind ist lang, das Leben kurz,
Auf alles Böse folgt der Sturz —
Such' anderswo Erbarmen —
Erbarmen.
lZlll Alle vor dem Rabenstein stehen, dröhnt plötzlich ein fürchterliches Gelächter unter dem Galgen hervor. Es blitzt.)
Junges Weib: Hilf Himmel!
Seiler: Fürchterlich — Wär' ich nur hundert Meilen fort.
(Es donnert. Erneutes Lachen, plötzlich blitzt unter dem Galgen ein secuiüttnlang anhaltendes, fahles Licht auf. und in dem gelben Schein desselben sieht das entsetzte Volk eine Herenzunst unter rasender kreischender Musik im Kreise herumfahren. Jui nächsten Augenblick ist Alles wieder dunkel.)
Volk: Hilfe — Rettung — flieht.
(«ol! stiebt auseüumdcr, bis auf den Dichter, der vor Schreck auf der Erde sitzt, den Henker, den Richter, den Schreiber und zwei geistliche Brüder, die zurückbleiben.
Unter dem Rabenstein entsteht unterdessen ein gespenstisches, grelles Licht. Im Schein desselben sieht man ein kohlschwarzes Männchen mit grogen Fledermauijflügeln und leuchtenden Augen hocken, das leise vor sich hinkichert.)
Das Männchen: Bringt Ihr den miserablen Kerl endlich? Hab' lang genug auf Dich gelauert. Kennst Du mich? Ich bin der Geist der Bersenkung, der da meint, daß es in Deinem Falle mit einer ehrlichen Hinrichtung nicht genug ist. — In die Bersenkung mußt Du, mein Sohn, auf Nimmerwiedersehen. Denn ich höre, daß Du dürrer Mensch mit Deinem traurigen Machwerk eine Art biblischer Posse beabsichtigst, — darum wehe über Dich, dreimal wehe. — Kommt, meine Töchter, stoßt ihn in die offene Gruft hinunter, zerrt ihn in das schwarze Grab hinein. — Fort mit ihm!

Dichter: Gnade.
Henker: Halt das Maul, Mensch.
^Vom Siein Wirbeln zwei halbbekleidete Hezchen hinunter)
Die Erste:
Ich heiße JroniK.
Kennst Tu das Hexmmädelein?
Ich kuck' Dir in Dein Schädelein,
Ich seh', ich seh', wie bin ich froh,
Tort drinnen brennt's wie dürres Stroh.
(Schlägt ihm c»if die Stirn,)
Dichter: Gräßlich, das Hab' ich garnicht gemußt.
Die Zweite M an ihn drängend):
Ich heiße Satirika.
Komm SHreiberlein, mein Dichtcrleiii,
Ich seh' Dir in das Hirn hinein,
Da brennen rothe Gedanken-Kohlen — —
Tu Dieb — Du Dieb, sie sind gestohlen.
Dichter: Das ist Verleumdung — Alles nicht wahr.
Beide Heren (heulen«:
Hinab mit Tic — hinab, hinab!
Deine ZÄ ist um,
Bald bist Du stumm,
Hinab
Jn's Grab!
(Zine Versenkung thut sich auf, D:r Dichter mit den beiden Hexen sinkt pfeilschnell hinunter,)
Das Männchen (mit starker Stimme,: Er ist gerichtet! (Verschwindet.)
Richter: Nehmt zu Protokoll, Herr Schreiber. Am heutigen Tage, Schlag zwölf Uhr, verschwand besä zier Di Hier unter Assistenz des Richters, des Henkers und eines verehrungswürdizen Publici in der Versenkung. Sein Stück hiesz die „Keusche Susanne, ein trauriger Vorgang in 4 Acten," und behandelte etwa das Folgende:
(Er schlägt die Blätter nur und beginnt zu lesen; die Scene verdunkelt sich und wandelt sich langsam in die Decoraiion des ersten Actes um,!

Gine Stunde Realistik.

von

Psuline Chlger.

— Berlin. —
in kleines, elegantes Arbeitszimmer; am Schreibtisch, in einem bequemen Lehnstnhl
eine schöne Fraueugestalt; ihre Hallung etwas müde, lässig, das ausdrucksvolle
Hauvt auf die weiche Schlummerrolle der Lehne gestützt. Die Linke spielt unbewußt
mit der Troddel des Hauskleides, das sie in weiten Falten verhüllt, die Rechte, über den
Arm des Fauteuils herabgesunken, hält mit festem Griff die Feder.
Helene Hermens ist Schriftstellerin, trägt als solche einen weitbekannten, wenn auch
nicht den eigenen Namen, aber man weih es, unter dem männlichen Pseudonym verbirgt
sich eine Frau; die Bilder, welche mit kühner Meisterhand entworfen, durch schonungslose
Realistik nicht allein erschüttern — oft erschrecken —, welche die menschliche Natur bis
in's innerste Mark entblößen, vor keiner Tiefe zuriickbeben, zu herrlichen Höhen hinaufsinden — sie sind von jenem Geiste geschaffen, der Iahrhunderte hindurch als (Seist der
Schwachen gegolten.
Helene Hcrmens ist nicht mehr jung, aber sie ist noch schön, von einer durchgeistigten und sinnlichen Schönheit zugleich. Tre volle Reife des Weibes hat hier noch
keine der edlen Linien ihres stolzen Baues zerstört. Auf einer hohen, vollen Gestalt ein
dunkles Haupt von hinreißender Anmuth und ernstem, strengem Charakter — aber die
Lippen sind roth und voll, und über zwei demantschwarzcu, langbewimperteu, heißen
Augeu vergißt man die energische Linie einer schön, doch nicht zu klein gerathenen Nase.
Helene scheint weiter arbeiten zu wollen. Sie bengt sich vor. Tie Hand mit der
Feder hat sich auf das Papier gelegt, die Linke stützt das Haupt. Ein sinnender Blick
haftet noch eine Weile auf dem weißen Blatt, dann — eiu Blick klaren, festen, durchgearbeiteten Erkenncns der gestellten Aufgabe, und ihre Hand führt bald in fliegender
Hast, bald ruckweise vorwärts dringend, die Feder. Plötzlich fährt sie auf, ein zorniger
Blick fliegt zur Thür, an der ein leises Pochen hörbar geworden. Mit gerunzelteu
Brauen ruft Helene: „Herein!"
„Herr Werming bittet dringend um Einlaß! Er verreist heute," bringt das eingetretene Mädchen schüchtern hervor.

Helene wirft die Feder in aufwallendem Zorne heftig auf den Schreibtisch, die
Mißhandelte rächt sich durch einige ihrer schwärzesten Klexe auf dem Manuscripte Helenens.
Diese beachtet es nicht. Wie um die Gedanken, die hinter der hohen Stirne gelegen, zu
verschieben, in einen Raum, wo sie ruhig liegen können, bis sie wieder hervorgeholt
werden — streicht sie mit beiden Händen über das gewellte Schwarzhaar, um dann mit
einem zornigen Seufzer zu sagen: „Nun denn, laß ihn ein!"
Gleich darauf tritt ein junger Mann ein, den wir nicht umhin können, selbst auf
den zweiten Blick als Jüngling zu erkennen. Er ist selbstverständlich schlank, hat natürlich
ein blasses Gesicht und unnatürlich wenig Schnurrbart. Nebst diesen vermischten Vorzügen wären aber noch ein Paar schöner blauer Augen mit viel Gefühl und gegenwärtig
unbekannt wohin verzogenem Geiste, sowie eine Fülle lockiger langer Blondhaare zu erwähnen, oie ihm lässig in den Nacken fallen.
Man begreift es, daß während der ehrfurchtsvollen Verneigung des Herrn Werming
Helene denkt: „Das hat man nun von der Vereinsmeierei! werde austreten!" — hörbar
sagt sie leicht lächelnd: „Vielleicht nehmen Sie doch Platz?"
„Natürlich! — das heißt, wenn Gnädige es gestatten," gestattet er sich zu beellen,
womit der Iüngling der schönen Frau gegenübersitzt.
Wenn man nach dieser Introduction sich zur Annahme berechtigt glaubt, Herr
Werming sei auch außerhalb derselben ein Schwachkopf, so irrt man sich eben! Er harte
nur das Unglück, das selbst Aeltere als er schon empfunden haben dürften: er fand in
einem begreiflichen Durcheinander seiner Gefühle und Gedanken zeitweilig stets nur das
dümmste Wort, während sich eine Unzahl kluger und schöner Worte wie Katze uns Hund
in ihm herumbalgten, ohne den ersehnten Ausweg zu finden. Helenen vis-ii-vis mußte
er stets sagen, was er nicht wollte, mußte es stets so sagen, wie er es nicht hätte sagen
mögen, nnd darum entglitt ihm soeben das naive „natürlich", das nm die geistreichen
Lippen der überlegenen Frau ein belustigtes Lächeln heranzog, „Und da soll man nun
ein Gesprach entwickeln," seufzt sie innerlich und frägt hoffnungsfreudig:
„Sie reisen also ab?"
„Ich bin so glücklich," stiehlt es sich hämisch von seinen Lippen — er hatte aber
gerade das Gegentheil gedacht und empfunden —, „das heißt, ich muß auf längere Zeit
fort, und da wollte ich mir gestatten —" Werming schweigt, eine tiefe Röthe hat sein
Gesicht verdunkelt; man ahnt jetzt, daß er nicht immer blaß sein würde.
Helene ist dies aber gleichgültig, ihr thut es nnr schrecklich um die herrliche
Sammlung ihrer Ideen leid, die dieser arme Verschämte ihr zerbröckelt hat, und sie fragt
jetzt in kurzem, energischem Tone, der seine Zaghaftigkeit besser bannt, als ihr holdestes
Lächeln es vermocht hätte: „Womit kann ich Ihnen dienen?"
Werming giebt es einen impulsiven Ruck, er sitzt wieder gerader, und seine Hand
hat mit kurzem Griff ein Bündelchen aus der Brusttasche gezogen, das die kundige Helene
mit Schrecken als ein Manuseript erkennt.
„Sie wünschen?" meint sie, noch immer ungläubig.
„Ihnen meine kleine Arbeit vorzulesen —", nnd wie nun Helene den lächerlichen
Menschen näher anblickt, sieht sie deutlich, daß er jetzt wieder blaß ist, blaß wie zuvor.
Durch seine raschen, ängstlich herausgestoßenen Worte hat's aber geklungen wie ein verhülltes Flehen nm Gnade; ist er so ehrgeizig? Da wär's am Ende doch ihre Pflicht,
ihn anzuhören! Sie kennt sie ja, die qualvollen Anfänge der göttlichen Kunst; das
Zerrissensein von Zweifeln: kann ich's? kann ich's nicht? Sic wird ihn hören. Um ihn
aber noch im letzten Moment von etwas Ueberslüssigem abzuhalten, ihn zur Erkenntnis
ihrer Ueberzeugnng zu geleiten, sagt sie leicht scherzenden Tones, welcher geeigneter ist, als
jeder andere, Geringschätzung errathen zu lassen, ohne sie auszusprechen: „Hoffentlich nicht
der ewig'süße Teig, aus dem „Sie" und „Er" geknetet wird?"

„Nein, nein, „Sie" ist verheirathet —". Helene lacht. — Werming glaubt, über
seine Dummheit, die, von einem Anderen ausgesprochen, als Satire hätte gelten können,

unter den Stuhl sinken zu sollen. Aber er faßt sich, der Gedanke, daß er aus seinem
Manuscripte heraus vielleicht keine Tummheiten sagen werde, ermuthigt ihn. Er beginnt
zu lesen.
Er erzählt ihr von einer Frau, die, stolz, schön und tugendhaft, wie sie, gefeierte
Künstlerin, wie sie, ein einsames Leben auf steiler Höhe führt. Er schildert in jedem
Zuge die Dichterin Helene Hermens, so wie die Außenwelt sie kennt. Er malt mit
glühenden Farben, die nur die Liebe, die verborgene, zurückgedrängte Liebe findet, wenn
sie reden kann, wo sie immer schweigen muß — er zeigt ihr ihr Bild als Mutter, als
Ideal der Mutter, wie sie mit liebender, weicher Hand die jungen Knospen behütet,
pflegt, der geistigen und physischen Vollendung zuführt. Wie sie jauchzt in diesem Mutterglück, darbt an — Gattenglück! Wie auch anders! Ihr Gatte ist ein nüchterner, im
Alltagstrubel schaffender Kaufmann, zu keinem Aufschwung seiner Seele fähig, ein Alltagsmensch, ohne hervorragenden Trieb nach aufwärts oder abwärts. — Und Helene, denn
sie ist's ja, schreitet mit königlichem Stolz und bettelarm an seelischem Besitz neben
diesem, zur Schablone herabgesunkenen Manne dahin. — Neben Helenen aber, die in
diesen seinen Träumen Irmgard heißt, schwankt die Gestalt eines lünglings. Die
traurige Thatsache, daß er mit all' seiner Gluth den Bestand ihrer Ehe und seinen um
20 Iahre verspäteten Eintritt in dieses Erdenthal nicht zu annulliren vermag, diese traurigz
Thatsache beschließt der arme, schwankende lüngling mit einer Kugel in den eigenen Kopf,
was jedoch all' diesen Mißhelligkeiten ciu nur theilweises Ende macht, denn Irmgard steht
nach wie vor in ihrer unseligen, hyperirdischen Verfassung auf einem sehr exponirten
Punkte, auf welchem sie der Dichter mit den Worten stehen läßt:
„Wie strahlst Du hoch und einsam
Tort, in dem fremden Land,
Dein hehres Antlitz aber
Bleibt herbe abgewandt!"
Helene hat zugehört, hat ihn verstanden. Bald hat der belustigte Ausdruck auf
ihrem geistvollen Gesichte einem Ausdrucke finsterer Bitterkeit Platz gemacht. Der Schimmer
leidenschaftlicher, romantischer Hingabe an sein Ideal hat das junge Männergesicht ihr
gegenüber seltsam verklärt, veredelt, und Helene fühlt ihr Herz von weichem Mitleid für
seine schönen Illusionen erglühen.
Dieser Fanatiker seines Glaubens schreckt vor der Pistole nicht zurück! — Nein!
Seine Züge flammen in jener trunkenen Begeisterung, die jede Thocheit adelt. Helenens
Augen heften sich immer fester an seine weichen Züge, die jetzt durch die Kraft seiner
Leidenschaft merkwürdig verschönt erscheinen; ihr Blick ist der einer Mutter, die Unheil
verhüten möchte. Werming hat sein Manuseript zusammengerollt, seine Blicke sinken
darauf nieder — seine Lippen zucken, das Antlitz ist in Gluth getaucht: „Nun weiß sie
Alles!" tönt's ans den gepreßten Athemzügen seiner Brust. Da hört er Helenen sagen:
„Sie wünschen wohl, mein aufrichtiges Urtheil über Ihre Arbeit, Ihre Art zu
schreiben zu erfahren?" — „Ich bitte," stammelt er tonlos. — Ta wird es lange
Minuten hindurch stille im Gemach, ein fast düsteres Grübeln ist in die Augen Helenens
getreten: „soll ich? soll ich nicht?" und nach einem raschen, fast zärtlichen Blick in sein
junges Gesicht: „Soll ich Ihnen sagen, wie ich Ihre Heldin und deren Gatten gezeichnet
hätte?" Dann, ohne seine Antwort abzuwarten, mit einem Lachen herber Sclbstverspottung:
„Hören Sie mal: — Meine Irmgard wäre vor Allem nicht immer „hoch oben" gestanden, und bevor sie „hinauffand", auf ihrem Wege nach oben, da wäre sie ein paar
Mal jammerlich um's Gleichgewicht gekommen! Auf ihrem Wege, da lauerte der Sumpf:
müde und hungrig wie so eine Erdenpilgerin nun einmal ist, würde meine Irmgard
ohne Heldenstärke hmeingesunken sein! Sie reißen entsetzt die Augen auf? Aber, mein
junger Freund, beruhigen Sie sich! ich will ja nur, daß Sic es lernen, keinen ideales

ttnsiim zu combiniren, will Ihnen ein paar Tropfen von dem schweren Getränk Wahrheit
einträufeln — und darum hören Sie, wie ich Ihre Irmgard besingen würde."
Schon nach den ersten Worten der schönen, dunkeläugigen Frau, auf deren Wangen
jetzt eine dunkle Röthe flammte, deren Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die
seinen bannten, war es in seinen blauen Augen erzittert, wie Kinderfchreck, und wie ein
Kind die Erzählerin schauriger Märchen anstarrt, so starrten des lünglings Augen das
schöne Weib an, das jetzt mit eigener Hast zu reden fortfuhr:
„Meine Irmgard tauchte empor aus des Lebens Schatten, aus seiner krassesten
Armuth; mit einem leidenschaftlichen Hange nach Genuß mußte sie hungern, hatte sie
Nichts, um die geringsten Bedürfnisse zu decken: eine alte, sieche Mutter hungerte mit,
fror mit. Da begann Irmgard, einem inneren Drange gehorchend, zu schreiben; so ungefähr, wie Sie es jetzt thun; ihre Worte waren glatt und gewählt, ihre Vergleiche
poetisch und harmonisch, eine sanfte Melancholie zog ihre langweiligen Schatten durch ihre
Arbeiten. So hungrig sie auch war, und so hungrig ihre alte Mutter, keiner jener
Gewaltigen, die ihre Urtheile über solche Versuche abzugeben haben, gab auch nur ein
Stück Brod für dieselben. Da begann Irmgard schwach zu werden. Ihr Weg führte
sie an Abgründen vorbei — das Elend hatte sie entkräftet, sie sank hivein. Und da
drinnen überkam sie das erste Mal die Ahnung von dem litterarischen Gebote der Realistik!
„Beschreibe den Sumpf — jetzt kennst Dn wenigstens den!" sagte sie sich — »vielleicht
sindest Tu durch ihn auf bessere Wege!" Und als sie das vollbracht, als sie mit einigen
lebendigen Lichter n über Abgründe geleuchtet, da hatte sie das erste Honorar in der
Tasche. „Aber, mein Kind, es ist ja nicht schlecht — nur, bitte, streben sie nach ausgeprägter Eigenart, hüten Sie sich vor dem Stempel

der Gewöhnlichkeit," sagte d:r erfahrene
Litterat wohlwollend, als er ihr gestattet,', eine zweite Arbeit einzureichen. „AnsgcprSgte
Eigenart!" Das Wort war ihr schon so oft entgegengeklungen! Irmgard begann alle
großen litterarischen Zeitgenossen zu verschlingen ja! Da fand sie Eigenart im vollsten
Sinne des Wortes. Bald constatirte sie an einem der geistvollsten Schriftsteller der
Gegenwart, an den sich schon lange kein Tadel herangewagt haben würde, wahrhaft eigenartige Wortbildungen und höchst
ausdrucksvolle biloliche Charakteristiken. Seinen Helden
„lächerte" es, wenn ihn Etwas zum Lachen reizte — ein Hundcange schien ihm die edelste,
einzig richtige Charakteristik für ein treues Menschenauge. Von abstracten Begriffen wie
von conereten Tingeil zu reden, schien die höhere Kunst der Schriftsteller«. Ia, das
war Eigenart! Nun wnßte Irmgard, wie sie es zu machen hatte! Vor Allem hütete
sie sich natürlich vor Mondscheinserenaden und sonstigen nackten Gefühlsausfällen; den
Schmerz schickte sie nie ohne die wirksame Begleitung der Satire, der Selbstironie auf die
Bühne. Gleich jenem geiswollen Schriftsteller, war sie stets auf der Suche nach überraschenden Gleichnissen, nach neuen, eigenartigen
Wortspielen, sie begann auch, auf die
normale Bildung grammatikalischer Sätze zu verzichtcn; ganze Seiten hindurch half sie
sich mit Gedankenstrichen von einer Idee zur andern; es gelang ihr prächtig! Als sie
ihre zweite Arbeit überbrachte, ward sie nicht nur acceptirt, es wurde ihr sogar lächelnd
gesagt: „man könnte sie ja rein mit verwcchseln! Wirklich, höchst eigenartig!"
Von da ab ging es langsam, aber stetig aufwärts mit mciner Irmgard. Der Sumpf
lag hinter ihr. Wie ein allmählich versinkendes Schrcckbild starrte sie darauf von ihrem
mühseligen Wege zurück.
Tann kam eines Tages ein ganz realistischer, prosaischer Mann auf diesem Wege
daher, wie sie meinte, großgezogen, vollgcsogen mit den Grundsätzen gesetzlicher Ehrbegriffe,
und sagte ihr, daß er sie bis zum Wahnsinn liebe, daß er um ihre Hand bitte.
Irmgard fühlte sich nicht würdig, dieses reinen Mannes ehrliche Hand zu ergreift«,
und dennoch ersehnte sie es heiß, es zu thun. Diese Hand bot ihr Sickzerheit für alle
Zeiten, an dieser Hand gedachte sie sich emporzurichten, gedachte sie, ihre innere Würde
zurückzugewinnen, an dieseni treuen Herzen wollte sie lieben und leben lernen! Ia, sie
liebte ihn schon, seine elementaren Gefühle hatten auch sie ergriffen — sie mußte sich cm

dieses überströmende Herz — an das Herz dieses ihres, wie sagten Sie doch? dieses bis
zur Schablone herabgesunkenen Manius — werfen.
Sie that es! Aber sie hatte ihm Nichts von jenem Schmutze erzählt, der ihr zu den
ersten Stufen der Realistik emporgeholfen. —
Aber allgemach begann es sie zu drücken, dieses schreckliche Geheimnis;! Doch die
Angst, wieder losgelöst zu werden von diesem heißen, treuen Herze,,, liesz sie immer und
immer Mieder schweigen, bis sie es einmal doch zu Stande brachte, zu reden! Zur Erde
geworfen, das Haupt in seine Kniee gepreßt, war's ihr, als müsse jetzt und jetzt der
Schwertstreich niedersausen auf den gebeugten Nacken — als müsse ein Fußtritt sie weit
hinschleudern, vielleicht zurück, woher sie gekommen, in die Pfütze. — Doch — was war
das? Nichts von dem geschah! Zwei Hände, so weich wie die eines Kindes, legten sich
auf ihr schamvoll gesenktes Haupt, und eine Stimme, in Leidenschaft, ja! in Leidenschaft,
nicht in Schmerz oder Wuth erbeben", sprach halb erstickt ihren Namen: „Irmgard!" und
nochmals: „Irmgard! sieh auf! blick' in meine Augen, und sage mir, ob Du nicht weißt,
daß — ich Dich rasend liebe! und wärst Du gewesen, was immer!"
Irmgard erhob sich, nein, hier mußte sie nicht knieen! — Aber es war ihr, als ob
diese Erkenntnis; sie Plötzlich hoch über den Gatten stellte — ihm den besten, den herrlichsten Theil ihrer Gefühle, ihm ihre Achtung
zerstückte — ein tiefes Wehgefühl war in
ihr Herz getreten. Doch, — sie mußte ihm danken! War eS nicht lächerlich, nicht erleichtert, nicht glücklich darüber zu sein, daß das
Nivean seiner Moral sich nicht über das
ihre erhob?! — Sie dankte ihm, doch als der junge Mann mit dem Bewußtsein großmüthiger Verzeihung das heißbegehrte Weib an'S Herz
preßte, da ahnte er nicht, daß in
hier Brust plötzlich die große Oede der Enttäuschung Platz gegriffen hatte.
Er konnte verzeihen? er, der einst in einem jener Gespräche, welche sie sondirend,
gleich Fühlern vorausschickte, zähneknirschend gestammelt hatte: „Mich tauschen? ich würde
Dich an den Haaren durch die Zimmer schleifen!" Ein tiefer Schreck hatte sich da auf
ihre Seele gelegt, aber ihre Liebesdemuth hatte sich verdoppelt. So, nur so mußte der
Mann fühlen, dem sie sich ergeben wollte — jetzt erst liebte sie ihn ganz! Doch nun?
wie würde eS nun werden, da er ihre Vergangenheit preisgegeben, da er das Jdea^ zertrümmert hatte!?
Irmgard kannte zu jener Zeit das große Problem der menschlichen Natur nur unzulänglich! Damals wußte sie noch nicht, daß nur ein Narr
oder ein Schwärmer im
Individuum volle Harmonie sucht! Sie wußte nicht, daß sich trotz einzelner, barbarischer
Mißtöne eine oft gewaltige Melodie der Schönheit in der Menschenscele zusammensuchen
liehe, und darum verzweifelte sie dazumal an diesem ihr widrigen Mißton, der sich ihr
so ganz unerwartet offenbarte. — Sie sehen, sie war damals wirklich iiber die erste,,
Stufen der Realistik nickt hinaus! — Irmgard ward eine noch drastischere Lehre zugedacht.
Ihr Gatte hatte sie auf seine Kniee gezogen und unter leid.'nschaftlichcn Liebesbezeugungm
bat er sie, gegen ihn offen, ganz offen zu sein', „tont compr^mlro c'sst tm,t paraonvei"'
— ein Hohnlachen gellte in ihr: Dn hast ja schon Alles verziehe», ohne Alles zu verstehen!
Aber sie mußte gehorchen, und sie beichtete Schuld und Zwang zur Schuld.
Doch da! — welch' neues Näthsel, welch' neue Ueberraschung harrte ihrer!? Nicht
das Berhüngniß, das sie abwärts trieb, war ihm der Schwerpunkt ihrer Worte — die
Schuld und die Bilder, die sie ihm mit dieser enthüllte, die trank er von ihren Lippen, und
nie war der Rausch seiner Sinne elementarer gewesen, als da er ihn aus der Pikcmterie
ihrer Vergangenheit sog! Und nie während der Stunden ihres vergangenen Elends fühlte
sie sich tiefer entwürdigt, als jetzt, durch diese ehelicle Gluth." —

Helene schwieg, ihr Blick, lodernd vor innerer Erregung, hatte bis nun ziellos über
ihr Vis-ä-vis hinweggeblitzt, jetzt traf ihn der schimmernde Strahl ihres mächtigen Auges,
ernst, prüfend. Der Jüngling saß da, traumverloren — sein Manuskript war seinen
Händen entsunken, auf den Wangen flammten die Wogen dunkler, geheimnißvollcr Er-

regung, und als ihr klick nun den seinen zu sich hinüberzwang, da sah sie es, es schimmelte
darin verrätherisch. Und sie fuhr fort:
„Irmgard war dann Mutter geworden. Auch nicht jene Mutter, zu der Sie, mein
Freund, Ihre Irmgard gemacht Haren! Meine Irmgard hat zwei Töchter, die eine, des
Ebenbild des Vaters, ist das Götzenbild der Mutter, die andere, in nur zu vielen Zügeu
der Mutter gleich, erweckt in dieser eine stets neuerirachende, ihr selbst unerklärliche, ihr
selbst qualvolle, frevelhafte Antipathie! Und so grcß das innere Grauen vor dieser Antituthi-Irmgards gegen ihr Kind auch ist, so heftig sie in endlosem inneren Ringen dagegen sn>
kämpft, sie wird nicht Herr derselben! Tie ältere der Kleinen, Rose, ein materiell und
sinnlich veranlagter Charakter, in Allem den. Bater folgend, ist in das Herz der
Mutter geschlossen, die jüngere, zarte, stets blasse Alma mit den großen, blauen, lang»
bewimperten Augen, welche täglich ncuellich stumm und angstvoll um die Liebe der
Mutter flehen, dies Kind, da?, Irmgard weiß es, um so viel tiefer, seltener veranlagt ist
als Rose, dies Kind vermag ihr Herz nicht zu rühren, nicht zu erbetteln! Oft läßt sie
es grausam strenge an, züchtigt es, wo sie für die gleichen oder größeren Vergehen Roses
nur Milde und Vei zeihen IM. T«s ganze, nichts weniger als schöne Gesichtchen Roses
übt auf ihr Mutterauge den bekannten, gehkimnißvollen Zauber aus — es ist ihr entzückend — ein breitgerathener Mund in dem sonst schönen, edlen Antlitze Almas erweckt
Irmgards unüberwindlichen Widerwillen alle Zeit auf's Nene! Plötzlich erwacht wohl
dann die Qual dcL-Gewissens . . . dann überwindet sie sich, in wilder Zärtlichkeit und
Reue preßt sie das Haupt der Kleinen an sich, die dann hoffen mag: sie sei doch geliebt'
Doch sie ist es nicht! Die geheimnißvolle Antipathie ist nicht zu übertäuben durch solch'
erzwungene Ausfälle einer Zärtlichkeit, die nur eine Sühne für innerste Kälte diesem
ärmsten aller Kinder gegenüber bedeutet! Tos ist Irmgard als Mutter!"
Helene hat das Haupt tief auf die Brust gesenkt, und jetzt weint sie — sie weint,
als ob sie allein wäre. Plötzlich trocknet sie ihre Thronen und blickt ihr stummes Gegen-
über an — der junge Mann ist blaß, tief blaß — er findet kein Wort des Trostes, er
streicht nur über seine heiße Stirne, auf welcher seine blonden Haare kleben. Auch Helene
strich das blauschwarze Haar zurück, ihre versckInngenen Hände blieben minutenlang auf
dem Haupte liegen, in ihren Fauteuil zurückgesunken, schaute sie gedankenvoll in's Leere.
Dann lösten sich ihre Hände langsam, ihre Züge waren ruhiger geworden, aber ein
satirisck,er Ausdruck belebte sie, als sie weiterfuhr: »Tos wäre eben wieder einer jener
Mißtöne in der herrlichen Melodie des Menschenherzcns gewesen!
Und unsere Irmgard verstand ihr Handwerk immer b,fser! Sie errang Ruhm und
Anerkennung! Ihr Ruf war ein bedeutender geworden! Ia! diese Fron beschrieb dos
Blut nnd seinen geheimsten Kreislauf! Ihre Werke waren anatomische Zerlegurgen des
menschlichen Organizmus! Sie erinnerten an jene Studienköpfe großer Meister, welche
uns frappiren, oft ontipathisch berühren einer einzigen Linie halber, die wir uns wegwünschen, nm uns gle'ch darauf zu gestehen, daß diese realistische Linie allein es zum
vollen Werthc erhebe — daß mit ihr die Wahrheit schwände! So wurde Irmgard groß!
auf diesem Wege geriet!) sie nach oben! Aber," und jetzt lächelte Helene, jeder trogische
Accent, jeder dramatische Zug war aus ihr,m Antlitz mit diesem .aber" entschwunden,
mit dem sie gleichsam ihren bisherigen Bortrag abschloß: »Aber, mein lieber Freund, es
wäre Unsinn, zu glauben, daß Irmgard stets da oben lierumpilgerte! Erlauben Sie, das
wäre eine zu elmüdende Beschäftigung! Nein, nein, viel lieber, als auf jenem hals,
brecherischen Wege, bewegt sie sich da unten, auf der bequemen Ebene der Alltäglichkeit!
Sie hat es nach und nach gelernt, die sinnlichen Schwächen und Laster des Mannes, der
sie mit uamenloser Zärtlichkeit unigiebt, nicht weiter mit den Angen der Richterin zu
besehen, selbe um seiner glänzenden, ja, glänzenden Geistes- und Herzcnseigenschaften willen
zu vergessen! Sie hat sich in seinen Charakter, so wie er ist, hineingcfnnden und hat zu
ihrer eigenen Verwunderung bemerkt, daß es nicht allzu schwer ist, eiu Uebermaß von
Leidenschaft, nnd selbst wenn es nicht dem reinsten Urquell entflösse, zu verzeihen. Zie

versteht es nun, das Leben zu fassen, wie es sich ihr bietet, und kommt dabei nicht
allzu schlecht hinweg!"
„Ist das möglich?!" flüstert eine leise, von Empörung getragene Stimme — Helene
schaut in ein vor Entrüstung sprühendes Augenpaar.
‚Ja wohl, mein Freund, es ist möglich, sogar sehr möglich! Und so wenig Sie
dem .trockenen, prosaischen Kaufmann' eine ursprüngliche, durch Nichts zu unterdrückende
Ätacht der Liebesleidenschaft zuzumuthen verstanden, so wenig würden Sie in ihm suchen,
was er ferner mit seinen geschciftlick en Talenten in sich vereinigt: unter Anderem die
beneidensmerthe Gabe, durch einm gesunden, urkomischen Clown>Humor die Mahlzeiten zu
würzen. Salven schallender Heiterkeit zu entlocken — und da versuchen Sie es mal, in
ewiger Trauer um die iseale Ueberzeugung in seiner Nähe zu weilen! Dieser Gatte ist
ebenso wenig die Verwirklichung jener kargen Figur, die Ihre Unerfahrenheit heute
gezeichnet, wie Irmgard selbst Ihrer Illusion entspricht! Es ist auch ein ungesundes
Verlangen an ein Erdcnwesen, es solle ein ganzes Leben hindurch Heldin sein! Nein,
nein, mein Freund! Lassen Sie das Schreiben, lassen Sie es, bis Sie Ater geworden,
bis die Erfahrung Ihnen die Gestalten zeichnen hilft! An meinen Studienköpfen alterirt
Sie die wahre Linie — aber die muß bleiben! Tie menschliche Natur vereinigt in den

einzelnen Individuen meist ungeahnte Widersprüche, die sich nur dem scharfblickenden
Nächststehenden offenbaren. Nicht häufig wagt d.-r zeichnende Darsteller, diese tief verborgene RSthselerscheinung der Seele bloßzulegen, in der Furcht, auf Ungläubige zu
stoßen; meist begnügt er sich, schwache und starke Charakterfiguren zu gestalten: in dem
Starken die widersinnigsten Schwächen hercmszuspähen, in dem Schwachen ungeahnte,
ebenfalls widersinnig erscheinende Kräfte zu enthüllen — dazu haben nicht Alleden Muth!
ES ist ein lächerlicher Jrrthum, aus der hohen geistigen und selbst seelischen Begabung
eines Menschen auf einen auch sonst gleichwerthigen Inhalt seines, durch hundert Einflüsse
des Alltagslebens meist beeinträchtigten Wesens zu schließen — und ebenso ungerecht wäre
eS, die Möglichkeit über das Gemeine cmportragender Empfindungen in einem prosaischen
Charakter zu bestreiten — und seien diese Empfindungen auch von lasterhaften Begleiterscheinungen entstellt, in ihrer Gewalt heben sie doch empor! Darum fassen Sie sich
bis zu der gräulichen Borstellung: Irmgard steht nicht ewig .herbe abgeivandt', was
übrigens einen ebenso unhöflichen, wie komischen Beigeschmack hätte — sie lebt an der
Seite dieses Kaufmannes ohne idealen Schmerz, in gesunder, irdischer Befriedigung dahin
— und er, der .Niedrigstehende', er arbeitet strenge an der mütterlichen Ungerechtigkeit
der .Erhabenen'! — daS sind so die geheimen Widersprüche, an denen die menschliche
Natur ewig kranken wird."

Helene hatte sich bei den letzten Worten erhoben, Werming that das Gleiche. Er
war stumm — er fand kein Wort aus dem Labyrinth der mannigfachen Eindrücke, die
in ihm wogten, der Abklärung bedurften.

Helene sah dies — ein schönes Gefühl der Befriedigung erglänzte auf ihren Zügen,
olS sie nnt gesellschaftlicher Gewandtheit lächelnd sagte: „Also Sie reisen noch beute?"

»Jawohl, noch heute," sprach er kurz, bedrückt, »ich . . . glaube, auf immer."

Do reichte sie ihm die Hnnd — er berührte sie kaum — verneigte sich kurz und
hatte sie verlassen, hastig, drängend: sein Manuscrivt war auf dem Teppich liegen geblieben
— er wollte es vergessen. Helene aber sagte leise: »Dem Hab' ich geholfen."

Nach mehreren Jahren hörte sie den Namen Werming» wieder. Und da sah sie's,
— ihre Stunde Realistik hatte ihm wirklich geHolsen! Seine Heldinnen waren es selten
und die seelischen Conflictc seiner Helden lösten sich gewöhnlich ohne voreilige Kugel» —
er Kalte seine Aufgabe erfaßt: er war ein muthiger Jünger der Realistik geworden!

Illustrirte Bibliographie.

Tas XIX. Jahrhundert iu Wort und
Bild. Politische und Cnltnr.Geschichte
von Hans Kraemer in Verbindung mit
hervorragenden Fachmännern. Berlin,
Deutsches Verlagshaus Bong K Co.

Das Jahrhundert geht zu Ende:
und wie der einzelne Mensch nach einem Ab»
schnitt seines Lebens rückschauend sich Rechenschaft ablegen mag über das in der durchmessenen Zeit Erstrebte, Erlittene und Erkämpfte, so drängt sich auch am Wendepunkte zweier Iahrhunderte den Völkern da?
Verlangen auf, das verflossene Säenlum in
seiner Ganzheit zu erfassen; ihre Thaten
und Schicksale in diesem Zeitraum zu überschauen und für ihn die Formel zu sinden,
die ihn erklärt, ihm den Stempel aufdrückt:
— und mag auch die nüchterne Erwägung
nus sagen, daß die Menschheitsgeschichte in
fortwährendem Flusse, in ununterbrochener,
ob auch mitunter rückläusiger und niedersteigender Bewegung sich besindet, und daß,
wenn schon in ihr der Historiker nach dem
Diviäo et imp«r«, das nicht nur für die praktische Politik, sondern auch für die geistige
Erkenntniß Geltung hat, verschiedene Phasen abgrenzt und abgrenzen muß, diese Phasen
doch nicht in Abschnitte des Kalenders sich hineinpassen lassen. — Zahlen üben schon an
sich eine Macht, der man sich nicht ganz entziehen kann: und so lassen wir uns von gewissen Iahreszahlen bestimmen, sie als Grenzpfähle einer Entlvicklungsperiode anzusehen:
während deren wirtliche Anfangs- und Endpunkte, soweit solche überhaupt bestimmbar,
anderswo liegen. So liebt man es, die Iahrhunderte gleichsam als ein organisches Ganze
anzusehen, sie mit einem Schlagwort zu charakterisiren. Auch für unser Iahrhundert, Ws
in seines Wesens Kern zu erfassen wir nns, die wir für seine historische Betrachtung zu
nahe stehen, nicht einbilden dürfen, ob wir es auch versuchen mögen, hat man die Formel
zu ftuden sich bemüht: verschiedene Epitheta sind gewählt worden, es zu charakterisiren:
Man hat es das Iahrhundert der Ersindungen, der Naturwissenschaften, das demokratische

Cchreibiischlampe der Königin Luise,
Original im Hohenzillern-Musenm, Berlin.

Jahrhundert genannt: ja der Italiener Mantegazza hat ihm leichtfertiger Weise das
Stigma des heuchlerischen Iahrhunderts psr exeollouv« aufgedrückt. Doch das Amt des
berufenen Kritikers oder Richters unseres Iahrhunderts wird ein späteres übernehmen:
nur die Nachwelt wird das Wort sprechen, welches das Rüthsel des S.iculums löst. So

Immanuel Kant,
Noch dem Kupserstich von I, L, Raab,
«us: Hans Kraemer, Das XIX. Iahrhundert in Wort und Bild. Berlin, Deutsches VerlagMau»
Song K Co,

sieht denn auch da? von der bekannten Verlagshandlung Bong K Co. in Angriff genommene umfassende Werk, welches unser Iahrhundert beschreiben will, von jedem Versuche nach dieser Seite hin ab. Es will nur das thatsächliche Material zusammentragen,
eine Nebersicht über den Entwickelungsgang auf allen Gebieten geben. Neben der politischen Geschichte wird die Eulturgeschichte im weitesten Sinne zur Darstellung kommen.

Die Ergebnisse der Wissenschaft, insbesondere soweit dieselben zu praktischer Geltung ge»
langt sind, die ungeheure Entfaltung der Technik und Industrie, Litteratur und säöne
Künste, Erfindungen und Entdeckungen, Weltverkehr und Handel, Socialpolitik, Sitten und
Moden, höfische und Volksfeste u. f. w. — Alles das soll der Rahmen dieses Werkes
umfassen.
Ein außerordentlich gewaltiger und vielgestaltiger Stoff, den zu bewältigen man
selbst die respectable Anzahl von 60 Heften großen Formats von je 1:/z Bo,ien kaum
für genügend erachten möchte, zumal eine reiche Illustration dem Tcxte den Raum streitig
macht: wobei andererseits freilich in's Gewicht fällt, daß manches Bild, manche unsere
Anschauung unmittelbar befriedigende Rcproductiou mehr als lange Beschreibungen und
Schilderungen sagt und sie zum Theil zu ersetzen vermag. — Immerhin ist eine ge»

EMPTY

drängte Darstellung geboten, die nur das Wesentlichste bringt, die Entwicklung der
einzelnen Disciplinen in großen Linien, unter Hervorhebung der hervorragendsten Persönlichkeiten und der markantesten Momente möglichst klar zeichnet, sich mehr auf die
Fixirung der endlichen Resultate beschränkt, die mannigfachen Anläufe, erfolglosen Bestrebungen und Irrthümer, die ihnen vorangegangen, mit ihnen verknüpft sind, flüchtig
streisend; hinter dem Bleibenden, lebendig Gebliebenen und Fortwirkenden muß das Bergängliche, Flüchtige — ob es auch zur Geschichte der Zeit gehört — stark zurücktreten.
Es wird dabei nicht immer leicht sein, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden: es wird hier Zweifelfitlle geben, in denen schließlich die Raumrücksichten den Ausschlag geben. So wird dieser und jener in dem das geistige Leben bis zum Tode Kants und
Schillers behandelnden Abschnitt, dem nur 4 Tcxtseiten eingeräumt worden sind, es wohl
bedauern, daß von einer Darlegung von Schillers Stellung in der Weltlitteratur als
„sich erübrigend" abgesehen worden ist. Diese Darlegung gehört — selbst wenn sie den
meisten' Lesern Bekanntes sagen sollte — doch unbedingt in ein Werk, welches das
XIX. Iahrhundert zu schildern beabsichtigt. Hierzu muß der Raum — wenn auch ein
geringer — vorhanden sein. Ebenda ist auch die Charakteristrung Ican Pauls, der
unserer Ansicht nach nicht nach Gebühr gewürdigt wird, zu beanstanden. Für Goethe
werden wir auf später vertröstet. Im Uebrigen kann mau auf Grund der bis jetzt vorliegenden 13 Lieferungen — alsz etwa von einem Fünftel des GesammtioerKs — die
Darstellung, die bis zum Iahre 1821 reicht, in ihrer einem Bolköbuche — ein solches
soll das Werk werden — angemessenen Tonart, die schlicht und dabei anregend ist, in der
wohlthuenden Klarheit, mit der auf den verschiedenen Gebieten der Entmickeluiigsgang hingezeichnet wird, nur loben. In den vorliegenden 13 Lieferungen wird, nach einer Einleitung, die ein Bild der Weltlage am Ende des 18. Iahrhunderts giebt, der Zeilraum von 1795—1804 — Napoleon und seine Zeit — behandelt: zunächst die rein politische
Geschichte, bis zur Kaiserkrönnug Napoleons, dann die Forschungsreisen, das geisnge
Leben jener Iahre. Auf die politische Geschichte der Zeit von 1805-1812 folgt eine
Charakteristik des Empire-Stils, ein Capitel über „Rechtspflege n,i» Gesetzgebung", das
eine recht klare Uebersicht über die Rechrszustaude am Anfang des 19. Irhrhunderts, die
in fast allen europaischen Landern
unter französischem Einfluß standen,
bietet: dann wird die Entwicklung
von Technik und Industrie, der
Chemie und Phnsik in den
Laien fesselnder Weise skizzirt,
mid endlich ein Abschnitt der
Musik bis zum Tode Beethooens
gewidmet. — Die dritte Zeilperiode wird von 1812—1821
abgegrenzt, nach der politischen
Geschichte folgt ein Abschnitt über
„Tie Frauen der napoleoiiischni
Zeit", dann einer über „Stcinnnd Buchdruck". — Diese Uebersicht über den Inhalt der bis jetzt
zur Ausgabe gelangten Lieferungen mag zeigen, in welcher
Weise der unübersehbare Stoff gegliedert wird. Es ist selbstverständlich, daß ein Einzelner
alle diese einzelnen Gebiete heutzutage nicht mehr beherrschen
kann — sei er noch so universal
veranlagt. So hat denn der durch
seine Herausgabe der Reden
Bismarcks und sein ebenfalls im
Berlage von Bong A Co. erschienenes Werk „Deutsche Helden
Allegorische Darstellung des Steine« der Weisen.

des Großen" bekannte Herausgeber Hans Kraemer sich der Unterstützimg von Fachmännern
— Stamm sind leider nicht genannt — versichert. Ein einheitlicher Charakter wird deshalb dem Werke anscheinend nicht fehlen; mag auch hie und da ein kleiner Widerspruch
mit unterlaufen, wie z. B. der, daß in der Einleitung von der Musik unserer Zeit bedauernd gesagt wird, daß ihr leider ein Mozart und Beethoven fehle, während auf
Seite 215 das durch diese Bemerkung gegen Richard Wagner und die moderne Kunst begangene Unrecht durch Wagners Erwähnung als „deutschesten Meister" wieder gut gemacht
wird. — Gewiß wird man noch dies und jenes an dem Werk — über das ein endgiltigeS
Urtheil freilich, bis es vollständig vorliegen wird, vertagt werden muß — aussetzen
können: und dieser und jener Wunsch des Lesers wird — je nach dem Schwerpunkt seiner

Interessen — unerfüllt geblieben sein; — wenn man aber das Werk als ein Volksbuch, das es sein soll, betrachtet, die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe in Betracht zieht, wird man billiger Weise nicht an kleine Mängel sich stoßen und sich der Fülle von Wissen, Belehrung und Anregung, die das Werk dem Laien bietet, anerkennend erfreuen. Die Ausstattung an Illustrationen — insgesammc sollen es ca. 1000 sein —,, schwarzen und bunten Kunstblättern, interessanten F^icsimile-Beilagen — ist von jener Reichhaltigkeit und Gediegenheit, die wir von anderen Pudlicationen des Verlages gewohnt sind. Die diesen Zeilen beigegebenen Illustrationen mögen nach Gegenstand und Ausführung als Probe dienen. — TaS Werk wird — wie schon erwähnt — 60 Lieferungen umfassen? jede Lieferung kostet 0,00 Mk. —I—

Schriften von Marcel Prövoft.

Marcel Prsvost: Was Frauen schreiben. Antorisirte Nebersetzung von Wolf Buttler, Collection Wigand, Leipzig. — Julchens Heirath. Albert Langens Verlag. München. — Nimba. Autoristrte Uebcrsetzung von F. Gräfin zu Revcntlow. Albert Langens Verlag, München.

Von vornherein stellen wir fest: Die Bücher von Marcel Prsvost sind keine Lcctüre für Mädchenpensionate oder junge Manner, die eben erst zur Reise durch das Leben flügge geworden, und weil leider es keine Controle über die Lectüre unserer Jugend giebt, wie etwa über d u Verkauf von Giftstoffen, sind die Prsvost'schen Schriften in gewissem Sinne gefahrliche Bücher! Aber ebenso wie die Giftstoffe, zu richtiger Zeit genommen, Heilmittel sind, so wohnt auch jenen Büchern eine Wirkung inne, die man im besten Sinne eine läuternde nennen kann, — im besten Sinne deswegen, weil es ihre Tendenz ist, den Sieg reiner und tiefer Empfindungen über die Wallungen des BlnteS und die Lust am Unerlaubten zu künden: weil hinter aller Ausgelassenheit sittlicher Ernst sich birgt, und neben weitgehender Nichtachtung allgemein giltiger Sittengesetze jene ewige Moral, die im Rcininenschlichen liegt, ihr volles Recht behält! Gewiß, es ist eine Thatsache, daß vom Prsvost'seKen Standpunkt aus die Hingezogeuheit beider Geschlechter zu einander eine Art Angelpunkt ist, in dem das Menschenthum gipfelt: aber wenn dem französischen Dichter auch die conventionellen Gesetze sehr minderwerthig erscheinen, und der Gerichtshof von Muhmen und Basen ihm garnicht imponirt, so verlieren sich alle die Ausschreitungen, die Prsvost graziös und geistreich, ohne sich ein Matt vor den Mund zu nehmen, schildert, niemals in das Niedrige hinein! Viel nach dem Herkommen Verbotenes geschieht in den Prsvost'schen Büchern, etwas Häßliches oder gar Gemeines geschieht niemals, und das werden die rechten Leser für die Prsvost'schen Bücher sein, die sich von ihm nicht nur amüsant unterhalten, sondern auch recht häufig tief ergreife» lassen. Und wer, der denkend zu lesen pflegt, wird z. B. nicht tief ergriffen sein von dem Briefe der kleinen Confeciioneuse Antoinette Legrand an den Vicomte Hervs de Lcwerrisre, jenem jnngen Mädchen, das nicht mehr und nicht weniger, als eine richtige Grisettennatur ist, aber von einer Feinfühligkeit, einer Stärke und Wärme der Empfindung, wie sie uns als schönste Zierde echten Weibrhums gilt. Sie macht gar kein Hehl daran»: jener Vicomte, nach dem sie sich hat sehnen müssen, trotz ihres Widerstreben?, tagaus, tagcin, den noch einmal wieder zu treffen, sie wochenlang, Abend für Abend, immer dieselbe Straße hin- und hergegangen, hätte mit ihr machen können, was er gewollt, wenn sie sich zusammengefunden hatten. Dieses Mädchen hat sich den Tod geholt bei dem vergeblichen Warten auf den Geliebten, und sterbend schreibt sie ihm: „Ich bin gar nicht

böse auf Sie, gar nicht: ich sage nicht, daß Sie Schuld an meiner Krankheit smd, ivas jetzt passirt ist, das wäre eines schönen Tages wahrscheinlich doch gekommen; aber eL ist Ihretwegen ein bischen schneller gekommen, ohne daß Sie Etwas dafür sonnen, und — weil es gar nicht schön ist, mit zwanzig lahren zu sterben, "deswegen bittet das Mädchen, das niemals gesündigt und dennoch nur wie „leichte Waare" behandelt wurde, den Mann, der wahrscheinlich wegen seiner mrlen Erfolge bei den grauen eine gesuchteste Persönlichkeit der besseren Gesellschaft ist, — Antoinette Legrand bittet mit rührendsten Worten den Vicomte de Laverriöre, ein einziges Mal zu ihr zu kommen an ihr Krankenbett, auf daß sie noch einmal seine Stinime r,ö.t, daß er einmal ihr erlaubt, seine Augen zu küssen, weil — sie dann ruhiger sterben wird! Das ist der Brief eines einfackM französischen Mädchens, und wer „Was die Frauen schreiben" richtig zu lesen versteht, der wird Marcel Prsoost nicht mehr nur als den geistvoll-pikanten Causenr, sondern als einen tiefen Kenner des Frauenherzens, oft zu der Frauen größeren Ehre, schätzen lernen. Das beweist der Schriftsteller übrigens auch deutlich in der Ehe-Novelle „Julchens Heirath", in der sich ein Guttheil moderner französischer Gesellschafts'Geschichte cffenbart. Man lese das Büchlein nur von diesem Standpunkte aus, und alle Pikanterieen und Intimitäten werden in den Hintergrund treten vor der ernsten Wahrheit, die in den Tagebuch-Aufzeichnungen jener eleganten Pariserin zwischen den Zeilen zu finden ist, deren „Disposition" zur Untreue wirklich alles Bedenkliche verliert, vor ihrem instinctiven Bedürfniß, den eigenen Gatten hoch zu schützen und ihm dankbar zu sein. —

„Nimba", das dritte oben genannte Buch Prsvosts, führt uns in eine ganz andere Welt? statt in die fashionablesten Quartiere von Paris, in eine kleine befestigte Stellung an der Grenze zweier abessynischer Provinzen, und an Stelle der vornehmen oder eleganten Pariserin ist Nimba, ein nixenhaftes, cwessynisches Mädchen, seine Heldin. Aber, hier wie dort, immer dasselbe: der dämonisch'Magische Einfluß der Geschlechter auf einander! Hier ist's ein Weib, das eben im Begriffe ist, die ideale Freundschaft zweier Männer in Haß zu verwandeln, als die beiden Freunde, bevor sie, um jenes Mädchen zu besitzen, sich zu tödten versuchen, durch die Herrschaft des Besseren sich ans sich selbst besinnend, sich über das drohende Verhängniß Kinüber die Hände reichen und zurückschreitcn in ihr neu geborenes Freundschaftsverhältniß hinein. — Auch „Nimba" ist ein echter Prsvost; auch hier wird sie gekündet, die ernste sittliche Ueberzeugung: Der stärkste Impuls in der Menschenbrust, stärker als jeglicher Wahn, sei es der des Sinnenrausches, oder der des Bestrebens, das Reinmenschliche in die Modetrachten des Conventionellen zu zwängen,

ist und bleibt die Jdeel
Die Uebersetzung der drei aenaMten Bücher ist als trefflich zu bezeichnen.
4. ^V.
Bibliographische Notizen.
Perspectiven. Von H. Steiniger, j in Gesprächsform, oder zu einer Neubildung
Leipzig, Georg H. Wigands Verlag
„Perspectiven", „Gesich tspunkte",
nennt der Autor sein Buch. Der Titel
ist gut gewählt: lauter Gesichtspunkte
werden uns eröffnet, aber von keinem sieht
man in das wirkliche Leben hinein, oder
mindestens wird der Blick, der hierher sich
richtet, sofort als ein kurzsichtiger bezeichnet und das Auge wieder dorthin gelenkt, wo das Wolkenkuckucksheim liegt.
der Gesellschaftsordnung — wir erfahren
es nicht! ?n dem Buche begegnen sich
eine Anzahl von Menschen, und alle fangen
sie sofort an zu Philosophiren, zu reflectiren.
zu abstrahiren, zu ästhetinren ?c. :c, und
keiner hat die Meinung des Anderen, und
alle haben sie von ihrem Gesichtspunkte
aus Recht: sie behaupten geistreich und
folgern logisch! Denn, das muß man zugestehen, gescheidte Menschen sind sie Alle.
Was das Buch sein soll, ob ein Roman: 5 die Männlein uud die Wciblein, sehr viel
ein Märchenbuch für große Kinder: eine kluge, beherzigenswerthe, den Nagel auf
Persiflage, oder der ernsthafte Versuch zu den Kopf triffende Bemerkungen werden
einer Ethik ans wissenschaftlicher Grundlage I laut, und wenn Einem, nachdem man ihnen

eine Zeitlang zugehört, deimoch dos bekannte Mühlrad im Kopfe herumgeht, so
liegt das eben an dem schier unerschöpf»
lickM Her und Hin, an der Unbegrenztheit
aller dieser Gesichtspunkte; mit dem beschränkten Unterthanenverstande vermag man
da nicht mehr zu folgen. Ucbrigens rufen
sich die streitenden, ihre Meinungen austauschenden Persönlichkeiten selbst häufig
genug den Vorwurf zu: „Sie verstehen
mich nicht." und weiter können wir uns
zum Tröste sagen, daß der oben citirte
Goethe uns ja schon zu seiner Zeit bedauerte, weil wir „Enkel" sind. Nun,
seitdem sind die Welt und ihre (besetze noch
älter geworden, und mehr denn je bedürfen
wir, um die Wucht der Gegenwart zn ertragen, festen Boden unter den Füßeu und
veruwgen die Grenzen der Wirklichkeit nicht
so weit zu überschreiten, um mit
H. Steiniger in seiner (Gedankenwelt
flüggen Schrittes auf Ziele loszusteuern, die
— wie wir allerdings bescheiden einwenden
möchten — Ienem selbst mich noch nicht klar
sind! Und noch ein Tröstliches wissen wir
zu nennen: Ienes, übrigens auch sehr
kluge Mädchen, das einfach bekennt, es
will nichts Anderes, als so viel als möglich helfen und Gutes thun, das verstehen wir in all seinem Denken und
Anstreben vollständig, und gerade dieses
Mädchen erscheint uns als die beste Rechtfertigung des Buches überhaupt. — Der
Autor bemerkt auf irgend einer Seite in
seinem Buche: „Dieses wirre Dahinauswollen, wo einmal kein Loch ist, wirkt auf
die Dauer zu ermüdend" — eine treffendere
Kritik der „Perspectiven" wissen wir nicht
zu künden, nur möchten wir hinzufügen,
was vielleicht nicht zwischen dem bislier
Gesagten herausklingt: Lesenswerth uud
mannigfach belehrend ist das Buch dennoch!
V.
Bk. v. Egidy. Gedanken über Erziehung.
Sammlung pädagogischer Vorträge,
herausgegeben von Wilh. Meyer-Markau. X. Band. Heft 6. Bonn,
Soennecken.
Die Erziehung der Iugend soll so geleitet werden, daß an die Stelle des jetzt
vorherrschenden Zwangsgefühls des äußerlichen „Du sollst" und des „Du darfst
nicht" das befreiende Gefühl des innerlichen
auf dem Zusammengehörigkeitsbewußtscin
beruhenden „Ich will gut sein" tritt, das
ist der Gruntton der aurcgendcu Schrift.
Nachfolger. Roman von Iulius Weil,
Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v.
S. Schottlaender.
Ein Buch von Iulius Weil nehmen
wir von vornherein mit der Beruhigung in
die Hand, keinesfalls ein Zeitopfer zu

bringen. Wir kennen Iulius Weil als eineu
geistig hochorganisirten, feinfühligen Schriftsteller, Dichter uud Denker zugleich, der,
falls seine Kunst zu fabnliren einmal Wege
geht, denen wir rückhaltlosen Geschmack
nicht abgewinnen können, uns reichlich entschädigt durch den Gedankenwerth seiner
Dichtungen. Auch steht es für uns fest, daß
Iulius Weil ernsthafte Selbstkritik besitzt und
sein gereiftes feinfühliges litterarischcs Urtheil die Veröffentlichung nuwerther Schöpfungen nicht zuläßt. Sein neuestes Buch
„Nachfolger", ist übrigens in jeder Beziehung
ein gutes Buch. In scharfer Pragnanz, in
tief ergreisenden, aber durchaus lebenswahren
Consequenzen ist hier der Gedanke dichterisch
ausgestaltet: „Nicht nur, welch' gewaltiger,
sonderu auch welch' gewaltsamer Unterschied
im Trachten und Handeln, in der ganzen
Lebensführung, von einer Generation zur
anderen!" Die Iungen zwitschern nicht mehr,
wie die Alten gesungen: „Nachkommen"
sind sie wohl, aber „Nachfolger" sind sie
nicht, und das ist traurig und wird in den
meisten Millen zu schlimmem Ende führen,
wenn der Ilmschwung der Zeit, dessen Fortschritte und höher liegende Gesichtspunkte
sich deren Söhne ja gewiß theilhaftig machen
sollen, in dem Individuum auch das erschüttert, oder gar vernichtet, was kein Zcitumschwung anzutasten versuchen darf, jene
ewigen Gesetze unserer Gesellschaftsordnung:
Rechtlichkeit. Zuverlässigkeit, Gründlichkeit!
So weit müssen unsere Nachkommen immer
unsere Nachfolger sein. In dem Weil'schcn
Buche ist der Nachfolger nicht nur der
Mensch einer neuen Zeit, sondern er gehört
zu deren Auswüchsen, wie sie leider nur
zu häusig existiren. Wir können auf die
episch reichbewcgte, fesselnde und zu herzergreifenden Höhepunkten führende Handlung,
in der besonders ein Frauenleben uns Psychologisch vertieft und in dichterischer Schöne
gestaltet erscheint, hier nicht näher eingehen.
Nur hervorheben wollen wir noch, daß, neben
der bedeutsamen dichterischen Tendenz uns
in dem Buche auch die treffend und in
packender Plastik dargestellten spccisischen
Zustände Oberschlesiens, jenes Theiles einer
preußischen Provinz, in der sich Gegensätze
in schrrffster Form berühren. undeineMenge
von Typen in die Erscheinung treten, wie
sie nur unter ganz besonderen Verhältnissen

auf kleinem Raume sich zusammendrängen, wir zur entsvrecheudsten Werthschagung des
in hohem Grade interessiren. Nur mit der Buches dessen Lectüre s.'lbst ausrichtig
Wahl des Titels seines Buches möchten empfehlen; sie wird dem Autor sicher viele
wir mit dem Verfasser rechten, sonst können neue Freunde gewinnen. W.
Lwgegangsne LIleder. Lesxrecliung v
^u» krzmclsn 2un^ri. Line llaidmonatssebrikt. 18W, llekt lö. Stuttgart, oentseb«
Verlags änstalt,
LsttsIKsim, ^«toa, äeta diurn», Gesammelte
^ufsät«e, Xens ?olge. Vien, ä, llartlebens
Verlag.
Lräiicls». <Zz<z«, vigsolving Views. CkaraKter-
«eicbnungen von Ici»I und I.ente,,, ans
Aatur und Luust. I.'ed^rset«t v«u ä. v. d.
I.indsn, I>ip«ig, II, varsdork.
O>u^U»?ton» I^,nr1l>Q »,»l1 üsvlro»»,
I^on la». SlmnKin, llai'skall, llamilton, Kent
K ». I,td.
?Isre>vZK^, X., Das ^ L O der »oeialen
Vissenscbaften, vi« gegenwärtig vesteuropüisebe Oivllisalion, lledel'set«uug d«
>ut«rs (aus dem liussisobenl mit Lrgün-
«nngen. I, ip«ig, llerniann llaacKe,
?itkrsr, ll1u»trlrrsr, durol, valmatien, längs
der Kllst« vo» .Nbauien bis Korku und
»aed den .lvniseben Inseln, llit LS ^vbildnngen und ti Karten, Vierte gän«licb
umgearbeitete .^ullage. Vien, ^, llartiedens Verla?.
SolS «KmMt, Or. pbll. I^aclvtlx, Kaut und
lleImbolt«, ?opularwissensel,»ktlivl,e Stuckie,
llamburg, I^eopolck Voss.
^soodt, L,, Der VolKermord, L, ^ullage,
4 —S, 1'auseni. vreslen, O. 0. I,el,maun,
^skrKunrlsrt, O« »sa»»sK»ts, in liildnissen,
llIt änderen derausgegeden von Karl VercK-
,ueist«r. I^fg, 14, 1». Lerlin, ?kot«gralddsebe Uesellsebalt,

Xlsl«, Or. Lsrma»» 5., Die Vunder lies
Lrdbailes,ällgemein verständllebe Uuterl,altungen llber LutwicKelnvg uu,I Lrgednis»,^ ,1er nkvslKalisel,en LrdKuude, I^elp-
«ig, Lduard lleinriob Zlaver.
XodsN, I^ouiss von,, König I,udwig II, und die
Kunst. !M «aklreicl,eu, «um bisber
noel, uvveriilkeutllebten Illustratlonen und
KunstKdlageii. I,fg, 1l) und ll. lläncben,
l«s. äidert,
XopMba?sv, ckie llauptstait DanemarKs.
llerausgegeden von dem dänlseben Touristenverein, Lerlin, ljuedbandlung von ä.
luncKer.
XritlK vis, Zlonatssebrikt kllr üssentlicl,es
lieden, llerausgeder: ItiebardVrede, X«,lö8,
Lerlbl, vr. lZ, Vrede.
Xitiu»t1sr»llo!iosrsi>K>so. In Verbindung
mit änderen berausgegeden v. Ii. KnacKlnss.
XXXIV, I^nbacd, Zlit lttl Abbildungen
Velbagen A Kbising,
— XXXV. llubert und lan v»v kl.vcK. «it
85i ^dbilduuF, v uaeb Uemälden und Aelob.
nuugen, liielekeid, Velkagen ^ Klaslng,
i äuswabl der lZeiactlon vorhalten,
Xrlli5sr»tioK«^dl»st, v», Mebbii,lungen
von VerKen der grapbisoden Kunst vom
Lnde des 1!i, bis «um äukaug des lS ^»brbunderts. ilcig, vo» Uldert kiseber, Ldler
von 2icK«-«M und «iilibald ?ranKe, II. ^,
liest w. lt. 12, ««rliv, ?isel,er ^ ?rauKe,
I^sssr-OoK», ?rokess«r Dr., Die Obemle lm
tüglicben lieden. Oemeiuverstäudliobe Vorträge. Z, äullage. «it öl äbbildungen,
llamburg, I^eopoid Voss.
llttsa, Ls sab eiue I^inde iu's tiefe 7/b»l,
Novelle, Lerliu, Uldert Uoldsebmidt.
Xoriläu, M», Doelor Kolm, vllrgerliede»
l'rauerspiel aus der Uegenwart, in vier
^us«llgen, Lerlin, Lrust Uolmann ^ Oa.
?asl,?, l?5v>,:, Otw von liismarcK »l» Obrist.
Zlit einem vildnisse des grossen Kaufers.
I^eipxig, Lernbard liiebters Luebbauckiung,
SvKuilsrus, ^,<1ole, Zliodsel widert. Sein l>deii
und Diobten, llermannsKldt, Ki-arlr,
So>I>to, Aaclolk, Der ädvoKat von lZesdersville,
Lr«äbiuug »us lexas. 2. .^uH. Lerlin,
Uldert Uoldsekmidt.
IKsSsv, vistrlod, Oer ?rieseni,a«tor. lZornan.
Stuttgart, veutsebe VerlagS'änsialt,
rolsts^, Z^so, lZeile ^ebren. vetrsebtuuge,,,
vedauKen u. lielcenutnisse »ns d^n Sebrllten
und Lrieken. Nesanmelt, llderseKt und
derausgegeben von Vilbelm llencKel. lllt
einer I>?bensKix!ie des Verkassers, seinem
Liliiuiss und einem Ve«elen»K» sein.'r in
deutseber vederset^ung el^edienenen Verke.
Ailriei,, Karl llencKell ^ O«,
Vk^llsr. SsrK«^, Soldatenliebe, Di'ei Xuvelleu.
Lerlin, ^lb^rt «oldsob'nldt.
Vsdsr, Vom Vedstukl cker 2eir.
Vier ?rosa-l)iebtuuzen au» dentsel,er Vergangenbelt, vresden, K. ?iersons Verlag,
VsltriöK, R,i«d«S, Okristlan Wagner, der
Lauer und vienter «u Varmdrunn, Lii»
ästdetisob Kritisede u. soeiaietbisebe Sind ie.
Klit dem Lildniss des Diobters in l.iel,t'
drucK nacl, dem clemülde von Lmilie
Veisser. Stuttgact, StrecKer Zloser.
VolKovsli?, l'llrst Sergei, Lild^r aus der «,.,-
»ckiokt« u. l,itlerut»r Itusslands. äutorisirto
l'eberset^ung von ^, llipidus. Kasel, ?rie,lr.
Lmil ?ertbes au» Uotba.
2lsil«!tirtkt «1r LüoKsikrsuvSs, »onatsbckt^
kllr Mdlivpbllie und vcrwaudte luteressen,
lierausgegeden von ?edor von Aodeitili.
II. ^ai„«i„« lM/!«,, «el't,',,«. .^ug^Sei,tl,r.
l«». vleleleld, Velbsgen S Klasing,
2sltsvdrltt kUr ?Kllosopdts uvil pKtlo«,»
pdlsoKs XrMK. <Vvrmals ?icbte llricl sei,?
^«itsel,rikt,, lm Verein mit Or. K, SiebecK
und ^, VolKelt llsrausgegeden und redigii t,
von 0r. Liebard ?aicKenderg, Xeue ?«lg,'.
l««. «and ll2. llelt 2, >ugu»t, lxiipki«,
0, L, « ?keffer.

Slblestsche Buchdruckern, Kunst, und vcrlags,Zlr,lililt o. S. Schotllaender, Brttlau.

preis pro Heft 2 prs Quartal (Z Hefte) 6
pro Jahr (^2 hefte) 2H ^

December

Inhalt.

»Nord und Söd' erscheint am Ansang jede, Monats in lZeslen mit je einer «unstbeilaze,
prei, pro «vuartal (Z Hefte, i Mark.
All» Buchhandlungen und Postanstalien nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von,,Sord und Süd" be.
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslan.
Siebenhufenerstr. ^, 1,3, 1,5.

A '.«'l.^.'.'/'r.^.'ri".v, 55^ <',',kNls.'rmkZre!l<»ll

Nord und Süd.

Sine deutsche Mona:,. ^ <

Herausgegeben

Paul Lindau.

s.xxxvn. Ban!'. — Oecembsr ^
Breslau
-chN"ische Vnchdruck^ei. Kn„st. „,.d Verla«5-An^ >
v. d ä?ottl,iend,!r.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
I.xxxvu. Band. — December ^ Heft 26^.

(Mit eincm porlroit in Radlrung' Mavrice Ma«lerlinls1
VreSlsu
Zchlesische Buchdruckerei, Kunst, und verlags,Anstalt
v. ?. Zchottlaender.

EMPTY

AZiß Anna-Bell^
Roman
von
Alfred von tzellmad
— Dresden. — (Schlug.)
Sechstes Cavitel.
jjer Inhaber des Edentheaters, I. I. Jackson, gehörte zweifelsohne zu den markantesten Bürgern von New-Orleans. Seine
kurze, dicke Gestalt, ausschließlich im schwarzen Habit, mit dem
Riesendimnanten im tadellosen Oberhemd, erfreute sich, namentlich in gemissen Tlieilen der Baumwollenmetropole, einer gewaltigen Popularität.
Originale werden ja leicht berühmt.
Jim Jackson aber war ein Original.
Desgleichen mußte das von ihm geleitete Institut als in seiner Art
sehenswert!) bezeichnet werden.
Bei verhältnißmäßigen Preisen bot er seinem Publicum allabendlich
ein häufig wechselndes Programm von einem Dutzend verschiedener Nummern.
Galt es, irgendwo in den Staaten der Union eine „Svecialität" aufzutreiben, Jim war sicherlich so lange hinterher, bis die betreffende Persönlichkeit auf seiner Bühne erschien.
Das Edentheater blieb während des ganzen Jahres geöffnet, daher
erklärte es sich auch, daß man in den Sommermonaten manchmal Sänger
und Sängerinnen zu hören bekam, welche kein Sterblicher auf diesen Brettern
vermuthet hätte.
Derartige Engagements waren dann allerdings wohl mehr das Verdienst der Agenten.
Die berühmte Schwedin Jngeborg Noesholm, deren glockenreine Coloratur
damals die Welt entzückte, mar auf einer Tournee durch die Vereinigten
Staaten begriffen. Die Dame, welche nach Euba wollte, machte in New-
19*

Orleans kurzen Halt und ließ, da alle anderen Theater geschloffen, ahnungslos mit Iackson unterhandeln.
Dieser hörte eine Weile schweigend den eleganten Impresario der anmuthigen Künstlerin an und fragte dann zerstreut:
„Hat sie denn gerade Beine?" . . .
Fassungslos starrte ihn daraufhin der Gefragte an und verschwand
entsetzt.
„Big Iim" hatte aber wieder einmal die Lacher auf seiner Seite.
Die am stärksten betheiligte Persönlichklit soll sich übrigens schließlich
am meisten über diese Verwechselung amüsirt haben.
Iaäson kannte sein Publicum wie seine Westentasche.
„Meine Mädels," so äußerte er gelegentlich, „sollen gar nicht singen
können, denn um eine wirklich gute Stimme zu haben, muß man — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — ein gewisses Alter erreicht haben .. .
An meiner Bühne jedoch ist den Damen Alles erlaubt, außer alt zu
werden!"
Gegen eine derartige Auffassung ließ sich natürlich Nichts einwenden.
Jim war ein alter Fuchs.
Er ließ bescheiden dem großen französischen Theater, welches während
des Carnevals seine Sterne aus Paris bezog, Ruhm und Lorbeeren, steckte
aber dafür ebenso genügsam die vielen „ßrssvbacks" in seine weite Tasche.
Der heutige Sonnabend bedeutete geradezu einen neuen Abschnitt in der
Epoche des Edentheaters.
Die französische Oper der Stadt hatte Nichts mehr voraus.
Der geniale Iackson barg in der Brusttasche seines schwarzen Gehrockes
ein Telegramm: Treffe heute 4 Uhr 17 Minuten ein. G.
Diesem „G" mußte nun der kleine dicke Mann contractlich 500 Dollar
pro Abend zahlen. Weil jedoch das Theater auf mehrere Tage hinaus
so gut wie ausverkauft war, was in der momentan äußerst stauen Saison
Etwas bedeutete, so hatte Iackson außer der eminenten Reclame, das „G"
zuerst nach New-Orleans gebracht zu haben, auch einen neuen pekuniären Erfolg.
Er hatte eben eine gluäliche Hand, oder eine gute Nase — oder Beides.
Diese Thatsache bewies das Menschengewühl, welches vor dem buntfarbig illuminirten Gebäude entstanden war, als Wartenfels mit Branck,
die Treppe hinaufzugelangen r ersuchte.
Eine stattliche, den Knüppel rege schwingende Schaar Blauröcke bemühte
sich unentwegt, einen schmalen Eingang offen zu halten.
„Ausverkauft, Gentlemen!" brüllte ein riesiger Polizeimann verschiedene
Male mit Stentorstimme.
Ein furchtbarer Halloh entstand.
Die beiden Ankommenden hielten ihre rothen Logenkarten hoch empor,
und die hösliche Polizei knüppelte maschinenmäßig eine enge Gasse durch die
schiebende und drängende Menge.

Große Placate bedeckten die Vorhalle.
Endlich hatte man sich in den riesigen Saal hineingearbeitet.
Derselbe war derartig vollgepfropft, daß jene sattsam bekannte Frucht
thatsächlich kaum zur Erde gelangt wäre.
Der Vorhang war noch unten.
Er zeigte eine jugendliche, nackte Frauengestalt, welche sich unter einer
Schaar von wilden Thieren anscheinend ganz wohl zu befinden schien.
In die weißen Glieder hatte man gefühllos das Guckloch eingeschnitten.
„Eva im Paradiese," erklärte Branch wichtig.
„Aha," machte sein Begleiter.
Wartenfels wurd: von seinem Führer, welcher sehr orientirt zu sein
schien, nach einer gut gelegenen Parterre-Loge geleitet, worin noch zwei Plätze
frei waren.
Kaum hatten sich dieBeiden niedergelassen, erhob sich unter den rauschenden
Klängen eines viel gehörten Marsches der Vorhang.
Ein Glockenzeichen schrillte. . . .
Schlagartig schwieg die Musik und intonirte nach erneutem Klingelsignal den Walzer „I^ Sitarm".
„Miß Maggie Gibson, internationale Lieder- und Verwandlungs-SänMn und Tänzerin," stand auf dem überreich verzierten Programm.
Eine bildhübsche Blondine, mit enormen Boutons in den winzig erscheinenden Ohrläppchen, rauschte herein und begann zu singen.
Das Summen und Brausen der riesigen Menge erstarb allmählich.
Miß Gibson, welche sich angelegentlich mit einem prachtvollen weißen
Nelkenstrauß beschäftigte, schien über ihren Gesang nicht minder erstaunt wie
das Publicum.
Die in seltsamem Contrast stehenden herausfordernden Kinderaugen
grüßten vergnügt in die Loge hinein, während der puppenartig aussehende
Mund apathisch den Walzer trällerte.
Einige ironische Bravorufe ertönten.
Die großen Augen lachten erstaunt nach den Beisallspendern hin:
„Aber lungens! . . . Ihr werdet doch nicht etwa erustlich verlangen,
daß ich singen kann? . . . Nur Geduld, bei mir kommt man schon auf
die Kosten! . . .
Das Publicum schien offenbar für diese Augensprache verständnißlos.
Die Menschen waren außerdem heute ungewöhnlich erregt und kritisch.
Sogar vereinzeltes Zischen machte sich bemerkbar . . .
„Da! — Seht doch! Alle Wetter!!"
Alles blickte mit erhobenen Hälsen nach der Bühne.
Vermittelst einer geschmeidigen, ruckartigen Bewegung an der enggeschnürten Taille hatte die Blondine ihre lange grünseidene Robe in die
Coulissen hineingeschleudert, — die Nelken waren vorangeflogen — und
rräsentirte sich im Seidentricot.

Eine Mandoline erklang ....
Zischend fiel elektrisches Blaulicht auf das tadellos gebaute, schimmernde
Mädchen, welches im Fischercostüm ein neapolitanisches Lied sang.
Man war besänftigt.
Die große erregte Masse wurde wieder etwas friedlicher.
Als der Vorhang sich herabfenkte, applaudirten Einzelne, das Gros
jedoch wies einige schüchterne äa oapo-Rufer energisch zur Ruhe.
Weiter! — Weiter! —
Undeduldig drängte man zur Hauptnummer.
Die Aufregung der Zuschauer nahm wieder zu.
Branch machte den Ingenieur auf die gegenüberliegenden Logen
aufmerksam.
Dort saßen eine Anzahl junger Herren, mit blanken Cylindern, dicken
Stöcken und großen rothen Nelkensträußen im Knopfloch.
Es war die jsunssss ckorss der französischen Colonie, welche der Landsmännin applandiren wollte.
Mit feierlich steisem Ernst schauten die blassen Gesichter blasirt aus den
hohen Kragen heraus.
In einer Seitenloge faß der Chef der öffentlichen Ordnung mit einigen
Baumwolle-Magnaten, denen das heutige Ereigniß ebenfalls des Kommens
werth erschien.
Ihnen gegenüber funkelte aus dem Dunkeln der sogenannten Coulissenloge der lackson'sche Riesendiamant, deren glücklicher Besitzer mit mehreren
intimen, bekannten Geldleuten geheimnißroll tuschelte.
In der Nähe des Haupt-Einganges entstand Lärm.
Es war einem starken Dutzend handfester Kerle geglückt, in den Saal
zu gelangen.
Aufseher rersuchten ihnen begreislich zu machen, daß diesen Zlbend ein
ausverkauftes Haus sei.
Die Burschen, zumeist Dockarbeiter mit Galgen-Physiognomieen, warfen
jedoch ihren halben Dollar klingend auf den nächsten Tisch und weigerten
sich, den Saal zu verlassen.
Ein halbes Dutzend Blauröcke eilte herbei.
Dadurch gereizt, mischte sich das Publicum in den Streit.
Eine tiefe Stimme schrie nach Musik.
Der Musikleiter, an derartige Vorkommnisse gewöhnt, sing das Stichwort auf.

Unter brausendem Gelächter erklang der?anKss-I)oc«Ils.
Inzwischen war es verhältnißmäßig schnell gelungen, die Ruhestörer
wieder hinauszudrängen.
Einige baumlange Polizisten besetzten den Eingang.
„Das giebt heute noch 'was!" versetzte Branch.
Iene Unruhe und Bewegung, welche vor einem außergewöhnlichen

Ereigniß unter erwartungsvollen Zuschauern zu herrschen pflegt, begann sich
eindringlicher zu zeigen.
Die Gardinen rauschten wieder in die Höhe.
Eine ganze Fluth von jungen netten Dingeru, in weiten vlisnrten und
bebänderten Tanzröcken kam, sich an den Händen haltend, lächelnd auf die
Bühne gesprungen.
Die Musik spielte einen originellen Tanz, dessen Tempo stetig' zunahm.
Ein Gewirr von Spitzen, Bändern und Rocisalten, aus denen seidige
Beine herausgeschleudert wurden, begann.
Es war eine wirksame Reclame für Frauen-Mgligö.
Korkenzieherartig bewegten sich die tactmäßig geworfenen Beine der
Tänzerinnen bald nach rechts, bald nach links.
Die Herren in den Logen stießen animirend ihre Stöcke nach dem
Tacte auf.
Das gef'el.
Ein allgemeines rhythmisches Stöckestampfen und Händeklappen entstand.
Endlich endete der Tanz.
Tobender Applaus . . .
Die glühend erhitzten Mädchengenchter neigten sich dankbar lächelnd.
Kleine Blumensträuße sielen in weitem Bogen auf die Bühne.
Ein farbiger Diener sammelte dieselben eilig auf.
Mehrere beklatschten ihn dafür.
Der Mensch grinste in's Parterre hinein.
„Sckeer Dich zun, Teufel!"
Gelächter. . . .
Die Unruhe wuchs . . .
Die nächste Nummer wurde aufgezogen.
Auf einmal stürmischer Halloh! . . .
Von der Galerie herunter ertönte klagend der weinerliche gedehnte Ton
einer Kindertrompete.
Momentanes Aufhorchen . . .
Alles blickt suchend empor . . .
Da! — Noch einmal weinte es klagend herab . . .
Unendlicher Iubel.
Ein dicker Polizist keuchte die schmale Treppe hinauf.
Die tiefe Stimme rief wieder nach Musik . . .
Begeistertes Händeklatschen.
Das helle Glockensignal klang zweimal durch den weiten Raum.
„Ruhe! — Musik!" — Lachen!
Zwei Minstrels traten auf.
Mit quakender Stimme sangen die schwarzgefärbten, breitmäuligen
Burschen ein Negerlied zum Banjo und begannen sich bald darauf zu
maulschelliren.

Das war alt.
Man zischte die armen Teufel einfach hinaus.
Die Kindertrompete klagte aus einer anderen Ecke. . . .
„Schmeißt doch den Kerl endlich 'rans!"
Zwei Männer wurden oben handgemein.
Ein fürchterlicher Scandal brach los.
Schwere, dnmpfe Schläge polterten an der Eingangsthür.
Die Munk, welche sosott zu spielen ansing, drang kaum noch durch.
Ab und zu hörte man durch den Lärm das scharfe Geschmetter der
Blasinstrumente.
Die folgenden Piecen wurden eigentlich mehr vom Publicum gespielt.
Der Saal wurde zur Bühne; die Rollen waren vertauscht.
Die Situation wurde bedenklich.
Auf einmal erhob sich ein riesiger Mann im Parterre und rief mit
vor Aufregung heiserer Stimme:
„Drei Hurrahs für Katie Macdonald!"
Im nächsten Moment echote die erregte Menge salvenartiz:
„Hip, Hip — Hurrah!!"
Dazwischen brüllte man den Namen der populären Tänzerin.
Branch sah den Ingenieur lächelnd an.
Der Polizeivertreter machte eine ungeduldig fragende Kopfvewegung
nach der Coulissenloge hinüber.
Iackson bog sich weit vor, sah in die Coulissen hinein, worauf er
mehrere Male bejahend seinem Gegenüber zunickte.
„Ietzt geht's los!" wisperte Branch nervös.

Groß und deutlich erschien endlich, von ohrenzerreißendem Gebrüll und
schrillem Pfeisen begleitet, die ersehnte Nummer 12.
Der Zettel verhieß fettgedruckt:
„Zum ersten Male! Sensationelle Tanz-Concurrenz zwischen Miß
Katie Macdonald, dem Stern des Südens, und Mlle. Eugenie Gouleuse
vom ,,^aräin äs ?aris"I"
Der Manager des Eden-Theaters, Mr. A. A. Porck, trat vor die
Lampen und sprach nach einem besorgten Blick auf die Galerie, unter
nunmehr ganz seltsamer Stille, folgende Worte:
„Gentlemen!
Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß Mademoiselle Ellgenie
Gouleuse, welche soeben direct von Paris hier eingetrosfen ist," — anerkennender Applaus aus der Coulissenloge — „jetzt debütiren wird.
Es wird ein Coneurrenz-Tanzen stattfinden zwischen Miß Kate
Macdonald —" frenetischer Applaus zwang den Redner, inne zu halten —
„zwischen Miß Katie Macdonald," repetirte der Manager mit erhobener
Stimme, „und Mademoiselle Eugenie Gouleuse!"

Heftig pochten die dicken Stöcke in den Logen, und eine breithändige
Claque arbeitete verzweiselt bei Nennung der Französin.
„Gentlemen!" suchte sich Mr. Porck wiederum verständlich zu machen,
„ich bitte Sie dringend, die Vorstellung nicht zu unterbrechen!"
Diese Ermahnung begleitete ein erneuter prüfender Blick auf die dichtgepreßte bunte Menge, welche die hohe Galerie beängstigend füllte.
Der Manager trat mit kurzer Verneigung zurück.
Ein durchdringender Trompetentusch . . .
Langsam rollte der Vorhang hinauf.
Aus einer rechten Seitencoulisse trat Katie Macdonald heraus.
Demonstrativer, nicht endenwollender Beisall und Zuruf empsing den
Liebling des Publicums.
Die Insassen der Logen standen auf und bombardirten die schöne
Amerikanerin mit radgroßen, langbeschleisten Bouquets und Kränzen.
„Wie gefällt sie Ihnen?" fragte Branch triumphirend.
„Sehr gut," gab Wartenfels zurück.
„Das wahre Modell!" ergänzte ein begeisterter Nachbar unter seinem
großen Opernglas hervor.
Das war auch in der That der Typ einer amerikanischen Tänzerin.
Iung, schlank gewachsen — beinahe überschlank, mittelgroß, nervig,
rassig und — äußerlich — kühl.
So stand die famose Erscheinung leicht Vornübergeneigt mit einem .
kleinen nervösen Lächeln, das Ende der spontanen, geräuschvollen Kundgebungen abwartend.
Inzwischen blickten die glänzenden Augen gelassen in den Tumult hinein.
Endlich hatten sich die Ovationen gelegt.
Der Capellmeister klopfte.
Katie Macdonald warf mit kurzer, energischer Bewegung die langgewellten braunen Haare hintenüber und begann einen Jig zu tanzen.
Leise «Wirte die Capelle der Tänzerin.
Mit den kräftigen, gutgeformten Füßen, welche bald auf der Spitze,
bald mit dem Absatz über den Boden glitten oder klopften, die Hände fest
in die biegsamen, sich elegant drehenden Hüften gestemmt, tanzte die Künstlerin
mit verblüffender Leichtigkeit den äußerst schwierigen Nationaltanz. Das
weiche Gewand legte sich bei den temperamentvollen Bewegungen fest an
den schlanken Körper des Mädchens, dessen anfänglich blasses Gesicht allmählich eine leise Röthe überzog.
Das Tempo wurde schneller.
Die Bewegungen blieben jedoch stets leicht, elastisch und anmuthig.
Wirbelnd flogen die feingeknöchelten Füße zum Schluß-Trick durcheinander.
Athemlos blickte Alles auf die Bühne.
Man hörte das Klappeni der leichten Absätze.
Der Dirigent klopfte ab.

Schmetternd verstummte die Musik, und ruhig lächelnd, in beiden
Händen mühsam einen Theil der zugeworfenen Blumen haltend, neigte sich
das blühende Geschöpf wieder und wieder vor der beisalltosenden Menge.
Die Bühne war leer.
Majestätisch rauschte die Marseillaise durch den Saal.
Man erstieg Stühle und Tische.
In den Logen der französischen Colonie wurden Blumen-Arrangements
von Riesen-Dimensionen sichtbar, und mächtige blau-weiß-rothe Atlasschleisen
breiteten sich demonstrativ über die Logenbrüstungen.
Repräsentirte doch die Erwartete an diesem Abend in den Augen der
Spender die glorreiche Schwester-Republik!
Noch immer brausten die herausfordernden Klänge der französischen
Nationalhymne.
Ein Herr in Wartenfels' Nähe brummte:
„In der That eine recht passende Gelegenheit für dieses historische Lied!"
Es sollte noch besser kommen.
„Vivs 1a Brunos!" schrieen einige Dutzend.
Da war sie endlich.
Mit schnellem Schritt, ein triumphirendes Lächeln auf den stark

geschweisten Lippen, erschien Eugenie Gouleuse.
Tiefes Schweigen.
„Vsll! — die ist nicht so übel!" kam es endlich in überzeugendem
Brustton aus der unbeweglichen Masse heraus.
Eine Lachsalve lohnte dem Enthusiasten.
Die Französin schien begriffen zu haben.
In die Fingerspitzen hauchte sie einen leichten Kuß, den alsdann ihre
vollen weißen Arme mit liebenswürdiger Geste in das Parterre hereinwarfen; der hochfrisirte rothblonde Kopf neigte sich dankend seitwärts, nnd
ein verbindliches Lächeln ließ weiße Zähne zwischen starkrothen Lippen
schimmern.
Immer noch die Marseillaise . . .
Blumen-Massen wurden hinaufgereicht.
Mit instinctivem Griff riß die Gouleuse die Sternenbannerschleise aus
einem riesigen Blumenkiffen heraus und befestigte selbige geschickt auf der
Tricolore, welche die weißseidene Taille breit umschlang.
Das war bemerkt worden.
Kraftig schallende Hurrahs quittirten den Coup der Debütantin.
Mit einem Schlage hatte sich das pikante Weib ihre Position gemacht.
Iauchzend und rauschend erklang ein Fandango.
Ietzt galt es!
Die Tänzerin machte ein paar langsame Schritte rückwärts, strich den
weit abstehenden, knisternden Seidenrock zurecht, griff ein Paar Castagnetten
und begann mit elektrisirender Verve den spanischen Tanz. Geschmeidig

den Oberkörper auf das tiefgebeugte Knie zurücklegend, bog sich das prachtvoll gebaute Geschöpf mit eminenter Leichtigkeit nach den Klängen der
fascinirenden Weise, während ihre schlohweißen Arme mit schlangenartigen
Bewegungen die Caswgnetten führten.
Aus den langbewimperten halbgeschlossenen Augen kamen sengende
Blicke. Und diese Blicke zündeten!
Sie rüttelten die blasirten Lebemänner in den Logen ans ihrer Apathie
und schufen heraufgleitend auf den blöden Gesichtern der dichtgepreßten
Galeriebesucher ein verlangendes Grinsen.
Alle Teufel! — Das war ja ein verdammtes Weibsbild!
Die Hitze wurde schier unerträglich.
Auf einmal sprang mit halblautem Krach die mächtige Eingangsthür
nach innen auf.
Unter betäubendem Iohlen, die machtlos knüppelnden Polizisten einfach
mitnehmend, preßte sich ein wüster, größtentheils betrunkener Haufe in die
bereits gefüllte Halle hinein. Hinter diesem Vortrupp gewahrte man, den
Vorraum füllend, bis auf die Straße hinaus, Kopf an Kopf, Hunderte,
Tausende von Neugierigen, bemüht, den Vorangegangenen zu folgen.
Ein entsetzlicher Spectakel brach los.
Im Nu wc,r Alles vorn handgemein.
Der Riefendiamant funkelte unruhig in der Coulissenloge.
Eine förmliche Schlacht hatte sich, immer noch um sich greisend, entwickelt.
Iackson überflog mit abwägenden Blick den wahnsinnigen Tumult.
Dann richtete er sich plötzlich straff in die Höhe und rief mit wuthbebender
Stimme: „Vorhang 'runter!!"
Erschreckte Gesichter blickten verstört ans den Sossiten heraus.
Noch einen Moment sah man die wie erstarrt im Vordergrund gebliebene Französin, unter der Schminke erblaßt, mit murmelnden Lippen,
ihre steingeschmückten Hände fassungslos auf die Brust gepreßt, die runden
Augen aufgerissen — dann fiel die prasselnde Eisenmasse schwer herab.
Gleichzeitig wurden die Logenthüren aufgestoßen, und Iackson erschien
an der Spitze einer Handvoll Polizisten.
„Schnell hier heraus, Gentlemen! — Den Gang entlang zum Noth-Ausgang!"
Zögern war jetzt bereits gefährlich.
Alles stolperte durch den engen, ziemlich finsteren Corridor den Polizisten nach; eine kleine, niedere Thür flog auf, und in wenigen Secunden
befand man sich auf einer ruhigen Seitenstraße.
Ueberall wildes Geschrei, erst gedämpft, bald näher kommend.
Vereinzelte Schlisse fielen.
Steine flogen in klirrende Fenster.
Es war wie eine Revolte.

Wartenfels und Branch hatten sich untergefaßt.
Polizisten stürzten sich knüppelschwingend, einer hetzenden Meute gleich,
zum Hauptportal.
„Famose Leute, diese amerikanischen Polizisten!" rief Wartenfels bewundernd.
„Und gegen was für Gesindel!" antwortete fein Begleiter. „Sehen
Sie mal diese Bande an, Wartenfels! — Dockarbeiter, Kohlenzieher,
Matrosen von aller Welt, Hafenschlepper — lauter Kerle, die auf ein
Menschenleben pfeisen."
Die Freunde faßten allmählich gegenüber der Eingangshalle Posto.

Die Polizei hatte soeben bedeutende Verstärkung bekommen.
Man hieb jetzt Alles unbarmherzig aus dem Theatergebäude heraus.
Getragen von einer Riesenwoge von Menschenleibern, kaltblütig allen
Hieben und Püffen so gut wie möglich ausweichend, schwamm, wie ein
Kork auf reißendem Wasser — der unvermeidliche Ionathan Knor.
Siebentes Capitel.
Anna-Belle saß im Reitanzug in einem Schaukelstuhl, der durch ihre
Fußspitze in gleichmäßiger Bewegung gehalten wurde.
Die hohen Spiegelscheiben waren weit geöffnet, und ein leichter
Morgenwind strich über die prächtigen Haarflechten, welche englisch geknotet
unter dem Strohhut hervorglänzten.
Anna-Belle liebte diese frühen Morgenstunden ausnehmend.
Im Hause war zu dieser Zeit noch Alles still; und der Charakter des
jungen Mädchens bedurfte entschieden tagsüber eines kurzen Alleinseins.
Annie nannte das ihre Sammlung.
Diese „Sammlung", welche gewöhnlich in dem leise wiegenden Schaukelstuhl vor sich ging, bestand in einer Art Reflexion der Begebenheiten vorangegangener Tage, woran sich ein ungefährer Plan für die kommenden
Stunden anschloß. Ihre Zeit so gänzlich ziel- und zwecklos nur mit geselligen Zerstreuungen nebst dem unvermeidlichen skoppin^ zu füllen, genügte der tiefer und sehr gründlich angelegten Eigenart Annies nicht.
Auch diejenigen Herren, welche sich der reichen Erbin naturgemäß bei
Bällen und anderen Gelegenheiten mit sieggewohntem Flirt nähern wollten,
wurden schnell inne, daß man dieser jungen Dame gegenüber ziemlich fest
im geistigen Sattel sitzen müsse. Annie, im Allgemeinen die personisicirte
Liebenswürdigkeit, hüllte sich manchmal' in eine eigenthümliche Wortkargheit,
welche schon anerkannten Löwen des Salons unbehaglich gewesen war.
Dadurch gelang es übrigens der Vielumworbenen, das Gros ihrer
Verehrer abzuschrecken und dafür einen kleineren, aber sehr getreuen Freundeskreis um sich zu versammeln. Gleichgesinnte kamen im Laufe der Zeit
hinzu, und bald hatte sich ohne feste Verabredung ein Cercle gebildet, der

in der New-Dorker Gesellschaft den gänzlich unzutreffenden Namen I^ss
Biasös erhielt. Da man sich aber in dieser Vereinigung anscheinend nicht
langweilte, begehrte Mancher Einlaß, obgleich die Thür eigentlich garnicht
verschlossen war.
Man stritt nun hin und her, bis endlich bei einem großen Diner der
uppsrtsn die offene Frage aufgeworfen wurde, was man wohl anstellen
müsse, um auch ein zu werden.
Ein bekannter Advocat gab folgende sarkastische Erklärung ab:
„Ganz einfach! Paris und London kennen wie die fünfte Avenue. —
Einen van Dyk nicht mit einem Rubens verwechseln. — In der Litteratur,
namentlich in der neuen französischen, bewandert sein . . . Gute Musik
entweder selbst machen oder anhören können. — Einen Gobelin von einer
Sackleinewand unterscheiden ..."
„Ist das Alles?" unterbrachen die gespannten Zuhörer.
„Und der Sport?" warf Iemand vorwurfsvoll ein.
„Der Sport," erklärte der Redner, „wird selbstrerständlich gehegt
und gepflegt.
Man besitzt beispielsweise eine erstklassige englische Meute, und der
Master der L1«s6s hat neulich einige Hindernisse gebaut, welche mehreren
englischen Gästen zu steis waren."
Letztere Erklärung beruhigte die Gemüther sichtlich.
Die Fuchsjagden waren gerade überall in vollem Gange.
Auch Annie wollte heute ein Iagdpferd reiten, welches noch nicht lange
in ihrem Besitz war und wegen seines Temperaments gewöhnlich zu schaffen
machte.
Eine 'Uhr schlug mit durchdringendem Klang.
Anna-Belle schreckte empor.
Die Sammlung war schon wieder vorüber.
Das junge Mädchen reckte sich schnell zur schlanken Höhe empor, grisf
mit kurzer Bewegung nach dem Reitrock und schritt die Treppe hinab.
Eilig kam der Groom mit den Pferden herbei und hob Miß Anna-Belle leicht in den Sattel herauf.
Darauf wartete er eine kleine Weile, um alsdann langsam der jungen
Dame zu folgen.
Annie war ein äußerst feinfühliger Mensch.
Diese Sensitivität gab ihr auch eine große Sicherheit zu Pferde.
Mit instinctivem Gefühl stellte sie, kaum im Sattel, jene unerläßliche
Verbindung zwischen Mensch und Thier her, welche sie befähigte, schwierige
Pferde fast mühlos reiten zu können.
Die junge Reiterin hob sich kerzengerade im Sattel und athmete aus
voller Brust den erquickenden Geruch, der dem Pflanzenreichen Pai'k
entströmte.
Die breiten Reitwege waren noch ziemlich leer, Damen unsichtbar.

Mit ungemeinem Verständnisse begann nun Anna-Belle das fortwährend
courbettirende Pferd zu beruhigen und zu arbeiten.

Nach verlMnißmäßig kurzer Zeit kaute sich der immer ruhiger werdende
starke Goldfuchs unter der weichen Hand schaumig ab.
Da glitt allmählich ein langer Schatten neben die Reiterin, und eine
sonore Stimme sprach:
„Bravo, Miß Andrew!"
„Guten Morgen, Kapitän!" grüßte Annie lächelnd, ohne die Augen
von ihrem Pferde zu wenden.
„Macht er Ihnen Mühe?"
„Oh!" ,
„Er geht ja schon wundervoll!"
Annie lachte.
„Wird er Ihnen denn nicht zu heftig?"
Annie lachte wieder und schüttelte den Kopf.
Der mächtige Fuchs trat nunmehr ruhig und gleichmäßig.
„Voila 1«, Larorms Dußanä," murmelte Kapitän North mit einem
Male. —
Anna-Belle ließ dem Pferde augenblicklich lange Zügel und klopfte
dasselbe, weit nach vorn gebeugt, belobend ab.
Als sie wieder aufblickte, war die Baronin schon an ihrer Seite, mit
eigenthümlichem Tonfall rufend:
„Störe ich?"
Darauf kam eine nnsinnig kleine Hand zu Annie herüber, und eine
stark nervöse Stimme rief:
„Guten Morgen!"
Annie übersah die kokett ausgestreckte, weißbekleidete Hand, erwiderte
aber fröhlich den Morgengruß.
Ihr Begleiter wandte sich, den Strohhut verbindlich lüftend, zu der
Angekommenen.
In diesem Moment erhielt der zierliche Schimmel von der winzigen
Hand einen derartigen Riß mit dem Gebiß, daß er lanzirend mit seiner
Reiterin davon ging.
Die Zurückbleibenden sahen sich unwillkürlich an.
Beide schwiegen.
Die Pferde schnaubten und schleuderten weißliche Flocken empor.
Ein warmer Erdgeruch stieg aus dem lockeren Reitweg herauf.
Gemächlich lief ein buschiges Eichhörnchen über die Allee.
Anna-Belle machte eine Wendung im Sattel.
„Halten Sie mich für prüde?"
„Bewahre, dazu sind Sie doch zu gescheidt!"
„Sehen Sie, Kapitän North, die Baronin will anscheinend nicht bemerken, daß mich ihre Gesellschaft compromittiren muß. Bei jeder Gelegen-

heit weiche ich aus; gegen meine Ueberzeugung lasse ich mich auf keinen
Fall zwingen. Ich kann doch nur Jemandem die Hand reichen, den ich
achte. Das Gefühl von Achtung kann man aber doch wohl kaum für
Madame Dugand empfinden. Außerdem . . .
Ach lassen wir lieber das außerdem . . ."
Anna-Belle strich ein paar Male mit dem Reitpeitschengrifs das Haar
zurecht.
„Glauben Sie mir, ich brüskire wirklich sehr ungern einen Menschen;
aber was soll ich thun? — Die Baronin macht es doch jeder Dame der
Gesellschaft einfach unmöglich, mit ihr zu verkehren.
Sie waren ja übrigens neulich zum Diner bei ihr.
Wie geht es denn dort zu?"
„Mein Gott," antwortete achselzuckend der Gefragte, „die Menage
ist tout ä Kit Franä Zsnrs, großartig montirt, dabei sehr correct, raffinirt
geschmackvoll.
Das Louis XVI. Boudoir der Hausfrau allein sehenswürdig. Der
Bottler früher beim Prinzen von Wales, der Koch soll mal beim Zaren
gewesen sein, ..."
„Und der Baro::?" warf seine Zuhörerin dazwischen.
„Der Baron? — Immer in. Europa. Momentan in Paris mit
Speculationen beschäftigt — Was weiß ich? — Das Hotel der Dugands
in Paris soll noch schöner sein als das hiesige. Die Leute müssen ja
enorme Mittel befitzen. — Fürchterliches Geld," wiederholte der Kapitän
lauter und schlug heftig mit seinem Reitstock in einen Schivarm Mosguitos
hinein.
„Waren Damen dort?"
„Nein."
Das Gespräch stoclte.
Anna-Belle ritt dicht an den Kapitän heran und fragte langsam:
„Hätten Sie ihr die Hand geschüttelt?"
„Ich? — Sie meinen an Ihrer Stelle?"
„Natürlich!"
Mr. North schwieg.
„So antworten Sie mir doch, Kapitän North!"
In diesein Augenblick hastete mit frohen: Gelächter eine Cavalcade hellgekleideter junger Herren, Harry darunter, an dem Paar vorüber.

Harry
blickte zurück und riß dann seinen Pony zu ihnen hinüber.
„Halloh, Annie, — Halloh, Kav'tän! — Wir wollen noch nach den
Grounds. — 's ist zwar schon höllisch spät!"
Der Pony wollte seinen Kameraden nach, fing an zu bocken und
auszuschlagen, wobei er noch Zeit genug fand, kurz hinter einander zn steigen.
„Ruhig, Teufelsbestie!" knirschte Harry und drehte sich mit seinem
kleinen Gaul blitzschnell im Kreise.

„Vorwärts doch, Harry!" rief Annie dem Bruder zu.
rigkt!" schrie es zurück, und bald sah man nur noch einen hellen
Fleck zwischen den Bäumen schimmern.
Die Beiden waren mittlerweile zu einer Lichtung gekommen, wo sich
vier Wege gabelten.
Die junge Dame hielt langsam ihr Pferd an; ihr Begleiter hing feinem
Thier die Zügel weit über den Hals und entzündete eine Cigarette.
„Sie glauben garnicht, Miß Andrew," hastete North plötzlich heraus,
„wie charmant die Baronin neulich wieder war! . . Sie ist ja selbst für
unsere ziemlich laxen Begriffe ausnahmsweise frei, zugegeben, aber Alles in
einer derartig drolligen, ehrlichen Manier, so amüsant und so ganz Original,
daß wir alten Burschen — junge Leute sieht man selten dort — ganz
närrisch wurden.
Wenn die junge Frau ihre Geschichten erzählt" Der Kapitän
blies nachdenklich den blauen Rauch in die Luft. „Vsll, ich finde, die
Sprache macht ja auch ungeheuer viel dabei. Eine Französin kann unbesorgt Dinge erzählen, die beispielsweise bei einer Amerikanerin einen ganz
anderen Effect machen würden. Die Französin sündigt liebenswürdiger."
-Anna-Belle mußte lachen.
„Sie lieben Paris noch immer schwärmerisch?"
„Gewiß! — Paris ist für mich der Inbegriff einer selbstverständlicken,
althergebrachten, geschmackvollen Eleganz. Man findet dort noch überall
jenes schwer zu definirende cackst, welches man in anderen Großstädten
vergeblich sucht."
„Die jungen Mädchen dort haben doch eigentlich wenig Freiheit," warf
Annie ein.
„Wenigstens kann man mit den unrerheiratheten Damen der Gesellschaft
nicht so ungestört und gemüthlich plaudern, wie wir Beide das momentan
glücklicherweise dürfen. Es ist doch wohl für beide Theile kein großes
Compliment, daß man den geselligen Verkehr unter vier Augen drüben nicht
sanctionirt. Da ist es schon besser bei uns, meinen Sie nicht?"
Annie blickte langsam zu den Bäumen empor.
„Ach ja, - hier."
„Nun, Miß Andrew, über ihre Stellung im Leben kann sich die
Amerikanerin doch nicht beklagen!"
„Mein Gott, lieber Kapitän, ich beklage mich wahrhaftig ganz und
gar nicht. Im Gegentheil! — Ich merke immer wieder in Europa, dem
Lande der Civilisation, w'e dankbar wir amerikanischen Frauen im Grunde
unseren Vätern, Brüdern oder Gatten ^ Annie lächelte — sein müssen.
Ich betrachte die Frauenfrage auch von einem völlig rerschiedenen, rein
persönlichen Standpunkt . . .
Wissen Sie, was ich möchte? — Ich möchte ein paar Jahre frei
und unabhäng'g, so gewissermaßen incognito, in der weiten Gottesnelt

herumspazieren, ohne chaperonnirt zu werden und ..." Anna-Belle setzte sich
im Sattel zurecht und blickte ihren Begleiter an.
Iener hörte aufmerksam zu.
„Eigentlich ist doch Mes Unsinn, Mr. North!"
„Bei Iupiter, Miß Anna-Belle, unser ganzes gesellschaftliches Leben
ist ein einziger großer Unsinn!"
Beide sahen sich an und lachten im besten Einrerständniß wie zwei
gute Kameraden.
Anna-Belle sah nach der Uhr und äußerte bedauernd:
„Ich muß zurück. — Kehren wir ums"
Kaum hatte man die Pferde gewendet, wurde die Baronin Dugand
in Begleitung eines Hern: sichtbar.
Man begrüßte sich beim Passiren verbindlich; die Baronin sah sehr
blaß aus.
„Wer war denn jener Herr?"
„Das ist Mr. Hellienr."
„Ein Freund von Ihnen?"
„Ich kenne ihn eigentlich hauptsächlich vom Club, er spielt extravagant
hoch Poker, schießt wie ein Kunstschütze und ist momentan sutant ßärö bei
der Baronin.
„Der Herr ist wohl kein Amerikaner?"
„Er ist Creole."
„Wollen wir traben?" fragte Anna-Belle, welcher der Fuchs auf dem

Heimwege wieder mehr zu schassen machte.
„Ich habe thatsächlich noch keinen englischen Vollblüter gesehen, der
so traben kann," bemerkte Mr. North, nachdem er eine Weile die prachtvolle Action des Fuchses bewundert hatte. Der könnte jedes Trabrennen
gewinnen. Hat er Ihnen nicht zu viel Temperament?"
„Durchaus nicht!" rief Anna-Belle mit lachenden Augen. Ich sinde
es so wohlig, sich einmal tüchtig durchschütteln lassen zu können, man fühlt
sich nachher so frisch und bekommt Nerven wie Stricke.
„Sind Sie denn nervös, Miß Andrew?"
„Heutzutage ist doch eigentlich Ieder etwas nervös. Finden Sie nicht?
So, jetzt können wir nach der Allee herunter galoppiren. Wollen Sie?"
In langem geräumigen Canter ritten sie schweigend neben einander
und waren bald inmitten einer zahlreichen Reitgesellschaft, zu der sich auf
allen Straßen und Nebenwegen neue Erscheinungen gesellten.
Ganz New-Aork schien heute im Sattel zu sein.
Die Damen durchweg mit natürlichem, sportlichem Sitz, der die
Amerikanerin kennzeichnet, die Reiter nur selten schöne Bilder bietend, aber
dafür in rasender Gangart. — Nur vorwärts!
Hier verabschiedete sich North.

Annie wollte eben in die Fünfte Avenue einbiegen, da kam der
Kapitän nochmals zurückgetrabt und äußerte nicht ohne Befangenheit:
„Verzeihung, Miß Andrew, für einen alten Bekannten."
Anna-Belle blicite fragend auf.
„Seien Sie, bitte, vorsichtig mit der Baronin. Ich möchte Tie mit
Dugands — ich spreche natürlich nur von ihr — nicht direct rerfeindet
sehen. Eine Frau, die bänqus spielt — und das thut die Baronin
anscheinend jetzt ^ ist selten ungefährlich ..." Plötzlich unterbrach er sich
und gab der jungen Dame mit spontaner Herzlichkeit die Rechte, welche
einen leichten Druck erhielt.
Annie sah ihm einen Moment mit den großen dunklen Augen in sein
Gesicht, nickte ihm freundlich zu und trabte nach Hause.
Hinter ihr klapperten Hufschläge.
Anna-Belle drehte sich schnell um.
Es war ihr Groom.

Achtes Capitel.

Ter Winter war in diesem Jahre frühzeitig gekommen. Seit einigen
Tagen herrschte ein, selbst für die klimatischen Verhältnisse des Landes,
abnormes Schneetreiben, welches schließlich am Morgen des fünften Tages
die Bewohner der Stadt zur unfreiwilligen Haft in ihren Häusern rerurtheilte. Man konnte effectiv nicht mehr zur Hausthür heraus.
Polizei, Militär, Feuerwehr und eine internationale Armee von
schleunigst organisirten Arbeitern war derartigen Schneemossen gegenüber
zunächst machtlos. Zwölfspännige Schneepflüge, welche bei loderndem Fackelschein einen grotesken Anblick boten, versuchten immer wieder vergeblich, in
den Straßen eine Art Passage herzustellen. In nenigen Stunden lag Alles
wieder verschneit hinter ihnen. Der Blizzard*) tobte weiter.
Endlich sprang der Wind herum, und eine dunstige Sonnenscheibe rersuchte zum Vorschein zu kommen.
Alles athmete auf.
Mit verdoppelter Eile, wenn möglich, begab sich die Geschäftswelt
wieder an die Arbeit, um in fieberhafter Thätigkeit die verlorenen Riesensummen einzubringen und „Geld zu inachen".
Die Telegraphen, welche wiederum functionirten, wurden bestürmt.
Kaufleute, Börseiimcinner, Politiker, Agenten, Makler und Speculcmten
hasteten mit aufgeregten Gesichtern und lautem Rufen in den Straßen der
unteren Stadt durcheinander.
Endlose Wagenzüge mit Frachten aus allen Welttheilen reihten sich.
*) Besonders starker Zchiieesturm,

vom Hafen kommend, zu schier endlosen Colonnen aneinander. Die Börse,
die osficiellen Bureaus der Stadt waren überfüllt — New-Dork arbeitete wieder.
Im Andrew'schen Hause saß die Familie in behaglicher Stimmung um
das Kaminfeuer herum beim öts o'olook.
Mr. Andrew war vor wenigen Wochen aus dem Süden zurückgekehrt
und hatte die erfreulichsten Nachrichten von den Plantagen mitgebracht.
Harry hatte den Vater auf feiner Reise begleitet und sich während dieser
Zeit außerordentlich nützlich gemacht.
Es war auch schon vor jener Ercursion eine nicht unbedeutende Ver-
änderung bei dem jungen Manne zu bemerken gewesen. Erschien doch
Harry wieder unaufgefordert auf dem väterlichen Bureau und erledigte
gelegentlich einige ihm übergebene Aufträge mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit.
Es schien thatsächlich, als sei seine Zeit gekommen.
Das Andrew'sche Blut, welches seit Generationen eine zähe, speculative
Männerrasse vroducirte, der unermüdliches Schaffen zum directen Lebensbedürfniß geworden war, hatte jetzt auch bei Harry siegreich durchgeschlagen.
Zwischen Vater nnd Sohn hatte sich in Folge dessen ein erquickliches Verhältniß gebildet, und der alte Herr übertrug seinem Sohne

allmählich den
größeren Theil der Privatgeschäfte, welche bisher langjährige Angestellte besorgen mußten.
Das Familienhaupt erzählte soeben den von ihren Zeitungen aufblickenden Damen von einem durch Harry vermittelten Baumwollen-Coup.
Sodann kramte der heute ungewöhnlich Gesprächige in einer Anzahl Briefe
herum und fuhr fort:
„In nächster Zeit werden wir, denke ich, eine Anzahl Bekannte hier
haben. Peddleton, den wir übrigens erstaunlich frisch und jung vorfanden,
— fandest Du nicht, Harry? — kommt mit Mr. Wartenfels übermorgen
hierher. Außerdem schreibt mir hier" — der Erzähler suchte emsig unter
den Papieren — „Lord Welton von London aus, daß er voraussichtlich
mit dem Dienstag-Steamer, das wäre also gerade heute über acht Tage, in
New-Aork ankommen will. Wünscht lemand seinen Brief?" fragte
Mr. Andrew, über den Kneiser zu seinen Damen herüberblickend.
Seine Gattin erhob sich ein wenig aus ihrem tiefen Fauteuil, streckte
die reich beringte Hand nach dem Schreiben hin lind las mit lebhaftem
Interesse.
Die beiden Herren standen auf und gingen nach dem Billardzimmer
zur Partie und Cigarre.
Annies Mutter faltete den Brief in das Couvert zurück.
„Ich freue mich wirklich, daß wir Lord Welton wieder einmal zu sehen
bekommen!"
„Ich auch," gab die Tochter unbefangen zurück.

Mr. Andrew warf einen schnellen Blick zu der Tochter herüber, welche
die Zeitung wieder aufgenommen hatte.
„Ob der Lord dieses Mal längere Zeit in New-Dork verweilen wird..?"
„Schreibt er Nichts darüber, Mutter?"
„Nichts. — Er will wieder nach Rio zu seiner Schwester, welche er
zärtlich zu lieben scheint ... Er ist sicherlich ein sehr guter Bruder . . .
Meinst Du nicht, Annie?"
„Sicherlich."
Mrs. Andrew stand etwas schwerfällig auf und kam zu dem jungen
Mädchen.
„Dir scheint also Lord Welton jetzt sympathisch, Annie . . ."
„Das war er mir eigentlich stets, Mutter," — Annie legte die
Zeitung zur Seite — „ich sinde, Welton hat etwas Einfaches, Natürliches
— so ganz ohne Pose, trotzdem man ihn doch hier wie überall in seltener
Weise feiert."
Mrs. Andrew nickte in vollem Einverständniß und beschloß eine kleine
Sondirung.
„Nun, Annie, wenn Dir der Lord aber so gut gefällt, wie Tu mir
doch soeben sagst, dann begreise ich wirklich nicht ..."
„Ach Gott, liebste Mutter," siel Anna-Belle hastig in ihre Rede, „mir
gefallen in den hiesigen Gesellschaften und auch in Europa mehrere Herren
recht gut. Der Verkehr mit meinen besten Bekannten würde reizlos werden,
wenn ich immer den Gedanken haben müßte: Will mich dieser Herr
heirathen oder nicht . . ."
Mrs. Andrew zuckte ungeduldig die Achseln.
Diese directe, fast schroffe Ablehnung verdarb ihr die ganze Laune.
„Himmel!" rief plötzlich das junge Madchen und sprang auf. „Wir
Barbaren! — Heute singen ja die beiden Reszke nnd die Melba in „Romeo
und lulia" — Gehst Du nicht in die Oper, Mutter?"
„Nein, Kind," murmelte die Gefragte verstimmt. „Frage doch unsere
Herren."
Anna-Belle eilte zum Billardzimmer, erschien jedoch bald wieder.
„Sie wollen nachkommen ... wie fatal!. .. Halt!. . . Die Sascha!
Guten Abend, Mutter!"
Die weiten Kleider mit den weißen Händen zusammenrasfend, huschte
die schlanke Gestalt den weichen Läufer herauf.
Oben holte sie erst einmal Athem und rief dann mit ihrer rollen Stimme:
„HlacksWoissllo OostojsvsKa!
2laäsm«isslts O«s-t«-j6^s-Ka!!"
Am Ende des Ganges öffnete sich eine Thür.
‚M visu?"
„Naäsinoisslls O«stojswsKa, j'ainierais bsaucoup voir l?« soir
Roiuö« st ZuUstts.— Lst-cs-cjus vous avs« äsjä ckisp0sö äs la, Loire«?"

„Zg n'ai risn «, Kirs, Mss L,llär6^v. — <ls sM8 a vous!"
„Il nS usus rssw c^us vin^t minutss . .
„Bis» pour moi . .
Die Thür schloß sich sosort wieder.
Annie klingelte der Zose, bestellte den Wagen, und beide Damen fuhren
eine halbe Stunde später zur Oper.

Als man die Loge betrat, verdunkelte sich soeben der Zuschauerraum,
und der erste Act begann.
Das Niesenhaus war überfüllt.
Anna-Belle verfolgte mit gewohnter Aufmerksamkeit die Vorgänge auf
der Bühne und war bald völlig im Banne des außergewöhnlichen musikalischen
Genusses, welchen diese Aufführung bot.
Plötzlich fühlte sich das junge Mädchen gestört . . .
Ein seltenes Unbehagen überkam sie
Annie wußte mit ihrem subtilen Instinct, daß sie von Iemandem aufs
Schärfste beobachtet wurde. Das war aber nicht jenes obligate bewundernde
oder neidische Betrachten, an welches sich Anna-Belle längst gewöhnt,
diese Blicke, welche man unablässig auf sie richtete, erschienen ihr wie ein
gehässiges Verfolgen ihrer Person.
Allmählich wirkte das durchdringende Anstarren beklemmend.
Annie mußte sich Gewißheit verschaffen.
Leise berührte sie den Arm ihrer Begleiterin, und als dieselbe den
Kopf zurückwandte, winkte Anna-Belle die Russin mit den Augen zu sich
heran. Das russische Gesicht war im nächsten Augenblick dicht neben der
schönen Amerikanerin.
„Liebe Sascha . . ." flüsterte diese leise . . . „es betrachtet uns
Iemand seit längerer Zeit auf eigenthümliche Art.. . Ich möchte dieser Person
nicht den Gefallen thun, das zu bemerken . . . Sehen Sie, bitte, gelegentlich,
wer das sein kann . . .
Ihre Nachbarin nickte kurz und blickte anscheinend wieder auf die Bühne.
Nach einer Weile kam ihr Kopf wieder zurück.
„Eine Dame beobachtet Sie aus der Loge ziemlich vls^-vis . .. Röthlichhelles Haar — jedenfalls gefärbt — bleich, distinguirt ... Ich vermuthe
die . . ."
„Baronin Dugand?" unterbrach Annie.
Die Dostojewska nickte und folgte schnell wieder dem Spiel.
Der Act war beendet.
Die Pariser Gäste, dem enthusiasmirten Publicum Folge leistend, erschienen ungezählte Male vor den Rampen.
In diesem Moment blickte Annie unwillkürlich in der Richtung der
bezeichneten Loge, in welcher jetzt auch Mr. Hellieur sichtbar wurde. Die
Blicke beider Frauen kreuzten sich secundenlang.

„Das war kein guter Blick!" äußerte die Russin, ihr Opernglas absetzend.
„Stein . . ." entgegnete Anna-Belle.
Die Herren Andrew schienen ihr Versprechen vergessen zu haben.
Mehrere Freunde des Andrew'schen Hauses kamen während der Zwischenacte in die Loge herein.
Die musterhafte Darstellung war gegen Mitternacht zu Ende, und die
Damen fuhren ziemlich schweigsam nach Haus, wo man gemeinschaftlich
den Thee nahm.
Zwischen Anna-Belle und der Sascha Dostojewska bestand große Zuneigung. Vor sechs Iahren war die Russin auf Leschetitzkis*) persönliche
Empfehlung von Andrews nach New-Aork mitgenommen worden, um mit
der Haustochter zu musiciren.
Die beabsichtigte Wirkung wurde allerdings nur theilweise erreicht.
Anna-Belle behauptete nämlich, durch das meisterhafte Spiel der
Dostojewska würde ihr der eigene Dilettantismus erst so recht klar. Vor
Kunst-Dilettanten aber hatte sie eine geheime Furcht.
So wurde Annie mehr und mehr nur eine eisrige Zuhörerin.
Theoretisch wurde jedoch das Clavierspiel und seine Methoden durch
endlose Plaudereien betrieben.
Bei dieser Gelegenheit stellte nun die Schülerin der Lehrerin eigenartige Probleme. Die Russin, welche auf ihrem Instrument eine eminente
Vielseitigkeit besaß, hatte ein besonderes Talent, musikalisch zu charakterisiren.
So hing in Annies Schlafzimmer eine außerordentlich feine Oelskizze,
Birken im Mondschein.
Dieses Bild spielte unter Anderem die Virtuosin mit ungemein getreuer
Wiedergabe der zarten Technik dieser kleinen Landschaft.
Oder das schöne Mädchen, deren Passion für Edelsteine immer leidenschaftlicher wurde, bat:
„Sascha, Liebste, spielen Sie mir doch wieder meinen Ring mit den
weißen Brillanten und dem dunkelblauen Saphir ..." — und bald woben
die emsig gleitenden Finger der Künstlerin aus dunklen und hellen Tönen
den farbenreichen Ring.
Das waren geheimmßvolle Stunden dort oben im stillen Saale, wenn
die Dostojewska vor dem prachtvollen Steinway saß und mit ihren weitgreisenden Händen orchesterartig eine Rubinstein'sche Polonaise erklingen ließ,
oder mit träumerisch weichem Anschlag schwermüthige, altrussische Liebeslieder
flüsterte.
Uebrigens konnte man oben auch lustig fein!
Namentlich wenn ganz Intime zu Besuch kamen, herrschte ostmals die
herrlichste Tollheit.
Die Dostojewska warf dann plötzlich das hindernde Kleid ab und
*i Berühmter Pianist, f. Z. am Coiiservawrmm zu Petersburg.

tanzte — einen Unterrock hatte sie ihren Lebtag nicht besessen — mit gekreuzten Armen in pluderartigen Beinkleidern den Kamarinski oder Krakoviak.
Da kam sogar ein Anflug von Farbe in die seltsame, lederartige
Physiognomie. Denn häßlich war diese Russin — fabelhaft garstig.
Namentlich die Nase, wie ein donischer Kosack. Nur die Augen, diese
sprühenden Augen, wahre Wunder von Intelligenz, machten Manches gut.
Und merkwürdig! Die eigentliche Seele der L1asös, die doch einen
wahren Ueberfluß von mondainenhaften Frauenschönheiten besaßen, war
trotzdem die eckige, männerartige Sascha, mit ihrem Geist, dem originellen
Humor und dem stupenden Spiel.
Man nannte sie dort den Uebermenschen.
Durch irgend einen schriststellerischen taux pas hatte sich die Unvorsichtige
bei ihrer Regierung compromittirt und durfte wie so viele Andere vorläufig
nicht in das heilige Rußland zurück; ihre fanatische Anhänglichkeit zum
Andrew'schen Hause ließ ein Heimweh nur selten aufkommen. Uebrigens
war an ein Fortgehen der Dostojewska gar nicht zu denken.
„Sascha," — forschte Annie einst unvermittelt, „wie gefällt Ihnen
Mr. Wartenfels?"
„Mister Wer?" murmelte die Angeredete zwischen der unvermeidlichen
Cigarette hervor.
„Mr. Wartenfels . .
„Ah! — gut," — dann nach kleinem Ueberlegen — „sehr gut sogar.
Das wäre zum Er'iupel einer von den Männern, welche mich manchmal
nachdenklich machen könnten, daß ich so unmotivirt häßlich bin."
Die Russin lachte ein ärgerliches Gelächter.
Wieder fragte Annie: „Wie würden Sie Mr. Wartenfels wzhl spielen,
Sascha?"
„Gar nicht!" gab diese sofort mit kurzem Nachdruck zurück, „den würde
ich heirathen!"
„Den würden Sie heirathen!" sprach die lüngere langsam nach.
„Sagen Sie mir doch, Miß Anna-Belle," inquirirte etwas zögernd die
Russin und legte, ihre Cigarette fortschleudernd, beide Hände kameradschaftlich
auf Annies Schulter, — „da wir nun einmal davon sprechen, — dieser
Mann müßte Ihnen doch auch sympathisch sein . . ."
Ehe jedoch die Antwort erfolgen konnte, erschien eine bereuende Falte
auf der niederen Stirn der Dostojeivska, und mit gleichgültigem Achselzucken
rollten die gelben, unglaublich flinken Finger frischen Tabak.
Es war nicht zuletzt die diserete Art Saschas, welche ein vertrauliches
V-rhältniß zwischen den beioen Frauen geschaffen, ein Verhältniß, das von
Mrs. Sarah-Andrew argwöhnisch gebilligt wurde.
Annies Veranlagung, welche bei reichstem, echtem Gemüth ein gewisses

herbes Behüten ihrer Empfindungen nach außen hin geltend machte, wurde
von der Russin feinfühlig verstanden und gewürdigt.
Es wurde so ein natürliches und dadurch festes Bündniß.

5

Die Andrew'schen Gäste waren zur rechten Zeit nach New-Aork gekommen. Wiederum herrschte in den Kreisen, welche man in schwer desinirbarer Weise als „Gesellschaft" bezeichnet, ein geheimnisvolles Leben und Treiben.
Diesmal hatten die Blasös den Vorrang, die Saison-Parole ausgegeben
zu haben; sie lautete: „Eine holländische Schlittenfahrt zu Rembrandts
Zeit."
Die Gmndidee war naturgemäß durch die immer noch überreichlich
vorhandenen Schneemassen gegeben worden.
Das Comitö, einen holländischen Maler an der Spitze, hatte sich blitzschnell constituirt. Die Furcht vor der schmelzenden Sonne erzeugte überhaupt
eine Hast, welche allerdings der amerikanischen Eigenart nicht aufgenöthigt
werden mußte.
In fliegender Eile wurde gezeichnet, möglichst historische Schlitten gezimmert, Kostüme entworfen und geschneidert, kurz Mes gethan, was sich
mit Hilse von Geld und Arbeitskraft in dieser geringen Frist ermöglichen ließ.
Um aber einen originellen Reiz in das Project zu bringen, kam man
üb^rein, das Gesammt-Arangement in Frauenhände zu legen.
Sosort übernahmen sechs Damen von Rang das schwierige Amt der
Patroneffen. Sie beriefen wieder weibliche Gehilfen, und die Ballotage der
Herren, welche eine vielbeneidete Ladung von zarter Hand erhalten sollten,
begann:
Das Hauptquartier wurde im Clubhaus der BlasSs, welches in diesen
Tagen kein männlicher Fuß betreten durfte, aufgeschlagen.
Mit kaum glaublichem Raffinement, mit durchaus weiblicher Zähigkeit
und List wurde hier erbittert gekämpft; wundersame Gerüchte drangen in
die neugierige Außenwelt.
Man vergaß in den Tagen der heißen Debatten gänzlich, der Sonne
zu gedenken, welche sich bescheiden am winterlichen Firmamente verborgen
hielt. Das Unternehmen hing mitunter an äußerst zarten Fäden!
Endlich, — endlich war die Einladungsliste fertig gestellt!
Durch ein kleines Heer von Boten wurden die Einzelheiten bekannt.

Der geladene Cavalier sollte mit seinem Schlitten am bestimmten Tag
vor dem Thor der ihn Erwählenden halten und seiner Dame die Zügel überreichen, denn die sportslustigen Amerikanerinnen hatten mit blitzenden Augen
einmüthig beschlossen, die Gefährte selbst zu lenken.
Das complicirte noch mehr.
Rastlos wurden nun von den beglückten Herren mit leichten Iagdschlitten

Pferde eingefahren und probirt. Man wählte meistens Polo-Ponies, welche
ja durch ihren Beruf bereits den verschiedensten an ihr Temperament gestellten Aufgaben gewachsen erschienen.
Lord Welton, von der Gattin des Stadt-Oberhauptes erkoren, fuhr
kürzlich mit seinem allerliebsten Rappen-Viererzug am Andrew'schen Haufe
vorüber.
Kapitän North lenkte mit bekannter Meisterschaft ein ganzes Rudel
kleiner Thiere, die vorläufig noch in wilder Hast vor dem winzigen Probirschlitten daher stürmten.
Annie folgte von ihrem Fenster den Vorbereitungen.
Heute mußten sich die Damen bezüglich ihrer Wahl entscheiden.
Mr. Andrew betrat das Zimmer, gleich darauf der alte Peddleton mit
Wartenfels.
In diesem Moment kreuzte gedankenschnell eine Idee den Kopf des
schönen Mädchens.
„Mr. Peddleton," sagte sie mit lächelnder Feierlichkeit, „ich erwähle
Sie zu meinem Ehrencavalier für übermorgen!"
Dieser zog schmunzelnd die Augenbrauen in die Höhe und sah dann
den Anwesenden der Reihe nach in's Gesicht.
Mit einem Male fingen Alle an zu lachen.
„Miß Anna-Belle, was würden Sie fagen, wenn ich wirklich darauf
einginge?"
„Thun Sie das nur unbekümmert," warf Mr. Andrew heiter dazwischen.
„Nein, nein! — Im Leben wie beim Schlittenfahren passen Alt und
Jung schlecht zu einander! — Wer" — hierbei gingen die weißen Augenbrauen wieder empor, — „hier stelle ich meinen Vertreter!"
Damit zog er mit schnellem Ruck den jungen Ingenieur am Rock-
ärmel heran.
Das spielte sich Alles in einem Augenblick ab.
„Haben Sie schon einen Schlitten, Mr. Wartenfels?" fragte der
Hausherr.
„Den habe ich wenigstens in Aussicht, aber Pferde muß ich noch besorgen."
„Dann vorwärts in die Stadt!" riethen die Herren und, sich mit
dankendem Händedruck von Annie verabschiedend, verließ Wartenfels das
Haus.
Annie wandte sich hastig wieder dem Fenster zu und drückte ihre hohe
Stirn an die kühlenden Scheiben.
Ein köstlicher Winternachmittag!
Es war auch nicht mehr so schneidend kalt; die Sonne schickte, wie
von der allemeinen Neugier angesteckt, vereinzelte, hellblitzende Strahlen herab.
Wartenfels, in distinguirter Amsterdamer Rathsherrentracht, war zur
verabredeten Zeit vor dem Andrew'schen Palais.

Vor dem ziemlich Keinen, hochkufigen, mit dunklem Pelzwerk ausgefüllten Schlitten stand ein hoher Rappe, de n der junge Deutsche nach
sorgfältiger Prüfung als geeignet befunden.
Rückwärts, auf leichtgebogenem Gestell saß ein junger Neger in sehr
reichgestickter orientalischer Gewandung, welche geschmackvoll mit dem dunkel
gehaltenen Gefährt contrastirte.
Annie kam, vergnügt unter der kleidsam wirkenden Pelzhaube hervorschauend, lachenden Auges grüßend, die Stufen herab.
Hinter ihr der eilfertige Iosua mit mehreren Pelzdecken.
„Ah!" — machte si: mit rundem Mund und großen Augen, beim
Anblick des vornehm wirkenden Schlitten.
Darauf stieg die junge Dame unter treuherzigem Handschütteln behend
zwischen den weichen P'lzen hinein, griff die Zügel, und leise knirschend
ging es auf glattpolirter Fläche zum Sammelplatz.
Eine Auffahrt daselbst war als unrathsam aufgegeben worden.
Man fürchtete verschiedene Pferde.
In beliebiger Reihenfolge sollten die Schlitten möglichst langsam hintereinander herfahren, bis Alles zusammen war.
Dann wollte man auch erst die Mu'ik beginnen lassen.
Helles Lachen und jubelnder Zuruf, begleitet von dem schrillen Wiehern
der Pferde und vielstimmigem Schellengeläute wurde vernehmbar.
Man bog vorsichtig um die Ecke.
Da wand sich auch schon eine schillernde Reihe von kostbar montirten
Schlitten heran, in die man sich unter lauter froher Begrüßung einfügte.
Zu beider Seiten sprengten die Zugordner — Harry unter ihnen —
in altholländischem Reiterwamms daher, an der Spitze ihrer langen Pilostocke Harzfackeln, welche auf dem Heimweg leuchten sollten.
Man hatte d'.e Stadt hinter sich und big in den Par? ein.
In langgezogenen Tönen ließ sich ein Signal hören.
Rauschend setzte die in ungefährer Zugnütte befindliche Kapelle ein.
Das Tempo wurde merklich schärfer . . .

Ordner rasten an die Spitze.
Ietzt ging es plötzlich langsamer.
Bei den vordersten Schlitten Kar Unordnung.
Man sah einige Herren unter Assistenz von Stallleuten die Zügel übernehmen.
Aufgeregtes Geschrei übertönte die Musik.
Ueberlautes Gelächter schallte echoartig in den Wald.
Bald darauf fuhren die Schlitten wieder gleichmäßig über die Bahn.
„Warum sehen Sie mich eigentlich immer so an, Mr. Wartenfels?"
Iener rückte sich in den Pelzen zurecht.
„ ... In meinem Vaterhause, Miß Andrew, hängt ein altes holländisches
Gemälde. Es stellt eine junge Holländerin dar, welche am weit geöffneten

Butzenscheiben-Fenster lehnt und sehnsüchtig in die schneeige Winterlandschaft späht. — Ich denke mir, Sie würden selbst von dieser Aehnlichkeit
mit Ihnen frapvirt sein!"
Der Schlitten fuhr an einen: merkwürdig gesonnten Baum vorbei,
dessen Aeste sich krallenartig ausstreckten.
„Es freut mich, daß Sie meine Person mit Ihrer Heimat in Zusammenhang bringen," sagte seine Begleiterin zuthunlich. „Nehmen Sie jetzt, bitte,
die Zügel, meine Hände verlangen nach dem Muff. — Ich mache Ihnen
übrigens mein aufrichtiges Compliment, unser Pferd benimmt sich wirklich
musterhaft! — Dort sehe ich ja schon unser Ziel."
Der Weg führte am Flusse hin.
Bald war man an dem malerisch gelegenen, schloßähnlich gebauten Hause
angelangt. Hier sollte unter Anderem getanzt worden.
Als der Ingenieur dem wundersam schönen Mädchen aus den dichten
Pzlzhüllen heraushalf, begegneten sich ihre Blicke.
Wartenfels hörte deutlich sein Herz schlagen.
Sie gingen in die festlich decorirten Räume hinein.
Eine lärmende Heiterkeit herrschte da, Erlebnisse wurden ausgetauscht,
eine Dame hatte — absichtlich, lautete die lachende Erklärung — umgeworfen.
Unter den schmetternden Klängen der guten Musik erreichte die frohe
Laune allmählich ihren Höhepunkt.
Der Künstler-Arrangeur, verblüffend echt aussehend, wurde triumphirend
im Saale einhergetragen.
Es dunkelte allmählich.
Zu den Fenstern loderten die Fackeln herein.
Eine Stimme, welche aber nicht zur Geltung kam, sprach von Aufbruch.
Lord Welton, von Kapitän North und Anderen unterstützt, machte den
Vorschlag, es möge nach und nach abgefahren werden. Eine lange Schlittenreihe könne in der Dunkelheit Verwirrung geben.
Die Fackelträger sollten vertheilt werden, besonders da, wo keine
Laternen waren.
Wartenfels ließ seinen Schlitten zur Seite fahren und suchte Anna-Belle.
Als sich Beide ziemlich schweigsam zur Heimfahrt schickten, dunkelte es
schnell herein.
Wartenfels hinderte den eiligen Schwarzen nicht, mächtig auszugreifen.
Da und dort leuchtete eine qualmende Fackel durch die schneebedeckten
Aeste und zeichnete die Wegstrecke mit breitein Feuerschein.
Eintönig erklang das leise Läuten der Schellen auf dein Pferderücken.
Ein dreispänniger, eigenartig geforinter Schlitten überholte sie in
brausender Hast — Auf einmal wurde es ringsum still . . .
Annies Herz pochte in fremder Bangigkeit . . .
Verstohlen überflog ihr Blick den Begleiter.

Der führte in sicherer Hand die straffen Zügel und begütigte zeitweife
das mächtige Pferd durch gedämpften Zuruf.
Die vorbeistreichenden Bäume schienen Riesen-Dimensionen anzunehmen.
Gespenstig erhellte der fahlschimmernde Schnee das Dunkel.
Anna-Belle zuckte zusammen. Da war der wunderliche Baum wieder.
Drohend streckten sich die verkrüppelten Aeste dem Schlitten entgegen,
als wollten sie ihn aufhalten. Scheußliche, höhnische Fratzen grinsten aus
seinen Zweigen hernieder . . .
Da, ein Krach! — Annie schrie willenlos auf, — der Schlitten stand.
„Halte das Pferd fest, Bob!" rief Wartenfels gebieterisch.
Der Neger glitt wie ein Schatten zu dem Pferde hin, das erschrockene
Thier liebkosend und beruhigend — dann sah man nach.
Einer der hochgeschwungenen Kufen mochte bei den eiligen Vorbereitungen
ungenügend befestigt sein, er schien aus dem Verbindungsbolzen gelöst und
war hart aufgestoßen, ohne stark beschädigt zu fein.
Wartenfels wandte sich nach seiner Begleiterin um, welche sosort den
Schlitten verlassen hatte.
Da erschrak er heftig.
Beim ungewissen Scheine der wieder entzündeten Laternen sah er
nähertretend in ein verstörtes Gesicht. Die sonst so klar und sicher blickenden
Augen füllten große Thränen, welche langsam über ihre schmal erscheinenden
Wangen liefen.

„Anna-Belle!" rief der blonde Mann bestürzt . . .
Nun hoben sich kaum merklich die langen Wimpern, wobei ein wonniger Zug duftartig über das reizvolle Mädchengesicht streiste, während der schlanke Körper sich ein wenig nach ihm hinneigte.
„Anna-Belle!"
Dabei hatte er sie aber auch schon an sich gepreßt und mit seinen langen, trunkenen Küssen bedeckt. — Dann in plötzlicher, athemloser Furcht, sie wieder zu verlieren, betrachtete er mit heimlichem Zaudern sein endlich gefundenes Glück.
Diese aber lehnte in ruhiger Seligkeit immer noch fest an der Schulter des starken Mannes, der Thränen nicht mehr wehrend, die nun wie erlösend herniederrollten.
In der Ferne schwachröthliches Glimmern, — kaum vernehmbares Schellengeläute.
Wartenfels trennte sich mit langsamem Fuß.
Wie aus ewiglangem Traum erwachend, blickte Annie umher, die Thränenspuren mit athemloser Hast tilgend.
Ihr Begleiter riß Stricke, welche er nach mancher Erfahrung stets mit sich führen ließ, ans dem Schlittenkasten heraus und rief dem noch immer regunslos verharrenden Negerburschen ein paar kurze Instructionen herüber.

Mehrere Schlitten mit jauchzenden Insassen, in Begleitung zweier Fackelträger kamen inzwischen lärmend herbeigefahren.
Dampfende Pferde wurden kurz parirt.
„Halloh!! — Halloh! Etwas passirt . .
Zwei Herren sprangen eilends heraus, unter ausgelassenen Scherzen helfend.
Zu Annie herüber riefen in heiterster Laune die Damen eilige Berichte.
Der Schaden war gebessert.
„Fertig? — Danke! — Vorwärts!!"
In wenigen Augenblicken waren die wie toll dahinjagenden Gespanne unter Schall und Knall mit ihrer feurigen Begleitung außer Sicht.
Es begann zu schneien.
„Und nun heimwärts!" kam es von freudigen Mädchenlippen.
Jetzt gab es ein Plaudern! Pläne über dies und das der Zukunft wurden in dem kleinen, nestartigen Gefährt gemacht.
Annie erzählte, sich verschiedene Male umwendend, von dieser seltsamen Baumgruppe, der sie nun doch so recht danken müsse.
„Es hatte doch wohl heute Alles so kommen müssen!" fügte sie sinnend hinzu.
Bob mußte die Zügel übernehmen.
Eine Weile blieben Beide wortlos.
Die vielfarbigen Lichter der Stadt wurden größer.
„Mein guter Vater!" — sprach Annie mit rührendem Ausdruck. „Die Mutter wird es anfänglich nicht begreifen wollen, — sie wird uns kein Hinderniß sein," kam es mit leichtem Selbstbewußtsein von ihren Lippen.
Hurtig besprach man noch die Maßnahmen der allernächsten Zeit.
Wartenfels wollte sofort mit den Eltern reden.
Vorher, kam man überein, würde man das Geheimniß ängstlich hüten.
Sascha Dostojemska wurde auf Annies eindringliche Vorstellungen ausgenommen; diese sollte es noch in der nächsten Stunde wissen.
Wartenfels lenkte nun den schäumigen Rappen wieder selbst.
Ruckartig hielt der Schlitten vor dem alten Platze.
Oben össnete sich ein Fenster klirrend; Saschas Kopf wurde sichtbar, und ein paar schwer verständliche Worte wurden herabgerufen.
Josua kam mit einem Diener herbeigelaufen.
Ein vielsagender Händedruck und einige gedämpfte Liebesworte, dann schloß sich krachend die hohe Gitterpforte hinter der biegsamen Gestalt.
Mit unsagbarem Gefühl im Herzen lenkte der blonde Deutsche langsam dem Stalle zu.
Als er dann später in taumelndem Glück seine Wohnung aufsuchen wollte, rannte er mit einein Herrn, der sich durch den heraufgeschlagenen Pelzkragen vor dem stärker werdenden Schneefalle schützte, zusammen.
„Mr. Wartenfels!" rief der ihn mit freudigem Erkennen an.

Es war Kapitän North.
„Gut, daß ich Iemanden treffe, — kommen Sie mit in den Club, ich bin ganz allein." Ohne Antwort abzuwarten, faßte er den großen Blonden unter den Arm und erzählte:
Soeben sind wir angekommen, — Mrs. Berling und ich. Sehen Sie! — So geht es gewöhnlich! Die Damen wollen doch um jeden Preis selbst fahren. 'VVsll, im Anfang ging das ja ganz schön und gut. — Mrs. Berling — Hut ab vor solcher Frau — fährt ihr tour in Kanä mustergültig. Aber wir hatten wohl doch zu viel von diesen kleinen Krabben zusammengespannt; — es waren sieben Ponies, — auf dem Rückweg schlugen zwei über die Leine, und auf einmal riß uns die ganze Gesellschaft aus ..."
„Doch kein Unfall der Dame . . ."
„Mrs. Berling? Nein! Wissen Sie, was diese Frau machte..
„Nun!" entgegnete der Gefragte stehen bleibend.

„Die hat gelacht, als ob ihr Iemand im Salon einen guten Witz erzählt!
Wissen Sie," fuhr er vertraulich fort, „das muß man unseren Amerikanerinnen lassen: Courage haben Alle! — Kommen Sie weiter!"
. . . Der St. Iames-Club, erclusiv und kostspielig zugleich, war in
einer Nische erleuchtet; dort lag das Speisezimmer.
Man hörte rerschiedene Personen reden, eine Stimme klang laut aus
den anderen heraus.
Die Herren betraten das mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gebäude.
Zum großen Theile aus enormen Schenkungen errichtet, war es
eine minutiöse Nachbildung des Palazzo Pitti in Florenz; es bot den
Mitgliedern jeden erdenklichen Comfort des amerikanischen Clublebens. Viele,
namentlich rorübergehend in der Metropole Weilende, wohnten daselbst.
Nach schneller Begrüßung der Anwesenden setzten sich Beide an d-e
breite Speisetafel.
An einem Ende befand sich, feinen Stuhl in schaukelnder Bewegung
haltend, der laute Redner, welchem die Anderen ziemlich wortkarg zuhörten.
Es schien erheblich poculirt zu fein.
Die Lichter auf den schimmernden Girandolen waren unter ihren rothen
Hüllen zu kleinen Stümpschen abgebrannt, theilweise auch schon verlöscht.
Leere Plätze, benützte Servietten und eine auffallende Menge verschiedenartiger Flaschen bezeugte, daß die Gesellschaft zahlreicher gewesen.
Am Plafond lagerten schleierartige Tabak-Rauchwolken.
„Iawohl, Gentlemen! Wie ich sagte, — daran läßt sich Nichts mehr
ändern. So sind eben die Weiber, — genau so und nicht anders. Die
Geschichte von der sogenannten anständigen Frau, die wir Großen immer
noch glauben sollen, erinnert mich jedesmal an die Fabel vom Storch, womit
die Kinder hinter's Licht geführt werden — Beides ist Hnmbug . . .!"

Wartenfels, noch völlig unter den Eindrücken der letzten Stunden,
marterte vergeblich sein Gerächtniß, wo er dieses Gesicht schon gesehen.
Iener trank ärgerlich.
„Wenn ein Mann will, ich meine ernstlich will, meinetwegen alle
Puppen tanzen läßt," redete er mit mühsamer Zunge weiter, „stolpert jedes
Frauenzimmer früher oder später, — meistens früher. Bei meiner armseligen
Seele! Ist das nicht ganz logisch? — Die Frau hat nachgewiesen — nachgewiesen, Gentlemen, — fünfzig bis hundert Procent mehr Liebestrieb im
Leib als der Mann. Wo soll denn das bedauernswerthe Geschöpf mit
ihrem Ueberschuß hin . . .?"
Einige lächelten.
„VeU, Iungens! Wir sind ja hier ganz unter uns . . ."
Der Laute hielt inne und sah mit glasigem Blick zu Wartenfels her-
über. Sodann machte er eine wegwerfende Handbewegung, worauf er
weiterschrie:
„Will Iemand vielleicht für irgend eine Frau feine Hand in's Feuer
legen?'
Wie? Keiner . . .? Hahahaha! Ha ha!!"
Ein Herr legte seine Serviette hin und entfernte sich mit vielsagenden
Blicken.
Das schien den Aufgeregten äußerst zu verletzen.
„Zum Teufel und in die Hölle mit dieser verdammten Gefühlsduselei!
Ich lege hier — die Faust fuhr auf den erklirrenden Tlsch nieder — tausend
Dollars gegen eine rerfoulte Banane, daß ich jedes Weibsbild in einigermaßen
liberaler Frist 'rumkriege, wie der selige Faust sein Gretchen — noch dazu
ohne Mephisto!"
Wieder krachte die geballte Faust auf der Tischplatte.
Ein bejahrter Herr, der am Fenster eingenickt war, hob schwerfällig
den spärlich behaarten Kopf, blickte zerstreut umher und schlief gleich wieder
weiter.
Kapitän North zog die Uhr.
„Kannten Sie den Herrn schon, der uns diese schöne Rede hält,
Wartenfels?"
„Ich muß ihm aber kürzlich irgendwo begegnet sein," gab der Gefragte
gleichfalls flüsternd zurück.
„Es ist Mr. Hellieur, ein Freund der Baronin Dugand."
„Augenblicklich entsann sich nunmehr der Ingenieur, den Genannten
auf dem Sammelplatz der Schlittenpartie in Gesellschaft der eleganten
Mondaine und Anderer bemerkt zu haben.
Mr. Hellieur hatte das kleine Gefährt nebst seinen Insassen — unbemerkt, wie er wohl geglaubt, — kaum aus den Augen gelassen. —
Alles erhob sich, die hohen Stühle geräuschvoll rückend.

Kapitän North ging behaglich plaudernd mit einem Freunde in das
nahe gelegene Billardzimmer.
Der Deutsche wollte soeben folgen, — da stand wie aus dein Boden
gewachsen Hellieux knapp vor ihm, den sehnig muskulösen Körper energisch
im Gleichgewicht haltend, um den Mund einen brutalen Ausdruck.
„Wir wollen noch ein Glas zusammen trinken!" stieß er hervor.

„Danke, mein Herr!" replicirte der Angeredete. „Heute nicht mehr!"
„Ein wenig wollen wir doch noch trinken! . . ." drängte Jener mit
der Berauschten eigenen Hartnäckigkeit.
Der Blonde versuchte zu passiren.
Hellieux' Augen drohten unheilkündend.
„Ich habe Sie aufgefordert, mit mir zu trinken! ..." lallte seine
bebende Stimme.
„Hellieux! Ruhe!! — Schlafen, — vorwärts!" rief es von
verschiedenen Seiten.
Gelassen schob der so Gedrängte den Trunkenen zur Seite, welcher
unglücklicherweise ausgleitend zu Falle kam.
Schnelle Hände zogen ihn empor.
Kapitän North wurde sichtbar.
„Dieser Mensch hat mich zu Boden geworfen!" stammelten schäumende
Lippen.
Vergeblich suchten die Herren den Rasenden zu besänftigen; sie erreichten nur das Gegentheil. Unverständliche Worte murmelnd, sprang der
Crcole, sich urplötzlich losreißend, raubthierartig auf Wartenfels zu, riß
blitzschnell dessen Cravatte herab und schlug ihm damit klatschend in's Gesicht.
Man sprang unter bestürzten Ausrufen zwischen Beide.
Der Neberfallene erbleichte . . .
Seine Hände vorstreckend, eilte der völlig erwachte Alte aus der Fensternische herbei.
Hellieux wurde fortgebracht.
Alles war entrüstet. — Jeder drängte mit bedauerndem Wort oder
Händedruck zu dem Fremden hin.
Was half das? — Die That blieb geschehen! . . .
North verließ mit sinsterer Miene an Wartenfels' Seite den Club.
Dichtes Schneegestöber umfing die Heraustretenden.
Wartenfels zog stehen bleibend den Hut und ließ sich die breiten
Flocken auf seine heiße Stim fallen.
„Dieser infame Trunkenbold!" sprach North vor sich hin.
„Wann kann ich diesem Ehrenmann zu Leibe? . . ." fragte sein Begleiter, die vibrirende Stimme zur Ruhe zwingend. —
„Lassen Sie mich sorgen, lieber Freund! Sie kennen ja unsere Landessitte, — wir weichen mit unseren Ansichten von Europa ab. — Indessen

liegt dieser Fall verschieden . . . Hellieux ist ein halber Pariser . . .
Wann kann ich Sie morgen sehen, Wartenfels? . . ."
„Ich bleibe im Hotel, bis Sie kommen, Kapitän! Leben Sie wohl!"
Wartenfels saß am darauf folgenden Vormittag schreibend in seinem
Hotelzimmer. Vor ihm lag ein umfangreiches Schriftstück, für seinen Bruder
in Deutschland bestimmt. Seine Gedanken kehrten jetzt wieder zu Anna-Belle.
Eine bitter grollende Empfindung beherrschte sein ganzes Fühlen und
Denken.
Was hatte er eigentlich gethan, daß ihm das unerforschliche Schicksal
kurz vor dem erträumten Ziele so erbarmungslos zusetzte!
In qualvoller Unruhe malte er sich, düster hinstarrend, die heimliche
Ungeduld des heißgeliebten Wesens aus, blickte im Geiste in die leuchtenden
Augen hinein, welche ihn jetzt wohl sehnlich herbeiriefen . .. unerträglich!. . .
Unwillkürlich schloß er seine Augen, als könne er dadurch die nagenden
Gedanken verscheuchen. . . .
Es pochte an der Thür, erst leise, dann stärker. —
Der Blonde schreckte auf.
„Ah! — Sie sind es, Kapitän."
Der Eintretende berichtete unter warmherzigem Willkommengruß, daß
Alles geordnet sei. —
„Wann ..." unterbrach der Jüngere.
„Morgen früh, — wenn Sie einverstanden — .." erwiderte North, leiser
sprechend. „Hellieur läßt sein Bedauern aussprechen" — Wartenfels machte
eine abschneidende Handbewegung — „dann stellt er die Waffen frei. —
Ich wählte Pistolen, — der Creole ist auf allen Pariser Fechtböden selbst
von den Fechtmeistern für gefährlich erklärt. . ." Der Sprecher schwieg
eine Weile zögernd.
„ . . . Sie wissen ja wohl, daß Hellieur auch ausnehmend sicher
schießt, Wartenfels?"
„Ich weiß!!"
„Wollen Sie nicht noch einige Male üben? — Draußen im Park
dürfte bei diesem Wetter ..."
„Nein! — Ich hatte vor Jahren einen Ehrenhandel. Mein Gegner
schoß das Aß aus den Karten heraus; nach der Affaire entdeckte Jemand
zufällig die für mich bestimmte Kugel in einer Baumrinde, ganz nahe
meinem Secundanten. — Das ist ja Alles Zufall oder meinetwegen auch
Bestimmung. — Wahrscheinlich sogar Bestimmung," fügte er hart bei. —
„Kapitän! — Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Mühe. — Die Zeit. .?"
„Ich will mit meinem Schlitten um 6 Uhr beim ersten Parkgitter halten?"
„Gut! — Auf Wiedersehen!"
Die Thür schloß sich. Gleich darauf klopfte es wieder.
„Wer ist da?"

Der Andere kam nochmals herein.

„Sie kennen auch den Secundanten Hellieur' von gestern."
„Wer ist das?"
„Mr. Morgan."
Wartenfels schüttelte den Kopf.
„Erinnern Sie sich nicht jenes alten, weißhaarigen Herrn, der iich
den Abend über zumeist in der Fensternische des Speisezimmers befand?
Die Anderen wollten nicht. . . Da es nun ohne großes Aufsehen geschehen
soll. . . Mr. Morgan hat übrigens sosort beantragt, daß der Betreffende
aus der Gäste-Liste des Clubs gestrichen werde. . .
„Also auf morgen, Wartenfels!"
„Danke, Kapitän, — danke!" . . .
Scharfes Thürklopfen.
„Herein!" rief der Gestörte unwirsch.
„Mr. Wartenfels . . .?" fragte die helle Stimme eines jener kleinen
jugendlichen Postboten, der sich sosort geschäftigt entfernte."
Der Ingenieur riß den überbrachten Brief auf. Es waren nur ein
paar Worte:
„Sie werden erwartet!"
Wartenfels stapfte nach ziemlich ruhig verbrachter Nacht durch den
lockeren Schnee.
Er zog es vor zu gehen, umsomehr da er den vergangenen Tag ausschließlich im Hotel verbracht hatte.
Ein Nachtpolizist, der Ablösung harrend, schlug gähnend mit seinem
Knüppel an einen Laternenpfahl.
Es sielen immer noch einzelne Flocken.
Nach längerer Wanderung entdeckten die scharfen Augen des schneller
Schreitenden einen Schlitten, bald darauf erkannte er auch den Kapitän,
der rauchend auf- und niederging, „Sie scheinen gut geschlafen zu haben,
lieber Freund!" rief er dem näher Kommenden möglichst unbefangen zu.
Iener nickte bejahend.
Ein Schlitten kam ellig herangeklingelt.
Wartenfels sah sich fragend um.
Unser Unparteiischer. — Mr. Pett.
Das Gefährt hielt vor ihnen.
Der außergewöhnlich Beleibte lüftete ein wenig den spiegelblanken
Culinder und sazte unter schwerfälliger Wendung nach dem neben ihm
sitzenden Herrn:
„Das ist Doctor Howard, Aso,tlsiv.su!"
Alles gab sich die Hand.
Der glattrasirte, sehr junge Arzt, machte mit seinen klassischen Gesichtszügen den Eindruck eines Schauspielers.
„Ich fahre also voraus, ßsntlsmsn!" instruirte Mr. Pett kurzathmig.
Bald glitten die Gefährte in der Richtung nach dem Flusse hin.

Wartenfels war Fatalist von Grund aus.
In dieser Beziehung kindergleich geartet, glaubte er unerschütterlich an
die höhere Bestimmung, gegen deren Unabänderlichkeit sich kein lebendes
Wesen auflehnen könne. Diese Grundsätze hatten ihn auch der recht
unzugänglichen Dostojewska näher gebracht. Auch gab ihm diese Eigenschaft
ein gewisses, entschiedenes Gleichgewicht, welches ihn anderen, vielleicht
nicht minder kaltblütigen Männern überlegen erscheinen ließ. Ruhig unterhielt er sich, während seine Gedanken stetig mit Anna beschäftigt waren,
mit dem ihn Begleitenden.
Der erste Schlitten, welcher bedeutend rascher gefahren war, hielt.
Man sah Mr. Pett vielfach gesticulirend auf zwei Herren zugehen,
welche foeben hinter einigen starken Bäumen hervortraten.
Nunmehr waren Alle beisammen.
Schweigend begrüßte man sich.
Die Kutscher erhielten rasche Weisung.
Wartenfels blickte zerstreut über die weiße Fläche, bis ihn die Augen
schmerzten. Plötzlich siel ihm ein, daß er jetzt vielleicht schlecht zielen könne,
und er schloß die Augen.
„Dort an jener auffällig verkrüppelten Baumgruppe!" hörte er eine
Stimme rufen.
Aufblickend sah er nach den Bäumen hinüber, auf welche der ausgestreckte Arm des Unparteiischen hinwies.
Ein kalter Schauer überrieselte ihn fremdartig. . .
Da stand jener Baum, welcher Anna-Belles Schrecken erregt hatte.
Warnend streckte er die vielen, armartig geformten Aeste kreuz und quer
in die Höhe.
In, Osten erschienen gelblich-rothe Streisen.
„Bitte," mahnte die Stimme des Unparteiischen.
Zaudernd griff Wartenfels in seine Brusttasche und sah nach dem
Kapitän.
Dieser war sosort an seiner Seite.

„Im Falle mir. . ."
Weiter kam er nicht.
North streckte das schmale Couvert schweigend zu sich.
Die Pistolen waren ausgeloost.
Es sollte auf Commando gefeuert werden. . .
Als dasselbe gegeben war, fielen die Schüsse fast gleichzeitig.
Wie nun North durch den Rauch spähend den Mann, welchen er
aufrichtig lieb gewonnen, in unveränderter Stellung erbliäte, athmete er auf.
Da griff Wartenfels gedankenschnell nach der Herzgegend, machte eine
kleine entsetzliche Verbeugung und fiel, die Arme weit ausstreckend, in den
weichen Schnee. . .
Einen Augenblick lähmende Unthätigkeit.

Dann kniete auch schon der junge Arzt bei dem Regungslosen, brachte
ihn mit Hilfe des zuspringenden Kapitäns in eine andere Lage und rib
die Kleider auf.
Keiner wagte sich zu rühren. . .
Endlich richtete sich der junge Arzt auf seinen Knieen auf und sagte
achselzuckend mit fachmännischer Kürze: „Dieser Herr ist todt!"

Neuntes Capitel.

North war nach Erfüllung der Formalitäten, welche das amerikanische
Gesetz dictirt, in der Wohnung des Gefallenen beschäftigt, die wenigen
hinterlassenen Bestimmungen zu erfüllen. — Das Kabeltelegramm, den
Grafen Wartenfels nach New-Aork rufend, war bereits abgesendet.
Verschiedene Documente, Briefe, Mengen von Zeichnungen und geschäftlichen Notizen sammelte der Kapitän in einer Mappe, die sich im Zimmer
vorfand.
Auf einem Notizkalender war der heutige Tag genau eingetheilt.
Aus Allem ging hervor, daß der Todte mit rührender Zuversicht
wiederzukehren hosfte.
Wiederum zog North den erhaltenen Brief hervor: An Miß Anna-Belle
Andrew. —
Der Zusammenhang war unschwer zu rathen.
Er hatte ihn jetzt auch wenig überrascht. — „Arme Annie!" dachte der
treue Freund.
Beim Gedanken an seine Mission überkam den Muthigen ein Zagen.
Der Kapitän gehörte nicht zu den erbärmlichen Titelhelden, welche sich
dnrch zweiselhafte Manipulationen zum Kapitän, Major oder Oberst gemacht
hatten, um bei Gelegenheit in, gewöhnlich geschmackloser, greller Unisorm zu
erscheinen.
North hatte den Bürgerkrieg als gemeiner Reiter mitgemacht und war,
dem General Lee auffallend, schnell befördert worden.
Der Brief ließ ihm keinen Augenblick Ruhe.
Schnell einige Anordnungen treffend, verließ er das Hotel und stand
nach wenigen Minuten beklommenen Herzens vor seinem Ziel.
Der öffnende Diener berichtete, daß Mr. Andrew erst am Abend mit
dem Western-Expreß zurückerwartet werde. — Die Damen seien soeben ausgefahren, — wohin, wisse er nicht.
„Mr. Harry Andrew?"
„Oh, — der junge Herr nimmt den Lunch feit längerer Zeit unten
in der Stadt, nahe dem Bureau. Ob der Herr Kapitän den Namen des
Restaurants wissen wolle; er würde Iosua rufen, der könue sicher Bescheid
geben ..."

North überlegte.
Da hörte er Kleider rauschen, und Sascha Dostojewska kam die
Treppe herab.
„Mademoiselle Dostojewska ... Emen Augenblick, bitte sehr ... Ich
möchte Sie allein ..."
Der Diener zog sich zurück.
Die Russin öffnete in ahnungsvoller Hast ein kleines Zimmer, welches
bei Festlichkeiten als Garderobe benützt wurde.
„Ich habe einen Brief an Miß Andrew . . ."
„Es ist Etwas passirt, Kapitän! — Sagen Sie mir um Gottes Willen
Alles! Ich vermuthe Sie unterrichtet. .!?"
„Wenigstens ist der Zusammenhang für mich erklärlich. ." entgegnete
der ernste Mann.
„Sprechen Sie doch!!" flehte die Erregte.
Dann hörte sie, ihre Hände auf die Brust pressend, den kurzen Bericht.
Sascha sah mit unnatürlich geöffneten Augen dem Sprechenden auf die
Lippen.
„Heilige Mutter Gottes von Kasan!" rief sie, nach Athem ringend, sich
blitzschnell bekreuzigend. „Das kann ja nicht geschehen sein, Kapitän! Um
des Erlösers Barmherzigkeit, lassen Sie mir doch einen Trost, — nur
einen Strohhalm Hoffnung!"
Fanatisch umklammerten ihre Hände den Schweigenden. — „Helfen
Sie! — Beim allmächtigen Gott hel — fcn — Sie!!"

Krampfartiges Schluchzen erstickte zeitweise die Stimme.
„Kapitän North!" überstürzte sich die Russin in wahnsinniger Aufregung
„Ich habe in Sibirien unsägliches Weh erlebt — fürchterliches Unglück und
Elend. — Aber jene Unglücklichen waren doch wenigstens zumeist vorbereitet! — Dieser Schlag trifft ja das ahnungslose Mädchen zum Tode
— Es tödtet meine Anna-Belle, diesen herrlichen Menschen!
Ach, wenn Sie das blendend schöne junge Geschöpf so gesehen hätten,
ivie ich, in ihrer bräutlichen Wonne, der keuschen Ungeduld und dann wieder
in ihrer verzweifelten Angst und Erwartung! — Wie sie wohl taufend Mal
mit herzzerreißendem Jammer fragte: ‚Sascha . .. liebste Sascha, — warum
kommt er wohl noch iinmer nicht?'"
Die Wehklagende gerieth völlig außer sich.
„Und dieses Heroische vor den Eltern und dem Bruder! — Eine
Heilige!"
Wild blickend sah die Dostojewska dem Schweigenden in das Gesicht
hinein. —
„Nein! — Verlangen Sie das nicht von mir, mein Herr! Beim
Leiden Christi, ich beschwöre . . ."
Erschöpft hielt das Mädchen inne.
Ihre Thränen flössen wieder reichlicher.

Alfred von Hellmann in Dresden.
North war rathlos.
„Fräulein Dostojewska . . ." begann er, vergeblich gegen die hervorbrechende Rührung ankämpfend.
Diese schien ihn nicht mehr zu bemerken.
Gebete in russischer Sprache sprechend, lag sie über einen Stuhl geworfen,
die rerzweiselt gerungenen Hände weit von dem bobenden Körper abgestreckt.
Das war unsagbar traurig anzusehen! —
Die Russin wurde ruhiger.
Mit todtenblassem Gesicht richtete sich endlich die Gläubige auf, wie
gebrochen nach einem Stützpunkt suchend.
Dann kam ein Theil der gewohnten Spannkraft zurück.
Schließlich streckte sie sich mit aller Willenskraft empor.
Dann machte die Arme das Kreuz drei Mal über sich und sprach mit
übermenschlicher Festigkeit:
„Geben Sie mir den Brief. — Ich werde ihn meiner geliebten Anna-Belle bringen!"
Darauf reichte Sascha Dostojewska, das schmale Couvert bergend, dem
Manne die Hand, welche dieser küßte.
Langsam stieg die Russin wieder zu ihrer Wohnung herauf . . .
Noch einmal grüßten ihre verzweiselten Augen zurück.
In diesem Augenblicke war die Russin schön.
Hellieur läutete an dem eleganten Dugand'schen Hotel, welches etwas
zurückgebaut im vornehmsten Theile des Madison Square lag.
Kaum das mit fürstlicher Eleganz möblirte Empfangszimmer betretend,
sah ei' sich bereits der Baronin gegenüber, welche die ihr entgegengehaltenen
langstengligen Blüthen unbeachtet ließ.
Nur mit einem kurzen Blick die elegante Männergestalt streisend, ging
sie mit geschmeidiger Hüftenbewegung erregt in dem künstlich dunklen Gemach
auf und nieder.
Hellieur legte die Blumen fort und ließ sich in einen Stuhl fallen,
von dem aus er einen gegenüberhängenden kostbaren Gobelin apathisch
musterte.
Madame Dugand kam stirnrunzelnd dicht an ihn heran und sagte mit
fester Stimme:
„Lügner!"
In dem bleichen Gesicht des Mannes erschien feine Röthe.
„Was haben Sie mir in Paris versprochen, Hellieur . . .?" fragte
das pikante Weib in rüc l sichtslosem Tone.
„Ich konnte ihn nicht schonen.. .!"
„Es handelt sich nicht um den Todten!" war die ungeduldige Entgegnung. „Das Versprechen will ich wissen, welches Sie mir gaben. . .!"

Miß Anna-Belle.
Drückende Ruhe herrschte in dem luxuriösen Raum.
Die hohe Boule-Uhr tickte mit schwerem Schlagwerk.
„Sie waren wieder betrunken Hellieur! — Iawohl, sinnlos betrunken!"
Ein spitzer Lackstiefel der Zornigen stampfte den weichen Teppich. —
„Schweigen Sie doch nur! — Ist das vielleicht der Dank für die rastlose
Mühe, welche mir die Ballottirung bei den St. Iames gemacht?
Mußten Sie sich denn zu Ihren einfältigen Tiraden betrinken? — Ach
was," sprach sie unbarmherzig weiter, „ich weiß Alles! — Männer können
nicht schweigen. — Kapitän North wird voraussichtlich mein Haus nicht
wieder betreten. — Wieder ist mir eine Brücke zur Gesellschaft abgebrochen!
Trage ich denn Schuld an dem Zweikampf?" Hellieur erhob sich langsam.
„Corinne!" wandte er vorwurfsvoll ein, „es galt ja auch mein
Leben!"
Die Baronin zuckte mit den vollen Schultern und sagte eisig:
„Ihre Affaire mit dem Deutschen geht mich Nichts an! — Es handelt
sich um eine Angelegenheit zwischen uns Beiden! Verstehen Sie nun endlich?
Ein Mann, der sein mir gegebenes Wort nicht hält, hat keinen Anspruch

mehr auf mein Interesse. — Sie wollten mir helfen und haben mich unmöglich gemacht!",
Der Creole näherte sich ihr mit flammenden Augen.
„Nein, mein Freund, das ist vorbei! — Rühren Sie mich nicht an,
Hellieur!! Ich gehe nach Paris; mein Wort darauf, ich werde Sie dort
nicht empfangen!"
Dann war sie sprungartig bei einem elektrischen Knopf und sagte,
während der Bleiche langsam zurücktrat, dem erscheinenden Diener:
„Mr. Hellieur wünscht einen Wagen!"
Grußlos war sie unmittelbar darauf in der langen Zinnnerreihe verschwunden.
Drei Iahre waren dahingegangen.
In dem fashionablen Badeort Kap St. Martin war Alles, was Rang
und Reichthum, oder Beides bedeutete, versammelt.
Der amerikanischen Iulihitze hatte man allerdings selbst in diesem hochgelegenen Ort nicht völlig zu entfliehen vermocht.
Trotzdem verging wohl kaum ein Tag, wo nicht sindige Arrangeure
mit genialer Unermüdlichkeit ihren verwöhnten Gästen die Tage zu kürzen
suchten. Galt es doch in der nenen Soison den Ruf des Mode-Bades aufrecht zu erhalten, und das war entschieden nicht so leicht. Was sollte man
diesem blasirten Publicum überhaupt noch bieten?
Soeben hatte der joviale Präudent das Kap mit seiner schönen Gattin,
Letztere unter Mitnahme wahrer Blumenberge, nach mehrwöchentlicher Anwesenheit verlassen.

Alfred von Hellmann in Dresden.
Die Gesellschaft besprach noch lebhaft die Liebenswürdigkeit der ersten
Dame des Landes und die Leutseligkeit des Oberhauptes der Republik.
Keine Hand war ungeschüttelt geblieben, — und das will etwas sagen! —
Aber die Wohnung der eben Genannten sollte anscheinend nicht leer
bleiben. Vom Strande aus konnte man in allen Theilen des vornehmen
Baues eine rege Thätigkeit beobachten, welche darauf deutete, daß das
malerische Tusculum sogar in Kürze bezogen würde.
Aber durch wen?
Arm in Arm schlenderten zwei flanellgekleidete junge Herren auf dem
vom Meerwasser volirten Strand entlang.
„Weißt Du das Neueste, Charly?"
Der Gefragte drehte das hübsche, stark rerbrannte Gesicht zu dem Gefährten hin.
„Weltons kommen Mittwoch her?"
„Weltons?" fragte der Andere gedehnt.
„Ach, lieber Iunge," kam die verdrießliche Antwort, „ich vergaß leider
von Neuem, daß Du Dich gewöhnlich in Paris herumzutreiben pflegst! —
Ietzt muß ich Dir bei dieser Tropenzluth eine lange Erklärung geben!"
„Vorwärts!" rief Charly und zog den Freund mit athletischer Kraft
auf den Sand herunter, geschickt neben ihn gleitend. „Du weißt, ich bin
für Neuigkeiten sehr empfänglich."
„Lord Welton ist eben ein Lord und zwar ein kolossal reicher Engländer,
der nebenbei viel in New Aork war. Seine junge Frau — das Paar
hält hier den Honigmonat — ist eine Andrew ..."
„Etwa Anna-Belle Andrew? — Fünfte Arenue?"
Der Erzähler nickte bestätigend.
„Welton bewarb sich bereits jahrelang um die Hand von Miß Andrew.
'VVeU! Es scheint ihn, jetzt endlich geglückt zu sein!"
„Famos, Willy! — Die Anna-Belle hätte ich zwar lieber einem
Amerikaner gegönnt, als diesem ehrenwerthen Iohn Bull, — aber ein Flirt
mit junz verheiratheten Frauen . . ." Die schwärmerisch gehauchten Worte
cndeten in gellendem Zungenschnalzen.
„Mein lieber guter Charly! Ohne Deine in Paris jedenfalls noch
stärker ausgebildeten Talente anzuzweifeln, theile ich Dir aus Erfahrung
und pflichtgemäß mit, daß ein Flirten, wie Du es meinst, bei Miß Andrew
schon recht schwierig war, — ob sich Lady Welton geändert hat, erscheint
mir doch recht zweiselhaft!" —
„Aber komm, es ist Zeit zum Umkleiden! — Wenn man nicht seine
Kleidung wechseln müßte, was thäten wir hier! — Komm, Charly!" —
Lord und Lady Welton gaben der Gesellschaft ron Kap St. Martin
ihr Debut.
Eine glänzende Versammlung flnthete durch die weiten Säle des hart
am Meere gelegenen Kurhauses.

Miß Anna.Belle.
Das ueuvermählte Paar bildete selbstverständlich den Gegenstand des
allgemeinen Interesses, so daß in ihrer Nähe stets eine Art rotirender Cercle
stattfand.
Mit nie ermüdender Herzlichkeit machte die holdselige Lady ihren Gästen
die Honneurs und bezauberte auch schwer zu Befriedigende durch die natürliche Anmuth ihres Wesens.
Der Lord durchschritt strahlend'die Reihen der Geladenen, und seine
gutmüthigen Augen luden Jeden treuherzig ein, theilzunehmen an seinein
Herzensglück.
Die zweite Quadrille war vorüber.
Es wurde entsetzlich schwül da drinnen.
Lady Welton legte, momentanes Meinsein nützend, die lange Schleppe
über den Ann und trat aufathmend auf die Veranda heraus, welche das
hölzerne Gebäude umgab.

Es war ein klein wenig frischer hier in der Nähe des Wassers.
Das Meer lag wie eine blauschmarze Masse zu ihren Füßen.
In weiter, undurchsichtiger Ferne hörte man es leise donnern . . .
Die Luft wurde auch hier allmählich drückender.
Ein Wetter zog herüber.
Leises Geräusch ließ die junge Frau erkennen, daß sie nicht allein war.
Mit scharfen Augen das ungewohnte Dunköl durchdringend, gewahrte
sie den rothglühenden Punkt einer Cigarre und entdeckte, genauer hinblickend,
die Sckhouette eines Mannes, am anderen Ende der Veranda lehnend.
Der Einsame schien jetzt ebenfalls die helle Gestalt der Dame bemerkt
zu haben und kam mit dumpf tönenden Schritten herzu.
Jetzt trat er in den Lichtbereich der breiten Mittelfenster; — es war
Kapitän North. Lady Welton hatte den Freund sogleich erkannt; er war
auch fast unverändert geblieben.
Ihre Hände begegneten sich.
„Warum weichen Sie mir immer aus, Mr. North? — Hatten Sie
denn wirklich nicht das Verlangen, Ihre alte Freundin wieder zu sehen? —
Ihr Hiersein hatten wir auch ganz zufällig erfahren müssen. Reichen Sie
mir noch einmal die Hand, Kapitän," setzte sie mit verschleierter Stimme
hinzu, „wir hatten uns doch immer so gut verstanden. — Welton hat mich
heilte Abend wieder verschiedentlich nach Ihnen gefragt. — Er ist immer
rücksichtsvoll gegen mich," schloß die Lady mit dein vertraulichen Ton
früherer Zeiten.
North erkundigte sich eingehend nach den Eltern.
Der Zwang begann zu weichen, er sprach jetzt wieder mit Anna-Belle.
„Und Harrys"
„Ungewöhnlich tüchtig, — die Freude des guten Vaters ... So
ändert sich Alles!" fügte Änna-Belle hinzu.

Alfred von kzellmann in Dresden.
„Darf ich etwas von Mademoisselle Dostojewski, erfahren? . . . forschte
North vorsichtig weiter.
„Die Gute, Liebe ist in Rußland, ihr Besuch steht uns im Winter
bestimmt in Aussicht ..."
Nun entstand wieder jenes quälende Schweigen . . .
Beide fühlten, daß noch etwas Ungesprochenes zwischen ihnen lag.
Endlich trat Anna-Belle leise an den neben ihr Lehnenden heran und
fragte mit ruhiger Willenskraft:
„Hat er lange gelitten?"
„Nein!" — antwortete der Gefragte mit leiser Stimme; „er war sogleich todt ..."
Anna-Belle wandte ihr liebes Gesicht wieder zum Meere hin, welches
in eine leise Bewegung gerathen war.
Am Horizont leuchtete es mehrere Male.
Die schlanke Gestalt trat langsam zurück und sagte mit fremdartiger
Härte:
„Sie hatten damals Recht, mein Freund, — es giebt nohl nichts
Grausameres im Leben, als den Haß einer Frau!"
Kapitän North blieb stumm.
Er warf seine Cigarre mit heftigem Schwung in das Meer hinab, wo
sie zischend verlöschte . . .

Maurice Maeterlinck und der NZysticismus.

von

Friedrich von Gpveln-ProniKowzZKi.

— Berlin. —

^it dem Selbstmorde der Schicksalstragödie Athens waren die
Griechen auch politisch und biologisch fertig; es war kein Zufall,
daß der dionysische Pessimismus der Tragiker zur selben Zeit
versiegte, als Hellas im Kampfe gegen ein von außen wie innen übermächtig
androhendes Schicksal unterlag. Nachdem bat man wohl noch ausgebaut,
erweitert und seiner kosmopolitischen Mission getreu mit seiner Bildung
von Spanien bis Indien gesiegt, aber doch nur, indem man sich seiner
politischen Macht begab und auch nur mit dem bereits Geschaffenen:
man hat nichts Neues mehr hervorgebracht. Aehnlich das Römerthum.
Nach heldischen Kämpfen und Eroberungen ohne Gleichen kam eine Stockung
und danach der glänzende Verfall des Kaiserthums, dessen Anfangssymptom
die Niederlage des Varus bildet; bis schließlich der in's Unermessene
angewachsene Koloß auf den thönernen Füßen der Sclaverei den unterirdischen Feinden der Katakomben und den offenen, äußeren Widersachern aus
Germanien in die Hand fiel. Und was jene unterirdisch ausgebrütet, überwand die Ueberwinder der alten Welt; der innere und der äußere Feind bildeten
das Neue. Etwas Aehnliches läßt sich für die dritte Epoche Europas, das
Mittelalter, behaupten. Das Christenthum hatte sich in der Kunst und in
dem farbigen Legendenreichthum der katholischen Volksreligion ausgeblüht,
wie dereinst der klassische Olymp, und die moralistisch-wissenschaftliche Be«
wegung des modernen Sokraticismus protestirte gegen das alte Legendenwesen, um sich dann selbst immer mehr zu vergeistigen und zu verästeln. Der
damalige „Umsturz" aber ging weder von innen noch von außen, sondern
von der umgestürzten Antike aus, für die man endlich wieder reis geworden,

Kraft und Geld opferte, nm die Trümmer, die man selbst geschaffen, zu

erforschen und reuig wieder herzustellen, gleich als wäre es ein Stück des
eigensten Lebens, das man da wieder von den Todten auferwecken müßte,
um weiterleben zu können. Es ergab sich also keine völlige Neuordnung
und Umgestaltung der Dinge, sondern eine Verschmelzung und Neproduction
der beiden Vergangenheiten, „wo die Helden der Vorwelt im Vatican wieder
auferstehen," wie es im Fiesco heißt. Man synthetisirte die alten Culturinhalte ein paar Iahrhunderte hindurch in immer neuen Abwandlungen
oder brühte sie eklektisch wieder auf und ist schließlich, auch hierzu zu müde,
dem heiligen Nihilismus Schopenhauers und dem praktischen Byzantinerthum
des Militarismus und Staatsbürgerthums verfallen. Die Renaissance
war nur eine verzögernde Einlage in den biologisch-ethnologischen Proceß
des Blühens und Abblühens, eine Oculation, die diesen Proceß wohl aufhalten, nicht aber verhindern konnte. Schon regt es sich von Neuem in
dem Braukessel der Völkerwanderung, und an der Ostmark der alten Culturwelt reckt sich drohend das heilige Rußland mit seinem jungfräulichen
Boden und seinen ungebrochenen Volkskräften empor. Möglich, daß diesmal der Kampf um's Dasein nur ein wirthschaftlicher sein wird, wie auch
der „innere Feind" diesmal nur ein wirthschaftlicher ist, aber sonst droht
dasselbe wie in alten Zeiten, und auch eine Reaction der Bedrohten, wie
der Neuplatonismus sie im Alterthume war, ist im Anzuge. Ich vergleiche
diesem Neuplatonismus der späten Antike und der katholischen Reaction des
16. Iahrhunderts den eben heraufkommenden Mysticismus, der unserer
doppelten Vergangenheit gemäß seine Wurzeln sowohl im katholischen Mittelalter wie in Platon hat. —
Mit ihm ist ein neuer Optimismus, eine neue Lebensbejahung im
Anzuge; es ist das untrügliche Symptom dieser leise, aber sicher Raum gewinnenden Bewegung und bedeutet in sich eine Genesung. Es ist nicht
der „ruchlose Optimismus" des liberalen Greisenthums, das in den Tag
hineinlächelt, weil es über den Tag hinaus keine Ziele hat; es ist, wenn
vielleicht auch der Anfang vom Ende, so doch an sich das Ende einer langen
Krankheit und Willensdepression von Selbstflucht und Weltflucht, und darum
nicht identisch mit dem unheilbaren Optimismus der Viel-zu-Vielen, die
gegen diese Insertion immun sind und gerade in ihrer schlimmsten Zeit
üppig in's Kraut schossen. Es ist eine Art von Synthese zwischen Beiden und
hat von Beidem. Ein Nietzsche tauft seinen neuen Lebenswillen noch dioniisischen Pessimismus, ein Ibsen setzt Fragezeichen auf Fragezeichen hinter
die Realität, aber es ist schon ein Fortschritt gegen die absolute Negation;
und unser neudeutscher Realismus erhebt das Kunstmittel der trostlosen,
wahrhaftigen Wirklichkeits-Wiedergabe zum Selbstzweck der Kunst. Und doch
ist hiermit schon unendlich viel gewonnen, überwunden, bejaht; man sieht
der Realität in's Gesicht und heißt sie selbst in ihrer trübsten Erscheinung
gut, — während der Pessimist von ihr ab- und wegsieht und sich in's
Ideal flüchtet. Und wie Gerhart Hauptmann und Nietzsche ihrer tapferen

Neberwindung schließlich die Bildner-Freude an der Realität verdanken,
so hat auch jene andere Gruppe von Genesenden, welche jenseits unserer
deutschen Grenzen mit ihnen verwandt ist, sich zum consequenten Optimismus durchgerungen. Es sind dies jenseits des großen Waffers Walt
Whitman, der jetzt seinen deutschen Commentator in Joh. Schlaf gefunden
hat, und vor Allem Emerson, die sich Beide mit den unendlichen Kräften
der Natur Eins fühlen und an das Ende dieser schönen Kette sich geschloffen sehen. Diesseits die Prävavhaeliten, die das rauh-männliche Quattrocento wieder belebten, und William Morris, der Kunst und Kunsthandmerk aus der stupiden, unfruchtbaren Maschinensklaverei der liberalen
Industrie, aus der tobten, unorganischen Entselbstung des Fabrikwesens erlösen wollte. Eng mit diesen Geistern verwandt ist Maurice Maeterlinck,
dessen Stem jetzt aufgeht, wo der ihre am Sinken ist. Sie Alle, in
gennanisch-demokratischem Erdreich wurzelnd, üben an der socialen Lage
und Frage keine principielle Kritik mehr, sie nehmen sie als gegeben. „Die
Zeiten des Heroismus," sagt Maeterlinck für sie Alle, „sind dahin, die der
Verneinung sind noch nicht wiedergekommen, folglich bleibt uns nur der
Alltag. Der Alltag ist der Kern unseres Wesens, mährend oft Ein Jahr
und mehr ohne Heldenthaten, Abenteuer und Tugenden vergeht". Diesen
Alltag lebensmerth zu machen, ihn mit neuer Lebenskraft und tiefem
seelischen Inhalt zu füllen, ist das vornehmste Ziel dieser neuen Heilande.
Denn gerade ihr unabänderlicher Alltag birgt die größten Gefahren für
das neu aufkeimende Lebensgefühl. Das hohle, lärmende, oberflächliche und
veroberflächlichende Wesen unserer Händlercultur, das ewige „nur für
Andere" ihrer Moral führt den Menschen schneller als irgend ein heiliger
Nihilismus zu maschinellem Stumpfsinn und ungesunder Entselbstung, die
ihrerseits wieder eine ebenso ungesunde Selbstsucht, ein „nur für sich", zur
Folge hat. Handel und Wandel, Industrie und Technik, Staat und Wissenschaft, und wie die Ruhmestitel dieses äußerlichen, veräußerlichten Lebens
alle lauten, drohen der anderen Hälfte der Welt, der inneren, den Untergang, so daß sie schon „wie ein Ertrinkender unter den Wassern eines großen
Stromes kämpft". Es bereitet sich ebenso eine große Reaction gegen den
überlebten Naturalismus der Kunst vor, der immer nur den Einzelfall, das

von den allgemeinen Beziehungen abgeschnittene, localisirte Detail berücksichtigt und dem Eintagsfliegenthuin der liberalen Wirthschaftsordnung
correspondirt. Aber nicht in titanischem Trotze gegen die „alltägliche Erperimentalweisheit" eines wissenschaftlich und maschinell gewordenen Säculums
— wie es der leidenschaftliche Pole Przybyszemski und Nietzsche wollen, —
sondern in fügsamer, weiblicher Resignation, in Glauben, Liebe und Hoffnung
führt sich dieser Kampf für die Rechte der Seele. Man fügt sich äußerlich
in die Welt, um sie von innen heraus zu regeneriren, indem man sich
regenerirt, wie das Weib sich dem Stärkeren fügt, indem es sich innerlich
eine unbelehrbare, unbezwingliche Freiheit wahrt und einem neuen Geschlechte,

auf dessen Wesen der Mann nur einen beschränkten Einfluß hat, das Leben giebt.
Es verwundert uns nicht, wenn in diesem Sinne Maeterlinck in seinem
letzten großen Buche, dem „Schatz der Armen*)", eine Paränese des Weibes
schreibt. Das Weib, das mehr nach innen lebt als der Mann, während
sein ganzes äußeres Leben ohne Handlungen und Heldenthaten vergeht,
die Mutter künftiger Geschlechter, voll von geheimer Unendlichkeit, hat
die „Zugänge zum Unendlichen nie verloren". Es behält sich einen verfänglichen, uncontrolirbaren inneren Anarchismus unter äußerer Botmäßigkeit
und „hat uns den mystischen Sinn auf Erden bewahrt", als welcher sich vor
keiner Hierarchie der Erscheinung beugt. Auch in den Dramen Maeterlincks
finden wir, was wir schon bei Goethe fanden, Franengestalten von tiefster
Innigkeit und Wahrheit; ein «äsur äs tsmms umweht leise diese mystischen,
untheatralischen Stücke, in denen der ganze bas-tonä der Seele Gestalt
gewinnt, während jede äußere Realität, jeder logische Aufbau, jede Motivation, kurz, alles männlich Geschlossene, endlich Beschränkte fehlt und auch die
Männergestalten nirgends gerathen. „Das Weib ist für die Menschheit, was
die Nacht für den Menschen," hat Nietzsche einmal gesagt; und „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", heißt Goethes biologische Wahrheit.
Neben diesem Ewig-Weiblichen giebt es dann bei Maeterlinck noch zwei
typische Figuren, den Blinden und das Kind. Das Kind, das noch nicht
sagen kann, was es lebt — „denn wir sprechen nur in Stunden, wo wir
nicht leben, und was wir wissen, geht uns nichts mehr an" — und der
Blinde, dessen Seele sich erschließt, indem er den Sinn für die Außenwelt
verliert, wie Homer blind sein mußte, um die apollinische Traumwelt zu
erschauen: — das Ende und der Anfang, das Absterbend: und Werdende,
das noch-Nicht und nicht-Mehr, diese beiden Symbole unserer Uebergangszeit sind auch Maeterlincks Wahrzeichen; ein überfeinerter Greis und ein
unschuldiges Kind blickt er uns aus seinen Werken entgegen.
Das drückt sich auch in seinem Stil aus, als welcher nach Schopenhauer die Physiognomie des Geistes, oder biologisch geredet, der Niederschlag
des gesammten Wesens ist. Nicht als ob er nicht aus einem Guß erschiene. Aber die Primitivität seiner Stilistik deucht uns bald wie ein letztes Rafsinement und bald wie Kinderlallen, ohne daß man sich für das Eine
entscheiden könnte. Over man glaubt sich am Ufer des Meeres, nicht allein durch
die vorgetäuschte Staffage seiner Dramen oder das symbolische Gleichniß
von Meer, Seele und Unendlichkeit, sondern unmittelbar durch die Impression seiner Stilgebung gezwungen. Seine Worte und Sätze schlagen
an das Ohr, wie die eintönigen, gleichmäßigen Wellenkämme auf den Sand
der Dünen. Es ist eine müde, unendliche Melodie, und wer sich an die
Verdeutschung dieser einschläfernden Rhythmen macht, der muß nch vorsehen, daß
er nicht in das gleichmäßige Geklapper unseres klassischen blank vsrss verfalle.
*) Erscheint soeben bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig, in meiner Ueberseyung.

Daß Maeterlinck als Germane — er ist Vlamländer — die fränkische
Weltsprache der Form und des Geschmackes schreibt, während er doch
Nichts als Inhalt und wieder Inhalt bringt und auch, wenn er nicht
Mystiker wäre, bringen müßte, weil er Germane ist: — das ist wieder
eine merkwürdige Zwiespältigkeit in ihm, die nicht nur formaler Natur
ist. Denn auch inhaltlich hat er viel von feiner katholischen Vergangenheit,
von Neukatholicismus, Krankenstubenluft und ,vivrs pour aurru^ in und
um sich; etwas Betbruderdunst und französische Döcadence folgt ihm bis in
seine letzten Werke hinein und macht sich gerade hier am meisten bemerkbar,
wie bei Wagner in seinem Parsisal. Andererseits steht er aber dem
germanisch-christlichen Ideenkreise so nahe, wie ihm kein geborener Gallier
stehen möchte. Von seinen Verdolmetschungen germanischer Mystiker wie
Emerson, Novalis und Ruysbroeck, die er mit wundervollen, jetzt in den
„Schatz der Armen" aufgenommenen Vorreden versehen hat, abgesehen, zählt er
Schopenhauer, Laväter, Iakob Boehme und Swedenborg zu feinen geistigen
Errungenschaften, auch Goethe ist ihm vertraut, wogegen er die älteren
Franzosen und ihre raison raisonnes als Anwalt der Seele bekämpft.
Natürlich kennt er auch die Alten, wie unser greises Geschlecht die Ewig-Jungen nennt. An Platons Gastmahl hat er Theil genommen und ist dann
dem christlich asiatischen Ideenkreise zugeschritten, wie die Antike ihm zugeschritten ist . . . Wer Emersons „Repräsentanten" kennt, weiß bereits,
mit welcher feinen Hellsichtigkeit dieser „reichste Amerikaner" die zwei Seelen
analysirt hat, die in Platons Brust schon hausten. Das griechische und
asiatische Element in Platon ließen ihn bereits zwischen Seele und Körper,

Geist und „Leidenschaft" den verhängnisvollen Schnitt thun; wobei er denn
bald den Geist nach Hellenenart und besonders durch Sokrates belehrt, gegen
die Begierden in Schutz nahm; bald auch war es die „Seele", zu der er
mehr hinneigte. Aber Geist und Seele waren sich keine feindlichen Geschwister, im Gegentheil sollten sie sich gegen den Leib verbinden, und der Weg
zur „reinen", sinnenfreien Erkenntniß sollte durch die Dialektik hindurchgehen, „wie ein Süßwasserstrom durch das Salzmeer, mit dem Vorgefühle
baldiger Auflösung." Das Christenthum, und mit ihm Maeterlinck, ging
weiter. In seinem abgründlichen Haß gegen den „Geist" der antiken Cultur
schlug es diesen zu den Leidenschaften des Kopfes, wie die Begierden zu den
Leidenschaften des Herzens, und beschenkte die Menschheit mit dem neuen
Inhalte der Seele, die fortan dem trockenen, geschmeidigen Geist und Körper
als zarte, erlosungsbedürftige Gefangene angehörte, und lehrte den Act der
Wiedergeburt als einen Saltomortale, einen Sprung in's Göttliche . . .
Auf diesem Standpunkt asiatischen Außernchseins steht nun auch Maeterlinck
mit dem „ckootor sxtatious" Ruysbroeck, dem mystischen Widersacher der
verstandesmäßig unfruchtbaren Scholastik, dessen vlämische Schristen er seinen
Franzosen verdolmetscht hat. Sein eigener, antinaturalistischer Mysticismus
und Symbolismus ist ja auch nur ein modern gefärbtes Analogon zu jener

mächtigsten Bewegung des Mittelalters; und sein „Schatz der Armen", der
große, philosophisch ästhetische Schlußstein feiner ersten Periode, die er jetzt
augenscheinlich hinter sich hat, hat den gleichen, seltsamen Dunstkreis. Es
ist ein wunderbares Unterhalb des Gedankens in diesem Buche; es liegt
darauf wie ein Schleier; wie im Traum gesprochene Räthselworte klingen
dahinter hervor, ohne Präcision und ^lichtvolle Deutlichkeit, nebelhaft und
verschwommen, aber von jener bestrickenden, sammetweichen, räthfelhaften
Klangfarbe, die der Ton in tiefer Mondnacht annimmt . . .
Es ist kein Zufall, daß Maeterlinck auch in seinem Aeußeren einen
eigenthümlichen, leicht mongolischen Typus aufweist. Weniger auf Bildern
als auf dem genialen Vallotonkopfe, der in wenig Strichen so recht aus der
Tiefe der Seele herausgeformt ist, tritt diese räthselhafte Verschwommenheit
hervor. Was bin ich? fragt uns dieses stumme Gesicht mit beängstigender
Eindringlichkeit immer und immer wieder. — — —
Wie der Neuplatonismus, die letzte Anstrengung des griechischen Weltgeistes gegen den „inneren Feind", schon mit einem Fuße im asiatischen
Christenthum steht und so wider Willen die Brücke und den Uebergang zu
seinem Todtfeinde bildet, so könnte es auch um diesen Vertreter Europas
stehen, der an den Brüsten der Mystik sich neue Kraft trinken will und die
zerrissene Verbindung mit allen Kräften der Welt, die ihn umweben, ahnend
und sehnend wieder herstellen möchte. Er ist kein abgesagter Feind der
Cultur, wie das Urchristenthum es war, wie sein russischer Halbbruder
Tolstoj es heute ist, doch in seinem Sprachschatz ist dieses Wort nicht enthalten. Die Cultur, die Schönheit des üppigen Lebens, der Geist: über
alle Drei sieht er, nach mißtrauischer Prüfung mit zurückgezogenem Auge verzückt hinweg. Sie schneiden ihm den Menschen von seinen Urkräften ab;
„gewisse geheime Verbindungen sind da zerschnitten, und die Schönheit schließt
die Augen zu". Er sieht nur die heillose Disferenzirung und Verkrümelung
alles Lebens durch die Cultur; er sieht in ihr alle weiteren Tendenzen
schließlich versanden und predigt darum das allgemeine Leben, das sich
ahnend an das Unendliche knüpft. Das ist sein Ersatz für das endliche,
irdische Gefühl der Macht und Lebenskraft, wo
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schlüget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl schvellend, ein einziges Herz."
Wird Maeterlinck die endliche Kraft durch die kleinen Dosen seines
unendlichen Lebensgefühles wieder aufpäppeln und neu bestärken? Wird
dieser Mystiker, dessen Lieblingswort ötrang« ist, und dessen Kunst auf die
Viel-zu-Wenigen berechnet ist, auch die breiten Massen der Lebenden packen;
oder werden sie über ihn hinwegschreiten, wie das Christenthum über den
Neuplatonismus? Wird diese neue Lebenskraft die alte Cultur Europas
weiter tragen, ihre todte Last in stärkeres Leben umsetzen und gegen den
äußeren Feind mit starken Händen schirmen? Wird eine Verschmelzung
des neuen Inhalts mit den alten Culturformen, ohne Stilbruch, ohne

Traditionsbruch, Europa wieder verjüngen; oder wird das Neue schon der
Anfang vom Ende sein und die Brücke nach Asien, wie vor zwei Jahrtausenden?
Ist diese Mystik ein kräftesammelndes Schlafstadium unserer Cultur,
ein eingeschobenes Stück Nacht und Erholung von der ermüdenden Tageshelle
und Arbeit, oder ist es die lange Nacht, die vielleicht wieder ein Jahi-tausend
lanq die Welt bedeckt, ehe ein neuer Tag aufdämmert? Ist es der keimende
Urwald, der mit furchtbaren! Dunkel ganz Europa wieder beziehen will, oder
ein wohlthätiges Waldstück zwischen übercultivirtem Ackerlande? Ist es der
Anfang langer Barbarei oder ein augenblickliches Zurückgehen und Anlaufnehmen zu neuem Sprunge? Ist es, was die zwei mystischen Jahrhunderte
des Mittelalters für die Renaissance waren, ein Kräftesammeln zum
neuen Durchbruch, oder was das Urchristenthum für die Antike war, ein
Ende? Degeneration oder Regeneration? Dieses stumme Antlitz hat

tausend Fragen . . .
Jndem ich diese schicksalschwere Frage thue, erhalte ich die Handschrift des in Bälde erscheinenden *) neuen Werkes von Maurice Maeterlinck, SsASSss et 1^ Osstinös" (Weisheit und Schicksal) betitelt. Ich möchte sagen, daß diese Frage — soweit sie Maeterlinck selbst angeht — (mit diesem neuen Buche) beantwortet ist. Denn Maeterlinck hat sich darin der Realität zugewandt. Der scheinbar unheilbare Subjectivist ist objectiv geworden; der sensitive Altruist predigt das Evangelium einer „gesunden, weisen, vollkommenen Eigenliebe, die nicht so leicht ist, wie man glaubt". Der Mitleidsapostel geht aller falschen Sentimentalität, aller Ohnmacht, die sich Güte nennt, aller Lüge und Schwäche, die sich hinter den christlichen Tugenden der Ergebung, Entsagung und Aufopferung verbirgt, mit Nietzsche'scher Schonungslosigkeit zu Leibe. Eine Stichprobe dieses neuen, noch unverdeutschten Werkes wird am besten für seinen neuen Schritt zur Genesung, wie für die zarte, abgetönte und so poetische Denk- und Sprechweise dieses vlämischen Mystikers zeugen. Er mag darum im Folgenden selbst zu Worte kommen.

Das Buch ist soeben in französischer Sprache bei E. FaSquclIc (I.ibraii'ig (.'K»rp?ntier) in Paris und in englischer Ueberschmig bei George Allen in London er» schienen. Die deutsche Ausgabe wird von Engen Diederichs in Leipzig vorbereitet.

Die Ideale und das Leben.

von
Msurice Mseterlinck.
— Paris. —

s giebt auf der ganzen Welt eine Menge von Seelen mit gutem Willen, die aber die besten Iahre der Liebe mit Fragen über ihre Gefühlszukunft verlieren. Uebrigens drängen sich im Bereiche des Schicksals um das Bild der Liebe die meisten Klagen, Reuegefühle, müßigen Erwartungen, eitlen Befürchtungen und unverhältnißmäßigen Hoffnungen. Alledem liegt viel Dünkel, viel falsche Poesie, viel Lüge zu Grunde. Im Allgemeinen findet man unter den Seelen, die am wenigsten darnach gestrebt haben, sich zu begreisen, die meisten unverstandenen Seelen. Im Allgemeinen nährt sich das hinfälligste, engste und willkürlichste Ideal am ausgiebigsten von Befürchtungen, Enttäuschungen, Ansprüchen und kleiner Verachtung. Wir fürchten überhaupt am meisten die Zerknitterung oder Verkennung der Tugenden, Gedanken, Eigenschaften und moralischen Schönheiten, die wir noch nicht besitzen, außer in uuserer Vorstellung. Es ist mit Verdiensten dieser Art wie mit materiellen Gütern; die Hoffnung hängt sich am hartnäckigsten immer an die, welche zu erwerben man wahrscheinlich nie die Kraft haben wird. So ist der Schurke, der die Absicht hegt, sich zu bessern, höchst erstaunt, daß man der Redlichkeit, die einen Augenblick in seinen, Herzen erwacht, nicht sosort ausbündige Ehre cmthut. Wenn wir aber wahrhaft lauter, selbstlos und aufrichtig sind, wenn unsere Gedanken sich gewohnheitsmäßig und ohne Umstände über die Eitelkeit oder Selbstsucht des Instinctes erheben, kümmern wir uns viel weniger darum, ob die, welche um uns sind, uns Recht geben, uns verstehen, uns bewundern. Epiktet, Mark Aurel und Antoninus Pius haben sich nie beklagt, nicht verstanden zu sein. Sie wähnten nicht, etwas Unerhörtes und Unbegreis-

liches in sich zu haben. Im Gegentheil glaubten sie, daß ihrer Tugend Bestes just in dem läge, was Alle ohne Mühe zugeben konnten. Was man nicht ohne Grund verkennt — denn es liegt fast immer ein höherer Grund in der allgemeinen Trägheit eines Gefühls — was man verkennt, das sind die kränklichen Tugenden, denen wir zu viel Werth beimessen; und jede Tugend, der wir einen großen Werth beimessen und für die wir eine ehrfürchtige Beachtung fordern, ist kränklich. Eine kränkliche Tugend ist ost verhängnisvoller als ein gesundes Laster, und jedenfalls entfernt sie sich von der Wahrheit; aber fern von der Wahrheit ist Nichts zu hoffen.

Ie mehr unser Ideal sich verbessert, desto größer ist die Zahl der Realitäten, die es zuläßt; und je mehr unsere Seele wächst, verliert sie an Furcht, keine andere Seele ihres Schlages zu treffen. Denn eine Seele, die wächst, ist eine Seele, die sich der Wahrheit nähert, und unweit der Wahrheit nimmt Alles an der Größe der Wahrheit selbst Theil. Mitten unter den himmlischen Lichtern, die sich in ihrem blendenden Glanze fast gleich sind, beim Eintritt in die letzte Sphäre fragt sich Dante plötzlich, weil er um sich her Nichts mehr sich rubren sieht, ob er still stände oder sich dem Sitze Gottes noch näherte. Dann sieht er Beatrice, und wie sie ihm schöner erscheint, erkennt er, daß er seinem Ziele nahe ist. Und auch wir können an dem Zuwachs von Neugierde, Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung für Alles, was uns im Leben begleitet, die Schritte zählen, die wir der Wahrheit entgegen gemacht haben.

Gewöhnlich verläßt der Mensch sein Haus, um auf die Iagd nach Freude, Schönheit, Wahrheit und Liebe auszugehen, und kehrt nur dann vollbefriedigt heim, wenn er seinen Kindern sagen kann, daß er Nichts getroffen habe. Es liegt viel Hochmuth im ewigen Klagen, und die Meisten

klagen Leben und Liebe nur an, weil sie sich einbilden, daß Leben und
Liebe ihnen mehr schuldeten, als sie selbst ihnen zugestehen können. Freilich
bedarf es zur Liebe, wie zu allen andern Dingen, eines so hohen Ideals
wie möglich; aber jedes Ideal, das keiner starken inneren Realität entspricht, ist Nichts als eine müßige, unfruchtbare und bequeme Lüge. Es
bedarf nur zweier oder dreier unerfüllbarer Ideale, um ein
Leben zu lähmen. Es ist Irrthum, zu glauben, daß der Maßstab für
die Höhe einer Seele in ihren Bestrebungen und Träumen liege. Die
Schwachen haben im Allgemeinen viel schönere und zahlreichere Träume,
denn alle ihre Thatkraft und Thätigkeit verpufft sich in den Träumen.
Die Höhe eines zur Gewohnheit gewordenen Traumes zählt, wenn es sich
darum handelt, unsere sittliche Höhe zu bewerthen, nur infosern mit, als
dieser Traum etwa der verlängerte Schatten eines früheren Lebens und
Willens ist, die sehr fest, bewährt und menschlich waren. Nur dann ist es
erlaubt, ihn einen Augenblick inmitten der Ebene aufzurichten, die von der
Sonne der äußeren Realität überfluthet wird, wie man eine Stange neben
einem ewigen Thurm aufpflanzt, den man an seinem Schatten zu messen

sucht, indem MM: das Verhältniß zwischen dem Schatten der Stunde uno
dem ewigen Thurme feststellt.

Es scheint natürlich, daß ein edles Herz eine große Liebe erwarte,
aber noch weit natürlicher ist es, daß es in der Erwartung liebt, und daß
es, während es liebt, nicht zu warten vermeint. In der Liebe, wie im
Leben ist es sast immer sehr unnützlich, zu warten; indem man liebt,
lernt man warten, und mit den sogenannten Enttäuschungen der kleinen
Liebschaften wird man am einfachsten und sichersten die unerschütterliche
Flamme der großen Liebe nähren, die vielleicht noch den Rest unseres
Lebens erleuchten wird.

Man ist ost ungerecht gegen Enttäuschungen. Man giebt ihnen ein
grämliches, blasses, entmuthigendes Aussehen: im Gegentheil sind sie das
erste Lächeln der Wahrheit. Du bist ein Mensch voll guten Willens, Du
strebst danach, gerecht, nützlich, weise und glücklich zu sein; ist es aber, wenn
eine Enttäuschung Dich betrübt, die Lüge, in der Du warest, die Du bereust?
Oder lebst Du lieber in der Welt Deiner Irrthümer und Träume, als in der
Wirklichkeit? Die besten Stunden gehen beim besten Willen nur zu ost verloren, und dies im Kampf eines schönen Traumes gegen ein unvermeidliches
Gesetz, dessen Schönheit man erst gewahrt, wenn Einem der schöne Traum
die Kräfte erschöpft hat. Meinst Du, wenn Dich z. B. die Liebe betrogen
hat, es wäre Dir heilsam gewesen, Dein Leben lang zu glauben, die Liebe
sei das, womit es Nichts ist, womit es Nichts sein kann? Glaubst Du nicht,
daß eine Selbsttäuschung dieser Art Deine wichtigsten Handlungen fälschte
und lange Zeit einen Theil der Wahrheit verschleierte, die Du erreichen
willst. Und wenn Tu hoffst, etwas Großes zu vollbringen, und die Enttäuschung weist Dir Deinen Platz unter Dingen zweiten Ranges; ist es
dann redlich, bis zum Ende der Tage die Botin der Wahrheit zu verwünschen?
Ist sie nicht, Alles in Allem gerechnet, eben d i e Wahrheit, die Deine Selbsttäuschung suchte, wenn anders sie aufrichtig war? Man muß lernen, sich
aus seinen Enttäuschungen eine Schaar geheimnißvoller und getreuer
Freundinnen und unbestechlicher Rathgeberinnen zu bilden. Wenn eine
darunter, grausamer als die andern, Dich im Augenblicke niederschmettert,
so sage nicht schluchzend: „Ach! Das Leben ist nicht so schön wie mein
Traum!" Sage Dir: „Meinem Traume fehlte Etwas, denn er hat die
Billigung der Realität nicht gefunden." Zuletzt besteht die ganze, so berühmte
Kraft der großen Seelen nur aus wohlaufgenommenen Enttäuschungen. Iede
Enttäuschung, jede verkannte Liebe, jede vernichtete Hoffnung mehrt das
Gewicht Deiner Wahrheit um ein Gran; und je mehr Selbsttäuschungen
um Dich her fallen, desto gewisser erscheint die große Wahrheit; wie die
Sonne zwischen den entlaubten Aesten des winterlichen Waldes desto deutlicher
sichtbar ist . . .

Glaubst Du, wenn Du eine große Liebe suchst, es sei möglich, eine
Seele zu nnden, die so schön ist, wie Deine Träume, wenn Deine Träume

allein darnach ausgehen? Ist es rechtlich, nur Wünsche, Sehnsüchte und
Träume ohne Gestalt zu bieten, und dafür bestimmte Worte und endgiltige
Handlungen zu verlangen? Und doch tbnn wir dies fast Alle. Und wenn
ein Zufall, der zu glücklich war, um nicht unverhofft zu sein, uns endlich
dem Wesen zuführte, das aufs Genaueste unser Ideal verkörpert: hätten
wir dann das Recht, uns einzubilden, daß unsere trägen und wirren
Strebungen sich mit seiner thätigen und wohlbegrenzten Wirklichkeit vertragen
würden? Man hat nur dann die Möglichkeit, sein Ideal außer sich zu
finden, wenn man es so ost wie möglich in sich erfüllt hat. Oder hofft
man, eine redliche, tiefe, getreue, unerschöpfliche Seele, eine weite, lebendige
freiwillige, unabhängige, muthige, wohlwollende und großmüthige Seele zu
erkennen und zu fesseln, wenn man nicht ebenso gut wie sie weiß, was

Redlichkeit, Liebe, Treue, Denken, Leben, freier Wille, Unabhängigkeit, Muth, Wohlwollen und Großmuth sind? Und woher dies Wissen, wenn man diese Dinge nicht geliebt und lange in ihrer Mitte gelebt hat, wie Iene sie geliebt und mit ihnen gelebt hat? Es giebt nichts Anspruchvolleres, Ungeschickteres und Blinderes als sittliche Güte, Schönheit und Vollkommenheit im Zustande des Wollens. Will man die ideale Seele sinden, so fange man damit an, dem gesuchten Ideale sich selbst ähnlich zu machen. Es giebt kein anderes Mittel, es zu erlangen. Ie näher man diesem Ideale wirklich kommt, desto mehr wird man einsehen, daß es gerecht und ein Glück ist, nenn es fast immer von dem, was unsere unbestimmten Hoffnungen erwarteten, verschieden ist. Ie mehr unser Ideal bei Berührung mit dem Leben sich verwirklicht, desto weiter, besänftigter, beweglicher und besser wird es werden. Dann wird man auch in dem, was man liebt, ohne Mühe das wahrhaft Schöne, dauernd Gute und ewig Wahre erkennen, was in Einem selbst ist; denn Nichts läßt uns das Gute erkennen, das uns umgiebt, wenn nicht das Gute, das in unserm Herzen ist. Dann endlich legt man auch geringere Bedeutung den Unvollkommenheiten bei, die nicht mehr die eigene Eitelkeit, Selbstsucht oder Unwissenheit verletzen, das ist, den Unvollkommenheiten, die den unseren nicht mehr gleichen; denn es ist das Schlechte in uns, das mit der wenigsten Geduld erträgt, was an den Anderen schlecht ist.

Gedichte.

von
Msurice Maeterlinck.
— Paris. —
Uebertragen von Sigmar Mehring'Berlin.

'öeelengluth.

^«Win Auge überfliegt ein Schatten
^Wz^I von vielfach sehnendem Gefühl,
Mein Herz umwallt ein Traumgewiihl.
Die Seele nächtiges Ermatten.
Ich Hab' in meines Geistes Meer
Die Rosen todter kust gegossen.
Das Thor der Wimpern hält verschlossen
Ein Glück auf Nimmermiederkehr,
Allabendlich rührt, ach! vergebens
Mit bleicher Schlaffheit meine Hand
Der Hoffnung grünen Glockeurand
Im Malvenstrauche des Entschweben?.
Die Seele zittert, angsterschlasst.
Daß meinem Mund ihr Schmerztraum reife,
Indeß ich nach den Lilien greife.
Schwarz glänzt des Herzens Scidentaftl.. .

—- Gedichte.

Unbehagliche Jagd.

Mein Bilsen ist von Leid beschwert,
Er krankt an etwas längst Serfloss'nem,
Er krankt an etwas längst verschlofs'nem.
Mein Auge hat den Schmerz geklärt.
Ich sehe ein beständ'ges Jagen:
Die Geißel der Erinn'rung schwirrt,
Und des Gelüstes Spurhund irrt
Auf Fährten, die mir nicht behagen.
Der Grillen Meute zerrt am Seil
Vuer durch des Forstes Dämmerräume,
Und nach dem weißen Hirsch der Träume
Fliegt des Verdrusses gelber Pfeil.
B Gott, mein athemlos Begehren,
Der Wunsch, der müd' dem Aug' entquillt,
Hat mit zu rauhem Hauch verhüllt
Den Mond in meiner Seele Sphären.

Tunis und Karthago.

von
Ferdinand ttösiger.
— kieidclbcrg. —

frika, der dunkle Erdtheil, das Land des Seltsamen und Wunderbaren, der Barbarei und des Fanatisinus, das Laud der braunen und der schwarzen Menschen, das Zukunftsland der Colonisation, loclt unsere Phantasie von Jugend auf. Es liegt ein Zug in den europäischen Kulturmenschen, aus den: Kreise der germanisch-romanischen Welt, die eine so vielfach gleichartige Tracht in ihren Sitten und Ideen geschaffen hat, in Gebiete hinauszutreten, wo sich in ganz anderen Formen die Menschheit bewegt oder wo das Antlitz der ursprünglichen Menschennatur noch nicht durch eine vieltausendjährige Geschichte durchfurcht ist.

Indessen nur nach dein Nordrande von Afrika will ich hier die Blicke der Leser lenken, nach der vorgeschobenen Westprovinz des Orients, dem Maghreb, dem Westlande der Araber, dem Sttdgestade des Mittelmeeres, das mehr zu Europa als zu Afrika gehört, wenigstens gehört hat und wieder gehören wird. Dort liegt der Schauplatz großer geschichtlicher

Zusammenstöße der asiatischen und der europäischen Kräfte und Bildungsformen, ein Schauplatz, wo eine Fülle der Geschlechter sich abgelöst hat, wo
noch immer ein seltsames Gewirre von Stämmen und Nncen durcheinander
drängt. Jahrhunderte lang trägt das Gebiet die Costüme Europas und
wieder ein Jahrtausend die Costüme des Orients, und immer wieder bricht
durch den Zwang der fremden Bildung vom Wüstensaume her die natürliche
Wildheit einheimischer Stämme, wie ein Scirocco die Spuren der Cultur
verwehend. Heute ist Tunis wieder am Anfang einer europäischen Periode,
seit Italiener sich zahlreich dort niedergelassen haben, und seit die Franzosen

(1881) die eigentlichen Herren des Landes geworden sind. Tunis mit
der Heiligenstadt Kairuan hat in den Augen der westlichen Araber den Glanz
eines Mekka nnd zugleich den Glanz ron Paris, vor 1400 Iahren war am
gleichen Golf Karthago ein zweites Rom, vor 2000 Iahren Karthago eine
ganz orientalische Stadt, und die Bewohner des Landes nannten sich
Kanaaniter, wie die von Palästina.
Schon in Sicilien, dem viel umkämpften Eiland, spürt man den
Wellenschlag dieser geschichtlichen Strömungen. Sicilien und die gegenüberliegende Küste Afrikas haben vielfach dieselben Schicksale gehabt, sie liegen
ja Beide an der Durchfahrt vom Ostbecken in das Westbecken des Mittelländischen Meeres. Den Reisenden weist schon in Sicilien Vieles auf die
Nähe Afrikas. Unter den Menschen, die uns begegnen, fallen uns manche
auf, deren Züge an den Typus arabischer Beduinen oder an negerartige Stämme erinnern. Die Bauart der Häuser verliert, wie schon in der Landschaft von Neapel, den Charakter des nordeuropäischen Wohnhauses,
sie nimmt nur Rücksicht auf Sommer nnd Sonnengluth, nicht auf Kälte und
Regen. Die Feldarbeiter tragen turbanartig ihre Tücher um den Kovf
gebunden, und über immergrünen Gebüschen und Bäumen erhebt sich häutig
die Palme, freilich in Apriltagen manchmal wie vom Froste in nordischer
Luft erschauernd. Dazu die geschichtlichen Erinnerungen, mögen wir uns in
der Zisa zu Palermo die heitere Pracht arabischer Paläste vergegenwärtigen,
oder an der Südküste in den Trümmern der Riesentempel die Spuren der
Feuersgluth beachten, mit der Karthago vor 2300 Iahren die hellenische
Herrlichkeit zerstörte, oder mögen wir da und dort die letzten Linien gewaltiger
Stadtmanern und Quaibauten aus karthagischer Zeit verfolgen.
Nirgend vielleicht tritt uns dieses Zeitalter in Gedanken so nahe als in
der stillen Bergstadt S. Giuliano auf dem sturmumblasenen Eryr, dessen
mächtiges Massiv sich an der Westecle der Insel aus Ebene und Meer erhebt,
dort, wo der kühne Hamilkar in zähem Trot z und ersindungsreicher List sich
lange gegen Roms Heere behauptete. An der Stadtmauer, den steilen, holprigen
Weg entlang gehend, sieht man die Steinmetzarbeit phönizischer Männer, und
im heiligen Bezirke der Venns gedenkt man der Tage, wo hier weitschauend
ein Tempel stand, zn dem die Seefahrer unten in der brandenden Fluth betend
die Hände erhoben, zur hohen Göttin der Natur, Astarte, Aphrodite, Venus;
denn alle Völker nannten sie mit besonderen Namen. Wie einst flattern noch
heute Taubenschwärme, die frommen Gespielinnen und Symbole der alten
Göttin vom Euphratlande, um die Höhe, und berühmt ist wie einst die
Frauenschönheit in der Stadt der Venus, aber noch immer erblüht und verblüht
sie in haremsartiger Abgeschlossenheit des Hauses. Vom Berge überschaut
man die denkwürdige Stelle, wo Karthago die vernichtende Niederlage erlitt,
die ihm seine Geltung als erste Seemacht des Mittelmeeres nahm.
Auch wer nur das klassische Alterthum sich lebendiger machen will,
wird gern etwa nach Tunis, der orientalischen Stadt, gehen; denn ein

Stück des Orients muß sehen, wer die äußeren Formen des griechischen
Lebens in der Gegenwart wiedersinden will. Bei Tunis suchen wir die
Riefengrabstätte von Karthago. Dort die Oberfläche des gegenwärtigen
Lebens, hier die Durchschnitte des geschichtlichen Lebens. Denn wie im
Sedimentgestein sich Schicht auf Schicht abgelagert hat, die Reste der vergangenen Perioden von Pflanzen und Thieren bergend, so treffen wir hier
übereinander gelagert die Schichten des Culturbodens, in denen sichtbar und
greisbar die Reste der verflossenen Geschichtsperioden in einzelnen Trümmerstücken aufgehoben sind, von dem Wollen und Empsinden, von Lust und
Kampf der dahingegangenen Menschen erzählend.
Nicht ausgeführte Bilder dieser Culturen kann ich hier geben wollen, nur
Skizzen, Beobachtungen und Betrachtungen, die dem Reisenden zufließen,
der in der historischen Landschaft Gegenwart und Vergangenheit aufsucht*).
In 16 Stunden Fahrt etwa gelangte man von der glückseligen Weinstadt Marsala in den Hafen des Golfs von Tunis, wobei das italienische Dampfboot den Umweg über Pantellaria macht. Auf dem Schiffe waren
viele sicilische Arbeiter, die den einträglicheren Arbeitsmarkt aussuchten, um
dem heimischen Elend zu entgehen, unter ihnen manche verwegene Gesellen,
die als Messerhelden auch über dem Meere ihre Heimat in Verruf bringen.
Auch bei Pantellaria, einer kleinen, aus düster-schwarzem Fels aufgebauten
Insel, brachten die Boote durch die wildaufgeregten Wellen Arbeitsleute, die
ihre Säge und ihre Axt tragen, als ob sie nur an einem nahen Ufer Beschäftigung
suchten. Ein alter kreischender Klimperkasten wurde mühsam an Bord gezogen,
um die letzten Stadien seiner Culturmission im fernen Afrika zu vollenden.

Die See ist stürmisch zwischen Sicilien und Tunis, wo zwischen den nahen
Landmassen Luftströmungen hindurchdrängen, manche Flotte ist in römischer Zeit
hier gescheitert. Unser kleiner italienischer Dampfer schwankte entsetzlich,
die Verdecke waren nur allzurasch mit den Leichen der Seekranken bedeüt,
und was am anderen Morgen aus der Unterwelt des Zwischendecks emporstieg,
trug die Zeichen höchsten menschlichen Iammers. Durch die dunkle Nacht
leuchtete nur manchmal in der Ferne des intermittirende rothe Licht des
Pharos auf Cap Bon auf, aber zu Gesicht kamen kaum noch die Massen
des Landes, bis in früher Stunde der Dampfer vor Goletta vor Anker
ging. Erst als der Morgen graute, konnte man auf das Verdeck eilen,
und die Augen suchten rasch die historische Stätte Karthagos. Noch umsäumte
das Morgenroth den Horizont, da — wie eine allmählich aufsteigende Insel
erhob sich das Gebiet der einstigen Weltstadt aus der Ebene, dort steil in's
Meer stürzend Cap Carthage, an dem allein durch die Iahrtausende der
große Name gehaftet, und weiter nach dem Innern des Golfs zu eine
andere Erhebung, da ragt weißglänzend mit langen Wänden und Kuppeln
*) Ter Verfasser besuchte die geschilderten Gegenden im Zohre 1896 auf einer Studien»
reise badischer Gymnasiallehrer. Ter Aufsatz ist abgeschlossen im März 1898.

eine neue Kathedrale. Gegenüber, nach Süden, über dem ruhigen Spiegel
des Golfs der mächtige Djebel Bu-Kornsin, tiefblau gefärbt, mit zwei
zackigen Gipfeln, in großen Linien aus der Ebene zu seinen Füßen sich
aufrichtend und die Landschaft beherrschend, wie der Vesuv die Campagna
bei Neapel, weiterhin werden die schroffen Felswände des Bleibergs, des
Djebel R'sas sichtbar. So etwa erschien auf den ersten Blick die Stätte,
von der aus die Gründung phönizischer Männer sich den Westen des
Mittelmeeres erobert hat. Hinter dem Haff von Tunis bezeichnen weiße
Linien die Häusermasse von Tunis, den dunklen Hintergrund bilden ernste
Bergzüge, namentlich das erhabene Haupt des Zoghuan. Am Ufer schimmern
Landhäuser und Dörfer aus Baumgruppen hervor, und wir begrüßen die
stolzen Palmen, deren feingefiederte Kronen über den niederen Wipfeln
anderer Bäume sich wiegen. Goletta selbst, eine Stadt freundlicher Landhäuser am Eingang des Haffs, die einer sicilischen Kleinstadt auffallend
gleicht, habe ich nicht betreten. Man erzählt allerhand Schnurren aus
ihrem Leben, von Sträflingen, die paarweise aneinander gekettet ihre Zwangsarbeit verrichten, die Straßen mit Wasser zu besprengen und Strümpfe zu
stricken, und die, wenn sie einmal in den Besitz eines fröhlichen Bakschisch
kommen, selband in's nächste Cafü ziehen und gelegentlich auch harmlos
revoltiren, — ron Kanonen, die halb von der Lafette gesunken sind und
Schwalben den ruhigsten Baugrund für ihre Nester geben u. dgl. mehr,
was ein erstes Symbol für die sorglose türkische Wirthschaft ist.
Zm Innern des Golfs hat sich ein abgeschlossenes Haff gebildet, die
lichtblau glänzende Bahira, die im Laufe der Iahrhunderte immer seichter
geworden ist. Die Nehrungen des Haffs haben nur eine ungenügende
Durchfahrt gelassen, deshalb ist durch den See ein Kanal mit vertieftem
Fahrwasser gelegt. Zwischen seinen Dämmen arbeitet sich der Dampfer in
das Innere der Bahira, und immer deutlicher rückt Tunis heran, El Belda,
wie die Araber sie nennen, oder die Blume El Zai'ra, oder auch die
reizende Braut des Westens, — man sieht die Kuppeln, die Minarets, die
Castelle auf den niederen Höhen um die Stadt, ein Werk Kaiser Karls V.
Und sobald der Hafen in Sicht kommt, rudern Boote mit braunen und
schwarzen barfüßigen Kerlen entgegen, die ihren Fez tragen und in graue
Kittel gehüllt sind, und ehe noch der Anker gefallen, stehen schon einige
robuste, wildausschauende Gesellen dieser Art auf dem Verdeck. Man sieht
sie nicht kommen, sie sind plötzlich da; der rasche Griff der Barbareskenkorsaren, die im Nu die Kauffahrer erkletterten, ist hier noch
nicht ausgestorben. Ein besonders großer Kerl, pockennarbig, führte das Commando,
er schien der natürliche Herr über Alles, was an Bord Koffer hieß. Während
wir noch am Strande kauernde Gestalten im Burnns, die echten, etwas
verlumpten Vorboten der Wüstenzone, beobachteten, meldete sich ein schwarzer
Kawaß aus unserem Hotel als Führer, der, höchst behaglich dreinblickend,
ein Mann internationaler Bildung, alle möglichen Sprachen radebrechte und

auch vom deutschen Norden und vom deutschen Süden allerlei angenommen
hatte. Mit schneidigem Berliner Accent rief er: „Iehen wir, meine Herren"
und wies dann gemüthlich wienerisch das Interessanteste, erzählte von den
großen Sunnenorden des Bey u. dgl. Der Gang durch die HafenstraHe
zeigt das bunte Treiben eines südlichen Seeplatzes. Reihen in grellen Farben
angestrichener Budenlocale folgen auf einander, ein afrikanisches St. Pauli,
wo der Tingeltangel den Matrosen lockt und der Alkohol. Ter Auswurf
der Küstenbevölkeruug des Mittelmeers giebt sich hier ein Rendez-vous, und
Völker und Nassen in wechselvollen Trachten ziehen vorüber. Leicht schreiten
hohe Gestalten brauner hagerer Araber dahin, in ihren Burnus gehüllt, an
den Füßen die losen Pantoffeln; im blauen Mantel und Turban die Iuden,
Neger aus dem Sudan in einem bescheidenen Kittel (der Djobba) aus Sacklein, das noch in großen Buchstaben die Firma von London oder Marseille
zeigt. Wie beneidensiverth das glänzende Gesicht der jungen Neger, das
ruhig und glücklich die Seeluft und den Sonnenschein athmet und gar nichts

von dem gedankengeqnälten Ausdruck europäischer Gesichter hat, wie elastisch
ist der Gang dieser Naturkiuder. Freilich, die alten Neger haben dann einen
ost abschreckenden Ausdruck stumpfer Trägheit und Beschränktheit, der jeder
Gedanke ein Schmerz ist. Dann die halbaftikanisch gekleideten Malteser,
die unter den Kutschern besonders häufig sind, die Italiener, die Griechen in
malerischer Tracht. Nur flüchtig mustert man bei dem ersten Einzug diese
bunte Menschengcsellschaft eines echten Weltmarktes, um selbst nach den
Leiden der Seefahrt seinen europäischen Menschen zu stärken^). Die
Straßen nach dem HStel (de Paris) zeigten wesentlich italienische Bauatt,
mit hohen grünen Ialousien und schmalen Balcons und ganz modernen

*, Es scheint unmöglich sichere Angaben über die Bevölkcrimgsverhältnissc von Tunis
zu machen, da es an genauen amtlichen Zählungen der Eingeborenen fehlt und die Europäer
sich zum Theil bei ihren Konsulaten nicht melden (von etwa 100 Deutschen im Iahr
1806 nur 1ii). Tic Stadt wird jetzt etwa 150000 Eimvohner haben, davon sind 1,4
Inden. Auf 15000 Italiener kommen etwa 10000 Franzosen, unter ihnen eine großc
Anzahl Fonctionnaires aller Art, Die grossen Geschäfte kommen immer mehr in franz.
Hände, auch etwa 250000 lui Land gehört grösseren Grundbesitzern. Marseille ist der beherrschende Platz für Tunis geworden, auch deutsche Waaren nehmen meist diesen Weg und
stehen deshalb in der Handclsstatistik vou Tunis als französischer Import. Für Italien,
namentlich Sicilien, wie für Malta ist das Land mehr und mehr ein Arbeitsmarkl für
überschüssige Bevölkerung. Manche in Tunis lang ansässige Franzosen meinen, der genügsame Sicilianer, deni die einfachste Hütte schon als Wohnraum genug ist, eigne sich am
besten für die Eolonisation des Landes in kleineren Parzellen. Für England ist die
Regentschaft wesentlich eine Banmwollfragc, auf 15 Jahre hat es noch einen redncirten Zolltarif von 5«,c, erlangt. Für uns Deutsche scheint das Land mehr cm Gebiet wissenschaftlich ,r Fragen: allein nach Angabe eines deutschen Kaufmanns in Tunis kann man den deutschen Import doch auf 8—9 Millionen von den 45 Millionen des gesammtcuropäischen Imports schätzen, wenngleich von Deutschland selbst keine directen Schiffe im Hafen
von Tunis landen, sondern die deutschen Waaren über Marseille, Genua, Antlverpen nnd
Trieft gehen. Tic deutsche Lcvautelinie von Hamburg ladet in Malta um.

Läden, wo man rasch einen Ueberblick über die artiolss äs ?vmisis gewinnt und an Vogelbälgen und ausgestopften Thieren die heimische Fauna
studiren kann. Das Volk der fliegenden Händler umschwirrt uns, und aus
den Händen eines jungen Berbern, der eine wunderbare Stimmfülle entwickelte, entnahm man bald eine OöpöoKs luniZisnus, aus der man vor
Allem erfuhr, daß man am 11. Qada 1313 den afrikanischen Boden betreten habe. Am Hotel begrüßt uns mit gastlichem Händedruck ein kleiner
Araber, der stolz seinen Fez und Burnus trägt, Mehmed ben Mehmed, er
ist ein weltgewandter ^uicks äs I'KStsl cls ?aris und zeigt mit viel Selbstbewußtsein die Inschrist an seinem Fez. Er ist ein paar Iahre in der französischen Schule gewesen und kennt alle Gelegenheiten und Ungelegenheiten von Tunis auf's Gründlichste. Wo es angeht, erhebt er Anspruch auf
Bakschisch oder wenigstens den Tribut einer Cigarette; jeden Morgen ist er
an der Pforte, laut lachend und händeschüttelnd, ganz Gastfreundschaft, aber
insgeheim rächt er sich an den Giaurs mit despectirlichen Reden, die Einem
erst in Heidelberg ein gelehrter Arabist in ihrer abgrundtiefen Bedeutung
klar macht.

Einen Ueberblick über Tunis zu gewinnen, stiege man gern um „die
Stunde, wo man einen schwarzen von einem weißen Faden unterscheiden
kann", mit dem Muezzin auf einen Minaret, aber man ist zwar in Tunis
duldsam geworden, indeß weder Minaret noch Moschee darf ein Christ betreten. So bcgiebt man sich etwa auf die Terrasse des Residenzschlosses,
des Dar-el-Bey, und schaut nun über die Menge der weißen Flachdächer
bis zum blauen Meere, bis zu den nahen Höhen mit ihren Forts (Bordj),
bis zu den großartig geformten Bergen im Süden und Osten. Man sieht
in das Gewinkel der Altstadt Tunis. Wie Bertiefnngen in der Masse viereckiger Würfel erscheinen die Innenhöse; auf Terrassen Gras und Gestrüpp,
obwohl der Insecten tödtende weiße Kalkanstrich regelmäßig erneuert wird.
Und über den Dächern die zierlichen Minarets; nicht wie schlanke Säulen,
nicht wie große Schornsteine steigen sie hier empor, wie in den asiatischen
Städten, es sind 4-, 6-, 8-eckige Thürme, gekrönt mit erkerartig vorspringenden Bogenhallen, auf die noch eine kleine Thurmppramide aufgesetzt
ist, auf deren Spitzdache drei vergoldete Kugeln mit dem Halbmond leuchten,
das Zeichen der Gebetstunde des arabischen Westlandes. Und neben den
Minarets ost Kuppeln, .weiße, schiefergedeckte, grüne, ost viele neben einander. Manche bedecken das Grab eines jener wunderbaren Heiligen des
Maghreb, der Marabnts, die z. T. durch consequente Verachtung der
Sauberkeit oder durch zweisellose Verrücktheit zu ihrem Rufe und Berufe
gekommen sind. Dem Moslemin ist jede Ekstase beilig, eine Erhebung zu
Gott, auch die verrückte Ekstase, nnd fromme Stistungen (Habous) giebt es
auch für diese heiligen Schmarotzer. Selten sieht das Auge, so weit man
über die Stadt späht, grüne Wipfel, häunger sind Alleen nnd Gartenanlagen
erst im europäischen Viertel. Europäische Häuser haben sich auch in die

Altstadt eingedrängt, aber sie erscheinen halb fremdartig, als ob nur die
orientalische Bauweise hier ihre Bildung von der Natur des heinn'scken
Klimas empfangen hätte. Von der wunderbaren Farbengluth, in die osi

diese große, ernste Landschaft getaucht ist, habe ich nicht viel rerspürt; im
April regnet es noch häufig in Tunis, aber in heller Nacht war es ein
märchenhaftes Bild, wenn das Glanzheer der Sterne mächtiger, näher
funkelnd auf die stille, weiße Stadt herniederschoute. Die Maler haben
von je gern dargestellt, wie auf den flachen Dächern in der Abenddämmerung
gluthäugige Frauen auf reichen Teppichen ruhend verweilen, am Liebeslied
und am milden Klang der Cymbeln sich erfreuend.
Ein Gang durch die Räume des Schlosses an der Seite eines würdigen,
aber bakschischfrohen Offiziers giebt eine anmuthende Vorstellung von dem
Behagen und dem Glanze der inneren Einrichtung maurischer Häuser. Man
tritt in die luftigen freien Binnenhöfe, die Patios, und freut sich der reichen
Zierformen der maurischen Kunst, der leichten Hufeisenbögen, auf denen die
schlanken Säulen ruhen, der Marmorverkleidung der Wände oder bunten
Fayencefliesen, welche hier im Lande die Stelle unserer Holzvertäfelung vertreten, des köstlichen durchbrochenen Stuckwerkes d:r Decken, das die
Filigranarbeit der luweliere nachahmt und mit seinen verschlungenen
Arabesken wie seltsame Räthsel das Auge beschäftigt, der prunkvollen
Schnitzereien, der StalaktitengewSlbe, — das Alles übt einen bestrickenden
Reiz, und doch ist schon Manches verfallen. Denn das Erhalten ist nicht
Brauch der türkischen Wirthschaft. Allerlei europäischer Hausrath ist in die
alte Pracht hineingestopft, Möbel aus den vierziger lahren, Kupferstiche in
dunklen Rahmen, Uhren, die nicht gehen, u. dzl. Man sagt, dag vornehme
Tunisier heutzutage sich gern europäisch einrichten und darüber die schöne,
einheimische Kunstübung verkommen lassen. In diesen Räumen wird regiert,
einmal wöchentlich auch vom Vey, dem „p«ssss8su.r ckv. ro^^uros Ss
lunisis", er kommt dann von seinem Landsitz Marsa auf ein paar Morgenstunden herein, dann übt er auch lustiz, rasche Instiz. Da wird auch hingerichtet; früher war diese Feierlichkeit dem Franken gegen Eintrittsgeld
zugänglich*). Der Moslemin fordert nicht Etwas wie langes Actenstudium

') Verbrechen, die von oder an Europäern verübt sind, kommen vor das
französische Schwurgericht, wobei fur jede Sitzung 14 Franzosen, 14 andere Europäer,
14 Araber als Geschworene bestimmt werden. Ist der Angeklagte ein Franzose, so werden
sechs Franzosen als Beisitzer ausgelost, sonst drei Franzosen und drei Fremde bezw. Araber.
Verbrechen, von und an Tunisiern begangen, kommen vor das arabische Gericht, über
schwerere Falle entscheidet der Bey selbst, er allein kann das Todesurtheil verhangen. Aber
es ist üblich, das; dasselbe mit Genehmigung der Verwandten des Ermordeten von der
Familie des Ermordeten zurückgekauft werden kann, wobei der Bey selbst Etwas zuzahlt.
Aber es ist z, B, vorgekommen, daß ein zwölfjähriger Knabe, dessen Vater ermordet war,
dem Bey selbst erwiderte, er könne ihm seine Paläste und Alles bieten, er nehme Nichts
an, der Mörder seines Vaters müsse gehängt werden, er wolle selbst zusehen! Dem Bey
blieb Nichts übrig, als den Mörder sogleich hängen zu lassen.

von seinem Kadi, sondern raschen Blick und rasche Entscheidung, und auch
die tunisischen Märchen erzählen viel von den salomonischen Urtheilen der
klugen Richter, die Franzosen freilich mehr von haarsträubenden Fällen, es
ist fast wie in einem französischen Kriegsgericht.
Unmittelbar vom Residenzschlosse gelangt man in die geschäftigen
Straßen von Alt-Tunis, dies verwirrende Labyrinth von engen und krummen
Gassen und Gäßchen und Sackgäßchen, in denen man sich so gern verläuft,
in die Souks, d. h. die tunisischen Bazare, Straßenzüge, die meist mit
Brettern überdacht sind, welche dem Regen und dem Sonnenlichte den Eingang wehren; aber an hellen Tagen weckt da und dort ein einfallender
Lichtstrahl ein wunderbares Leben an den bunten Farben der Gewänder
und der reichen Schätze in den Läden. In manchen dieser Souks drängt
ein Strom von Menschen weiter, dazwischen Dromedare und Esel mit allen
möglichen Lasten. Hier wie auf den angrenzenden Plätzen beobachtet man
bequem die Typen der Bevölkerung, die Nachkommen der Araber mit ihren
scharfen Augen und Habichtsnasen, die edlen und vornehmen Gestalten der
Mauren, die von den Bewohnern der alten römischen Provinz abstammen
mögen; sie sind die eigentlichen Träger der alten Cultur in Tunis in Kunst,
Wissenschaft und Gewerbe. Zu ihnen gehören die Landalus, die Nachkommen
der aus Spanien vertriebenen Morisken. In ruhigem Gespräche sieht man
diese städtischen Mauren würdevoll hinwandern, an den lacken tragen sie
oft reiche Stickerei, tadellos weiß sind die Strümpfe, mit entschiedener
Virtuosität und fast Grandezza bewegen sie sich in ihren kleinen Pantöffelchen.
Sehr drollig erscheinen unter den Hamals die kleinen Buben mit den weiten
Höschen, die hemdartige Djobba übergezogen, im Nacken den strohgeflochtenen
Sack, den sie mit einem Band um die Stirn befestigen. Von den Mauren
unterscheiden sich wenig die luden, blau ist noch immer meist die Farbe
ihres Turbans und ihres Mantels; die luad El-Grana, die livornesischen
luden, haben stark die Neigung, sich der herrschenden Bevölkerungsklasse in
Sitte und Kleidung anzupassen*). Unter den Lastträgern, den Hamals, und
den fliegenden Händlern sieht man manchen Neger, und mit Interesse besucht man den alten Sclavenmarkt mit seiner Menge kleiner Gelasse;

*) Ihre Stellung hat sich in den letzten lahrzehnten sehr gebessert. Früher waren
sie den schimpflichsten Beschränkungen unterworfen, durften z. B. auf so edlen Thieren wie
Pfzrden nicht reiten, nicht arabische Schrift benutzen, in Gegenwart von Arabern nicht
sitzen, waren vor Gericht bei einem Streit mit Arabern fast schutzlos, mußten hohe Schutzsteuern zahlen u. s. w. Tann hat sich bei Vielen

die Rechtssicherheit wesentlich erhöht,
indem sie sich in den Schutz dÄ italienischen Consulats stellten und sich in Italien
naturalisiren ließen. Die französische Besetzung brachte ihnen weitere Emancipation, sie sind
viel anspruchsvoller geworden, und ähnliche Scenen wie in Algier haben auch in Tunis
nicht gefehlt bei den Treyfusprocessen. Tie einst auf Pferden nicht reiten durften, sind
jetzt im Besitze der schönsten Pferde. Das „LeKo Tunisien" führt eine recht kräftige
antisemitische Sprache. Uebrigens sind viele der tunisischen luden sehr arm und auf die
Unterstützung der Glaubensgenossen angewiesen.

mancher eingeschriebene Name erinnert an die Zeit, wo Christensklaven von
Barkmresken auf den Markt getrieben wurden, einer der letzten ein Krüger
ans Brandenburg.
In den Souks trippeln endlich die Frauen vorüber, fast gespensterhaft
in den langen weißen Tüchern (Hai'ks), in die sie gehüllt sind. Aus dem
schwarzen Schleiertuche, womit das Zeucht bedeckt ist, sehen nur die Augen
fragwcis in die Welt; manche halten noch ein dunkles Seidentuch weit vor
sich hiu, um auch das Auge gegen die Entweihung durch einen männlichen
Blick zu schützen. Manche dieser weiblichen Gestalten sind schier so breit
wie hoch. Denn zum Schönheitsideal im Orient gehört offenbar nicht die
klare Plastik der Form, sondern die gerundete Fülle der Glieder; und so
ist man wenig erstaunt, wenn man in den Mnseen (auch Sardiniens)
kauernde weibliche Figuren altpunischer Zeit antrisft, denen eine fast übernatürliche Fettanschwellung verliehen ist. Mit einer besonderen Diät, in der
Mehlspeisen, Oel, Datteln eine große Rolle spielen, werden die jüdischen
Mädchen behandelt, bis sie so viel Embonpoint haben, als für die Ehe
nöthig erscheint. Den jüdischen Frauen ist die Verschleierung schon in der
arabischen Zeit verboten worden, sie bewegen sich mit großer Freiheit auf
den Straßen und Bahnen, Die Verheiratheten tragen auf dem Kopfe eine
mit goldenen Arabesken verzierte spitze Mütze, um die sie den weißen Half
schlingen. Die jungen Mädchen winden um das dunkle lockige Haar bunte
Tücher; bekannt ist, daß weite, weiße Beinkleider und grüne, rothe, blaue
oder sonst hellfarbige läckchen zu ihrer Toilette gehören. Reizende Bilder
sind es, wenn die Mädchen in den schattigen Straßen plötzlich am Fenster
erscheinen oder am Abend neugierig aus den Thüren lugen, es sind Bilder,
die an manche Strophe des Hohenliedes erinnern; und um die Phantasie
des heutigen Liederdichters im Maghreb gaukeln die gleichen lockenden Vorstellungen wie um das Auge des alttestamentarischen Sängers.
Eine köstliche Lust ist es, durch die Souks von Tunis zu wandern,
von Verkaufstand zu Verkaufstand, von Werkstatt zu Werkstatt. Die
einzelnen Gewerbe wohnen zusammen, sie sind auch unter einem Zunftmeister
vereinigt, der Sonk der Goldschmiede, der Parfümeriehändler, der Gewehrmacher, der Damenvantosfelmacher u. A. Die Geschäftsräume ösfnen sich
in ihrer Breite nach der Straße, zum Theil sind sie wie Nischen in die
Häuser eingelassen, fast vergleichbar der Scene eines Puppentheaters. Bei den
Krämern ist der Eingang durch den Tisch mit der Waarenauslage ganz eingenommen, und der glückliche Besitzer muß sich darüber in fein Cabinet
schwingen, wo er würdevoll Ho6t, mit grüßender Hand zum Verkaufe einladend, oder den Palmenwedel über dem frechen Fliegenvolke schwingend.
Wie in den Kindertagen kommt man wieder dazu, den Handwerkern
bei ihrer Arbeit zuzuschauen, und es hat ein eigenes Interesse, die fröhliche
Hantirnng dieser fremden Leute so offen zu beobachten. Hier siebt man den

echten Schaschw, den Fez, entstehen, wieder und wieder wird er in die kostbare rothe Farbe gedrückt, bis er völlig von ihr durchtränkt ist. Dort
werden die niedlichsten Pantoffelchen gemacht, gelbe und rothe, weiter sieht
man den geschickten Händen zu, welche Ledertaschen und Kissen mit stilvollen
Mustern füllen. Oder man tritt zu einem Seidenmeber in die Werkstätte,
der an einem sehr umfangreichen Webstuhl sitzt, wie ihn vor vierzig, fünfzig
Jahren manche unserer Dorfweber noch haben mochten. Das Schiffchen
fliegt rastlos aus der Hand des Webers, das Spulrad surrt, wir sehen die
langgestreiften Stoffe mit den ungleich dicken Fäden von Seide und Wolle,
die noch nicht Maschinenarbeit sind, entstehen und freuen uns des feinen Farbensinnes. Auch die großen Kabylengewehre mit der eingelegten Arbeit an den
Schäften erregen die Aufmerksamkeit, die Poesie der abenteuerreichen Beduinengeschichten, mit denen sich einst die jugendliche Phantasie nährte, ruht sichtbarlich auf ihnen. Aber heute schmückt sich mit ihnen häufig nur der
europäische Jäger, der die Romantik einer Wüstenjagd mit allem theatralischen Aufputz auskosten will. Teppiche, Messinggefäße in getriebener Arbeit,
Holzsessel und Tischchen mit Perlmuttereinlage, schwere Seidengewebe in
leuchtender Farbenpracht mustern wir, Pantherfelle aus dem inneren Gebirge,
römische Alterthümer, seltsames Geräth aus dem südlichen Afrika. Welch
Gedränge im Souk der Parfüms. Der Araber hüllt seine Gestalt so gern
in den Dunstkreis kostbarer Essenzen. Ambraduft ist bei der vornehmen
Jugend von Tunis besonders beliebt, auch Rosenkränze tragen ihn und die
feinen Wachskerzen, die in die Kubbah eines Heiligen geiveiht werden. Hier
sieht man auch echtes Rosenöl erstehen, in feierlicher Procedur wird es in
Glasröhren geträufelt. Selbst die Bettler stellen sich in diesen Duftbazaren

ein, um ihren Antheil an dein kostbaren Lebensgut zu erhalten. Sie sind
vergnügt, wenn sie auf einem Wattepfropfen ein paar Tropfen lieblicher
Essenz erhalten, sorgsam bergen sie ihn in einem Fläschchen, um ab und zu
sich oder etwa auch einem guten Freunde die festliche Freude zu schaffen,
langsam und bedächtig den Duft zu schlürfen. In den Frühlingstagen steckt
der Araber sich würzige Nelken unter den Fez, und besondere Gourmands
der Gerüche stecken sich Orangenblüthen in die Nase. Beliebt sind auch in
den Gärten Bäume wie die Akazien, mit betäubend starkem Blüthendufte,
der das Denken in schlaffes Träumen, diese Lebensfreude des Orientalen,
einlullt.
In diesen Souks findet auch die Frau, was sie bcgehrt und was sie
bedarf, Heimah, das den Händen und Füßen einen verführerischen, orangefarbenen Ton verleiht, Antimon für die Untermalung der Augen, der
dunklen, lockenden Sirenenaugen, blaue Farbe, die auf die Arme reizende
Muster zeichnet, die auch die einheimische Lyrik mit Entzücken preist.
Auf dein Bijouteriemarkt, wo die Judenschaft herrscht, ist wöchentlich
Versteigerung. Immer freute sich ja der Araber an: funkelnden Glänze des
Edclgesteins; Smaragd, Diamant und Rubin sind die beliebtesten Arten,

aber in der neuesten Zeit, wo die alten, vornehmen Familien verarmen,
sind die schönsten Brillanten aus ihrem Besitz auf europäische Märkte gewandert, und nur gelbliche Diamanten spielen noch eine Rolle.
Das Unechte tritt immer mehr hervor. Die Schätze Indiens und Syriens trifft
man noch in den Souks, aber gar Vieles stammt aus europäischen Fabriken,
dw soviel rascher und billiger arbeiten, aber auch so seelenlos die herkömmlichen Stilmuster eintönig wiederholen. Die Handarbeit der Mauren wird
allmählich durch die Massenprodukte der Fabriken verdrängt, so genügsam
auch der Handwerker von Tunis lebt; die Armen der Stadt tragen oft
schon die Schundwaaren unserer Generalbazare.
Von den Souks weiter wandernd, thut man einen Blick in die
Karawanserei, verweilt einen Augenblick am Brunnen bei dem Thore, n»
plötzlich die Scenen aus dem alten Testamente lebendig werden, dringt
man rn die stillen Straßen, über die mancherorten Thorbogen gespannt sind.
Wer von Pompeji herkommt, ist überrascht über die Aehnlichkeit mit den
Gassen der verschütteten Römerstadt, die in einer Periode orientalischer
Lebensformen gebaut war. Zu beiden Seiten lange kahle Mauerflächen,
nur durch einzelne vergitterte Fenster und die großen, manchmal prachtvoll
verzierten Thore unterbrochen. Vornehm still ist es in den Bezirken der
Mauren, laut lärmt es im jüdischen Viertel, El-Hara, unglaublich beweglich
die Massen, ein Stimmengewirr, aus dem man mit stillem Entsetzen die
röchelnden Kehllaute vernimmt. Hier wagen wir uns in ein Haus, ein
europäisch gekleideter Sohn macht uns schüchternen Europäern Muth mit den
Worten: nous »s v«us mavAsror,s pas. Im Hose spielt eine zahlreiche
Kinderschaar, wir betreten die Galerie des Hauses, da hockt die Hausfrau am
Boden — sie hatte wohl die schon geschilderte Diät mit großem Erfolge durchgemacht —, über einem kleinen Becken mit Holzkohlenfeuer schmort sie große
Bohnen in Oel. Nun werden wir in die gute Stube geleitet, vom Sopha
rasch ein ganzer Schrank voll Kleider entfernt, und auf einem alten Clavier
spielt der gastfreie Iüngling einen uralten Walzer, uns zu Ehren und feine
moderne Bildung zu beweisen. Etwas Französisch, ein Etwas von Musik,
ein Stück Pariser Modekleidung, so dringt die europäische Bildung in das
Land französischer Colonisation; in den Schulen sollen gerade jüdische Schüler
große Fähigkeit beweisen, ihre bewegliche Intelligenz erfaßt schnell die ver-
änderte Lage des Marktes.
Auf dem Platze Halfaouin herrscht reges Volkstreiben, man setzt oder
hockt sich in ein CafS, man sieht endlich einmal die berühmte Herstellung
einer echten Tasse Mokka. Wie ruhig und würdig geht es in diesen sehr
bescheidenen Räumen zu, wo die Araber ihren Trank schlürfen, Schach oder
leider auch schon Karte spielen, bei Cigarette oder Haschischräuschchen ihre
Zeit rerträumen; welch widerlichen Lärm macht die tobende Lustigkeit der
italienischen Kneipen, wo der Alkohol herrscht. Abends freute man sich hier
des Vorlesers, eines weißbärtigen alten Herrn mit einer großen Hornbrille.

Zwar verstand man nicht viel von der Geschichte des schwarzen Soldaten,
aber schon den Restex auf die Hörer zu beobachten, mar ein Genuß; träumend
lagen manche auf der Halfamatte und verriethen nur mit den glänzenden
Augen den inneren Antheil, andere hockten ruhig da, kaum daß einmal ein
flüsterndes Lachen den Vortrag begleitete. Geschichten aus Tausend und
einer Nacht und ähnliche von vornehmen Prinzessinnen, von großen verborgenen
Schätzen, von Zauber- und Geisterspuk, von listigen Weibern, von Kopfabhauen und Sturz in die Cisterne, von schlauen Kadis und den rohen
Streichen des verschmitzten Eulenspiegel Djuha werden in Tunis auch von
Leuten erzählt, die nicht lesen und schreiben können. Hans Stumme in
Leipzig hat viele solcher Märchen aus dein Volksmunde gesammelt, auch
eine Menge origineller Volkslieder hat er zusammen zebracht. Unser Alter
las vor, aber wie wußte er zu erzählen: kein Satz gleich dem anderen vorgetragen, im Dialoz der wechselnde Ton und die wechselnde Stimme klar

und anschaulich. Rede und Gegenrede wie fliegende Bälle, wie sich kreuzende
Waffen. Mit sprechender, oft drastischer Geberde begleitete er gern die
Sätze, zu dramatischer Lebendigkeit die Erzählung steigernd. Die Hand vor
das Auge haltend, spähte er in die Ferne und rief ein paar Worte in die
Scene, er schnüffelte höchst ergötzlich in der Luft, wenn sein Held Unrath
merkte. Epische Mhe beobachtete meist das Beinwerk, bald hingen die Schenkel
schlaff auf den, Boden, bald zog er sie behaglich auf den Stuhl, wo er
bequem hockte und die Füße rieb, indeß ihn ein Zug aus dem Haschischpfeifchen belohnte.
Der Halfaouinplatz ist auch der Markt der fahrenden Leute, aus einem
Kreise hockender und stehender Menschen hört man die eintönigen Klänge der
Handtrommel und eine kreischende Stimme, da treibt der Schlangenbündiger
seine dunkle Kunst, rhythmisch vor- und rückmärtsschreitend, seine Formeln
recitirend. Die dämonische Wildheit, die ihm dabei aus den stechenden
Augen blitzt, steigert sich, bis er sich den Dolch in die Stirn stößt oder von
den Schlangen beißen läßt; wenn "er das Blut spuckt, müssen Alle es sehen
und mit Schaudern bewundern. Die gleichen Künste üben an hohen Feiertagen die Bruderschaften des Islam in Tunis, sie setzen sich so lange in
mahnwitzige Erregung, bis ihnen das Verschlingen von Glas, das Stechen
von Scorpionen, die Verletzung durch die Stacheln der Opuntienkakteen die
Nerven nur angenehm kitzelt. Jongleurkünste nennt das der gebildete
Moslemin, aber das gewöhnliche Volk empfindet mit Andacht in solchen
Schaustücken die Wirkung göttlicher Mächte und begehrt selbst den Wonnezustand solcher Erregung.
Und nun noch ein Besuch in der Koranschule. In den Mittelpunkt
der höheren Bildung, wo die zukünftigen Muftis und Kadis bei der Arbeit
sind, bin ich nicht eingedrungen, noch auch in die modernen Anstalten, wo
neben Französisch und Arabisch auch alle sonstige Wissenschaft Europas gelehrt wird. Man versichert, daß es hier ausgezeichnete Schüler giebt, nur

daß sie den Fehler haben, zu früh zu heirathen und dann alle Weisheit zu
vergessen. Von der Straße lockte uns ein fröhliches jugendliches Stimmengewirr eine schmale Treppe hinauf, da mußte eine Schule sein, und richtig,
der enge Käfig oben war eine Schule. Etwa zwei Dutzend frische Iungen
die hier Koran und Sitte, ein wenig Lesen und Schreiben und noch etwas
weniger Rechnen lernen sollten, Iungen mit munteren braunen Augen, in
rothen, gelben, blauen Seidenjacken, hockten und lärmten durcheinander,
zupften sich am Ohr, schrieen und begrüßten uns. Auf einer kleinen Erhöhung aber saß mit unendlichem Wohlwollen und olympischer Heiterkeit der
Meister von der Schule, der den Einzelnen die Lection abhörte, worauf die
Holztafel mit dem Koranspruch fröhlich in hie Ecke flog. Er aber grüßte
uns freundlich, die Hand nach dem Herzen und dem Haupte bewegend, edler
Philosoph der Winkelschule!
Unten am Schulkäsig vorüber führte die Trambahn, sie bringt uns
rasch nach dem europäischen Viertel; Afrika, Asien und Europa sitzen hier
einträchtig neben einander, der Burnus, der blaue Mantel der Iuden, die
weiße Hcuk der Iüdin, Köpfe im Fez und im Filz. Tunis hat sich in seine
Rolle als moderne Großstadt rasch gefunden, es besitzt auch sein Trambahnlied, und der kleine Gamm trällert sein Lied mit dem Refrain von der
SarSt-elrna, der „Wafferwalze", gerade so gut und so geistreich, wie der
Berliner den Grunewald oder die Flunder feiert.
Durch den großen maurischen Bogen der zinnengekrönten Bab-el-Bal»r
(des Seethores) gelangen wir in die Hauptstraßen der modernen Stadt, die
^vsnu« äs Francs und äs la marins, und mit einem Schlag fühlt man
sich fast auf einen Pariser Boulevard versetzt. Und was Frankreich für sein
elegantes Leben braucht, ist hier rasch zu sinden. Elegante Caf6s und
Friseurläden, Photographie- und Buchhandlungen mit den neuesten Romanen,
Blumen- und Tabaksläden, Papeterie und Bijouterie reihen sich hier an
einander. Die Erscheinungen der französischen Cultur, die geschminkte,
parfümirte, graziöse Verkäuferin, der Kellner mit seiner weißen Schürze,
der behäbige Bourgeois, der theatralisch trotzige Zuave, der den Fez halb im
Nacken trägt, der bequeme Moblier, dessen Hände beharrlich in den Hosentaschen stecken, die Offiziere mit müder Eleganz und eleganter Müdigkeit,
dazu alle die Gestalten des Islams, Mauren und Türken mit dem martialischen Schnurrbart und dem schwarzen Faltenrock, Malteser und Neger, die
Farbenpracht des Orients und das feine Grau und Schwarz des Occident«
treibt au uns vorüber, und es ist außerordentlich „Kif", tunisisch zu reden, am
Marmortischchen des Cafss sitzend, in orientalischer Beschaulichkeit dieser
bunten Märchenwelt zuzusehen. In den Nebenstraßen fühlt man sich ganz
wie in Europa, wie in einer Straße der überall gleichen modernen Miethskasernen, die Kinder nach der neuesten Modezeitung, die Läden, die Reclame,
es ist Alles wie überall; anders ist freilich, daß auch die braune Ziege ielbil
ihre Milch in die Häuser trägt, daß die Esel mit dem Gemüse in den

mächtigen Strohtaschen vor der Thür stehen, und daß das Dromedar die
Holzkohle im Geflecht von Olivenzweigen vom Zaghuan herbringt, geleitet
von einem zerlumpten Berber.

Der Reisende hat das Recht, den poetischen Duft der Dinge zu genießen, aber nicht blos die Mißwirthschaft der Araber, auch die der Türken
hat auf diesem Boden ihre tiefen Spuren hinterlassen, auch das französische
Regiment, dessen glänzende Außenseite uns besticht, hat manche schwere
Mißgriffe zu verzeichnen. Und noch aus den letzten Tagen ist mir die Klage
eines lange in Tunis angesessenen deutschen Kaufmanns zugekommen, daß
alle alten Tunisier, die Franzosen mit einbegriffen, die alten Zeiten zurückwünschen; die Geschäfte gingen besser. Frankreich ist mit dem gwßen Versprechen gekommen, den Glanz der alten Provincia Africa wieder zu erneuern, und man kann kaum ein französisches Buch oder einen Essay über
Tunis lesen, wo nicht mit hochtönenden Worten und ost mit dem warmherzigen Stolze des Patrioten dieses Ziel verkündet würde. Und trotz aller
Klagen scheint mir doch die französische Regierung ein Segen für das Land,
die Verwaltung ist geregelter, Straßen und Bahnen sind angelegt, um den
Binnenverkehr zu beleben, die Sicherheit ist größer geworden, und es sind doch
auch hoffnungsvolle Anlagen gemacht, um die alte Fruchtbarkeit des Bodens
wieder durch intensive Kulturarbeit zu gewinnen. Aus der Lectüre der
Zeitungen orientirt man sich am raschesten über die mancherlei Schmerzen
und Wünsche der Colonie. Tunis ist eine geistige Provinz von Frankreich;
was in Paris die Blätter drucken, das schreibt man in Tunis nach. Aber
die ansäffigen französischen Kaufleute, deren Stimmen in den eigentlichen
Localblättern (Lolw, ja petits lanisisnns, la?nnisis kran^aiss) zu Worte
kommen, klagen viel über die Regierung. Sie sollte ihnen das Handelsinonopol verschaffen. Tunis für die Franzosen, heißt die Losung,
Man verurtheilt die Politik, welche an eine friedliche Verschmelzung der verschiedenen
Volkselemente denkt, die Nachgiebigkeit gegen Sicilianer, die doch niemals
Franzosen mit den Eigenschaften der französischen Rasse werden, auch wenn
man ihnen die französische Etiquette aufkleben kann; oder die Rücksicht auf
die Araber, die einfach der französischen Republik so gehorchen sollen, wie
sie dem Bey gehorcht haben, es sei sehr verkehrt, die Begriffe der Freiheit und Gleichheit auf diese Wilden anzuwenden. Die Regierung hat besondere Mühe um die Hebung der Landwirthschaft und die Heranziehung
kleinerer Colonisten. Aber die vielgepriesene Ergiebigkeit des alten Afrika
ist nicht auf einmal wieder zu gewinnen. Der einheimische Betrieb mit
seiner extensiven Bodenwirthschaft findet noch feine Rechnung, aber die Ansprüche der europäischen Arbeiter und die nothwendigen
Cavitalien sind zu bedeutend, um für Wein- und Olivenpflanzungen großen Nutzen zu versprechen.
Vielleicht würde der genügsame Sicilianer auf kleineren Farmen neben den
großen Herren, die Domänen von 1000—100000 Ka besitzen, gedeihen, aber
seine sonstigen Eigenschaften machen ihn nicht wünschenswerth. Frankreich sendet

Ferdinand Rösiger in Heidelberg.
fast mehr Beamte (konotiollriairss) als Colonisten, sie sind die Plage, die
Klage, der Neid der übrigen Europäer; man belohnt Iournalisten für die
Verdienste beim Wahlgeschäft mit Sinecuren, man macht sie zu Directoren
in wichtigen Verwaltunger. Dazu der Druck der hohen Steuern, der das
Geschäft in schweren Zeiten sehr hindert; „jeden Tag werden neue erfunden,
10V« auf den Miethertrag der Käufer, Stempelsteuer, ellreßistrsvasnt,
hohe Eingangszölle u. A." Früher zahlte der Deutsche nur 10 Mark an
sein Consulat für den Schutzschein und war im Uebrigen von Steuerbehörden
unbehelligt, so daß man die Sehnsucht nach den früheren Zuständen begreist. Allerdings sind augenblicklich die Verhältnisse sehr getrübt, weil drei
Iahre hintereinander (1895—97) der ersehnte Regen gefehlt hat und die
Ernten in weiten Strichen sehr schlecht ausgefallen sind, man mußte zu
hohen Preisen Weizen aus Rußland in die einstige Kornkammer des
römischen Reiches einführen, die geringe Kaufkraft der Einheimischen wurde
dadurch wesentlich beschränkt, und nicht wenige Fallissements waren die
schmerzliche Folge. Im letzten Winter (97/98) ist dagegen der Regen zum Thei l
sintfluthartig herabgeströmt, man verspricht sich goldene Saaten und goldene
Berge. Denn wie in Aegypten das Anschwellen des Nil, so wird in Tunis
regelmäßig die Ausdehnung des Regengebiets und die Menge des Regens
in den Zeitungen berichtet; davon hängt die Ernte des Iahres und die
Handelsbilanz der Regentschaft ab. Auch die kleinen Leute haben im letzten
Iahre schwer zu leiden gehabt. Suppenanstalten und Wohlthätigkeits-
„kermessen", die üblichen Damenunterhaltungen unserer europäischen Großstädte, haben auch in Tunis sich ihren Platz erobert; freilich, die heimischen
Kaufleute erlassen wohl in den Blättern einen Nothschrei, weil sie sich von
den Damen gebrandschatzt fühlen, die liebenswürdig Beiträge einsammeln,
aber ihren eigenen Bedarf in den Pariser Magazinen decken. Die Noch
hat die Verbrechen gemehrt. Interessant sind die Polizeiberichte: Giuseppe
hat mit dem Messer gestochen, und Francesca hat gestohlen, der eine aus
Eisersucht, der andere aus Liebe, Ahmed ben Ali hat gestohlen und Ali ben
Ahmed hat gestochen, der eine ist gemeiner Dieb, der andere ein edler
Räuber. Die Fälle von Trunkenheit nehmen zu, man muß die Wirthschaftsconcessionen einschränken, die namentlich von den Sicilianern, Männern
und Weibern, auf's Schlimmste ausgebeutet worden sind. Die Trunksucht
greift auch bei den gemeinen Mosleminen um sich; nicht die guten, sondern
die schlechten Eigenschaften tauschen die Völker zunächst aus. Und doch,
heißt es, ist es in Tunis noch nicht so schlimm wie in Paris, unter den
Bogen des Aquäducts von Karthago kann man ruhiger im Mondschein herumwandeln, als in den Vorstädten von Paris. Die eingeborene Bevölkerung
ist in Tunis im Allgemeinen bequemer zu behandeln, als in Algier,
sie gilt als sanft (äoux), unterwürfig, bildungsfähig, und man braucht

nicht so die kabylische Wildheit zu fürchten. Aber die Empörung war in
französischen Kreisen allgemein, als ein Deeret der Regierung in einzelnen

Fällen Franzosen vor eine tunisische Behörde verweisen wollte. Wenn französische Iournalisten, einer Einladung des Generalresidenten folgend, durch
das Land ziehen, dann wird ihnen von begeisterten Scheikhs eine Fantasia
vorgeritten, die Schulknaben rufen: j'aims la ?räo.os, und eine patriotische
Zähre wird im Auge zerdrüät, aber soll ein Kadi sein Sprüchlein thun,
dann heißt es wieder: l'^rabs l'ackvsrsairs ä'Kisr, 1'snv.smi tousours.
Durch die Straßen ron Neu-Tunis wandernd, ergötzt man sich manchmal an
dem historischen Aufputz, der dieser erinnerungsreichen Stätte gewidmet
wird, während das Allermodernste sich darunter besindet; in der Hamiltarstraße wird Münchener Bier angestochen, in der Regulusstraße soll man
Cognac Collin trmken. Aber indem man so die Schaumblasen einer
ringenden Gegenwart betrachtet, hört man immer wieder den Ruf: Auf
nach Karthago. Die historische Betrachtung dieses weltgeschichtlichen Platzes
war unsere Aufgabe.
Alles bewegt sich hier in Contrasten. Ist man eben noch durch eine
moderne Avenue gegangen, so scheint schon ror den Thoren das Reich der
Barbarei zu beginnen; herrscht dort geschminkte Cultur, so treffen wir hier
oft ein ruhiges Genügen an dem, was die Natur selbst bietet. Eine wahre
Wildniß sind viele Friedhöse, die völlig verwahrlost sind, aber aus Rücksicht
auf einen Auferstehungsglauben nicht beseitigt werden dürfen. Einzelne
Grabsteine, ron Unkraut umwuchert, einzelne Kuppeln halbverfallen, ragen
noch; dazwischen wandelt vielleicht ein Grauthier, das hier zufrieden seine
Disteln findet. In der osfenen Landschaft, die nach dem breiten Thal des
Oued Miliana oder der Fruchtebene des Medjerda, des alten Bagradas,
südwärts sich hinzieht, fährt man wie ehedem durch wogende Saatfelder,
weiterhin auch über Weideland. Weithin, rechts und links von schattenlosen
Straßen, dehnen sich die Fluren, kein lustiges Gebüsch unterbricht die
Monotonie dieser Flächen, nur hohe Hecken von stachligen Opuntien, mit
dem seltsamen Gewirr ihrer grünen Scheiben, die sich am Boden in dichtes
Holz verhärtet haben. Regelmäßiger bestellt sind die Felder auf den ummauerten Aeckern europäischer Gutsherren, anderswo ist der Boden nur
leicht von einem primitiren Pfluge aufgeritzt, wie ihn schon die rohen Zeichnungen
altpunischer Steine zeigen, einem Olivenstamme, an dem sich ein dürftiges
Eisen befindet. Das sind die Besitzungen der Einheimischen, der Araber und besonders der Berber. In Letzteren glauben wir noch die Nachkommen der altesten
Einwohner des Landes zu erkennen, welche französische Forscher als Verwandte der vorkeltischen Bevölkerung ihrer Heimat, einer brachykephalen
braunen Rasse, ansehen. Gerade ihre Lebensweise fesselt im höchsten Grade
die Betrachtung. Soviel auch Culturvölker in diesem Lande geherrscht haben,
von den Karthagern bis zu den Franzosen, immer haben einzelne BerberstSmme völlig die künstlichen Zustände der Cultur verschmäht; und eben sie,
die Kinder des Landes, haben sich behauptet, indeß die Herrengeschlechter
eins nach dem andern > eschwunden find. Auch die Araber nehmen ab, wie

man sagt, jedenfalls in Algier, — immer aber gedeihen die Berber nach
der Natur ihres Landes, ihr Gesetz empfangend von dem Himmel, der über
ihnen sich wölbt, von dem Boden, der sie empfängt. Die Cultur scheuchte
sie in die Berge nnd an den Wüstenfaum, aber immer wieder rückten sie vor,
die Freiheit kam zurück aus der Wüste, die keine Knechtschaft duldet. In den
Zeitaltern vor Christi Geburt wie im 6. Iahrhundert nach Chr. bewohnten sie,
wie die Historiker (Sallnst und Prokop) erzählen, niedere Hütten aus Reisig.
So noch heute. Sie verschmähten und verschmähen auch die niedrigste
Baukunst. Vielleicht schichten sie gegen die Wetterseite eine Art Steinwall,
im Uebrigen werden einzelne Olivenpfähle in den Boden gestoßen, darüber
allerhand Reing geworfen, und das Haus ist fertig. Die Aststumpfe der
Oliven dienen zugleich als Haken zum Aufhängen der Gewänder, ein paar
Geräthe machen den Hausrath aus. In dunkeln Zelten, deren Stoffe aus
Kameel- und Ziegenhaaren gewoben werden, nomadisirende Araber. So
stehen diese ärmlichen Wohnstätten im Schatten der majestätischen Bogenreihen der römischm Wasserleitung, die vom Zaghuan her 124 Km frisches
Ouellwasser nach Karthago gebracht hat und heute zum Theil wieder in
Gebrauch ist, weit und breit um Tunis das einzige ragende Denkmal der
großen Römerzeit. Vor den Hütten und Zelten halb oder ganz nackt die
braunen Kinder; an den Knöcheln tragen nicht wenige silberne Reisen. So
auch die Frauen. Für ihre Kleidung brauchen sie nicht Nadel und Faden,
wenigstens nicht für das Obergewand. Ueber die Schultern wird das Stück
Zeug mit Spangen befestigt, wohl auch mit einem Stückchen Holz, um die
Hüften wird ein Gürtel geschlungen: eine ganz antike Tracht. Die blauen
Stosfe der Kleidung kommen aus England, die Farbe erhalten sie erst im
Lande. Der Silberschmuck ist zugleich Sparkasse, in guten Iahren envorben,
in schlechten wieder verkauft. Außerordentlich reich, sagt man, ist der Aberglaube der Berber. Sie haben ehedem mit Phöniciern zu Baal Chäman
gebetet, mit den Römern zu Iupiter und Saturnus, mit den Byzantinern
sind sie in die Basilika gegangen, seitdem verehren sie Allah und seinen

Propheten, wie es die Araber verlangen, aber wenn sie auch ihren Ursprung
ganz vergessen haben und sich selbst als Araber bezeichnen, ganz gewiß
echte Moslemin sind sie auch heute nicht, allerlei Zeichen und Symbole,
wie das zauberkräftige Kreuz, bewahren sie aus den religiösen Wanderjabren. Rein und unrermischt wohnen die Berber nur auf den Höhen des
südlichen Tunis, wo noch die Dolmen, die Steingräber ihrer Vorfahren,
stehen, aber ihr Typus läßt sich nicht unschwer, meine ich, von dem arabischen scheiden.
Arm ist um Tunis die Erde an Thieren der Wildniß, das sicherste
Zeichen alter Cultur. Weit liegen die Tage zurück, wo Löwen und Panther
bis an die Thore der Küstenstädte streiften, wo für den Bedarf des römischen Circus hier ein reiches Iagdrevier war. Ietzt streist der Iäger mit
der Büchse nur nach Wachteln und Lerchen durch die Aehrenfelder, und eine

nächtliche Igeljagd ist mancher Orten der Höhepunkt der Iägerfreuden.
Dafür forscht man an den Mauern der Aquädukte und im Gestrüpp der
Ruinen nach großen Eidechsen, nach dem Gecko oder dem Chamäleon. Von
tiefer Farbenpracht sind ost die Blüthen, und auch unsere heimischen Arten
tragen dort ein größeres und glänzenderes Gewand. Reich ist allerdings
die Flora nicht, wie ein botanisirender Reisegenosse beobachtete. Auf dem
Boden Karthagos hauste an den Mauerzügen entlang nur das gemeine
Pflanzengesindel der Storchschnäbel, Hahnenfüße und Mausgerste, die jede
Zerstörung überdauern und unausrottbar an Schutthaufen sich breit machen;
von der Cultur hat dieser Boden seine Gewächse empfangen, vielfach
exotischer Herkunft.
Nach Karthago fährt man von Tunis mit der Eisenbahn der Gefellschaft Rubattino an kleinen Strandtümpeln hin, über wüstes Terrain, wo
gerade französische Soldaten Schützengräben aufwarfen und Nachmittags
jüdische Mädchen sich am Ballspiel vergnügten. Die Häuser der kleinen
Stationen Kram und Kheireddin sind ganz wie in Italien, Kinder- und
Hühnervolk spielt durch einander, an den Bahnhösen steht der unvermeidliche
Baum der italienischen Bahnen, der Eukalyptus, der Fieberbaum. Bei der
Station La Malga verläßt man die Bahn, und zwischen Getreidefeldern, in
denen einige Arbeiter läsng die Hacke führten, stiegen wir eine niedere Anhöhe
zur Byrsa hinan. Das ist der Platz, an dem die größten Erinnerungen
Karthagos gehaftet haben, Byrsa d. i. die Citadelle. Griechische und
römische Fabelei wußte zu erzählen, wie Dido, ursprünglich eine rein göttliche Gestalt, auf der Flucht vor ihrem goldgierigen Bruder Pygmalion von
Tyros an diesen Strand gekommen sei und durch eine echt semitische Handelslist (Byrsa griech. Rindshaut) den Boden für die „neue Stadt," Karta
Chadascht, gewonnen habe, wie sie hier ihren Palast gebaut, wie sie hier
ihren tragisch endenden Roman mit dem frommen Aeneas, dem Ahnherrn
Roms, erlebt habe. In Wahrheit waren Dido und Pygmalion semitische
Götter der Tyrier, Pygmalion kennen wir nun auch aus einer karthagischen Inschrift. Die neue Stadt war nicht die erste Ansiedelung der
Phönizier an dieser Stelle Afrikas, aber allerdings ist die Byrsa der
wichtigste Punkt dieser Gründungen geworden. Sieben Iahrhunderte
einer bewegten Geschichte hat sie über sich hinziehen sehen, bis gerade
wieder hier, am Tempel des Heilgottes Eschmun, die Katastrophe der Stadt
ibr furchtbares Ende nahm, als der letzte Held des Bolkes, des feigen
Hasdrubals Weib, die Fackel in den Tempel schleuderte, um sich und ihre
Kinder in den Flammen zu verbrennen. Der Untergang der großen
Handelsstadt ist eine der grausigsten Scenen, von denen die Geschichte weiß.
Heute steht an diesem Platz die Missionsanstalt der weißen Väter, die kleine
Capelle des h. Ludwig, der in der Zeit der Kreuzzüge zuerst wieder hier
ein christliches Reich für seinen französischen Adel errichten wollte, und die
neue Kathedrale.

Weithin schaut in die Landschaft dieser Bau mit seinen Kuppeln, eine
Schöpfung des französischen Cardinals Lavigerie, der in großartiger Weise
mit kirchlichem Eiser nationalen Ehrgeiz rerband. Minaretartige Säulen
ragen über den zierlichen Zinnen der langen weißen Wände, die durch Hufeisenbögen gegliedert sind. In der That ist hier ein imponirendes Ganze
geschassen, in dem die Bauformen Afrikas mit den überlieferten der frühmittelalterlichen Kirche verschmolzen sind. Weiheroll, ganz im Geiste einer
die Gemüther beherrschenden Kirche ist das Innere gestaltet, am Tambour
der Hauptkuppel liest man den stolzen Spruch, daß Afrika der dritte Theil
der Cl,ristenhe.t gewesen sei. Die neue Kathedrale will der Mittelpunkt der
zukünftigen afrikanischen Kirche sein, aber noch steht sie da wie eine Burg
ohne Stadt, wie ein Hirt ohne Heerde, und unmittelbar an den Stufen des
Gotteshauses beginnt es wie eine Wildniß, wo unter ihren dunklen Zelten
Araber hausen. An der Kathedrale vorüber kommt man zum Seminar der
weißen Väter. Im schöngepflegten Klostergarten sieht man viele Bruchstücke
von Inschristen, Bautheilen, Werken der Plastik rings an den Wänden
eingelassen; im Innern ist ein Museum, das die Ergebnisse der Ausgrabungen vereinigt, die besonders der unermüdlich thätige ?. Delattre geleitet hat.
Das wäre der Anfang eines neuen Karthago; auf dem Boden des
alten findet man nur — Gerstenfelder, einige verstreute Oliren, zwischen
ihnen die weißen Linien der Feldwege in dem herrortretenden Kalktuff,
nirgend mächtige Ruinen, selbst die Ruinen sind verschwunden, und nur die

Bodenformen kann man betrachten, die das London der antiken Welt getragen haben. Von der erstiegenen Höhe aus eröffnet sich allerdings ein
herzbewegender Rundblick, immer wieder sefselt das Auge das wunderbare
blaue Meei-, das unten an das röthliche Steilufer des Cap Carlhage
brandet und weiter nach Süden vorspringende Halbinseln umspült, n»
weiße Landhäuser aus Baumgruppen herr orlugen, dort, wo an die flach
rerlaufenden Gelände die Nehrung des Haffs sich ansetzt. Ernst erhcbene
Berge vom Cap Bon bis zum Zaghuan umrahmen das Bild. Gegenüber
sehen wir wieder den Bu-Kornein, wo einst der Sitz des Baal-Chäman,
des Herren des Landes, war. Ein Altar in weitem heiligen Raum war
ihm dort errichtet, um den wie auf dem Berge Karmel die Baalspfaffen
tanzten, hinkend oder bald huschend, bald aufspringend, oder wo sie sich
mit Schwertern und Messern blutig schlugen zur Ehre ihres Gottes.
Nach Norden steigt das Land von der Bursa zu den Höhen auf, in
deren dunklem Grün sich Sidi-Bu-Said lagert, ein echt arabisches Dorf,
über dessen Flachdächern einzelne Palmen und der weithin sichtbare Leuchtthurm
sich erheben. In einer westlichen Einsenkung des Höhenzuges liegt die Residenz
des Ben, La Marsa, von einem dichten Laubgewirr ron Orangen, Lorbeer- und
Myrtenbäumen und dunkleren Karuben (Iohannisbrotbaum) umgeben, und
dahinter aussteigend der Djebel Kawi mit der Todtensu dt der Iuden und

Christen. Bis nach Goletta am Eingang des karthagischen Gebietes, sind
es von da 19 Km, vom Cap Carthage 4 Km hin am Meeresstrande.
Die Höhen waren einst völlig ron Vororten eingenommen, bedeckt mit Landhäusern und Gärten. Die lustigen Rebgewinde der fröhlichen Heidenzeit hat
der Islam getilgt, aber das Christenthnm hat sie miedergebracht, und hochberühmt ist der grsuck vin 6« LsrtKsß« aus den erzbischöflichen Pflanzungen.
Ueber einer Bodensenke nördlich der Byrsa lief die Mauer, welche die Altstadt abschloß, und dort nach Südwest über dem Isthmus, der zwischen der
Bahira und dem Strandsee Sebkha-er-Ruan sich erstreckt, die Linien der
dreifachen Befestigung, des gewaltigen Bollwerks, das in seinen Kasematten
Raum für Elephantenställe und 4000 Pferde bot. Von Süden her
mündeten hier die Straßen, die über die Berge zur Wüste und zum Tschadsee führen, nach Norden tragen die blauen Pfade des Meeres rasch zu allen
Küsten des Mittelmeers.
Was am meisten noch an die alte Stadt erinnert, ja geradezu als ein
Wahrzeichen derselben gelten kann, sind die beiden Wasserbecken, die man in
der Richtung nach Goletta erblickt, ein kreisrundes, in dessen Mitte ein festgemordenes Jnselchen liegt, und durch einen schmalen Weg getrennt, ein
längliches viereckiges. Mehr wie Teiche, als wie die Häfen einer großen
Handelsstadt sehen sie aus, wie ein See in einer fürstlichen Parkanlage,
auf dem Schwäne sich schaukeln und die Hofgesellschaft eine kleine Nachmfahrt
wagen soll. Und so sind natürlich Bedenken gekommen, ob diese so unbedeutend erscheinenden Becken die berühmten Kriegs- und Handelshäfen
Karthagos gewesen sind, ob in dem runden Tümpel Raum für die
220 Schiffe war, die am Quai unter gedeüten Schuppen gelegen haben.
Allein die Thatsache ist gesichert, die antiken Kriegsschiffe waren eben doch
nur schmale Galeeren, und Sand und Schlamm haben die ursprüngliche
Anlage noch verengt. Auch draußen am Meere liegen einstweilen noch
riesige Steinzacken, die zum Schutz gegen die zerstörende Gewalt der Wogenströmung errichtet waren. Dort an den Häfen lag einst der Markt mit
seinen hohen Häusern, dort auf einem niederen Hügel, den neuere Gelehrte
als älteste Stadtanlage ansehen wollen, standen uralte Heiligthümer. Aber
ron alledem steht Nichts mehr, selbst die Grundmauern liegen tief unter
den Bauten, die von den Römern auf der versunkenen Stadt errichtet
wurden und dann selbst wieder bis auf die Fundamente getilgt sind.
In diesem weiten Gebiet von den Höhen bis zur See und zu der
Landenge kann die Phantasie sich Luftschlösser bauen, Häusermeere entstehen
lassen und sie mit dem bunten Leben der Jahrhunderte füllen, mit Festen,
nut Opfertagen, mit dem geräuschvollen Getriebe der Fabriken und des
Handelsverkehrs, mit den furchtbarsten Greueln der Belagerungen, mit
Kampfruf und Wehgeschre'. Tage lang loht die zerstörende Flamme über
der weiten Stadt, dann lagert ödes Schweigen über den Ruinen, den Schlupfwinkeln der Raubthiere oder verbannter römischer Helden. Und wieder regt

sich ein unendliches Gewimmel von Menschen in den neu erstandenen Straßen
der römischen Colonie Iulia Carthago, die Cäsar und Augustus schufen
(47 u. 30), den großen Gedanken des Tribunen Tib. Gracchus erneuernd.
Da wurde Carthago die dritte Stadt des römischen Weltreichs. Das Alles
ragte und lebte einst, wo heute nur Nehren schwanken. Aber der Boden
hat doch die Erinnerung an die große Vergangenheit bewahrt in der Fülle
von Culturschutt, der über dem Weichbilde Karthagos ruht. Wie in einem
Mörser zerstoßen ist Alles, was einmal Schmuck und Freude der Menschen
war, Atome von Thonscherben, kleine Stückchen von Mosaik, Bruchtheile von
Marmor zc., oder wie den Löß unserer Gegenden der Wind aus den
Moränen der ehemaligen Gletscher herausgeblasen hat, so hat dort der
Sturm der Zeiten Korn auf Korn von den Gebäuden herabgeweht und de

n
Ackergrund für die heutigen Geschlechter geschaffen. Denn nicht auf einmal
durch die Wuth der eroberndem Araber ist die Stadt gestorben, noch im
Mittelalter sprachen arabische Geographen, Edrisi und El-Bekr, bewundernd
von den fünf Arkadenreihen des Amphitheaters, von denen anmuthig
Marmorleiber herniederblickten, und im Mondlicht glänzten weiße Säulen,
auf deren Capitellen zwölf Menschen sich hätten zu Tisch setzen können;
ein ganzes Leben, meinte El Bekr, könne man verwenden, durch die
Ruinen zu wandern, und immer würde man Neues lernen und Neues bewundern. Aber Iahrhunderte lang hat der einstige Weltmarkt als
Ausbeute gedient. Die Genuesen und Pisaner haben sich als Andenken von
hier die kolossalen Säulen mitgenommen, die ihre Kirche schmücken, und in
Tunis sind in Moscheen und Privathäusern Säulen und Quaderstücke und
Ornamente zum Bauen benutzt, und seit auf der Oberfläche fast Wes weggeschleppt, steigt die Steingräberzunft von Tunis in die Tiefe,
Taufende
von Löchern in den Boden grabend, um schätzbare große Hausteine zu
finden, und wenn die wissenschaftliche Grabung einen solchen Platz angestochen hat, so stiehlt der Araber nächtlicher Weile die
greisbaren Resultate
der Forschung. Immer noch reich ist der Boden an allerlei Kleinodien, und
die Kinder der Gegend sammeln Münzen aller Zeiten aus dem Weltmarktkehricht, oder etwa die kleinen Fische, die ein Nachklang
babylonischer Tage
sind, als man in den Thieren der Fluth das schönste Symbol der schaffenden
Natur sah. Die kleinen Alterthumshändler sind die neueste Blüthe des karthagischen Handelsgeistes. Wenn der Fremde für die antiken
Geldstücke mit mehr
oder minder vermischtem Gepräge eine zu geringe Kaufsumme hinreicht, so stecken
sie sie einfach in ihr Portemonnaie, den Mund, und das Geschäft ist fertig,
sie verbinden ruhig Handel mit Bettel oder Raub, wie ihre großen Vorgänger auf dieser Flur.
Unter die Erde muß man steigen, wenn man noch Etwas von den
alten Karthagern gewahren will, in die Gräber, die von dem Delattre
mit soviel wissenschaftlichem Eiser geöffnet werden. Das Graben nach
Schätzen ist auf diesem Boden ein so natürliches Geschäft. An den Abhängen

der Bursa und unten am Castell Djedid sind Friedhöfe der Karthager gewesen,
in ihrer Anlage wechselnd nach den Jahrhunderten. In lange niedere Gänge
steigt man hinab, die wie Stollen in den gelblichen Kalkstein hineingearbeitet
sind und wieder ihre Seitengänge haben, wo in Nischen die Gebeine lagen.
Anderswo ist ein tiefer Schacht in den Felsgrund getrieben, von dem dann
Grabkammern seitwärts gehen. Einzeln liegende Steinsarkophage kommen
aus den: Boden, zusammengebaute Gräber und große Grabkammern, die
von einem mächtigen Stein geschlossen und gegen den Druck der Erde durch
dachförmig gegeneinander gestellte Platten geschützt sind. Wie liegt dort im
Staube nebeneinander, was im Leben oft ein Jahrhundert oder ein Jahrtausend getrennt war! Von einem türkischen Friedhof geht die
Forschung
aus, und der Spaten trifft weiter auf ein byzantinisches Haus (6. Jhdt.
n. Chr.), über eine Römerstraße und an einer römischen Cisterne vorbei
steigt man zu vunischen Gräbern, in diesen ruhen die Reste des 6. Jahrhunderts v. Chr. neben denen des zweiten, in Gräbern alter Zeit
die
Leichen des jüngeren eilfertig untergebracht. Ueber einem Vandalenhause
ein arabisches Grab. So wohnt dort Jahrhundert neben Jahrhundert,
Jahrtaufend neben Jahrtausend. Von den Karthagern haben uns nur
Fremde erzählt und fast nur ihre Feinde, man möchte gern von ihnen selbst
etwas über sie erfahren. Wer wortlos sind auch die Gräber dieser großen
Geschäftsleute; kein Spruch, der den Lebensgedanken zusammenfaßt, kein
Trostwort, das hoffnungsvoll in das Jenseits geleitet, findet sich da, selten
wird auch nur der Name des Begrabenen genannt. Wer Alles, was den
Todten zur seligen Ruhe mitgegeben wurde, ist doch lehrreich für den Sinn
des Menfchen, für ihre Berührung mit anderen Nationen, für Handel und
Wandel. Viele Schmuäsachen treffen wir, lange Halsbänder aus echten Perlen,
ans Glasperlen, aus Achat und anderen Edelsteinen; Ringe und Ohrgehänge
aus kostbarem Metall, von einer Größe, wie sie noch heute die Frauen des
Landes tragen; bunte Glasperlen, die als Kleiderbesatz gedient haben, auf
einmal 4000 Stück; kleine Muscheln, die als Toilettekästchen gedient haben;
kleine goldene Schellen, wie sie das Prachtkleid des jüdischen Hohepriesters
geziert haben, um die Dämonen zu scheuchen; Salbbüchsen und Bronzespiegel,
wie sie nach den biblischen Erzählungen im Besitze der israelitischen Frauen
waren; in Bronzeschalen Spuren von Essenzen und Räuchermerk. Die
Freude des Orientalen am funkelnden Glänze von Metall und Edelstein,
an duftenden Salben und Spezereien, an Weihrauch nnd Mvrrhen, die uns
aus der Bibel wie ron den Bazaren des Morgenlandes bekannt ist, spricht
hier aus fast jedein Grabe, und doch sind die Grabstätten der vornehmsten
Geschlechter kaum noch entdeckt, vielleicht schon früher ausgeraubt. Auch
Straußeneier werden oft gefunden, ganz oder zu Figuren zerschnitten, ein
Gedenkzeichen des Handels nach den Sudanländern, wo Goldstaub und
Elfenbein, Straußfedern und Negersklaven geholt wurden. Straußeneier gehörten in einer fernenZeit zu den nothwendigen Nippsachen
eines besseren Hanses,

in der Fürstenburg zu Mykenae so gut wie in den Orten bei oskischen Neapel,
noch heute sind sie ein Schmuckstück orientalischer Kirchen oder Moscheen, vielleicht
ein besonders kraftvolles Symbol nach Art unserer Ostereier. Mehr Anziehendes hat, was uns unmittelbarer auf die Religion hinweist, z. B. die
Lampen, die den Weg des Todes erleuchten sollen, die vielerlei Gefäße
mit Wegzehrung, bronzene Aexte, namentlich Alles, was den Menschen auf den
dunklen Pfaden schützt nnd von den feindlichen Gewalten befreit, den Dämonen
der Nacht, die seine Seele an sich reißen wollen. Einmal wird Pygmalion,
in der Sage der Bruder und der Verfolger der Dido, angerufen; denn „er befreit, wer ihm gefällt". Dann begegnen weibliche Figuren (meist aus Thon),
in der Haltung, wie sie die babylonische Kunst geschaffen und die Kunst der
Phönizier in Cypern besonders wiederholt hat. Unter den Amuletten,
deren Zauberkraft den Dämonen überlegen war, finden sich besonders zahlreiche
ägyptische. Die Karthager, so wenig original in ihrer Kunst wie die Männer
von Tyros und Sidon, folgen den Fremden, die für sie dichten und denken,
bilden und gestalten. Und gerade der ägyptische Formenschatz in Götterbildern empfahl sich dem Aberglauben durch seine Seltsamkeiten. Denn im
Seltsamen, ja im Absurden sieht der Werglaube, dem im Unbegreiflichen
so wohl ist, am ehesten zaubermächtige Gewalt. Und wie konnten diese
Götter mit Sperber-, Schakal- und Hundsaffenköpfen den bösen Dämonen
Angst einjagen, oder das geheimnißvolle Auge des Osiris, oder die Uräusschlangen, die unfehlbar vernichtenden, das Symbol des Sonnengottes und
des Pharao, und endlich jener ägyptische Verwandte unseres Püsterich, der
groteske Ves mit seiner Federkrone, seinen dickwulstigen Backen, seiner
Pygmäengestalt, seiner ganzen Teufelsphysiognomie! Er wurde eine Lieblingsfizur des Aberglaubens am ganzen Mittelmeer. Die Karthager haben ihn
an alle Küsten gebracht, sie haben den Aberglauben nicht blos gehabt, sondern
auch ausgebeutet. Ebenso find die Scarabäen, jene Mistkäfer, die eine ungenügende Naturbeobachtung zum Symbol der Urzeugung aus dem Nichts
machte, häusig; allerhand gute Sprüche enthalten die auf ihnen eingeschnittenen
Hieroglyphen, z. B. „Ra (Sonnengott) ist der wahre Ichneumon". Auch
Figuren von anderen Thieren sind glückbringend od:r unheilwehrend verwendet,
z. B. ein Glücksschwein mit der Inschrist: „Ptah ist der gute Bote des Landes".
Solch kräftige Worte halfen noch sichrer gegen die Macht des Bösen als
die heimische Fatma, die offene Hand, die noch heute die Thören der Tunisier
gegen bösen Blick schützt und auch am Halse der Beduinenbraut nicht fehlt.
Auf die ägyptische Weltepoche der Kunst folgt die griechische; Thonwaaren aus Rhodos sind die ersten Importartikel, die die neueste Concurrenz
ankündigen, sie sind noch ganz mit orientalischen Mustern bedeckt. Dann bekommen wir ein G:fäfz in die Hand, auf das der Töpfer Gestalten aus dem trojanischen Kriege aufgemalt hat. Homer beginnt seine Wanderung durch die
Welt, und es erhebt sich der Tag griechischer Bildung. Die Bilder, die in
der griechischen Phantasie geworden sind, gewinnen die Herrschaft über die

Menschen. Die punischen Münzen sind zum Theil die Arbeit griechischer
Künstler, sie tragen die schönen Züge hellenischer Gottheiten; Demeter und
ihre Tochter oder die syrakusanische Quellnymphe Arethusa müssen nun
dem Karthager die heimischen Göttinnen vertreten. Früher trug die punische
Tanit ägyptische Frisur, jetzt stellt sie sich als Griechin dar, später erscheint
sie als römische Matrone. Statuen, welche in den sicilischen Tempeln
geraubt waren, schmücken die Tempel am karthagischen Markt: „ein schönes
Stück Industrie", so mögen sie dem gemeinen Mann in der Phönizierstadt
erschienen sein. Was die heimischen Werkmeister an griechischen Ornamenten
nachgeahmt haben, erscheint wie das plumpe Werk eines Dorfkünstlers. Es
war das in der Zeit (4. Ihdt.), wo die Könige von Sidon Hellenenfreunde
hießen und in schöne griechische Sarkophage bestattet wurden.
Die Berührung der Semiten mit den Culturvölkern Europas giebt die
größten Momente der Weltgeschichte. Auch das Wenige, was wir von den
Karthagern wissen, gehört zu den Bruchstücken dieser Geschichte. Karthago
hatte später seine Bibliotheken; was es in wissenschaftlicher Arbeit geleistet
hat, war in der Lehre der Griechen erzogen, auch in Hannibals Lager begegnen
wir ihnen. Das einzige Buch, das der römische Senat den Staatsbibliotheken
der zerstörten Stadt entnahm, war das Werk des Mazo über Landwirthschaft,
das Hauptwerk des gesmnmten Alterthums auf diesem Gebiete, das die
nationalen Lehren der Griechen zusammenfaßte. Im Großbetrieb des
Bodenbaues wurden die Karthager selbst die Lehrmeister der Römer, wie
als Großhändler und Bankiers. Der Karthager war ein wohlbekannter
Mann in Griechenland, und zu den typischen Gestalten des attischen Lustspiels gehörte auch der vielgereiste, sprachenkundige schlaue Mann aus der
Punierstadt. Unter den Philosophen späterer Zeit treffen wir Phönizier,
aus Cypern wie ans Karthago. Der strenge Ernst der Stoa, der die
griechische Weltfreudigkeit verschmähte nnd die entartete Sittlichkeit des
Künstlerоolkes in Zucht nahm, hat manchen Tropfen phönizischen Blutes.
Ihr gehörte Herillus an; ein anderer Karthager, Hasdrubal, gesellte sich zu
den Skeptikern, welche die bisherigen Ideale der Griechen mit grübelndem
Scharfsinn zersetzten. Die Schriftstellerei der karthagischen Gelehrten war
meist eine massenhafte, wenn man aus den bekannten Fällen einen solchen
Schluß ziehen darf. Dem griechischen Denker war es eine Freude gewesen, auch

dem wissenschaftlichen Gedanken künstlerische Form zu geben, der Karthager
schalt auf den schönen Klang der Rhetorik; der Grieche war auch als Schriststeller Künstler, der Karthager neigte auch hier zur Fabrikarbeit. Immerhin
ist Karthago eine der Etappen, wo griechischer und semitischer Geist sich
zusammenfanden, wie Alerandria, wo die heiligen Schristen der Hebräer
übersetzt wurden und Philo die Lehre vom Worte Gottes ersann, und Tarsus,
wo Paulus, der Heidenapostel, sich mit den Sätzen der Griechenweisheit
befreundete. Indessen in die Tiefen des karthagischen Volkes drang der
griechische Geist nicht ein. Wenn wir durch die Museen wandern nnd die

Inschristtafeln zu entziffern suchen, so begegnet uns immer ein anderer
Geist waltend. Von Wichtigkeit sind mehrere tausend Votivsteine, die den
Dank für die Erhörung eines Gelübdes aussprechen, immer in der gleichen
Formel: „Unsrer hohen Frau Tanit, dem Antlitz des Herrn Baal, und dem
Herrn Baal-Chäman das Gelübde dargebracht von Bomilkar, dem Sohne
des Baalhannon, Sohnes des Bomilkar, weil er seine Stimme gehört hat.
Er segne ihn." Diese Steinquittungen im Geschäftsstil — kein Wort zu
viel — sind bezeichnend für den Geschäftsgeist der Karthager, die auch den
Göttern gegenüber reine Rechnung haben wollten. Anderswo wird genau
bestimmt, was bei einem Opfer der Gott, der Priester und was der Opfernde
zu erhalten hat. Gelegentlich suchte man auch den Gott bei dem Geschäfte
zu täuschen, in den Gräbern findet sich falsche Münze, der Pförtner der
Unterwelt kann ja doch Nichts sehen. Der zornige Moloch, der Stadtkönig,
fordert Menschenopfer, die Kinder der Vornehmsten; da kauft man sich fremde
Kinder und zieht sie für die Opferung stattlich auf. Aber wenn dann furchtbares
Unglück über die Stadt hereinbricht, so erwacht entsetzliche Angst vor dem
Grolle der Gottheit, die Gottheit besteht auf ihrem Schein, und Opfer um
Opfer stürzt in den Rachen des ehernen Götterbildes, wie es der Fanatismus
des Volkes verlangte. Die jüdische und die karthagische Religion haben die
Grundlagen und die Anfänge gemeinsam. In Karthago wie in Ierusalem
ist die Frage gestellt worden: „Soll ich mit Brandopfern ihm entgegenkommen,
mit jährigen Kälbern, soll ich meinen Erstgeborenen für meine Sünde geben?"
Der Prophet Micha antwortete darauf: „Iahve fordert von dir Recht pflegen
und Liebe üben und demüthig wandeln vor deinem Gott." In Karthago
opferte man nach wie vor satanischen Göttern die Kinder, als schon die
hellenische Menschlichkeit weithin die Völker gewonnen hatte, und noch römische
Kaiser haben die Henkerpriester der Menschenopfer mit Hinrichtung bestrafen müssen.
Auf den Votivsteineu sind ost mit den ungefügen Linien einer Abcschützenkunst die alten Symbole der phönizischen Religion gezeichnet, die bis
in die römische Zeit sich behaupten. Nicht in festumrissenen Gestalten sah
der Semit seine Gottheit, sondern in riesenhafter Unbestimmtheit, und im
Grunde grisf er lieber zur Symbolik als zur Menschengestalt, um an das
Ewige zu erinnern. Drei Pfeiler auf einer Basis, die Dreiheit der höchsten
Götter in der Form der uralten Fetischsteine, oder Sonne und Halbmond vereinigt, oder die Sonnenscheibe allein mit glotzendem Gesicht, umrahmt von einer
Zackenkrause, dazu Lotosblume und Palme, der Heroldstab, der an den Schlangenstab Moses' erinnert, und die osfene Hand, ost auch die menschliche Gestalt in
seltsamem gcometrischem Schematismus, weiter eine Reihe ron fratzenhaften
Ammonwiddern und Molochstieren, — dies Alles durch die Iahrhunderte
hin monoton wiederholt, im Museum nebeneinander aufgestellt, erregt in
uns ein unbehagliches Gefühl von der dumpfen Beschränktheit des erstarrten
Heidenthums, es gähnt uns an wie ein Abgrund von Trübnnn und Irrsinn.

Wenn wir vom Museum der Bvrsa weiter über den Boden der Stadt
wandern, sind es Reste des römischen Karthago, des heidnischen und des
christlichen, die mir aussuchen. Es ist wenig genug. Zunächst die Cisternen.
Wer in Tunis anbauen will, muß vor Allem das Wasser rezuliren; nur
fünf Monate giebt es Regen, der oft wolkenbruchartig vom Himmel stürzt.
Daß er das Land nicht verwüstet, daß er angesammelt und für den heißen
Sommer aufbewahrt wird, ist die Culturaufgabs, welche die Römer mit
stnunenswerther Meisterschaft gelöst haben. Kein Tropfen fiel vom Himmel,
den sie nicht zweckmäßig verwendet hätten, dem entsprach die wunderbare
Fruchtbarkeit, zu der ne den Boden zwangen. Nur Eins: als die Araber
das Land eroberten, konnten sie, wie einer ihrer Geographen berichtet, durch
ganz Afrika bis Tanger im Schatten reiten, im Schatten der Olivenwälder
punisch-römischer Pflanzungen. Für diese großartigen Wasseranlagen zeugt
auch noch Karthago. Im Dorfe Malga liegen die großen Cisternen. Man
sieht die Gewölbe über den welligen Boden hinausragen oder blickt in die
Oesfnungen hinein. Hier haben sich die Araber häuslich eingerichtet, oder es
sind die Räume wie Ställe benutzt, und das Ideal des Augiasstalles wird nahezu erreicht, da bis zur Decke fast der Abfall sich angehäuft hat, auf dem die
Hühner sich tummeln. Auf dem Platze, wo einmal karthagische Kaufleute
ihre Börsengeschäfte gerechnet haben, liegen schon in der Frühe des Tages
bequeme Araber und spielen mit Dattelkernen und Steinen so Etwas wie
Damenbrett; die nöthigen Linien haben sie rasch in den Staub gezogen,
und fröhlich spielt die arabische Jugend beiderlei Geschlechts im Sonnenschein

mit den Eseln der Familie. Wiederhergestellt sind die kleineren Cisternen,
nordwestlich von der Byrsn, dem Ludwigshügel. Man bemerkt, von oben her
kommend, eine lange Reihe Tonnengewölbe, durch deren Mitte quer ein
anderes Gewölbe dieser Art sich zieht; im Innern bewundert man den Reichthum des tiefblaugrünen Wassers in den langen cementirten Corridoren,
das schon durch seinen Anblick in der Sommersgluth ein Labsal sein muß.
Wir kennen heute die römische Provinz Afrika bis in's Einzelnste,
dank namentlich den Forschungen der Franzosen, und es hat einen hohen
Reiz, aus Trümmern und Bruchstücken, aus Bildwerk und Inschrift sich
das glänzende Leben der römischen Jahrhunderte in anschauliche Gegenwart
zu verwandeln, die allmähliche Entwickelung der Ronmnisirung zu begreifen,
die Umtaufe der alten Götter in's Lateinische, die Umwerthung der alten
Symbole, das Eindringen des neuen Geistes in die Familien der Eingeborenen, das religiöse Leben des kleinen Mannes und den leeren Prunk
der officiellen Kaiserandachten, den Ehrgeiz der Städte, das Genußleben der
Reichen in ihren prachtvollen Landhäusern, das Gedeihen des Handels, den
Betrieb auf den Fronhöfen der Großgrundbesitzer, die wachsende sociale
Roth, die Klagen der schollenfesten Colonen —, aber das zu schildern, reicht
über die Absichten dieses Aufsatzes hinaus, es würde uns auch mehr an
andere Orte von Tunis führen müssen, wo viel mehr erhalten ist; denn noch

ist Tunis ein Land der Ruinen. Manches hat sich doch auch in der alten
Großstadt von den Mosaiken gefunden, die damals in Afrika allgemein den
farbenleuchtenden Fußboden der Häuser gebildet haben. Mehr noch als das
Museum von Karthago bietet die Sammlung im Harem des ehemaligen
Schlosses zu Bardo bei Tunis einen glänzenden Reichthum solcher Bilder.
Da sieht man, was das Auge der Zeit fesselte, was ihre Phantasie beschäftigte und die Seelen bewegte, die schönen Geschichten von Göttern und
Göttinnen, wie sie uns etwa die spielende Kunst des Ovid mit dem Reize
anmuthiger Märchen erzählt hat: Amor und Psyche, Luna und Endmnion,
Europa von Zeus entführt, Bacchus in das Weinland einziehend mit
taumelnden Mänaden und weinfrohen Silenen, über die See dahinschwimmend der Meergott mit seinem jauchzenden Gefolge schmiegsamer
Nymphen und wilder Tritonen, mit den wundersamen Seedrachen und
Meercentauren, und dann auf anderen Bildern die Thiere der Fluth und
des Landes, ein wahrer naturgeschichtlicher Atlas, in dem allerdings die
Gattung der jagd- und eßbaren Wesen sehr bevorzugt ist, und endlich das
Leben auf den Landhäusern der großen Herren, das Säen und Ernten, die
Arbeit des Hirten und des Meiers, die Ställe und die Tristen, Fischfang
und Iagd, die Idylle des Gartens und das Gelage der Zecher, rastloie
Arbeit und unendlicher Genuß. Und in den Städten ein kleines oder ein
zweites Rom, Tempel für alte und neue Götter, für einheimische und für
die Mächte des hohen Rom, Marktplätze mit Denkmälern, Basiliken, Hallen,
die Bauten für Sport und Vergnügen, Theater, Amphitheater, Circus.
Von solchen Werken sieht man Spuren auch noch in Karthago, noch wird
das Theater gezeigt, die Rennbahn, aber der Pflug geht darüber hin, und
das Amphitheater ist nun Nichts mehr wie eine grüne Mulde, wo man
große Bohnen und Gerste pflanzt. Aber an diese Stätten knüpfen sich
auch noch die Erinnerungen neuen Lebens. Ein Kreuz im Amphitl)eater
predigt von dem 7. März 203, wo hier die beiden Märtyrerinnen Felicitas
und Perpetua den Tod erlitten, indeß eine johlende Menge dem Anstürmen
der wilden Thiere zusah. Wahrhaft rührend ist die Geschichte von den
christlichen Frauen, die ganz im reinen Lichte seliger Verbeißungen athmend,
all die Qualen des Daseins und all den Schmutz des Erdenlebens nicht
empfanden, voll Muthes unter der Tatze des Leoparden wie dem ungeschickten Streich des Gladiators. Nene Gedanken und Bilder ziehen in die
Menschenseelen ein, aus den Symbolen der Gräber treten sie uns entgegen.
Noch begleitet die Lampe den Todten in die Gruft, aber sie spricht mit
ihm zu Christus: „Dein Licht ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf
meinen Wegen." Der Fisch ist noch immer ein Symbol, aber er bedeutet
„Iesus Christus Gottes Sohn Heiland", weil die Buchstaben von Ichthys
(griech. Fisch) diese Deutung zulassen; die Taube, die einst um die Lusthaine der
Aphrodite geflattert, wird nun ein Zeichen des neuen Seelenfriedens, aus
dem Weinstock strömt nicht mehr der Rausch des Bacchus, sondern das

Lebenswort Christi. Die alten Göttergeschichten, die jeden Genuß als Gabe
der Himmlischen vertheidigten, werden vergessen; neue Bilder und neue
Ahnungen, die die Welt in neuem Zusammenhange zeigen, ziehen in die
Köpfe und Herzen ein. Wir sehen auch auf den Lampen der Gräber ein
erstes Menschenpaar und seinen Sündenfall, Menschen aus dem Dunkel
zum Lichte wiedergeboren, wie Ionas, Menschen in ihrem Gotte Mellich
auch in der Löwengrube oder im feurigen Ofen, die Verkündigung des
neuen Glücks an Maria, die Wunder der Speisung, die Sorge des guten
Hirten, seinen Sieg über den Drachen, — den Drachen, der auch in der

altvunischen Mythologie eine Rolle gespielt hatte. Die Tanit der Karthager war in römischer Zeit zur luno oder zur lungfrau des Himmels geworden, nun wurde ihr heiliger Bezirk der lungfrau von Bethlehem geweiht. „In Mos", „im Frieden ruht der Todte/' so sagen nnn die Inschristen. Welcher Wandel in den Gemüthern spricht schon aus diesen wenigen Worten. ?ius, der Fromme, ist nun das höchste Lob der Dahingeschiedenen, aber es wird bald abgelöst von dem Worte ?ickslis, der Getreue, d. h. der getreu war dem orthodoxen Glauben, das höchste Lob ist jetzt: er war kein Ketzer.
Die afrikanische Kirche, die früh große Neigung zu Selbstständigkeit hatte, kennen wir ja als einen Schauplatz der wüthendsten, ja der blutigsten Glaubenskämpfe der neuen Kirche.
Mit Gedanken an das Leben des Christentums treten wir wohl auch zu den Ruinen einer alten Basilika. Das Trümmerfeld bewahrte auch bei den Arabern den christlichen Namen „Damus el-Karita", Haus der (christlichen) Liebe. Es war ein monumentaler Bau, li5 m lang, 45 m breit, mit 9 Schiffen angelegt. 100 Säulen von Granit, grünem oder grauem Marmor trugen das Dach, aber nur die Pfeilerstumpfe ragen noch empor, und die üblicheEintheilungderRäume läßt sich überblicken. Hier, mögen wir denken, ist auch Augustin gegangen, der größte von den Männern der afrikanischen Kirche, auch hier wird er gedacht haben äs oivitats äsi, über den Gottesstaat, gesucht haben den Schlüssel zu dem Geheimniß der hin- und herwogenden Völkerwelt und jenen Crdstaat, den die bösen Geister formen, verworfen haben, indessen zu ihm der Lärm des Karthago herüberdrang, das nur äußerlich eine Christenstadt geworden war: in den Hauptstraßen Processionen, um das Sündengefühl zu betäuben, und nebenan der Cimbelklang der weltstädtischen Bacchanale. In seinen Confessionen spricht Augustin von Carthago: LttriKa^insm vsni, ot oiroumstrspsbat ms rmäiyus sartaA« tluFitiosorura amorum. „Ich kam nach Karthago, und es umrauschte mich der Hexenbrodel sündiger Liebe," üartuaF« Lurtago, das gährende Durcheinander, der heiße Brodem, wo alles Sündige durcheinander kocht. Carthago ein anderes Babel, eine Weltstadt der Weltlust, würdig, im Weltbrand unterzugehen. Und wenigstens die Vandalen kamen, um nüt rauher Hand dies zerfahrene Volk in Ordnung zu bändigen, bis ihre Kraft selbst an der Sonne des Südlands zerschmolz. Nach Belisars Siege hielten die Byzantiner ans» Nene Ordnung, aber unter dem Zwang ihrer

Staatsanstalten erstarb das Leben, und im siebenten Iahrhundert brachten die Araber die Wüstenei.
So cde die Gefilde des alten Karthago sind, der Schauer der Weltgeschichte webt doch über ihnen, und jenes Gesicht, das der Reisende in der Wüste hat, wo die Karawanen untergegangener Geschlechter an ihm vorüberziehen, auch auf dieser Stätte könnte es sich erheben. Wohl der Erste, der weltgeschichtliche Gedanken auf Karthagos Trümmern hatte, war jener Scipio, der weinend das Werk seiner Zerstörung betrachtete und in die homerischen Worte ausbrach:

Einst wird kommen der 7ag, wo die heilige Ilios hinsinkt!

Die Flammen Trojas, die Flammen Karthagos, die Flammen Noms! Solche Bilder standen vor seiner Seele, er war erfüllt von dem Gedanken, den die Philosophie des sterbenden Griechenland über den Gang der Weltgeschichte hatte. Reiche wachsen, blühen, sterben, alle Staaten sterben, das große Schicksal gefällt nch im Bauen nnd Zerstören, Wiederbauen und Wiederzerstören, die Weltgeschichte ist wie die zerscl äumende Welle des Weltmeers. Wir aber glauben anders; wie der betende Araber wenden wir unseren Blick von Karthago nach Osten, die großen Gedanken und Formen, die Hellas geschaffen, sie leben uns ewig, nnd ewig lebt die große Predigt vom See Genezareth. Ueberall wirkt Gott, und Gott ist lebendig.

Heinrich von Kleist und die beiden von Eugen Wolff ihm zugeschriebenen lugendlustspiele.

von

Velene Timpel.

— Breslau. —

^18 „Berliner Tageblatt" vom 20. Mai d. I. kündigt Eugen Wolff in eingehendster Weise einen von ihm gemachten „litterarischen Fund", „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist", an; kurz darauf erscheint das Buch*) mit einer abschließenden Einleitung des Herausgebers, und schon am 4. Juli versieht Dr. Spiridion Wukadinoviö in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München) die Aufsehen erregende Publicntion thatsächlich und bildlich niit einem bedeutsamen Fragezeichen, indem er die Autorschaft Kleists stark anzweifelt; darauf erscheint am 12. Juli — wiederum in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" — die Antwort Wolfis, in welcher er auf seiner Meinung beharrt.
Wolff hat, von gewissen äußeren anderen Gründen: den zahlreichen allgemeinen brieflichen Anspielungen Kleists auf litterarische Thätigkeit seit dem Jahre 1800, der bestimmten Erwähnung von Geschäften mit dein Buchhändler Geßner im Frühling des Jahres 1802, sowie des litterarischen Erwerbs von 30 Louisd'or im August des Jahres 1802,

der mündlichen Ueberlieferung endlich ron der Entstehung Kleist'scher Komödien zu jener Zeit,
ausgehend, Lustspiele Klch'ts im Geßner'schen Verlage und aus dein Jahre 1802 gesucht und, wie er glaubt, gefunden.
*) Zwei Jugcndsviele von Heinrich von Kleist. — .Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwach).

Der Name des Dichters zwar war auf den beiden Bändchen, deren erstes in zwei Aufzügen „Das Liebhabertheater", deren zweites in drei Aufzügen „Coquetterie und Liebe" betitelt ist ^), nicht genannt, aber innere Gründe:
Sprache und Stil; die zahlreichen Berührungen des Dialogs mit Kleists Briefen an seine Braut; der ausdrückliche Versuch Kleists, die Geliebte zur Mitarbeiterin heranzuziehen; die bis zur Aufsindung der Lustspiele von Wolfs empfundene Lücke in dem schriststellerischen Werden Kleists; bedeutende Analogien endlich zwischen Verhältnissen und Personen, der Persönlichkeit des jedesmaligen Helden namentlich und der Persönlichkeit Kleists, bestätigten für Wolff trotz der Anonymität die Echtheit des von ihm gemachten Fundes.
Waren aber für Wukadinoviö schon die äußeren Gründe Wolffs nichr zwingende:
auf die allgemeinen Mittheilungen Kleists bezüglich seiner damaligen Thätigkeit und des ihm daraus fließenden Gelderwerbs legt Wolff zu großes Gewicht: Familienrücksichten und das Naturell Kleists spielen dabei eine gewisse Rolle; die 30 Louisd'or können sehr wohl ein Vorschuß auf die im Iahre 18W erscheinende „Familie Schrosfenstein" sein; Lustspiele, deren Qualität nach der von Wolff angezogenen mündlichen Ueberlieferung gering anzuschlagen ist, hätte Kleist der Oeffentlichkeit nicht übergeben —"
so machen die inneren Gründe, welche Wolff für die Autorschaft Kleists erbringt, eine äußere feste Grundlage für diese Annahme nach Wukadinovi6
nicht entbehrlich:
Stilistische Principien sind . . . unzuverlässige Stützen; Technik, Handlung, Charakteristik lassen von dem geborenen Dramatiker, wie ihn die „Familie Schrosfenstein" ankündigt, Nichts vermuthen; die Sujets der beiden Lustspiele endlich: eine Persiflage der Kleist'schen Kunst („Familie Schrosfenstein") und eine Persiflage der Kleist'schen Art zu lieben (Kleists Verhältniß zu seiner Braut Wilhelmine von Zenge)
machen die Autorschaft des von den heiligsten Gefühlen glühenden Kleist für Wnkadinoviö zur Unmöglichkeit.
„Wer war nun aber der Verfasser der beiden Lustspiele, wenn Kleist sie nicht geschrieben hat?" lautet die naturgemäß folgernde Frage Wukadinoviös.
Auch Wolfs war von gewissen Umständen das Inbetrachtziehen eines anderen Autors als Kleist aufgezwungen worden, das Inbetrachtziehen Ludwig Wielands nämlich, jedoch ergab sich die Unmöglichkeit dieser Autorschaft für Wolff aus
') Wolff, Einleitung XV.

der Fülle französischer Wendungen aus der Umgangssprache des deutschen Adels, da Ludwig Wieland die Franzosen nicht leiden kann; der fonnell gewandten wie inhaltlich hohen, seelenvollen Qualität der beiden Lustspiele.
Ein äußerer Umstand:
zwei Stellen aus Briefen des Klassikers Wieland an seinen Sohn (vom 10. Juni und !). August des Jahres 1802),
bildete für Wolfs nur einen Beweis mehr für die Nichtautorschaft Wielands.
Wen aber wird Wukadinoviö an Kleists Stelle als Verfasser der beiden Lustspiele bezeichnen?
Innere wie äußere Gründe sprechen für eben jenen Ludwig Wieland, den Wolsf bei Seite geschoben hatte.
Innere Gründe liegen in der Persönlichkeit Ludwig Wielnnds:
Er glaubt Talent für die echte Komödie zu besitzen; er ist zur Bespöttelung seiner Nebenmenschen veranlagt; er stimmt nicht in allen Fragen der Kunst mit Kleist überein.
Aeußere Gründe kommen für Wukadinoviö hinzu, um diesen inneren eine feste Grundlage zu geben:
der Verfasser der beiden Lustspiele kann nur Einer aus dem engsten Freundeskreise Kleists sein; die beiden Stellen aus den Briefen des alten Wieland an seinen Sohn sind vollgiltige Beweise dafür, daß Ludwig Wieland im Jahre 1802 bei Geßner anonym zwei Lustspiele verlegt hat.
Die Gegenbeweise Wolfis hierzu sind für Wukadinoviö hinfällig:
Wenn Ludwig Wieland noch am 9. August dem Vater auf seine Bitte vom 10. Juni die beiden Stücke nicht geschickt hat, so ist das kein Beweis dafür, daß die Stücke nicht gedruckt waren, und wenn der Klassiker bei späteren Bemühungen für seinen Sohn (bei Göschen) die Stücke nicht erwähnt, so ist dies wiederum kein Beweis für deren Nichteristenz.
Da aber — nach dem untrüglichen Zengniß der beiden obigen Briefstellen — zwei Lustspiele Ludwig Wielands im Jahre 1802 anonym im Geßner'schen Verlage erschienen sind, da ferner ^ nach den Mittheilungen

Wolfis — im Jahre 1802 im Geßner'schen Verlage neben religiösen,
politischen und wissenschaftlichen Werken nur ein poetisches Schriftchen, eben
jene anonymen Lustspiele — herauskam, kommt Wukadinoviö zu den: Schluß:
„Was liegt näher, als zu vermnthen, daß ihr (der beiden Lustspiele)
Verfasser Ludwig Wieland und kein Anderer sei?"
So ist durch Wukadinoviö Ludwig Wieland als der wahrscheinliche
Autor der beiden Lustspiele bezeichnet und Kleist mit dem Charakter eines
Modells an zweite Stelle gerüclt. So weit Wutadinovic!.
Daß er sein Raisonnement nur bis zu einem Wahrscheinlichkeitsschluß

geführt hat, ist allein so zu erklären, daß er die volle Bedeutung der beiden
von ihm zusammengestellten Prämissen merkwürdiger Weise nicht erkannt hat.
Denn wenn zwei anonyme Lustspiele Ludwig Wielands im Iahre
1803 im Geßner'schen Verlage erschienen sind, wenn ferner im Geßner'schen
Verlage im Iahre 1802 nur eine poetische Schrist — eben jene anonymen
Lustspiele — herauskam, so ergiebt sich der Nothwendigkeitsschluß: Ludwig
Wieland und kein Anderer ist der Verfasser der beiden Lustspiele „Das
Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe".
Somit wäre die Sache erledigt, die Frage gelöst, und wieviel Interessantes auch ein von Wukadinoviö in Aussicht gestellter zweiter Artikel
bringen möge, dessen Hauptmoment „ein Vergleich der beiden Lustspiele
mit den späteren Stücken des jungen Wieland unter Heranziehung Kleists"
bilden soll, der sta,ws yv.« bleibt derselbe: sind die Prämissen unanfechtbar, so ist es der aus ihnen gezogene Schluß ebenso.
Der Leser hat sich also mit der Thatsache abzusinden, daß die beiden
Stücke von Ludwig Wieland sind, und der Kleistverehrer füglich auch.
Nein, nicht der Kleistverehrer: zu viel des Kleistischen wittert er neben
so viel Unkleistischem, und so kann die Sicherheit des obigen Schlusses ihn
von eigener Untersuchung nicht entbinden.
Bei sorgfältiger Prüfung der von Wukadinoviö beigebrachten Momente
gegen die Autorschaft Kleists ergiebt sich, daß dieselben theilweise mehr
betont, theilweise durch Beibringung neuer Momente erweitert werden müssen.
Da sind die umstrittenen 30 Louisd'or. Die Muthmaßung Wukadinoviö's, daß diese 30 Louisd'or eine Pränumerandotheilzahlung auf die
Schroffensteiner seien, wird zur größten Wahrscheinlichkeit durch folgende Erwägungen: wann Verleger zahlen, ist Sache der Verleger
oder der Vereinbarung zwischen Verleger und Autor; Kleist hat von Cotta, der nicht —
wie Geßner — sein Freund war, Vorschuß nicht etwa erbeten, sondern
geradezu verlangt (Brief an Cotta vom 7. Iuni 1808. Zolling II. 267);
dieser Vorschuß sollte 150 Thaler betragen, also genau so viel, wie der
muthmaßliche Vorschuß für „Die Familie Schroffenstein", vorausgesetzt, daß
man, wie in deutschen Ländern üblich, den Louisd'or zu 5 Thalern rechnet
(eine Pistole); andernfalls, der Louisd'or zu 6V2 Thaler gerechnet, etwas
mehr; es ist nicht anzunehmen, daß Kleist im Iahre 1808 höher bezahlt
worden sei, als im Iahre 1802: die Zeiten hatten sich nicht gebessert, und
auch im Iahre 1808 war Kleist kein erfolgreicher Schriftsteller; wenn
endlich, nach Wolff, die 30 Louisd'or allein schon ein zu hoher Preis sind
für „Die Familie Schroffenstein", eine große Tragödie immerhin —
so sollten zwei kleine Lustspiele mit diesen 30 Louisd'or nicht erst recht zu
hoch bezahlt worden sein?
Noch weniger maßgebend für die Autorschaft Kleists als jene 30 Louisd'or
dürfte aber das Vorkommen des Französischen in beiden Stücken sein,
worauf Wolff ein entscheidendes Gewicht legt, während Wukadinovi6 die

Sache ignorirt. Es steckt ja aber gar nicht so viel französisches Element in
beiden Stücken, im zweiten wenigstens nicht, und da giebt es noch dazu
einen leibhaftigen Engländer nebst Diener, und der Engländer sagt „Miß"
und nicht „Mademoiselle". In dem ersten allerdings finden sich eine größere
Anzahl französischer Ausdrücke, wie „Metier" und „Acquisition" und
„raisonniren"; es finden sich auch folgende Wendungen: „tsts-ä-tsts',
„air „Hortung machen", „Liebe sn milliatnrs", „sn Ai-imäö
parurs" und einige wenige andere. Aber die englische Nation ist gleichfalls — durch ein regelrechtes „Kock äainv. ms" und einen „?
uckäio.F".
(„Das Liebhabertheater" I. 12) — vertreten. Und nun vergleiche man
einerseits Kleists Briefe, namentlich aus der ersten Pariser Zeit, und sehe
zu, ob die denn so voller französischer Allsdrücke, Wendungen, Gallicismen
stecken. Und andererseits bedenke man, daß Goethes Visitenkarte französisch
abgefaßt war, und frage sich, ob nicht einem „galanten" („Liebhabertheater" I. 4 „Galanterie", I. 6 „der galanteste Mann") Lieutenant am
Ende des Iahrhunderts auch noch ein ‚Ms-»-tsts" entschlüpfen könnte?
Was aber überhaupt Sprache und Stil der beiden Lustspiele anbelangt,
so muß doch gesagt werden, daß von Kleist'scher Kraft, Gedrungenheit,
Prägnanz des Ausdrucks*) wenig oder nichts darin zu finden ist, und daß
selbst da, wo sich in dem zweiten Stück — im ersten dürften solche Stellen
fehlen — der Dialog mit Kleist'schen Briefen an Braut und Schwester
berührt, man kaum den Eindruck unmittelbar Kleist'schen Eigenthums, sondern
vielmehr den auseinander gezerrter, breitgetretener Kleistmotive hat.
Noch weniger als Sprache und Stil spricht der Inhalt der beidm
Lustspiele für Kleist, welcher Umstand noch mehr hervorgehoben werden muß,
als durch Wukadinoviö bereits geschehen.
So wäre als einziges Beispiel, wo Kleist bewußt an wirklich Erlebtes
anknüpft, das „Käthchen von Heilbronn" anzuführen, um zu zeigen, wie

selbst hier große, weite Poesie geworden, was eines Kleist einsames Erlebniß
war. Ferner ist es aber geradezu eine Unmöglichkeit, daß Kleist sich je als
Lustspielfigur empfunden habe: er war sich der seiner Natur innewohnenden
tiefen Tragik von vornherein voll bewußt. So schreibt er mit Bezug auf
die Tante Massow und die Geschwister am 12. Ianuar 1802 aus Bern
an Ulrike: „. . . Denn erzürnt sind ,'ie auf mich, ich fühle es wohl, nicht
einmal einen Gruß schicken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an
ihre Brnst und weine, daß das Schicksal oder mein Gemüth — und ist
das nicht mein Schicksal? — eine Kluft wirft zwischen mich und sie." (Koberstein 69.) Schon ahnt er also, daß fein Herz ihm zum Schicksal werden,
daß er dem Feind in seinem Busen sinken, daß er steil-bergab den Pfad zum
*) Vgl. Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seme Sprache und sein Stil.
Weimar. Emil Felder. 1897. VI. 118.

Orkus gehen wird *). Ahnung und Sehnsucht aber ist Eins; Beides liegt
in der Natur dieser Seele untrennbar zusammen. Und so begleitet Kleist
die Sehnsucht nach jener anderen Welt, nach einem höheren Stern, durch
sein kurzes Leben. Zumal als des Vaterlandes Schmach zu dem eigenen
Elend kam. „Komm, laß uns etwas Gntes thun und dabei sterben. Einen
der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden.
Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen." (An Rühle
von Lilienstern im Iahre 1806. Bülow 241.) Und schon am 1. Mai
1802 hatte der Fünfundzwanzigjährige an Ulrike geschrieben: . . . „das Leben
hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben
wegwerfen kann." Und so warf er es weg, weil seine Seele matt war
bis in den Tod. (Vergl. Matth. XXVI. 38. Psnth. 1237.) Schlafen ist
süß, noch süßer, Stein zu sein, so lange Schmach und Elend dauern...
Weck mich nicht auf, der Du vorübergehst, sprich leise!
Also: die Sujets der beiden Lustspiele sind unkleistisch. Ebenso ihre
Qualität, d. h. sie ist gering. Auch Wukadinoviü ist dieser Ansicht; doch
betont er den Werth der „Familie Schroffenstein" nicht genug, so daß der
Schluß, den er aus dem qualitativen Unterschied der beiden Lustspiele
einer- nnd der „Familie Schroffenstein" andererseits zieht, bedeutend abgeschwächt ist. Schon Hubers Kritik äußerte sich über die Schroffensteiner
beim Erscheinen begeistert: „ . . . Dieses Stück ist eine Wiege des Genies .."
(Zolling 1,66), und heut sagt Hermann Conrad über die Familie Schrosfenstein **): „Sie (Kleists Erstlingsdichtung) löst unvollkommen die schwierigste
Aufgabe des Dramatikers: die gute Motivierung, die konsequente Führung
der Handlung; ist aber vortrefflich in der Charakteristik; sie zeigt die beiden
Hauptmerkmale der Kleist'schen Kunst: gewaltige Kraft des Geschehens vereinigt mit ungemeiner Tiefe des Empfindens, und sie ist ein ebenso untrügliches Zeugniß von der glänzenden Begabung des Verfassers wie Schillers
„Räuber" nnd Grillparzers „Ahnfrau". „Gewiß, denn mit der Treffsicherheit des Genies hat Kleist in den Schroffensteinern Charaktere geschaffen,
die zu dem Vollendetsten gehören, was dramatische Kunst je hervorgebracht.
Und neben diesem genialen Eistlingswurf der andere, der „Zerbrochene
Krug", der doch zu jener selben Zeit in der Schweiz concipirt und entworfen, ja schon begonnen war (Zolling II. Einleitung IV.), der
„Zerbrochene Krug", der in ungebrochener Schöne leuchtet, heut „herrlich wie
am ersten Tag".
Und dieser Kleist, der Kleist der Schrossensteiner, der Kleist des Zerbrochenen Kruges, der Kleist mit dem Guiscardideal im Kopf und Herzen"**)
*) Vgl. PcuthesiKa 128t. 1108, 1106.
S. Heinrich von ttleist als Mensch und Tichter. Von Professor Dr. Hermann
Conrad. Berlin, 189si. Verlag von Hermann Walther. (S. 15.)
***) Hermann Conrad S. 1,',. „Und spätestens jetzt nimmt seine Arbeit an
jenem Werke lNobert Gniscard), iliren Anfang" (in der Schweiz).

— er sollte der Verfasser dieser Lustspiele sein? Er, der Ueberreiche, der
wiederholt die Armuth der Sprache, welche die Seele nicht malen kann
(Kob. 45), beklagte, er sollte eine so armselige Rede geführt haben, um
das Leben seiner Seele zu verkaufen? Dieser klingenden Schelle hätte
er sich bedient, um der Welt zu sagen, daß Einer da sei. Einer wie er?
Sein Genie trieb ihn zum Höchsten und der ungemessene Ehrgeiz, der
instinctive Ausfluß dieses Genies, auch. Wukadinovi6 hat diesen Ehrgeiz Kleists
nicht scharf genug betont, diesen Ehrgeiz, dem er „wie einer Furie zum
Raube hingegeben" mar. So schrieb er an Ulrike (Kob. 63) au? 12. Januar
eben des Jahres 1802. Nein, nicht mit diesen beiden Stücken hätte Kleist
vermocht, „den Ruhm bei seinem goldenen Lockenhaar zn fassen" (Vgl-Penth. 677, 678), nicht sie wären ihm eine Blume in dem „Kranz der
Unsterblichkeit" (Kob. 86) geworden, den er „zu so vielen Kränzen auf
seine Familie" herabringen (Ko5. 9(1), mit dem er Goethe den seinen von
der Stirne reißen wollte, und nicht nach dieser Arbeit hätte ihm „die
heilige Schutzgöttin seiner Familie gerührt den Schweiß ron der Stirn
geküßt: nun sei es genug." (Kob. 91.)
Denn ein heiliger Ehrgeiz, nicht „Lüsternheit nach Höhe" (Zaratbustra 87)
war der Ehrgeiz Kleists: Ehrfurcht war in dem Schaffenden vor der Heiligkeit des zu verkörpernden Ideals.
Ihm konnten seine „Schroffensteiner" eine „elende Scharteke" scheinen
(Kob. 85), und viel hat er vernichtet, was wohl die „Bewunderung der Nachwelt" gebildet hätte. (Vgl. Kleist selbst über Shakespeare. Med.

115.) Seinen
„Guiscnrd" hat er verbrannt, nachdem er ein „Halbtausend hinter einander
folgender Tage, die Rächte der meisten mit eingerechnet," an ihn gesetzt
hatte (Kob. 90); er hat ihn verbrannt und hatte doch an Ulrike geschrieben:
„Der Anfang meines Gedichtes . . . erregt die Bewunderung aller Menschen,
denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte!"
(Kob. 78.) Und noch die Trümmer des Gedichtes sagen mit Wielnnd, was
es werden konnte, was es war: rereinigt waren hier „die Geister des
Aeschylns, Sophokles und Shakespeare." (Zolling II, 132.)
Nicht gedichtet kann Kleist die beiden Lustspiele haben; er kann sie auch
nicht haben drucken lassen, noch dazu im Jahre 1802, welches die endgültige Lösung seines Verhältnisses mit Wilhelmine durch den Brief vom
90. Mai herbeiführte. —
Wie aber sich abfinden mit der Wolss'schen Behauptung, daß „durch
beide Jugend-Lustspiele für die bisher schwankende dichterische Entwicklungsgeschichte Kleists die feste Grundlage gewonnen" (Schluß der Einleitung
XXXVIII), daß durch sie die „Lücke, die Jeder empfand, der sich in das
schriftstellerische Werden Kleists vertiefte, ausgefüllt" sei? (Verl. Tageblatt,
Zweite Spalte oben.)
Welche Stellung nehmen zu diesem Facit, das ein bedeutendes wäre und
die Autorschaft Kleists im Lichte logischer Rothwendigkeit erscheinen lassen könnte?

Wenn aber eine Lücke in dem schriststellerischen Werden Kleists nicht
zu constatiren wäre, weil ein solches Werden selbst fehlte? — Und im gewöhnlichen Sinne fehlt es: die feste Grundlage für Kleists Dichten ist sein
Genius, und ein Anderes ist ein Strom und ein Anderes ein Vulcan:
namenlos und doch minervagleich und in gewappneter Eigenart tritt Kleist
mit den „Schrosfensteinern" aus der Einsamkeit unter die Menschen, und
mit dem „Zerbrochenen Kruge" thut er „den Meisterschuß in's Herz" der
Kunst. (Vgl. Penth. 288S.)
Diese Ansicht, und nicht die seinige, wie Wolss (Verl. Tageblatt,
zweite Spalte oben) annimmt, rertritt Biedermann in dem Vorwort zu
seiner Ausgabe der Kleist'schen Briefe (S. XXV. und XXVI.): eine plötzliche
Entfaltung constatiren heißt nicht eine Lücke empfmden, und Erstlingswerke
anderer Art als die vorhandenen erwartet haben heißt nicht sie vermissen.
Wolff freilich empsindet eine Lücke; die beiden Lustspiele füllen sie ihm aus.
Wem jedoch eine Kluft liegt zwischen diesen Stücken und unzweiselhaft
echten Erstlingsdichtnngen Kleists, der kann sich auch mit dem von Wolff
aus seinem Funde gezogenen Facit nicht einverstanden erklären: wäre bewiesen, daß „das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" von Kleist
seien, so würde die von Wolff empfundene Lücke durch die beiden Stücke
dennoch nicht ausgefüllt werden können, weil von Entwickelurg von diesen
Lustspielen zu den „Schroffensteinern" auch nicht im Entferntesten die Rede
sein könnte.
Denn nicht so, ganz anders müßte ein derartiges Werk beschassen sein;
Biedermann hat gesagt, wie: ein neuer „Faust" etwa, ein „neuer Wilhelm
Meister" (XXVI.) müßte es sein, eine gewaltige Dichtung — wenn auch
nicht wie jene ein Erangelinm der That, ein Denkmal der Romantik, die
sich selbst bezwungen, sondern vielmehr ein Denkmal von der Uebermacht
des Genius, wie er einem armen, zuckenden und blutenden Meuschenherzen
in heftigen Stößen verkündet, daß er war, ist und sein wird — in ihm!
Also müßte der Inhalt dieses lückenfüllenden Werkes — wenn man
auf die Wolff'sche Anschauung eingeht, und in einem außergewöhnlichen
Sinne kann man es — sein. Und so ist sein Inhalt. Denn dieses Werk
eristirt. Das sind Kleists Briefe aus jener Zeit, vor Allem die Briefe an
Ulrike und die Briefe an die Braut. Die Briefe an die Braut zumal;
der letzte ist vom 20. Mai 1802, und im Iahre 1803 erschienen die
„Schroffensteiner": die Liebe war ihm Pfadsinder geworden auf dem ZLege
zur Kunst.
„Verhaltene Gedichte" nennt Iulian Schmidt Kleists Briefe, und „die
Erstlinge seiner Muse" nennt sie Treitschke. Dieser Auffassung schließt
Minde-Pouet sich an. (L. III. 219. 20.) Ia, Gedichte in Prosa sind
die Briefe Kleists: erhabene Gedichte, wie die Personisication der „großen,

stillen, feierlichen Natur" als „Kathedrale der Gottheit" (Bied. 218.); schwermüthige Gedichte, in denen die Worte langsam von den Lippen niederfallen wie
Thränen, die zu schwer von verhaltenem Weinen sind. „ . . . Wenn sie
(ein Iüngling und ein Mädchen) mit eigentlichen Worten sprachen, so war
es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten
sie einander mehr die Wangen als das Ohr zu, und es schien, als ob es
ihnen mehr um den Athem, als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz
glühte wie ein Wunsch" (Bied. 219); Gedichte keuschester Andacht voll: . . .
„Ich habe mir ... in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet; aber ich
begreife nicht, wie ein Dichter das Lied seiner Liebe einem so rohen Haufen,
wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich
wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, me eine

vestaliiche Priesterinn das ihrige, feierlich aufbewahre bei dem Schein der
Lampe." (Bied. 223.)
Daß Kleist selbst übrigens seine Briefe auch vom Standpunkte poetischer
Arbeit auffaßte, hat Minde-Pouet klargelegt (A III); daß diese Briefe
in einem gewissen Zusammenhange mit der „Geschichte meiner Seele"
stehen, ist nach Wilbrandts Vorgang (S. 8l), Anm.) und der — wenn
auch nicht unbedingten — Zustimmung Minde-Pouets (S. 220) für
sehr wohl möglich zu erachten. Vielleicht aber in umgekehrtem Zusammenhang: aus den Briefen und dem „Ideenmagazin" dürfte Kleist nebenher oder im Frühling des lahres 1801 — ehe er allen Fesseln durch
die Flucht nach Paris zu entrinnen strebte und die große Revolution seines
Innern im Wesentlichen vollzogen war — die Geschichte seiner Seele zusammengetragen haben. Aus dem Streite des Augenblicks wollte er retten,
was ewig schien; seine Briefe streisten ihm an ein Kunstwerk. Uns sind sie
eins, auch in ihrer ursprünglichen Forin. Einen Frühlingskranz aus
lugendbriefen hat Bettina ihrem Bruder Clemens auf das Grab ge°
flochten; der Frühlingskranz aber, den Kleist sich in seinen lugendbriefen
selbst auf das frühe Grab gelegt, ist die Verkörperung des Brenwno'schen
Lebensmottos, ist ein Wunderwerk echter Romantik: hier sind „Sterne
und Blumen", hier sind „Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit" — Poene und Leben ist hier in Eins gewunden.
Eine vorbereitende Zeit allerdings muß dem schriststellerischen Werden
auch des Autodidakten unter den großen deutschen Dichtern vorangegangen
sein: ehe Kleist „den Meißel an Kristallen übte"*), mußte er mit dem
Meißel umgehen lernen. Es ist uns nicht überliefert, daß Kleist in seiner
Knabenzeit Gedichte verfaßt habe, und von dem lüngling ist nur ein
später wohl stark überarbeitetes Gedicht erhalten. Reichliche Gelegenheit bot
die Frankfurter Zeit: Geburtstags- und Neujahrswünsche waren zu verfassen;
*) IM. Zolling I, Gedichte, S. IS.

es galt, durch ernst ermahnende Poesie die Braut und sich zu stärken auf
dem langen, dornenrollen Wege zur Ehe. So verfaßte Kleist das Gedicht
„An Wilhelmine", das, umstritten zwar, dennoch unzweiselhaft cckit ist*).
Vgl. Biedermann. Beilagen. Ten Ausführungen Biedermanus, nach denen
Kleists Autorschaft zweifelhaft scheint, ist entgegenzuhalten: Zu „Nach Ton und Inhalt
könnten diese Verse von Kleist sein" (240): nach Ton und Inhalt scheinen sie von
Kleist zu sein. Inhalt: vgl, seine Briefe; der Schluß des Gedichtes, die Inschrift aus
der berühmten Tasse zc. zc. Ton: die Sprache durchaus Kleistisch (vgl. Mindc-Pouet,
vgl. auch über die Autorschaft des Gedichtes Zolling I. Gedichte. Einleitung 5): der
Blankvers, das Enjambement, die sechsmalige Anssühnmg des Aktivs in stets anderen
Bildern zc. zc. Zu: Tas Gedicht ist „von seiner Hand geschrieben" und es
„steht ein Zeichen, tt. X., darunter" (240): dieser von Biedermann in Betracht gezogene
Umstand spricht in der That stark für die Autorschaft Kleists Zu: Allein er selbst sagt
in dem Briefe vom 21. August 1800, ganz so, als ob er von einem fremden Tichter
spräche (240 und 41): „Tas sind herrliche, wahre Gedanken!" zc. zc.: eben dieser
Enthusiasmus für die eigenen Gedanken, zumal da die Braut das Gedicht cirin,
ist nicht nur echt Kleistisch, sondern echt künstlerisch — Pygmalion und der Matmor.
Zu: Tie zwei Correcturen im Original sind Eorrecturen, hervorgerufen durch Versehen beim Abschreiben, enthalten aber nicht „wirklich inhaltliche Aenderungen",
während der erwähnte „Kleist-Verehrer" die Korrekturen als „Textanderungen" auffaßte (244):
Tie Correcturen sind aber durchaus Textanderungen.
») Es ist nicht gleichgültig, ob der Tichter (S. 243) sagt:
„Tes Künstlers Meißel übt sich an Kristallen,
Tie schon von selbst mit Farben spielen, nicht.
Er übt sich an dem rohen Kiesel, den
Tes Knaben Fußtritt nicht verschonte",
oder, wie er zuerst geschrieben, verschonet — denn: nur das Jmpcrfect stellt eine
Beziehung zu dem Künstler her, und zwar eine ganz directe (Knabe und «ünstler
als eine Person gedacht), das Imperfect ist also ungleich poetischer. (Taß Kleist statt
„wählet" hinter „verschonte" „wühlet" corrigirte, ist in der That nur die Eorrcctur eines
Versehens).
d) Es ist nicht gleichgültig, ob der Tichter (S. 241) sagt:
„Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Tic Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu",
oder, wie er zuerst geschrieben:
„Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch dem Jäger",
denn sa. kraftvoller nnd daher poetischer, gedrungener nnd daher Kleistischer ist der gestrichene Ausdruck, aber db. da der Dichter in dem auf Vers 2 folgenden Verse
beginnt:
„Ter Jäger muß" zc.
war er, des Wohlklanges halber, genöthigt, den schwcicheren Ausdruck für den viel
poetischeren einzusetzen.
Eine solche Correctur, die keine zufällige, sondern eine stilistisch nothwcndige lvar,
schließt die Annahme eines beim Abschreiben gemachten Fehlers vollständig ans, nnd das
Gedicht, welchem Bülow die Ucberschrist „An Wilhelmine" gegeben hat, ist in der
That von Kleist. Ter äußere nebensächliche Sachverhalt, den Biedermann (241) sich
so denkt: s. Tas Gedicht des Fremden, b. Abschrift der Braut für Kleist
«. Kopie ver von Kleist zurückbehaltenen Abschrift für die Braut —ist nunmehr so zu
denken: s. Gedicht Kleists an die Braut. 1i. Eitiruug des Gedichtes loder

Für die jungen Damen aber, die er, selbst erst ein Studirender, zu belehren
unternommen, richtete er Sprichwörter zum Aufführen ein: ja, er dichtete selbst
Proverbs (Bülow I, 11.), in denen er eigene Themata als Sujets benützt
haben dürfte. Also stieg der junge Pädagoge vom Katheder herab; das
Zöpflein aber, das er dort oben trug, wird er mit herunter genommen
haben. Auch das Feuer, das ihn an erhabener Stelle begeisterte: höchste
Lebensziele noch im Spiele vor Augen zu führen, mußte ihm Wonne sein.
Diesen jungen Damen zumal, denen er so besser als auf dem Katheder
von ihrem künftigen Beruf, Liebe und Ehe, sprechen konnte. Und der
heimliche Gedanke innner dabei: eine, die „einen feineren Sinn" hat, „der
für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist" (Kob. 9), eine, die er zum
Weibe gewinnen möchte, hört mit, lernt mit. Da durfte er hoffen, sich
auch auf diese Weise den Erntetag des Glücks selbst zu bereiten. („An
Wilhelmine." Zolling. I. Gedichte III. S. 18.) Und wenn er sich
begreislicher Weise wohl den Zwang auferlegt haben dürfte, von der höchsten
Bestimmung des Weibes, der „Bildung edler Menschen" als Mutter (Bied.
101), hier zu schweigen, so blieb das Gebiet noch ausgiebig genug: Motive
aus dem Gedicht „An Wilhelmine" werden benützt worden sein, und
Hosfnung und Treue" werden „in des Glückes sicheren Port" geführt
haben. Doch „Belohnung und Verdienst der festen Treue, Was wären sie,
wenn Amor flügellos, Durch ewiges Geschick an Ketten läge?" Darum:
„Bleibt würdig stets der reinen Freud' und Liebe", denn: „Lieb' und
Freude Ruht überall, wenn Euer Herz nur hört." So hat wohl Kleist in
dem Gedicht „Die Liebe und die Freude"*) zu zeigen versucht, wie das
gewonnene Glück in anderer Gestalt über die Zeit der ersten Liebe hinaus
zu erhalten sei: die duodramatische Form und der lehrhafte Charakter des
Gedichtes weisen auf die Frankfurter Frühzeit hin; später, etwa, zu der
von Bülow erwähnten Aufführung bei Henriette Vogel, mag Kleist daran
gefeilt haben. Hier liegt also wahrscheinlich ein von Kleist für seine jungen
Damen verfaßtes Proverb vor. Als hafte Kleist die duodramatische Form
an, finden wir sie noch in der Schweiz wieder, uud zwar in der Idylle
„Der Schrecken im Bade".**) In der That: für seine Frankfurter Proverbs
dürfte Kleist die Form des Duodramas, insbesondere die Unterhaltung
zwischen zwei jungen Damen bequem gewesen sein: die Sache war interessant, der Ernst der Situation war gewahrt, und das Zuziehen von Herren
erübrigte sich. Denn nicht „Neckereien und Wortspiele", wohl aber „Sentenzen" und „Sprichwörter" (S. „Coquetterie und Liebe" III. 15) wird man in diesen Aufführungen gehört haben; sollte sich je einmal ein Liebeseiniger Verse desselben) in einem Briefe der Braut an Kleist.
Bezugnahme Kleists auf das Citat in dem Briefe vom 21. August 180«.

*) S. Bülow 256 und Vorwort X, XI. Andere Quellen nicht benüst, weil nicht bekannt.

**) S. Zolling I. Gedichte IV nnd Einleitung dazu 5 nnd 6,

paar hinein verirrt haben, so werden die Beiden mit „Telicatesse und
Anstand" miteinander umgegangen sein (S. Coquetterie und Liebe" ebendaselbst), und das Ganze wird „weder komisch, noch spaßhaft" gewesen sein,
sondern genau so, wie der junge Wieland an den alten über das zweite
Bändchen schreibt, „das er", nach des Vaters Ausspruch, „dem guten
(Meßner aufgehängt hat." (Brief Wielands an feinen Sohn vom 9. August
1802.) Wäre es zu kühn, anzunehmen, daß diesem zweiten Lustspiel
Ludwig Wielands — das erste, welches einem anspruchslosen Kindergemüth
noch ein Lächeln abzustehlen vermag, dürfte eine selbstständige Arbeit Wielands
sein, bei welcher er in Roderigo seine eigene Person*) mit der Kleists
verschmolzen hat, — solche Proverbs Kleists aus der Frankfurter Zeit zu
Grunde gelegen haben? Eines insbesondere, welches speciell das Verhältnisl
der Geschlechter erörtert und den Titel „Die Kunst zu lieben" getragen
haben dürfte? Dieser Form der Aufschrist hat Kleist sich auch an anderer
Stelle bedient: er hat — ebenfalls in seiner Iugend — einen Aufsatz
geschrieben, dessen Ueberschrist lautet: „Die Kunst, den Weg des Glücks zu
finden" (Zolling I V. Kleine Schristen. L,. I.), ja, er hat diesen prägnanten
Ausdruck für einen langen Satz, welcber den ursprünglichen Titel bildete,
eingesetzt. (S. ebend. Anm.) Aber mehr: in dem ersten seiner beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" scheint Ludwig Wieland unwillkürlich den
Titel des Kleist'schen Proverbs, das ihm bei dem zweiten „Coquetterie und
Liebe" vorgelegen haben dürfte, zu verrathen. Als sich die ältliche Baronesse, der die Trauben hoch hängen, über die Unausstehlichkeit der „heutigen
jungen Weiber" bei Roderigo beklagt, giebt ihr der galante Mann die erklärende Antwort: „Freilich kriegen sie auch ordentlich wissenschaftlichen Unterricht in der Kunst zu lieben." („Das Liebhabertheater" I. 12.) Der
Inhalt dieses Ausspruchs aber weist direct auf Kleist; wenn auch der Text
fortfährt: „Unsere beliebtesten Romane sind gleichsam eine hohe Schule der
Liebe, und die Weibchen sind klug und schöpfen nur aus der Fontaine," so
ist doch in dem ersten Satz der große Schulmeister abgemalt, wie philosophische Arbeit und das Bedürfniß zu lieben ihn auf dem Umwege der
Pedanterie zum Künstlerthum führen.

Die Kunst zu lieben!? Keine Liebe „sn ininiaturs", sondern „eine
in Lebensgröße" (Roderigo im „Liebhabertheater" II. 7), nicht „listig"
und „gewandt", nicht „schöne Worte und demüthige Geberden" derjenigen

gegenüber, die man gewinnen will, sondern „geben und empfangen, lieben
und geliebt werden, besitzen und allein genießen", das will „ein Stolzer".
(„Coquetterie und Liebe" II. 12.) Und nimmt die Geliebte Anstoß an
solch „ungestümem" (ebend. II. 12.) Vorgehen, dann frisch die Pistole auf
') Man vgl. im „Licbhabertheater" (I. 12) die Themata, welche Roderigo als von
ihm bearbeitet anführt, mit denen, die der junge Wieland bearbeitet hat. Zum Beispiel:
„l,eber die Vorzüge der gesetzlichen Monarchie vor jeder anderen Regieruttgsform."
Erfurt 1815.

die Brust gesetzt und umgehend nach Amerika abgereist. (Ebend. III. 14.)
„Zu den Wilden will ich flüchten, da sinde ich noch Herzlichkeit und Treue."
(II. 13.) So wird die Geliebte zum Geständnis gezwungen, und nur ihr
wird der Mann fortan leben (I. 12.), um sie für ihren „Edelmuth"
(III. 14.) zu belohnen.
So etwa dürfte der Inhalt des betreffenden Proverbs gewesen sein,
der aber wohl nicht als Handlung dargestellt, sondern als Gesprächsstoff
zu denken wäre. Die beiden Schwestern Wilhelmine und Louise von Zenge
wären die auftretenden Personen, Kleist, oder vielmehr ein Charakter wie
Kleist, der Stoff ihrer Unterhaltung, und das goldene Luischen dürfte wie
Ulrike eine mehr leichte Art zu lieben befürwortet haben als ihre Schwester.
In grober Weise hätte Wieland den Gegensatz zwischen beiden Schwestern, den
Gegensatz von Kleist'scher Tiefe und Schwerfälligkeit, die Wilhelmine predigte,
und geistvoller Grazie, wie Luise sie wohl auch in's Lieben gelegt haben
wollte, durch den Titel „Coquetterie und Liebe" ausdrückt.
Wer so oder ähnlich annimmt, hat des Räthsels Lösung: so erklären
sich vor Wem die „zahlreichen Berührungen des Dialogs mit Kleists Briefen
an seine Braut", auf welche Wolff höchst begreislicher Weise entscheidendstes
Gewicht legt, so daß er eine Antwort Wukadinoviös auf diesen Punkt
schwer r ermißt. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München. Nummer
152.) Aus dem Verkehr mit Kleist hat Wieland diese Stellen nicht besitzen, er hat sie auch nicht aus Kleists Brautbriefen schöpfen können; aber
aus solchen Prorerbs, aus „der Kunst zu lieben" dürften sie stammen: es
ist eire Thatsache, daß Kleists Briefe sich mit anderen seiner Werke berühren und umgekehrt. Auch der zweite Punkt, dessen Widerlegung Wolff
bei Wukadinoviö r ermißt, klärt nch so: Ideen der Braut werden gleichfalls
mit aufgenommen worden sein. Die Kenntniß, nelche Ludwig Wieland
von den Charakteren der beiden Schwestern hatte, ergiebt sich ebenso ans
dem von ihm benützten Material. Endlich aber wäre zu verstehen, wie
selbst Wolff auf Seite XXXII seiner Einleitung den merkwürdigen Ausspruch thun konnte: „. . . Sind doch die vorliegenden Lustspiele überhaupt
in gleichem Maße wie „Die Familie Schroffenstein" dem Verdacht unorganischer Eingriffe von Seiten Ludwig Wielands, des Schwagers und Hilfsarbeiters ron dem Verleger Heinrich Geßner, ausge'etzt!" — Mit
einem Wort: das Geheimniß des Zusammentreffens von so riel Kleistischem
mit so viel Unkleistischem wäre ganz gelöst, jeder Bodensatz des Zweisels
getilgt, — wenn eben so angenommen werden dürfte.
Hypothese aber bleibt Hypothese, wenn sie auch hoffen möchte, nicht
allzufern von Kleist'schem Geist zu sein; Phantasie bleibt Phantasie; möchte
es jedoch der „seltsamen Iovis-Tochter", der „ewig ven eglichen, immer neuen"
gelungen sein, lebensfähige, weitertreibende Ranken zu spinnen um Reste
vergangener Zeit!

Oom Zählen und den Zahlen.

von
Hermann Hirt.
— Leipzig. —

k ^/Uu > erinnert sich nicht a»5 den, ersten :'lel der Minna von ^arn^e.^n
IS^W der komischen Zählweii'e, mit der der Wirll, den ivdli^ien ,>::n
-,un, Trinken und zur Aenderung seiner Meinmu reran^'ie^
null? „Auf einem Beine ist nicht gut stehen." „Aller guten Dinge sind
drei." „Eine vierfache Schnur hält desto besser," wofür wir jetzt wohl
sagen: „Vier Räder hat der Wageu." Weiter kommt er bekanntlich nicht,
und so ist eine Quelle der alten Zählweise unbekannt geblieben, aber diese
Sprüche und Verslein, die von der eigenthümlichen Bedeutung und Schätzung
der Zahlen in unserm Bewußtsein Kunde geben, lassen sich noch etwas
weiter fortsetzen. „Sechs ist ein halbes Dutzend," und „Sieben ist eine
heilige Zahl" sind mir noch in der Erinnerung. Andere werden vielleicht
mehr wissen. Offenbar spricht sich in diesen Merkworten der Gedanke aus,
daß der bloßen Zahl eine Unglück- oder segenbrinaendc Kraft innewohnt,
daß die bloße Zahl zu wirken im Stande ist. Das ist kein neuer Erwerb
d>>r schaffenden Volksphantasie, nein es ist uraltes Erbgut, das als ZKldimenl
einer längst vergangenen Epoche in unser modernes, aufgeklärtes Leben
hineinschaut und eigentlich gar nicht zu dem hellen Licht des Tages stimmen
will, das in unserm aufgeklärten Jahrhundert strahlt. In der That, seit
Jahrhunderten und seit Jahrtausenden hat der geschäftige Geist an diese
rein formalen Begriffe angeknüpft, Geheimnisse und wirkende Kräfte in
ihnen zu entdecken und in ihrer richtigen Verwendung eine Macht zu besitzen geglaubt, die selbst die Geister bannte. Wir leben auch in

diesem
Punkte von den Münzen, die die Vorzeit einst für uns geprägt hat. Und

nicht nur im Volksglauben, nein, auch in unserm modernen Zählen, in der
Geltung, die die Zahlen bei uns besitzen, laufen verschiedene geschichtliche
Einflüsse zufamnlen, und wenn man sie verfolgt, so sinden wir am letzten
Ende Quellen mannigfacher Art. Seit vor vielen Iahren der bekannte
Sprachforscher A. Pott die verschiedenen Arten des Zählens, die ganze
Welt umfassend, zusammengestellt hat, ist unsere Erkenntniß in mancher Beziehung fortgeschritten, und es lohnt sich daher wohl, einmal wieder die
Summe aus dem zu ziehen, was wir heute wissen.
Nicht alle Völker sind im Besitz eines ausgebildeten Zahlensystems,
vielmehr giebt es noch heute wirklich eine ganze Reihe, von denen das Wort
gilt, mit dem wir von einem ganz Dummen sagen, daß er nicht bis fünf
zählen kann. Nur mit Hilfe der Finger sind solche Menschen im Stande,
sich ein wenig weiter zu helfen. Das mag uns, bei denen die kleinen
Kinder' schon zählen lernen, unglaublich erscheinen, aber man kann, um es
wenigstens einigermaßen zu erläutern, darauf hinweisen, daß unsere Ziffern
und unser ganzes dekadisches Rechnungssystem, das uns heute so einfach und
natürlich, fo unentbehrlich erscheint, erst im späten Mittelalter zu uns
gekommen sind. Ergötzliche Proben solcher primitiven Zählkunst hat neuerdings K. v. den Steinen (Unter dm Naturvölkern Centralbrasiliens) gegeben.
Die Bakairl, einer der von ihm besuchten Volksstämme Centralbrasiliens,
wußten nicht genau, wie viel Finger die Hand hatte, und von selbstständigen
Zahlworten besaßen sie nur eins und zwei. Alle übrigen wurden durch
Zusammensetzung gebildet, und lauteten demnach 2 -i-1, 2 2 u. f. w. Man
muß solche Thatsachen vor Augen haben, um zu ermessen, welche ungeheuren
Fortschritte die europäischen Völker schon beim Beginn der ersten historischen
Kunde gemacht hatten. Es hat aber auch in der That immer als ein
Zeichen der geistigen Bedeutung der Indogermanen gegolten, daß sie ein
bis zur Zahl 100 ausgebildetes Zahlensystem besessen haben. Und dies
muß noch älter sein, als die Zeit, in die wir hineinschauen können. Denn
alle Zahlen bis zehn werden in den indogermanischen Sprachen durch
selbstständige Wörter gebildet, die so eigenthümlich und undurchsichtig sind,
daß sie bisher jeglicher etymologischen Zergliederung widerstanden haben.
Was drei, vier, sechs, sieben u. f. w. ursprünglich bedeutet haben, hat man
zwar zu ergründen versncht, aber man ist dabei nicht über bloße Möglichkeiten unsicherster Art hinaufgekommen. Nur daß das Wort ‚fünf' mit
unserem „Finger" zusammenhängt, und daß ‚zehn' indogerm. ckóKmt zwei
Hände bedeutet habe, läßt sich nicht ganz von der Hand weisen. Ueber
zehn' hinaus werden die Zahlen dekadenweise zusammengesetzt, und man
hat sogar einen eigenen Ausdruck für 1000 geprägt, der aber gewiß nichts
Anderes als Menge bedeutet hat. In fast allen Fällen sind noch die heutigen
Zahlworte aus der indogermanischen Urzeit ererbt, und sie geben daher heute
uoch eine deutliche Vorstellung ron der alten Bildungsweise.
Das indogermanische Zahlensystem ist also, wie das der meisten Völker

der Welt das dekadische, das seinen Ausgang offenbar von den beiden
Händen genommen hat, worauf ja auch der Ausdruck ‚zehn', wenn er richtig
gedeutet ist, hinwiese. Aber die Zehnerrechnung ist nicht die einzige, die m
der Welt Verwendung sindet, es giebt noch mehrere andere. Die .Fünf'
freilich bildet bei uns nirgends die Grundlage, auf der sich das Uebrige
aufbaut, so häusig diese Art auch sonst auf der Welt zu finden ist. Höchstens
könnte die Schreibmethode der Römer, bei der man von der V ausgeht,
hier angeführt werden. — Weit verbreitet dagegen muß einst die Zwanzigerrechnung gewesen sein, die offenbar Hände und Füße zu Grunde legte.
Spuren dieser uns seltsam erscheinenden Art zeigen sich heute noch an verschiedenen Orten. Bekannt ist sie uns aus dem Französischen, wo es
soiximts-«'ix und vor Allem yuatrs-vinFt heißt. Wie sind aber die
Franzosen zu dieser eigenthümlichen Rechnung gekommen, die den Römern,
von denen sie ihre Zahlworte bezogen, vollständig fremd war? Offenbar
haben sie in diesem wie in anderen Fällen das Erbe der Gallien einst bewohnenden Urbevölkerung angetreten, jener Urbevölkerung, die die engsten
Beziehungen zu Spanien hatte. Bei den Nachkommen der alten Iberer,
bei den Basken finden wir die Zwanzigerrechnung in beträchtlichem Umfang.
Sie rechnen mit zwei-, drei-, viermal 20, und nur für 100 besteht ein
besonderes, vielleicht aber junges Wort. Derselbe Brauch kehrt merkwürdiger
Weise auch bei den Dänen wieder, die in der Umgangssprache z. B.
KalvtrssinckLtvv«, d. i. dritthalbemal zwanzig — 50, oder treZillästvvs
3 x 20 — 60 sagen. Anklänge daran sinden sich allerdings auch in Niederdeutschland, wo beim Rechnen häufig die ‚Stiege' — 20 zu Grunde gelegt
wird, und man demgemäß von zwei, drei Stiegen spricht. Außerdem aber
ist das Vigesiulalsnstem bei den Albanesen auf der Balkanhalbinsel und bei
den Osseten, einer iranischen Völkerschaft im Kaukasus, lebendig. Das sink
ja alles Völker, die heute indogermanische Sprachen sprechen, aber sie sitzen
doch alle am äußersten Rande oder in abgeschiedenen Gegenden unseres
Sprachgebietes, so daß der Verdacht nicht abzuweisen ist, daß wir es hier

mit einem Einfluß der vorindogermanischen Urbevölkerung zu thun haben.
Indessen ist es nirgends in Europa zur systematischen Ausbildung dieser
Rechnung gekommen; die 400 als das Product ron 20 x 20 bildet nicht
das Ende der Zahlenreihe, man behält vielmehr immer die Zehn als Grundlage bei. Auf ihr baut sich Alles auf, und selbst das Zahlwort Hundert^
ist mit Zehn im Grunde identisch, da es soviel wie ,ZehnlM, zu ergänzen
,von Zehnen', bedeutet.
Dieses alte indogermanische System wird indessen schon in sehr
früher Zeit gekreuzt durch eine Zwölferrechnung, deren Spuren wir am
deutlichsten in unserer eigenen Sprache beobachten können. Wenn wir
unsere Zahlwort« betrachten, so erkennen wir, daß ,elf und .zwölf'
anders gebildet sind als dreizehn, vierzehn u. f. w. Erst wenn wir die
gotischen Ausdrücke heranziehen, die die älteste erreichbare Slufe unserer

Sprache bilden, wird es uns klar, daß auch in ,elf' und ,zwölf' die Zahlen
,eins' und ,zntti' stecken. Sie lauten dort mn-lif und twa-lif, während die
übrigen mit taikun (10) zusammengesetzt sind. Wie diese eigenthümliche
Bildungsweise zu Stande gekommen ist, was das lis eigentlich bedeutet,
hat sich bis heute trotz aller darauf verwandten Mühe noch nicht erklären
lassen, aber das Eine ist einleuchtend, daß ,elf und ,zwölf' Bildungen anderer
Art als .dreizehn', vierzehn' sind, daß also hinter zwölf ein Abschnitt in
der Zahlenreihe vorhanden ist. Ein ähnlicher Unterschied sindet sich bei den
Zehnern. Bis 60 werden sie im Gotischen in gleicher Weise gebildet, von
70 an tritt eine andere Art ein (salksti^us, aber sibrmts-dunä). Noch
heute haben wir für 60 einen besonderen Ausdruck, das Schock. Und um
das Maß voll zu machen, hat die Zahl ,hundert' im älteren Germanischen
nicht den Werth, den wir damit verbinden, sondern den von 120, und um
100 auszudrücken, muß man 10 x 10 sagen (got. taiKv.nts-Kuuä, alt»
nord. tluttu, angelsächf. Kunätöov.ti^, althochd. 2sKall2v.o).
Wir haben demnach in unserem Zahlensystem drei Abschnitte einer
Z wolferrechnung: 12, 60, 120, und wir sinden einige davon auch in
anderen Sprachen wieder. So werden vor Allem ssxaAinta und ssxcsnti im
Lateinischen als Zahlen für eine unbestimmte Menge, d. h. als die Endpunkte der Zahlenreihen gebraucht, und genau wie im Germanischen tritt im
Griechischen nach der 60 eine andere Bildung der Zehner ein. Bis dahin werden
die Cardinalzahlen gebraucht, von 70 an die Ordinalia (ißSc>^x^vr«^
S7?v^>.szvr«, lat. uouliFinta). Dies Alles weist auf den Einfluß einer alten
Zwölferrechnung, und man kann denen wohl beistimmen, die hierin einen
frühen Einfluß der babylonischen Cultur sehen. Wie in Maß und Gewicht die
alte und die moderne Welt von Babylon abhängig war, bis das Metersystem auf neuer Grundlage die alte Errungenschaft verdrängt hat, so sind
wir in unserer Zeitrechnung noch heute die Erben jenes großen Culturreiches,
dem neben der Ersindung der Schrist auch die Messung der Zeit gelungen
ist. Den Tag zerlegen wir in 24, d. h. zweimal 12 Stunden, die Stunde
in 60 Minuten und diese wieder in 60 Secunden. Hier liegt die Rechnung
zu Grunde, die auch in den germanischen Zahlen ihren Ausdruck gefunden
hat. Wir können sie noch weiter verfolgen. Die Mathematik theilt den
Kreis in 360 Grade, und auch das ist ein Erbtheil der babylonischen Welt,
die nlit einem lahr von 360 Tagen die Schmierigkeiten beseitigte, die eine
Vermittlung des Sonnen- und Mondjahres stets hat.
Der Mond ist bei allen Völkern der naturgemäße Messer der Zeit.
Bei den Jndogermanen heißt er wahrscheinlich geradezu der Messer, und
daß Mond und Monat etymologisch zusammengehören, ist ohne Weiteres klar.
12 Mondmonate umfassen einen Zeitraum von 354 Tagen und entsprechen
demnach annähernd einem Sonnenjahr, aber auch nur annähernd. Nach
wenigen lahren mußte sich zwischen Mond- und Sonnenjahr eine namhafte Verschiedenheit herausstellen, und unendlich sind die Versuche, hier eine

Einigung zu erzielen. Aber von der in der Natur der Dinge gegebenen
Grundlage aus ist eine solche nicht möglich. Die Babylonier haben sie
hergestellt, indem sie die Zahl der Monate beibehielten, dem Sonnenjahr
aber 360 Tage gaben. Die sehlenden Tage wurden jedenfalls nach einer
Reihe von lahren durch Schaltmonate ersetzt. Damit hatten sie aber eine
Eintheilung gewonnen, mit der sich bequem rechnen ließ. leder Monat
hatte dreißig Tage, jeder Tag aber in seinen beiden Hälften soviel Stunden,
als Monate vorhanden waren.
Außerdem spielte aber in der babylonischen Rechnung das Seragesimalsystem die größte 'Rolle, aber es war nicht ohne Weiteres klar, wie die
Babylonier die 60 gewonnen hatten.
Die erste Erklärung, die von Cantor stammt, beruht darauf, daß sich
der Radius bekanntlich sechsmal als Sehne in den Kreis eintragen läßt.
Aber dem gegenüber betonte Lehmann, daß dies nur in zweiter Linie in
Betracht kommen könne, in Wirklichkeit lägen auch hier Himmelsbeobachtungen
zu Grunde.
Das älteste natürliche Zeitmaß, so führte Lehmann in der Zeitschrist
für Ethnologie im lahre 1895 aus, war das Zwölftel des Gesammttages

(Tag und Nacht), die Zeit, in der sich bei der scheinbaren Drehung der
Himmelskugel der Ekliptik (1 Thierkreisbild) vor dem Nachts beobachtenden Auge vorüberschiebt: 1/12 Sterntag ist eine Doppelstunde. —
Ein kleineres, von der Natur gebotenes Zeitmaß war der scheinbare Durchmesser der Sonne, oder, anders ausgedrückt, die Zeit, welche die Sonne
braucht, um am Himmel um den Betrag ihres scheinbaren Durchmessers
fortzurücken. Nur wahrend der Aequinoctien beschreibt die Sonne bei ihrem
(scheinbaren) täglichen Umlauf einen größten Kreis, den Aequator. Wir
wissen, daß die Babylonier den scheinbaren äquinoctialen Sonnendurchmesser
annähernd zu berechnen verstanden. Sie fanden fo, daß er — des
Aequators, also ist, im Zeitmaß ,/,2» Gesammttag (— 2 Minuten).
Es verhalten sich nun diese beiden natürlichen Zeitmaße — die Doppelstunde — Vi 2 des Gesammttages, zum scheinbaren Sonnendurchmesser
— Viz« Tag — wie 60 : 1.
So war die 60 gefunden. Die Doppelstunde, das Kreiszwölftel, entspricht demnach 60 Sonnendurchmessern (Halbgraden). Der ganze Kreis
hat deren 720. Eine Eintheilung des Kreises in 720 Theile (neben der
in 360) war so gegeben. Wenn man dann weiter, was nunmehr sehr
nahe lag, die Gruppirung zu 60 auch auf den in 360 Grade getheilten
Kreis übertrug, also Bogen zu 60° abtrennte, so wird die Beobachtung,
daß die zugehörige Sehne gleich dem Radius ist, hinzu getreten, dergestalt
neben der astronomischen auch die mathematische Bedeutung der 60 (und
der 6) erkannt, und damit der Anlaß zum Ausbau des Systems gegeben
sein, dessen wir uns in der Zeitrechnung noch heute bedienen. Jedes

Zifferblatt unserer Uhren ist ein Zeugniß des lebendigen Fortwirkens jener
babylonischen Culturerrungenschaft.
Soweit Lehmann. Wie dem aber auch sein mag, mögen die
Babylonier auf diesem oder einem anderen Wege zu ihrem Serageiimalsystem gekommen sein, an seinem Vorhandensein, an seiner allgemeinen Verwendung
im Euphrat- und Tigrislande können wir nicht zweiseln. Von hier aus
hat es seinen Siegeslauf über ganz Europa angetreten. An Stelle der 5,
10, 50, 100 treten uns auf dem Boden der alten wie der modernen Welt
die 6, 12, 60, 120 entgegen. Das ist nicht zufällig geschehen, sondern
es ist im Wesentlichen bedingt durch die großen Vortheile, die die Zwölferrechnung bot. 12 ist durch 2, 3, 4, 6 glatt theilbar, 10 uur durch
2 und 5, und wir empfinden das heute lebhaft genug, wenn bei unseren
Münzen und überhaupt bei unserer ganzen Rechnung die Theilbarkeit
bei 5 aufhört.
Der Einfluß der Zwölferrechnung zeigt sich auf indogermanischem
Boden am frühesten bei den Griechen, weil uns hier die ältesten Quellen
zu Gebote stehen. In dem Schiffskatalog der Illas, der ja allerdings verhältnißmäßig jung ist, liegt er deutlich vor. Während sonst bei den Indoqermcmen die Hundertschaft die Grundlage der Heeresordnung bildet, befinden sich in den Schiffen der Böoter je 120 Mann. Ajax und Odysseus
geboten je über 12 Schisfe, Menelaos und die Arkader über 60, Nestor
über 90.
Man kann ferner an den Bund der 12 ionischen Städte erinnern,
daraufhinweisen, daß auch in Attila einst 12 Städte und 12 Phratiien bestanden haben sollen, und vieles Andere stellt sich noch leicht ein. So wurde
360 früh als runde Zahl betrachtet. Das älteste Beispiel sind die
360 Schweine des Eumaios (5Dd. 20). Aber man muß auf der anderen
Seite darauf hinweisen, daß das Zehnersystem in weitem Umfang bewahrt
blieb. In dem alten Recht von Gortyn sind z. B. die Bußen durchaus
nach dem Zehnersystem berechnet. 5, 10, 50, 100 sind hier die gewöhnlichen Zahlen. Nur selten tritt ab und zu die 12 auf.
Auf italischem Boden bildet in Rom das dekadische Zahlensystem durchaus die Grundlage der staatlichen Ordnnng. Zehn Häuser bildeten ein
Geschlecht, zehn Geschlechter eine Curie, zehn Curien die Gemeinde, wie auch
bei den Germanen die Hundertschaft eine große Rolle spielt. Aber bei den
Nachbarn der Römer, bei den Etruskern, herrscht die 12, ein Hinweis darauf,
daß hier der orientalische Einfluß bedeutend früher eingesetzt hat als bei den
Römern.
Es ist noch eine ungelöste Aufgabe, das Vordringen der Zwölferrechnung
auch nach dem Norden in seinen Einzelheiten zu verfolgen, aber es muß
dies, wie aus der Umgestaltung des Zahlensystems hervorgeht, sehr früh
stattgefunden haben.

So vereinigen sich also in Europa drei Zahlensysteme und bringen
jene Eigenthümlichkeiten hervor, die noch heute in unserer Cultur fortwirkeil.
Das babylonische Zahlensystem hätte aber vielleicht auf das indogermanische nicht einen so großen Einfluß ausüben können, wenn nicht hier
Anfänge vorhanden gewesen wären, die jenem System auf halbem Wege
entgegenkamen. Während es bei den Indogermanen noch Spuren einer
Iahresrechnung giebt, in der das Iahr aus 10 Mondmonaten besteht,
muß sich doch frühzeitig die Erkenntniß Bahn gebrochen haben, daß in viel
höherem Grade 12 Mondmonate einem Sonnenumlauf entsprechen. Und es
scheint sogar, daß man einen Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahr

herzustellen versucht hat, indem man am Schluß des Mondjabres von
354 Tagen 12 Tage hinzuzählte. Das sind die bekannten zwölf heiligen
Nächte des germanischen Alterthums, eine Rechnunzsweise, die merkwürdiger
Weise in Indien wiederkehrt. Auch hier ergänzte man das Mondjahr durch
12 Tage, die, wie der Beda es treffend ausdrückt, ein Abbild der
12 Monate, ein kleines Iahr, darstellen. Ob hier ein urzeitlicher Zusammenhang besteht, oder beide Völker selbstständig auf diese Art gekommen
sind, läßt sich schwerlich entscheiden, jedenfalls aber zeigt es, daß den
Indogermanen die 12 nicht ganz fer n lag.
Em anderer Punkt ist sicherer. Der Volksmund sagt noch heute:
Sieben ist eine heilige Zahl, aber wir haben es hier mit einer verhältnißmäßig jungen Einwirkung zu thun, die von der jüdisch-christlichen Woche,
und somit von der Bibel ausgeht. „Sechs Tage sollst Du arbeiten, und
alle Deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des
Herrn, Deines Gottes." Auch hier liegt in dem Abschnitt von sechs Tagen,
der die Arbeitswoche umfaßt, ein Einfluß babylonischer Ordnung vor. Es
kann dagegen keinem Zweisel unterliegen, daß die Indogermanen die Wocheneintheilung nicht kannten. Wie hätten sie auch, die Viehzüchter und Ackerbauer waren, auf eine solche Eintheilung kommen sollen? Das Vieh kennt
keine Ruhe, es will jeden Tag feine Nahrung haben; die Kuh muß jeden
Tag gemolken werden. Und der Landmann hat seine natürliche Ruhe im
Winter. In der Bestell- und Erntezeit braucht er jeden Tag nothwendig,
und unsere Gesetzgebung gestattet gerade ihm für diese Zeiten die Sonntagsruhe zu brechen und die Stunden zu nutzen. Für die Indogermanen bedeutet demnach die 7 nichts, die nur durch die Zahl der Wochentage ihre
Bedeutung gewinnt. Ihre Grundzahlen, die in mannigfacher Verwendung
uns entgegentreten, sind die Drei und deren Steigerung die Neun. Noch
heute sagen wir: Aller guten Dinge sind drei, und durch eingehende
Forschungen ist die allgemeine Verwendung der Drei und Neun für das
klassische Alterthum, die Inder und die Germanen nachgewiesen, eine Verwendung, die erst allmählich zu Gunsten der 7 eingeschränkt wird. Wenn
solche Verwendungsarten, wie wir sie auf diesen weit von einander getrennten
Gebieten, bei Völkern, die einst dieselbe Sprache gesprochen haben, derartig

häufig auftreten, wie es in Wirklichkeit der Fall ist, so haben wir ein
volles Recht, diesen Zahlen schon für die indogermanische Vorzeit eine große
Bedeutung zuzuschreiben, und bei genauer Beobachtung wird es vielleicht
gelingen, nicht nur die Allgemeingiltigkeit dieser Zahlen, sondern auch einzelne
bestimmte Gebrauchsweisen aufzufinden.
Ehe ich auf Einzelheiten eingehe, muß ich noch zweierlei bemerken.
Wie die 7 eigentlich 1-1-6 ist, so kann auch an Stelle der 9 die 10
treten; es sind 9 Tage voll vergangen, am 1(1. beginnen dann erst
die Feierlichkeiten und Uebungen. Thatsächlich wird die 10 sehr häufig an
Stelle der 9 verwandt, aber daß dies nur eine Erweiterung ist, geht aus
den Beobachtungen, die wir machen können, mit absoluter Sicherheit hervor.
Zweitens tritt als eine Steigerung der 9 des Oefteren die Zahl 27 (3 x 9)
oder 28 auf, w?für dann in der Zeitrechnung nach dem Monde einfach
ein Monat gesetzt werden kann. In den Trauer- und Reinigungszeiten
spielt dieser Begriff eine ganz bedeutende Nolle. Wie Alles, was tief im
Volke wurzelt, mit dem Glauben zusammenhängt und einen religiösen Inhalt
hat, so steht es auch mit der 3 und ihrer Steigerung, der 9. Sie haben
ihre Bedeutung im religiösen Cult der Indogermanen gewonnen, und mit
Recht kann man daher von einer mystischen und religiösen Bedeutung der
Drei- und Neunzahl reden. Karl Weinhold, der letzte Bearbeiter dieser
Frage, betitelt denn seinen Aufsatz auch: Die mystische Neunzahl bei den
Deutschen.
Die Dreizahl ist gewonnen beim Todtencult. Wie neuere Forschungen
gelehrt haben, hegten unsere Vorfahren, die Indogermanen, wie viele andere
Völker der Welt den Glauben, daß die Seele nach dem Tode fortdauere
und ein Leben weiterführe, wie der Mensch es in dieser Welt gehabt hat.
Das Hauptbestreben des Lebenden war nun darauf gerichtet, seinen Sohn
mit dem Gedanken an die Kindespflicht zu erfüllen, für den Gestorbenen
Speise und Trank zu besorgen, für ihn zu opfern. Das konnte dieser
natürlich nur thun für die feiner Vorfahren, die er gekannt hat. Mehr als
drei können das für einen erwachsenen jungen Mann kaum sein. Und so
werden denn auch in Indien drei Väter verehrt. Einen vierten giebt es
nicht. Von hier aus, vielleicht auch aus anderen Quellen, hat sich die
Geltung der Dreizahl ausgebildet, die den ganzen chthonischen Dienst des
klassischen Alterthums wie der Juden beherrscht. Am dritten Tage wird
der Todte beigesetzt, drei Kleider werden ihm mitgegeben zur Unterwelt,
wo er dein dreiköpfigen Kerberos und den drei Todtenrichtern (Triptolemos)
und zuletzt der Trias Hades, Demeter, Persephone begegnet. Oben am
Grabe findet dreitägige Leichenwacht statt, und am dreißigsten Tage oder
nach drei Monaten ist die Trauerzeit beendet. Dreimal wird der Todte
gerufen, dreimal wird das Aroallied gesungen, drei Thiers werden geschlachtet.
Und von diesem Gebiet hat nch die Dreizahl nach allen Richtungen verbreitet. Drei Parzen, drei Moiren, drei Nornen giebt es. Bei den

Inder n und Griechen bestehen drei Welten u. f. w. Gleiches gilt von
der Neun.
In der alten Puppenkomödie von Dr. Faust heißt es: Im Namen der
mächtigen Zahl drei, im Namen der kräftigen Zahl neun und im Namen
der unendlichen Zahl elf beginne ich, Iohann Faust, das große Werk der
Beschwörung. Auch in Goethes Werk muß Faust dreimal „herein" rufen,
ehe Mephisto näher treten darf. Ganz gewaltig ist das Material, das
Weinhold in seiner Arbeit angeführt hat; aber gewiß ist es noch nicht
erschöpft. Es wird noch vieles Unbekannte im Volke stecken.
So ist auch in diesem Punkt die Gegenwart mit der Vorzeit durch
eine ununterbrochene Kette verbunden. Aber es ist doch offenbar, daß sich
an die 3- und die 9-Zahl leicht die 6 und 12 anschließen konnten, um die
Zwölferrechnung weiter einzubürgern. An Stelle der 9 tritt aber im
Laufe der Zeit unter kirchlichem Einfluß mehr und mehr die 7, wie
Weinhold in seiner Abhandlung gezeigt hat. Und auch andere Zahlen
dringen unter dem Einfluß der Bibel ein. Das Leben bedeutender Männer
suchte man in seinen verschiedenen Perioden an biblische Persönlichkeiten
anzugleichen. So geschah es mit Wulsila, dessen Lebensabschnitte man
mit denen Davids verglich und dannach modisicirte.
Und noch eine andere Zahl hat ihre Geltung wesentlich durch die
Bibel gewonnen, die Zahl 72. Anknüpfend an den Völkerkatalog in der
Genesis, sucht man jedes Mal 72 Völker aufzuzählen, wenn es sich darum
handelt, die Menge der bekannten zu ordnen. In einem altdeutschen Liede
heißt es von iusistsr Irou^omunt, daß ihm 2>vsi nncl sibsri?«o
1ai,r Kunt sind, und in einem altenglischen Gedicht treten uns wirklich
72 Völker entgegen. Aber wir haben es hier überall mit gelehrten Ueberlieferungen zu thun. So recht voiksthümlich ist diese Zahl nicht geworden.
Fremdes und alteinheimisches Gut mischt sich, wie wir gesehen haben,
auch in der Geltung, die unsere Zahlen haben. In unserem Maß- und
Gewichtssvstem waren wir bis vor Kurzem von Babylon abhängig, wie
wir es in der Zeitrechnung noch sind. Und diese wird uns, da sie wohl
schwerlich je geändert werden wird, stets an das erinnern, was wir dem
größten Culturreich des Alterthums verdanken.

pan.

Dramatisches Gedicht in einem Act.

von

Gustsv Zsger.

— Berlin. —

Personen:

Der Alte. Der Hirt.
Das Mädchen. Ein Partherfiirst.

Zeit: Zweites Jahrhundert n. Ehr. Eine Euphratlandschaft.

Line blShende Einsamkeit mit Palmen und astatischer Flora, Zn der Mille des Hintergrund» ein kleiner
Hiigel, ans dem da. Madchen stg« und sehnsSchtig in die Lerne staert. Hink, eine bescheidene Hätte neben
dem Lingang eine Ruhebank. Her Alte, eine edle Gestalt in weißem Bari und Haar, sigt auf derselben,

Ver Alte:

Man hört den Gang der Zeit zn dieser stunde,
Die kaute der Natur, es spricht die ?onne
Mit dieser Einsamkeit. Ein miider Friede
Liegt auf den Ercaturen, vor der Nacht
vorschlummer halten sie; — sie träumen auch,
wie in der Nacht, von Gutem und von Bösem.
Erwachen sie, lacht noch der helle Tag,
Das ^onnenkind, der lichte Freund des Lebens,
Und laßt sie jedes Traumbild schnell vergessen,
Das in der dunkeln Nacht nicht weichen will.
Auch ich hielt kurzen Schlummer, und ein Traum
Zog durch mein Hirn. In Waffen sah ich mich,
U?ie einst als Mann im besten Lebensalter,
Und jede Muskel zeugte frische Kraft,
Und diese weißen Haare waren braun;

Ein Schild trug dieser Arm, der schwang ein Schwert;
Und rothe Lippen riefen übermüthig
Nach Schlachtenruhm, nach grünen Lorbeerkränzen,
Und diese Erde war zu klein für mich!
Da zog ich aus. Unzählige mit mir,
Zerstörte Städte blieben hinter uns,
Erschlagne starrten in den blauen Himmel,
von Blut troff meine Hand, doch weiter, weiter
Trieb unaufhaltsam mich der Dämon Ruhm
Und härtete mein warmes Herz zu Stein.
Da sah ich einmal eine arme Mutter
Zu meinen Füßen, weinend bat sie mich:
„Sieb mir mein Kind zurück, die letzte Tochter,
Ich sterbe, wenn Du mir mein Kleinod raubst!"

Durch diese Worte aber sah ich erst,
wie schön das Kind, und das Gefühl der Macht
war stärker als das Mitleid, sterben ließ ich
Die arme Mutter — und das Kind verderben —
Und unter Tubatönen zog ich weiter,
Dem Dämon Ruhin nach, bis ich es erreicht,
was ich erstrebt. Ich stand zunächst dem Thron!
Und sprach der König, sprach er meine Worte,
Regierte er, that er nach meinem willen.
Und sah ich finster, zitterte ein Reich!
Da kam auch meine Stunde, wildes Schreien
Des ekeln Oöbels brüllte dem Gestürzten
Ein schmachvoll Grablied, Fenerbrände flogen
In den Palast, fein Gold und Marmor brannte
Drei Tage; mitleiddunkel ließ die Nacht
Mich fliehen, Niemand sah mich fürder,
Man glaubte mich verkohlt; — jahrzehntelang
Zog ich allein, allein durch diese Welt,
Die zu erobern ich mich einst vermessen.
Da ruhte einmal ich auf öder Stätte
Von meinem Wandern aus. Bekannt kam mir
Die Gegend vor, jetzt half mir die Erinn'rung.
Das mar der Brt, wo das vergeb'ne weinen
Der ärmsten Mutter an mein Vhr getönt.
Doch seltsam, keine Rene saßte mich.
Nur Ueberdruß des Lebens raunte mir:
„Seh sterben, alter Thor!" sarkastisch zu.
Ich wollte sterben — doch ein wimmerlaut
Aus einer unbemerkten Hütte ließ
Mich diesem Klange nachgehn, und ein Mädchen,
Blutjung noch, fand ich neben einer Tobten.
Die Züge kannt' ich, schien es mir, ich frug
Nicht lange und begrub die Todte still;

Großmutter nannte sie die Kleine, diese
Nahm ich mit mir; die blnh'nde Einsamkeit,
Die meilenweit hier wuchert, nur bewohnt
von einem Hirten, wurde unsre Heimat. —
Der Traum ging hier zu Ende, oder war es
Die Wirklichkeit? Wohl Beides. — Sinnen — Träumen
verwirrt den alten Kopf. — Beschütz uns, panl
Beschütz uns, pan, und halte fern die Welt!
VsK.«sdchen:
was sprachst Du, Vater? Riefest Du nicht pan?
Ich hörte ihn schon oft; die Abendsonne
Lockt ihn hervor, mit sanftem Flötenton
weckt er das Echo, und der bleiche Mond
Löst seiner Nymphen zartes Silberkleid
In weißen Nebel auf, nach tollem Tanz.
Kein sterblich Auge darf ihn überraschen,
Doch seiner Flöte Klänge gönnt er uns.
Und leise schleicht mit süßer Melodie
Die Sehnsucht in das unbewachte Herz.
Ver Alte:
Mein Alter ließ mich längst die Zeit vergessen,
Auch Deine Jahre zählt' ich nicht, wie alt
Magst Du wohl sein? Ich rechne sechzehn,
Denn Deine Worte künden dieses Alter
Der ungestillten Sehnsucht. — warte, Mädchen,
Nur eine kurze Spanne Zeit, und Du
Begräbst das Sehnen und begräbst das Hoffen,
Und Ruhe gilt als Glück des Daseins Dir.
VöA ^Mädchen list vom YSgcl hcrabzestirgen):
So spricht das Alter, das sich ausgelebt,
Bei dem ein Tag dem andern gleichen soll,
Eintönig, farblos, schläfrig hindämmernd,
Der Jugend ihre schnellen pulse neidend;
Und doch mar Alles einmal selber jung,
Das heute alt und grau und höchst verdrießlich.
Des jungen Lebens junge Stimmung kümmert.
Auch Maro spricht schon so, er liebt die Ruhe
Und seine Heerde; selten höre ich
Ein warmes Liebesmort von ihm, er weiß es.
Ich bleibe ihm. weshalb soll er sich plagen?
„Mein gutes Kind, Du liebe Cora". weiter
Hab ich noch nichts gehört, und dazu zwingt er sich.
Ich bin recht unglücklich, jawohl, das bin ich!

Ver Alte:
Bist Du nicht ungerecht, mein gutes Kind?
Dein Urtheil ist nicht klar, es kann nicht klar sein.

Gustav Jäger in Berlin.
In Deiner Jahre vollstem Iugendstrom,
Da denkt ein Jedes so, und leicht vergißt
Es seiner Ruhe Hüter, lohnt mit Undank
Und schilt dann kalt und lieblos seine Freunde,
Die freudig, ohne Zaudern, tausend Mal
Ihr Leben gaben, galt' es Deins zu retten.
VaK Mädchen:
Die Probe bleibet Maro wohl erspart.
Auch ist sein Hirtenstab ein schwaches Pfand
Für meinen Schuh, Dein Schwert ist alt und rostig.
Und Maros Hund hat keine Zähne mehr.
Da blieb uns nur die Flucht, doch fehlen Rosse,
Mir stehen wehrlos jedem Feind vor Augen.
Vcr Zlltc:
Behüte pan uns vor der Waffen Klang
Und weise keinem Störenfried den weg
Zu unsrer Hütte; freilich sind wir arm,
Und keine Beute wär' bei uns zu finden,
Doch ist einmal des Menschen Gier erweckt,
So nimmt er Alles, Thiere und auch Menschen.
Behiit' uns Pan vor jedem Störenfried!
Die Welt hat reiche Länder, reiche Städte,
Die ziehen Kricgssturm an, wie ein Magnet
Das Eisen unablässig an sich zieht,
wir liegen fern den großen Straßen, und
Die Fluth des Lebens wogt wohl nie zu uns.
VsK Mädchen:
Ich aber möchte große Städte sehn;
Du hast mir viel davon erzählt und hast
Die Phantasie mit Deinem wort entfesselt.
Nun will ich meinen Theil am reichen keben.
Das ist nicht unbescheiden, leben doch
In jenen Städten Ungezählte, und
Was sie nur wollen, das genießen sie
Dort täglich fröhlich, ohne daß es Sünde. —
Hast Du mir nicht von Rom erzählt — von Rom?
Der nimmergleichen Stadt, von ihren Tempeln.
von ihren märchenhaften Kaiserbanten.
von Marmorhallen und von Feengärten,
wo der krvstallne Strahl der Wasserbecken,
Ununterbrochen auf zum Himmel rauscht.
von Bädern sprachest Du, aus Gold und Marmor,
Und von Theatern, die so riesengroß,
Daß hunderttausend Menschen keine Zahl
Für ihren Raum; — hast Du das nicht erzählt?
(vn Alle nicke langsam)
In solcher Stadt wohnt ewig heitres Leben,

Die Luft klingt von Musik,'von frohen Rufen,
Und in den Straßen wogt ein bunter Schwärm
voll Lebenslust, das Auge weidet sich
An reichster Pracht und Schönheit, was den Körper
Nur immer schmückt, liegt in den Laden aus.
Und goldbeschwerte Hände kaufen gern.
Und ich — ich hätte Gold und möchte kaufen.
Ver Zllre:
wie kam das Gold zu Dir, Du irrst Dich wohl?
Es nahm Dein Unverstand ein glänzend Ding
Für gleißend Gold. Zwar möglich war' es schon,
Daß auf den Halden dieser Einsamkeit
verlorne Münzen einzeln sich noch fänden.
Ein unbestimmtes Wissen will erzählen.
Daß hier einst eine Stadt, volkreich und groß.
Zu Grunde ging, Gewölbe, Mauerrcste,
von Epheu übergrünt, bezeugen noch.
Daß hier ein wcttersturm der Weltgeschichte
Sich ausgetobt; — ich kenne solche Stürme, —
vorbei — vorbei! — kaß sehen, Kind, Dein Gold.
VsK böslichen !t,a> ein Diadem gebrach! und giebt es dem Alien):
Es ist ein glatter Reif, ich fand ihn dort,
Ivo in den See der kleine Bach verläuft
Und hohes Schilf und Binsen üppig steht.
Er war mit Lehm bedeckt, ich rieb ihn blank.
Nun glänzt er fröhlich in der hellen Sonne.

Wer Alte:
Ein Diadem fürwahr von echtem Gold
Und edler Einfachheit. — Hier sind auch Worte
Inwendig eingegraben. — Müht Euch. Augen,
An lang entwöhnter Schrift. — Jetzt Hab' ich es:
„Tamara" heißt das erste wort — das zweite:
„Regina". — .Königin Tamara", wo
vermodert wohl die Stirn, die dies einst trug?
VsK Mädchen:
Die Stelle, wo der Reifen lag, ist seicht.
Und durch das helle Wasser schimmerte
Ein bleicher Schädel, Knochen lagen mehr
In seiner Näh! versuchen mußte ich,
wie mich der Reifen schmückt, ich zwang ihn fest
In meine Haare, Sagen sollte mir
Das spiegelklarc Wasser, ob ich schön sei,
Da stört mein Fuß die feuchte Fläche. Ringe
Durchzitterten das Naß, der Schädel schien
Mich anzulachen, — furchtsam lief ich fort.

Ver Alte:
Es ist ein Gruß aus jener Welt, mein Kind,
Nach welcher Du Dich sehnst, verstehst Du ihn?
Er lehrt Dich mehr, als alles Erdenmiffen.
Er spricht zu Dir: „Die Herrlichkeit ist eitel,
Und jedes Glück der Erde ist begrenzt!"
i«lcine pause.)
verzeih mir, Madchen, weiß ich doch, Du liebst
Die Sprache nicht, wie sie das Alter liebt.
Gönn' mir ein freundlich Auge, schmücke Dich
Noch einmal mit dem Reifen, laß mich sehn,
wie sich die Unschuld mit dem Gold verträgt.
VsK Mädchen ^«, viadem aufsetzend):
Jch habe keinen Spiegel, also muß ich
Den Händen nur vertrauen, doch ich fühle,
So ist es gut, wie ich ihn jetzt befestigt.
Ver Alte:
Gewiß ist es so gut, schon allzugut.
Das Gold schmückt immer die Notur als Sieger
Am besten mit sich selbst und heißt dann Kunst.
Die Rose weicht bescheiden seiner Macht,
Die Deine Brust ziert. Sah Dich Maro so?
WsK Mädchen:
Er sah mich so, und feine Worte kränkten.
verdrießlich sprach er: „Goldblech!" und ging hüten.
Doch mochte er bei seiner Heerde fühlen.
Daß er mir weh gethan; da bracht' er mir
Als Sühne vorhin diese wilde Rose.
Ver Alte:
Gut meint es der, der schnelle Reue fühlt!
VsK Mädchen:
Doch soll er mir die kleine Freude gönnen.
Ver Alte:
Er gönnt sie Dir. rauh scheinen seine Worte,
Und die Empfindsamkeit versüßt sie nicht,
V«K Mädchen:
Nur selten wird er weich, dann schämt er sich
Und zürnt, daß er sich so vergessen konnte.
Ver Alre:
Sein Leben wuchs in dieser Einsamkeit,
Nie lernte er der Worte Schmeichelei.

Hoch bricht einmal ein sonnenheller strahl
Aus solch verschlossner Brust, dann schmilzt vor ihm
Der Groll zu um so edleim Glück zusammen.
(ver t?ornton klingt näher, Beid? horchen erschrocken.)
Zeltsam, ich hörte früher schon den Ton,
Doch nahm ich ihn für Täuschung, aber diesmal
Irrt' ich mich nicht, sprich Maro, was es giebt?
(Bei den lehlen Worten ist der Hirt Maro h«reingeßtlrzt, er trägt einen Hirtenstab in der Hand,)
Ver Itzirt chastig, stch Sster umsehend):
Ist Tora hier — Dank Panl Sie muß sogleich
In sicherstem versteck verbergen sich,
Auch Du mußt mit, es droht Gefahr, ich will
Gedeckt hier Wache halten, bis vorbei

Die dunkle Wolke, die mit Sturm uns droht!
Ver Alte sben da, Mädchen ängstlich »mschlnngen hat);
Das arme Madchen zittert. Fürchte Nichts;
So schlimm es Maro deucht, wird es nicht sein.
(In Maro,)
Erzähl' uns schnell, damit wir schneller handeln.
Der Hirt:
Bei meiner Heerde hielt ich einsam wacht
Die letzten Nächte. Gestern sah ich nun
Um Mitternacht im Osten rothe Wolken.
Tin seltsam wolkenspiel, so dacht' ich anfangs.
Doch röther wurde stracks der Himmel, röther;
Ts war ein großer Brand, zwar weit entfernt,
Doch ließ er Schlimmes ahnen. Heulend sang
Mit einem Mal unheimlich jetzt mein Hund
Tin Klagelied, so jammernd, daß mich selbst.
Der ich nicht furchtsam bin, die Angst ankam.
Tin seltsam Flüstern zog durch Schilf und Busch.
Als wenn Nachtgeister leise sprechen möchten,
Und endlos ließ der Morgen auf sich warten.
Der Alte:
Uns keine Furcht zu machen, schwiegest Du?
Ver Hirt:
So ist es, sollte ich Tuch ängstigen,
wo Helios ungetrübt den Tag erhellte.
Sollt' ich ihn sinster machen. Dir und Tora?
Ich wähnte tagweit die Gefahr, so weit
Als Städte liegen, doch es müssen
Die Schaaren Nachts marschirt sein; kommt hierauf.
sLr sShrt ste ans ?en rlwel,)
Da seht, die wilden Teufel wälzen sich

Durch unsre Fluren. Ewig glaubten wir
Uns ungestört, nun führen böse Geister
Den Zug durch unsre Heimat, Bückt Euch schnell.
Der Führer dort zu Roß hält an und läßt
Die Augen suchen. — Jetzt entdecken sie
Die Heerde, — weh, mein armer Hund ist todt, ein Speer
Fuhr blitzend in sein kläffend Maul — und jetzt —
Und jetzt — flieht, Vater, flieht mit Cora. schnell.
Es hemmet nur der Sumpf noch ihren !veg.
Doch stieg der Führer schon rom Roß und späht
Herüber, sein verdacht scheint rege, nun
Land er den schmalen Fußpfad, er befiehlt
Den Rotten, scheint es mir, zu warten dort. —
Schnell fort in die Gewölbe, denn man hat
Mich schon gesehn.
So flieht doch, — flieht doch. — flieht!
VsS Mädchen:
Und Du willst bleiben? Vater, bitte ihn,
Mit uns zu fliehn, vielleicht sah man Dich nicht.
Ver yirt:
Des Führers Auge sah mich ganz bestimmt.
Er winkte mir, ich bleibe, denn nur so
Kann ich Euch retten, Niemand sucht man sonst.
VsS Mädchen (fest,:
wenn Du bleibst, bleiben wir!
Ver Itziir istchrn«:
wenn Ihr mich liebt.
Bei Eurer kiebe bitt' ich Euch, fort, fort!
VsS Mädchen:
weil wir Dich lieben, bleiben wir, allein
Darfst Du nicht bleiben, komm —
Ver Vitt ^eMg):
Ich darf nicht, wer
Giebt mir Gesetze, bin ich nicht mehr frei?!
VsK Mädchen:
Du bist es mehr als je, wir sind es Alle!
Ver Alte ldazmischcinrelend, -Mehrt die Gefahren nicht durch Unverstand!
Ver Hirt,i,ef,igi:
was sagen Deine worte. sind sie wahr?
VsK Mädchen M«iz):
Noch band uns keine Hand, ich sprach die Wahrheit!

Ver Hirt:
So helf' uns pan! Zur Rettung ist's zu spät!
Vec Mrtgerfürst
(ist mährend der legten Worte mit bloßem Schwerte von link schnell ausgetreten, Slänzende RSstung, roelch» verstaubt ist and «ampsspuren zeigt. Der Zille und der lyirt haben stch schätzend vor da» Mädchen gegellt, so daß ste der parther ansangs nicht steht):
so sah ich doch recht, als ich Menschen sah!
(Mißtrauisch)
Seid Ihr allein, bei Eurem Leben, sprecht,
Leid Ihr allein? So sprecht doch endlich, oder
Liegt hier ein Hinterhalt von seigen Römern?
Ich ruse meine Krieger, tödte Euch,
Nicht einmal, tausendmal — beim Moloch, sprecht!
Ver Alte-Herr, doch Du bist mehr als Herr, ein Feldherr —
So sagt mir Deine Rüstung. —
Ver Psrtgerfürst (stolz,-Königsblut
Schwellt meine Adern, wenn auch selbst nicht König.
Gelt' ich als sein verwandter doch so viel,
wie nur ein König. — sprich jetzt kurz und schnell,
Ver Alle:
wir sind allein. Seit Iahren sind wir es.
Sei ohne Furcht
Ver psrtgerfürst (hes,ig ausbrausend,:
Ich Furcht! was sagst Du da.
Beschränkter Thor!
(Drohend)
wähl' Deine Worte besser,
(höhnisch)
Ein parther Furcht!? Hast Du das schon gehört!?
Das Alter hat Dich blöd gemzcht, genug —
Ihr seid allein —
(nieder mißtrauisch)
Beim Moloch, ganz allein?
Denn sonst! —
Ver Alre (emf.,ch:
Ich liige nicht; wir sind allein.
Vec Vsrtgersürst:
was macht Ihr hier in diesem Trümmerfeld?
Ver Alte:
Der Jüngling ist ein Hirte, ich bin alt
Und warte auf den Tod.
2.',*

Gustav Jäger in Berlin.
Ver Vsrtgerfürst:
Den Tod? — vielleicht
Stirbst Du noch heute, wenn es mir beliebt.
Ver Alte:
Herr, wie Du willst; nur schone Jene dann.
Ver Mrrgerfürst (auffahrend, Mieder mißtrauisch):
wen noch? —
ỈLi steht da, Mädchen; zum Hirten, welcher schätzend oor ihr stehi>
Tritt weg —
(Zum Alten:)
Ist das Dein «ind?
iver Alte nickt,)
warum
versteckt sie sich, ich will sie ganz besehn.
vielleicht ist sie dem Königssproß Vrodes,
Zur Sklavin grade gut.
Beim Feuergeist I
Das ist ein Fund und lohnet mir den weg!
Schön bist Du, Mädchen, wie das reinste Feuer
Und bald wird Deiner Schönheit besser Recht
In (Sold und Purpur, als in grobem Stoff.
(Er saßt ste bei der Hand,)
Dort warten meine Reiter. «Lilen wir!
iwill ste fortziehen:)
Ver Älte (trin ihm in den lveo, nachdem er den drohenden Hirten zmSck^«dolten):
Laß mir mein Kind, Du bist ein Königssohnl
Ver Vsrtgerfürst:
Dein Kind? Du träumst wohl, Alter? Sich doch hin,
Ein Diadem von Gold krönt ihre Stirn.
Sie ist mir gleich, — nicht Euch — Und gleich zu gleicht
Lebt wohl!
iwill das widerstrebende Madchen mit fortreißen.)
Dss Mädchen wehend):
Herr — Fürst, Du willst mich ängstigen
Und meinen Vater und den armen Hirt.

Denn arm sind wir. Sich jene Hütte dort,
Armselig, klein, zum Schutz nur für die Nacht
Und fur des Wetters Unbill aufgerichtet,
Nur wenig Habe ist in ihrem Raum.
Ein niedrer Herd, ein Tisch und eine Bank
Und viel benutzt' Geräth, ich wage nicht
Zu bitten Dich, dort einzutreten, denn
Dein prachtgewöhntes Auge würde Spott
Und Zorn zugleich empfinden, weil ich Dir
Den Anblick zugcmuthct, ungewohnt

pan.
Dem königlichen Herrn. — Das Diadem
Ist wirklich Gold, und gern geb' ich es Dir.
Ich fand es, wo der Bach im See verläuft.
Einst trug es eine Königin, so sagt
Die Inschrift, die mein Vater mir erklärt.
Berührt es Deine edle Hand, so wird
Der Armuth Hauch, den es durch mich empfing.
Hinweggetilgt. V nimm es, reicher Fürst,
Zu Deinem Reichthum. Lasse Jenen mich
Armselig Ding. Sich, wie sie traurig sind.
Denn daß Du mich willst, kann ein Scherz nur sein.
Ein Augenblick der Laune, doch zuletzt
Siegt Deine Großmnth. —
Vcr Vsrtgerfürft cfi'st", dann leidenschaftlich):
Scherzen? Sch' ich aus,
Als scherzte ich? Die Römerhunde haben
Mir Ernst gelehrt. Seleukias Flammen
Umbrausen noch mein Ghr, die hohe Burg
von Ktesiphon ist Asche, und das Reich
Der Parther bebt vom Legionensturm I
Das ist wohl auch ein Scherz? Sie folgten uns,
Doch schneller waren wir, nun glauben sie
Uns südlich ziehend durch bewohntes Land,
Doch kämen sie hierher, sie sprächen nicht
Ein wort; doch desto schneller nähmen sie
Für ihren Markt in Rom das Mädchen hier,
Das ich als Erster nehme, Römerrecht
Ausübend —
lLnifernter Hörnt»n,)
Das gilt mir. Fort!
<Lr will mil dem Mädchen sarteilen, der Hirte wirft stch ihm enlgegcn.)
Ver Hirt:
Räuber, steh!
Ich schlag' Dich todt, läßt Du das Mädchen nicht!
Ver Vsrrgerfiirst sverschilich):
Du Narr! Jch schenke Dir Dein Leben! Fort!
lver Hirt will Ihn mit dem Hlrtenstabe schlagen, doch ein 5chmerthieb de, pcirthe»
Noch einmal, bleibe leben —
(vi-. Mädchen sträubt stch in srinen Armen,)
Mädchen, soll ich
Nach Hilfe rufen? wehre Dich nicht, sonst
Spürst Du die Fäuste meiner Reiter, fort!
V«K Mädchen (in höchster Angst):
wo bist Du, vater — Maro, — Maro, — ach,
Erwürge mich, doch laß mich hier —

L'er Mrllierttirst (»m ste forttragen):
Du kommst,
Ich trage Dich.
(Spö„sch,
Ei seht, der Alte will
Mit seinem Schwerte fuchteln.
Ver Alte
list während der legten Worte in die tzötte gestürzt und kommt mit einem Schwert bewaffnet wieder, mit
Ja, ich will
Mein Kind vertheidigcnl Nicht allzuleicht
Sci Dir der Raub, wenn ich schon slerben solll
lSefech,.,
Z?er Vsrtgerfürst:
Das klingt schon besser als der Hirtenstab
Und schmeckt nach Uebung —
(Kein Alten wird da, Schwert «u, der Hand geschlagen. ver parthc', spöttisch, mitleidig?
lVch, da liegt Dein Schwert I
<zornlg,
Nun müßt Ihr Beide sterben, doch nicht ich

Beschmutze mich an Euch, ein halbes Dutzend
von meinen Kriegern mache Euch den Garaus.
Ein Spaß für die, was mir zu langweilig.
Die schöne Kurzweil nehm' ich mit mir sort.
Komm, wilde Taube
Do> Madchen dal stch wahrend der letzten Worte schätzend vor den in die rlnle gesunkenen Alten und den
Hirten gestellt.)
VsK Mädchen:
Herr, ich geh' mit Dir;
Gewiß, ich gehe gern. Freiwillig geh' ich,
Doch lasse Jene leben, sei barmherzig,
Du hast gesiegt: was nutzet Dir ihr Tod.
Ver Mltgerfürst iflnsterz:
Sie müssen sterben, haben sie mich nicht
Bedroht und angegriffen? schlug mich nicht
Ihr Stab und Schwert, den Partherfürst Brodes!?
Soll ich nur immer der Geschlagne sein
von Römern, Hirten gar und einem Greis?
Beim Moloch, danken sollen sie es mir,
Venn einSpeerstoß ihr faules Leben endetI
ViZK MgdcheN (in Zorn und Verachtung):
5o hör' auch mich! Doch keine Gnade mekir
Heisch' ich von Dir: sie fände doch kein Vhr
Bei einem Parther, meinen Stolz hast Du
Geweckt. Die schöne Regung Mitleid, die
Dein Schicksal anfangs mir entlockt, ist fortI

Pan.
Du willst ein Feldherr sein? Ein Mädchenräuber
Bist DuI Unehrenvoll Dein Raab, den,i wir
Sind schutzlos. Hätten tausend Schwerter mih
vertheidigt, war' es eine Heldentchat
Gewesen! So ist's nur gemeiner Raub
Des Flüchtlings, der für seine tolle wuth
Ein wehrlos Bpfer sucht. Ein schwaches Kind!
Kann ich dafür, daß Dich die Römer schlugen?
Kein Wunder, denn Du kämpfst mit Mädchen nurI
Ver Mrtgersurst:
Kein wort mehr, fort!
VsK MZsdchrn:
Ich aber rede noch,
So lang' ich eine Zunge habe, denn
wer leistet mir Gewähr, daß Du sie nicht
Im nächsten Augenblick durch Deine Reiter
Mir aus dem Halse reißen läßt!
Der Vsrtgrrsürst:
Bin ich
Denn ein Barbar? Du sagst mir wort?, Mädchen,
Die nur die Angst entschuldigt, will ich Dir
In meinen Städten doch ein Dasein schaffen,
Um das Dich eine Fürstin neiden wird.
Ich will —
WgK Mädchen (nn,erbiechen>):
Genug, genug, versprich mir Nichts,
Ich heischte Nichts von Dir, sah ich in Dir
Doch den vertriebnen Helden, fühlte Kammer
Mit seinem kose. Anders ist das jetzt.
Ich hasse Dich, wie Du die Römer haßt.
Und ist in Deinen Händen auch mein Leib:
Mein Herz bleibt hier in dieser Einsamkeit
Bei meinen Todten — —
Ver MrlgerfÜrst kurzem «ampf, entschlossen):
Sie sterben nicht! — So komm —
(Lr will m l rem Mädchen abgehen, der Hirt tritt ihm noch einmal in den tveg.1
Ver Virt (stehend, demSihig):
Nein, nein! Nimm mich! Ich will Dein Sklave sein!
Auch ich bin jung und kräftig, wohlgestaltet
Und willig Dir zu jedem Dienst. Nimm mich!
Ver V«rtgersttrst (abwehren»:
Ihr Thoren! — kcbt in Frieden! Mädchen, komm!

Gustav Jäger in Berlin.
Ver Alle (wie der r?iri):
Noch einmal — lasse mir mein Kleinod, sieh,
Ich flehe auf den Knien, sei gerecht!
Ver V^rtgecfürst (stolz):
Ich bin es! Leben gilt für Leben!
iZum Mädcben)
Komm!

VsK Mädchen:
Gern folg ich Dir, doch laß mich noch ein wort
Zu meinem Vater und zu Maro sprechen.
(Zum Alten und Mar« gewendet, dir zu ihr getreten stn>)
Ihr bleibt zurück. Das Leben leuchte Euch
Noch lange. Ungetrübt und glücklich sei
Dein Abend, Vater, Dir und Maro Dank
Für Euren Schutz und Eure Liebe, Van
wird Euch vergelten, was Ihr mir gethan!
Ich wünschte weltlich. Hart bin ich bestraft.
Das Schicksal will es so. Nun wohl, es sei.
Auf meinen Scheitel lege Deine Hand,
Mein Vater, mir noch einmal, segne mich.
Und Deine Lippen, Maro, sollen mich
Zum letzten Male küssen. V, wie schön
war unser Leben, bis ein Gott uns zürnte!
Ver Alte IzuM partherfSrsten):
Die Nemesis hat mich erreicht, es ist
Gesühnt die schlimmste That, die mir ein Traum
Erst heute zeigte, war ich doch wie Du
Einst unbarmherzig gegen Iammerlautc
Der höchsten Angst. Es schrie sie eine Mutter!
Du übst Vergeltung, denn es will der Gott,
Der diese weiden segnet, Lauterkeit
Der Menschen, die mit ihm die reine Luft
Einathmen. Jedes Erdgeschöpf erfährt
vor seinem Ende noch Gerechtigkeit,
Und willenlos vollstreckst Du jetzt das Urtheil!
Ver Psrtgerfürst (stolz):
Ich will es so. Nicht das Verhängnisz!
Ver Alte (fest und ruhig):
Nein!
Du bist nur Werkzeug einer höhern Macht.
Dünkst Dich ein Gott und bist doch willenlos.
Denn was Du thust, das thust Du, weil Du mußt!
Ver Psrtliersürst csi°iz, höhnisch, -Du willst das Mädchen retten, ganz umsonst
Sind Deine schlauen Worte, und Dein Gott
Thut mir, was ich will!

van.
Ver Site (sehr fest,:
Nein, Du mußt es thun!
Du unterliegst dem willen der Vergeltung,
wie ich ihm unterliege, vorgeschrieben
Ist Deine Thit. So weit geht Menscheiiwille.
Ver Mrtgerfürst (hochmSthig,:
Und wenn ich anders will!
Ver Alte (ruhig, mitleidig):
Du kannst nicht!
Ver Mctgersürst (st^l,,:
Nicht?
Ver Alte (abwehrend. ruhig):
Geh, Werkzeug, geh' und ende unsre Vual!
Ver Mrlgerfürst (z^nig, unstcher):
Mein Wille ist mein Wille, Niemand soll
Ihn anders drehen!
Ver Alte (feierlich):
Dennoch zwingt ihn Einer!
Ver ZSsrtgerfürst:
wer?!
Ver Alte (feierlich erl,aben,:
Der große Van! — Sein Wille ist Dein Raub!
Lebt wohl! — Komm, Maro.
(Lr wendet stch, auf diesen gestigt, hinweg und laß, stch langsam sortzeleiten,)
Ver MrtgerfKrft (spanend nachrufend,:
Geht zu Eurem van,
Ihr Narren, ich will Euch nicht hindern —
tD« Mädchen, welch» der Parther an der lZand gefaßt halt, staert schmerzlich zur Erde, da fällt ihr Blick auf das am Baden liegende Schwert d.» Alten, ste entreißt stch dem panher, ergreist die Waffe und will stch dieselbe in's Herz stoßen, wird aber vom Parther mit schnellem Griff daran verhindeit, welcher ihr nach kurzem Kamvf die Waffe entwindet,)
Ei!
worthalten nennst Du das? war ich nicht schnell,
So sah ich wieder eine Leiche mehr.
Der ich genug schon heute sah. zuviel
Ist nie gesund.
(ver Alte und der Hirt stnd erschrocken wieder vorgetreten, der Partner ruft Lrsterem zu)
He, Alter, nimm Dein Schwert,
Schlag' Mäuse damit todt, dazu ist's gut!

(5r hat wahrend der legten Worte verächtlich das Schwert betrachict, mit wachsender Aufmerksamkeit)
Doch nein, das ist kein Schwert für Mäuse, denn
Lügt nicht mein Auge, so erkenn' ich es
Als Vartherschwert I Am Griff die Krone hier

Gustav Jäger in Berlin.
Mit ihren Zeichen sagt mir schrecklich deutlich.
Daß meine Faust das Heldenschwert umspannt,
Das einst Arsakes trug — der große König I
weilt hier Dein Geist, Du heiligster der Todt.'n
Des Vaterlandes, o, so wiche mich.
Der Arsaki^en unwürdigen Sproß,
Zu weitrem Kampfe gegen unsern Todtfein).
Durchzieh mit Geisterhauch mein blutend Her),
Das schmerzlich zuckend Alle fallen sah.
Die zu den Besten sich des Reiches zählten,
Und kühle lindernd seine heiße Wunde,
Die tiefer Gram um den verlornen Boden
Nicht schließen lassen will. Gieb diesem Arm
Die Kraft von tausend Heeren, meiner Schaar
Den Muth der letzten Deiner Sklaven, und
vergieb uns, die der Uebermacht erlagen!
lZins>er, drohend und eindiingllch zum Aben)
Nun, Alter, sprich, — doch prüfe jedes wort,
Das aus dem Schädel auf die Zunge tritt.
Und prüf' es noch einmal, eh es als Laut
Dem Mund entschlüpft und in den Tag erklingt,
Vb wahr es seil Denn ich verlange jetzt
von Dir die Wahrheit — hörest Du — die Wahrheit!
wie kam zu Dir das Schwert? Ein Heiligthum
Des Partherreichs bewahrte Deine Hütte;
Ist es ein Raub, ist es ein Zufallsfund,
Gleichviel, ich heische Wahrheit nur von Dir.
Drei Leben retten Deine Worte, oder
vernichten siel — Ich habe Dich gewarnt!
Ver Alte:
Ein einfaches Erlebniß habe ich
Dir einfach zu berichten. Sollte ich
Nicht so erzählen, wie es Dir gefällt,
So gieb dem müden Alter doch die Schuld,
Das mühsam nur aus der Erinn'rung schöpft.
Meine pause,)
Nicht immer war ich hier. Zu einer Zeit,
Da ich so alt wie Du war — und so stolz,
Sah ich mich als Gesandter meines Herrn,
Einst vor dem Throne jenes Königs stehn.
Dem Deine Andacht galt. Dasselbe Schwert,
Das Deine Hand noch hält, lag friedlich ruhend
Auf seinen Knieen, war doch friedlich auch
Mein Auftrag, denn ich brachte ein Geschenk
An Land fast halb so groß, wie Euer Reich,

Pan.
Das ich — ich selbst, in kurzem Kampf erobert,
Mein Herrscher aber war ein Friedensfiirst,
Dem das Bewußtsein seiner Nacht genügte.
Und seinen Austrag führte ich jetzt aus.
Es kann wohl sein, daß meine Worte nicht
Die rechten waren, die für solches Amt
Genügten; — Kriegerisch war mein Beruf,
Und ungern nur gab ich das Land zurück.
Da weiß ich noch, auf einmal stand vor mir
Ein hoher Jüngling, Zorngluth im Gesicht,
Und rief: „Wir wollen kein Geschenk, das uns
Der Hohn vergiftet I Nimm die Scholle Welt,
Die längst Dein Fuß entweiht, und wehre Dich! —"
Der arme Jüngling! — klirrend siel sein Schwert,
Das des Gesandten unbedecktes Haupt
wie Wetterblitz bedroht, hin auf den Stein
Der Königshallel — Meine Hand mar schnell
In meiner Jugend, und sie schlug behend
Des königlichen Jünglings Angriff ab
Und griff die Waffe auf! — Gebieterisch
Klang jetzt des Königs Ruheruf, er trat
Zu mir, entwand mit sanftem Griff das Schwert
Aus meinen Fingern, gab das seine mir, —
(Aus das Schwert deutend)
Sein Schwert! Sein Königsschwert, und sprach kein Wort,
Sah mich nur an mit seinen Vateraugen,

Und ich verstand die Sprache
lAleine pause.1
Jene Seit
Liegt fern, noch einmal aber ließ Dein wort
versunknen Glanz erstehen. — Eitelkeit
versuchte mich ein keben lang umsonst,
Davon zu sprechen, Du allein erzwangst,
von mir zu hören, was ich nie erzählte, —
Der Todte möge mir verzeih'n,
fltteine pause,)
T>cr Mrtgerfürft cbemeg,,:
Und mir, — —
(er reicht dem Allen sein Schwertl
Hier, nimm das Schwert. Unheilig wör' ein Raub
Auf dieser Stätte, scheint es doch, als wehte
Gin Hauch der Gottheit hier. Gleichviel, ob Van,
(vb Moloch heute meinen willen lenkt,
Ihr habt gesiegt! Ihr habt mich auch geschlagen!
Geh', Mädchen, zu den Glücklichen, ihr Herz
Erwartet Dich, —
lzur freudig und zweiselnd Zaudernden)
So geh, — Ihr habt gesiegt!

Gustav Jäger in Berlin.
VsK Mädchen lzmeiseind):
Ist es die Wirklichkeit, die mich umgiebt?
Der Tag und nicht die Nacht; das lichte Leben?
Ist es ein Wunder, will ein Gott uns wohl?
(Zum parthersSrsten,)
Erhabner Fürst! wir sind die Sieger nicht.
Du siegtest ganz allein. Dein Edelmuth
Blieb Dir im Unglück treu.
(ver partherförst will sprechen.)
B. sprich kein wort,
Die gute Thai braucht nicht Entschuldigung.
Sie braucht Vergeltung! Schütze pan Dein Haupt
Und segne Deine Waffen und Dein Land
Und lasse Dich so stark und mächtig sein,
wie Du es heute warst in Deiner Schwachkeit!
Heil Dir und Deinem volk; hat auch zur Zeit
Das Kriegsglück sich gewendet, untergehen
wird nie ein Reich, das solche Helden hat,
wie Dich, die ihren größten Feind besiegen.
Sich selbst — und ihren Stolz! — B, hätt' ich Lorbeer
Für Deine Stirne, leider bin ich arm, —
lste reicht ihm da, Viodem)
Doch nimm das Diadem. Gieb es dem Weib,
Das Dir das Liebste, war' ich auch mit Dir
Als Sklavin sortgezogen, hättest Du
Mich armes Spielzeug doch bald fortgelegt.
Nun schmücke eine würdige der Reif,
Die Dir werth.
Ver Psrtl)erfürst (mit schmerzlicher Empfindung!:
Nein, — ich will die Krone nicht,
Sie ziere Dein Haupt. Nähm' ich sie mit mir,
Sie würde mich an Dich erinnern, würde
Mir Thoren sagen, daß ich schnödes Gold
Für. reinste Schönheit tauschte; — B, ich Thor! —
Ich gehe. — Lebt in Frieden! Möge pan,
Der Euch gerettet, immer bei Euch sein!
Ver Alte:
Herr — Fürst — Gebieter — Held! Ein «Snigssohn
Kann anders handeln nicht, als königlich!
Ver Vsrrgerfürst:
Still, Alter; keine Worte, will mir doch
Ein Teufel höhnisch raunen in mein Ghr,
Daß Du mich überlistet, spare d'rum.
Die Worte, ihre Wirkung kenn' ich wohl,
Sie ist zu stark für einen Parther, —
(der Alle will rcd,'n, doch der parthcr wehrt ihm mit der Hand od)
Schweig!

(Zu»l Mädchen)
Ich gehe, — als ein Flüchtling, — wie ich kam.
schnell sinkt der staub, den unsrer Rosse Huf
Aufwirbelt, wieder auf den Boden hin,
Und dann ist Alles, wie es war, bei Euch.

lAusbrcchend, heftig, in schmerzlichem Zorn)
verfluchtes Rom I Du jagst mich ruhelos
Aus meiner Heimat! Deine Zeit kommt auchl
Dann, wehe Dir, wird Alles, Maß für Maß,
Dir zugemessen, was Du ausgetheilt!
<Znm Madchen, Mi, roehmSthiger Lmpfindung, ste fest anblickend und ihre Hand ergreifend)
Mich siehst Du nie mehr, Mädchen. Deine Rose
Gieb mir zum Abschied. Dein gedenke ich,
So lange sie noch blüht — ich danke Dir.
(Lr geht langsam ab. Srnvpe der Drei, verhallende Horntönc der abziehenden Schaacen, ver Hirt ist auf den Hügel gestiegen und steh', die Auzen mit der Hand beschattend, den Parihern nach. Kos Mädchen weinl leise, «leine pause,)
Ver Alte:
Die Thränen adeln Dich, wehr' ihrer nicht.
Er war der Besten Einer, wie ein Gott
wird er gelautert aus dem Unglück zehn.
Sein Name wird im Heldenlied? klingen,
Und makellos lebt fort sein Bild in uns.
sver Hirt ist zu den Beiden getreten,)
Das war ein Gluthfirom, aus der Welt gesandt,
Nach der Du Dich gesehnt. Spurlos verzehrt
Unzählige der Strom nach herber (yual;
Des Daseins Wollust wiegt den Tod nicht aufl
(Iu Maro, er sögt dessen und des Mädchens Hande ineinander,)
Komm, Maro, gieb die Hand dem Mädchen; nie
«rankt Euch mit Worten mehr. Ihr liebt Euch doch,
wie nur die Jugend liebt. Ihr wolltet Euch
Eins für das Andre opfern. wer das Leben
Für seine Liebe giebt, zeigt, daß er liebt!
iKleine pause,)
Nun will ich ausruhn vor der Hütte noch
Ein Weilchen, denn mein Alter will sein Recht,
Und es ist Abend.
(Lr geht langsam zur Hätte, setzt stch auf die Bank und verstnkt in Schlas, vcr Abend wird immer heerlicher. Sonnenuntergang Z
Ver Vitt:
Danken laß uns pan,
Geliebtes Mädchen. Sanken seinem Schutz,
Denn er ist überall, der große Pan!
VsS Mädchen:
Hüter der Einsamkeit, Du großer pan!
Das schwache wort nur bildet meinen Dank.

H00 Gustav Jäger in Berlin. —–Aus Milch und Honig nur bestellt mein Vpfer,
B nimm es gnädig auf. Du großer Panl
(Hinler der Scene ertönt in lieblicher Melodie die ZIZte Pans; Beide lauschen.)
Horch, Maro, horch; die süße Melodie.'
Pan giebt uns selbst ein Zeichen, daß er uns
Zur Seite war, als mir zu ihm gefleht.
Horch. Vater, horch. — Es schläft der Greis, ich will
Ihn schlummern lassen. Maro, fühlst Du nicht
Ein frohes Sehnen in der jungen Brust?
Bei diesen Klängen wacht die Liebe auf.
Die wir zurückgedrängt, thöricht und stolz.
Die harte Rinde, die das Herz umschloß.
Sprang ab mit Hellem Iubelton, es sucht
Die Liebe Liebe —'
Ver Hlrt lwährend da, Mädchen sprach, klang die Melodie schwächer):
Und die Treue giebt
Der Liebe Antwort, giebt ihr Vbdach, will
Sie für ein Leben haben; — ganz allein!
Bleicht unser Haar dereinst des Alters Schnee,
Soll Lieb' und Treue uns das Herz noch wärmen,
Ivie in der Jugend; wenn auch lodernd nicht.
So doch mit sanfter Flamme.
Großer Oan!
Sei immer Du bei uns. Entziehe nicht
Uns Deine Huld, beschirme meine Heerde.
Drei junge Lämmer weih' ich Dir als Bpfer,
B nimm es gnädig auf. Du großer Paul

Christkind.
0on
Mgrgg Kon Kentz.
— Breslau. —
Schnee mit Regen vermischt.
Ein naßkaltes, häßliches Wetter — kein Weihnachtswetter,
Das kleine Mädchen, das am Flurfenster steht und in den schmutzigen Hos blickt, sehnt sich nach großen, reinen Flocken, die all das

Häßliche und Graue da unten bedecken sollen, auch die großen Tonnen und
Fässer, die so naß und schwarz sind.
Die Kleine denkt an's Christkind — an das lichte, schöne Christkind,
ron dem ihr in dieser letzten Zeit so viel erzählt worden ist.
Sie weiß, daß es große weiße Flügel hat, und daß sein Kleid golden
umsäumt ist. Wer es nur einmal sehen könnte!
Das Kind seufzt und blickt zum Himmel hinauf. Der ist ganz grau
— er sieht so trube aus, als ob er gar nicht wüßte, daß morgen Weihnachten ist. Weihnacht!
Grethchens Herz klopft, und ihre Augen leuchten. Morgen kommt das
Christkind; mit seinen großen Flügeln schwebt es leise hernieder, um alle
Menschen froh und glucklich zu machen.
Drüben im Hinterhaus öffnet sich jetzt eine Thür, und Grethchen sieht
Karl, ihren Spielgefährten vom Sommer, heraustreten.
Sie klopft laut an das Fensterkreuz nnd winkt ihm. Mit langsamen,
schlenkernden Schritten geht der Iunge über den Hos in das Vordergebäude.
Er ärgert sich über die teppichbelegten Stufen nnd über die Breite und
Helle des Treppenhauses.
„Natürlich," brummt er, „unsereens kann sch uff den Stuffen Hals
nnd Beene brechen. Um Unsereenen is ja ooch weiter nich schade."

^02 Marga von Rentz in Breslau.
Im Kinderzimmer war's, Christkindchen zu Ehren, heute sehr aufgeräumt.
Grethchens Puppen saßen dicht neben einander in ihren besten Kleidern
auf dem Sopha; auch das WSelkind in seinem Bettchen hatte eine sitzende
Stellung angenommen.
Karl warf nur einen verächtlichen Blick auf diese steife, stumme Gesellschaft.
„Ach, Karl," sggte die Kleine und hüpfte in wunderlichen Sprüngen
vor ihm her, „ich kann's kaum noch erwarten."
Der Junge setzte sich an den großen Tisch inmitten des Zimmers.
Die Hände hatte er in den Hosentaschen, seine Blicke gingen rundum.
„Du freust Dich wohl gar nicht, Karl?" frug die Kleine, die sich
über Karls gleichgültiges Gesicht verwunderte.
„Freuen? — auf was?"
„Nun," — die Kleine war fast empört — „auf morgen — auf Weihnachten!"
„Ach so — auf Weihnachten. Nu ja, da hab'n wer jetzt a paar
Tage keene Schule, das is scheene."
„Du, Karl," Grcthchen hob sich auf den Zehenspitzen und fragte ihn
ganz geheimnißvoll, „sag' 'mal, Karl, hast Du schon mal das Christkind
gesehen?"
Der Junge stieß ein kurzes Lachen aus.
„Wie lnan's nimmt," antwortete er, „Deins zum Beispiel sehe ich
jetzt sehr ofte."
„Ach Du, schau — sag', wie sieht's denn aus?"
Die Kleine zappelte vor Neugierde; sie schob ihren Stuhl dicht an den
Karls und sah ihn bittend nn.
„Es ist groß und hübsch. Hat 'n feinen, noblichten Pelzmantel on —
seine dreihundert Mark werth, sagt die Mutter, un —"
„Du, das ist nicht wahr," fuhr Grethchen dazwischen und tippte mit dem
Finger dem Jungen auf einen Noäknopf, „'n Pelzmantel trägt das,, Cliristkind nicht. Die Anna hat gesagt, ein ganz weißes Kleid mit Gold^bestwt;
die Tine sagt freilich, himmelblau wäre der Rock. Aber einen Pelzmantel
— nein, Karl, — denk doch, wo sollt's denn unter so 'nein dicken Pelzmantel die Flügel haben! Das is ja gar nicht möglich – nicht. Du?"
„Nu," der Junge zucite die Achseln, „weeßt's denn so genau, daß 's
überhaupt Flügel hat?"
Die Kleine warf Karl einen mitleidigen Blick zu.
„Natürlich hat's Christkindel Flügel." –
„So? Nu lvennste alles so genau wees>t, was frägst De mich denn da!"
Er blättert in einem Bilderbuch und pfeift leise einen Gassenhauer dazu.
Die Flocken fallen klatschend an die Scheiben, sich sofort in große
Tropfen Wasser auflösend.
Grethchen hoclt auf einem Stuhl am Fenster.

Christkind. —
H0Z
Die braunen Angen blicken fragend geradeaus, dann fängt sie an,
mit dem Zeigesinger auf der Scheibe herumzumalen.
Ja, woher wußte sie denn eigentlich, daß das Christkind Flügel hat?
Das mar doch aber eigentlich selbstverständlich.
Sie dreht sich langsam nach dein Jungen um.
„Du, Karl, höre mal. Es muß doch Flügel haben — denn —"
Der Junge giebt keine Antwort.
Er baumelt mit den Beinen und liest in dem Buche.
„Sieh mal," fährt die Kleine überredend fort, „wie könnt's denn sonst
vom Himmel 'runter?"
„Na ja," brummt Karl.
„Sieh mal — und dann die vielen, vielen Wege, die's zu machen
hat, menn's die alle gehen sollte."
„'s kann ja mit der Pferdebahn fahren oder sich 'ne Eklivage nehmen!"
Grethchen sprang von ihrem Sitz herunter und lachte ein herzliches,

frohes Kinderlachen.
„Ach, Karl, Du bist doch zu komisch. Denk doch mal, Karl, das
Christkind in der Pferdebahn, und dann kommt der Schaffner und sagt:
,Bitte, wie weit?' — nch, Karl, Du bist doch zu dumm."
Karl klappte mit einem hörbaren Ruck das Buch zu und lehnte sich
hintenüber.
„Dumm? Ich war' dumm? Ich weeß «lehr wie Du, kann ich Der
blos sagen, und richtig wceß ich alles, nu — Du thätst Dich wundern,
wenn ich —"
Er schmieg und sah die Kleine höhnisch an.
„Was denn, Karl? Erzähl mir's doch, was Du vom Christkind weißt."
„Daß alles Unsinn is vom Christkind — weil's eben gar Ken Christkind gibbt, das weeß ich, und ich kann Der blos sagen, daß ich mich ooch
keen bissel uff Weihnacht freu' — nee — keen bissel."
„Ja aber — wer bringt uns denn da die schönen Sachen?"
„Uns," antwortete Karl, „uns zuni Beispiel bringt Niemand solche
scheene Sachen. Sieh her, wie meine Jacke aussieht, un dorch die Stiefel
kommt's ganze Wasser rein, solche Löcher hat's drinnen, — un warum, weil
wer keene solche reichen Eltern hab'n wie Du! Ich kann Der blos sagen,
daß Dein Christkind Deine Mutter is, un wenn se jetzt fortführt in ihrem
feinen Pchmantt'l in der Eklipage, kauft se für Dich scheene warme Kleider,
feine Schuhe, Spielzeug und alles Mögliche, kann ich Der blos sagen."
Grethchen war ganz blaß geworden.
„Ach Du, das kann nicht sein. Das glaub' ich nicht. Woher weißt
Du denn das?"
„Von meiner Mutter selber. Vorigtes Jahr, wie mer noch uff der
Flurstrnße wohnten, hatten wir Beede, der Paul un ich, uns ooch so uff
Weihnachten gefreut. Und wie's Abend wurde, gingen mer in unsre

Kammer un erzählten immerzu daron un warteten, daß's kommen sollte.
Un da heerten mer mit Eens was de Treppe ruff kummen, un der Paul
nahm meine Hand ganz feste in seine, daß ich bald gequietscht hätte, un
sagt: ,Du — jetzt kummt's^ Aber es kam nich, un es wurde immer
später. Der Paul fing an zu heulen — mer war'n nämlich ganz alleene
zu Hause — der Vater war in der Kneipe, un die Mutter that wo helfen."
„Du, was ist denn Kneipe?"
„Kneipe is ebenst Kneipe," antwortete ärgerlich Karl, „also, es wurde
immer später un später. Ich wullte Licht machen, 's war aber Ken
Petroleum da, da mußten wer im Finstern bleiben. ,Weeßt De. Paul/
sag' ich, ,geh mer a bisse! uff die Straße.' Da fängt er von Frischem an
zu heulen. ,Nee/ schreit er, ,wenn's dann doch noch kummt, kann's nich
rin/ Da blieben wer und warteten, 's war kalt nnd sinster in der
Stube, mer hab'n uns orndt'lich gefürchtet, kann ich Der blos sagen. Un
dann, noch viel später, kam wieder eens die Treppe ruff. 's war aber
blus die Mutter, die brachte Hulz un Petroleum mit un zwee kleene
Packeteln, die gab se uns un sagte: .Hier, daß der ooch was zum heiligen
Abend habt/
„Was war denn da drinn?"
„A Stickel Pfefferkuchen, so ganz gewöhniglicher, a Paar Handschuh
un Schieferstifte. Un der Paul fing wieder an zu heulen. ,Warum kummt
denn 's Christkind nich zu uns?' schreit er; da sagt die Mutter, wahrscheinlich
ärgerte se sich, daß sich der Paul nich bedankte: ,Dummer lunge, 's gibbt
ja gar keen Christkind. Die Reichen spielen 's Christkind selber, unsereens
hat Ken Geld un Kene Zeit dazu/ Da heulte der Paul erst recht, der
Bock stieß 'n urntlich, so hotte er schonst immerzu geheult. Un die Mutter
wurde ganz schrecklich beese, holt's Stecke! aus 'm Schranke und haut 'n Paul
urntlich durch. Un dann mußten wer alle Veede schlafen geh'n. Un ich
heulte dann ooch, kann ich Der blos sagen, vor Wuth un Aerger. Un
dadrum weeß ich, daß's kee Christkind gibbt. Alle armen Leute haben
nischt zu Weihnacht, un die Reichen vill. Un Vater sagt, es wird gar
nicht mehr lange dauern, da müssen die Reichen alles hergeben, un dann
hab'n wir's gerade so gutt. Vater sagt, das wär' ane Ungerechtigkeit, d^ß
die armen Leute sich so schinden müssen un die Reichen kenn' faulenzen, un
Vater sagt, Eener muß soviel hab'n wie der Andere. Un ich kann Der
blos sagen, wenn ich groß bin — da sullst De mal seh'n."
Er nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, und mit der rechten geballten
Hand schlug er auf den Tisch.
Grethchen war ganz still, mit großen, erschreckten Augen hatte sie dem
lungen zugehört.
Sie hatte das unklare Bewußtsein, daß man ihr etwas Herrliches
genommen habe.
Sie Mich sich zum Sopha und setzte sich neben ihre Puppen.

Karl holte sich ein anderes Buch.
Dann las er eisrig darin, sein struppiger Kopf lag fast auf dem Papier.
Es war so still hier, gar nicht wie in einem Kinderzimmer.

Die Uhr tickte laut in diese Ruhe hinein, nebenan in der Küche sang
die Trine ein Weihnachtslied.
Als die Uhr zwölf schlug, klappte Karl das Buch zu.
„Hier steht ooch nischt wie Lügen drinn," sagt er noch, dann griff er
nach seiner Mütze. „Adjee!"
Beim Hinabsteigen ärgerte er sich nochmals über die schöne, breite
Treppe und die gemalten Flurfenster.
Grethchen hockte wieder am Fenster.
Zwei schwere Thränen rollten dem Kinde über die dicken Bäckchen,
während sie den. Jungen nachschaute, der pfeisend über den Hos ging.

Illustrirte Bibliographie.
Jllnstrirte Geschichte der Resormation in Teutschland. Von I,. Bernhard Rogge.
Mit 1 Farbendruck nebst zahlreichen Text-Abbildungen nnd 3g jNmstdruck,Tafeln.

Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag.
Diese volksthümliche Geschichte der Reformation in Teutschland liegt jetzt in
11 Lieferungen vollendet vor uns, ein Werk, das nach Inhalt und Form volle Beachtung
verdient.
Nachdem eine Vorgeschichte der kirchlichen Reform gegeben ist, das Leben der Kirche
vor der Reformation, die gescheiterten Reformversuche der Concilien zu Pisa, Konstanz
und Basel erörtert und die Vorlaufer der Reformation, Perms Waldus, Wiclisf,
Iohann Huß, Savonarola, in ihrer Bedeutung gewürdigt worden sind, wird ein Ueberblick
der humanistischen Bewegung in Italien und Deutschland geliefert, deren Träger vor Mem
Erasmus von Rotterdam, Reuchliu und Hutten waren. Hieran schließt sich der Anfang
der Reformation in Teutschland, Luthers harte Kindheit und Iugend, sein inneres
Ringen und Kampfen im Augnstinerkloster zu Erfurt und Wittenberg, sein entscheidungsvolles Auftreten gegen Tctzel, sein mannhaftes kühnes Verhalten in Worms vor Kaiser
und Reich, dem sich sein Aufenthalt in den stillen Räumen der Wartburg anschließt, wo
er die so folgenreiche Arbeit der Bibelübersetzung in Angriff nimmt. Tann kommt eine
Zeit, wo sich die neue Lehre verhältnißmäßig ungestört entwickeln kann, nur gcfährd«t
durch die wüsten Revolten der Schwarmgeister nnd Bauen,: es sind schwere Iahre für
Luther, dessen ganzes, starkes Gottvertrauen dazu gehört, um ihn nicht au der guten
Sache verzweifeln zu lassen. Doch diese tvar schon Gemeingut des ganzen Volkes geworden, die Entwickelung war nicht mehr zu hemmen, selbst wenn es Luther gewollt
hatte. Daher stürzt er sich immer von Neuem in den Kampf, tritt überall helfend,
fördernd und tröstend auf, schafft eine Neuordnung des Gottesdienstes in der sächsischen
Landeskirche, tritt bei den Kirchen- und Schulvisitationen mitten unter das Volk, dessen
kindlich naiven Anschauungen in kirchlichen Tingen er meisterlich Rechnung zu tragen
versteht. So spricht ein Bauerleiu, das seinen Glauben aufsagen soll: »Ick glöwe in
Gott allmachtigen", und antwortet auf die Frage, was „allmächtigen" heiße: .^Jck wet
nich." Ta sagt Luther: „Ja, mein Mann, ich uud alle Gelehrten wissen's auch nicht, was
Gottes Kraft und Allmacht ist: glaube aber Tu in Einfalt, daß Gott Tcin lieber und
treuer Vater ist" . . . (S. 257). Die Frucht dieser sozusagen pädagogischen Erfahrungen
Luthers war sein großer nnd kleiner Katechismus, dessen bildende und erzieherische Bedeutung für das ganze Volk, für Lehrende und Lernende, nicht hoch genug angeschlagen
werden kann. — Dieser .Kleinarbeit folgt dann wieder der große Kampf für die reine
Lehre, wie er sie dachte, besonders auch dem schweizerischen Reformator Zwingli gegenüber.

EMPTY

von dem er in der Abendmahlslehre abwich. (Religionsgespräch zu Marburg 1529.) —
Es beginnt der noch schwerere Kampf, in dem der Kaiser selbst mit allen verfügbaren
Streitkräften der alten Kirche gegen Lnther in's Feld zieht (Reichstag zu Augsburg 1530).
Ein entscheidendes Resultat wurde auch hier nicht erzielt, aber die reinliche Scheidung
zwischen der alten nnd neuen Lehre wurde hier, gewissermaßen greifbar in Paragraphen
nnd Formeln gefaßt, herbeigeführt, und dem blödesten Auge mußte von jetzt an klar erkennbar sein, wessen sich die Protestanten in kirchlichen Dingen vom Kaiser zu versehen
hätten, man mußte erkennen, daß schließlich die brutale Gewalt Anwendung finden werde,
sobald die politische Constellation günstig dazu sei. Diese Zeit des Haugens und Bangens,
diese Zeit verzwcislungsvollen Ringens gegenüber den sinsteren Mächten, denen der neue
Geist wie die Ausgeburt der Hölle selbst erschien, wird auf den nächsten hundert Seiten
(328—t22) näher geschildert. Ten Beginn des Waffenganges auf blutigem Felde, wovor
sein Herz von jeher gezittert hatte, sollte der große Reformator nicht mehr erleben. Seine
letzten Jahre, die ihm durch mancherlei Ungemach Leibes und der Seele oft recht verbittert worden sind, werden anschaulich beschrieben. Am 18. Februar 1541 entschlief er
in seinem Gebnrtsort Eisleben, indem er noch im Tode die Wahrheit mannhaft bezeugte,
die er seinem Volke als theures Vermachtniß hinterließ.
Tie nächsten Eapitcl bringen dann den schmalkaldischen Krieg, das Augsburger
Interim, den Zug des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser und den Augsburger
Religionsfrieden. Wenige Seiten sind den unerquicklichen Streitigkeiten und Haarspaltereien in der evangelischen Kirche gewidmet, die sich nach dem Religionsfrieden entwickelten und Mclanchthon als die r«1,ies tl,««I«Mrnin so in der Seele zuwider waren.
Turch einen Ausblick anf die Gegenreformation und die Entwickelung des Iesuitenordens
wird das Bnch abgeschlossen. — Ter Zweck dieser umfangreichen Arbeit ist darin zn
suchen, dem gebildeten Publicum eine gcmeiiwerständliche Tarstellung jener an Kämpfen
so reichen Entwickelung unserer evangelischen Kirche zu bieten. Ich sage dem gebildeten
Publicum: denn um a'.If die große Masse unseres Volkes zu wirken, ist der Inhalt, besonders in den rein historischen Abschnitten, zu

schwierig und verwickelt. Es ist also ein
Volksbuch nicht im weitesten, sondern im engeren Sinuc, und ich glaube, daß bei dieser
Begrenzung in dem Werke alle Ansprüche befriedigt werden, die billigerweise gestellt
werden können. Tie Sprache ist klar und einfach, getragen und durchweht von echt
evangelischem Geiste, von jenem Geiste der Toleranz und Freiheit, mit dem die evangelische
Kirche bisher siegreich vorwärts geschritten ist. — Einen besonderen Schmuck und ein
ausgezeichnetes Anschammgsmittel bilden die vielen und durchweg vortrefflichen Illustrationen, von denen leider nur eine Probe
mitgetheilt werden kann. — Wir empfehlen das
Bnch allen denen, die eine ernste Lcctüre lieben und sich mit Andacht in die große 'Vergangenheit unserer evangelischen Kirche vertiefen
wollen. < «ä.

Auf der Höhe. Lust nnd Leid im Liede. Hemnsgegebm von Dietrich Theben. Illustrirt
von ersten deutschen Meistern. Breslau, Schles ische B uchdruckerei, Kunst- und
Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. (Preis in Original-Prachtband
18.0« Mark.)

Wir haben diesem schönen glänzend ausgestatteten Prachtwerke, das unter den auf
den vorjährigen Weihnachtsmarkt gebrachten litterarischen Festgaben einen hervor,
ragenden Rang einnahm, in dem vorigen Decemberheft eine ausführliche Würdigung
zu Theil werden lassen. Wir wollen jetzt nicht verfehlen, wenigstens kurz auf die soeben
erschienene Neuausgabe des Werkes, die durch ein ansprechendes Titelbild bereichert worden
ist, unter Beifügung einer Probeillustration hinzuweisen nnd diese mit so reichem künstleri,
scheu Schmucke bedachte Anthologie als Weihnachtsgeschenk warni zu empfehlen. —I—

Meyers Kleines C«nversattonS»Ler.ikon. Sechste gänzlich neubearbeitete
und vermehrte Auflage. Äehr als 80 00« Artikel und Nachweise auf 2700
Seiten Text mit etwa 165 Illnstrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und
56 Karten und Pläne) und ca. 100 Texibcilagen. 80 Lieferungen zu je 30 Pfennig
oder 3 Bände in Halbleder gebunden z» je 10 Mk.

Der erste Band des „Kleinen Meyer" ist soeben erschienen, er enthielt die Lieferungen
1—27. Diese Nachricht wird jeder Gebildete mit Freuden begrüßen, denn kaum ein
anderes Werk wird in den weitesten Kreisen mit demselben lebhaften Interesse verfolgt,
wie dieses berühmte und praklische Nachschlagebuch für alle Gebiete oes menschlichen
Wissens nnd Könnens. Wenn je das Wort „volksthümlich" in seinem wahren uud edlen

Zinne mit Recht in Anspruch genommen wird, so darr es von dem .Kleinen Meyer", diese?
lvahrhaft glänzenden lexikographischen Musterleistung, geschehen. Die EntWickelung unseres
geistigen Lebens fordert immer mehr und mehr von dem Gebildeten, daß er an jed.'r
Stelle der so weit verzweigten menschlichen Cultur Bescheid wisse oder wenigstens 5ck
leicht zurechtsinden könne, und dabei specialisirt sich in Folge der Arbeitstheilung das
Wissen des Einzelnen anf immer engere Gebiete. Da ist es denn ein unabwei?liches
Bedürfniß, einen Rathgeber zu haben, der eine schnelle, zuverlässige, erschöpfende und doch
vor Allem kurze Auskunft giebt. Wohl giebt es verschiedene große, vielbändige Conversaticns-Lexika — der ebenfalls im
Bibliographischen Institute zu Leipzig erscheinende „Große
Mcner" ist das unerreichte Musterbild eines solchen —, aber sie können bei all chrm
hervorragenden wissenschaftlichen und litterarischen Vorzügen die eine Bedingung nicht
erfüllen, die in unserer Zeit des Iagens und Hetzens vielleicht die hauptsächlichste ist:
die Kürze. Mit der Ende April d. I. ausgegebenen 1. Lieferung der neuen Auflage des
„Kleinen Meyer' versprach die Verlagshandlung ein Werk, das allen gerechten Ansörüchen
genügen sollte, die man an ein Nachschlagebuch stellen kann. — Der soeben vollendete erste
Band zeigt, daß das Versprechen im vollsten Maße gehalten ist. Er umfaßt auf ca.
9Ug Seiten Text die Stichworte „A" bis »Golther". Der bildlichen Erlauterung des Werkes
dienen, mit vollendeter Technik und allen Hilfsmitteln der heutigen graphisckxn Kunst
ausgeführt, 7 Tafeln in Farbendruck, Z9 Holzschnitt'Tafeln, 26 Karten und 41 Textbeilagen.
Die einzelnen Artikel zeichnen sich durch ihren auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage
beruhenden und doch jedem Gebildeten leicht verständlichen Inhalt, sowie durch ihre gewandre
und ansprechende Form aus. Sie bieten sich als Theile eines planmäßig angelegten und,
soweit es bei der großen Zahl der verschiedenen Mitarbeiter möglich ist, einheitlichen Ganzen
dar. Besondere Beiücksichtigung haben die gegenwärtigen Zustände des Staats- und
Gesellschaftslebens gefunden, die neuesten statistischen Ergebnisse sind aufgenommen und
verwerthet worden. Daneben haben natürlich auch alle Fortschritte der Kunst, der Technik,
der Naturwissenschaften zc. die gebührende Würdigung erfahren. Trotz dieses Aufwandes
an geistigen und materiellen Opfern ist der Preis des .Kleinen Meyer" ein so geringer, die
Erscheinungsweise eine so bequeme, daß auch der minder Bemittelte sich seiner Dienste
versichern kann. Für die Bezieher der Lieserungsausgabe wollen wir zum Schlusse nicht
verfehlen auf die von der Verlagshandlung hergestellten Einband-Dccken hinzuweisen.
Die aus bestem Material verfertigten Einband-Decken zeigen eine hochvornehme und
moderne Ausstattung in echt japanischem Geschmack. Sie sind zu dem überaus billigen
Preis von 1,2S Mk. für den Band von dem Bibliographischen Institut in Leipzig zu
beziehen. — II—

Bibliographische Notizen.

Erinnerungen eines Japaners Schilderung der EntWickelung Iapans vor
und seit der Eröffnung bis ans die
Neuzeit. Von I. Heko (Tokio). —
Ilebersetzt und bearbeitet von Ernst
Oppert. Stuttgart, Strecker K Moser.
Die Erinnerungen des jetzt im

62. Lebensjahre stehenden Verfassers sind
zwar zum Theil, namentlich in den ersten
Kapiteln, rein persönlicher Natur, beanspruchen aber dadurch ein besondres
Interesse, als sie aus der Feder eines
Iapaners stammen nnd ein derartiges
Werk zum ersten Mal auf dem deutschen
Büchermarkt erscheint. Als Eingeborener
vermag der Verfasser das Familien- und
geistige Leben Iapans sowie dessen politische
Ennvickelung wahrhaft und getreu zu
schildern. Nachdem Iapan Iahrhunderte
hindurch jedem Verkehr mit der Außenwelt
abgeschlossen war, hat es ig den letzten
LS Iahren einen so großartigen Aufschwung genommen, wie solcher in gleichem
Maße in der Geschichte der Völker ein
zweites Mal nicht aufzuweisen ist. Die
Schilderimgen des Verfassers erstrecken sich
bis zum Iahre 1891 und schließen mit
dem bekannten Attentat auf den russischen
Thronfolger ab. Die Zustände während
des letzten chinesisch-japanischen Krieges zu
schildern, hat der Verfasser in Folge eine?
schweren körperlichen Leidens, das ihn
betroffen, leider unterlassen müssen. Was
die Beschreibungen und Schilderungen des
Verfassers besonders interessant macht und
vor anderen bisher über Iapan erschienenen
Schriften auszeichnet, ist die wahre Erkenntniß des Volkscharakters und seines

inneren Lebens, die er als Eingeborener
am besten darzustellen in der Lage war.
Als Anhang des Buches ist die alte
Stadtoerfassung der Stadt Iedo beigegeben.
Schließlich sei noch auf die werthvolle
Einleitung des Ueberfctzers besonders hingewiesen.
Lftasiatische Wanderungen. Skizzen
und Erinnerungen aus Indien,
China, Iapan und Korea. Von
Ernst Oppert. Stuttgart, Strecker
K Moser. —
Bei dem allgemeinen Interesse, das
der Osten Asiens gegenwärtig in Anspruch
nimmt, sind Schilderungen asiatischer
Zustande, wenn sie nicht blos in flüchtigen
Reiseeindrücken bestehen, sondern wie in
dem Buche auf persönlichen Erfahrungen
und Erlebnissen beruhen, von besonderem
Werth. Der Verfasser liefert aus seinem
langjährigen Aufenthalt in Ostasien eine
Sammlung von Skizzen und Erinnerungen,
von denen zwar einige bereits in deutschen
und englischen Zeitschristen erschienen sind,
deren Znsammenstellung aber in der gegenwärtigen Zeit am Platze ist. Tie beiden
Schlus;capitel: „Rückblicke" und„Kiautsohau"
sind als besonders interessant hervorzuheben.
In den Rückblicken berührt der Verfasser
auch den französisch-englisch-chinesischen
Krieg, speciell die Einnahme von Peking
und die Plünderung des kaiserlichen Palastes
durch die Franzosen, denen, wie bekannt,
hierbei Kostbarkeiten von unschätzbarem
Werth in die Hände fielen. Unwillkürlich
muß man hierbei an die Klagen der Franzosen
über die „Pendules" denken, die im letzten
deutsch-französischen Kriege von den
Deutschen fortgeschleppt sein sollen. Bezüglich
„Kiautschau" hebt der Verfasser namentlich
des energische Vorgehen Deutschlands
hervor, das den ersten und kräftigen Anstoß
dazu gegeben hat, die Lethargie und die
beliebte Stagnationspolitik der chinesischen
Regierung zunächst aufzurütteln. Erst die
Folgezeit wird die überaus große Wichtigkeit
des deutschen unabhängigen Gebictsbesitzes
in vollem Maße zu Tage treten lassen.
Onkel TomS' Hütte. Von Harri et
Beecher-Stowe. Illustrirte Ausgabe.
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Den weltbekannten Roman heute noch
kritisch zu belenchten, erübrigt sich. Daß
sein Kunstwerth nicht mit der gewaltigen
Verbreitung, die er gefunden, und der tiefgehenden Wirkung, die er seiner Zeit geübt,
im Einklange steht, darüber ist man heute
wohl einig. Die mächtige Wirkung aber,
die er einmal geübt und die diesem Erzeugnisz
einer weiblichen Feder die Bedeutung einer
befreienden That verlieh, sichert ihm für
alle Zeiten seinen Platz in der Litteraturgeschichte. Daß es auf die heranwachsende
Generation auch heute noch zu wirken vermag, und daß es mit seinen Qualitäten als
ein echtes Volksbuch noch heute Freunde
verdient und sinden wird, diese Voraussetzung, welche die Deutsche Verlags-Anstalt
zur Veranstaltung der vorliegenden illustrirten
Ausgabe bewogen bat, wird sich gewiß als
gerechtfertigt erweisen. — Die Ausgabe
umfaßt 20 Liefernngeu K 30 Pfg. Die
zahlreichen Illustrationen genügen den an
ein Volksbuch zu stellenden Ansprüchen.
0. V.
Sechs Märchen von Carl Ewald.
Kopenhagen, Verlag von Andr. Fred,
Höst K Sön.
Auf den Spuren Andersen's sind schon
gar Manche gewandert; erreicht ist der
große Märchenerzähler von keinem seiner
Nachtreter: keiner der Letzteren kommt
unseres Erachtens ihm so erfreulich nahe,
wie sein Landsmann Carl Ewald, dessen
in einer UeberseKung von Pauline Klaiber
vorliegende sechs Märchen in ihrer Vereinigung von schalkhafter Laune und
moralisirender Lebensweisheit, in der Art
und Weise, wie das Thierleben zum Spiegelbildc menschlicher Verhaltnisse gemacht wird,
sogar in gewissen stilistischen Eigenthümlichkeiten durchaus Andersen'chen Geist verrathen. Ewald's Märchen werden Kinder
wie Erwachsene mit Vergnügen lesen —
sie völlig zu genießen sind freilich nur die
Letzteren im Stande. 0. V.
In Sachen und Sächeln. Geschichten
und «kizzen von Ferdinand Groß,
Stuttgart. Adolf Bon.z u. Co.
Der bekannte Wicner Feuilletonist erweist sich in dieser neuesten Sammlung seiner
kleinen Skizzen und Geschichten wiederum
als ein witziger und zugleich gemüihvoller
Plauderer. Er sucht nicht nur zu blenden,
sondern zu erwärmen und schlägt in den
kleinen Skizzen „Kathcrl" und „Großmütter-Worte" ganz besonders warine Herzenstöne
an. Wie in alle,, derartigen Sammlungen
kleiner Skizzen und Geschichten, die im
Laufe der Zeit entstanden und nun zu einem
losen Ganzen vereint sind, kann man auch
hier nicht alle Stücke als gleichwerthig bezeichnen: das beste ist wohl die erste, überaus satirische Skizze „Lombrosüm". Eine
scharfe Beobachtungsgabe und ein fein

ironischer Humor treten jedoch überall hervor, und Ferdinand Groß verdient wie
selten Einer die Anerkennung vollster Originalität und außerordentlicher Melseitigkeit.
Dabei tritt er mit großer Bescheidenb.it
auf und erheitert den Leser, ohne durch
seilten Humor aufdringlich zu wirken. Daher kann man ihn mit Recht einen der
wenigen guten deutschen Humoristen nennen.
L.
Melusine. Ein Liebesroman. Von Iacob
Wassermann. München, Albert
Langen.
Es gicbt Bücher, die, wenn wir sie zu
Ende gelesen, uns das eigenartige Unbehagen, Kraft und Können verschwendet zu
sehen, erwecken. So ist's uns mit
»Melusine" ergangen. Wenn wir nur
ergründen könnten, zu welchem Zweck das
Buch, in dem Phantasie und Gestaltungskrast, dichterischer Schwung und realistische
Situationen in Fülle zu sinden sind,
eigentlich geschrieben ist? Als Talentprolic
des Autors vielleicht? Aber mit so viel
Talent, wie der Autor entschieden besitzt,
kann man dcch Besseres, als Unnützes
schaffen! Oder vielleicht giebt es solche
»Melusinen" wirklich, und der Autor hat
die Absicht, sie uns zur Bereicherung
unserer Menschenkenntniß vorzustellen.

Aber sie sind doch jedenfalls nnr in den
Nerven-Klimken zu sinden: nur als pathologische Geschöpfe können sie Anspruch auf
Wirklichkeit erheben: für das Mcnschthum,
für das Leben sind sie Schemen, sind
höchstens für den Psychologen werthvolle
Stndien - Objcctc! Und ihre mögliche
Existenz in dem Milieu eines Münchener
Familien-Pensionates, wo der Dichter seine
Melusine ihre Nolle sviclen läßt, leugnen
wir entschieden. Ms Schauplatz der
Hysterie, der Rohhcit und der Sinnesverfemeruug, lic in diesem Pensionat zusammen ihr widerspruchsvolles Wesen
treiben, aller dieser halb visionären, halb
naturalistischen Vorgänge, ist ein solches ein
sehr schlecht gewählter Nahmen, der die vielen
Unmöglichkeiten, die passiren, noch unmöglicher erscheinen läßt. Wir wollen hoffen,
daß der Autor ein nächstes Mal kein „besonderes Bnch" schreibe,i will, dann wird er
sicherlich ein werthvollercs schreiben..
Sommersonncnglück. Neue Gedichte von
Hans Bcnzmann. Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik und sieben
Zierleisten von Hans Heise. Berlin und
Leipzig, Schnster u. Löffler.
Grillparzer sagt: »Schön ist dasjenige,
das, indem es das Sinnliche vollkommen
befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was
dem Sinnlichen allein genug thut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch
das vollkommen Sinnliche dahin zu gelangen,
ist gut, wahr, recht, was man will, aber
nicht schön.' An dieses ästhetische Reccvt
hat sich BenMann gehalten. Seine neuen
Gedichte nehmen durch die eigenartige Auffassung und Schönheit ihrer Bilder die
Seele gefangen. Sie wirken weniger musikalisch durch das Ohr, vielmehr malerisch
durch das Auge. Der Dichter befolgte den
bekannten Rath Goethes: „Bilde, Künstler,
rede nicht!" Er berückt und entzückt
nicht durch melodischen Wohlklang, wenn er
auch Reime und Rhythmen überall meistert,
sondern durch Farbenpracht und wundervolle
Bertheilung von Licht und Schatten. Schon
das Inhaltsverzeichniß des sehr fein ausgestatteten, umfangreichen Buches deutet
darauf hin. Es liest sich wie der Katalog
einer Gemäldegallerie. Die einzelnen Gedichte sind eingereiht unter folgende sieben
Haupttitel: Haide, Frühling, Sommernächte,
Spätsommer, Herbst, In den Bergen und
Ans den Evangelien. Ieder Theil enthält.
Cabinetsstücke und zeugt von so strenger
Auswahl, daß der Eindruck des Ganzen
die höchste Befriedigung hervorruft. Mag
B. im hellen Sommersonnenlicht ein heiteres
Gesicht oder den melancholischen Spuk fahler
Herbstnebel, mag er Tag oder Nacht vorüberschweben lassen, mag er nach der Wirklichkeit zeichnen oder im Zauberspicgel der
Phantasie seine Gestalten schauen, immer
versteht er seinen Gebilden die Lebenswärme
echten poetischen Gefühls einzuhauchen. Aber
er weiß auch die Sprache der Natur zu
deuten. Er sagt in »Morgengang": „Und
mir ist's, als hört ich's leise rauschen, wie
der Lcbensquell im Acker floß, wie in
Tiefen heimlich Worte tauschen Tod und
Liebe, schmiedend ihr Geschoß" . . . Wie
die Griechen ihre Götter, so personisicirt er
die Natur in ihrem geheimnißvollcn Weben
und Walten. Der Frühling erscheint ihm
als rebellischer Schifferknecht, der die Marseillaise singend kühn sein Boot durch d«s,
Eis zwängt, daß die Schollen krackMg zusammenschieben, die Morgenröthe als rosiges
Mädchen, das vom Himmelsbett der Großmutter Nacht aus dem grauen Palast der
Dämmerung dnrch's Wolkenthor des Morgens hüpft. In dem trefflichen Gedicht
»Hans der Schuster,' das mit feinem
Hnnior die Leiden eines Idealisten veranschaulicht, wird der Msi als ein holder

Knabe geschildert: »im blonden Haar ein
blaues Band, im lilienweißen Kleide, ein
Rosenstenglein in der.Hand, so zog er über
die Haide." Der Abendfriede dünkt ihm
- ein Klosterheiliger, welcher sein Lämpchen
schwingend durch die Felder gebt und das
Korn segnet, die Nacht eine Rähterin, welche
die silbernen Sternennadeln in's schwarze

Sammetkissen des Himmels steckt, der Ton
bald ein schwarzer Schmetterling, bald Fährmann, Engel, Reiter oder nächtlicher Wanderer, welcher mit der Blendlaterne in jedes
Haus leuchtet u. s. w. Er begnügt sich
jedoch nicht mit dieser prächtigen Kleinmalerei, sondern giebt mit seinen frischen
Farben, seinen originellen Bildern auch
neue tiefe Gedanken. Am deutlichsten zeigt
sich dies in den Evangelien, die den
Heiland, ohne seiner göttlichen Aureole
einen Schimmer zu rauben, uns menschlich
näherbringen. Von besonderer Schönheit
sind auch seine zarten Federzeichnungen aus
Wald und Feld, deren Glanzpunkt gewöhnlich die Geliebte bildet. Sommersonnenglück ist eine so werthvolle poetische Gabe,
daß sie in der That verdient, das Glück
des Dichters zu begründen.
Nur eine Probe:
Die Erwartung.
Wo ist mein süßes Mädchen«
Das summen tausend Snmmergeigen
Voll Sehnsucht in das Mittagsschweigen.
Ich lege über's Aug' die Hand
Und seh in Gold und Gluth das Land,
Doch nirgendwo mein Mädchen;
Ich suche hier, ich suche dort,
Die Grillen summen immerfort:
Wo ist mein süßes Mädchen?
Ich werfe mich in's Gras
Und kann dem wilden Weh nicht wehren.
Kann denn die Holde mich entbehren?
Ich preß' die Stirn in's kühle Kraut —
Da lacht der rothe Mohn ganz laut,
Als läg' ein Thor im Gras,
Es lacht der weiße Hagedorn,
Der aufgeblasne Rittersporn
Und selbst das grüne Gras —
Auf einmal schwimmt ein Lied
Wie hingeträumt in Lenzgedanken
Durch Blüihen und durch grüne Ranken,
Und mit Entzücken hör' ich zu:
„Du Meine, 0 Du Mine Du!"
So selig singt das Lied
Und kommt und flieht — da fällt mir ein:
Ietzt wirst Du schlummern hier zum Schein.
Schon stockt das kleine Lied —-Das ist mein süßes Mädchen!
Ich hör' sie lachen ganz verstohlen,
Ich hör' sie nah'n auf leisen Sohlen,
Ich sehe schon den kleinen Schuh,
Mein Herz hält kaum die letzte Ruh' —
O, Du mein süßes Mädchen!
Ein Kuß — und alle Welt versinkt,
Und 'Alles um uns sinat und klingt:
„O. Du mein süßes Mädchen!"
5I,
küuMMugeu« Llleber. LesvreebunA uklcb
^Idsi», Lgmbiud uml Ivims. Lp«s.
Inttstrirt von II, SebvUn. Lerlin, Ilar i wit«
XsedkolAer.
^»»»»sruder«, I^uclvl?, gesammelte >Ve,Ke,
Ueseri»» «S—«. StuUßa, t, 1. «. OotK'sede
LuobImuckluug, XuebII.
^uk Se» Sxvre» Sss k»»««k,Is«Ks» Vol>s-IIsSss. oicbtuvg »nd ^'abrbeir vo,, 5i nil
?ssque nnd lAulnck vou Lmnberg, l'ianKsurr ». Zl,, I.itter», isel,e änswit lilltte,, 6
I^oeniug,
^,»s krsiucls» 2ui«ksv. Line ttan„„«,missebrikt. 18W. IIekt 17—20, Siul,«mt, Deulsobe
Verlitgs ^i«tali,
Husllim I5s<I»vw'» LU»dUls. Oi, siegedicbte «einer XinäNeii, ^u« ,ie,n ?ii, lciseben llix'iset«t ven ^,I»liiert Zkeix. Uerli,,,
UenreIZeiiner.
S«r«^r, VUKeK», Von ttläcK uncl I^eick. Zs«
Vellen, Leriin, Uebr. k,i»!tcl.
Lorl»»,»», Sb»KekpelU-es vedut 1M8.
I^eip«lg, üiivvin Lvrwaim» Seldstverb»,
SöttieKsr Seo«, Lail»,len, I.egemlen nnck
SebwünKe, Ixii'^i^, IZ, Zlaeder.
SiöoKii«, Or. VtiU^ V?,, I,»? IZülbsei cker
Lisemen ZlasKe und seine I^gsunL, <!e,neinvcr»tÄ»dlt«de varstellin«. Viesdmien, I.MM»-Kiretlen vrecKinz.
^usw»I,I cker Ito^iaetion vorbei,alten,
Lmv», Hsx, ä»» meinein lüute, vediebt«.
^li,»i,„ i. V,, I, 0. 0, Lruns Veii«^,
LuSII«, Or, L,, Xu»,, wi»«eu»ei,aitttebe ?i»u,lereien. 2w«lt« nnve, ündeite >uäage. Lerliu,
Uevrg Lebner.

Oossmsiiv, ?sul MKolsu», äi,u«risinen,
.«llnew'v, il»n»b»iter.
Osdv». ?s1i^, sümmliiebe VerKe im,^tlsei,en
Ini,»iis. IKnZ IV, vissni»—.^llil». I^eiii«ig,
LreilKopl ^ llürtei,
IZslaeour, ^ldsrl, I>e IZov. liomnv, ?li, is ,
L«eiöle ck» Klerenre ckc ?riume.
?«»t»n«, IKemZor, Der Sieediln, li«»,«n.
Leiii», ?, ?entaue c^ (!o,
?ravKs>S«di«v«1dstii, Ssrtriick, Die llnn^er-
?rsps», ll»-, Dle LelingeM'N, tt»m»n, verlin,
«ei,r. l,»ete1,
Sasclsir», Xarl?Keoclor, ?i!, «t l?ism»rcK und
?,it2 Neuter. Li» «ede,,Ki,i»tt, 2, 'IÄu« n«.
^i«,„u,, liins,o,n'«ci,e lloci,„edd^l, Verl.««,
SsrdsI1. ^.clolpd, I^eiciKil, n cken l'nteri ,el,t
in <Ier r»«»isel,en 8vr»el,e, I .II I. Lussisel,e
?,i,el, II, Llemenie der ,u»«i»ek, n öiniwbleine, LeiUn, l^ing<'«sebelcK'sebe V,^ii«jz»imcl,iil»eiiui«,
Sisssler, Or. O. lll., Die ,^li„n»n« i,n Dlen«t

cker v«, »telicndcu lbütigKeii. I^eip^ig,
«, L, «. ?leller.
SortsoKsIl, »uckolk von, iV u« „«,wer lugcuck,
Lrlnneruagen, Lerliu, ciedr. I°aetcl iLlwin
kaetei).
SsussoKai« l»scl»r»«r »uiist llclt II, IS
u. iZ, Vicv, aeseilselmlt kllr veivicllalligcnde Kunst,
Se?«l«r, VilKelvi, XclivZ Zlilllou'n, Lin
kivbilcber IZomsn, Lci'lin, l'nutanc ^ 0«,
üHiiclsrsl», Z?rt«l1rl«K v,, Vuotrans Lndc.
Scb»u.«pici In klluk äukügen, I,eip«ig,
O. U. Xuumsau.
Slrr», Z?sr^l»snS, ?e5,lzc«'wnK-Katal«g,
I^eiii«ig, Dcickiosnd lllrl K Lolm,
Sor>s, ^»toav, Dl« ^bcutcuer ckcs lirsfen
Vutoni«, In a»to,i»irter I>l,c,«et«ting von
Lodeit ?wls«, I^cip«lg, ?l,llipp lieclam Mv.
ZUopkso, Ssus. Dic Lngebnacberin, Zlil
lliustrstlonei, von llermann Kuuldack und
,l,-,n Liickc ckcs Verlasse,'» von li, Scbultc im
llole, Lellin, IZlcb, LcKsteius Hacbk.
— Ocr Väter ««ei«. Line «esebicdte KU« ckem
n„,ckeinen Lcrlln, Ln^ellwriis »Hameln«
lia,naudldii«»,clc!XV,l,12, Stuttgiut, l,Lngelbvin,
IsKrduvd. ktlr Sls S«ut»«ds ?rsus»vs!t
ll,!rau»gcl?elien von Lll.v s»ul und lliickegarck
ttbiist^enicKe, ZlN ö Lildnisseu. Stuttgilltt,
«reiner ?leilker.
ZsdrK»»lZerr, Os» »su»»sK»ts, in vilduissen,
lckit Zuckeren derausgcgeden von Kurl VercKmolster. I^fg, lL. lierlln, ?botograpbisede
Uesellsebalt,
^»vssil, VUKs^io, Das Lild iin Vasser. lioman.
vrescken, IZelssner.
^os«Ktiv, ^ossvK I^ounv, ckle lleìi,n»tlose, Lr-
«äl,lung »us ckvm »ebwci«ei iseben Ouiturund VolKsleben in cker cmtc» llAkte die«.«
labrdunderts. ^weiteäuliage. Lc«cl, Lenn«
Scbwabe.
«s.tssKsr, I^opoM, Vi« in a>, I^ukt liegt.
üsitge,nässes. I^,!li«ig, ?,euncl Vittig,
Züsrsnt, Mi! llicInige M„jze llsuski-»u.
Ourcb lanxMbiigc Lilal,ru»? c,p,«ble IZstb-
^cbläge, Kl,,« Ladt' llll' Liäute und i»NM
il»uski«uen, Ztultgait, Zlutb'zcbc Verlagsbanckiung,
Xod«ll, I^zuiss vor», König I^uckwlg II,
Zlit «abli'eicbeo, «um 'NieU disl,er
nocl, »nveröüeutlicdten Illustrationen und
Kunstbeilagea, Dsg, 12 uuli IZ. Üllncbsn,
las. ^idoir,
XoKut, Or. ^SolpK, tti^eilicbt« 6,ckent«cbon
lu,K,n, Diu llsu«im,:b llli' ,iic ^lldKcbc
?g,niilt,, liiustrin von ?ii Kuisobnmun.
Voll-l.b kc, UHF 1, L,^ilin, D^utx^i»^ Veiiag,
üunst?ssvKIl)KIs l» LU<>«r». Svstrmatiseb,!
Dmstellung dcr üutwickeiung d«r dlld^nll,^u
Kunst v«„i Kl».«i»cl,,'U >ilvNI,»m bis «uin
Lnd« des 18. lulubunkl, ,ig, .^blbeiiuug lll'
IZenaissün,^," in IWli,'n, Losrdeitet von

U. Dedio. 1IU Isk^In. I^eip«ig, L, ä. Scvmann,
XuriststÄttsii, SsrUKuits, Xo. I' Vg,n »It«n
IZom. Xo. L: Veneckig, I^eii«ig, L, ä, See-MlMN.
I.sl»,ru^ Or. H., vi,, I?li,iK ,1,« lud,!»tl,um», ?,^„Ksu,> s. ZI,, ^«in,nis^ionsveiiag
von KauNuiiinn,
I^imprsoKt, Oarl, I>i I'rspiung ,ier UolbiK und
ckei' sItgerininIsede KunstcblunIcler. Lider keick, Im SeidsIverlagv ckcs Verk»»«r». Ilok-K»mv IK.
IlsinKarSl. ^Ss^bsrt, «lilileedei,. Lellin,
ciel»-. ksetel.
2lo»«r. ^,»clrsas, losepl , Il»ebIm, Lin Indensbiick, Lorlin, L. Lcbr, Veiisg,
Il>irsi»Siui>1sr's enc.vK ioviickised,» Viirterdued
cker engiiseden und ckeulseben Sprscbc.
liwsse >usg»be, I>fg, », Leiiin, laugensebeickl'sebe Verlsgsduebwmckiung,
Os»^si«a. ZIov»tssel,ritt kür Ilemckei, Indusn-ie.
?olitiK, Vissensebslt, Kunsl etc. I, laki-«.
«o, 8, («ov, i«!«.) Lerltn, O«m,niss.'Verl»«,
L, Oalvaiz' ^ vo,
?KIlippt, ^SolI^ Ku,«tgcsedicdtlicde Dingeldsi'stellungen >'o, 7, (III, Lck,, 1. Ug,> I^eip«i«,
L. ^, Seeinaun.
?oIc>v»Kv, Or. Ssors, U,vissen, Lnre unck
Veritutwortung, I^iNe,llr. - psvebologIsede
stndien, (Ibsen, Sied I spensKi, »« ?olst«i).
ZIllucl,cN. Ile, mitvn I,uK»»ediK. K, ?rim«'»c'b,'
Il»5buebb»ndiu»g,
IllsKI, LsnKolS. Die Kunst an cker Lrenner'
Strasse. I^eipTig, LreitKopf K Ilörtel.
IlltUavS, XIs>», Ssnilüisi»ni s IllrKIn, Line
Klewstsätgesedicbte. Lerlin, ?outane 6^ Oo.
SsUsr, kcrlsSrlod. liustsv I reztsg, «it 28 ^dbildungen. Ixiip«ig, IZ, Volgtiänders Verl»«.
Svlsldood tllr Zläckcben im älter von 6—1«
lanren, äuswal,i von I^aul-, Uerätk-, Sin?unä IZudespielen kllr Sebulc, VolKkspielplsl«
und ?sinllie. Att, t!i Figuren, oessmmelr
und besebrieden von >. !iet.,ieb. 2. vermeKrte
uuck verbesserte .vnSsge. Zlit einem Vorwort
von «el,uir»tb ?r«s, Dr. Luler. Nsonover,
Kul Never.
Sts?«in^»ii, ZZsrrn«», vapbnis. Line Dicb,
tung, t'rsuenkeld, I. Ilud^r.
Stursd,»«. ?,, Im vnKraut. IZo,niin. I^eip^iF,
0. AlIIler.
Lslms», Xonrscl, ?«ck cken Iilten. rkoa>so,
Drescken, Oarl IZeissner.
ISSrsr, Lalckeiose. I^eip«ig, lil. Ileinsiu«
Xitcds,
?orriuili, Son^it» IZ»cl,c. IZon,»n. I>?ip-
«ig, ?kiiipi, licelam iun.
IIIms',«, S,, Ksis^i VIldcbn ckc, älte. ?^-strecke, gedalten »,n 22. W, / 1897 ln cker >,ul»
ck,i' Vniv,^«it2t lirelkswitick. Ureilswslck,
Julius ädcl.
Vsrlsi»s, ?aal, Ueckicbte. vebertrngen von tt»,vs
Kirebner. Lidiiotl,eK cker (ies»mmtnttei«ur
ckes In- und äuslandes. I>«, 1182. 1183.
IluIlc »./3, Verlsg von Mto Ilendel.
Vlsots, O, dilettsvten ckes I^edens. Kornau,
öerlin, ?. ?ovtline O«.
V^llKsr. LisMlucK In cker kran«Ssisedev
Oaiicalur. ^velte äutl»«». LtutlZsrl,
?ritncKb'sede Verl»gsb»ndlung,
Vest«roQ, I.»i»«, Line StuckcnIencbe. üvllzan.
^eip^ig, ?bIlipp IZccbim Mu.
VtvKsrr, ZZr»»t, Vom »lten sedlnge. lionl«Q
In ckrei Lllcdern. L Lcke. vrescken, t^rl
veissner.
lLl«sUn, Lins»usl, Ileiliges. Lasel, Le»»«
!Zeb«ai,e,
2slts«Kritt, MsssosoKaMlods, lur „Ocoul.
tismu^. Ilrsgcg, von Dr. ?erckinavck AasoK,
Il»mbnrg, I, lal,ig. Xo. I. Lcrlin-Xcuradvs.
ckorl, äckolk Lrand.
Schlcstschc Buchdruckeeri, «unst, nnd verlags,Anstalt v, ?, Schaiilaendn, Br«lciu.

Das Osntsoks VolKstnru.
Vater Aitarbeit bervorraFeuder ?aebi»iwiier KerausgeZebeQ v«u Or. t-isns ^/Is^er.
!lit 30 lakeln in FarbendrucK, llol^seboitt und üupkerütuung.
In Halbleder gebunden 15 ZlsrK.
In dem vseb langjäbriger Arbeit »im vorliegenden Nucb bat der Herausgeber 2Nm erstenmal den
Versueb g.;^ acbt, unter Iditarbeit incbrerer Kervorragender ?acbmävner die kr»?«: „Vss ist deutseb?"
naeb «lis» Leiten und im Z^usammenKang «u beantworten. Der Versucb ^ur Klärung 6er ?r»ge mussts
gemscbt werden; unsere Xeit verlangt bringend danaeb in all dem Wirrwarr widerstreitender, «icb kür